Zum Gebrauch in mässigen Dosen!

Amalie von Eckard.

Florenz den 11ten Januar 1901.

Der

neuhochdeutsche Parnaß.

1740 bis 1860.

Eine Grundlage

zum besseren Verständnisse unserer Litteraturgeschichte

in

Biographien, Charakteristiken und Beispielen unserer vorzüglichsten Dichter

von

Johannes Minckwitz.

Mit Portraits in Holzschnitten.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1861.

Vorwort.

Eine erhabene Freude weckt die Betrachtung der Anfänge und Fortschritte, welche die deutsche Poesie innerhalb eines Zeitraumes von ungefähr zwölf Jahrzehnten gemacht hat. Hervorgetreten sind eine Reihe theils der größten Talente, theils solcher, die zu den vorzüglicheren gehören; die Einen erklommen die höchsten Spitzen unsers Parnasses, die Andern schwangen sich zu irgend einer glänzenden Zinne desselben auf, von welcher sie der Nation blüthenreiche Kränze herabwarfen. Unter ihnen duften so viele immergrüne, daß wir mit Stolz zu sagen berechtigt sind: unsere Litteratur steht jeder andern europäischen an geistigem Werthe und Gehalte mindestens gleich.

Aber auch die Form der deutschen Sprache ist während dieses langen Zeitraums so kunstgerecht ausgebildet worden, daß wir nicht allein das Ziel der Vollendung klar erkennen, auf welches sie zu steuern hatte, sondern daß der sachkundige Beurtheiler auch sieht, es sei schließlich erreicht worden; das Ziel nämlich, welches im Geist und Charakter unserer Sprache, in ihrer Bildungsfähigkeit lag und vorgeschrieben war: ein ähnliches ruhmreiches Ziel, wie es Italien, Spanien und Frankreich in ihren Litteraturen seit dem Mittelalter aufzeigen. Sollten etwa die Deutschen mit einer weit bildungsfähigeren Sprache, als irgend ein anderes europäisches Kulturvolk besitzt, hinter dem höchsten Ziele der Ausbildung zurückbleiben, ihre Sprache verachten, mißhandeln oder sie wieder in den rohen Zustand zurückbringen, worin sie ehedem eine Pferdesprache hieß? Durch die Hände einer Reihe von Meistern ist sie hindurchgegangen, um am Schlusse des Zeitraums den Stempel ihrer Vollendung nach allen Seiten hin zu empfangen; nicht etwa in der Weise des Gellert'schen Hutes, welcher bald so, bald so für die Mode des Tags umgeformt wurde, sondern nach folgerechter Entwicklung scharfdenkender Sprachbewältiger. Wir sehen zwar, daß die Vervollkommnung der poetischen Redeform nicht in Einem Stromzuge wie der Rhein vorwärts gegangen ist; es traten Hemmnisse des Bettes ein, nicht sowohl durch die „romantische Schule", die hierin wenigstens einiges Verdienst des Fortschrittes hatte, als durch die befangene Anschauung der „schwäbischen Schule" und fast gleichzeitig durch die heillose Gegenwirkung

des „jungen Deutschlands“. Mehrere große Dichter indessen verirrten sich nicht auf solche Abwege, sie bethätigten die Echtheit ihres Berufes dadurch, daß sie, nachdem Klopstock das Schiff der Sprache vom Stapel gelassen hatte, auf dem hohen Meere unserer ersten Glanzepoche fortsteuerten, die Kunstrichtung einhielten und abschlossen. Neue Talente werden künftighin wissen, worin die Meisterschaft der deutschen Sprachform zu suchen ist, oder müssen es wissen, wenn sie den vorausgegangenen Meistern nicht nachstehen wollen; sie werden namentlich einsehen, daß die Volkspoesie ebensowenig als die Kunstpoesie verzichten darf auf die von dem Genius der Sprache selbst geforderte beste und edelste Formweise. Der Volksdichter darf sich fernerhin nicht erlauben, in Vers und Strophe zu radebrechen, vorwendend und vorschützend, er drücke sich natürlich, ursprünglich und nicht papieren aus, wenn er holpere und stolpere; der Kunstdichter muß zeigen, daß er die Kunst siegreich beherrsche, daß er Stoff und Form verschmelze, daß er seinerseits gleichfalls natürlich, ursprünglich und nicht papieren sich gefaßt habe, so unpopulär auch die Gestaltung seiner Verse scheinen möge. Erstes und letztes Erforderniß ist: Nationalität des Ausdrucks, sie verlangen wir von jedem Dichter, welche Form er immer benutze.

Die Folgezeit wird, ich bezweifle es keinen Augenblick, diese Anschauung durch die That bekräftigen. Denn der Verfasser vorliegenden Werkes theilt keineswegs die Meinung, daß unsere Litteratur und Poesie am Abend ihrer Entwicklung angekommen sei, weder mit der ersten Glanzepoche durch Goethe und Schiller, noch mit den denkwürdigen Fortschritten in diesem Jahrhunderte durch Platen und Rückert. Vielmehr ist der Himmel klar geworden und aufgethan für eine neue ebenso schöne oder verhältnißmäßig noch schönere Aera: so lange der deutsche Geist nicht versiegt, wird der Prophezeiende nicht irren, wenn er eine solche ankündigt. Ich berufe mich auf Goethe selbst, der am Schlusse seines „Vermächtnisses an die jüngere Nachwelt“ sagt:

Schon seh’ ich neue Sonnenaare fliegen.
Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Wiederschein von jenen Sternen
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh’res zu berichten.

Das Gegentheil freilich sagten eine Menge oberflächliche Köpfe aus, indem sie ihrer eigenen Ohnmacht mit den Worten Luft zu machen pflegten: die Glanzepoche sei ein für allemal vorüber, eine ähnliche könne nie wiederkehren und späte Jahrhunderte noch würden mit ehrfurchtsvollem Erstaunen auf den unvergleichlichen Frühling unserer Litteratur emporschauen, welchen Goethe und Schiller hervorgerufen hätten! Gegen eine so maßlose Ueberschätzung ihrer herrlichen Leistungen würde Niemand entschiedener protestiren, als diese beiden dergestalt bewunderten Männer selbst, wenn sie noch lebten.

Daß Goethe mit hellem Blicke eine derartige blinde Lobpreisung nicht mochte, hat er in diesen Zeilen wie an andern Orten vielfach ausgesprochen; leider lesen, kennen und beachten die seichten Kritiker unserer Tage die Urtheile des großen Genius nicht. Sie verstehen nicht die Freiheit des Geistes, die ihn überall auszeichnet, die Liebe zu seiner Nation, die ihn tief beseelte und allein schon gehindert hätte, solche geisttödtende Meinungen in die Welt zu streuen oder aus Ehrgeiz daran zu glauben.

Begegnen wir auf dieser Seite einer seltsamen Ueberschätzung, die auch ihren Unsegen hat, so müssen wir mit um so schärferem Widerspruch diejenigen abfertigen, die nicht erröthen vor der Unterschätzung und Herabsetzung genialer Leistungen. Wer sollte es für möglich halten, daß auch Schiller und Goethe angetastet würden von anmaßenden und plumpen Federn, deren Besitzer sich einbilden an Geistesflug, Geschmack und Kunsteinsicht dem Größten überlegen zu sein? Wir haben es aber seit lange erlebt und erleben es noch alle Tage, daß sie von einem elenden Litteratenthum nicht blos abgetrumpft, sondern auch ihrer Würde entkleidet werden; wie denn erst neuerlich ein solcher sauberer Federheld in seiner After-Litteraturgeschichte den Wahnsinn hingeklext hat, Schiller hätte selbst in seinen reifsten Produkten nichts eigentlich Vollendetes hervorgebracht und es würde in der Ordnung sein, wenn ihn die Nation — nicht mehr läse! Allerdings ist diese kostbare Ansicht schon vor der hundertjährigen Geburtsfeier des größten deutschen Lieblingsdichters an das langmüthige Publikum gebracht worden; aber wird die Scham künftighin von dergleichen schamlosen Selbstzeugnissen der Unwissenheit abhalten? Wird man sich noch wundern, wenn eine Reihe anderer ausgezeichneter Geister ebenfalls von dieser Kritikersorte mißverstanden und mißhandelt werden? Wird man es nicht in der Ordnung finden, daß die Einen unterschätzt, die Andern überschätzt werden, Beides auf eine fast unglaubliche Weise? Die Motive solchen Gebahrens, welches die Nation schändet, habe ich hier nicht näher zu untersuchen. Was den Ausschlag bei dem großen Haufen der heutigen Litteraten giebt, ist das Coteriewesen; ich will deutsch hinzusetzen, die mit dem Unverstand Hand in Hand gehende Unehrlichkeit verbündeter Dichterlinge.

Das Coteriewesen und sein verderbliches System aufzudecken, den schädlichen Einfluß desselben unschädlich zu machen, habe ich meine Erfahrungen hier zusammengestellt. Sie sind nicht von gestern her, sondern aus einer langen unpartheiischen Beobachtung hervorgegangen. Alles liegt mir daran, die Wahrheit zu sagen und zu treffen. Autoritäten gelten mir sehr wenig, und gelten mir sehr viel; ihre Sichtung und Würdigung lieferte mir den Maßstab, wonach ich sie beachtete. Es schien mir das Beste, die einzelnen Autoren vorzuführen nach ihrem Wirken, ihrem Wollen und Verdienste; in welcher Anordnung, war Nebensache für meinen Zweck. Denn dieser ging lediglich dahin: die Verkannten in ihre Rechte wiedereinzusetzen, die man ihnen aus leichtfertiger oder absichtlicher Unterschätzung genommen hat, die aus irgend einem Grund Ueberschätzten dagegen auf dasjenige Maß der Achtung zurückzuführen, das

ihnen zukommt. Ich hoffte hierdurch der Erkenntniß der Litteraturgeschichte zu nützen, wofern das deutsche Publikum noch die furchtlose Stimme der Wahrheit zu hören vermag.

Meinen Standpunkt ausführlicher darzustellen, als es im Obigen geschehen ist, erscheint mir um so überflüssiger, als ich bei der Charakterisirung der einzelnen Autoren hinlängliche Gelegenheit hatte ihn zu bezeichnen, wiederholt zu erörtern und zu schützen: es ist der Standpunkt der Kunst, der partheilose und nach den Gesetzen der Schönheit richtende, Gehalt wie Form gleichmäßig wägende*). Die Nachwelt und die kommende Dichterjugend möge darüber entscheiden, wie ich meiner Aufgabe genügt habe; sie wird es gleichfalls unpartheiisch thun.

Eine genetische Entwicklung unserer neuhochdeutschen Dichtung im Zusammenhange zu geben, lag nicht in meinem Plane, kann also auch nicht von mir gefordert werden. Demungeachtet habe ich nicht unterlassen, von einem jeden Autor in seinen Beziehungen zu den Zeitgenossen, zu den Vorgängern und Nachfolgern ein möglichst bestimmtes Bild zu liefern. Daß übrigens eine genetische Entwicklung des Ganzen, die nicht in der Luft steht, heutzutage gegeben werden kann, möchte nicht zu bezweifeln sein. Georg Gottfried Gervinus schrieb um dreißig Jahre zu früh über die neuhochdeutsche Dichtung oder machte doch den Tod von Goethe zum Schluß seiner Darstellung; es will mich bedünken, daß diese Einschränkung ihm nicht zu Statten gekommen ist, weder für die Uebersicht des Zeitraums, den er behandelt hat, noch für die gesammte Würdigung des Verlaufs und der Ziele unserer Litteratur. Denn der sterbende Goethe bezeichnet durchaus nicht den Endpunkt einer abgeschlossenen Epoche. Der genannte Litterarhistoriker, so verdienstvoll wie kaum ein zweiter, würde nach Gehalt und Form bestimmter zu urtheilen in der Lage gewesen sein, wenn er einen hundertjährigen Zeitraum in seiner ganzen Ausdehnung vor sich hatte; kann man doch selbst die Litteratur unsers Jahrhunderts keine junge mehr nennen, daß man Grund hätte, sie gegen das vorige Jahrhundert irgendwie zurückzustellen.

Leipzig, am 101. Geburtstage Schillers.

---

*) Ein Berliner Litterat äußerte, als ihm die ersten sechs Lieferungen des Werks zugekommen waren: „er theile meinen Standpunkt nicht.“ Also theilt er den Standpunkt der Unkunst, und seine Gründe bestehen darin, daß ich irgend einen Kameraden seiner Coterie von dem Parnasse geworfen habe.

Verzeichniß der Autoren.

Der

illustrirte neuhochdeutsche Parnaß.

Johann August Apel,

ein zu seiner Zeit geachteter Dichter und Jurist, wurde am 17. September 1771 zu Leipzig geboren, studirte die Rechte, erwarb sich 1795 den Titel eines Doktors derselben und erhielt das Amt eines Rathsherrn oder „Senators" bei dem Leipziger Stadtrath. Neben der Jurisprudenz indessen, die ihm eine äußerliche Stellung gab, wandte er sich mit entschiedener Neigung poetischen Beschäftigungen zu; doch nur in der „Novelle" offenbarte er ein wirkliches Talent, ein geringes im Lyrischen und in seinen dramatischen Arbeiten, die zwar theilweise über die Bühne gingen, aber wegen ihres Gehaltmangels bald vergessen wurden. Einen größeren, freilich auch nicht lange andauernden Ruhm ärntete er durch seine „Metrik," die er, angeregt durch G. Hermann, verfaßte; denn der letztgenannte Gelehrte hatte gerade um die Zeit, wo Apel Doktor wurde, die Metrik der alten Griechen wissenschaftlich zu begründen angefangen. Sein Schüler Apel widerstritt einzelnen seiner Behauptungen und Grundsätze, doch leider starb er zu früh, um den mit Hermann ausgebrochenen Streit zu einem befriedigenden Ende zu führen, am 9. August 1816.

Johann August Apel war ein sinnreicher Kopf, welcher von dem edeln Bestreben erfüllt war, das Verständniß unserer neuerwachten Nationalliteratur zu fördern, und durch die Begeisterung, welche ihm die großen Männer seines Zeitalters eingeflößt hatten, sich selbst zu der Aufgabe hingezogen fühlte, für die künftige Blüthe unserer Poesie mitzuwirken. Obwohl er durch das Geschäftsleben gehindert war, die Kräfte seines Talents vollständig zu entwickeln, hat er doch eines der Beispiele gegeben, die in den sogenannten gebildeten Kreisen mit den folgenden Jahrzehnten immer seltener wurden: an dem Fortschritte unserer Literatur auf edliche Weise thätigen Antheil zu nehmen! Im Lyrischen stand er auf der Seite derjenigen, die nach Vervollkommnung der äußeren Form strebten. Für das beste von ihm verfaßte größere Gedicht gilt „Zauberliebe". Unter den Novellen zeichnen sich „der Freischütz" und das „stille Kind" vortheilhaft aus. Unter seinen Kritiken erwarben sich die über Vossens „Luise" und über die „Jungfrau von Orleans" vielen Beifall.

Schriften. 1) Die Tragödien Polyidos, Aitolier und Kallirrhoe, Leipzig 1805 und Kunz von Kauffung, Leipz. 1809. 2) Gespensterbuch, von Apel und Laun. 3 Bde. Leipz. 1810—1811. 3) Wunder-Buch, dessen Fortsetzung. 2 Bde. Leipzig 1815—1816. 4) Cicaden, vermischte Schriften. 3 Thle. Berlin 1810—1811. 5) Metrik, 2 Bde. Leipz. 1814—1816. (Neue Aufl. 1834).

Justiz.

Blinde Justiz, o entzög' dir ein Gott die verhüllende Binde,
Daß du der Wage Gewicht sähst, und des Schwertes Gebrauch.

Themis.

Seht, wie das Schwert in der Rechten erglänzt, in der Linken die Wagschal:
Legt in die Wage mir Erz, oder befürchtet das Schwert!

Die Immerblühende.

Stets umblühetem Rosengebüsch, schönprangende Mutter,
Gleichst du, es blüh'n dir stets rosige Töchter empor.
Ehe die jüngste den Kelch noch öffnete, blüht von der ersten
Schon dir ein Enkelsgeschlecht, schön wie die Mutter zu schaun.

Grabschrift.

Was ich empfing, ich gab' es zurück den unendlichen Mächten:
Aether, empfange den Geist, Erde, die Glieder zurück!
Was ich gewirkt, euch bleib' es vertraut, ernstrichtende Zeiten,
Fördert das Gute, den Wahn laßt in dem Strome vergehn!
Was ich geliebt, in dem Tod noch halt' ich es fest; und Erinn'rung
Knüpfe mit liebendem Band gern an den Todten den Freund.

Mein Wunsch.

Sollt' ich ein Glück von den Göttern erfleh'n, nicht schimmernden Reichthum
Bät' ich, und blendenden Ruhms herzenbethörenden Glanz,
Nicht ahnherrliches Throns weitreichende sichere Herrschaft,
Noch allsiegendes Arms völkerbezwingende Macht.
Schön ist jedes und führt zu dem Glück auf sicherer Straße;
Aber ich bitte das Glück, nicht zu dem Glücke die Bahn.
Gebt mir, Götter, die liebliche Lust herzinniger Liebe,
Erst mit des Lebens Licht lösche die liebende Glut;
Neu stets bleibe dem Mädchen der Kuß, wie an erster Umarmung
Himmlischem Tag; stets hold lächle die Liebliche mir;
Dann, ihr Götter, gewähret die Sorgen des Ruhms und des Reichthums
Wem es gefällt! Mir ward ohne die Sorge das Glück.

Simonides.

Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopas' tapferm Arm der Preis,
Und würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,
Der mit der nie verstimmten Leier
Den hohen Göttern Hymnen singt,
Und bei der Spiele heil'ger Feier
Des Siegers Ruhm den Enkeln bringt.

Und froh begrüßen alle Gäste
Den grauen Sänger bei dem Mahl.
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopas' prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschet jedes Ohr,
Geschenke thürmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.

Da faßt Simonides die Leier,
Und festlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren hohe Feier
Erhebt begeistert sein Gesang,
Wie Kastor kühn die Rosse zügelt
Und ihre muth'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand geflügelt
Den Cästus auf den Gegner schwingt.

Und wie der Preis der Göttersöhne
Vom Mund des grauen Sängers schallt,
Begeistern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenspiels Gewalt.
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen
Schau'n leuchtend seine Blicke auf,
Er singt wie sie die Völker schützen
Und leiten schneller Schiffe Lauf.

Wie seiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kastor Polydeukes theilt,
Und willig, jenen zu erheben,
Bei Hades' finstern Schatten weilt;
Wie sie, von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.

Doch zürnend hört er Jenen schelten:
„Du sangst der Götter Lob, laß dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung fordre nicht von mir!“
Da spricht der Sänger, — ihn begeistern
Die hohen Götterhymnen noch —
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?“

„Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust,
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden unbewußt.
Was sie gebieten, muß er singen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie sie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menschen kund.“

„Wohl! haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn,“ —
Spricht jener, — „doch die du besungen,
Von ihnen ford'r auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein;
Ich ehre nun den frommen Weisen,
Doch kann ich nicht Vergelter sein.“

Da röthet edle Glut die Wangen
Dem grauen Sänger, und er spricht:
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht.
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,
Durch sie zum Himmel euch zu heben,
Begünstigte von Plutus' Raub!“

„Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht.
Ihm konnten sie die Schätze schenken,
Doch wollten sie den Sonnenflug
Nicht zu dem finstern Schooße senken,
Der eure todten Götter trug!“

„Sie fesselten des Frühlings Blüthe
Mit Wurzeln an der Erde Schooß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder sorgsam groß,
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schooß genährt,
Und sich in blühenden Gestalten
Zu Farb' und Leben schön verklärt.“

„So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und, was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weihn.
Wähnt nicht des Sängers Lied zu lohnen, —
Belohnung ist ihm sein Gesang!
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang.“

„Ihr hörtet mich, Zeus' hohe Söhne!
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr.
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leier,
Die eurer Gottheit Hymnen singt.“ —

Und kaum hat er das Wort geendet,
Da tritt ein Sclave schnell herein.
„Zwei Männer, ferne her gesendet,“ —
Spricht er zum Sänger, — „warten dein.
Sie wollen nicht im Haus verweilen,
Und weigern sich dem Fest zu nahn,
Doch bitten sie, du wollest eilen,
Und deiner Lieder Lohn empfahn.“

Der Sänger staunt bei diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sclaven nach.
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach.
Doch werden sie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menschen mehr gesehn;
Sie scheinen Göttern gleich verschwunden,
Die warnend schnell vorübergehn.

Denn wie der Sänger es verlassen,
Erbebt das festliche Gemach,
Es stürzt in ungeheuren Massen
Herein das hochgewölbte Dach.
Die mächtigen Ruinen bauen
Den Todten, tödlend selbst, das Grab,
Und Zeus' gefei'rte Söhne schauen
Auf ihren Sänger mild herab.

Guido Theodor Apel,

der Sohn des eben genannten Rathsherrn Apel, ein lyrischer und dramatischer Dichter von wohlverdientem Ruf. Er wurde am 10. Mai 1811 zu Leipzig geboren und sollte, auf der Nikolaischule seiner Geburtsstadt vorbereitet, nach seines Vaters Beispiel die Rechte studiren. Zwar begann er von dem Jahre 1830 ab den juristischen Kursus in Leipzig und Heidelberg, vollendete ihn auch glücklich, indem er 1834 in erstgenannter Stadt das Examen eines Baccalaureus bestand; aber wie er schon auf der Schule sich mit poetischen und musikalischen Arbeiten beschäftigt hatte, geleitet von dem Prediger Gottfried Wilhelm Finck, dem bekannten Schriftsteller im Fache der Musik, so bevorzugte er auch später das Studium der Kunst und widerstand den Rathgebern, die ihn auf das fleißige Betreiben jener Brodwissenschaft hinwiesen. Während er noch mit der unüberwindlichen Neigung seines Herzens und den Vorstellungen abmahnender Freunde kämpfte, verfolgte ihn in dem dritten Jahrzehnt seines Lebens, trotz der sonst äußerst günstigen Verhältnisse, in welchen er durch Wohlhabenheit lebte, eine sehr düstere Gemüthsstimmung, gegen die er Abhülfe in der Musik suchte. Umgang mit seinem Lehrer Finck, gemeinschaftliche Studien mit Richard Wagner und später ein sehr intimfreundschaftliches Verhältniß mit Felix Mendelssohn-Bartholdy gaben ihm Genuß im Reiche der Töne, aber nicht Befriedigung, da die Sehnsucht, schaffend zu wirken, ihn stets wieder zu poetischen Arbeiten trieb. Unzählige Gedichte in jeder Form waren die Früchte jenes Zeitraums, welche jedoch mit Ausnahme weniger lyrischer Kleinigkeiten nicht veröffentlicht wurden. Da überfiel ihn im Jahre 1836 eine fast den ganzen Sommer hindurch andauernde Krankheit, welche zwar der wiederkehrenden Genesung weichen mußte, aber eine an Blindheit gränzende

Schwäche des Augenlichts zurückließ. Vergebens hoffte er seitdem auf Heilung oder auf Verringerung des Uebels: sein unglücklicher Zustand blieb, trotz aller aufgebotenen Mittel, unverändert derselbe. Unterdessen vermehrte sich seine Liebe zur Dichtkunst, er arbeitete fort, indem er sich an fremde Hülfe gewöhnte, die ihm den Mangel der Sehkraft ersetzen mußte; und nicht blos auf das Lyrische beschränkte er seine Thätigkeit, sondern er wußte das ebenso unbequeme als bittere Uebel der Blindheit so weit zu besiegen, daß er sich sogar auf das dramatische Gebiet wagte. Neben lyrischen Sammlungen veröffentlichte Apel nach und nach eine Reihe theils kürzerer, theils umfangreicherer Dramen, von welchen mehrere die Runde über das deutsche Theater gemacht haben. Dem Epischen entsagte der fleißige Autor, da er durch verschiedene Versuche, wie er selbst erklärt hat, die Ueberzeugung gewann, daß das Heldengedicht unserer Zeit eine ganz andere Form beanspruche, als die seither von ihm angewendete.

Am vortheilhaftesten offenbart sich Apel's Talent im Gebiete des Humoristischen; wie er gern eine heitere und pikante Seite des Lebens hervorsucht, so gelingt ihm auch die Darstellung derselben. Leichtigkeit der Produktion vereinigt er mit einer fließenden Ausdrucksweise. Ein Verehrer Platen's, folgte er diesem Meister im Streben nach schöner Form, besonders auf Sorgfalt des Reims achtend, wie Adolf Böttger, sein nächster Landsmann und Zeitgenoß. Indeß überschreitet Apel selten die Höhe des Mittelmäßigen; einerseits sind die von ihm benutzten Stoffe häufig unpoetisch, andrerseits seine Sprache nicht gewählt genug, so daß die Darstellung der Gedanken theils unter prosaischen Wendungen und Ausdrücken leidet, theils sammt dem Stoffe zum Gewöhnlichen herabsinkt. Nur die von solchen Schlacken freieren Produkte zeugen für den echten Beruf des liebenswürdigen Dichters.

Schriften. 1) Gedichte. Leipzig 1840. 2. Aufl. 1844. 2) Melusine. Gedicht in drei Gesängen. Ebend. 1844. 3) Die Völkerschlacht bei Leipzig. I. Sieg der Preußen bei Möckern. Ebend. 1850. 4) Professor Mispel oder der Seele Wiederkehr. Ebend. 1854. 5) Als Manuscript gedruckt von 1853—1856, die Dramen: a) Nähkätchen. Schauspiel in drei Aufz. b) Die unverdiente Nase. Lustsp. in drei Aufz. c) Der Hausarzt. Lustsp. in einem Aufz. d) Ist sie treu. Lustsp. in einem Akt. e) Die Weiber von Weinsberg. Romantisch-komische Oper in drei Aufz. Musik von C. C. Conrad. f) Günther von Schwarzburg, erwählter deutscher König. Trauersp. in fünf Akten. Leipzig 1856. 6) Gesammelte dramatische Werke. Leipzig 1856—1857. 2 Bände (die genannten Werke umfassend). 7) (Vom Herzen zum Munde, vom Munde zum Herzen) Lieder und Gedichte. Leipzig 1857.

Die Unentbehrliche.

Es hatte vor Zeiten im Fabelreich
Ein weiser Gelehrter gepredigt:
„Auf die Welt kommt der Mensch, doch — o Jammer! — sogleich
Ist er schon seines Daseins entledigt.
Zu kurz ist das Leben; doch ich, wenn ihr meint,
Ich mach' es so lang, daß es Jedem erscheint,
Als hätt' er's wohl zweimal durchwandelt!"

Und Schaaren zogen zum hochweisen Herrn
Und begehrten recht lange zu leben,
„Wohlan," sprach der Weise, „so haltet euch fern
Vom feurigen Eifern und Streben;
Vernünftig und ruhig von früh bis zur Nacht,
Den Abend im Bett, nicht schwärmend verbracht,
Und mäßig gegessen, getrunken!"

Da riefen die Leute: „Das wissen wir schon!
Das braucht uns der Mann nicht zu sagen"—
Doch sprach ein Gesetz: es verbreitet am Thron
Die Lehre gar großes Behagen.
Drum gehorcht den Gesetzen der Mäßigkeit—
Das Leben wird lang, flieht zögernd die Zeit,
Und mit Zeit ist doch Alles gewonnen!

Und richtig! Bald waren die Klänge verstummt
Von des Lebens verdrießlicher Kürze.
Die Genies zwar haben geseufzt und gebrummt:
„So fehlt ja dem Leben die Würze!"
Doch stets ward der Frevel sogleich unterdrückt.
„Lang wird jetzt die Zeit, drum sind wir beglückt!"
Erklärten die Richter mit Salbung.

Da plötzlich, da liefen in Dorf und in Stadt
Außer Athem umher die Doctoren,
Die halbe Bevölk'rung kränkelnd und matt,
Die andre hing seufzend die Ohren.
Und zu Ende der Woche, da meldet am Thron
Ein Bericht: das Zehntheil des Volkes ist schon
Gestorben an Langerweile!

Entsetzt fuhr der König vom Sessel empor:
„Wie? Tod statt Verläng'rung des Lebens?
Fort zur Schutzfee des Reichs! Um Hülfe beschwor
Man die Gute noch nimmer vergebens!"
Und sie zogen zur Fee – die lächelte mild,
Sie winkt und heran kam lustig und wild
Ein prächtiges Dirnchen gesprungen.

Kaum sehn die Gesandten das drollige Kind,
So müssen von Herzen sie lachen.
„Fort," sagte die Fee, „jetzt gilt es geschwind,
Mit der euch nach Hause zu machen!"
Und kaum ist die heimische Grenze berührt,
Da wird schon die Wirkung im Volke verspürt,
Das laut jubilirend umher schwärmt.

Und früh wird das Mädchen zum König gebracht:
Von der Krankheit sind Alle genesen.
Der König begrüßt sie: „Heil sei deiner Macht!
Wie dank ich dir, rettendes Wesen?"
„Wohlan", rief die Kleine, „so gieb mir als Lohn
Mein altes Plätzchen, ganz unten am Thron,
Denn ich, Majestät, bin — die Thorheit!"

„Du banntest mich fort durch das strenge Gesetz,
Das Mäßigkeit furchtbar befohlen.
Da spann Langeweile das tödtliche Netz,
Sie durfte die Opfer sich holen.
Ihr lebt doch nicht lange, wird lang euch die Zeit,
Dem Glück sind nur flüchtige Stunden geweiht —
Und ich bin euch rein unentbehrlich!"

Vom geliebten Dornenstrauch.

In meinem Blumengarten steht
Ein wilder Strauch im Rosenbeet
Voll schwarzer, spitzer Nadeln.
Die Freunde lachen, die ihn seh'n:
„Bei Rosen hier die sauren Schlehn!"
Und spotten laut und tadeln.

„Der Strauch ist seinen Platz nicht werth!
Was wird der Dornbusch so geehrt,
Der häßliche, der alte?"
Ei, zieht mir nur den Mund dazu,
Ich habe meinen Grund dazu,
Daß ich so hoch ihn halte!

Hier war vordem ein wüster Platz,
Bei diesem Busch hat mir mein Schatz
Den ersten Kuß gegeben.
Da pflanzt' ich Rosen rings herum —
Nicht wahr, Ihr Herr'n, nun steht Ihr stumm
Und laßt den alten leben?

Da les' ich Euch im Angesicht:
Den Dornstrauch selbst verdienet nicht
Dein ungerath'nes Schätzchen.
Wohl habt Ihr recht, doch laß' ich ihr
Im Herzen, wie im Garten hier,
Das alte, liebe Plätzchen.

Doch du, mein Kind, bedenk ich mich,
Dann juckt und brennt es mörderlich
Wie Nesseln vor der Stirne
Wär' nicht Dein Kuß so glühend heiß,
Dein Hals und Arm so blühend weiß,
Du liebe, böse Dirne!

Und bleib' ich Dir am Tage fern,
Und wenn ich mich nur Abends gern
An Deiner Nähe labe:
Dann denke nicht: ich gräme mich —
Du böser Schatz, ich schäme mich,
Daß ich so lieb Dich habe!



Ernst Moritz Arndt,

ein vorzüglicher Lyriker und Historiker, besonders auf nationalem Felde durch Patriotismus und Charaktergröße hervorragend, erblickte das Licht am 26. December 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen. Der Sohn eines Bauern, suchte er die Welt nicht blos im Studirzimmer kennen zu lernen, sondern durch unmittelbare Anschauung des Volkslebens und durch den Verkehr mit verschiedenen Nationen. So unternahm er denn, wie Alexander von Humboldt vor seinen weiteren Weltfahrten, große europäische Reisen und durchzog Schweden, Deutschland, Frankreich, Italien und Ungarn. Im Jahre 1806 trat er als Professor der Geschichte an der Universität Greifswalde auf; allein schon zwei Jahre später (1808) sah er sich genöthigt nach Schweden zu flüchten, weil er als Mann des Fortschritts zu kühn gewirkt hatte und durch die Veröffentlichung mehrerer Schriften in jenen traurigen Tagen sich von allen Seiten schutzlos erblickte. Durch seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" hatte er sich den Haß einer unverständigen Adelspartei, durch

seinen „Geist der Zeit" die tyrannische Verfolgung des siegreichen Napoleon auf den Nacken geladen. So lebte er als Flüchtling bis zum Jahre 1812, wo das Glück des französischen Eroberers wankte, erst auf schwedischem, dann auf russischem Gebiete; kaum aber waren die Heerschaaren des Kaisers durch den russischen Feldzug vernichtet, so kehrte Arndt nach Deutschland zurück und half mit seiner ganzen genialen Persönlichkeit an dem großen Befreiungswerke unserer tiefgebeugten Nation, indem er sich jenen edeln willenskräftigen Männern anschloß, die, wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau, an der Spitze der denkwürdigen Bewegung standen. Er wirkte sowohl durch thätige Theilnahme als durch das mannhafte Wort der Prosa wie der Poesie für die Losjochung von gallischer Knechtschaft: in Prosa verfaßte er einen „Soldatenkatechismus" und eine Schrift „Ueber Landwehr und Landsturm," während seine Leier, in patriotischen Liedern erklingend, die Gemüther nahe und ferne begeisterte. Nachdem der Heldenkampf gegen den ruhelosen Tyrannen durchgefochten war, wandte sich Arndt (1815) an die Ufer des befreiten Rheinstroms, die er nicht wieder verließ; zuerst gab er eine Zeitschrift „Der Wächter" heraus, dann wurde er an der kürzlich gegründeten Universität Bonn (1818) zum Professor der neuern Geschichte ernannt. Leider indessen erfuhr seine Lehrthätigkeit sehr bald eine langwierige Unterbrechung. Denn schon nach wenigen Monaten sah er sich heimlicher Betheiligung an jenen burschenschaftlichen oder demagogischen Umtrieben angeklagt, die man um die Zeit der Ermordung Kotzebue's durch den Fanatiker Sand (1819) jeder jugendlich strebsamen Thatkraft Schuld zu geben anfing; zwar wurde er nach kurzer Untersuchung von der hämischen Verdächtigung freigesprochen, aber gleichwohl im Jahre 1820 in Ruhestand versetzt und selbst mit dem Verluste seiner „Papiere" bestraft.

So war Arndt in seinen kraftvollsten Lebensjahren zu stiller Muße verurtheilt, die er jedoch fleißig für neue historische Arbeiten benutzte; unterdessen sang die deutsche Jugend seine unvergessenen herrlichen Lieder fort in Stadt und Land. Endlich hob den Undank für den großen Dienst, den er in schwerster Zeit unserer Nation geleistet hatte, der anerkennende Wille des Königs Friedrich Wilhelm IV.; einer der ersten Schritte, welche dieser Schirmherr von Kunst und Wissenschaft bei seiner Thronbesteigung 1840 that, war die Wiedereinsetzung Arndt's in sein früheres Lehramt an der Universität Bonn. Noch war die frische Lebenskraft in dem rüstigen Greise nicht erloschen; er nahm seine für Recht, Wahrheit und Freiheit strebende Thätigkeit neuen Muthes auf und betrat sogar noch einmal den politischen Schauplatz, als die staatlichen Gefahren Europa's 1848—1849 hereinbrachen. Der „alte Vater" Arndt, zum Mitglied der deutschen Nationalversammlung in die Paulskirche

gewählt, gesellte sich derjenigen Parthei zu, welche das Heil des gemeinsamen Vaterlands am besten gesichert glaubte durch die Errichtung eines konstitutionellen erbkaiserlichen Regiments; als dieses Ziel unerreichbar wurde, schied er mit den übrigen Vertretern jener Parthei am 21. Mai 1849 aus der streitsüchtigen Versammlung. Auch in den trüben Zeiten, welche ein unheilvoller Umschwung herbeiführte, verlor der Greis nicht die Freudigkeit des Wirkens; noch oft ließ er öffentlich gegen den Rückschritt seine jugendlich frische Stimme erschallen in jener Weise, die er selbst am treffendsten bezeichnet hat, indem er sagte: „Des Alten Schnabel ist nun einmal so gestellt, daß er sich, wenn er den Mund aufthut, unwillkürlich alles liebe deutsche Volk als Zuhörer denken muß.“ Noch neuerdings (1858) geschah das Unerhörte: man gedachte dem ehrenvesten und nur die Wahrheit aussagenden Manne mit den silbernen Locken dadurch eine Unehre anzuheften, daß er in einer deutschen Provinz vor Gericht geladen wurde, des Vergehens beschuldigt, er habe einen verstorbenen bayerischen General verleumdet; aber dieses eitle Unterfangen schlug zur Ehre des Redlichen aus. Heutzutag lebt der neunzigjährige Arndt erhaben über die Kleinlichkeit einzelner Zeitgenossen und von allen Partheien gefeiert als einer der wackersten Männer, die je in Deutschland entsprossen sind.

Wie in seinen prosaischen Darstellungen ein eigenthümlicher Charakter sich ausspricht, der den Selbstdenker und Selbstforscher offenbart, so tritt uns auch aus seinen Poesien, von welchen hier vornehmlich die Rede ist, das Zeichen einer aus dem Innersten hervorgegangenen und das Innerste getreu abspiegelnden Ausdrucksweise entgegen. Arndt hat sich auf poetischem Felde nach und nach durch eigene innwohnende Kraft zu dem herausgearbeitet, was er erreicht hat, und zwar ohne auf einen andern Meister zu blicken und fast, möchte man sagen, ohne alle vorausgegangene Theorie. Er strebte nach der besten Form, die seiner Begabung möglich war, und nach einem ächt volksthümlichen Ausdrucke, da er im Sinne hatte auf das allgemeinste Publikum einzuwirken; auf künstlerische Vollendung der Darstellung kam es ihm dabei nicht an. Unter die eigentlich „romantischen“ Dichter kann man ihn nicht rechnen; er gehörte zu sehr dem Leben an, als daß er sich verirrt hätte in jenen phantastischen Gefühlsschimmer, womit die falsche Romantik deutschen Ursprungs in seiner Jugend zu glänzen suchte. In vielen seiner Gedichte weht ein frommer Hauch gläubigen Gottvertrauens. Seine herrlichste Leistung besteht in den Vaterlandsliedern und Freiheitsgesängen. Eine Menge Poeten haben in jener Epoche nationaler Erhebung nationale Gedichte gesungen: unter ihnen bildet Arndt mit Max von Schenkendorf und Theodor Körner das unvergleichliche Kleeblatt der Freiheitssänger, welches auf die Nation und ihren Waffenerfolg die meiste Wirkung ausübte. Arndt ist der erste und größte des Kleeblatts, er dachte und sprach gleichsam für die ganze Nation und im Namen der ganzen Nation; sein feuriges Lied galt Allen, wenn er auch einzelne Helden besang, und er hat auf Alle gewirkt von dieser Epoche an bis heute und den erhabenen Gedanken der Einheit und Freiheit germanischer Brüderstämme genährt. Körner ist vorzugsweise der Dichter der Feldschlacht und der Befeurer des kriegerischen Männerstreits. Schenkendorf, der sanftere

Genius, steht mitten inne zwischen Beiden. Die Frische und Gluth der Arndt'schen Dichtung wurde unterstützt durch sangbare treffliche Melodien, die theilweise von dem Dichter selbst ausgingen, gleichzeitig mit der Dichtung entstanden waren. Man darf im Uebrigen dem Urtheile beistimmen, welches Wilhelm Herbst in einem „Vortrage über die deutsche Dichtung im Befreiungskriege" (Mainz, 1859) dahin gegeben hat: „Arndt ist der energischste, lauteste Vertreter dieser Zeit in Liedern; ein Mann voll Thatkraft ohne Thatenruhe, rastlos, ebenso fortreißend wie hingerissen von der Bewegung. Am meisten frei von den Bildungseinflüssen unserer Litteratur; dabei als Bauernsohn und jahrelanger Durchwanderer des Vaterlands und andrer Länder ein gründlicher Volkskenner, ist er der volksthümlichste Dichter von allen, der mit blitzender Unmittelbarkeit und dem glücklichsten Treffer, kunstlos und oft formlos, das rechte Wort zur rechten Zeit findet; nicht selten ein kühner Sprachbildner und immer dem Singen, der Melodie vor- oder nacharbeitend. Alle diese Gaben und Neigungen machten ihn vorzüglich zum Dichter des Moments, der einzelnen That, mit dem ganzen Horizont freilich und Hintergrund dessen, was den Moment trägt und weiht."

Schriften. 1) „Gedichte." Rostock 1804. 2) Der Storch und seine Familie. Leipzig 1804. 3) Kriegslieder und Wehrlieder. Frankfurt 1815. 4) Märchen und Jugenderinnerungen. Berlin 1818. 5) „Gedichte." Frankfurt 1818. Neuere Ausgaben, Leipzig von 1840 ab. 6) Die Frage über die Niederlande. Leipzig 1831. 7) Schwedische Geschichten unter „Gustav III. und Gustav IV. Adolf." Leipzig 1839. 8) Erinnerungen aus dem äußern Leben. Leipzig 1840. 3. Aufl. 1842. 9) Versuch in vergleichenden Völkergeschichten. 2. Aufl. Leipzig 1844. 10) Schriften für und an seine lieben Deutschen. 3 Bde. Leipzig 1845. 11) Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben. Leipzig 1847. (Aufschlüsse über die ihm 1819 gewordene Verfolgung enthaltend). 12) Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche. Leipzig 1849. 13) Meine Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein. Leipzig 1858.

Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? ist's Steierland?
Ist's wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's wo der Sand der Dünen weht?
Ist's wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
Soweit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut,
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Vaterlandslied. 1813.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwerdt und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir auf's neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle Mann für Mann
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann!
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen;
Auf! fliege hohes Siegspanier
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Das Lied vom Feldmarschall. 1813.

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwerdt.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Wälschen zu weisen die preußische Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernen Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen wie Hasen über's Feld
Und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie so sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Ballade. 1809.

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne sie schalt sie: ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldnen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: du der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verstehet, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mit schwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Ludwig Achim von Arnim,

eines der Häupter der „romantischen" Schule, wurde am 26. Januar 1781 zu Berlin geboren und stammte aus einem alten, in Norddeutschland sehr angesehenen Adelsgeschlechte. Nachdem er in Göttingen seine auf Naturwissenschaften und Arzneikunde gerichteten Studien vollendet hatte, wandte er sich zunächst nach Heidelberg, schloß daselbst innige Freundschaft mit dem gleichgesinnten Clemens Brentano und vermählte sich mit dessen Schwester Elisabeth, die nachmals durch ihre litterarische Thätigkeit unter dem Namen Bettina ebenfalls zu vorzüglicher Berühmtheit gelangte. Sehr zeitig begann er als Schriftsteller aufzutreten; er schrieb aber nicht blos, seinem Studium gemäß, physikalische Abhandlungen, sondern eine Reihe von Dichtungen in Prosa wie in Versen, da er sich, unter Anschluß an die damals sich entwickelnde romantische Schule, vornehmlich auf poetische Produktion geworfen hatte; mehr folgte er dabei seiner inneren Neigung als dem Anstoße und Vorbilde irgend eines Meisters. Denn bei der neuen Dichterschule war es auf eigentliches Studium fast ebensowenig abgesehen als später bei dem sogenannten „jungen Deutschland"; schon daraus erklärt sich die Formlosigkeit der Romantiker, welchen die Sprache unserer Klassiker zu kalt und steif dünkte. Größeres Aufsehen als durch seine eigenen Schriften erregte Arnim durch eine sehr verdienstliche Sammlung älterer deutscher Volkslieder, die er in Gemeinschaft mit Brentano unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn" herausgab. Nach längerem Aufenthalte verließ er Heidelberg und lebte fortan, ohne an ein öffentliches Amt sich zu fesseln, abwechselnd in seiner Geburtsstadt Berlin und auf seinem in der Mittelmark gelegenem Gute Wiepersdorf, wo er am 21. Januar 1831 sein Dasein beschloß.

Wir erblicken in ihm einen sehr fruchtbaren Autor, aber behaftet mit allen Eigenheiten und Schwächen der deutschen romantischen Schule, über deren Art und Weise am besten bei der Charakterisirung Tiecks, des Oberhaupts dieser Richtung zu sprechen ist. Trotz Arnim's Fruchtbarkeit steht es, schon der Form wegen, um die klassische Bedeutung seiner Werke bedenklich. Während er in den frühsten Versuchen geradezu dunkel und unverständlich geblieben ist, läßt er selbst in den prosaischen Produkten seiner gereiftern Jahre die rechte Klarheit, im Einzelnen sowohl als in der Anlage des Ganzen, nur allzuhäufig vermissen; Gefühl, Phantasie und Humor ersetzen auch in seinen lyrischen Gedichten keineswegs, so frisch und lebendig empfunden sie auch erscheinen, den Mangel eines den Inhalt fest abschließenden äußeren Gepräges. Er hat daher sehr wenige lyrische Blüthen geliefert, von welchen man sagen könnte, daß sie Geist wie Gemüth vollkommen befriedigten. Doch erkennen wir in seinen Leistungen das Bild einer würdigen Persönlichkeit; mit Hülfe dieser vermochte er es, einzelne treffliche

und anziehende Gestalten aus dem Rahmen seiner Dichtungen hervortreten zu lassen. Für die vorzüglichste und originellste seiner Arbeiten gilt ein Roman: „Die Kronenwächter," welcher jedoch Bruchstück geblieben ist.

Schriften. 1) Hollins Liebeleben. Roman. Göttingen 1802. 2) Ariels Offenbarungen. Erstes Buch. Ebend. 1804. 3) Der Wintergarten. Novellen. Berlin 1809. 4) Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. 2 Bde. Ebend. 1810. 5) Schaubühne. 1. Bd. Ebend. 1813. 6) Die Kronenwächter. Erster Band: Berthold's erstes und zweites Leben. Ein Roman. Ebend. 1817. 7) Die Gleichen. Schauspiel. Ebend. 1819. 8) Landhausleben. Erzählungen. 1. Bd. Leipzig 1826. 9) Sechs Erzählungen. Nachlaß. Berlin 1835. 10) Des Knaben Wunderhorn. Heidelberg 1806—1808. 3 Bde. Neue Aufl. 1819. — Sämmtliche Werke, herausgegeben von Wilhelm Grimm. 20 Bände. Berlin 1839—1848.

Das Heidenmädchen.

Der Sohn des Himmels und der Erde
Sah, aus der Weihnacht Abendroth,
Ein schönes Kind bei einer Heerde,
Und keiner da Geschenke bot.

Der Glaube war noch nicht gedrungen
Zu diesen spät erschaffnen Aun,
Denn von den Felsen ganz umschlungen,
Konnt' wenig Sonne überschaun.

Doch freut die Kleine sich am Lichte,
Das neu durch Felsenschatten strahlt,
Sie hat so gar ein lieb Gesichte,
Ein edles Blut die Wangen malt.

Sie muß im Lichte zierlich springen,
So glatt und weich schien ihr das Grün,
Und zu dem holden Echo singen;
Der Herr will sie zum Glauben ziehn.

Es sprengt der Herr mit Strahlenzügen
Die Ziegen ihr weit auf den Fels,
Sie klettert sorgsam nach den Ziegen,
Er zeigt den Weg im Blick des Hells.

Hin über die bemoosten Platten
Sie wagt sich, schaut ein andres Land,
Da will ihr Herz vor Schreck ermatten,
Denn alles scheint vor ihr in Brand.

Da stehen tausend kleine Tische
Mit bunten Lichtern rings besteckt,
Und Brod und Wein steht im Gemische,
Schön Meßgewand die Tische deckt.

Und statt der Puppen heil'ge Bilder
Bewohnen dieses Paradies,
Und Kinder ziehen sanft und milder
Und sehn wie dies so herrlich ließ.

Das Mädchen sieht's und meint ihr eigen,
Was ihr kein andrer wehren will,
Doch bald sich viele Knaben zeigen,
Die bitten drum in Demuth still.

Der eine will ihr Händchen küssen,
Dem wirft sie Aepfel in's Gesicht;
Der will sie schön mit Reden grüßen,
Dem hält sie in den Mund das Licht.

Doch einer kommt mit Witz zu streiten,
Da nimmt sie alle heil'gen Bild',
Beginnt sie närrisch umzukleiden,
Verliert sie dann im Spiele wild.

Was so viel tausend Engel säten,
Zerstört das Kind aus Unverstand,
Warum viel fromme Kinder beten,
Geschenk des Herren ist ihr Tand.

Da kam der Herr zu ihr gegangen,
Als armes Kindlein angethan,
Und thät nach etwas nur verlangen,
Was sie verworfen und verthan.

Da fand sie leer die reichen Tische,
Die Lichter waren fast verbrannt,
Es dampften schon die Buchsbaumbüsche, —
Noch fand sie was, das sie nicht kannt'.

Es war die Ruthe, die vergüldet
Mit leeren Nüssen ausgeziert,
Die giebt sie ihm so unverschuldet,
Dem Herren, dem sie nicht gebührt.

Es nimmt der Herr die goldne Ruthe
Und zeigt sich, wie er einst erschien,
Gegeißelt, daß vom rothen Blute
Auf Erden rothe Rosen blühn.

Sein Haupt hängt schwach, er kann's nicht tragen,
Sein Blick ist jammervoll gesenkt,
Er spricht: „So willst auch du mich schlagen,
Die ich so reichlich hab' beschenkt."

Was sie verworfen und zertreten,
Sieht sie mit andern Augen an,
Des Herrn Geschenk in den Geräthen
Zeigt sich im einfach tiefen Plan.

Im Wein, im Brod sein Angedenken
Und seiner Mutter heilig Bild,
Sie muß den Blick zur Erde senken,
Manch heilig Bild dort auf sie schilt.

Sie schauet rings zu ihren Füßen
Sein kunstreich Werk, das sie zertrat,
Zusammen hätte bleiben müssen
Des Spieles Lust, der ernste Rath.

Des Buchsbaums Flechtwerk war die Kirche,
Der glatte Fels war der Altar,
Doch öde steht nun das Gebirge,
Die Kirche ist verbrannt sogar.

Das Kind will nach den Gaben langen
Und sammeln, was es erst verwarf; —
Da wacht es auf und sieht mit Bangen
Sich ganz verschneiet, kalt und scharf.

Es kommt ein Tag, doch ohne Klarheit,
Die Kälte mit Entsetzen spricht:
Was du versäumet ist die Wahrheit,
Was du verspielet ist das Licht.

Getrennte Liebe.

Zwei schöne, liebe Kinder,
Die hatten sich so lieb,
Daß eines dem andern im Winter
Mit Singen die Zeit vertrieb.
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Höret ihr immer den Doppelschall.

Der Winter bauet Brücken,
Sie beide hat vereint,
Und jedes mit frohem Entzücken
Die Brücke nun ewig meint;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Wohnten die Eltern getrennt im Thal.

Der Frühling ist gekommen,
Das Eis will nun aufgehn,
Da werden sie beide beklommen,
Die laulichen Winde wehn;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Stürzen die Bäche mit wildem Schall.

Was hilft der helle Bogen,
Womit der Fall entzückt,
Von ihnen so liebreich erzogen,
Zum ersten Mal bunt geschmückt;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Hören sie Klagen getrennt im Thal.

Die Vögel überfliegen,
Die Kinder traurig stehn,
Und müssen sich einsam begnügen,
Einander von fern zu sehn;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Kreuzen die Schwalben mit lautem Schall.

Sie möchten zusammen mit singen,
So wie der Vögel Brut,
Den himmlischen Frühling verbringen,
Das Scheiden so wehe thut;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Sehn sie sich endlich zum letzten Mal.

Der Knabe kriegt zur Freude
Ein Röckchen wie ein Mann,
Das Mädchen ein Kleidchen von Seide.
Nun gehet die Schule an;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Gehn sie zum Kloster bei Glockenschall.

Sie sahn sich lang' nicht wieder,
Sie kannten sich nicht mehr,
Das Mädchen mit vollem Mieder,
Der Knabe ein Mönch schon wär';
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Kamen und riefen sie sich im Thal.

Das Mädchen ruft so helle,
Der Knabe singt so tief;
Verstehen sich endlich doch schnelle,
Als Alles im Hause schlief;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Springen im Mondschein die Fische all'.

Froh in der nächt'gen Frische,
Sie kühlen sich im Fluß,
Sie können nicht schwimmen wie Fische,
Und suchen sich doch zum Kuß;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Reißen die Strudel sie fort mit Schall.

Die Eltern hören singen
Und schaun aus hohem Haus,
Zwei Schwäne im Sternenschein ringen
Zum Dampfe des Falls hinaus;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Hören sie Echo mit lautem Schall.

Die Schwäne herrlich sangen
Ihr letztes, schönstes Lied,
Und leuchtende Wölkchen hangen,
Manch Engelein nieder sieht;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Schwebet wie Blüthe ein süßer Schall.

Der Mond steht aus dem Bette
Des glatten Falls empor,
Die Nacht mit der Blumenkette
Erhebet zu sich dies Chor;
Diesseit und jenseit am Wasserfall
Grünt es von Thränen nun überall.

Gottes Nähe.

Ich sitz' allein
Im Sonnenschein,
Und wein' und wein'!
Die Sonn' allein
Verläßt mich nicht;
Ihr Angesicht
Sie wendet nicht,
Und Gott den Herrn
Glaub' ich von fern

In ihr zu sehn
So schön, so schön!
In jeder Well'
Sein Bildniß hell,
In meiner Brust,
Mir kaum bewußt,
Steht auch sein Bild
So mild, so mild!



Anton Alexander Graf von Auersperg,

genannt Anastasius Grün,

der vorzüglichste lyrische und episch-lyrische Dichter österreichisch-deutscher Zunge aus diesem Jahrhunderte, wurde am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren und verlor schon am 8. Februar 1818 seinen Vater, den Grafen Maria Alexander Karl, von welchem er die Herrschaft Gurkfeld und die Grafschaft Thurn-am-Hart, zwei in Krain gelegene Besitzungen, erbte. Vorgebildet seit 1813 im Theresianum zu Wien, seit 1816 in der dasigen Ingenieurs-Akademie, widmete er sich ebendaselbst und in Gratz dem Studium der Philosophie und der Rechtswissenschaft, während seine Neigung zur Poesie nicht blos vorherrschend war, sondern auch sehr frühzeitig durch die That sich äußerte. Nachdem er einzelne leichte Lieder, wie junge Anfänger pflegen, in die damals sehr beliebten Almanache zerstreut hatte, veröffentlichte er im Jahre 1830 die ersten dichterischen Produkte von größerem Umfange; doch erschienen sie nicht innerhalb der österreichischen Grenzen, auch nicht unter seinem Namen, da in jenen Zeiten eine strenge Censur nicht blos über Alles, was in Oesterreich gedruckt wurde, sondern auch über diejenigen Werke, die ein österreichischer Unterthan auswärts drucken ließ, zu Gericht saß und dem Autor Fesseln anlegte. Um den Nachtheilen dieses geisttödtenden Zwanges auszubeugen, wählte der Graf Auersperg in der Stille den Namen Anastasius Grün, damit seine Person unangefochten bliebe, und gab die Produkte seiner Muse an außerösterreichischen Orten heraus. Sehr schnell gelang es ihm durch „den letzten Ritter,“ einen Romanzenkranz, worin der Dichter Thaten, Schicksale und Charakter des ritterlichen Kaisers Maximilian I. feierte, dem unscheinbaren Namen ein gewisses Ansehen zu verschaffen. Doch ungleich höher steigerte sich der Ruf desselben, als

man im Publikum davon sprach, daß auch das in Hamburg 1831 ohne Namen herausgekommene Werkchen, welches den Titel „Spaziergänge eines Wiener Poeten" führte, von dem jüngst aufgetretenen Anastasius Grün verfaßt sei, und daß vermuthlich Alexander Graf von Auersperg hinter diesem Namen stecke. Denn mit patriotischer Wärme für Oesterreichs Größe fühlend, hatte der talentvolle jugendliche Dichter in diesen Spaziergängen seiner Muse alle jene Hoffnungen und Wünsche, Sorgen und Schmerzen, wie sie damals Geist und Herz jedes biedern Vaterlandsfreundes erfüllten, unverholen mit frischer Begeisterung und edlem Feuer ausgesprochen. Der Ton dieser Gesänge erinnert uns vorzugsweise an Wilhelm Müller, den Sänger der Griechenlieder. Was Auersperg vor allem begehrte, war eine freiere Bewegung im Kaiserstaate, damit die Dünste zerstreut würden, die den Himmel desselben verdunkelten, damit der alte Glanz der Nation wiederkehre und die Gewitter der Zukunft ohne allzugefährliche Schläge vorüberrollten. Ohngeachtet sein Wort innerhalb und außerhalb Oesterreichs freudig begrüßt wurde von Allen, die besonnen und unabhängig dachten wie er, entging er doch nicht dem Neide und ehrloser Verfolgung.

Mehrmals hatte der Dichter Italien besucht, wo er auch noch mit dem Grafen Platen im Winter auf 1835 zu Florenz zusammengetroffen war, und führte im Jahre 1837 eine letzte Reise durch Frankreich, Belgien und England aus; worauf er beschlossen hatte, seinen Reisestab wegzulegen und sich häuslich niederzulassen. Um diese Zeit brachen von zwei Seiten gegen den ebenso uneigennützigen als großgesinnten Mann die Verdächtigungen los. Zuerst rührte sich auf der einen Seite die Bosheit zu dem Zwecke, den unabhängigen Autor an die Polizei zu verrathen und wegen Uebertretung der österreichischen Preßgesetze zur Rechenschaft ziehen zu lassen. Dies konnte jedoch nur dadurch geschehen, daß man die Uebereinstimmung seines bürgerlichen und seines schriftstellerischen Namens nachwies. Einer seiner litterarischen Collegen, der Ritter Braun von Braunthal, unterzog sich der sehr unritterlichen Aufgabe: er suchte, wie man erzählt, aus der Gleichheit der Handschriften, die er dem Grafen in Folge einer Herausforderung ablockte, den nöthigen Beweis herzustellen. Doch seine Hinterlist mißglückte in so fern als die ganze Verrätherei ohne nachtheilige Folgen für den Grafen Auersperg ablief. Es war im Grunde längst kein Geheimniß mehr gewesen, daß Auersperg unter dem Namen Grün schreibe, und man hatte gegen den kühnen Autor Nachsicht ausgeübt: man kannte seine tadellose Gesinnung, achtete seine fast unantastbare Stellung und ließ die wider ihn erhobene Anklage auf sich beruhen. Von der andern Seite bemühte man sich bald darauf den Grafen für einen bloßen Höfling auszuschreien; man

wollte wissen, es sei ihm mit seinem Freimuth niemals rechter Ernst gewesen und offenbar gehöre er neuerdings unter die verächtliche Klasse der „Abtrünnigen." Eine Ansicht, die man auf nichts Anderes zu stützen vermochte als darauf, daß der Dichter um die Zeit seiner Vermählung, die im Juli 1839 mit Maria Gräfin Attems (Tochter des k. k. Geheimraths, Oberst-Erb-Kämmerers und Landeshauptmanns in Steiermark) stattfand, sich veranlaßt gefunden oder kein Bedenken getragen den k. k. Kammerherrntitel anzunehmen. Auf so leichtfertige Verdächtigungen hin hatte Georg Herwegh nichts Eiligeres zu thun als ein „Gedicht" gegen den Ehrenmann zu schleudern, welches der Letztere bezeichnender ein „Schmählied" nannte.

Trotz solcher Anfechtungen verharrte Auersperg auf seinen mannhaften, würdigen und mäßigen Ideen mit unbekümmertem Gleichmuth. Die nämliche Anschauung, womit er in seinen Erstlingen vor das Publikum getreten, womit er 1835 die unter dem Titel „Schutt" zusammengefaßten Dichtungen, sowie 1837 eine Sammlung lyrischer „Gedichte" dem Drucke übergeben hatte, hielt er auch in späteren „Zeitgedichten" und in der Einleitung zu jener komischen Erzählung fest, die den Titel „Nibelungen im Frack" trägt und den 1731 verstorbenen Herzog Moritz Wilhelm aus dem Hause Sachsen-Merseburg mit dessen Vorliebe für die Baßgeige darstellt. Harmlos theils in Wien, theils auf seinen Gütern zubringend, beschäftigte er sich eine Reihe von Jahren hindurch mit der Zusammenstellung „kräinerischer Volkslieder", die endlich im Jahre 1850 gleichzeitig mit einem ländlichen Gedichte, dem „Pfaff vom Kahlenberge", herauskamen. Als das Jahr 1848 mit seinen Hoffnungen und Befürchtungen angebrochen war, nahm Auersperg im April zu Frankfurt am Funfziger-Ausschuß Theil; dann wurde er von dem Kreise Laibach als Abgeordneter zur deutschen National-Versammlung gewählt, die im Mai zusammentrat. Aber schon im September zog er sich, müde der wirren und aussichtslosen Verhandlungen, in die Stille seines Heerdes zurück.

Mit einem liebenswürdigen und durchaus achtungswerthen Charakter verbindet Graf Auersperg eine Weltanschauung, die in schnurgeradem Gegensatze zu der beschränkten und unfreien Priesteransicht des Erzbischofs Ladislaus Pyrker steht. Zugleich bildet seine Poesie, ihrer heiteren Frische wegen, zur krankhaften und gehaltarmen Lyrik seines unglücklichen Zeitgenossen Nikolaus Lenau einen erfreulichen Kontrast. Die in seinen Schriften dargelegte hohe Gesinnung stellt ihn an die Spitze der neueren österreichischen Poeten. Den deutschen Dichtern ersten Ranges gegenüber gebricht es ihm indessen an reinem und klarem Flusse der Darstellung: er erlaubt sich häufig einen schwülstigen Redeschwall und hascht um der Neuheit willen nach allerlei sonderbaren Bildern und Wendungen, anstatt immer nach dem natürlichen, oft zunächst liegenden Ausdrucke zu greifen. Schon im „letzten Ritter" tritt dieses

falsche Streben hervor, noch greller in seiner spätern Lyrik und in seinen humoristischen Produkten. Auch in der äußeren Form, in Rhythmus, Wortstellung und Reim, gewahren wir eine jugendliche Nachlässigkeit, die er selbst in gereifteren Jahren nicht überwinden konnte. Denn zu eng an die einseitige schwäbische Dichterschule sich anschließend, hatte er nicht zeitig genug die Wichtigkeit der formalen Seite kennen lernen. So verräth denn seine sonst melodische Schreibweise einen gewissen Mangel an feinem Gehör, ein Fehler, welchen uns der Schwung seiner Gedanken kaum vergessen macht.

Schriften. 1) Blätter der Liebe. Stuttgart 1830. 2) Der letzte Ritter, Romanzenkranz. Ebend. 1830. 3. Aufl. Leipzig 1844. 3) Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831. 4. Aufl. Leipzig 1845. 4) Schutt, Dichtungen. Leipzig 1835. 8. Aufl. 1846. 5) Gedichte. Leipzig 1837. 12. Aufl. Berlin 1857. 6) Nibelungen im Frack, ein Gedicht. Leipzig 1843. 7) Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht. Stuttgart 1850. 8) Krainerische Volkslieder. Leipzig 1850.

Legende.

Auf eines Berges Rücken
Saß einst der liebe Gott,
Und maß mit fröhlichen Blicken
Was rings dem Auge sich bot.

Er sah zu seinen Füßen
Gewalt'ge Berge sich reihn,
Und grüne Wälder sprießen
Und goldne Saaten gedeih'n.

Er sah die Quellen springen,
Er athmete Blumenduft,
Und hörte die Vögel singen
In goldner Morgenluft.

Da lächelte zufrieden
Er stille vor sich hin;
Die Menschen im Thal hernieden
Sahn goldner die Berge glühn.

Er sah nun lang mit Freude
Herab auf seine Welt,
Und sprach: Bei meinem Eide,
Das hab' ich wohl bestellt!

Und reichere Blumendüfte
Erquollen bei seinem Wort,
Es rollte durch Erd' und Lüfte
Harmonisches Klingen fort.

Die Welt lag in der Blüthe,
Es lächelt' des Herrn Gesicht;
Da klang in seinem Gemüthe
Empor ein himmlisch Gedicht.

Da wollt' er in Worte kleiden
Und schreiben auf Pergament
All' seine Schöpferfreuden,
Wie nun sein Herz sie kennt.

Doch als er's drauf besehen
Wie's auf dem Blatte steht,
Da war's auch ihm geschehen,
Wie's manchem Dichter geht:

Nicht konnt' er treu berichten
Des Herzens warmen Schlag;
Nicht konnt' er's schöner dichten,
Als rings es vor ihm lag!

Da riß er's zu tausend Stücken
Und gab's den Winden preis,
Sah wieder mit frohen Blicken
Auf seinen Erdenkreis.

Doch wie nun hin und wieder
Der Wind die Stücke weht,
Da ward aufs Thal hernieder
Ein Blüthenregen gesät! —

Wer Freitags auf der Reise,
Braucht nicht zu fasten dabei;
Wer Sonntags auf der Reise,
Ist von der Messe frei.

So hab' ich dieß Lied gesungen
Statt eines Gebetes heut,
Von Sonntagsglocken umklungen,
Von Blüthen überschneit.

Mannesthräne.

Mädchen, sahst du jüngst mich weinen? —
Sieh, des Weibes Thräne dünkt
Mir der klare Thau des Himmels,
Der in Blumenkelchen blinkt.

Ob die trübe Nacht ihn weinet,
Ob der Morgen lächelnd bringt,
Stets doch labt der Thau die Blume
Und ihr Haupt hebt sie verjüngt.

Doch es gleicht des Mannes Thräne
Edlem Harz aus Ostens Flur,
Tief in's Herz des Baums verschlossen,
Quillts freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und treibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling,
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

Mädchen, denk' des wunden Baumes
Auf des Ostens fernen Höh'n;
Denke, Mädchen, auch des Mannes,
Den du weinen einst gesehn.

Max vor Dendermonde.

(Romanze aus dem „letzten Ritter".)

Wie freundlich winkt dem Wandrer die Festung Dendermond',
Wenn sie die blanken Zinnen im Abendgolde sonnt!
Dir, Max, winkt sie nicht freundlich, dir sperren Meuter das Thor,
Und pflanzen ihre Fahnen auf Mauer und Thurm empor. —

Der Abt von Dendermonde mit seinen Mönchen saß
Beim kargen Klostermahle und leerte Glas auf Glas:
„Surgamus jetzt, Brüder in Christo! laßt uns nicht müßig stehn,
Stets thätig in der Pflicht sein, drum laßt uns spazieren gehn!"

Zu Dendermond' die Aebtissin, das Aug' von Thränen naß,
Sankt Abelard's Legende mit ihren Nonnen las:
„„Schön ist der Abend, laßt uns chorsingen heut im Frei'n,
Da heulen doch keine Doggen in heil'ge Psalme drein.""

Die Nonnen und die Mönche, mit Rosenkranz und Brevier,
Die wallen hinaus zum Stadtthor, in's grünende Revier.
Die Nonnen singen: „O Christe, du Bräut'gam süß und traut!"
Die Mönche seufzen: „Maria, o komm', du süße Braut!"

Und als sie kamen selbander in einen grünen Wald,
Da rauscht es in den Zweigen, da brüllt es donnernd: halt!
Es brechen gewappnete Krieger durchs struppige Gesträuch,
Den Mönchen klappern die Zähne, die Nonnen werden bleich.

Und muthig durch das Dickicht wühlt sich ein schnaubend Roß,
Der Reiter, hoch und edel, hält mitten im Kriegertroß,
„Ei, Gott willkommen!" rief er, „habt weiten Weg gehabt,
Gott grüß euch, Frau Aebtissin, willkommen schön, Herr Abt.

„Euch grüßet Max von Oestreich; — bin jetzt zwar selbst im Feld,
Doch räum' ich gern zur Herberg heut Nacht euch Zelt an Zelt;
Zwar halt' ich karge Tafel, für Durst und Hunger g'nug,
Doch dampft noch manche Schüssel und blinkt manch voller Krug.

„Mir geht's nicht g'rad zum Besten, d'rum möcht' ich mich zerstreun,
Doch freu' ich mich vor Allem an lust'gen Mummerein,
Jetzt kömmt mir just so'n Schwank ein, drum hab' ich mir gedacht,
Ihr leiht uns Kaputz' und Kutten und Schleier für heut Nacht."

Den Mönchen wackeln die Bärte, die Nonnen werden roth,
Und leis im Chore lispelt's: Herr, hilf uns aus der Noth!
Doch Max spricht zu den Kriegern: „Ihr Treuen auf, und theilt
Euch in Kaputz' und Schleier! dann rasch in die Stadt geeilt!

„Es fahr' in des Abtes Kutte mein Barbanson hinein,
Mein lust'ger Rath, Freund Kunze, du sollst Aebtissin sein,
Es ist ein närr'scher Feldzug, drum gibt's zu thun für dich;
Will's Gott, so seht ihr balde in Dendermond' auch mich!"

Schon stehn in Kutt' und Schleier jetzt Mönch' und Nonnen gereiht;
Wie läßt so stattlich Kunzen das falt'ge Nonnenkleid!
Und als die schöne Aebtissin den Schleier ihm umgehängt,
Da dacht' er sich so Manches, was so ein Narr sich denkt. —

Zu Dendermond' auf dem Walle, da steht ein Mann zur Wacht,
Der lehnt am Speer und singet hinaus in die Vollmondnacht:
„Ein Affe und ein Pfaffe, der Reim paßt gut und fein,
Es liebt ja Pfaff und Affe die Dirnen und den Wein."

„„Ho, ho, verbrenn' dir der Donner den ungewaschnen Schlund!
Ist das ein Nachtgebetlein? Mach' auf, du Lästermund!""
So rief der neue Abbas vor Dendermonde's Thor,
Und ungeduldig brummten die Nonnen rings im Chor.

„Verzeihung! ach, Herr Abbas! — doch seltsam, traun, ist das,
Heut flucht der Abt, wie'n Mörder, die Aebtissin spricht im Baß."
Der Wächtersmann, kopfschüttelnd, der lispelt still die Worte,
Die ehrnen Angeln knarren und offen steht die Pforte.

„„Ei willst dein Sperrgeld, Bursche? du singst gar schön und rein,
Drum will ich ein Lied dich lehren, es klingt zwar eben nicht fein,
Doch ist's ein frommes Liedlein, bringt flugs dich in's Himmelreich."
So rief die Frau Aebtissin und schwang das Schwert zum Streich.

Hei, wie die Schwerter sausen, wie's durch die Straßen eilt!
Wie Sturmgeläut und Feldruf wild durch einander heult!
Nie führten Nonnen, wie heute, so derben, kräftgen Streich,
Nie warben so viele Seelen die Mönche dem Himmelreich!

Vor'm Thor dröhnt die Drommete, es scharrt wie Rossehuf,
Es schmettern und wirbeln die Trommeln! Ha, Max, das ist dein Ruf!
Willkommen in Dendermonde! Laß hoch dein Banner wehn
Und Sieg verkündend hernieder in alle Lande sehn! —

Am Morgen ruft der Sieger zu sich der Meuter Haupt:
„Willkomm'! hätt' euch zu sehen so bald noch nicht geglaubt!
Merkt euch's: Wir kamen als Priester, als Rächer nicht, herein,
Und Amt des Priesters ist ja versöhnen und verzeihn!"

Sein Bild.

(Aus den „Spaziergängen eines Wiener Poeten.“)

Dicht umwogt von Volkesmenge ragt ein lustig, farbig Zelt;
Ei, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Birgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich, in schlichtem Schrein,
Hüllt sie nicht das schönste Antlitz, wie ein neid'scher Schleier, ein?

Glockenklang, Kanonendonner! — Sieh, des Zeltes Hülle sank,
Und enthüllt ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank.
Wie zur Huld'gung, trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!
Jauchzend, daß die Sterne bebten, schlug des Volkes Ruf empor!

Ruhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfen keine Krone, nur den selbsterrungnen Kranz!
Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Ja, du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all' entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel du erkannt,
Und an deinem großen Werke bauend fest mit ehrner Hand.

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunkeln Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch, fürwahr, ein solcher blos,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stirn und Hand von Erz!
Aber, küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz! —
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand,
Aber eine Rose gerne säh' ich in der ehrnen Hand!

All' dein Ringen nach dem Lichte, all' dein Thun in ernster Zeit,
Glichs nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, ehrne Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
Drum im Kampf er ausgedauert, stammt es nicht aus Morgenlicht?
Drauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht ros'ger Freiheit Pfand?
Drum die Rose allzugerne säh' ich in der ehrnen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeih'n!
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzkoloß, sein Bild du sein!
Nur ein Bildniß unsrer Zeiten dünkst du mir zu dieser Frist,
Dem die ehrne Hand geblieben, doch die Ros' entfallen ist.

Eduard von Bauernfeld,

ein Lyriker und vorzüglicher Dramatiker österreichisch=deutscher Zunge, wurde am 13. Januar 1802 zu Wien geboren, verwais'te frühzeitig und wuchs in dürftigen Verhältnissen auf. Doch gelang es ihm die Rechte zu studiren und mit dem J. 1826 eine Anstellung im Staatsdienste zu erlangen, welche ihm eine gesicherte Grundlage für seine Laufbahn verschaffte; diese war nicht sowohl auf jene Fachwissenschaft gerichtet als auf dichterische Gebiete. Denn „schon in der Jugend," erzählt Const. von Wurzbach, „entfaltete sich seine Neigung zur Poesie, welche durch den Umgang mit Männern wie Schreyvogel, Grillparzer, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Andere genährt wurde." Kaum neunzehn Jahre zählend (1821), verfaßte denn Bauernfeld sein erstes Drama, ein Lustspiel „Der Magnetiseur," und obgleich er anfangs, wie der obenerwähnte Gewährsmann berichtet, eine ungewöhnliche Scheu vor der Veröffentlichung seiner Arbeiten hegte, fuhr er doch ohne Unterbrechung länger als ein Vierteljahrhundert fort der dramatischen Muse zu huldigen. Die meisten seiner Arbeiten wurden gedruckt und aufgeführt, als er „jene Sicherheit und jenes Bewußtsein gefunden hatte, die seiner Kraft und seinem Rufe entsprechend waren." Wie vorzugsweise seine Lustspiele auf der Bühne gefielen, so bebaute er auch vorzugsweise das Feld dieser Dichtgattung; das ernste Schauspiel und die Lyrik pflegte er nur nebenher, zerstreute sich auch nicht auf andere litterarische Gebiete, ausgenommen, daß er etliche Stücke von Shakspeare, gemeinschaftlich mit dem Feldmarschallieutenant Ferdin. von Mayerhofer, im J. 1826 verdeutscht herausgab, ingleichen einige andere Gedichte und mehrere Romane von Boz im J. 1843 übersetzte. So hatte er denn bereits eine Reihe von Dramen abgefaßt und den Namen eines berühmten Lustspieldichters gewonnen, als die politischen Unruhen des J. 1848 eintraten. Vorher war Bauernfeld friedlichen Schrittes dahingegangen, nur einmal hatte er sich in Betreff staatlicher Dinge öffentlich vernehmen lassen, indem er unter dem Titel „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers" zu Leipzig 1842 eine Schrift herausgab, die „in Folge des geistigen Druckes, welcher auf Oesterreich lastete," entstanden war und sich gegen die Censur aussprach. Bei jenen Gefahren nun, die über die Kaiserstadt hereinbrachen, kam er auf den Gedanken, seine Persönlichkeit öffentlich geltend zu machen; er schloß sich an den Grafen Auersperg (Grün) an, und beide Dichter bemühten sich „am 15. März 1848, als die Gährung den Gipfelpunkt erreicht hatte, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen." Allein wenige Tage darauf, am 18. März, wurde Bauernfeld,

zufolge dieser Anstrengung, von einer heftigen Gehirnentzündung befallen; nach seiner Genesung suchte er sich auf Reisen zu erholen und lehnte nicht allein, zur Schonung seiner Gesundheit, die Wahl zum Deputirten für das in Frankfurt zusammentretende „Deutsche Parlament“ ab, sondern nahm auch seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Seitdem lebte er in seiner Vaterstadt harmlos den Musen, ohne jedoch dem Publikum seine Ansichten über die Zustände des Tags vorzuenthalten.

Bauernfeld ist der bedeutendste Lustspieldichter österreichisch-deutscher Zunge und hat das Verdienst, neben Benedix nachdrücklich darauf hingearbeitet zu haben, daß diese Dichtgattung endlich für die deutsche Litteratur zu selbstständiger und klassischer Bedeutung heranreife. Die Kritik ist darüber einverstanden, daß ihn Erfindungskraft nicht gerade auszeichne, aber daß er sonst die meisten Erfordernisse eines guten Lustspiels darzulegen wisse: Leichtigkeit, Feinheit und Eleganz der Darstellung, Witz und Scharfsinn. Einen wahrhaft klassischen Rang scheint freilich keins seiner Stücke beanspruchen zu können; er hat es ebensowenig als sein Zeitgenosse und Landsmann Deinhardstein zu einem so gediegenen und festen Style gebracht, wie ihn der Standpunkt der neuhochdeutschen Dichtung fordert. Indeß sind manche seiner aufgeführten Stücke noch ungedruckt, so daß die Kritik erst später in der Lage sein wird ihr Urtheil abzuschließen. Im Lyrischen erhebt sich Bauernfeld weder nach Gehalt noch Form über die Stufe des Mittelmäßigen; seine Stoffe sind theils nicht besonders anziehend, theils nicht geschickt und reich genug ausgeführt, während er sich in gewöhnlichen Formen auf gewöhnliche Weise bewegt.

Schriften. I. Sammlungen der Dramen: 1) Lustspiele. Wien 1833. (Enth. 3 Stücke.) 2) Theater, Mannheim 1837. 2 Bde. (Enth. 4 Stücke.)

Lustspiele, theils seither nur aufgeführt, theils zugleich gedruckt, nach der durch Const. von Wurzbach gegebenen Reihenfolge: 1) Der Magnetiseur (1821). 2) Leichtsinn aus Liebe oder Täuschungen, in 4 Aufz. (1826). 3) Der Brautwerber, in 5 Aufz. und in Alexandrinern (1828). 4) Das Liebesprotokoll, in 3 Aufz. (1831). 5) Die ewige Liebe, in 1 Aufz. (1831). 6) Das letzte Abenteuer, in 5 Aufz. (1832). 7) Die Zusammenkunft am Brunnen, in 1 Aufz. (1833). 8) Der Zauberdrache, in 5 Aufz. (1833). 9) Die Bekenntnisse, in 3 Aufz. (1834). 10) Bürgerlich und romantisch, in 4 Aufz. (1835). 11) Das Tagebuch, in 2 Aufz. (1836). 12) Die Kunstjünger, in 1 Aufz. (1836). 13) Der literarische Salon, in 3 Aufz. (1836, gedruckt Leipz. 1837 in Franck's „Taschenbuch dramat. Originalien,“ mit einem Scenenbilde, worauf die Porträte derjenigen, gegen welche das Stück gerichtet gewesen). 14) Der Vater, in 4 Aufz. (1837). 15) Der Talisman, in 3 Aufz. (1839, nach Beaumont und Fletcher: The little french lawyer). 16) Die Geschwister von Nürnberg, in 4 Aufz. (1840). 17) Die Gebesserten, in 2 Aufz. (1841). 18) Ernst und Humor, in 4 Aufz. (1842). 19) Industrie und Herz, in Aufz. (1842). 20) Großjährig, in 2 Aufz. (1846). 21) Unterthänig, in 2 Aufz. (1847). 22) Der Ritter vom Stegreif, in 1 Aufz. (1847). 23) Der neue Mensch, in 1 Aufz. (1849, Nachspiel zu Großjährig). 24) Der kategorische Imperativ, in 3 Aufz. (1851, Preisstück). 25) Zu Hause, in 2 Aufz. (1852). 26) Versailles, in 3 Aufz. (1852). 27) Welt und Theater, in 4 Aufz. (1853). 28) Die Zugvögel, in 1 Aufz. (1855). 29) Fata Morgana, in 4 Aufz. (1855). 30) Der Musicus von Augsburg, in 3 Aufz. (übersehen von Wurzbach, in Franck's Taschenbuch, Leipz. 1837).

Ernste Dramen und andere Stücke. 1) Helene, Charaktergemälde in 4 Aufz. (1833). 2) Franz Walter, Charaktergem. in 4 Aufz. (1834). 3) Fortunat, romant. Schauspiel in 5 Aufz. (1835). 4) Der Selbstquäler, Schausp. in 3 Aufz. (1837). 5) Zwei Familien, Schausp. in 4 Aufz. (1838). 6) Der Besuch in St. Cyr, Oper in 3 Aufz. (1839, Musik von Dessauer). 7) Ein deutscher Krieger, Schausp. in 3 Aufz. (1844). 8) Das Versprechen, Schausp. in 1 Aufz. (1846). 9) Franz von Sickingen, Schausp. in 4 Aufz. (1849). 10) Krisen, Charaktergemälde in 4 Aufz. (1852). 11) Im Alter, häusl. Scene in 1 Akt nach Okt. Feuillet (1853). 12) Die Löwen von ehedem, Sittengemälde in 4 Aufz. (1853).

II. **Vermischte Schriften und Uebersetzungen.** 1) Stücke von Shakespeare, gemeinsch. übersetzt mit Ferd. von Mayerhofer, in der von ihm redigirten Wiener Ausgabe des englischen Dichters: a) *Die beiden Edelleute von Verona.* b) *Das Lustspiel der Irrungen.* c) *Troilus und Cressida.* d) *Heinrich VIII.* und e) *Antonius und Kleopatra.* (im J. 1826). 2) Romane von Boz (Dickens): **a)** *Die Pickwickier.* b) *Oliver Twist* und c) *Barnaby Rudge.* 3) *Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers*, Leipz. 1842. 4) *Schreiben eines Privilegirten aus Oesterreich.* Ebend. 1847. 5) *Republik der Thiere* (ein phantastisches Drama, ein Anhang zu „Reineke Fuchs"). 6) *Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater.* Wien 1849. 7) *Genesis der Revolution. Die Bekenntnisse. Die Kriegslustigen. Politische Zeitgedichte.* Oktober 1850. Wien 1850. 8) *Studien* (in der Ostdeutschen Post von 1849—1850). 9) *Wiener Einfälle und Ausfälle.* Illustrirt von Zampis. Wien 1852.

III. **Gedichte.** Leipz. 1853.

Der Säugling.

Herr Friedrich auf der Wartburg sitzt
Mit seinen Kampfgenossen,
Ein Lanzenwald im Thale blitzt
Und hält den Wald umschlossen;
Der Herzog sieht's, der Herzog lacht,
Wie man sein Land ihm streitig macht:
Die Wartburg steht noch feste —
So wartet, liebe Gäste.

Und droben perlet gold'ner Wein;
Und alles lacht und scherzt —
Sein neugebor'nes Töchterlein
Der Herzog küßt und herzt.
„Ihr Männer," ruft er jauchzend aus,
„Zu Thale geht's, zum Gotteshaus —
„Nun giebt's ein tüchtig Raufen:
„Wir müssen's Kindlein taufen!"

Und früh am Morgen, hoch zu Roß,
Herunterbraust vom Hügel,
Voran der Herzog, hoch zu Roß,
Im Hui, als hätt' er Flügel,
Die Söldner steh'n im Thal verdutzt,
Der Hauptmann staunt, der Knappe stutzt —
Dem Schweigen folgt ein Mahnen:
„Ein Ausfall! Zu den Fahnen!"

Der Trommler muthig schlägt Allarm,
Da sammeln sich die Scharen;
Der Herzog ist mit seinem Schwarm
Frisch zwischen sie gefahren.
Bald Schwert an Schwert, bald Speer an Speer,
Und flugs zertheilt das Söldnerheer
Herr Friedrich mit den Seinen —
Da hört er's Kindlein weinen.

„Sprich, Amme, sprich, was fehlt dem Kind?" —
„Ach, Herr, der Wurm will trinken!" —
„So steig' vom Zelter ab geschwind,
Uns soll der Muth nicht sinken.
Reich' ihm die Brust nur unverzagt,
Wir schützen uns're kleine Magd,
Wir decken dir den Rücken,
Ging' Thüringen in Stücken!"

Wie Mauern steh'n die Männer bald,
Und ohne sich zu regen;
Sie halten ihren Lanzenwald
Dem feindlichen entgegen.
Das Kriegshorn tönt, das Schlachtschwert blinkt,
Die Amme stillt, der Säugling trinkt,
Lacht unbewußt dem Siege
In seiner Lanzenwiege.

Das Todtenhemdchen.

Starb das Kindlein.
Ach, die Mutter
Saß am Tag, und weinte, weinte;
Saß zu Nacht und weinte.

Da erscheint das Kindlein wieder,
In dem Todtenhemd, so blaß;
Sagt zur Mutter: „Leg dich nieder!

Sieh, mein Hemdchen
Wird von deinen lieben Thränen
Gar so naß,
Und ich kann nicht schlafen, Mutter!" —

Und das Kind verschwindet wieder,
Und die Mutter weint nicht mehr.

Nutzloser Fund.

Ich streift' am Frühlingsmorgen
So munter durch die Au —
Da hatte sich's verborgen
Im Grase zart und blau:

Das erste Märzenveilchen!
Es duftete so rein;
Ich schaut' es an ein Weilchen,
Es lud zum Pflücken ein.

Und soll ich dich denn pflücken?
Blüh' immerfort in Lust!
Kann doch mit dir nicht schmücken
Eine geliebte Brust.

Aus dem Musicus von Augsburg (Lustsp. in 3 Aufz.).

Zweite Scene des ersten Aufzugs.

Rupert, Stadtpfeifer. Bärbe, seine Braut. Frau Marthe, Bärbe's Stiefmutter.

(Rupert hat eben seine Braut geküßt, als die Stiefmutter anlangt. Die Scene ist die Hausflur vor Ruperts Wohnung.)

Marthe.
Hoho! Das schnäbelt ja, wie Turteltäubchen!

Rupert (bei Seite).
Wir sind die Tauben, und sie ist der Geier.

Marthe.
Ich glaub', Ihr küßtet Euch auf heller Straße.

Rupert.
Frau Mutter, guten Tag!

Marthe.
Frau Mutter? Laßt das!
Der Titel hat bis morgen Zeit. — Sieh, Bärbchen,
Da bring ich dir ein Halstuch mit vom Markt.

Bärbe.
Ich dank' Euch, Mutter. O, wie schön!

Marthe.
Ja, fast
Zu schön für eines Musikanten Weib,
Doch nicht zu schön für eines Mannes Tochter,
Der Diener war beim hohen Rath von Augsburg.

Rupert (bei Seite).
Die läßt sich nicht mehr ändern.
(Er geht an den Tisch und beschäftigt sich mit seinen Noten).

Bärbe (setzt sich zum Spinnrocken).

Marthe.
Sag', Bärbe, weißt du schon, was für ein Fest
Der Wirth vom grünen Lindwurm seiner Frau
Zum Namenstage gab?

Bärbe (spinnend).
Nein!

Marthe.
Nicht? Er gab
Ein herrlich Mahl, da waren vierundzwanzig
Gäste geladen, die tractirt' er herrlich —

Rupert (dazwischen).
Er ist ein Wirth, drum mag er Gäste laden.

Marthe (fortfahrend, ohne auf ihn zu merken).
Auf schönen Tellern aßen sie und tranken
Aus gold'nen Bechern Weine — nicht nur Wein.
Bei Tafel war Musik — Herr Bräutigam,
Hat Er nicht mitgegeigt? — Es war ein herrlich Fest.

Bärbe
(bei Seite, auf Rupert blickend, besorgt).
Sie wird ihn wieder ärgern.

Marthe.
Ja, es kann
Ein Mensch nicht leben, wie der andere;
In deiner Wirthschaft wird's nicht Feste geben.
Da heißt es: kurzes Haar ist bald gekämmt,
Wer nicht viel hat, der kann nicht viel verlieren;
Die Köchin kann die Frau nicht wohl betrügen,
Sobald die Frau die Köchin selber ist. —
Ich will nichts sagen, doch du weißt es wohl,
Wie sehr der Lindwurm sich um dich bewarb,
Als er noch ledig war.

Rupert
(der indeß Zeichen von Aerger geäußert, aufstehend).
Frau Marthe! —

Bärbe
(die gleichfalls aufgestanden, beschwichtigend zu ihm tretend).
Rupert!

Rupert.
Was fällt Ihr ein, zu mir in's Haus zu kommen,
Wenn Sie nichts will als Zank und Unheil stiften?
Kann Sie denn nicht zwei Leute sehen, die
Sich lieben, ohne Gall' und Gift zu spei'n,
Gleichwie der Lindwurm auf des Wirthes Schild?

Marthe.
Er will mir's Haus verbieten?

Rupert.
Nein —

Marthe.
Das will Er!
O ja, ich weiß, das will Er; denn Er haßt mich,
Und will mir meine Tochter auch dazu
Anstiften, die mir zwar nur stief ist, aber —
Das weiß die ganze Stadt — geliebt wie eine eig'ne.

Rupert.
So sagt mir nur, was hab' ich Euch gethan,
Daß Ihr's vom Zaun brecht, blos um mich zu kränken?

Marthe.
Ich hab' in diese Heirath nie gewilligt —

Rupert.
Ja, ja, Ihr habt mir's schwer genug gemacht,
Des Raths Bewilligung zu kriegen.
(Er ergreift eine Geige und lehnt sich klimpernd mit dem Rücken an den Tisch).

Marthe.
Seht,
Und bis zum letzten Tag bin ich dagegen.
Ich sag's Euch offen, ehrlich in's Gesicht:
Ihr werdet nie die Bärbe glücklich machen.

Rupert (wie oben).
Je nun, sie liebt mich eben.

Marthe.
Lieben? Pah!

Bärbe.
Geh'n wir nach Hause, Mutter.

Marthe.
Sieh ihn an:
Spricht man ein ernstes Wort, so klimpert er dazu.
Hätt' er ein Amt, ein ordentlich Geschäft;
So aber —

Bärbe.
Geh'n wir doch!

Marthe.
Ein Musikus!
Ei wär' der Wirth dein Mann, ja oder
Der tapf're, schmucke Hann'bal, der Soldat,
Der vor zwei Jahren schon um dich geworben —
Er war ein Jahr in Welschland in dem Krieg,
Und soll zurückgekehrt sein, kürzlich erst,
Mit Geld und Ehren überhäuft.

Rupert.
Ah! geht's
Aus dem Ton? I nu, wart', da muß ich helfen.
(Er ergreift die Geige und fängt an zu spielen, wobei er auf- und abgeht).

Marthe
(folgt ihm, und ihre Reden steigern sich zur Wuth da er immer, lauter oder leiser, fortspielt).
Der wack're Hannibal!

Rupert (spielend).
Er war ein Lump.

Marthe.
Wer weiß, du wärst Frau Hauptmännin geworden,
Und auch Frau Wirthin wär' nicht zu verachten;
In allen Lagen muß man essen — doch entbehren
Läßt sich das Musiciren, und —

Rupert (fortspielend).
Crescendo!

Marthe (lauter).
Und wollt' ich sagen, just nicht ehrenvoll
Ist das Metier —

Rupert (wie oben).
Crescendo! (er spielt lauter).

Marthe (immer lauter schreiend).
Wer davon
Nur lebt, den Leuten Spaß zu machen, ist
Nicht besser als ein Gaukler, Possenspieler.

Bärbe.
Frau Mutter! —

Marthe (wie oben).

Seht, heißt's überall: da geht er,
Der Musikant, der Darmkratzer, Bierfiedler—

Rupert
(wirft das Instrument auf den Tisch).

Es ist umsonst, und spielten tausend Geigen,
Brächt' eine böse Zunge sie zum Schweigen!

Bärbe.

Rupert! —

Rupert.

Geh' fort! — Ich weiß es ohnehin,
Was man den alten Leuten schuldig ist;
Doch sollen sie uns nicht —— Bierfiedler also?
Bierfiedler? Wer hat das gesagt?

Marthe.

Nu, nu!
Die Leute.

Rupert.

Leute? Dummes Volk! Ich möcht' es
Einmal mit diesen meinen Ohren hören.
Musik ist stets ein ehrenvoll Geschäft,
Gar kein Geschäft vielmehr, nein, eine Kunst,
Und wer sie treibt, der ist ein würd'ger Mann,
Bei dieser meiner Geige! — Giebt's was Großes
Im Leben, das man mit Musik nicht feiert?
Ist eine Hochzeit, ruft man sie herbei,
Und fröhlich dreht sich bald der munt're Reigen.
Mit lust'gem Spiele rücken die Soldaten
In Krieg und Tod, und ziehn sie siegreich heim,
So muß Musik gleich an des Heeres Spitze
Die Tapferkeit verkünden und das Glück.
Wie kann man Jemand ehren? — Mit Musik;
Ja, für den Höchsten selber wissen wir
Kein bess'res Opfer, als Gesang und Klang;
Denn die Musik ist eine and're Sprache,
Die weiter reicht, als die mit Worten redet,
Und die der ganzen Welt verständlich ist.
Das Jagdhorn klingt im Wald — es hebt das Herz
Sich unwillkürlich zu dem muntern Treiben;
Die Flöte klagt in sternenvoller Nacht, —
Da wird die Sehnsucht wach und süße Schmerzen;
Trompet' und Trommel schallt, — die kühnen Herzen
Stürmen hinaus in Kampf und in Gefahr;
Posaune rückt den Sinn aus ird'schem Leben,
Und will uns Aufschluß von dem Jenseits geben;
Verbindet sich die Menschenstimme ihr,
So wird das Herz uns voll — da weinen wir.
Wenn aber erst die einzeln' Instrumente
Zum Ganzen sich verbinden, jedem nun
Sein Platz wird angewiesen, wo's mit Wirksamkeit
Nach seiner Art sich hören lassen darf: —
Da fühl' ich mich in meinem Element,
Da kommt mir's vor als wie in Gottes Schöpfung —
Wenn man so sagen darf — wo jeder Mensch
Auch nur sein Stückchen spielt, was an und für sich
Gar wenig heißt, und nur zu etwas wird,
Wenn sich's vereinigt mit dem Lied der Andern.
Drum ist Musik was Großes und was Hohes,
Und darum ist der Musiker nichts Kleines,
Und nicht mit schnöden Wirthen zu vergleichen;
Er ist ein Zauberer und heißt die Menschen
Mit Macht bald traurig und bald fröhlich sein;
Der Wirth betrügt und schenkt blos schlechten Wein. —
Bierfiedler giebt's auch, das ist wahr; allein
Dazu gehör' ich nicht: Stadtpfeifer bin ich,
Ich habe meine Kunst gelernt, studirt,
Bin selber Komponist, wenn auch kein großer,
Doch große Meister haben mich gelobt,
Als ich zu Rom in der Capelle diente. —
Drum schick' Sie nur, Frau Mutter, solche Leute,
Die diesen Namen Ihr noch einmal sagen,
Keck zu mir her, ich will sie schon befiedeln.

Marthe.

Er muß nicht glauben, daß ich Ihn beleid'gen—

Rupert.

Nein, nein; ich weiß schon, Ihren Unmuth hat Sie
Losschlagen wollen, weil Ihr eine Magd
Ein Glas zerbrochen, oder Ihr Gespunst
Von einer Nachbarin gescholten ward.
Jetzt ist Ihr wieder leicht, vielleicht auch leid,
Daß Sie mich so geärgert hat — indessen
War mir die geist'ge Commotion gesund;
Hätt' ich nur auch den Mohren weiß gewaschen!

Ludwig Bechstein,

ein vorzüglicher Vertreter der Märchenpoesie, doch als Dichter ohne eigentlich klassische Bedeutung, wurde am 24. November 1801 in Weimar geboren, verwais'te frühzeitig und mußte, aus Mangel an anderweitigem Schutze, mit dem 17. Lebensjahre das Meininger Gymnasium verlassen, ohne an Universitätsstudien denken zu können. Er entschloß sich zur pharmazeutischen Laufbahn und brachte einen längern Zeitraum als Apothekergehülfe erst in Arnstadt, dann in Salzungen zu, der Neigung zur Poesie nachhängend, soviel es ihm seine äußere Stellung erlaubte; er dichtete und wurde zugleich an mehreren Zeitschriften Mitarbeiter. Um seiner Muse Freunde zu erwerben, unterließ er es nicht eine erste Sammlung von poetischen Früchten unter dem Titel „Sonettenkränze" im Jahre 1828 in dem Städtchen Arnstadt zu veröffentlichen, während er schon nach Salzungen übergesiedelt war. Wirklich zogen auch diese Erstlinge die Aufmerksamkeit des damaligen Herzogs von Sachsen-Meiningen in solchem Grade auf sich, daß der Fürst dem bereits achtundzwanzigjährigen Manne die nöthigen Mittel verlieh, auf Universitäten sich weiter auszubilden. So bezog denn Bechstein die Hochschule Leipzig, um sich der Philologie und Geschichte zu widmen, in der Litteratur Kenntnisse zu sammeln und seinen geistigen Blick zu erweitern; in München setzte er später diese Studien fort. Sogleich nach der Rückkehr in die Heimath (1831) wurde er zu Meiningen selbst angestellt, und zwar als Kabinetsbibliothekar des Herzogs, zugleich auch als zweiter, seit 1833 als erster Bibliothekar an der herzoglichen öffentlichen Bibliothek; mit dem Hofrathstitel 1841 beschenkt, verblieb er seitdem in dieser Stellung und vermehrte durch unermüdliche Forschung die Schätze vaterländischer Litteratur und Poesie. Seine Muse, die auch während seiner Studienjahre nicht geschwiegen hatte, wandte sich theils der Sammlung und Darstellung von Stoffen des Sagenreiches zu, theils eigenen Produktionen in Versen wie in Prosa. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Gründung des „Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins" und gab als Vorsteher desselben im Jahre 1842 das „Deutsche Museum für Geschichte, Litteratur und Alterthum" heraus.

Das Gelungenste, was dieser überaus thätige, sinnige und phantasiereiche Autor geliefert hat, ist sein „Deutsches Märchenbuch;" denn Talent wie Neigung befähigten ihn, den ächten Sohn Thüringens, vorzugsweise für das Gebiet der Sagen und Wunder. Eine harmlose, heitere und oft humoristische Ader charakterisirt die meisten seiner Produkte, während ihm die Satire fremd bleibt; auch in seiner Lyrik ist die harmlos kindliche Natur vorherrschend, ohne daß jedoch mancher Leistung die männliche Kraft und Gesinnung gebricht. Aber wie Bechstein, nach der Weise der Romantiker und antiquarischer Sammler, interessante sowohl als uninter-

essante Sagen ohne Unterschied darstellt, wenn es nur Sagen sind, so verliert er neben dem Werth der Stoffe auch das rechte Kunstmaß aus den Augen: fortgerissen von seinem Redeflusse, ergeht er sich zu breit in der Strophe wie in der Entfaltung der prosaischen Erzählung, die dadurch den Stempel der Flüchtigkeit und einer in der Technik nachlässigen Behandlung zur Schau trägt. Daher mangelt seiner Lyrik die Energie, seine Novellen und Romane verwässern sich; so ist von einem seiner besten Werke, den „Fahrten eines Musikanten," eigentlich nur der erste Theil anziehend. Zur Erreichung entschiedener Klassizität wäre ihm ein strengeres Zusammenhalten der Kräfte wünschenswerth gewesen, wodurch ohnstreitig mit der Leichtigkeit seine Produktion zugleich auch Tiefe gewonnen hätte.

Schriften. 1) *Sonettenkränze.* Arnstadt 1828. 2) *Die Weissagung der Libussa.* Stuttg. 1829. 2 Thle. 2. Aufl. 1841. 3) *Die Haimonskinder.* Gedicht. Leipz. 1830. 4) *Der Todtentanz.* Gedicht m. K. Ebend. 1831. 5) *Novellen und Phantasiegemälde.* Hildburghaus. 1832. 2 Thle. 6) *Arabesken.* Stuttg. 1832. 2. Aufl. 1841. 7) *Faustus.* Gedicht m. K. Leipz. 1833. 8) *Luther.* Gedicht. Frankf. 1834. 9) *Der Fürstentag.* Ebend. 1834. 10) *Des Hasses und der Liebe Kämpfe.* Drama. Hildburgh. 1835. 11) *Gedichte.* Frankf. 1836. 12) *Fliegende Blätter.* Gedichte, radirt von F. Pocci. Münch. 1839. 13) *Fahrten eines Musicanten.* Schleusingen 1837. 3 Thle. 14) *Clarinette.* Seitenstück zu den Fahrten eines Musicanten. Leipz. 1840. 3 Thle. 15) *Grumbach.* Mit Bildn. Hildburgh. und Mein. 1839. 3 Thle. 16) *Aus Heimath und Fremde.* Erzählungen. Leipz. 1839. 2 Bde. 17) *Hallup, der Schwimmer.* Novelle. Ebend. 1839. 18) *Deutsches Mährchenbuch.* Nebst color. Titelbl. Leipz. 1844. Später vielfach aufgelegt. 19) *Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes.* Meining. und Hildb. 1835—1838. 4 Thle. 20) *Der Sagenschatz des Frankenlandes.* Mit 6 Illustr. Würzburg 1842. 21) *Die Volkssagen des Kaiserstaats Oesterreich.* Mit 2 Kpfst. 4 Hefte. Leipz. 1840—1841. 22) *Sophienlust.* Novelle. Stuttg. 1840. 23) *Philidor.* Erzählung aus dem Leben eines Landgeistlichen. Gotha 1842. 24) *Die Reisetage.* Aus meinem Leben. Mannheim 1836. 2 Thle.

Wartburg.

Siehst du die Burg dort, die mit grauen Zinnen
Zum Himmel aufragt von dem steilen Berge,
Und weit umherblickt, stolz und hochgefeiert!
Die alte Riesin überm Volk der Zwerge,
Der Felsenthron geborner Königinnen,
Zu der die Schaar zahlloser Pilger steuert,
Wie Lenz den Kranz erneuert?
Sie steht, ein Pharus über Zeitenmeeren,
Sie steht geschmückt von der Natur im Prangen,
Sie prangt gekrönt von reichen Liederkränzen,
Sowie bekränzt von Ruhm und hohen Ehren,
Gepriesen wie gesucht von dem Verlangen,
Und wird noch manch Jahrhundert überglänzen.

Einst ragten höher noch die stolzen Thürme,
Einst standen starrer noch die festen Mauern
In harter Zeit selbst hart, unüberwindlich.
Vorüber zog die Zeit mit Todesschauern,
Vorüber braus'ten ihre wilden Stürme,
Und zu der Menschheit, die so wahnvoll, sündlich,
Sprach Gottes Zürnen mündlich.

Da ward zur Nacht an's Wartburgthor geschlagen,
Laut, donnernd laut, als ob die Vehme pochte;
Der Wächter ruft, erschrocken eilt der Pförtner,
Und mit den Freunden naht der sonder Zagen,
Den eine Welt zu schrecken nicht vermochte,
Im Garten Gottes der beruf'ne Gärtner.

Ein Eisenkleid umschließt den kühnen Ringer;
Wer wäre kräft'ger auch und ritterlicher,
Wer würdiger, das Ritterkleid zu tragen?
Hier ruhe, starker Kämpfer, still und sicher,
Hier winkt dir Rast der ew'gen Liebe Finger,
Dir, den der Herr selbst in nothvollen Tagen
Zum Ritter hat geschlagen.
Die Wartburg soll dich schirmen, soll dich bergen,
Wie sonst das Gold den Edelstein umarmet,
Soll jetzt der Stein das lautre Gold umfahen.
Nun mag die Tücke senden ihre Schergen,
Dich schützt der Ew'ge, der sich dein erbarmet,
Dir wird kein Feind mit Gift und Dolchen nahen. —

Einst reichten sich die Hände Sang und Minne,
Des deutschen Vaterlandes beste Dichter
Auf Wartburg rangen kühn im Liederstreite.
Aus fernen Landen kam des Kampfes Schlichter,
Dem wohnte wunderbares Wissen inne,
Ein Meister stand er Meistern kühn zur Seite;
Dann in der Zukunft Weite
Weissagend blickend, hat er Glück verkündet,
Im Sternenbuch die Zauberschrift gelesen,
Denn Dichter weiht die Muse zu Propheten,
Und ächte sind mit Zauberkunst verbündet.
Doch lange sind die Harfen stumm gewesen,
Kein Sänger hat die Wartburg mehr betreten.

Nun aber will es wieder klingen, tönen,
Der Wonnemond umblüht die Burg der Sagen,
Auf der einst edle Sangesmeister rangen.
Ein Stärkerer will in die Saiten schlagen,
Gekräftiget vom Hochgefühl des Schönen;
Und sind auch drei Jahrhunderte vergangen,
Seit jene Sieben sangen,
Wird nun der eine lautren Klang erwecken,
Deß Wiederhall durch alle Lande schmettert!
Wie Donnerlied und wie Prophetenpredigt,
Der Freunde Wonne, wie der Feinde Schrecken.
Wo bleibt der Herbst, der Luthers Kranz entblättert?
Der Zaubrer wo, der ihn des Ruhms entledigt? —

Auf Wartburg ist ein schönes Bild zu schauen
Aus alter Zeit, von einem Eisenhelden,
Der mildiglich geherrscht in Jugendtagen,
Bis ihm ertödtet, wie die Sagen melden,
Vasallentrotz das freudige Vertrauen,
Bis er vernahm des Volks trostlose Klagen,
Und an sein Schild geschlagen,
Daß vor dem Schall ganz Thüringen gezittert;
Und daß er sicher sei vor Feindestücken,
Erscheint der Held im Panzerkleid von Eisen,
Und geißelt der Rebellen Schaar erbittert,
Die grausam seine Gauen unterdrücken,
Und ward seitdem der Eiserne geheißen.

Du, Luther, Held der Wahrheit, Fürst des Sieges,
Zornflamme, wenn sich regt der alte Drache,
Der Lügengeist, der Völker hält in Banden,
Dir tönt kein Zuruf: „Werde hart! Erwache!"
Du wachest schon, gewärtig deines Krieges.
Dein hoher Muth, den Feinde schwer empfanden,
Macht ihre List zu Schanden.
Du standest kühn vor Königen und Kaisern,
Du hast der Menschheit heil'ges Recht vertheidigt,
Du schwangst die Geißel eines bittern Spottes,
Und nicht dein Kleid, nein, deine Kraft war eisern,
Dein Schirm war Gott, den jene frech beleidigt,
Und sicher warst du unterm Panzer Gottes.

Von einem Wartburghelden singt die Sage,
Der einst heraustrat in der Morgenstunde,
Daß er dem Herr der Welt Gebete weihe,
Da rollt ein Donnerton aus grausem Munde
Gleich einer dunkeln, nachtgebornen Frage,
Und vor dem Landesgrafen steht sein Leue,
Der fessellose, freie,
Und schießt die Blicke, die Verderben drohen,
Auf jenen hin — doch ernst und unerschrocken
Zeigt sich der Mann dem Wüstenkönig stärker.
Und zitternd steht der Leu bei seinem Drohen,
Und schüttelt nur der Mähnen goldne Locken,
Und schweigt — und geht zurück in seinen Kerker.

So hat auch dir, du Wartburgheld, die Zähne
Der Leu von Rom gezeigt mit starkem Brüllen,
Und wollte dich verschlingen gar im Grimme.
Doch nicht mit Schreck vermocht' er dich zu füllen;
Du schütteltest ihm die verworrne Mähne.
Und stärker war dein Wort, wie seine Stimme,
Die drohende, viel schlimme.
Fest standest du, fest wie des Erdballs Achsen,
Und hast, verspottend Drohung und Gewalten
Den Kampf gewagt mit dem ergrimmten Leuen.
Doch er der Kraft des Mannes nicht gewachsen,
Kroch wieder fort in Ketten, seinen alten,
Dir aber jauchzten huldigend die Freien.

Wo Dädalus den hohen Flug begonnen,
Und Ikarus auf allzukühnen Flügeln,
Den heißen Drang in kalter Meerfluth büßte,
Ruht still ein Eiland, das mit Blumenhügeln
Natur geschmückt zu Paradieseswonnen,
Das als Asyl einst Jesu Jünger grüßte,
Den die Begeistrung küßte,

Dem in Gesichten heiliger Verzückung,
In wunderbar geheimnißvoller Weihe
Sich engelvoll der Himmel offenbarte.
Ihm wurde die Verbannung zur Beglückung,
Johannes sah die Gottesstadt, die neue,
Und Patmos war es, wo er sie gewahrte.

Hoch ragt die Burg empor im Wälderkranze,
Wo Sängerharfen rauschten, Helden wallten,
Wo rings Natur prachtvollen Zauber streute.
Dort prüft ein Dichter seine Liederlanze,
Dort schaut ein Seher himmlische Gestalten,
Dort bringt das gottgegebne, gottgeweihte,
Das hochgebenedeite
Buch aller Bücher uns ein Held getragen
Im Priesterschmuck, die Offenbarung liest er,
Dazu die Harfe rauscht in Glutaccorden.
In Völkernächte soll der Morgen tagen!
Und Luther ist der Sänger, Held und Priester,
Und Wartburg ist zum Patmos ihm geworden.

Du Lutherszelle, wenn wir dich betreten,
Durchschauert uns ein ahnungsvolles Zittern,
Gleichwie in eines Domes Riesenhallen,
Und wie beim ernsten Nah'n von Hochgewittern,
Und unwillkührlich drängt es uns zu beten.
Hier dürfen Kön'ge dankend niederfallen,
Hierher die Völker wallen,
Gleich einem stolzbewegten starken Strome,
Hier wohnte Luther! Seliges Empfinden!
Hier weht sein Geist, hier nach dreihundert Jahren,
Wehn seines Hauchs begeisternde Atome!
Aus dieser Pforte strömte Licht den Blinden
Und Freiheit Geistern, die gefesselt waren!

Nicht blieb der Streiter, den sich Gott erkoren,
Auf Wartburg kampflos und unangefochten,
Blieb nicht in Banden schnöden Müssigganges.
Ob ihm zu schaden Feinde nicht vermochten,
Ihm ward ein Feind in eigner Brust geboren,
Und nur dem starken, festen Muth gelang es,
Sein oft verzagtes banges
Und weiches Herz im Glauben aufzurichten,
Und Kampf zu bieten den erregten Sinnen,
Die sich Phantome schufen, Höllenmächte,
Sündhafter Regung Stürme zu beschwichten.
Der Sieg gelang, der Dämon wich von hinnen,
Und über Luther schwebte Gottes Rechte.

Zehn Monden nur, zehn Monden und nicht länger
Hast du, o Wartburg, freundliches Gefängniß,
Den seltenen, geprießnen Gast umfangen.
Die Kunde kam von Wittenbergs Bedrängniß,
Vom Bildersturm, vom Wüthen wilder Dränger,
Da röthet edles Zürnen Luthers Wangen,
Da folgt er dem Verlangen,
Aufs Neue tritt er auf des Kampfes Bühne,
Ob Acht und Bann nach seinem Leben trachtet,
Ob rings Gefahren dräuen, schwer und blutig;
Aufs Neu' erhebet sein Panier der Kühne,
Der nicht vorm Bann bebt und der Acht nicht achtet,
Wie Helden furchtlos und wie Löwen muthig.

Die einsame Rose.

Es blüht' eine Rose einsam
In einem dunkeln Hain.
Die Rose war so traurig,
Sie blühte ganz allein!

Keine Schwesterblume flüstert
Der Rose milden Trost;
Kein Lüftchen kommt geflogen,
Das fächelnd mit ihr kos't.

Es kommt eine Silphe geflattert,
Zu bieten Gruß und Kuß;
Die arme Rose trauert,
Daß sie — verblühen muß.

Da hört die Rose ein Flöten
So süß im Abendstral,
Es schlägt im Dämmerhaine
Ihr nach die Nachtigall.

Die Nachtigall flötet Liebe —
Der Rose Gluth erwacht;
Da schmückt des Haines Düster
Sich ihr mit Sonnenpracht.

Da fühlt sie sich nicht mehr einsam,
Sie glüht im höh'ren Roth,
Und stirbt, geküßt vom Sänger,
Der Liebe seligen Tod.

Barbarossa im Kyffhäuser.

Auf dem Berge steht der Hirte,
Seine Heerde pflegt der Ruh;
Und des Sturmes Flügel sausen
Um die Warte von Kyffhausen,
Und der Hirte hört ihm zu.

Und er denkt, der heitre Knabe,
Jener Sage, wundervoll,
Daß im Berg ein alter Kaiser,
Daß der Rothbart im Kyffhäuser
Längst verzaubert schlafen soll.

„Möchte wohl den Alten schauen!"
Spricht der Knab' im kühnen Muth:
„Will ein höfisch Liedlein greifen!"
Und schon fliegt sein helles Pfeifen
Ueber'n Wald hin, fein und gut.

Und er ruft: „Hast du's vernommen,
Alter Kaiser Friederich?
Grauer Schläfer in der Erde,
Komm und segne meine Heerde,
Dieses Stücklein war für dich!"

Horch, da rauscht's im Thurmgemäuer
Und der Schäferknab' erbebt,
Als aus dornigem Gestrippe,
Ueber einer Felsenklippe,
Sich ein Greisenantlitz hebt.

„Sprich, wem ist dein Spiel erklungen?"
Fragt der Greis mit mildem Blick;
Und es wächst der Muth dem Jungen:
„Kaiser Friedrich ist's erklungen!"
Ruft sein kecker Mund zurück.

Und der Alte tritt ihm näher,
Faßt ihn an mit kalter Hand:
„Hast dem Kaiser du hofieret,
Lohn' er dir, wie sich's gebühret!"
Drauf er schnell mit ihm verschwand. —

Tief im Schooß des Berges springet
Eine Pforte klingend auf.
Mächtig wölbet sich die Halle,
Drin des Kaisers Diener alle
Goldgerüstet stehn zu Hauf.

Neigen tief sich vor dem Greise,
Tief sich vor dem Silberhaar,
Und der Knabe sieht befangen,
Wer mit ihm herabgegangen,
Wer sein grauer Führer war.

Und der Kaiser spricht voll Hoheit:
„Dieser Knab' hat uns geehrt!"
Und er zeigt ihm Wehr und Fahnen,
Wappenschilder grauer Ahnen,
Manchen Helm und manches Schwert.

Bricht von einem güldnen Handfaß
Einen Fuß, und reicht ihm den:
„Nimm zum Lohn die kleine Gabe,
Und nun geh, mein wackrer Knabe,
Künde, was du hier gesehn!"

„Sprich, wann sich die Zeit erfüllet,
Löst uns Gott aus diesem Band,
Und dann soll vor unsern Streichen
Bald der stolze Türk' entweichen,
Frei dann wird das heil'ge Land!"

Bei der Heerde stand der Knabe,
Wußte nicht, was ihm geschehn.
Hielt das Kleinod in der Linken,
Sah's im Abendstrahle blinken,
Hatte Schön'res nie gesehn. —

Schläfst noch immer alter Kaiser?
Tritt hervor, du Kraftgestalt!
Wappne deine Mannen prächtig!
Sieh', der Türk ist noch gar mächtig!
Barbarossa, kommst du bald? —

Karl Isidor Beck,

ein Lyriker mittelmäßigen Ranges, geboren am 1. Mai 1817 zu Baja, einem Marktflecken in Ungarn, stammte von jüdischen Eltern. Sein Vater, ein Kaufmann, wandte sich nach Pesth und ließ den Sohn eine Zeitlang in Wien Medizin studiren; dann nahm er ihn wieder zu sich, um auf seinem Comptoir einen Kaufmann aus ihm zu machen. Allein er, der für Handelsgeschäfte keine Neigung hatte, wußte es nach Verlauf eines halben Jahres durchzusetzen, daß er sich nach Leipzig begeben konnte, um an der Universität dieser Stadt weiter zu studiren. Hier aber wurde ein Dichter aus ihm; die Erstlinge seiner Muse, so jugendlich sie auch waren, ernteten in dem Kreise, worin er lebte, einen so außerordentlichen Beifall, daß sie einen Verleger fanden und schon 1837 gesammelt erschienen. Ihnen folgte bereits in den nächsten Jahren eine zweite und dritte Sammlung, auch ein Trauerspiel und ein Roman in Versen. Karl Gutzkow hatte kein Bedenken getragen in Beck einen neuen „Byron" anzukündigen. Mit diesen jugendlichen Anfängen indessen sollte für's Erste seine poetische Laufbahn in Leipzig geschlossen sein, da die Theilnahme des Publikums hinter solcher Lobpreisung zurückblieb; ohne Heimath und Vermögen, wie er war, sah er sich nunmehr in die Fremde hinausgestoßen und irrte, eines bleibenden Wohnsitzes ermangelnd, als Litterat oder fahrender Poet umher. Von Wien begab er sich wieder nach Berlin, aus Preußen nach Oesterreich und Ungarn. Seiner dichterischen Thätigkeit waren diese äußerlichen Verhältnisse ebensowenig förderlich als einer besseren Reife seines Talents; doch gelang es ihm, außer „Gesammelten Gedichten," noch einige Produkte, wie die „Lieder vom armen Manne," Gelegenheitsgedichte und vereinzelte lyrische Ergüsse an das Licht zu bringen.

Der glückliche Umstand, frühzeitig in den Mittelpunkt deutschen Lebens und Strebens versetzt zu werden, hätte diesem Dichter vortrefflich zu Statten kommen können im Vergleich mit so vielen österreichischen Poeten, die zu Haus blieben und die Strahlen der neuhochdeutschen Poesie gleichsam nur aus schwächender Ferne auf ihren Geist wirken ließen. Allein diesen Vortheil machte das unzeitige und unverdiente Lob, das er zu Leipzig, vornehmlich in den kritischen Blättern von Gustav Kühne fand, wieder zunichte; die Ueberschätzung brachte ihn von dem Wege des Studiums ab, seine schlimme äußerliche Lage that das Uebrige. An Gehalt blieben Becks Produkte schon seiner Jugend wegen unreif, in der Form unklar und schwülstig; den burschikosen Ton des „jungen Deutschlands" und die damals herrschenden Zeitideen vermochte Beck nicht zu überwinden, einen freien Standpunkt nicht zu gewinnen.

Schriften. 1) Nächte. Gepanzerte Lieder. Leipz. 1838. 2) Der fahrende Poet. Ebend. 1838. 3) Stille Lieder. Ebend. 1840. 4) Saul, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Ebend. 1841. 5) Jankô, der ungarische Roßhirt. Roman in Versen. Ebend. 1841. 6) Gesammelte Gedichte. Berl. 1844. 4. Aufl. 1846. 7) Lieder vom armen Mann. Berl. 1848. 8) Monatsrosen. Ebend. 1848.

Wohin mich's treibt.

Wen's mächtig treibt in's Meer hinaus, in's wilde,
Wo, vom Orkan gepeitscht, die Wogen stürmen,
Der kann nicht still auf trocknem Lande säumen,
Wo Frohe sich ergehn im Saatgefilde,
Wo zu Schalmeien sanft die Bäche fließen,
Und Blumen langsam auf in Samen schießen.

Der muß mit Thaten kämpfen, mit Gedanken, —
Die Ruhe ist ein Weib; groß kann sie säugen,
Gebären nur, nicht schaffen, nicht erzeugen, —
Der muß des Schicksals steingeformte Schranken
So lang an seines Willens Stahl zerschlagen,
Bis rings umher die hellen Funken jagen!

Mich drängt's hinaus in's Stürmen und in's Grauen,
Wo Völker bluten, Männerthränen blitzen;
Auf des Gedankens Eichen möcht' ich sitzen,
Ein Aar in's dunkle Land hinunterschauen;
Kein Vöglein, das begehrt im sichern Hafen,
Entfernt von Riff und Klippen, einzuschlafen.

Die Eisenbahn.

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
In die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen,
Ihres Mundes Thor ist offen,
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen,
Ringsumher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen:
Unsre Gelder — in Papieren,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen, eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur begeifert,
Meine Saat, die Eisenschlange.

Tobt ihr nun im gelben Fieber?
Möcht' es euch darniederraffen!
Kleine Münzen sind euch lieber,
Als des Geistes höchstes Schaffen.
Regen ist euch eben Regen,
Kiese sind euch eben Kiese:
Doch im Regen träumt der Segen
Und im Kies des Feuers Riese.

Nur der Dichter steht im Bunde
Mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist heraufbeschwören:

Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört und baut — und rastet
Nicht, wie Gott am letzten Tage.

Die Papiere — feilgeboten —
Steigen, — Fallen, — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere — Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.
Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blankgegossen,
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! du bist zahm geworden,
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden —
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen,
Wie sie kosen! wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.

Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus im Rauch der Flammen.

Das Röslein.

Er hat den Vater erschlagen,
Der trotzige, ungrische Graf;
Er kann nicht schweigen und klagen,
Die Wuth des Tyrannen ertragen,
Deß Schwert die Getreuen traf.

Zum Richtplatz wird er gefahren,
Sieht Volk wie Meeressand —
Ein Jüngling von zwanzig Jahren,
Mit schwarzen, wallenden Haaren,
Ein Röslein in der Hand.

Er mißt die tausend Gestalten,
Die farbig am Fenster stehn!
Da fassen ihn Göttergewalten,
Da läßt er die Rosse halten,
Und kann nicht satt sich sehn.

„Nie hat mich die Minne gehoben,
Nie hab' ich der Liebe begehrt;
Doch Jene, ach, Jene dort oben,
Von schwarzen Gewändern umwoben,
Ist meines Rösleins werth!"

Das Röslein darf er ihr senden;
Der weinende Diener fliegt, —
Er kann die Blicke nicht wenden,
Bis zitternd in ihren Händen
Die reizende Blume sich wiegt.

Sie sehn sich im irdischen Leben
Zum ersten, zum letzten Mal —
Zwei Herzen erkennen sich eben —
Zwei Herzen lieben und beben —
Hell funkelt des Henkers Stahl.

Geh' zur Ruh'!

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh' zur Ruh'!
Lieblich weht des Abends Kühle,
Werde kühl auch du!
Träume, daß der Hauch der Nacht
Dir ein Palmenblatt gebracht:
Geh' zur Ruh'!

Laß dein Hangen, laß dein Bangen,
Irrend Auge, schließ' dich zu!
Sieh, der Tag ist schlafen gangen,
Schlafen geh' auch du!
Ach, das süßerlebte Glück
Spiegelt dir der Traum zurück:
Geh' zur Ruh'!

Nicolaus Becker,

ein Lyriker ohne Bedeutung für die Litteratur, wurde am 15. Januar 1816 zu Geilenkirchen in Rheinpreußen geboren: konnte seine akademischen Studien nicht vollenden, sondern suchte sein Fortkommen als Copist bei einem Gerichtsschreiber seines Heimathsortes. Im Stillen der Neigung für Poesie nachhängend und seine dichterischen Ideen in Worte fassend, veröffentlichte er im „Rheinischen Jahrbuche auf 1841," welches im Sommer 1840 herauskam, eine harmlose Spende seiner

Muse, welche die ungeahnteste Wirkung haben sollte. Das Gedicht, betitelt „Der deutsche Rhein," später kurzweg „das Rheinlied" genannt, wies die nach den Rheinufern gerichtete, von Thiers 1840 wieder angefachte Eroberungslust der Franzosen in etlichen einfachen Strophen so treffend zurück, daß Becker gleichsam als der Sprecher und Dolmetscher der Nation dastand. Oeffentliche Blätter druckten sein Lied aus jenem Taschenbuch ab, den deutschen Regierungen gefiel der Eindruck, den es auf die Gemüther hervorbrachte, und ihre Organe sorgten ausnahmsweise selbst dafür, daß diese politische Dichtung von Landstrich zu Landstrich immer weiter verbreitet wurde und bald die Runde durch alle deutschen Gauen machte. Gleichzeitig bemühten sich unsere Tonkünstler um die Wette, dem neuen Volksliede durch eine möglichst ansprechende Melodie zu Hülfe zu kommen; in kurzer Frist zählte man gegen 150 Kompositionen verschiedener Musiker, ohne daß jedoch eine von ihnen siegreich durchschlug, und so lange die Bewegung dauerte, wurden die Strophen bald nach dieser, bald nach jener Melodie gesungen. Von den Franzosen antwortete Alfred de Musset mit einem grimmigen, blutschnaubenden Gegenliede, Lamartine jedoch besänftigend mit einer kunstreichen „Friedensmarseillaise;" unter den Deutschen selbst erweckte der unerhörte Erfolg des Becker'schen Musterstücks eine Fluth von Nachahmungen. Solcherweise sah sich der junge Dichter urplötzlich zu einer europäischen Berühmtheit geworden; der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., belohnte ihn mit einer ansehnlichen Geldsumme, auch wurden ihm die Mittel in Aussicht gestellt, den seither versäumten Universitätsstudien obzuliegen, wofern er dazu geneigt sei. Becker indeß begnügte sich mit seinem seitherigen bescheidenen Berufe und einer seinen Kenntnissen entsprechenden Anstellung zu Köln; nur so viel gab er dem Drange der öffentlichen Meinung nach, daß er seine bisher gedruckten und ungedruckten Gedichte in einer Sammlung erscheinen ließ. Das große Publikum hatte sich zu dem Schlusse berechtigt geglaubt, in dem Verfasser des Rheinlieds müsse ein neues gewaltiges Dichtertalent stecken: die Sammlung täuschte diese Erwartung. Ebenso vergebens sah man neuern Leistungen des rheinländischen Sängers entgegen; er verschied bereits am 28. August 1845.

Das Rheinlied ist weder so poetisch, wie es der Menge schien, noch so unpoetisch und gehaltlos, wie es später einigen Kritikern gedäucht hat; denn das Gedicht verräth einerseits keinen großen Dichter, weil es keine großen Gedanken enthält, andererseits entwickeln die sieben klaren und wohlgebauten Strophen die einzige Idee des Widerstands, auf die es damals vornehmlich ankam, mit solcher Energie des Wortes und Bildes, daß es in seiner Art ein treffliches Volkslied abgiebt. Von dieser Seite betrachtet, ist es tadellos; auch mußte es bei dem glücklichen Wurfe, womit es die allgemeine Stimmung traf, um so mehr wirken, als es im Uebrigen frei von jedem politischen Parteistandpunkte gehalten war. Beckers Persönlichkeit

war eine schwache, wie schon sein frühzeitiges Hinsterben anzudeuten scheint, und um Aehnliches, wie das Rheinlied, zu leisten, giebt es nicht alle Tage Stoff und Gelegenheit.

Schriften. 1) Der deutsche Rhein. Mit Randzeichnungen von E. Neureuther. München 1841. 2) Gedichte. Köln 1841.

Der deutsche Rhein.

(An Alphons de Lamartine.)

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrei'n,

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang' sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n;

So lang' die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Fluth begraben
Des letzten Mann's Gebein!

Der gebändigte Löwe.

Der Wüste König haben sie bezwungen,
Den starken Löwen mit den stolzen Mähnen.
Wohl scheuten sie vor seinen Klau'n und Zähnen:
Mit List und Uebermacht ist es gelungen.

Und als sie kamen nun mit ihren Frauen
Und sahen den Gewaltigen am Gitter,
Sein dunkles Aug' ein drohendes Gewitter,
Da überschlich sie alsobald ein Grauen,

Daß Keiner fast zu athmen sich getraute,
Und alles Blut zurückwich von den Wangen,
Indeß der Leu aus seinen Eisenstangen
Verachtend auf das Volk herniederschaute.

Ich kannte Einen, den in enge Schranken,
Nach hartem Kampf, gedränget die Gemeinen;
Gefesselt stand er, (o, ich möchte weinen!)
Ein König er im Reiche der Gedanken.

Doch wie sie jubelten ob ihren Ränken,
Wenn es um seines Mundes Winkel spielte,
Der helle Blitz aus seiner Braue zielte, —
Sie mußten doch entfärbt die Wimper senken.

Erhebung.

Flüchte mit den Sorgen nur
Aus des Hauses Engen,
Auch die schwersten kann Natur
Von der Seele drängen.

Sie besänftigt jeden Schmerz,
Heilet alle Wunden;
Trübgestimmtes Menschenherz,
Hier wirst du gesunden.

Sieh der Lerchen Jubelchor
Hoch und höher schweben,
Aechte Lust muß stets empor
Zu den Wolken streben.

Sieh den Falter hin und her
Um die Blumen gaukeln;
Lange sucht die schönste er,
Sich darauf zu schaukeln.

Bis zuletzt er niederschwebt,
Sichern Flug's, der Lose,
Unter seinem Kusse bebt
Schamentglüht die Rose.

Freien Sinnes suche doch,
Da so viele blühen;
Wohl die Schönste, Reinste noch
Lohnet dein Bemühen.

Sieh vorbei den Weidenstrauch
Hell die Quelle rinnen,
Und bemerke wohl den Brauch
Kecker Wasserspinnen.

Welle wird an Welle hin
Ewig fortgeschoben,
Ewig hält ein leichter Sinn
Sie, die Leichten, oben.

Kannst du nur den frischen Muth
In der Brust bewahren,
Wirst du in des Lebens Flut
Nie zu Grunde fahren.

Deinen Geist mit neuer Kraft
Freudig zu beleben,
Sieh den Berg so riesenhaft
Seinen Gipfel heben.

Wenn der Himmel finster schaut,
Mit bewölkter Stirne,
Neigt er selber sich vertraut
Zu des Berges Firne.

Seines Unmuths lauten Ton
Hörst du weit erdröhnen;
Doch der Alte weiß ihn schon
Gütlich zu versöhnen.

Und du siehst dann allerwärts
Sich die Wolken theilen.
Soll dein bischen Erdenschmerz
Leichter er nicht heilen?

Flüchte mit den Sorgen nur
Aus des Hauses Engen,
Auch die schwersten kann Natur
Von der Seele drängen.

Sie besänftigt jeden Schmerz,
Heilet alle Wunden;
Trübgestimmtes Menschenherz,
Hier mußt du gesunden.

Friedrich Martin Bodenstedt,

ein gewandter Schriftsteller, Lyriker und Uebersetzer, wurde am 22. April 1819 zu Peine im Königreich Hannover geboren und sollte sich anfangs zum Kaufmann ausbilden. Allein seine Neigung für wissenschaftliche Studien, welchen er in Nebenstunden oblag, ließ sich nicht zurückdämmen und gewann die entscheidende Oberhand. Nachdem er die Universitäten Göttingen, München und Berlin besucht hatte, ward er zunächst (1840) Erzieher im Hause des Fürsten Galizin zu Moskau,

welche Stellung ihn drei Jahre lang festhielt und Gelegenheit zum Studium der russischen Sprache darbot; alsdann durchreiste er die Gebirgsstriche des Kaukasus und das Hochland von Armenien. Einmal vertieft in die Wunder des Orients, begab er sich 1844 nach Tiflis, um eine neue Lehrstellung daselbst anzunehmen und seine morgenländische Sprachkunde bei Mirza-Schaffy zu erweitern, einem türkischen Dichter, welcher aus der georgischen Provinz Karabagh stammte. Seinen Aufenthalt in dieser merkwürdigen Stadt dehnte er jedoch nicht länger als zwei Winter aus, da die dortigen Verhältnisse ihm nicht zusagten; worauf der jugendliche Reisende seine Rückkehr über das schwarze Meer, die Türkei, Kleinasien und die griechischen Inseln antrat und im Winter von 1846—1847 nach Deutschland heimgelangte, wo sein Name bereits durch mancherlei Uebersetzungen und durch einen im Morgenblatt mitgetheilten Cyklus von Gedichten bekannt geworden war. Mit der Zusammenstellung seiner Reisefrüchte, Erfahrungen und Erlebnisse beschäftigt, verweilte Bodenstedt für's Erste eine Zeitlang in München; noch aber hatte er keine bleibende Stätte gefunden, auch war seine Reiselust noch nicht erloschen. Daher treffen wir ihn, nach einem längeren Aufenthalte in Rom und Italien, zuerst von den Monaten Mai bis Oktober 1848 als Redakteur des „Oesterreichischen Lloyd" in Triest, alsdann in Berlin, im Jahre 1849 in Paris und gegen Ende 1850 in Bremen, wo er die Redaktion der „Weserzeitung" übernahm. Unterdessen waren diejenigen Werke erschienen, welche die eigentliche Ausbeute seiner orientalischen Fahrten dem Publikum vorlegten; die Wichtigkeit und das Interesse dieser Arbeiten mochte wohl dazu mithelfen, daß Bodenstedt endlich eine erträgliche und für seine Lebensaufgabe ersprießliche Stellung erlangte. Er wurde im Jahre 1854 durch König Maximilian von Bayern nach München berufen und zum Honorar-Professor an der dortigen Universität ernannt. Neben eigenen Dichtungen haben wir von ihm seitdem eine Reihe Uebersetzungen aus den beiden vornehmsten Vertretern der russischen schönen Litteratur erhalten, welchen sich ein umfangreiches Werk über die Erscheinungen der altenglischen Bühne anschließt.

Auf Weltkenntniß, Lebenserfahrung und Scharfblick gründet sich die Originalität, welche bei diesem Autor vortheilhaft hervortritt. Ausgezeichnetes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er unsere Litteratur durch Neues aus entlegener Weltregion bereichert hat; aber auch seine selbstständigen Produkte tragen den Stempel eines Mannes von Charakter und Kraft, von gediegener deutscher Gesinnung und von Tiefe des Gemüths. Seine lyrischen Produktionen, obwohl in der Form nicht ohne vielfache Mängel, bezeugen nicht blos Eigenthümlichkeit der Stoffe, sondern auch einen in der Regel feinfühlenden poetischen Takt, der sich selbst in der Darstellung dessen ausspricht, was uns Bodenstedt aus fremden Zonen aneignet.

Nur zuweilen stören an seiner Lyrik persönliche Züge, die schroff sich einmischen; sonst weisen Vers wie Prosa auf einen Verfasser hin, der nicht zu Haus hinter dem Ofen geblieben ist, um zu schriftstellern und durch Schriftstellerei gemächlich zu einem vielgenannten Namen zu kommen, sondern der selbst zu denken und selbst zu sehen gewohnt ist. Schlagen wir auch den Werth seiner jüngsten Arbeiten, welche die neuere russische und die altenglische Litteratur betreffen, geringer an: jene Verdienste und Vorzüge sichern ihm einen Rang, wie ihn die Schriftsteller des Tags und der Mode nie erreichen, so sehr sie auch dem Publikum schmeicheln mögen und von dem Cliquen-Troß gefeiert werden.

Schriften. 1) Koslow, Puschkin, Lermontow. Eine Samml. aus ihren Gedichten. Aus dem Russ. übers. Leipz. 1843. 2) Die poetische Ukraine. Stuttg. 1845. 3) Die Völker des Kaukasus. Frankf. 1848. 4) Tausend und ein Tag im Orient. Berl. 1849—1850. 2 Bde. 5) Lieder des Mirza-Schaffy. Ebendas. 1851. Später mehrfach aufgelegt. 6) Die neuen Nibelungen. (Unter dem Namen: Martin Reckenlob.) Bremen 1851. 7) Gedichte. Ebend. 1852. 8) Lermontow's poetischer Nachlaß. Berl. 1852. 2 Bde. 9) Ada, die Lesghierin. Ebend. 1853.

Ein Blick vom Kreml.

Zum höchsten Thurm stieg ich hinauf
Des Kreml in der Mosquastadt,
Die manchen Thurm mit goldnem Knauf,
Viel Tempel und Paläste hat.
Ich stieg hinauf, wo vielbethürmt,
Sich rings die weiße Mauer zog,
Dran mancher Held schon angestürmt,
Schon manches Haupt vom Rumpfe flog.

Und als ich auf Palast und Dom
Hinabsah von dem hohen Thurm,
Krümmt unten sich der Mosquastrom
Zu meinen Füßen wie ein Wurm;
Und wie ein Wurm in meinem Geist
Nagt das Gedächtniß alter Zeit,
Und vor mir schwebt und mich umkreis't
Manch Nachtbild der Vergangenheit.

Die Glocke schlägt vom hohen Thurm,
Daß Alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt' —
Als ob der Thurm mit Glockenmund
In feierlichem Donnerlaut
Erzählt, was ihm von Alters kund,
Der Stadt, auf die er niederschaut.

Nicht, was die Zaren einst gethan
In machtvollkomm'nem Blutgelüst —
Nicht, wie sie dem Mongolenchan
Feig des Gewandes Saum geküßt —
Vor mir ersteht ein andrer Held
Aus blutgetränktem Schlachtgefild —
Der Mächtige, der die ganze Welt
Erschütterte mit Schwert und Schild.

Wie eine Sonne sah man ihn
Einst aus dem Meere auferstehn,
Wie eine Sonne sah man ihn
Im Meere wieder untergehn.
Sein Haupt umschlang ein Strahlenkranz,
Doch streng und kalt war sein Gesicht,
Wohl hatt' er all der Sonne Glanz:
Doch ihre Wärme hatt' er nicht.

Hier auf demselben Thurme stand
Auch er gedankenvoll, allein,
Und sah hinab auf Stadt und Land,
Und Alles, was er sah, war sein.
Noch schwillt sein Herz von Uebermuth,
Noch ist er großer Dinge voll,
Da züngelt schon die rothe Gluth
Des Brand's, der ihn verderben soll.

Er sieht's nicht, schließt sein Auge zu —
Und das Gericht nimmt seinen Lauf.
Als Herr der Welt ging er zur Ruh,
Als armer Flüchtling wacht er auf.
Wild prasselt's rings im Flammenschein,
Der Kreml ist kein gastlich Haus:
Schon Manchen ließ er glorreich ein,
Und stieß ihn elend wieder aus.

Wo blieb des Weltbeherrschers Macht?
Wo blieb er selbst, der stolze Held?
Der Sieger in so mancher Schlacht
Eilt jetzt in wilder Flucht durch's Feld —
Und die im Unglück wie im Glück
Voll Treue folgten seiner Spur:
Jetzt elend ließ er sie zurück,
Bedacht auf eig'ne Rettung nur.

Des großen Kaisers Ruhm ward stumm,
Die Herrlichkeit schwand wie ein Traum.
Ein Windhauch blies sein Weltreich um, —
In Rußland ist für Todte Raum.
Da lagen Völker hingestreckt
In einem einzigen Grab von Schnee;
Und die verstummte Lippe weckt
In ferner Heimath jammernd Weh.

Um Frankreich's Söhne klag' ich nicht, —
Sie theilten Ehre und Gewinn
Des Kaisers, wie sein Strafgericht —
Sie haben ihren Lohn dahin!
Doch daß auch so viel deutsches Blut
Hier ward zum Opfer dargebracht
Des fremden Kriegsherrn Uebermuth:
Das ist es, was mich traurig macht.

„Deutschland, mein Heimathland, du warst
Dem eig'nen Volk kein gastlich Haus;
Der Besten viel', die du gebarst,
Stießest du herzlos von dir aus!
Sie dienten fremdem Herrscherthum
Und folgten Feindesfahnen nach;
Ihr Ruhm vermehrte fremden Ruhm,
Doch ihre Schmach ward deine Schmach!"...

Die Glocke schlägt vom hohen Thurm,
Daß Alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob von altem Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt, —
Ein Ton, der tief in's Herz mir scholl,
Daß es mich nicht mehr oben litt, —
Ich stieg hinab gedankenvoll
Und lenkte heimwärts meinen Schritt.

Tscherkessische Todtenklage.

Es trauern die Männer von Dshighé,
Gesang tönt und klagendes Spiel;
Denn der Schönste des Volks der Adighé,
Pschugui, der Furchtlose fiel! . . .
Er war noch an Jahren ein Knabe,
Doch glich ihm kein Mann im Gefecht —
Jetzt liegt er schon modernd im Grabe,
Der Letzte aus seinem Geschlecht!

Pschugui, der Held, ist gefallen!
Sein Blut färbt die Erde nun roth —
Er hörte den Schlachtruf erschallen
Und eilte zum Kampf und zum Tod'.
Kühn brach er durch Dampf und Geschosse,
Durch Lanzen und Schwerter sich Bahn,
Und sprengte auf wieherndem Rosse
Zum Häuptling der Moskow heran.

Sein Schlachtkleid von blutrothem Samm'te
Flammt hell in der Sonne Gestrahl,
Doch heller und furchtbarer flammte
Sein Aug' und sein blutiger Stahl!
Getroffen von Feindesgeschosse
Sein Rappe todt unter ihm bricht —
Er wechselte dreimal die Rosse:
Doch sein tapferes Herz wechselt' nicht!

Es sank von der Wuth seiner Streiche
Manch rüstiger Kämpfer der Schlacht —
Jetzt liegt er da selbst schon als Leiche,
Und Wehgeschrei dröhnt durch die Nacht...
Man weint um den glühenden Hasser
Von Moskow's geknechteter Brut —
Doch die Thränen der Freunde sind Wasser,
Und die Thränen der Schwester sind Blut!

Den Nacken der Schwester umwallte
Das weiche Haar dunkel und kraus,
Als die Kunde des Todes erschallte,
Da riß sie ihr Haar weinend aus . . .
Doch die Mutter hebt tröstend die Rechte:
Dank Allah! so hat er's gesucht —
Mein Sohn fiel — ein Held im Gefechte,
Und nicht wie ein Dieb auf der Flucht!

Der Sänger greift trüb' in die Saiten,
Die Menge horcht schauernd und bang,
Und die Thränen der Weiber begleiten
Den jammernden Trauergesang —
Es trauern die Männer von Dshighé,
Gesang tönt und klagendes Spiel:
Denn der Schönste des Volks der Adighé,
Pschugui, der Furchtlose, fiel! —

Abenteuer in der Steppe.

Hat uns die Zigeunerbande
Heut so lange aufgehalten,
Als wir tief im Steppenlande
Rast nach langem Lauf gehalten.

Ward den Rossen gutes Futter,
Hatten weit und scharf getrabt,
Hat uns die Zigeunermutter
Auch mit Speis und Trank gelabt!

Vor dem Zelt, in freiem Feld,
Saßen wir auf breiter Matte,
Wo man uns für schweres Geld
Karg das Mahl bereitet hatte!
Grobes Brot, verdorbnes Fleisch,
Ungegornen Wein vom Don.
Und dazu der Stimme Ton
Unsrer Wirthin, ein Gekreisch
Wie aus einer Rabenkehle —
Haare, schwarz wie Rabenfedern,
Ein Gesicht, zäh, runzlichledern,
Braungefärbt mit Schmutz verschwommen,
Drin zwei Kohlen-Augen glommen,
Spiegel einer Rabenseele.
Dazu ihre Kleidung schmutzig.
Aber war das Bild der Alten
Nicht gemacht uns zu vergnügen:
Machten mehr uns die Gestalten
Zweier schmucker Dirnen stutzig,
Fein von Gliederbau und Zügen,
Keine tadellose Schöne:
Mochte kurz der Hals der Einen,
Klein die Stirn der Andern scheinen,
Doch die dunklen Farbentöne
Die auf Wang' und Nacken spielten,
Deren Glanz und deren glattes
Hautgewebe sich verhielten
Zu dem Hautnetz andrer Frauen,
Wie des festen Lorbeerblattes
Glanz und Bildung, im Vergleich
Zu den Blättern matt und weich,
Wie wir sie im Norden schauen —
Dieser wunderbare Glanz
Auf dem Nacken, auf den Wangen;
Und die Haare, die im Kranz
Schwarz und voll den Kopf umschlangen;
Und der Augen wild Gefunkel
Unter Wimpern lang und dunkel;
Und die Füßchen und die Wädchen,
Die sich zeigten, als die Mädchen
Zu der Balalaika — die
Einer der Zigeunerbuben
Spielte — an zu tanzen huben,
Daß die Kasawaika — die
Um die glatten Schultern hing —
Flatternd mit im Kreise ging.
Diese Taille, fein und schmiegsam,
Diese Füßchen, so beweglich,
Diese Arme, rund und biegsam —
Solch ein Bild sieht man nicht täglich!
Und der bunte Zauber machte,
Daß wir länger als ich dachte,
Länger als das Mahl gedauert
— Für die Reiter und die Pferde —
Auf der Matte hingekauert
Blieben, fröhlicher Geberde —
Nicht gewahr wie nach und nach
Grau der Himmel sich bedeckte,
Bis uns jäh ein Donnerschlag
Auf aus unsern Träumen schreckte!

Mußten schnell auf's Pferd uns schwingen,
Mocht' es, oder nicht, gelingen
Dem Gewitter zu entweichen,
Denn noch weithin hatten wir,
Um das nächste Nachtquartier,
Die Stanitza, zu erreichen . . .

Anfangs schien's, als ob vorüber
Ziehen das Gewitter wollte,
Aber trüber dann und trüber
Ward die Luft — der Donner rollte
Lang, mit kurzem Unterbrechen;
Immer lauter ward das Rollen,
Wie wenn starke Eisesschollen
In den Strömen krachend brechen . . .

Donnernd spricht der Herr zum Volke
Heut der don'schen Steppentriften,
Schreibt mit Blitzen in die Wolke
Seines Zornes Flammenschriften.
Es erbangt die Kreatur
Vor dem Grollen der Natur,
Das in ungethümer Lust
Immer neue Schrecken zeugt,
Und die stolze Menschenbrust
Wie den Halm der Steppe beugt.

Fromm bekreuzen die Kosaken
Sich bei Donnerschlag und Blitz,
Spähen mit gebognem Nacken
Scheu umher vom Sattelsitz.

Immer schwärzer überzogen
Ward es ringsum, schwüler, trüber —
Dichte Schwärme Vögel flogen
Tiefen Flugs an uns vorüber...
Wie so vorwärts, seitwärts immer
Spähend meine Blicke schweifen,
Seh' ich fern in hellem Schimmer
Einen breiten, rothen Streifen —
Keinen jäh vom Blitz erzeugten,
Der schnell kommt und schnell verschwindet,
Auch von keinem Wetterleuchten:
Denn stets heller, breiter windet
Sich der Streifen um das Land.

Ein Kosak wirft sich vom Pferde,
Drückt sein lauschend Ohr zur Erde,
Springt dann auf, mit Angstgeberde
Starr dem Streifen zugewandt:
„Himmel! hilf, ein Steppenbrand!"

Hat der Blitz in's Kraut geschlagen?
Ward die Steppe angesteckt?
Keiner weiß es, und das Fragen
Ist umsonst — doch aufgeschreckt
Tragen uns die zähen Pferde
Flücht'gen Laufes, langgestreckt,
Daß der Hufschlag auf der Erde
Kaum vernehmbar bei dem Reiten.
Und durch ungemeßne Weiten
Jagen wir mit Windesschnelle,
Um den Flammen zu entweichen,
Fort, bis wir den Strom erreichen . . .
Dort sind wir an sichrer Stelle.
Und kaum haben wir die Flut
Ueberschritten, und ein Kurzes
Von dem Sturmritt ausgeruht:
Als es ungethümen Sturzes
Strömend aus den Wolken bricht,
Daß man vor dem Regen nicht
Mehr die Glut am Horizonte,
Noch die Steppe sehen konnte,
Die aus einem Abenteuer
Mit uns in das andre rannte.
Bald erloschen war das Feuer
Das uns auf den Fersen brannte,
Und am Abend kamen wir
Naß und müd' in's Nachtquartier.

Ein Morgen in Tiflis.

Daß ich so früh dem Schlummer dich entwand,
O süßes Leben, zürne nicht darum,
Steh auf und kleide Dich in Festgewand,
O, folge mir, Du wirst verstehn warum!

Auch ich lag eben noch im Schlummer tief,
Gebannt durch ein lebendig Traumgesicht —
Da klang mir eine Stimme, die mich rief,
Ich folgte ihr, trat aus der Nacht an's Licht,
Und müde noch, rief ich im Zorn wie Du:
„Was weckst Du mich aus meiner nächt'gen Ruh?"
Doch schwand mein Zorn, denn was mir da geschehn,
War schöner, als was ich im Traum gesehn!
Von einer schönen Welt hatt' ich geträumt;
Wo Alles Liebe, Alles Seligkeit.
Die Erde war dem Himmel eingeräumt,
Versöhnt war alle Kreatur vom Streit,
Und Römer, Griechen, Moslem, Protestanten,
Begrüßten sich als nahe Blutsverwandten.

Der Zar kredenzt dem Sultan krimm'schen Wein,
Der Pabst, verliebt, will eine Türkin frein.
Rabbiner, Mufti's, Uhlich's, Hengstenberge,
Die Glaubensriesen und die Glaubenszwerge,
Sie sangen Alle wie aus Einem Mund:
Groß ist der Herr, und schön das Erdenrund!
Es legt der Mönch sein härenes Gewand ab,
Der Krieger läßt vom Morde seine Hand ab,
Und hassesmüd', auf allen Lebenswegen,
Umarmend tritt sich Mensch und Mensch entgegen.
Und Alle schwangen sich in frohen Reihn,
Durch Erd' und Himmel ging die süße Regung,
Ich stimmte jubelnd in den Chor mit ein:
Liebe ist Leben, Leben ist Bewegung...

Da — klopften Rosenknospen an die Fenster
Des Schlafgemachs, verscheuchten die Gespenster,
Und riefen: „Auf vom Lager, säume nicht!
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!
Es liegt der Tag im Kampfe mit der Nacht;
Schon sind die Blumen alle aufgewacht,
Die Vögel singen, alle Zweige klingen —
Die Morgenröthe zieht als Königin
Durch's Land, macht Alles froh, wie ich es bin,
Und läßt von Bergen, die gen Himmel ragen,
Sich des Gewandes Purpurschleppen tragen.
Wach auf, du träger Schläfer! säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!"

Und ich stand auf und ging hinaus in's Freie;
Geblendet ward mein Aug' wohin es schweift':
Schon hatte fern der weißen Berge Reihe
Die nächt'gen Nebelkleider abgestreift,

Und badete sich nackt im Morgenglühn.
Von Berg zu Berg die goldnen Strahlen sprangen.
Rings aus der Gärten morgenfeuchtem Grün
Die Blumen glühten und die Zweige klangen.
In seinen Ufern glüht' der Strom im Thale
Wie Feuerwein im goldenen Pokale.

Weiß dampft' es von den Felsen — zwischendurch
Erschimmerte glühroth die alte Burg
Mit ihrer weit herabgestreckten Mauer —
Ein Anblick sonst des Schreckens und der Trauer:
Jetzt aber lustig war sie anzusehn,
Ein schimmernder Pallast, bewohnt von Feen . . .

Es hing ein Nebelstreif noch hin und wieder
Und flatterte am Fels wie eine Fahne.
Beim Karawanserai die Karawane
Ward ausgerüstet — vor dem Führer nieder
Beugt seine Knie das stolze Dromedar;
Und wimmert, wie es seine Last empfangen;
Langsam erhebt es dann die schlanken Glieder,
Die Last ist leicht — der Blick wird wieder klar,
Im Glanz des Frühroths ist sein Gram vergangen . . .
Schon rief der Muezzim vom Minaret
Die Gläubigen zum ersten Frühgebet.

Die Töchter Grusien's schliefen auf den Dächern,
Es war so schwül zur Nacht in den Gemächern —
Hell spielten um der Mädchen Angesicht
Die Sonnenstrahlen, und sie merkten's nicht.
Es standen selbst die Wachen an den Thoren
Ganz in der Morgenröthe Glanz verloren;
Und auch auf ihrer Mordgewehre Spitzen
Ließ friedlich sie die goldnen Strahlen blitzen.
Ihr milder Feuerschein hüllt Alles ein,
Verklärt die Welt in Herrlichkeit und Ruh,
Und Nichts fehlt zu dem schönen Bild als — Du!

O komm, du süßes Leben! säume nicht,
Die schöne Morgenzeit verträume nicht!
Durch frisches Blumenland will ich dich führen,
Will Dein Gemüth durch Feierklänge rühren;
Sollst selber wie die Morgenröthe glühen
In ihrem Strahl, und mit den Blumen blühen.
O klage nicht, wo Alles jauchzt und lacht:
Dein Herz soll haben was es wünschen mag —
Komm, schönes Morgenroth! ich bin der Tag
Der Dich heraufzieht aus des Lagers Nacht —
Komm! leb' der Freude, und die Sorge tödte!
Ich will dein Tag sein, schöne Morgenröthe!
Ich will Dein Schleppenträger sein, Dein Alles!
Und wenn Du fällst: die Stütze Deines Falles!

Abschiedsworte.

Noch einen Kuß! bevor ich geh',
Noch einen Kuß! und dann Ade!

Nun weine nicht, und klage nicht,
Vergräme Deine Tage nicht!
Wir denken nicht an Trennungswehn,
Wir denken nur an Wiedersehn!

Die schlanke, liebliche Gestalt,
Das Haar, das blond zum Nacken wallt,
Das blaue Aug', der treue Blick:
Von Allem trennt mich mein Geschick . . .

Doch ob Du lächelst, ob Du weinst,
Ob trüb Du, oder heiter scheinst:
Es lebt genau Dein Bild und Wort
Des Abschieds mir im Herzen fort!

Drum: soll Dein Bild stets froh und rein
Lebendig meinem Geiste sein,
So weine nicht und klage nicht,
Vergräme Deine Tage nicht!
Wir denken nicht an Trennungswehn,
Wir denken nur an Wiedersehn!

Nach Mirza-Schaffy.

I.

O selig, wem von Urbeginn
Im Schicksalsbuch geschrieben ist,
Daß er bestimmt zu leichtem Sinn,
Zum Trinken und zum Lieben ist!

Der Zorn des Bonzen stört ihn nicht,
Moscheenduft bethört ihn nicht —
Ob er allein — beim Becher Wein,
Ob er beim Lieb geblieben ist!

Solch Loos ist dein, Mirza-Schaffy!
Genieß es ganz und klage nie!
Denk beim Pokal — daß stets die Zahl
Der Wochentage sieben ist!

Am ersten Tag beginnt der Lauf,
Und erst am letzten hört er auf —
Wie's kommt, so geht's — bedenke stets,
Das Glück nicht aufzuschieben ist!

Ein leichter Sinn, ein frohes Lied
Ist Alles, was dir Gott beschied;
Drum laß den Wahn — verfolg die Bahn,
Auf die dein Fuß getrieben ist!

II.

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers,
Sprudelt Gift — und süße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eig'nen Werth des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung.

In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor vom Rausch bemeistert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — sind wir begeistert!

Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wir mit Engelzungen,
Und von Gluth sind wir durchdrungen,
Und von Schönheit sind wir trunken!

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird —
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz' wird!

Adolf Böttger,

ein Lyriker und ausgezeichneter Uebersetzer, geboren am 21. Mai 1815 in Leipzig, wo sein Vater das Amt eines Steuereinnehmers bekleidet und zugleich im Gebiete der englischen Lexikographie als Schriftsteller sich bethätigt hat. Der letztere Umstand wirkte denn auch entscheidend auf den Lebensgang des einzigen Sohnes ein; denn durch den Vater im Englischen und Französischen vorgebildet und aus der Leipziger Thomasschule zur Universität übergehend, wandte er sich vorzugsweise dem Studium der modernen Litteratur zu. Schon im Jahre 1838 begann er seine litterarische Laufbahn mit einer Verdeutschung des Byron, die er mit solchem technischen Geschicke binnen wenigen Jahren hinwarf, daß er nicht allein seine Vorgänger weit übertraf und die erste lesbare Uebersetzung dieses genialen Dichters

herstellte, sondern auch überhaupt auf dem Gebiete der Uebersetzungskunst ein achtungswerthes Verdienst sich erwarb. Denn die genannte Leistung steht den Meisterstücken, welche von der neueren fremdländischen Litteratur im deutschen Idiom ausgeprägt worden sind, ebenbürtig gegenüber, so daß ihn spätere Nachfolger vergebens zu übertreffen gesucht haben. Durch diese Arbeit zu einem schnellen Rufe gelangt, versuchte er noch an verschiedenen andern ausländischen Werken seine erprobte Uebersetzungsgabe, ohne jedoch Gleichvollendetes zu liefern. Dagegen bewegte er sich immer fleißiger im Felde der eigenen Produktion. Genährt von der Milch unserer ersten Klassiker, unter den Zeitgenossen Platen und Rückert als Vorbilder verehrend, legte er sich besonders auf die einfacheren Gattungen der Lyrik, auf Lieder, Sonette, Romanzen und Balladen. Vom Dramatischen sprang er schnell wieder ab, um desto emsiger das Epische oder vielmehr eine an das Epische streifende Gattung zu pflegen. So brachte denn Böttger, im Elternhause fortlebend, eine Reihe Produkte an das Licht, welche die ihnen gewordene Theilnahme verdienen, aber in ihrem Kerne zu schwach waren, um eine durchgreifende Wirkung auf das Publikum auszuüben.

Das Hauptverdienst dieses Autors ist seither die Uebersetzung der Byron'schen Werke geblieben, glücklicherweise bedeutend genug, um ihn hoch über die Mehrzahl unserer heutigen Poetaster, Dramatiker und Romanschreiber zu stellen. Außerdem zeichnet er sich durch seine Reimkunst aus. Aber der lyrischen Darstellung Böttger's mangelt eine bestimmtere Originalität, theilweise auch der höhere Gehalt; hier fehlt das Charakteristische, dort das Kernhafte, das Große, das Nationale. Auch verletzt er häufig das Ebenmaß des Ausdrucks. In manchen Produkten möchte er sein englisches Vorbild, den kühnen und feurigen Byron, nachahmen; aber er vergreift sich in der Wahl und Anordnung der Stoffe, sein Charakter ist zu weich und indem er kunstwidrig epische und lyrische Elemente durcheinander wirft, macht das Ganze keinen entschiedenen Eindruck. Ebenso vernachlässigt er den äußeren Rhythmus, so daß seine Sprache, wie fließend und schöngereimt sie auch sein mag, dem feinen Ohre weder in der Wortstellung noch namentlich im Takt der Sylben überall Genüge leistet. Für seine lyrische Begabung jedoch sprechen eine Anzahl gelungner Lieder in leichten Weisen.

I. **Schriften.** 1) Gedichte. Leipzig 1846. 7. Aufl. 1852. 2) Johannislieder. Ebend. 1847. 3) Auf der Wartburg. 1847. 4) Ein Frühlingsmärchen. 1849. 3. Aufl. 1850. 5) Till Eulenspiegel. Ein modernes Heldengedicht. 1850. 6) Die Pilgerfahrt der Blumengeister. 1851. 7) Düstere Sterne. 1852. 8) Habana. 1853. 9) Neue Gedichte. 1854. 10) Der Fall von Babylon. Epische Dichtung. 1855. 11) Caméen. Erzählende Dichtungen. 1856. 12) Buch der Sachsen. 1857. Volksausgabe 1858. 13) Buch deutscher Lyrik. Original-Gedichte (von verschiedenen Verfassern). 1853. 14) Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Erster Jahrgang. 1859.

II. **Uebersetzungen.** 1) Byron's Sämmtliche Werke. In einem Bande. Leipzig 1838—1840. Ausg. in 12 Bänden 1841. (Mehrfache neue Abdrücke.) Diamantausgabe in 12 Bänden 1850. 2) Pope's Werke. Leipzig 1842. 3) Goldsmith's Gedichte. Ebend. 1843. 4) Milton's Poetische Werke. 1846. 5) Ossian. 1847. 6) Die Phädra von Racine. 1853. 7) Einige Stücke von Shakespeare. (Der Sommernachtstraum, Was ihr wollt und Viel Lärmen um Nichts.) 8) Hiawatha, Gedicht von Longfellow. 1856.

Hinaus!

Der Lenz erwacht es schimmern grau
Die Kätzchen an der Weide,
Die Luft ist lau, der Aether blau
Wie Veilchen auf der Haide.

Hinaus, hinaus in's grüne Ried,
Wo hoch die Lerchen schwirren:
Laß deine Seel' im Wonnelied
Durch alle Himmel irren!

Johannislied.

Fromm der Todten in der Gruft
Wollen wir gedenken,
Die wir noch in freier Luft
Frei die Blicke lenken.

Was das Grab geheim auch barg,
Kränze laßt drauf hangen,
Liegen wir doch selbst im Sarg
Irdschen Wahns gefangen.

Athmen sie als Blumen doch
Aus des Grabes Moose,
Ihre Seele grüßt uns noch
In dem Duft der Rose.

Und der Himmel klar und rein
Sendet Blumenengel,
Sendet Thau und Sonnenschein
In die Nacht der Mängel.

Auf den kalten Leichenstein
Legt lebend'ge Blüthen,
Und der Thränen Opferwein
Wird sie frisch behüten.

Süßer Rausch, in Blumenduft
Sein Gemüth versenken! —
Fromm der Todten in der Gruft
Wollen wir gedenken.

Lied.

Wie Mondesglanz die Nacht durchbricht
Und strömt auf Thal und Matten,
So fließt der Schönheit Lilienlicht
Aus deiner Wimpern Schatten.

Der Engel des Gebetes blieb
Am Glanz der Unschuld hangen,
Und hielt die Stirne fromm und lieb
Im Bruderkuß umfangen.

Seit im Gebet die Händchen du
Zum ersten Mal gefaltet,
Hat auch des Himmels selge Ruh
In deinem Blick gewaltet.

Er nahm sein lichtes Flügelpaar
Und lieh es deiner Liebe,
Daß sie auf Erden immerdar
Ganz ohne Flecken bliebe.

Wer einmal sah im tiefsten Schmerz
In deines Auges Sonne,
O dessen Blick, o dessen Herz
Bricht — oder schmilzt in Wonne!

Osterlied.

Die Glocken läuten das Ostern ein
In allen Enden und Landen,
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz ist wieder erstanden.

Es athmet der Wald, die Erde treibt
Und kleidet sich lachend mit Moose,
Und aus den schönen Augen reibt
Den Schlaf sich erwachend die Rose.

Das schlafende Licht, es flammt und kreist
Und sprengt die fesselnde Hülle,
Und über den Wassern schwebt der Geist
Unendlicher Liebesfülle.

Sonette.

Es wirbelt taumelnd Blatt auf Blatt vom Baume,
Die Wipfel starren frostig wie Skelette,
Der Herbst führt schläfrig die Natur zu Bette,
Und sie erstirbt im dumpfen Wintertraume.

Ein ewges Sterben herrscht im Weltenraume
Vom Luftatom bis zur Gestirnenkette,
Doch stets erschafft das All sich um die Wette
In neuer Form, in neuem Lebensschaume.

Wer wollte fürchten noch des Todes Waffen,
Wer bangen vor des Grabes dunklem Gitter,
Wer wagte nicht, sich männlich aufzuraffen?

Fortlebst in Andern du als zweiter, dritter,
Zum Schöpfer wardst du selber dir geschaffen —
Der Tod ist süß, das Sterben nur ist bitter.

Die Drossel schlägt und Nachtigallen flöten,
Erwachend rauscht der Fluß in seinem Bette,
Der Frühling sprengte des Gefangnen Kette
Und ließ den Winter, den Tyrannen tödten.

Die Blumen, die sich allgemach erhöhten,
Begehen feierlich die Ostermette,
Die Wiesenknaben mit dem Sammtbarette,
Die Rosen, die wie Mädchen keusch erröthen.

Und naht die Nacht mit ihren Sternenschatten,
So steigen Elfen aus den Kelchen nieder
Und schweben tanzend auf den grünen Matten.

Sie schlüpfen sacht zu Menschen hin und wieder,
Daß Jedem, auch dem Lebensübersatten,
Ein holder Frühlingsrausch belebt die Glieder.

Stavoren.

Im Südersee gen Westen lag mitten auf dem Meer
Ein Eiland grün und blühend; wie keines rund umher,
Drauf ragt die Stadt Stavoren, an Gold und Silber reich;
Die größten aller Städte, sie kamen ihr nicht gleich.

Einst lebte dort und schwelgte ein schmuckes Mägdelein,
Wohl mochte keines reicher, und keines schöner sein;
Sie hatte Land und Schlösser und Leute treu und gut,
Da kam wohl in das Fräulein der arge Uebermuth.

Mehr Schätze aufzuhäufen, das war ihr einzig Ziel,
Die Armen zu verspotten, ihr allerliebstes Spiel,
Und höhnen, lästern, fluchen, das ward der Jungfrau Brauch,
Ach! leider thaten Viele der Stadt ein Gleiches auch.

Oft ging sie längs dem Strande zu ihrem Schiffer hin:
„Fahr' aus nach fernem Lande und bring' nach meinem Sinn
Mir eine reiche Ladung des Edelsten nach Haus!" —
Da sinnt und denkt der Fischer: „Was such' ich Edles aus?"

Zu Danzig auf dem Markte, beim kühlen goldnen Born,
Da liegen zum Verkaufe viel Säcke Mais und Korn:
„Ja, diese Gottesgabe ist edel wohl und gut!"
Drum füllt mit Korn der Alte das Schiff mit frohem Muth.

Kehrt wieder nach Stavoren zu der Gebieterin:
„Nein, sag' mir, alter Schiffer, was kam dir in den Sinn?
In Afrika, so meint' ich, läufst du im Hafen ein,
Und handelst treu und bieder um Gold und Elfenbein!"

„Mein Fräulein! meine Herrin, verzeiht dem Schiffersmann,
Ich landete nicht ferne in Danzigs Hafen an!

Zu Danzig auf dem Markte, beim kühlen goldnen Born,
Da kauft' ich tausend Säcke mit Weizen und mit Korn."

„„Und brachtest du mir Weizen, so sag' ich dir zur Stund':
Du schüttest mir die Ladung tief in des Meeres Grund."“
Der Mann erbleicht: „O ladet nicht auf euch Gottes Zorn,
Ist doch des Herren Gabe das kleinste Samenkorn."

Und sie befahl zum Zweiten, da nahten arme Leut'
Und baten um Erbarmen und um Barmherzigkeit,
Sie weinten und sie baten, sie flehten auf den Knien —
Allein das harte Fräulein thät kalt vorüberziehn.

Und sie gebot zum Dritten, da trat der Schiffer vor
Und sprach und rang die Hände und hob sie hoch empor:
„Du ladest Fluch und Sünde, Verfluchung auf dein Haupt,
Wirst künftig daran darben, was jetzt die Woge raubt."

„„So wahr ich nimmer wieder das goldne Ringlein seh',
Das ich vor euren Augen hinwerfe in den See,
So wahr wird fern mir bleiben wohl bis an meinen Tod,
Was ihr mir sagt von Elend, Verzweiflung, Fluch und Noth."“

Das Ringlein flog hinunter und auch der Weizen sank,
Er wirbelt auf und nieder bei einer sand'gen Bank; —
Doch als am andern Morgen das Fräulein kam zu Tisch,
Fand sie zum höchsten Schrecken den Ring in einem Fisch.

Das war das erste Zeichen, dann folgte Schlag auf Schlag:
Der Fluch des vor'gen Tages war Fluch dem neuen Tag;
Es floh der Stolz, der Reichthum, und Elend kam und Noth,
Und fluchend und verzweifelnd starb sie den Hungertod.

Im Lenze ging der Weizen hoch auf wie Gras und Ried,
Doch fruchtlos blieb er immer, wenn auch der Sommer schied.
Die Leute in Stavoren, sie sahn das Wunder auch,
Doch lebten sie in Sünden nach ihrem alten Brauch.

Da kam die schwere Strafe wohl einstmal über Nacht,
Da sank die Stadt Stavoren zum Theil in Meeresschacht,
Und aber sank ein Stücke, und noch ein Stücke sank,
So fand durch Schuld und Frevel die Stadt den Untergang.

Und noch alljährlich stürzen dort kleine Hütten ein,
Auch mag in diesen Hütten kein Fried' und Segen sein,
D'rum stehn sie so verlassen, von außen still und todt,
Doch innen wüthet Elend, Verzweiflung, Fluch und Noth.

Und noch schießt aus dem Meere im Frühling Gras und Ried,
Doch fruchtlos bleibt es immer, wenn auch der Sommer schied;
Die Sandbank, wo es sprosset, die ist im ganzen Land
Nach jener Schreckenssage genannt der Frauensand.

Clemens Brentano,

eines der Häupter der „romantischen Schule“, für deren Oberhaupt man insgemein Ludwig Tieck ansieht, wurde am 9. September 1778 zu Frankfurt am Main geboren und sollte anfänglich die Kaufmannschaft erlernen. Doch wandte er sich den Wissenschaften zu und studirte zu Jena, jener damals so regsamen Stadt, deren philosophische und poetische Kreise ihn längere Zeit festhielten; alsdann verlebte er mehrere Jahre in Frankfurt, Berlin und Wien, bis er sich für längere Zeit in Heidelberg niederließ und mit der Dichterin Sophie Schubart, der geschiedenen Gattin des Jenaischen Professors Mereau, im Jahre 1805 vermählte. Auch seine Schwester Elisabeth (Bettina) war ihm nach Heidelberg gefolgt; sie fand in Achim von Arnim, dem Freunde ihres Bruders, einen geistesverwandten Gemahl. Schon frühzeitig war Brentano selbst als Schriftsteller unter dem Namen „Maria“ aufgetreten, hingerissen von einer lebhaften Phantasie, welche die Träume der Romantiker durch die Poesie zu verkörpern strebte; einen berühmteren Namen aber gewann er erst in dieser Stadt durch den glücklichen Gedanken, daß er gemeinschaftlich mit seinem Schwager Arnim jene unter dem Titel „des Knaben Wunderhorn“ bekannte Sammlung älterer Volkslieder veranstaltete. Durch dieses Werk wurde die schon von Bodmer und Herder angeregte Theilnahme für altdeutsche Poesie und Litteratur wesentlich gesteigert. Ein gleiches Verdienst erwarben ihm auch seine späteren Produktionen nicht wieder; wie denn seine gesammte nachherige Wirksamkeit keineswegs eine dem Licht der Wahrheit zugewendete, für seine Nation ersprießliche und erfreuliche sein sollte. Seine Gattin hatte er bereits im folgenden Jahre (1806) durch den Tod wieder verloren, und nachdem er noch mit geistiger Frische den Freiheitskämpfen gegen Napoleon von Wien aus zugeschaut hatte, zog er sich von dem bürgerlichen Leben mehr und mehr zurück, trat 1818 zur katholischen Kirche über und ging in das im Münsterischen gelegene Kloster Dülmen. Doch nicht genug, der Welt und ihren Freuden für seine Person entsagt zu haben, Brentano betrat nunmehr auch noch den Weg der Bekehrung; im Jahre 1822 nämlich begab er sich nach Rom und wirkte dort eine Zeit lang als ein eifriges Mitglied der „Propaganda.“ Aus Italien kam der neue Apostel zwar zurück, aber verschloß sich nicht wieder hinter die Pforten des norddeutschen Klosters, sondern verweilte abwechselnd bald in seiner Geburtsstadt, bald in Koblenz, München und anderen Orten Süddeutschlands, bis ihn der Tod am 28. Juni 1842 zu Aschaffenburg dahinnahm.

Seine litterarischen Erfolge sind durchaus gering geblieben. Poetische Begabung ist ihm nicht abzusprechen, da er eine reiche Einbildungskraft mit Witz und tiefem Gefühle verband, aber zu einer glänzenden Leistung vermochte er es nicht zu bringen: er war ein bloßer Phantast, der nie zur klaren Darlegung der Gedanken, Gefühle und Anschauungen durchdrang, nie die Form zu beherrschen wußte. Brentano hat nicht das Wenigste dazu beigetragen, die deutsch-romantische Weise bloszustellen und in Verruf zu setzen; zugleich aber auch den Geschmack unsers Zeitalters der edeln Einfachheit zu entwöhnen. Seine Produkte sind zügellose Spiele der Phantasie, nicht blos nebelhaft und verworren aus Mangel künstlerischer Anordnung und Gestaltung, sondern auch unschön im Gehalt und voll Dissonanzen. Minder grell ist seine Erzählung „vom braven Kasperl", welche auf dem Boden der Wirklichkeit steht, und deshalb wohl seine beste Leistung.

Schriften. 1) Satiren und poetische Spiele von Maria. Erstes Bändchen. Leipzig 1800. 2) Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein Roman von Maria. Bremen 1801—1802. 2 Bde. 3) Die lustigen Musikanten, Singspiel. Frankfurt 1803. 4) Ponce de Leon. Göttingen 1804. 5) Des Knaben Wunderhorn (s. unter Arnim). 6) Kantate auf den 15. Oktober 1810. Berlin 1810. 7) Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Ebend. 1811. 8) Der Rheinübergang, ein Rundgesang für Deutsche. Wien 1814. 9) Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama. Pesth 1815. 10) Viktoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel. Berlin 1817. 11) Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Berlin 1817. 3. Abdruck 1851. 12) Schneeglöckchen. Hamburg 1819. 13) Varinka oder die rothe Schenke von D. Schiff, und: die drei Nüsse von Cl. Brentano. Zwei Volkserzählungen. Berlin 1834. 14) Gockel, Hinckel und Gackeleia. Märchen, wiedererzählt. Frankfurt 1838. 15) Rothkehlchens Liebselchens Ermordung und Begräbniß. Zürich 1843. 16) Die Märchen des Clemens Brentano. Herausgeg. von Guido Görres. Stuttgart und Tübingen 1846. 2 Bde. (In der Vorrede Lebensnotizen.)

Valeria.

Wenn die Sonne weggegangen,
Kommt die Dunkelheit heran,
Abendroth hat goldne Wangen,
Und die Nacht hat Trauer an.

Seit die Liebe weggegangen,
Bin ich nun ein Mohrenkind,
Und die rothen, frohen Wangen,
Dunkel und verloren sind.

Dunkelheit muß tief verschweigen
Alles Wehe, alle Lust,
Aber Mond und Sterne zeigen,
Was ihr wohnet in der Brust.

Wenn die Lippen dir verschweigen
Meines Herzens stille Gluth,
Müssen Blick und Thränen zeigen,
Wie die Liebe nimmer ruht.

Ramiro.

Die Liebe lehrt
Mich lieblich reden,
Da Lieblichkeit
Mich lieben lehrte.

Arm bin ich nicht
In deinen Armen,
Umarmst du mich,
Du süße Armuth.

Wie reich bin ich
In deinem Reiche:
Der Liebe Reichthum
Reichst du mir.

O Lieblichkeit!
O reiche Armuth!
Umarme mich
In Liebes-Armen.

Die lustigen Musikanten.

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn,
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder,
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammenstellen
Zum frohen Werke in den Kreis.

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer Alt und Jung genug,
Wir wissen alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Schlug zwölfmal schon des Thurmes Hammer;
So stehen wir vor Liebchens Haus,
Aus ihrem Bettchen in der Kammer
Schleicht sie, und lauscht zum Fenster raus.

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr,
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied,
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Tochter:

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man todt,
Mein Sang ergötzet eure Ohren
Und schweigend wein' ich auf mein Brod.

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Sing und um Sang
Um Kling und um Klang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Mutter:

Ist's Nacht? Ist's Tag? ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind.

Es sauset und brauset
Das Tambourin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern,
Von tönenden Schimmern,
Um Sing und um Sang,
Um Kling und um Klang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die beiden Brüder:

Ich muß die lustgen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen,
Und möchte gern begraben sein.

Es sauset und brauset
Das Tambourin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Der Knabe:

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Auf's Tambourin muß rasch ich pochen,
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm.

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es rasseln und prasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Wenn es stürmet.

Wenn es stürmet auf den Wogen,
Sitzt die Schifferin zu Haus,
Doch ihr Herz ist hingezogen
Auf die weite See hinaus.

Bei jeder Welle, die brandet
Schäumend an Ufers Rand,
Denkt sie, er strandet, er strandet, er strandet,
Er kehrt mir nimmer zum Land.

Bei des Donners wildem Toben
Sitzt die Schäferin zu Haus,
Doch ihr Herz, das schwebet oben
In des Wetters wildem Strauß.

Bei jedem Strahle, der klirrte
Schmetternd durch Donners Groll,
Denkt sie, mein Hirte, mein Hirte, mein Hirte
Mir nimmer kehren soll.

Wenn es in dem Abgrund bebet,
Sitzt des Bergmanns Weib zu Haus,
Doch ihr treues Herz, das schwebet
In des Schachtes dunklem Graus.

Bei jedem Stoße, der rüttet
Hallend im dunkelen Schacht,
Denkt sie, verschüttet, verschüttet, verschüttet
Ist mein Knapp' in der Erde Nacht.

Wenn die Feldschlacht tos't und klirret,
Sitzt des Kriegers Weib zu Haus,
Doch ihr banges Herz, das irret
In des Kampfes wilden Strauß.

Bei jedem Knall, jedem Hallen
Der Stücke an Bergeswand
Denkt sie gefallen, gefallen, gefallen
Ist mein Held nun fürs Vaterland.

Aber fern schon über die Berge
Zogen die Wetter, der Donner verhallt,
Horch wie die jubelnde, trunkene Lerche,
Tireli, Tireli, siegreich erschallt.

Raben, zieht weiter!
Himmel wird heiter,
Dringe mir, dringe mir,
Sonne, hervor.

Jubelnde Lerche,
Ueber die Berge,
Singe mir, singe mir
Wonne in's Ohr.

Mit Cypreß und Lorbeer kränzet
Sieg das freudig ernste Haupt,
Herr! wenn er mir niederglänzet
Mit dem Trauergrün umlaubt!

Dann, sternlose Nacht, sei willkommen,
Der Herr hat gegeben den Stern,
Der Herr hat genommen, genommen, ge-
nommen,
Gelobt sei der Wille des Herrn!



Gottfried August Bürger,

ein volksthümlicher Lyriker ersten Ranges, wurde im Jahre 1748 und zwar „in der ersten Stunde desselben, unter den Gesängen, womit man nach alter Sitte das angekommene neue Jahr vom Kirchthurme herab zu begrüßen pflegt", zu Wolmerswende bei Harzgerode im Fürstenthum Halberstadt geboren. Sein Vater, Prediger an jenem Orte, ein gemächlicher Mann, unterrichtete das Söhnlein bis zum zwölften Lebensjahre auf eine etwas saumselige Weise, obwohl bei diesem Geschäft unterstützt durch die Sorgfalt der geistreichen Mutter; der Knabe lernte daher nur lesen und schreiben, während er in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache nicht sonderlich vorrückte. An Talent fehlte es ihm jedoch so wenig, daß er schon in diesem Alter, ohne die allerersten Elemente der Grammatik zu kennen, deutsche Verse zu machen anfing, die richtig gemessen waren; die einzige Anregung dazu erhielt er durch die Lieder, die er aus dem Gesangbuch auswendig gelernt hatte, und durch das Lesen der Bibel. Mit dem dreizehnten Jahre endlich (1760) schickten ihn die Eltern zu seinem Großvater mütterlicher Seits, Namens Jacob Philipp Bauer, nach Aschersleben, damit er die dortige Stadtschule besuchen konnte; von dieser Zeit ab wurde der Großvater, der sonst keine Kinder besaß, der eigentliche Versorger des Enkels. Nach zwei Jahren auf dem Pädagogium zu Halle weiter ausgebildet, bezog Bürger die Universität der letztern Stadt in Jahre 1764 und sollte, dem Willen seines Beschützers gemäß, der durchaus einen Pfarrer aus ihm machen wollte, Theologie studiren. Ungern entschloß sich der Jüngling dazu, der lieber Jurisprudenz oder jedes andere Studium gewählt hätte; und aus diesem Umstande erklärt es sich theilweise, daß sein Universitätsleben zu Halle keine schöne Ordnung gewann. Außerdem äußerte auf seinen Charakter der Umgang mit dem Prof. Klotz einen nachhaltig schlimmen Einfluß, welcher, wie berichtet wird, den

Nutzen aufwog, den er aus der Belehrung dieses durch einen Streit mit Lessing unsterblich gewordenen Philologen für das Fach der antiken Litteratur schöpfte. Ungeduldig und erzürnt über die poetischen und philologischen Beschäftigungen, denen sich Bürger hingab und die seinem künftigen Beruf hinderlich schienen, rief ihn der Großvater zu sich nach Hause zurück; sein Vater war bereits im Jahre 1765 gestorben, so daß der Enkel ohne Vermittler dastand, als über die fernere Laufbahn desselben entschieden werden sollte. Indeß glich sich Alles nach Wunsch aus; der Großvater vergaß seinen Unmuth so weit, daß er ihm nicht allein erlaubte, zu Ostern 1768 in Göttingen seine Studien fortzusetzen, sondern auch die seiner Neigung so wenig zusagende Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen. Auf die letztere Wissenschaft legte sich denn auch Bürger nicht ohne Eifer; auch umgaben ihn eine Reihe trefflicher Köpfe, die ihn vielfach anregten und zu rechter Zeit durch ihre Freundschaft vor dem Verderben bewahrten, in welches sonst der Hang zum Leichtsinn ihn hätte stürzen können. Denn zu Göttingen wich der Jüngling leider vollends aus der Bahn fester Ordnung und verlor allmälig den Hauptzweck seines Aufenthalts so vollständig aus den Augen, daß der von seinem hoffnungslosen Wandel benachrichtigte Großvater, aufs tiefste erbittert, sich entschloß, seine Hand von ihm abzuziehen. Glücklicherweise überstand er mit Hülfe etlicher Freunde die über ihn hereingebrochene selbstverschuldete Noth. An der Seite dieser wackeren Genossen, die seinen Werth mehr und mehr erkannten, vertiefte er sich während der trüben Epoche ernsthaft in das Studium der poetischen Litteratur: die Früchte seines Fleißes erwarben ihm schon im Jahre 1771 einen achtungswerthen Dichternamen. Gleichzeitig bemühten sich seine Freunde, unter ihnen der litterarisch thätige Heinrich Christian Boie, die äußere Lage des Verlassenen dadurch zu verbessern, daß sie ihm irgend eine kleine Anstellung zu verschaffen suchten. Da Bürger die Rechtswissenschaft nicht so weit vernachlässigt hatte, um nicht an ihr einen nothdürftigen Anker zu finden, so gelang nach vielen Schwierigkeiten der Plan, dem Dichter zu einem Aemtchen zu verhelfen; freilich konnte es nur ein solches sein, welches ihm eine vorläufige Zuflucht bieten sollte, bis es ihm möglich geworden wäre, durch Vollendung eines Meisterwerks die Aufmerksamkeit solcher Gönner auf sich zu ziehen, welche ihm einen größeren und für seine Talente geeigneteren Wirkungskreis anweisen möchten. Durch Boie's Vermittlung nämlich wurde ihm die Stelle eines Justizbeamten im Gerichte Altengleichen bei Göttingen, welche die Herren von Uslar zu vergeben hatten, im Jahre 1772 übertragen. Kaum vernahm der Großvater, daß sein Enkel von der planlosen Lebensart abgelassen habe und ein brauchbarer Geschäftsmann zu werden verspreche, so be-

kundete er durch augenblickliche Versöhnung die Fortdauer seiner Liebe und unterstützte den neuen Amtmann mit den nöthigen Summen für häusliche Einrichtung und Caution. So schien des jungen Mannes Lage fürs Erste gesichert; die juristische Amtspflicht vergönnte ihm einige Nebenmuße, welche ihm erlaubte mit dem Dichterkreise Göttingens in regem Verkehre zu bleiben, und schon im nächsten Winter, den er einsam auf dem Lande zubrachte, entwarf er die „Lenore", ein phantasiereiches lyrisches Gedicht, worin sich eine neue Seite seines Talents offenbarte. Ein kühner Schritt aber war es, daß er sich im September 1774 mit der Tochter des benachbarten Hannöverischen Beamten Leonhart verheirathete: von diesem Augenblicke an schien ihn sein Glück verlassen zu haben. Zuerst wurde er um den größten Theil der Caution betrogen, welche sein Großvater mit Aufopferung seines Vermögens gestellt hatte; zweitens verlor er durch die verunglückte Pachtung eines Gutes, die er nebenher im Jahre 1780 einging, fast die ganze ihm von seinem Schwiegervater zugefallene Erbschaft. Drittens beschäftigte er sich zwar ohne Unterlaß mit poetischer Produktion, indem er klassische Werke verdeutschte, im Jahre 1778 die Herausgabe des 1770 begonnenen Göttinger Musenalmanachs selbstständig übernahm und die erste Sammlung seiner lyrischen Gedichte veröffentlichte; allein seine äußerlichen Verhältnisse waren keineswegs so wohlig, daß sie ihm gestattet hätten, das gewünschte größere Werk hervorzubringen, von welchem eine günstige Veränderung seiner Lage zu hoffen stand, und jene übrigen Leistungen seines Genius wurden zu gering angeschlagen. Dazu trat endlich noch die hämische Verleumdung, daß er seine amtliche Wirksamkeit vernachlässige; die Anklage war von dem nämlichen ruchlosen und undankbaren Manne ausgegangen, welcher den Dichter um die von dessen Großvater niedergelegte Summe bevortheilt hatte, ohne dafür vor Gericht gezogen worden zu sein. Glänzend führte zwar Bürger seine Vertheidigung aus, aber die ihm widerfahrene Kränkung bestimmte ihn gleichwohl, die ohnehin nicht sehr einträgliche Amtmannsstelle nach einer zwölfjährigen Verwaltung 1784 aufzugeben. Kurz vorher war seine gute und edle Gattin gestorben. Amtsgeschäfte wie die bisherigen von sich werfend, beschloß der Dichter künftighin der Poesie allein zu leben; zu diesem Zwecke siedelte er wieder nach Göttingen über, wo er noch im Jahre 1784 Vorlesungen zu halten anfing, den Studirenden Privatunterricht ertheilte und seine übrigen litterarischen Arbeiten förderte. Die Aussichten für die Zukunft schienen so freundlich, daß er es wagen durfte im folgenden Jahre sich mit der jüngsten Schwester seiner Gattin, Namens Molly, die schon längst seine innigste Neigung besessen hatte, zu vermählen; da traf ihn plötzlich der härteste Schlag. Der Tod riß ihm das zweite Weib von der Seite, nach einjähriger

mit einer Tochter gesegneter Ehe: sein häuslicher Friede war nun auf immer dahin, selbst seine Gesundheit begann zu leiden. Indessen kämpfte er seine Kräfte zusammenraffend weiter fort, brachte eine zweite Ausgabe seiner Gedichte in zwei Bänden zu Stande und wurde im November 1789 zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt, freilich ohne Besoldung. Der Umstand, seine drei Kinder aus erster und zweiter Ehe außer dem Hause erziehen lassen zu müssen, machte ihm eine neue Verbindung wünschenswerth; leider fiel es um diese Zeit einem Mädchen in Schwaben ein, dem hochgefeierten Dichter, dessen Werke sie begeistert hatten, von Stuttgart aus vermittelst eines versificirten Briefes ihre Hand anzubieten. Sie hieß Elise Hahn und verlockte den Dichter durch diesen ungewöhnlichen Schritt zu näherer Erkundigung und zu dem Entschlusse, sie im Oktober 1790 als Gattin heimzuführen; allein die Täuschung war eine vollkommene, und diese dritte Ehe schlug so unglücklich aus, daß sie nach dritthalb Jahren durch richterliche Entscheidung wieder getrennt werden mußte. Der Kummer über dieses Mißverhältniß während eines so langen Zeitraums, die ununterbrochene geistige Anstrengung bei hartem Arbeiten und die fortdauernde Qual, welche ihm die Unsicherheit seines Auskommens aufbürdete, erschöpfte endlich die letzten Kräfte des Mannes, den die Nation unter ihre Lieblingsdichter rechnete, aber durch die gemeine Denkart ihrer Vertreter im Stiche ließ. Selbst die Freude über den gewonnenen Ruhm vergällte ihm ein neidisches Verhängniß. Der um elf Jahre jüngere Schiller, dessen Ansehen schon damals nicht gering war, focht die Verdienste desselben im Jahre 1791 durch eine einseitige Recension an, deren Forderungen zwar im Princip großentheils richtig, aber zu hochgespannt waren. Die Unterschätzung dessen, was er wirklich geleistet hatte, verletzte den körperlich und geistig leidenden Bürger auf das empfindlichste und mußte sein Selbstvertrauen um so mehr untergraben, als die Hoffnung auf Besserung seiner äußerlichen Lage, deren schlimme Beschaffenheit der edle Schiller wahrscheinlich nicht kannte, durch einen rücksichtslosen und theilweise ungerechten Angriff von Seiten eines Fachgenossen nicht gesteigert werden konnte. Wie aber durfte er vollends in solcher Lage und ohne einen Mäcen hoffen, jene Schiller'schen Ideale zu erreichen? Bekümmert und gebrochen, doch geduldig in sein Schicksal ergeben, verschied er am 8. Juni 1794.

Bürger's Leben bildet von seiner Jugend an bis zu seinem Tode einen fortwährenden Kampf. An jeden Fehler, den er beging, an jede Schwäche, die er sich zu Schulden kommen ließ, knüpfte gleichsam ein zürnender Dämon mehrfache Unfälle. Dies rechtfertigt seinen Charakter gegen kleinlichen Tadelspruch, während wir ihm für sein Ringen dankbar sein müssen. Einer der Ersten, die seit der Wiedergeburt unserer Litteratur auftraten, war er der

Erneuerer der deutschen Ballade in naturwahrem und volksthümlichem Style, der Bahnbrecher auf diesem Gebiete für alle nachfolgenden Dichter. Wenn seine Darstellung nicht frei von rohen Schlacken ist, einzelne Wendungen niedrig oder gemein und schlüpfrig erscheinen, so ist das keineswegs ein Mangel, der mit der Persönlichkeit des Dichters selbst in Verbindung zu bringen wäre, sondern eine Folge seines Strebens nach möglichster Popularität der Ausdrucksweise, wofür er noch keine Muster vorfand. In einer Zeit, wo Goethe und Schiller unsere poetische Sprache durch ihren glänzenden Flug noch nicht gehoben hatten, konnte Bürger leicht bisweilen gegen den Geschmack fehlgreifen und der späteren Kritik Blößen geben, die seiner Individualität (wie schon Schiller unbedachtsam that) zur Last gelegt wurden. Durch reiche Produktivität nicht hervorragend, hat sich Bürger doch den besten Lorbeerkranz unter den Mitgliedern des Göttinger Dichterkreises verdient, des sogenannten „Hainbundes", welchem Hölty, Voß, die beiden Grafen Stollberg, die beiden Miller, K. F. Cramer, Leisewitz und Andere angehörten. Uebrigens charakterisirt ihn A. W. von Schlegel treffend: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger als zarter Empfindungsweise, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstande im Entwerfen, mehr in der Romanze und dem leichten Liede als der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zierlichkeit seltner Größe hat."

Schriften. 1) Gedichte. Göttingen 1778. 2) Macbeth. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. (Die Uebersetzung der Ilias in Jamben blieb ein nicht besonders herausgegebenes Bruchstück.) 3) Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen. London (Göttingen) 1787. 2. Aufl. 1788. 4) Gedichte. Göttingen 1789. 2 Bde. Seit 1796 öfter neu aufgelegt. 5) Musenalmanach von 1779—1794. 6) Sämmtliche Schriften. Göttingen 1796—1798. 4 Bde. Später mehrfach abgedruckt. 7) Gesammtausgabe in einem Bande. Göttingen 1834. Mit der Biographie von Bürger's Arzte Althoff.

Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann:
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder; zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.—
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang in's Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! wer rettet mich?"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!"

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, o braver Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich. .
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch gallopirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann, braver Mann! Zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Der Zöllner, vergebens, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher.
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen; vernahm sein Wort;
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm, und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an:
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an:
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
Da rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran:
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut;
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! Der Graf trug hohen Sinn! —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil,
Arm bin ich zwar, doch eff' ich satt.
Dem Zöllner werd' eur Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er, mit adligem Biederton,
Und wandte den Rücken, und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

Die Weiber von Weinsberg.

1774.

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und gut gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich Eins aus Weinsberg frein.

Einsmals der Kaiser Konrad war
Dem guten Städtchen böse,
Und rückt heran, mit Kriegesschaar
Und Reisigengetöse;
Umlagert' es, mit Roß und Mann,
Und schoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtchen widerstand,
Trutz allen seinen Nöthen;
Da hieß er, hoch vom Grimm entbrannt,
Den Herold 'nein trompeten:
„Ihr Schurken! komm' ich 'nein, so wißt,
Soll hängen, was die Wand bepißt!"

Drob, als er den Avis also
Hineintrompeten lassen,
Gab's euch ein Zetermordio
Zu Haus' und auf den Gassen.
Das Brod war theuer in der Stadt,
Doch theurer noch war guter Rath.

„O weh mir armen Korydon!
O weh mir!" — die Pastores
Schrien: „Kyrie Eleïson!
Wir gehn, wir gehn Kapores!"
„O weh mir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle schon." —

Doch wenn's Matthä am letzten ist,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Aengsten und aus Nöthen.
Denn Pfaffentrug und Weiberlist
Gehn über alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen Lobesan,
Seit gestern erst getrauet,
Gab einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet,
Den ihr sofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatschen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht
Die schönste Ambassade
Von Weibern sich in's Lager macht,
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt sanft, sie bettelt süß,
Erhält doch aber nichts, als dies:

„Die Weiber sollten Abzug han
Mit ihren besten Schätzen,
Was übrig bliebe wollte man
Zerhauen und zerfetzen." —
Mit der Kapitulation
Schlich die Gesandtschaft trüb davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! Was geschiehet?
Es öffnet sich das nächste Thor
Und jedes Weibchen ziehet
Mit ihrem Männchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe, huckepack. —

Manch Hofschranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln;
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln!
Ha bravo!" rief er, „bravo so!
Meint' unsre Frau es auch nur so!"

Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Weibern zu gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't,
Und durchgetanzt mit allen,
Wie mit der Bürgermeisterin,
So mit der Besenbinderin. —

Ei! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen,
Hat treu, und fromm und klug gewiegt
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß Eins aus Weinsberg frei'n!

Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Märchen, gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser: der Kaiser war kurrig.
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade! sein Schäfer war klüger als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte.
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst;
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht.
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader,
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

„Ha!" dachte Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir deucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch deucht mir daneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile?
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit:
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth, bis zum Heller, mag sein?

Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum dritten nun sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;

So lass' ich euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich die Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'versitäten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sportuln vollauf:
Doch lös'te kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hozelt ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß euch was angethan sein."

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe,
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth, bis zum Heller, mag sein.

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel.
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen.
Die will er dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

„Nichts weiter?“ erwiedert Hans Bendix mit Lachen,
„Herr, gebt euch zufrieden! Das will ich schon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.“

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen;
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen,
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er mit Scepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich itzt werth, bis zum Heller, mag sein?“

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun:
Den einen müßt ihr doch wohl minder werth sein.“ —

„Hum,“ sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören;
Und mag den Durchlauchtigsten Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?“ —

„Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet,
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan.“ —

„Ha,“ lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber, zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!“

„Ihr denket, ich wäre der Abt von St. Gallen“. —
„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen“ —

„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget eu'r Sinn;
Denn wißt, daß ich Bendix sein Schäfer nur bin!" —

„Was Henker! du bist nicht der Abt von St. Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein.

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe;
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid juris verstehn!
Denn, wenn man will ernten, so muß man auch sä'n." —

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein."—

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Es hat mich ergötzet dein lustiger Schwank:
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank." —

„Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nöthig,
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon." —

„Ha, bravo! du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein dir ein Panisbrief bescheert:

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod.

Die Holde, die ich meine.

O was in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meine, lacht!
Verkünd' es laut, mein frommer Mund:
Wer that sich in dem Wunder kund,
Wodurch in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meine, lacht?

Wer hat, wie Paradieseswelt,
Der Holden blaues Aug' erhellt? —
Er, welcher über Meer und Land
Den lichten Himmel ausgespannt,
Er hat, wie Paradieseswelt,
Der Holden blaues Aug' erhellt.

Wer tuschte so mit Kunst und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß? —
Er, der die sanfte Lieblichkeit
Der jungen Mandelblüthe leiht,
Er tuschte so mit Kunst und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß.

Wer schuf der Holden Purpurmund
So würzig süß, so lieb und rund? —
Er, der mit Süßigkeit so mild
Die Amarelle würzt und füllt,
Er schuf der Holden Purpurmund
So würzig süß, so lieb und rund.

Wer ließ vom Nacken blond und schön
Der Holden seidne Locken wehn? —
Er, der in seinem milden West
Die goldnen Halme wallen läßt,
Er ließ vom Nacken blond und schön
Der Holden seidne Locken wehn.

Wer gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden süßer Stimme Klang? —
Er, welcher Flötenmelodie
Der Lerch' und Nachtigall verlieh,
Er gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden süßer Stimme Klang.

Wer hat zur Fülle höchster Lust
Gewölbt der Holden weiße Brust? —
Er auch, durch den ihr Ebenbild,
Des Schwanes Brust, von Flaumen schwillt,
Er hat zur Fülle höchster Lust
Gewölbt der Holden weiße Brust.

Durch welches Bildners Hände ward
Der Holden Wuchs so schlank und zart? —
Durch ihn, der wohl zu jeder Frist
Der Schönheit Bildner war und ist,
Durch ihn, den höchsten Bildner, ward
Der Holden Wuchs so schlank und zart.

Wer blies so engelfromm und rein
Der Holden Seel' und Leben ein?—
Wer sonst, als er nur, dessen Ruf
Die Engel seines Himmels schuf?
Er blies so engelfromm und rein
Der Holden Seel' und Leben ein. —

Lob sei, o Bildner, deiner Kunst,
Und hoher Dank für deine Gunst,
Daß so dein Abbild mich entzückt
Mit Allem, was die Schöpfung schmückt!
Lob sei, o Bildner, deiner Kunst,
Und hoher Dank für deine Gunst! —

Doch, ach! für wen auf Erden lacht
Die Holde so in Liebespracht? —
O Gott, bei deinem Sonnenschein!
Fast möcht' ich nie geboren sein,
Wenn nie in solcher Liebespracht
Die Holde mir auf Erden lacht.

Ignaz Franz Castelli,

ein vielseitiger Autor österreichisch=deutscher Zunge, Humorist, Dramatiker und dramatischer Uebersetzer, geboren am 6. Mai 1781 zu Wien, wo sein Vater Rechnungsrath bei der Stiftungsbuchhalterei war, studirte an der dasigen Hochschule die Rechtswissenschaft und erlangte im Jahre 1801 eine bei seinen nicht günstigen Familienverhältnissen wünschenswerthe Anstellung als Praktikant bei der niederösterreichischen landständischen Buchhaltung in seiner Geburtsstadt. Sehr frühzeitig aber hegte er eine besondere Vorliebe für das Theater; das Liederbuch seiner Tante, wie uns sein Landsmann J. G. Seidl berichtet, hatte zuerst seine poetische Ader geweckt, so daß er schon im Alter von zwölf Jahren zu reimen begann. Seine amtliche Stellung erlaubte die Fortsetzung dichterischer Beschäftigung, welche sich vorzugsweise auf die Nachbildung und Bearbeitung französischer Stücke

für die deutsche Bühne richtete, nachdem ein erster derartiger Versuch mit einem kleinen Lustspiel „Todt und lebendig“ im Jahre 1803 seine Fähigkeit auf diesem Gebiete dargethan hatte. Nebenher verfaßte er auch eine Reihe sowohl ernsthafter als heiterer und komischer Lieder der verschiedensten Art, so daß sein Name schon einen guten Klang gewonnen hatte, als Napoleon 1809 abermals die österreichischen Lande mit Krieg überzog. Da bewies Castelli, daß man ein Freund der französischen Poesie und doch ein guter Deutscher sein könne. Um diese Zeit, erzählt Konstant von Wurzbach, hatte der Dichter mehrere Kriegs= und Wehrmannslieder, Aufrufe an Soldaten und Volk geschrieben, die ihrer populären Fassung wegen leicht Eingang fanden; insbesondere war das „Kriegslied für die österreichische Armee“ in Aller Munde. Der Erzherzog Karl ließ es in vielen tausend Exemplaren drucken und unter die Soldaten vertheilen; Castelli's Name stand darunter. Die Franzosen wurden nunmehr auf diesen Namen aufmerksam, der Dichter nebst Heinrich von Collin, der ebenfalls „Wehrmannslieder“ veröffentlicht hatte, und nebst Carpani, der als Intendant bei der italienischen Armee diente, im Pariser Moniteur öffentlich in die Acht erklärt und die Bemerkung beigefügt, daß die Genannten, wo sie immer getroffen würden, den Militärgerichten zu unterziehen wären. Je weiter der Feind im Lande vorrückte, desto bedenklicher wurde Castelli's Lage, doch eine Sendung von Seiten der Landstände entzog den wackern Patrioten rechtzeitig der drohenden Gefahr. Nach dem Friedensschluß in die Kaiserstadt zurückgekehrt, machte er durch den Text seiner „Schweizerfamilie“, wozu Weigl die Musik lieferte, im Jahre 1811 einen so günstigen Eindruck seines Talents, daß man ihn zum Hoftheaterdichter bei dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore ernannte. Diese Anstellung gab er 1814 wieder auf, begleitete während der nächsten Jahre, in der Eigenschaft eines Sekretärs, die österreichischen Gouvernementsräthe in die von deutschen Truppen besetzten Theile Frankreichs und machte 1819 und 1822 Reisen durch Süddeutschland, die Schweiz und Oberitalien, überall auf Einsammlung von Erfahrungen und Kenntnissen bedacht, die ihm für seine spätere Laufbahn zum Nutzen gereichten, als er seine gewohnte litterarische Thätigkeit zu Haus fortsetzte. Diese letztere erhielt plötzlich eine Seitenwendung, die ihm ein besonderes Verdienst erworben hat. Zur Genesung des erkrankten Kaisers Franz nämlich hatte Castelli 1826 ein Dialektlied erscheinen lassen, dessen allgemeiner Beifall, wie die obenerwähnten Berichterstatter melden, ihn veranlaßte seine zerstreuten Arbeiten in diesem Genre zu sammeln, 1828 herauszugeben und so der Begründer eines Liederzweiges in Oesterreich zu werden, der unmittelbar nach ihm weitere Pflege durch J. G. Seidl, Franz Stelzhamer und C. A. Kaltenbrunner

finden sollte. Auch später verlor Castelli selbst den Werth des von ihm angebahnten Gebietes nicht aus den Augen; mit rastlosem Fleiße vollendete er ein „Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Enns", welches 1847 in Wien herauskam, eine Einleitung mit grammatischen und dialektischen Bemerkungen und alle vom Hochdeutschen abweichenden, dem niederösterreichischen Dialekte eigenthümlichen Wörter, sammt ihrer Erklärung, Abstammung und Verwandtschaft, enthält. Endlich abgesehen von der außerordentlichen Thätigkeit, die er von 1809 bis um das Jahr 1848 als Herausgeber von Taschenbüchern und Zeitschriften entfaltete, bewies sich unser Dichter auch noch als fleißiger Sammler von Seltenheiten. Er brachte zwei verschiedene Sammlungen zu Stande, die eine von Dosen, die sich auf 1800 Nummern belief, unter ihnen 300 mit Oelbildern von den besten Künstlern Wiens. Die andere, nachmals von der k. k. Hofbibliothek angekaufte Sammlung bestand in Schauspielen, Wiener Theaterzetteln und Porträten von Schauspielern und Theaterdichtern; die Zahl der Schauspiele selbst betrug 12,000 Stücke in 3000 Bänden. Allgemein geachtet und angesehen trat er, nach 40jähriger Dienstzeit, 1841 als Landschaftssekretär in Ruhestand und zog sich etwa ein Jahrzehnt lang auf eine ländliche Besitzung in Lilienfeld zurück; nach Verlauf der stürmischen Revolutionsjahre, wo er das Landvolk von Unordnung abmahnte, wandte er sich wieder dem frühern Stadtaufenthalte in Wien zu. Schon bei Lebzeiten fehlte es ihm nicht an äußeren Zeichen ehrenvoller Anerkennung: 1809 erhielt er die silberne Aufgebotsmedaille, später fürstliche Orden, Diplome von kunstgelehrten Vereinen, litterarischen und humanistischen Instituten, 1835 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien und 1839 den Doktortitel von der Universität Jena.

Um die geistige Bildung im deutschen Südosten hat sich Castelli jedenfalls verdient gemacht durch seine Rührigkeit im Leben wie in der Litteratur. Was ihn kennzeichnet, ist ein leichter und gefälliger Humor, der zum höchsten Ziele die möglichste Wirkung auf die Masse sich gesteckt hat: die Begeisterung der Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt zu erregen, lag seinem Streben fern. Daher streift er oft an das Gemeine und Alltägliche; allein begabter als sein älterer Landsmann und Vorgänger A. Blumauer, behauptet er in der Regel eine gewisse Würde, Harmlosigkeit und Anmuth, während sein jüngerer Landsmann Saphir, ihm einseitig nachpfuschend, dieses Genre breitgetreten und zur Karrikatur ausgebildet hat. Von eitler Spielerei freier als letzterer, ist Castelli der vorzüglichste Humoristiker österreichisch-deutscher Zunge. Doch dem vorwiegenden Theile seiner litterarischen Thätigkeit, der Bearbeitung französischer Theaterstücke, müssen wir unsern Beifall versagen: er hat dadurch dem Fortschritt der deutschen Schaubühne eher geschadet als genützt. Auch ist er jener Vielschreiberei schuldig, welche die gewöhnlichste Anekdote auftischt und den fadesten Stoff zur Novelle verarbeitet. Im Uebrigen können wir in das Lob einstimmen, welches J. G. Seidl seinem Zeitgenossen mit den Worten gespendet hat: „Castelli war unbedingt der

populärste Dichter Oesterreichs, als der er durch ununterbrochen freundschaftlichen Verkehr mit allen litterarischen Notabilitäten des Auslands nicht wenig dazu beitrug, dem österreichischen Volkscharakter auch auswärts Klang und Geltung zu verschaffen. Das österreichische Element prävalirt in ihm so sehr, daß es sogar jenen seiner Arbeiten, die er gewiß selbst nicht als strenge Originale sich vindiciren wollte, einen gewissen Zug von Ursprünglichkeit verleiht, der Castelli's Feder nicht verkennen läßt.“

Schriften. 1) Bären. Eine Sammlung Wiener Anekdoten. Wien 1825—1832. Zwölf Lieferungen. 2) Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Wien 1828. 3) Wiener Lebensbilder. Skizzen. Ebend. 1828. 2. Aufl. 1835. 4) Poetische Kleinigkeiten. Ebend. 1816—1826. 5 Bdchn. 5) Hundert vierversige Fabeln. Ebend. 1822. 6) Lebensklugheit in Haselnüssen. Ebend. 1825. 7) Gedichte. Einzige vollständige Sammlung. Berlin 1835. 6 Bändchen. 8) Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Enns. Wien 1847. 9) Eine Anzahl von mehr als hundert Opern und dramatischen Dichtungen, meist nach französischen Texten; sie sind zur größeren Hälfte in den neunzehn Jahrgängen des Taschenbuchs „Dramatisches Sträußchen“ enthalten, welches er seit 1809 herausgab. Außerdem redigirte er das Taschenbuch „Huldigung der Frauen“ von 1822—1848, die Zeitschrift Thalia 1810—1811, ferner den Sammler und das Wiener Konversationsblatt (1822), endlich den allgemeinen Wiener musikalischen Anzeiger von 1829—1840.

Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand in strenger Auswahl. Wien 1844. 15 Bände.

Mein Garten.

Alle kommt in meinen Garten,
Viele Blumen blühen da,
Jeder, der sie sieht, muß sagen,
Daß er niemals schön're sah;
Auch wird gleich ein niedlich Sträußchen
Jedem Fremden abgepflückt,
Welches sich zu seiner Neigung
Und zu seinen Launen schickt.

Veilchen geb' ich den Bescheid'nen,
Myrten geb' ich einer Braut,
Wintergrün den alten Frauen,
Jungen Mädchen Löffelkraut,
Faden jungen Herrn Narzissen,
Fürsten eine Kaiserkron',
Ihren Schranzen Sonnenwenden,
Den Phlegmat'schen reich' ich Mohn.

Sinnpflanz' hab ich für Poeten,
Lorbeer auch für sie gebaut,
Nebenan blüht für die Geiz'gen
Reichlich Tausendguldenkraut.
Ehemännern reich' ich Mannstreu
Und den Schwärmern Frauenhaar,
Eifersücht'gen Sauerampfer,
Schwätzern Glockenblumen dar.

Stolzen biet' ich Hahnenkämme,
Armen biet' ich Münze an,
Stachelbeer' den Rezensenten,
Den Soldaten Löwenzahn;
Ringelblumen den Schmarotzern,
Tulpen jedem dummen Wicht,
Immortellen meinen Freunden,
Liebchen ein Vergißmeinnicht.

Des Bauerknaben Beschreibung der Stadt.

Vater! laßt mich zu Athem kommen,
Das war was Prächtiges in der Stadt.
Mein Pathe — ihr wißt — hat mich mitgenommen
In die große, herrliche Stadt. —
Es ist ja da drinnen gerad' wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch um und um,
Man wird in dem schrecklichen Lärm und Getümmel,
— Ihr könnt mir es glauben — ordentlich dumm. —

Das ist ein Thurm, — potz Donner und Hagel! —
Der reicht euch fast in die Wolken hinein,
Der unsrige ist gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig soll er noch höher sein. —
Die Häuser seh'n alle aus wie die Schlösser,
Sie sind — so wahr ich kein Lügner bin —
So groß als unser Schloß, — wo nicht größer —
Da wohnen gewiß nur Verwalter darin. —

Doch hat mich gewundert, — das muß ich
euch sagen, —
Die Thüren von manchem Haus sind so klein,
Da kann ja kein heubeladner Wagen,
Nicht einmal ein rechtschaff'ner Ochse hinein;
Auch hab' ich keine Gärten gesehen,
Nicht Wiesen, noch Aecker bei einem Haus:
So eingesperrt, Vater, könnt' ich nicht be-
stehen,
Sie sehen auch alle so bleichwangig aus.

Die Wagen sind prächtig, mit Gold auch be-
schlagen,
Doch Eins ist närrisch, — das klärt mir mal
auf, —
Die schlecht Gekleideten sitzen im Wagen,
Und die Goldenen und Silbernen steh'n hin-
ten auf, —
Und entweder müssen's den Hafer sparen,
Oder so ein Herr muß gewichtig sein,
Denn will er nur durch ein Paar Gassen
fahren,
So spannen's ihm oft gar vier Pferde ein. —

Und Leute giebt's, Vater, in allen Straßen,
— Sie stoßen einen bald her, bald hin, —
Das hab' ich mir einmal nicht nehmen lassen,
Es ist ein ewiger Kirchtag da drin.

Jedoch erschrak ich bei jedem Blicke,
All' Schritte kam mir ein Schulmeister in
Lauf,
Sie tragen in Wien zwar keine Perücke,
Doch haben — wie uns'rer — sie Brillen
auf. —

Ich bin mit dem Pathchen im Wirthshaus
gewesen,
Da hat man Speisen und Braten vollauf,
Kein Mensch kann den ganzen Zettel durch-
lesen,
Doch das Beste — die Knödel — steh'n doch
nicht drauf. —
Der Wein, lieber Vater, war schwer zu ge-
nießen,
's war der, den ihr heißt den Drei-Männer-
Wein,
Wo zwei den dritten hübsch halten müssen,
Damit er ihn bringt in die Gurgel hinein.

Kurzum! Die Stadt hat mir gut gefallen,
Doch bin ich wie närrisch zum Wagen ge-
rannt,
Als ich hörte des Peters Peitsche knallen
Und als er rief: „Es ist angespannt!"
Und wie hinter mir war der Häuserhaufen,
Da schrie und jauchzte ich laut vor Lust.
Jetzt, Vater, jetzt laßt auf die Wiese mich
laufen
Denn immer noch ist es mir eng um die Brust.

Der Leibarzt des Fürsten.

Eine Anekdote.

Im Städtchen — ja der Nam' entfiel mir ganz —
Ward von dem klugen Rath geboten:
„Daß in dem Buch — in dem der Todten
„Nam', Sterbetag und Krankheit aufgezeichnet war —
„Des Arztes Nam' auch eingezeichnet werde,
„Der sie durch seine Kunst befördert in die Erde." —
Und dies geschah auch stets mit Pünktlichkeit,
— So daß zu jeder Zeit
Dies Sterb'register auswies, wie viel Kranke
Ein jeder Arzt in dieser Stadt
Zum Himmel schon befördert hat. —
— Fürwahr, nicht gar zu schlecht war der Gedanke! —

Einst kam ein fremder Fürst auf seiner Reise
Durch dieses Städtchen; nach der Großen Weise
Hat er den eig'nen Leibarzt auch bei sich; —
Der aber — 's ist doch wunderlich,

Die Herrn vermögen auch sich selbst nicht zu kuriren —
Ging schnell hinüber in das beſſ're Land,
— Wo er viel seiner Patienten fand,
Die vor ihm durch ihn mußten abmarschieren —
In Prosa sei's gesagt: Es starb der Medicus;
Das machte nun dem Fürsten viel Verdruß:
— Denn der Verblichne kannte schon
Die kleinen Uebel alle auf ein Haar,
Womit der Fürst behaftet war,
Und wußt' ihn — wenn auch nicht ganz zu befrei'n —
Doch mind'stens sie ihm aus dem Sinn zu schwatzen. —

Bevor der Fürst nun weiter reiste,
Wollt' er die Leibarzt-Stelle neu besetzen,
Er hörte von dem Buch und welchen Dienst es leiste,
Und gab Befehl, es schnelle zu durchsehn,
Und Jener, welcher von den Herrn Doctoren
Durch Tod die wenigsten der Kranken noch verloren,
— Der Braune also unter diesen Mohren —
Der sollte künftig ihm zur Seite stehn.
Man ging — man blätterte — man las die Namen,
Oft hatten Alle schon des Todes Thor
Den Leidenden geöffnet — wen'ge kamen
Nur unter tausendmal im Buche vor,
Und unter Allen Einer nur erschien,
Der zweimal erst im Buche stand. —
Man staunte — lief herum, bis man ihn fand,
Und führte vor den Fürsten ihn. —
Mit Huld empfing ihn dieser, trug die Stelle
Des Leibarzt's diesem Wundermann
Mit tausend Thaler Jahrgehalte an. —
Der Arzt ergriff das Angebotne schnelle,
Und fragte nur, wie er dazu denn käme,
Daß ihn der hohe Herr in seine Dienste nähme?
„Weil Sie" — versetzt der Fürst — „so wie man sagt —
„Der beste Arzt im Städtchen sind,
„Der weiß, was er beginnt und nicht blos wagt,
„Und weil im Sterbebuch Ihr Nam' nur zweimal steht."
Da sprach — verwirrend sich — der Arzt geschwind:
„„Ach, Durchlaucht! — welch ein Glück für mich, mit Danke
„„Erkenn' ich's, ach, wie schnell es mit mir vorwärts geht,
„„Erst gestern kam ich von der Universität,
„„Behandelte im Städtchen erst zwei Kranke.""

Wehrmanns Gebet.

Wir werfen uns darnieder
Vor dir, o Herr der Welt!
Wir singen unſ're Lieder
In deinem Sternenzelt,
Du hörst auch hier das Flehen
Der gläub'gen Christenschar,
Und wo nur Lüfte wehen,
Da ist auch dein Altar.

Allweiser, deinen Händen
Vertrau'n wir unser Loos,
Ein Menschengeist kann blenden,
Nur du allein bist groß;
Nur deine Blicke sehen,
Was war, was ist, was kommt,
Du läßt nur das geschehen,
Was allen Guten frommt.

Du kennst zwar nicht die Rache,
Doch bist du allgerecht,
Beschirmst die gute Sache
Und segnest ihr Gefecht.
O Gott, wenn Schwerter blitzen,
Lenk' uns'rer Feldherrn Stab,
Die den Gesalbten schützen,
Den deine Hand uns gab.

Allmächt'ger, sei gepriesen,
Du stärktest David's Hand,
Daß er den stolzen Riesen
Im Kampfe überwand;
Du gabst dem Simson Stärke,
Daß er die Thore brach,
Und nie sind jene Werke,
Die du begünstigst, schwach.

O Gott, du bist allgütig,
Verzeih' ihm, der bethört,
Voll Stolz und übermüthig
Der Menschen Ruhe stört;
Lehr' ihn den Frieden kennen
In seiner eig'nen Brust,
Dann wird er nicht mehr trennen,
Vereinen wird ihm Lust.

Die in dem Kampfe fallen,
Gleichviel Freund oder Feind,
Nimm auf in deine Hallen,
Wo Alles sich vereint.
All' deine Kinder liebest
Du gleich, voll Zärtlichkeit,
An allen, allen übest
Du Allbarmherzigkeit!

Die Thränen.

Ein Mütterchen hat einstens
An einen frommen Mann
Gar eine selt'ne Frage
Im Unverstand gethan:
„Sagt mir" — sprach sie — „ich bitt euch:
Kann wohl das Meer vereint
Die Thränen alle fassen,
Die man auf Erden weint?"

„„Wenn man" — sprach er — „die Thränen
Von allen jenen reint,
Die Schwärmerei und Kindheit,
Zorn, Neid und Bosheit weint:
Der Rest hat Raum ganz sicher
In einer Schale dann,
Mit welcher fliegt ein Engel
Zu Gott, dem Herrn, hinan!""

Adalbert von Chamisso,

ein geistvoller Lyriker, aber nur mittelmäßigen Ranges, war ein französischer Emigrant, kein eingeborener Deutscher: ein Verhängniß, welches ihm zeitlebens wie ein besonderes Gebrechen nachgeschleppt hat. Geboren am 27. Januar 1781, auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, welches seiner Familie gehörte, erhielt er den Namen Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt. Schon im Jahre 1790 gelangte der Knabe mit seinen Eltern auf deutschen Boden, als in Folge der politischen Verhältnisse die allgemeine Emigration des französischen Adels eintrat; lange hin und her irrend, fand er in Berlin 1796 das erste Ziel seiner Drangsal. Denn er hatte das Glück, Leibpage der Königin von Preußen und 1798 Offizier in einem Infanterie-Regimente zu werden. Ein nicht gewöhnliches Interesse für Litteratur bezeugt der Umstand, daß er sich mit Varnhagen von Ense befreundete, einen Musenalmanach für 1804—1806 mit ihm herausgab

und durch fleißiges Studium diejenigen Kenntnisse nachholte, an deren Erlernung ihn der ungewöhnliche Gang seiner Jugendschicksale bisher verhindert hatte. Tief erschütterten die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1806 seine Fassung und seine Hoffnungen auf die Zukunft. Eine ihm damals angetragene Professur in Napoleonville zu übernehmen verhindert, wandte er sich nach dem Landsitze der Frau von Staël-Holstein zu Koppet bei Genf; in ihrer gelehrten Umgebung verweilte er bis zum Jahre 1812, wo seine berühmte Wirthin, die Feindin Napoleons, genöthigt war aus der Schweiz nach Rußland und England zu flüchten. Chamisso nahm darauf seinen Aufenthalt wieder in Berlin und studirte daselbst Medizin und verschiedene naturwissenschaftliche Fächer, während er in einsamen Mußestunden das Märchen „Peter Schlemihl" verfaßte, eine Dichtung, welche anfangs ziemlich unbeachtet blieb, später aber einen ungewöhnlichen Beifall davontragen sollte. An den Heerzügen gegen Frankreich nahm er natürlicherweise keinen thätigen Antheil, sondern bildete sich in der Stille wissenschaftlich fort; was ihm denn auch trefflich zu Statten kam, als er jener nicht unberühmten Entdeckungsreise sich anschließen durfte, welche, nach Wiederherstellung des Friedens, von dem russischen Reichskanzler, Grafen Romanzoff, ausgerüstet wurde. Diese Expedition, an deren Spitze Otto von Kotzebue gestellt war, hatte zur Aufgabe, die große Südsee zu erforschen und zugleich die Welt, wie man spricht, wieder einmal zu umsegeln. Die von Chamisso selbst beschriebene Reise dauerte von 1815—1818. Wohlbehalten nach Berlin zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung am botanischen Garten mit der Aufsicht über die königlichen Herbarien; auch wurde er zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. In dieser Stellung fand er Muße, seiner Neigung für Poesie nachzuleben; im Jahre 1831 brachte er endlich einen Band „Gedichte" zu Stande, die um so schneller einen Leserkreis gewannen, als ihr Verfasser durch persönliche Schicksale interessant geworden, mancherlei neue Stoffe dargeboten hatte und von dem Jahre 1833 bis 1838, in Verbindung mit Gustav Schwab, als Herausgeber des damals noch angesehenen allgemeinen „Deutschen Musenalmanachs" hervortrat. Sein letzter Versuch galt einer Verdeutschung der volksthümlichen Lieder Bérangers, die er und der Freiherr von Gaudy gemeinschaftlich in einer Auswahl frei bearbeiteten. Er starb, nach mehreren Jahren der Kränklichkeit und Hypochondrie, am 21. August 1838 zu Berlin.

Obschon die Entbehrung des Vaterlands ihm eine bleibende Wunde geschlagen hatte, so darf man doch behaupten, daß Chamisso als Deutscher, der er geworden, einen Einfluß ausgeübt und einen Namen erlangt hat, den er vermöge seines nicht eben reichen Talents als Franzose schwerlich erlangt haben würde. Vortheilhafter dagegen würde es wahrscheinlich für

ihn gewesen sein, wenn er deutsch geboren und erzogen im Deutschen als in seiner eigentlichen Muttersprache gedichtet hätte. In der Lyrik bedient er sich, gleich den Romantikern jener Tage, mannichfaltiger moderner Formen mit Gewandtheit; ihre Glätte indeß und ihre französische Eleganz läßt die Wärme der ächten Dichterbrust vermissen. Er liebt vorzugsweise die Ausmalung des Schmerzlichen, Gräßlichen und Schauderhaften, was den Geschmack der Menge zwar zu reizen pflegt, aber den gebildeten Leser mehr peinigt als befriedigt; denn der Dichter hat in seinen Schilderungen, unter Verkennung der Aufgabe der Poesie, die nackten Thatsachen ohne versöhnende Momente vorgeführt. Seine Welt ist daher öde und trostlos; selbst im Humoristischen wird er häufig bitter und durch schneidende Kälte unangenehm. Zuweilen erinnert er im Tone der launigen Romanze an seinen Landsmann Béranger, aber um die glückliche Leichtigkeit des Franzosen erreichen zu können, war er zu sehr Kunstdichter und stand dem Volke zu ferne. Dazu kommt, daß er sich nirgends über die Ideen erhebt, welche die Spanne seiner Zeit erfüllten, jene ein Jahrzehnt nach dem Freiheitskriege eingetretene unerfreuliche Epoche unbefriedigten und unbestimmten Strebens. Der höheren Gattung der Lyrik überhaupt abgeneigt und ihrer Technik nicht mächtig, vermochte er im Lyrischen keine wahrhaft klassische Bedeutung zu erringen; seine Leistungen lehnten sich weder an die großen Vorbilder der ersten Glanzepoche an, noch bewirkten sie irgend einen Fortschritt für die Zukunft unserer Poesie. Die in Prosa verfaßte Geschichte, den Peter Schlemihl, anlangend, bringt sie allerdings eine originelle Idee aufs Tapet, welche ihrer Seltsamkeit und Neuheit wegen das nach Märchen haschende Publikum dermaßen anlockte, daß man das Werkchen in mehrere andere Sprachen übertrug. Allein der Werth dieser Dichtung ist sehr überschätzt worden. Ihr Anfang spannt und man harrt begierig der Dinge, die da kommen sollen, wenn man gegen den Schluß vorrückt; doch gegen den Schluß hin ermattet die Erfindung, man legt vollkommen enttäuscht das Märchen weg und fühlt, daß die Geschichte sich in die Lüfte verpufft wie ein Feuerwerk, das nicht recht zündet. Unter der Idee selbst, daß der Held Schlemihl seinen Schatten eingebüßt habe und deshalb unglücklich sei, hat man übrigens sich vergebens abgemüht eine tiefsinnige Allegorie zu entdecken; namentlich hat man vielfach geglaubt, Chamisso verstehe unter dem verlorenen Schatten das verlorene Vaterland, und ein Verbannter müsse sich sein Lebelang trostlos durch die Welt schlagen. Der Verfasser indessen mußte wohl am besten wissen, was er mit dem leichten Märchen gewollt habe; und dieser hat, wie schon Gödeke bemerkt, am Schlusse seiner Arbeit deutlich gesagt, daß „unter dem Schatten eben nichts Anderes zu verstehen sei als der Schatten, und wenn man allegorisiren will, das Wesenlose und Nichtige."

Schriften. 1) Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Nürnberg 1814. 2. Aufl. 1827. 6. Aufl. 1845. Französisch, Ebend. 1838; englisch, Ebend. 1843. 2) Gedichte. Leipzig 1831. Später mehrfach aufgelegt (11. Aufl. 1850). 3) Gesammelte Werke. Leipz. 1836—1839. 6 Bde. 3. Aufl. 1852. 4) Bérangers Liederauswahl in freier Bearbeitung von Chamisso und Franz Freiherrn von Gaudy. Leipz. 1838. (Die Gesammelten Werke enthalten seine Reise um die Welt im 1. u. 2. Bde, seine Gedichte im 3. u. 4., sein Leben und seine Briefe im 5. u. 6.)

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt!
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

Tragische Geschichte.

'S war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: „Wie fang ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan!" —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
'S wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Er thut nichts Gut's, er thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft ihm nicht; in Einem Wort:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch!" —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern!

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier!
Ich aber muß folgen, sie thaten mir's an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich ward gefreit, es ist nun vorbei —
Der Kranz im Haar, mein guter Gesell,
Und nicht, vor Thränen, die Blicke mir hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu?
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du!
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß;
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß."

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erschüttern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietet und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorne den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei;
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Aufbrüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unsel'ge wagt sich der Thür zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterm Muth;
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Karl Philipp Conz,

ein schwäbischer Lyriker und Uebersetzer aus der ältern Epoche, welche der „schwäbischen Schule" vorausging, wurde am 28. Oktober 1762 zu Lorch im Würtembergischen geboren. Sein Vater war Amtsschreiber, starb aber frühzeitig. Glücklicherweise gewann der geistreiche Knabe die Liebe seines Stiefvaters in solchem Grade, daß dieser mit eigener Selbstaufopferung die Mittel herbeischaffte, um ihm eine gute Erziehung zu geben. Conz zeigte Neigung für die Theologie, und demgemäß wurde er in den theologischen Seminarien Würtembergs ausgebildet, bestand zu Tübingen 1783 den philosophischen Doktorexamen und verwaltete zur Aushülfe mehrere geistliche Aemter als Vikar, trat auch 1789 für kurze Zeit die Stelle eines Repetenten am theologischen Seminar zu Tübingen an. Hierauf wurden ihm nacheinander drei Predigtämter zu Theil, das erste (1790) an der Karlsakademie zu Stuttgart, dann das Diakonat zu Vaihingen (1793) und drittens (1798) das Diakonat zu Ludwigsburg. Während dieses Zeitraums seiner theologischen Laufbahn hatte er sich durch poetische, historische und andere litterarische Arbeiten hervorgethan, ein Muster für das jüngere Geschlecht der schwäbischen Pfarrer, die namentlich in unserm Jahrhunderte eine so rühmliche Thätigkeit auf

geistigem Gebiet entfaltet haben. Sein Verdienst wurde denn auch dadurch anerkannt, daß ihm die Regierung im Jahre 1804 die Professur der klassischen Litteratur, späterhin zugleich (1812) die Professur der Beredtsamkeit an der Universität Tübingen übertrug. In dieser Stellung starb Conz am 20. Juni 1827.

Auf antiker Bildung fußend, schloß sich Conz in seiner poetischen Produktion jener von Klopstock ausgegangenen Richtung an, die ihn wesentlich von den Wegen der späteren schwäbischen Sängerschule unterscheidet. Nur in seinem nicht viel jüngeren Zeitgenossen Hölderlin hatte er einen ähnlich wirkenden Geistesverwandten zur Seite. Sein Einfluß würde bedeutender und nachhaltiger gewesen sein, wenn die jüngeren Poeten Schwabens sich nicht vollständig von seiner Weise losgesagt hätten; diese aber sammelten sich um Uhlands Fahne so ausschließlich, daß sie jetzt ihren eigenen Landsmann Conz bis auf den Namen vergessen zu haben scheinen. Dies war weder dankbar gegen ihn, den langjährigen Hort des klassischen Alterthums in jenem Landstrich, noch zum Vortheil der schwäbischen Poesie selbst, die sich einseitig die Flügel beschnitt. Doch erklärt sich einigermaßen diese Zurücksetzung aus dem Umstande, daß Conz nicht mit so reichem Talente ausgerüstet war, um die Sprachform glücklicher zu bewältigen als es durch Klopstock, Voß und ähnliche Meister des vorigen Jahrhunderts geschehen war; er ist in seinen lyrischen Produkten wie in seinen Verdeutschungen griechischer Dichter steif, hart und ungelenk geblieben. Poesie und Sprache verdankten ihm daher keinen Fortschritt; seine Stoffe waren nicht so harmonisch durchgearbeitet, um durch leichten und gefälligen Fluß anzuziehen, während die nur allzufühlbaren Mängel eine Künstlichkeit verriethen, welche die Schwaben um so mehr abstieß, als sie nie daran dachten, daß eine Vervollkommnung und Bereicherung der Form national, wünschenswerth und möglich sei.

Schriften. 1) Konradin von Schwaben. Frankf. und Leipz. 1782. 2) Schildereien aus Griechenland. Reutlingen 1785. 3) Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens. Gotha 1786. 4) Moses Mendelssohn. Gedicht. Stuttg. 1787. 5) Schicksale der Seelenwanderungshypothese. Königsb. 1791. 6) Gedichte. Tübing. 1792. Zürich 1806. Neue Aufl. Tübing. 1818—1819. 2 Thle. 7) Gedichte. Neue Sammlung. Ulm 1824. 8) Kleine prosaische Schriften. Tübing. 1821—1822. 2 Thle. Neue Samml. Ulm 1825. 9) Aristophanes' Plutos, metrisch verdeutscht mit Anmerk. Tübing. 1807. Die Frösche erschienen 1808 im „Neuen Attischen Museum," Bd. II. Heft 2. 10) Aeschylos' Agamemnon, Eumeniden, die Perser, die Sieben vor Theben und Prometheus, in der Versart der Urschrift verdeutscht. Tübing. 1815—1819. Die Choephoren, metrisch verdeutscht mit Anmerk. Zürich 1811.

Der Suchende.

Nach Wahrheit hab' ich viel gerungen,
Und frühe war ich nach ihr aus;
Doch ist mir nicht der Fund gelungen,
Und matt und leer kam ich nach Haus.
Ich fragte groß' und kleine Meister,
Doch prüft' ich selten recht die Geister.

„Ihr Meister führt mich zu der Quelle,
Die meiner Seele Frieden schafft,
Und zeiget mir die rechte Stelle,
Und aller Wesen Art und Kraft:
Die Ruthe hab' ich in den Händen:
Wohin soll zuckend sie sich wenden?"

„Daß sich der Brunnen mir entschließe
Der Wissenschaft und der Natur,
Und ich die Göttin selbst begrüße,
Die Göttin, nicht ihr Trugbild nur!"
Sie haben Worte mir gegeben;
Doch in den Worten war kein Leben.

Da ward mir's enge im Gemüthe,
Ich fühlte Pein und Widerstreit;
Mir dorrete des Geistes Blüthe
Und jedes Sinnes Heiterkeit:
Als so sich alle Kräfte lösten,
Kam eine Stimme mich zu trösten.

„Was drängst du dich an leere Namen?
Das Eitle geht dem Eitlen nach:
Suchst außer dir der Weisheit Samen,
Und hältst die Demuth gar für Schmach?
Auf, forsche nur bei Lust und Schmerzen
Die Wahrheit still in deinem Herzen!“

„Und lernst du dich nur selbst verstehen,
Und bist nicht fremd im eig'nen Haus,
Hier wirst du manches Wunder sehen,
Hier theil' ich die Orakel aus,
Und die verworrenen Gestalten
Des Lebens will ich dir entfalten.“

Behalte gläubig das Vertrauen!
Entschwundne, wie die ferne Zeit,
Hebt mit andächtigem Beschauen
Sich auf vor dir in Wirklichkeit;
Das Heilige in dem Gemeinen,
Der Geist der Welt wird dir erscheinen.

An Klopstock.

Zum Abschied.

(Hamburg, September 1792.)

Ein Knabe war ich; unter den Dämm'rungen
Der Eichen ging der Träumer an deiner Hand,
Betrachtung, und von deinen Schauern,
Heilige Einsamkeit, rings umflossen.

Der Erd' entrissen, schwebt ich in höheren
Gefilden, auf den Flügeln des heiligen
Gesangs getragen; mir geöffnet
Sah' ich die Thore des Unsichtbaren.

Du sahst die Thränen, Quelle des Eichenhains!
Sie mischten sich oft deiner geheimen Fluth,
Der tiefbewegten Seele Thränen,
Die mir entlockte der hohe Sänger.

In seinen Liedern lernt' ich mich selbst versteh'n;
Hier lebten meine Träume, mein namenlos
Zerfließendes Gefühl fand Sprache,
Stand in Gestalt mir vor'm trunknen Blicke.

Da reiften viel der Knospen des Geistes mir
Am goldnen Thau des hohen Gesanges auf,
Entfaltet dufteten der Seele
Blüthen mir schöner in seinen Strahlen.

„Ach!“ seufzt' ich oft in Stunden der Mitternacht,
„Daß ich ihn sähe, daß ich von Angesicht
Zu Angesicht ihm meines Herzens
Segnungen dankend entgegen strömte!“

Und viel der Monden kamen und gingen hin:
Mir schwand der Lenz der Jugend; doch ewig jung
Blieb dieser Wunsch, der meine Seele
Immer mit steigender Hoffnung füllte.

Es reift im niedern Thale der Sterblichen
Nur wenig Hoffnung: Siehe noch bin ich kaum
Ein Mann, und, wo ich hinseh', hab' ich
Manches gewonnen; doch mehr verloren.

Heil denn und Dank dir, ewige Wärterin
Auch meines Lebens, die du mein sehnend Herz
Erquickt, des Jünglings ungeduld'ge
Hoffnung, die stille des Mannes, kröntest.

Im Schmuck der Silberlocken, der Liebe Blick
Und seiner Größe Ruh' in des Auges Blau,
Stand er vor mir, und seiner Weisheit
Peitho behorcht' ich; da rief ich scheidend

Sei dein des Himmels reineste Wonne! Mild
Und schön, wie dort die scheidende Sonne geht,
Wenn sie des Tages große Arbeit
Segnend, die Himmel hinab, vollbracht hat,

Soll deines Lebens goldener Abend sein!
Ihn müssen mit ambrosischen Labungen
Umweh'n die Kränze deiner Thaten,
Wie ihn die Blumen des Danks umduften,

Des Danks der Tausend, hier von dem
Vaterland,
Vom Ausland dort, des Dankes der Enkel-
welt!
Viel lebtest du, den schönern hellern
Morgen der Deinen hast du gesehen,

Den hellern Mittag selbst mit heraufgeführt;
Des Guten, Wahren, Schönen und Großen
viel
Entsproßte dir und durch dich; Freuden
Gabest du viel' und genossest viele;

Doch blutet' auch verwundet dein Herz dir oft,
Als Meta starb, die Freunde der Tod dir
nahm;
(Wer liebte, ward geliebt wie du?) Und
Schattet's auch jetzt nicht dir trüb vor'm
Auge?

Da deiner schönen Hoffnung der Franke lügt,
Und dein Jahrhundert, irre vom Wahn
gepeitscht,
Und von der rasenden Erynnis
Fäusten geschleppt an den Abgrund
taumelt?

O möcht' ein rein'rer Morgen der nahenden,
Der neuen Zeit dein Alter noch laben, und
Erst angelächelt von des Friedens
Kehrender Sonne dein Auge sinken.

In's Fest der Jubel tönte dann herrlicher
Auch dein gefei'rter Name; wir weinten nicht
An deinem Grabmal — ziemen Thränen
Glücklichen? — sängen nur: Er war
unser,

Und ist's, und lebt im Munde der fernsten
Welt!
Sein Herz, sein Leben, seines Gesanges Kraft
Weck' uns zum bessern neuen Leben,
Welches die Wunden des alten heile!

An meinem Geburtstage.

Den 28. Oktober 1814.

Jahreführende Sonnen sind mir manche
Schon entschwunden; des Schönen und des
Edlen
Strahlte vieles mir, doch Gewölk umtrübte
Oefter das Heitre,

Daß die Freude sich in das Dunkel fortschlich;
Daß umnachtendes Leid mein Innres faßte,
Und den säumenden Feind des Lebens oft ich
Rufte, den Tod, mir.

Leid an Urnen, geliebten theuren Urnen!
Leid noch herberes (denn mit theuren Todten
Wird gelebt noch) um Deutschlands tief-
gesunkne
Ehr' und des Räubers

Seiner Ehre Vergött'rung, um des Stolzen
Kühn aufwachsendes Glück, wie's auf den
Trümmern
Unsers Ruhmes sich hob, wie wir, o Schande!
Groß ihn geschmeichelt.

Doch heut sei es vergessen, Leid und In-
grimm!
Mit dem köstlichsten Nektar sei der Becher
Mir gefüllet! Der Wiegenfeste schönstes
Ist mir erschienen.

Klinget, Freunde, mit an den wackern
Kriegern!
Klingt dem heiligen Bund erwachter Fürsten,
Die veraltete Schmach im Blut der frechen
Höhner gewaschen.

Heldentage vor Leipzig, seid gefeiert!
Feld, den Musen geweiht, mit immer frischem
Musenlorber vereint schmückt jetzt dich ewig
Lorber der Schlachten.

Daß der Moloch, in dessen Eisenarmen
Tausend starben der Bräutigame Deutsch-
lands,
Tausend starben der Jüngling' und der
Männer,
Endlich gebeugt ward.

Daß herzloser Erobrer, finstrer Dämon,
Dir, blutlechzender, deine Macht gebrochen,
Deine klirrenden Fesseln von der Deutschen
Armen gelöst sind.

Jubel dessen beim hochgeschwungnen Becher!
Jubel, Jünglingeslust! Triumph! O schön
ist's,
Jetzt zu leben auf's neu! Beglückt, wem
Jüngling
Tage noch blühen!

Dir, Viktoria, rasche Flügelgöttin,
Sei gespendet dies Naß! Verlaß uns
nimmer!
Treu dem Rechte, verleih, daß der Gesunkne
Nimmer erstehe!

Johann Friedrich, Freiherr von Cronegk,

ein talentvoller, aber zu früh dahingeraffter Lyriker und Dramatiker aus der ersten Epoche der Wiedergeburt unserer Litteratur, erblickte das Licht am 2. September 1731 zu Ansbach, wo sein Vater Generalfeldmarschallieutenant des fränkischen Kreises war. Aehnlich dem Grafen Platen, seinem zwei Menschenalter später geborenen Landsmann, zeigte er eine besondere Gabe für leichte Auffassung von Sprachen, deren er eine Reihe erlernte; sodann bezog er 1749 die Universität Halle, 1750 die von Leipzig, um die Rechte zu studiren. Letztere Stadt war damals der Mittelpunkt jenes geistigen Strebens für die Erschaffung einer selbstständigen Nationallitteratur, und Cronegk, schon bekannt mit den Meisterstücken fremder Nationen aus den Ursprachen, fand hier durch den Umgang mit sächsischen Autoren und durch das freilich noch kaum erträgliche Theater die lebhafteste Anregung, seine Kräfte dem großen Ziele gleichfalls zu widmen. Eine Reise nach Braunschweig und die Bekanntschaft mit dortigen gleichgesinnten Litteraturfreunden konnte das jugendliche Feuer seiner Wünsche nur stärken und steigern. Für die Lyrik war seine Neigung weniger entbrannt, als für die Herstellung einer originellen deutschen dramatischen Poesie. Schon in Leipzig schrieb er ein Lustspiel in Prosa, betitelt „Der Mißtrauische,“ und machte den Entwurf zu einem Trauerspiel „Codrus.“ Nachdem Cronegk im Jahre 1752 in seine Heimath zurückgekehrt war, warf er in der Zwischenzeit, wo er einer Anstellung entgegensah, zwei didaktische Gesänge in Hexametern hin, deren Titel „Einsamkeiten,“ noch mehr aber ihre Stilweise, auf das englische Muster von Youngs „Nachtgedanken“ hinzeigt. Noch im nämlichen Jahre erfolgte seine Ernennung zum ansbachischen Hof-, Regierungs- und Justizrath; bei seiner großen Jugend indessen erbat er sich Urlaub, um auf

Reisen weitere Ausbildung zu suchen. Zunächst ging er nach Italien, dem Land der Künste, für dessen Zauber die Deutschen sich nachgerade zu begeistern anfingen; mit dichterischen Arbeiten fortbeschäftigt, ließ er sich als Mitglied in jene poetische Gesellschaft aufnehmen, die seit 1690 in Rom, zur Verbesserung des gesunkenen Geschmacks, unter dem Namen „Arkadier" zusammengetreten war. Die letzte Hälfte des folgenden Jahres brachte er in Paris zu, wo die mehr als anderwärts blühende Bühnenkunst seine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nahm; worauf er nach Ansbach zurückkehrte, um im Januar 1754 sein Amt anzutreten. Doch nicht länger als fünf Jahre sollte seine irdische Wirksamkeit dauern. Nach mancherlei lyrischen und dramatischen Versuchen, die eine hohe Vervollkommnung seines Talents erwarten ließen, hatte er eben sein Trauerspiel Codrus vollendet, angeregt durch den Umstand, daß von der Redaktion „der Bibliothek der schönen Wissenschaften" ein Preis von 50 Thalern für die beste Tragödie ausgesetzt worden war. Der Dichter hatte, die Preissumme von sich weisend, bereits sein Werk eingesandt, als er in der Neujahrsnacht von 1758 auf 1759 durch die Blatternkrankheit frühzeitig weggerafft wurde, ohne die freudige Nachricht erlebt zu haben, daß ihm der Preis zu Theil geworden.

Ein rastloses Streben zeichnet diesen Dichter aus, so daß nicht zu zweifeln steht, er würde bei längerem Leben für das deutsche Theater Tüchtiges geleistet und dessen Anfänge neben Lessing zu rascherer Blüthe gebracht haben. Denn seine Mängel sind jugendlicher Art und würden bei gereifterer Einsicht geschwunden sein, wenn er von der Vorliebe für französische Muster abgelassen und dem Geschmacke des englischen Theaters gehuldigt hätte, für dessen Erkenntniß Lessing späterhin die Wege bahnte. So aber blieben seine Dramen, mit Ausnahme des Codrus, worin die Charaktere noch zu schwächlich sind, nichts als Jugendproben und Vorarbeiten, die jedoch, wie auch seine lyrischen Ergüsse, von einer gebildeteren Sprache und von größerer Kraft Zeugniß ablegen, als die meisten mitstrebenden Zeitgenossen besaßen. Er war außerdem einer der Ersten, welche auf den Werth der spanischen Litteratur hinwiesen.

Schriften. Des Freiherrn von Cronegk Schriften, herausgegeb. von Uz. Ansbach 1760—1761. 2 Bde. 3. Aufl. Leipz. 1771.

An die Einsamkeit.

O Einsamkeit, die ich voll Ehrfurcht grüße,
Komm', hülle mich in deine Schatten ein!
Wenn ich in dir mich vor der Welt verschließe,
Leb' ich der Freundschaft und mir selbst allein.
O könnt' ich stets in stillen Wäldern leben,
Von Ehrsucht frei, von eitelm Volk entfernt,
In Wüsten, wo die Seele sich erheben
Und, frei von Zwang, sich selbst empfinden lernt!

Der Wälder Nacht und heilig öde Stille
Ist jener gleich, die meine Brust erfüllt.
Es sei die Nacht, in der ich mich verhülle,
Elysium, von dir ein Schwesterbild!
Die Stille zeugt die göttlichsten Gedanken,
Es fühlt sich selbst der stolzgewordne Sinn;
Es flieht der Geist des Erdballs enge Schranken,
Und schwinget sich zu seinem Ursprung hin.

Empfanget mich, ihr schauervollen Schatten!
Und wenn ich einst mein Leben durchgewacht,
So sollt ihr noch der Asche Ruh' verstatten;
Empfangt mich dann mit doppelt finst'rer Nacht!

Die Muse treibt aus dem geweihten Haine
Von meinem Grab Neugierige zurück,
Und birgt den Rest der ruhenden Gebeine
Der Sterblichen unheilig kühnem Blick.

Ermunterung zu weiser Freude.

Flieh' die niedrigen Sorgen
Und das stolze Geräusch der Stadt!
Nur in ruhigen Hainen
Weilet Frieden und Freiheit noch.

Komm! hier winkt dir die Freude,
Nicht mit Purpur und Gold geschmückt,
Leicht im weißen Gewande,
Ungekünstelt, durch Unschuld schön.

Keine Krone von Lorbeer'n
Drückt die sittsame Stirne stolz;
Von muthwilligen Westen
Wird das flatternde Haar zerstreut.

Weisheit, Mutter der Freude,
Strahl der Gottheit, erfülle mein Herz!
Bald tiefsinnig, bald scherzhaft,
Immer Weisheit, dir selbst nur gleich!

Nein, das ist nicht die Weisheit,
Die betrübt über Alles seufzt;
Nein, das ist nicht die Weisheit,
Die der Fleiß bei der Lampe sucht.

Glücklich leben ist Weisheit,
Gott verehren ihr höchster Grad.
Nicht im Witz, im Verstand nicht,
In dem Herzen nur wohnet sie.

Hier im friedsamen Thale
Scherzt die schüchterne Weisheit gern,
Wo die lächelnde Muse
Sie mit thauvollen Rosen krönt.

Der Krieg.

Warum erhebt ein kühnes Feuer
Nicht mehr die stillgewordne Brust?
Warum verstummst du, träge Leier,
Sonst meiner Jugend Ruhm und Lust?
Hinweg mit stolzen Lorbeerzweigen.
Die liederreichen Wälder schweigen,
Und öde steht der Helicon.
Verscheucht vom kriegrischen Getümmel,
Entfloh die holde Ruh zum Himmel:
Die Musen sind mit ihr entflohn.

Schnell floh der Jugend erster Morgen,
Die Zeit der Dichtkunst und der Ruh.
Jetzt nah'n sich schleichend Ernst und Sorgen;
Mein Mittag winkt dem Abend zu.
Und fühlt' ich auch das vor'ge Feuer,
Du schwiegest doch, o träge Leier!
Wer hörte deinen sanften Klang,
Bei Flammen, Wuth, Verzweiflung, Thränen
Wenn die Besiegten sterbend stöhnen,
Und bei der Sieger Lobgesang?

Sie stiegen sonst oft lächelnd nieder,
Und scherzten hüpfend durch die Flur.
Empfindung waren meine Lieder,
Und meine ganze Kunst, Natur.
Sie lehrten mich die Welt verachten,
Nie nach entfernten Gütern schmachten,
Nie stolzen Thoren Weihrauch streun.
Ich fühlt' ein himmlisch Feuer glühen,
Mein Geist zerfloß in Harmonien;
Es schwieg der aufmerksame Hain.

Die Laster Deutschlands zu bestrafen,
Hat Gott den Krieg herabgesandt:
Er braucht nicht seiner Himmel Waffen;
Er braucht der Deutschen eigne Hand.
So wild, als ungestüme Meere,
Ergießen sich erzürnte Heere
Weit über das erschrockne Feld.
Die Unschuld staunt, der Feige zaget,
Die Tugend weint; die Schwachheit klaget,
Der Weise wird im Tod ein Held.

Wann Wolken den Olymp umziehen,
Und schnelle Nacht den Pol verhüllt;
Wann die verscheuchten Sänger fliehen,
Die mit Gesang den Wald erfüllt;
Wann sich, bei nahenden Gewittern,
Die Flur entfärbt, die Haine zittern;
So fliehn erschrocken Lenz und Tag.
Es eilt das Wild, sich zu verstecken;
Es blitzt — — die Felder stehn voll Schrecken,
Und warten auf den Donnerschlag:

So zittert Deutschland; Städte sinken,
Und Länder werden Wüstenei'n;
Die abgemähten Felder trinken
Das Blut erschlagner Helden ein.
Ein Heer von fremden Völkern ziehet
Erhitzt einher; der Landmann fliehet;
Der Waffen Glanz besiegt den Tag.
Der Krieg kömmt furchtbar in Gewittern!
Er kömmt — — die Völker seh'ns und zittern —
Und warten auf den Donnerschlag.

Erseufzt, wenn du der Welt entrissen,
Und beim Genuß verkanntes Glück!
Wie lange soll dich Deutschland missen?
Komm, Friede, komm vom Pol zurück.
Du kannst von himmlisch heitern Höhen
Herab auf Deutschlands Unruh' sehen;
Mitleidend siehst du die Gefahr.
Die Nachwelt wird erstaunend melden,
Wie fruchtbar unsre Zeit an Helden,
An Unglück und an Thränen war.

Ihr könnt von Friedrichs Lorbeern singen;
Erhabne Dichter künft'ger Zeit!
Ihn trägt der Ruhm auf ew'gen Schwingen
Zum Tempel der Unsterblichkeit.
Singt Böhmens unwegsame Höhen,
Singt Lobositz, und Prags Tropheen,
Singt das an Siegen reiche Heer. — —
Noch ist der Deutschen Lied zu niedrig:
Achill war nicht so groß, als Friedrich;
Und von Achillen sang Homer.

Wer singt den Muth, durch den in Greisen
Die Kräfte tapfrer Jugend glühn?
Wer wird dich, edler Blackney, preisen
Und dich, unsterblicher Schwerin?
Er fiel, die Engel eilten nieder;
Triumph ertönten ihre Lieder:
Er stieg zum jubelvollen Chor.
Noch sieht der Geist, mit treuem Blicke,
Nach seines Königs Heer zurücke,
Und segnet es, — — und steigt empor.

O kämpft, ihr wirklich deutschen Heere!
Für Freiheit und Religion.
Kämpft, muth'ge Preußen! Sieg und Ehre
Und ew'ge Palmen warten schon. — — —
Die Zukunft zeigt sich meinen Blicken;
Ich fühl' ein heiliges Entzücken:
Was fliehn für Schaaren dort am Rhein?
Kämpft, Deutsche! Gott, der euch begleitet,
Gott ist es selbst der für euch streitet,
Und Friedrich muß sein Werkzeug sein.

Doch, wie viel Blut? wie viele Zähren?
O Deutschland! o mein Vaterland!
Wie lange soll die Zwietracht währen?
Was schwächst du dich mit eigner Hand?
Statt den gemeinen Feind zu dämpfen
Muß Adler gegen Adler kämpfen,
Und Bruder wider Bruder stehn.
Dich, traur'ges Deutschland, zu zerstören,
Uebt sich die Wuth von deutschen Heeren,
Die selbst den Sieg mit Thränen sehn.

Ihr sichern Gegenden! erzittert,
Die noch des Krieges Zorn verschont!
Gott, der den Bau der Welt erschüttert,
Der über allen Welten wohnt,
Gott sieht auf euch; ihr liegt im Schlafe:
Sein Blick bestimmt schon eure Strafe,
Und schweigend nähert sie sich euch.
Berauscht von wilden Eitelkeiten
Höhnt ihr den droh'nden Sturm von weiten,
Dem ersten Volk der Erde gleich.

In wilder Wollust brach die Jugend
Der Gottheit und der Menschheit Recht.
Still weinte die bedrängte Tugend,
Verhöhnt vom frevelnden Geschlecht.
Noch stieg sein Jubel in den Sternen;
Der Regen rauschte schon von fernen;
Die Wellen drängten sich in's Land;
Die Flüsse traten aus den Gränzen;
Schon sah man ferne Meere glänzen,
Wo sonst des Schnitters Hoffnung stand.

Noch herrschte beim verblendten Volke
Die Frechheit, die sich sicher glaubt;
Und die verderbenschwangre Wolke
Schwebt drohend über ihrem Haupt.
Erzittert, trotzige Verbrecher!
Schon ist der Tag, der Bosheit Rächer,
Schon ist der Tag der Strafe nah!
Schnell übereilt euch das Verderben;
Nicht mehr zur Reue, nein, zum Sterben,
Zum Sterben ist die Zeit jetzt da.

So schnell wird auch der Tag erscheinen,
Den itzt die sichre Welt vergißt;
An dem die Frommen nicht mehr weinen,
Nach dem kein Krieg, kein Tod mehr ist.
Schnell werden die Posaunen schallen,
Und Schrecken wird die Welt befallen.
Sie war — Ein Wink hat sie zerstört. —
Vom Staube bilden sich die Glieder;
Sie fühlen ihre Seele wieder,
Theils mit Entsetzen, theils verklärt.

Ein neues schönres Weltgebäude
Wird aus des alten Schutt entstehn.
Kommt, Tugendhafte, zu der Freude,
Die noch kein sterblich Aug' gesehn!
Ich seh' auf neuerschaffnen Höhen,
Unsterbliche Gestalten gehen. — —
Serena! dich erblick' ich da — — —
Erzittert! trotzige Verbrecher,
Erschreckt! — — der Tag, der Bosheit Rächer,
Erschreckt! — — der Tag des Herrn ist nah.

Johann Ludwig Deinhardstein,

ein Lyriker und vorzüglicher Dramatiker österreichisch=deutscher Zunge, wurde am 21. Juni 1794 zu Wien geboren, wo sein Vater Hof= und Gerichtsadvokat war. Wie dieser, widmete sich auch der Sohn anfangs der juristischen Laufbahn und trat nach Vollendung seiner Studien an der Wiener Hochschule in Staatsdienste; bereits war er 1824 Criminalcommissar geworden. Unterdessen aber hatte er, seinem frühzeitigen Hange zur Dichtkunst nachgebend, mehrere poetische Arbeiten veröffentlicht, unter ihnen drei kleine Lustspiele, welche mit vielem Beifalle aufgenommen wurden; daher übertrug man dem Dichter im Jahre 1827 die Professur der Aesthetik an der Wiener theresianischen Ritterakademie, eine von ihm schon längere Zeit provisorisch verwaltete Lehrstelle. Noch im nämlichen Jahre, am 4. Oktober, erlangte sein Drama „Hans Sachs" auf der Hofbühne solchen Erfolg, daß es bald über alle deutsche Theater ging. Neben dem Amte eines Censor, das ihm außerdem zugefallen war, erhielt er auch im Jahre 1829 die Redaktion der „Wiener Jahrbücher," einer wissenschaftlichen Vierteljahrschrift, die in Folge seiner Leitung bis zu ihrem Aufhören (1851) unter die trefflichsten gelehrten Blätter gehörte. Aus der Zahl neuer von ihm verfaßter Theaterstücke erregte 1832 sein Lustspiel „Garrick in Bristol" ähnliches Aufsehen wie Hans Sachs. Seine im dramatischen Fach nunmehr bewährte Kenntniß verschaffte ihm gleichzeitig die Anstellung als Vice=Direktor der k. k. Hofbühne, die er, mit dem Titel eines wirklichen Regierungsraths 1834 geschmückt, bis 1841 gegen Autoren wie Schauspieler wohlwollend, unpartheilich und aufmunternd behauptete. Als hierauf Franz von Holbein sein Nachfolger geworden war, bekleidete Deinhardstein bis zum Jahre 1848 das Amt eines Referenten in Censursachen bei der Polizeihofstelle; später wirkte er als Beirath des Statthalters in litterarischen, vorzugsweise theatralischen Angelegenheiten.

Seine poetische Begabung war keine bedeutende, aber Phantastik und Unnatur verschmähend, hielt sich Deinhardstein an eine einfache, sinnreiche und regelrechte Darstellungsweise, die sowohl seine Lyrik als seine dramatischen Dichtungen, wofür er hauptsächlich Neigung spürte, charakterisirt. Geistvoll zeigt er sich selbst in Kleinigkeiten, allein sein Ton ist mehr hausbacken, und zu einer ungewöhnlichen Höhe weiß er sich nicht aufzuschwingen; daher auch der leichten Sprache seiner Dramen der Stempel des Klassischen nicht so entschieden aufgedrückt ist, daß sie einen nachhaltigen Nutzen versprächen, obwohl er durch sie redlich das Seine beigetragen hat, das deutsche Theater von der Fremdherrschaft zu befreien.

Schriften. 1) Dichtungen für Kunstredner. Wien 1815. 2) Dramatische Dichtungen. Ebend. 1816. 3) Hans Sachs, dramatisches Gedicht in 4 Aufz. Ebend. 1829. 4) Garrick in Bristol, Lustsp. in 4 Aufz. Ebend. 1834. 5) Theater. Ebend. 1827—1833. 2 Thle. 6) Gesammelte dramatische Werke. Leipz. 1848—1857. 6 Bde. 7) Classisches Theater des Auslands. Pesth, Wien und Leipz. 1856—1857. 2 Bde. 8) Gedichte. Berl. 1845.

Des Vogels Freude.

In blauer Luft
Ueber Berg und Kluft
Läßt du lustig dein Lied erklingen,
Schwebest hin und her
In dem blauen Meer,
Dir zu kühlen die luftigen Schwingen.

Wo die Welle saus't,
Wo der Waldstrom braus't,
Kannst du auf, kannst du niederschweben;
So mit einem Mal
Aus der Luft in's Thal:
Ach, was führst du ein herrliches Leben!

Im Frühling.

Wie ist deine Welt
Doch so wohl bestellt,
Du allmächtiger Gott!
Wie so voll, so reich
Deinem Herzen gleich,
Alles webt und glüht,
Alles treibt und blüht;
Wie die Quelle springt,
Und die Lerche singt
In der blauen Luft,
Bei der Blumen Duft;
Wie am Berg, im Thal
Und am Wasserfall
Alles frisch und frei,
Alles jung und neu;

Wie nicht Baum und Blatt
Wird des Anschau'ns satt,
Und der Schöpfung Pracht,
Und des Schöpfers Macht,
Und der Liebe Geist
Alles segnend preist.

Und der Mensch beschaut,
Was du aufgebaut,
Und der Haß entflieht,
Und die Liebe zieht
Mit der Frühlingsluft
Auch in seine Brust.

An Gutenberg.

Du brachtest in das düstre Leben
Ein ewig unvertilgbar Licht;
Wie wüthend Stürme sich erheben,
Ausblasen können sie es nicht.

Ritter Unverstand.

Ein Ritter reitet durch das Land,
Das ist der Ritter Unverstand,
Ein wahrer Proteus von Gestalt,
Bald klein, bald groß, bald jung, bald alt.

Man sieht ihn fast zu jeder Stund',
Zufrieden lächeln Aug' und Mund,
Sein Kopf ist groß, doch etwas hohl,
Und ewig ist dem Manne wohl.

Stets bläht er auf sich mit Gewalt,
Im Wappen ist ein Frosch gemalt;
Sein Schwert ist stumpf, doch lang und schwer,
Die Spitze fehlet seinem Speer.

Und immerdar weiß er Bescheid,
Sein Wort ist manchmal etwas breit,
Doch stets entschieden und bestimmt,
Zuweilen klagt's fast wie ergrimmt.

Mit Allem ist er eng vertraut,
Er spricht gern viel und immer laut;
Am meisten von sich selbst er spricht,
Woran's ihm nie an Stoff gebricht.

Der gute Mann wird oft verlacht,
Doch öfter wird er wohl bedacht:
Man hält ihn, ist er nicht bekannt,
Für seinen Vetter, den Verstand.

Oft auch sucht man ihn auf mit Fleiß,
Weil man ihn gut zu brauchen weiß;
Denn er wagt das, was Keiner wagt,
Und er sagt das, was Keiner sagt.

Das Große ruft er aus für klein,
Das Winz'ge lobt er ungemein,
Und hört auch Niemand auf sein Wort,
Er schreit es unermüdet fort.

Nichts ist ihm hoch, nichts tief genug,
Er führt die Feder wie den Pflug,
Auch sah man ihn so manches Jahr
Im Doktorhut und Mantel gar.

Kurz, unser Ritter Unverstand
Ist in der ganzen Welt bekannt;
'S ist keine Stadt, kein Dorf, kein Haus,
Wo er nicht schon ging ein und aus.

Oft ist er dann so gut maskirt,
Daß Mancher schwer ihn kennen wird;
Nur guckt, was er auch trägt, sein Ohr
Stets etwas über's Käppchen vor.

Schluß aus Hans Sachs.

Vierter Akt. Zehnte Scene.

(Sachs, Kunigunde und ihr Vater Steffen, der neue Bürgermeister von Augsburg, welcher seine Tochter dem Schuster Sachs verweigert und dem Rathsherrn Runge geben will. Die Bürger Jacob, Martin und Niclas wohnen dem ausgebrochenen Hader bei, als Kaiser Maximilian mit zwei Kämmerlingen und Gefolge die Bühne beschreitet.)

Erster Kämmerling
(leise zu Sachs, der eben betrübt die Bühne verlassen will:)
Bleibt!
(Sachs tritt in den Vordergrund.)

Maximilian.
Wo ist
Der Bürgermeister Nürnbergs?

Jacob (auf Steffen zeigend:)
Hier!

Martin (heimlich zu Steffen:)
Dieß ist
Der fremde Graf, der gestern angekommen.

Steffen
(verneigt sich vor Maximilian tief.)
Was ist Euch zu Befehle, hoher Herr?
Ich bin der Bürgermeister, den Ihr sucht.

Maximilian.
Ich komm' Euch meinen Beifall zu bezeugen,
Mit dem, was ich in Eurer Stadt geseh'n;
Sie strebt dem Guten nach in jeder Art,
Und überall ist reger Fleiß zu schau'n,
Das muß ich loben.

Steffen.
Mein erlauchter Herr!
Ihr macht uns überreich durch solches Lob;
Doch trifft davon ein kleiner Theil nur mich,
Denn erst seit heute bin ich Bürgermeister,
Und habe so nur weniges gethan.

Maximilian.
Wenn eine Stadt, wie Nürnberg ich erkannt,
Sich einen Vorstand wählt, ist zu vermuthen,
Daß es ein Mann von gutem Willen sei,

Drum werdet Ihr gewiß in kurzer Zeit
Uns sagen lassen: „er hat viel gethan."

Steffen (mit glänzendem Vergnügen).

Ihr seid zu gnädig, mein erlauchter Herr!
(zu Runge, der hinter ihm steht:)
So klugen Herrn hab' ich noch nie geseh'n!

Maximilian
(auf Kunigunden zeigend, die er schon früher in's Auge gefaßt hat, während sie wehmüthige Blicke auf Sachs warf).

Ist dieses Mädchen Eure Anverwandte?

Kunigunde
(macht einen Knix und sagt im traurigen Tone).

Ich bin des Bürgermeisters Tochter, Kunigunde.

Maximilian.

Ein liebes Kind!

Kunigunde (seufzend).

Ach Gott! was nützt mir das?!

Steffen (wirft ihr grimmige Blicke zu).

Maximilian.

Ihr liebt sie wohl recht sehr, Herr Bürgermeister?

Steffen.

Mehr als mein Leben, 's ist mein einzig Kind.

Maximilian (nach einer Pause).

Ich muß Euch nur gesteh'n, Herr Bürgermeister,
Mich führte außer jenem Grund, den ich
Euch schon gesagt, noch Einer her zu Euch.

Steffen.

Was es auch sei, befehlt nur, hoher Herr.

Maximilian.

Ich möchte Euch, da Ihr der Rathsherrn Haupt,
In einem Fall um Euer Urtheil fragen,
Der selt'ner Art mir scheint. — Vor einem Jahr
Hat er in Frankfurt sich begeben, und
Ward, wie der Kaiser jüngsthin mir gesagt,
Ihm zur Entscheidung vorgelegt.

Steffen (erstaunt).

Dem Kaiser?
Steh't Ihr ihm nah? — O Herr! da könntet Ihr
Uns eine Gnade selt'ner Art erzeigen,
Wenn Ihr mit einem einz'gen kleinen Wort
Ihm unser Wirken vor die Augen brächtet,
Was gnädig selber Ihr zuvor belobt;
Ihr glaubt es nicht, wie wir den Kaiser lieben,
Und wie wir wünschen es ihm recht zu thun.

Maximilian.

Das kann gescheh'n. Allein der Fall . . .

Steffen (verlegen).

Ja, der —
Ich habe wenig Fälle noch entschieden,
Doch muß zuletzt man sich in Alles finden;
So will ich denn versuchen, ob es geht.

Maximilian.

's ist mir um Eure Ansicht nur zu thun,
Ein Bürger Frankfurts hatte ein Juwel,
Das ihm als Erbtheil zugefallen war;
Was sonst er hatte, war so viel nicht werth,
Als dies Juwel allein, d'rum hütet' er
Mit nimmermüder Sorg' es Tag und Nacht;
Es war das Liebste ihm, was er besaß.
Nun aber hatte jener Mann, der ihm
Den Schmuck im Testamente zugedacht,
Zugleich bestimmt, daß er denselben nur
Besitzen durfte bis zu einer Zeit,
Zu welcher er den Schmuck, von dem jedoch
Er Eigenthümer blieb, an einen Mann,
Den er sich wählen konnte, geben mußte,
Daß Jener Hüter sei von seinem Schmuck. —
Als jene Zeit herangekommen war,
Bewarben sich zwei Männer um den Schatz,
Der Eine, sich'rer Kunde nach, ein Mann,
Der, auf Juwelen gar nicht sich verstehend,
Den Schmuck nur wollte, groß damit zu thun,
Bei dem, weil er ein Grobschmied war, sogar
Gefahr für den Juwel zu fürchten stand; —
Der And're aber war ein feiner Kenner
Von derlei Dingen, und ein treu Gemüth,
Des Kaisers Gnade selber sich erfreuend,
Und wollte nur den Stein, um sorgsam ihn
Ganz in des Eigenthümers Geist zu hüten. —
Der aber giebt dem Grobschmied den Juwel
Und weis't den Andern ab, mit rauhen Worten;
Da sucht nun dieser Hülf' bei'm Kaiser an.
Was glaubt Ihr nun, wie sollte der entscheiden?
Was würdet Ihr thun in so schwerem Fall?

Steffen (lächelnd).

Ihr wollt wohl mit mir scherzen, hoher Herr,
Daß schwer den Fall Ihr nennt, von dem sich gleich
Bei'm ersten Anblick die Entscheidung zeigt?

Der Bürger ist ein Narr, das liegt am Tag;
Man setz' ihn eine Zeit auf mag're Kost,
Bis die Vernunft sich wieder eingefunden.

Maximilian.

Und den Juwel?

Steffen (bestimmt).

Den giebt man ohne Weiter's
Dem braven Mann, und schickt den Grobschmied fort.

Maximilian (nach einer Pause).

Weil Ihr's denn so verlangt, so mag's geschehn,
Und zwar in Eurem Haus, Herr Bürgermeister,
Denn dort begab sich das, was gleichnißweise
Ich Euch erzählt — Ihr seid der reiche Bürger,
(indem er Kunigunden an der Hand nimmt).
Dieß hier ist der Juwel —
(auf Sachs zeigend).
den der verlangt.
Der Kaiser bin ich selbst. —
(Er öffnet den Waffenrock, an der Brust eine goldne Ordenskette, und steht in glänzender Rüstung da).

Steffen (seiner kaum mächtig).

Gott steh' mir bei!
(Er und die Umstehenden sinken in's Knie).

Maximilian.

Steh't auf!

Steffen (für sich).

Das ist zu viel, das trag' ich nicht!
(Steffen und die Umstehenden erheben sich langsam).

Maximilian
(zu Steffen, auf Sachs und Kunigunde zeigend).

Nun soll ich thun, so wie Ihr mir gerathen?

Steffen.

Erlaubt mir zu bemerken nur, mein Kaiser,
Daß mir die Pflicht der Dankbarkeit gebietet,
Dem Rathsherrn
(auf Runge zeigend, der in sichtlicher Verwirrung dasteht).
meiner Tochter Hand zu geben.
Ihm dank' ich's, daß ich Bürgermeister bin.

Martin (vortretend).

Mit Gunst, Herr Steffen! Ihm dankt Ihr das nicht,
Ihr dankt's Euch selbst und unserm freien Willen.

Jacob (auf Runge zeigend).

Wir haben jenen Herrn dort nie geseh'n,
Als gestern, da wir Euch zu sagen kamen,
Was Nürnberg's Rath beschlossen über Euch.

Steffen (verwundert zu Runge).

Ihr sagtet mir ja, daß Ihr es vermocht,
Und daß Ihr mir's durch Briefe könnt erweisen.

Runge (in höchster Verwirrung).

Es war ein Scherz — vergebt —

Steffen (aufwallend).

Verdammter Scherz!
(Er bezwingt seinen Unmuth).

Runge (zu Steffen).

Ich wollte —

Steffen (sehr ergrimmt).

Schweigt!

Runge
(tritt erschrocken und beschämt zurück).

Erster Kämmerling
(zu Runge halblaut).

So wie ich sehen muß,
Scheint Eure Gegenwart nicht sehr erfreulich.
Drum möcht' ich meinen, es sei wohl gethan,
Ihr schenktet uns ein ander Mal die Ehre.

Runge (mit der größten Artigkeit).

Der Rath ist excellent — ich dank' euch sehr.
(Er verneigt sich ehrerbietig, und geht schnell ab).

Eilfte Scene.

(Vorige ohne Runge).

Maximilian.

Der Umstand ist gehoben.

Steffen (nach einer Pause).

Euch, mein Kaiser,
Zu zeigen, wie ich durch und durch erfüllt
Von Eifer Euch zu dienen, will ich thun,
Was früher ich als möglich nicht gedacht,
Und legen meiner einz'gen Tochter Hand
In die des
(leise seufzend).
Schusters Sachs!

Maximilian.

D'ran thut Ihr wohl,
Denn von dem Schuster wird man reden noch,
Wenn man von Nürnberg sagen wird: es war!
Und nun noch Eins!
(Zu den Umstehenden, nicht im Tone des Vorwurfs).
Ihr habt, wie ich gehört,
Bei seinem Stand des Mann's Talent verkannt.

(sanft).
Thut's fürder nimmer, und erwäget gut,
Daß es gerade um so selt'ner ist,
Weil es gefunden ward bei solchem Stand.
Und denkt, daß seine Lage auszugleichen,
Aus jenem Grund ich selber nicht vermied.
Viel tausend Mal verjüngt sich wohl der Tag,
Eh' wieder einen Mann man finden darf,
Der Schuster sein wird und Poet zugleich.

Steffen.

Ich hab' es gleich gesagt, und sag' es noch,
Wir dürfen stolz d'rauf sein ihn zu besitzen,
Er ist ein großer Mann!

Die Bürger (halblaut).

Ein großer Mann!
(sie reichen ihm die Hände).

Kunigunde (zu Maximilian).

Wenn Menschen sind, wie Ihr Herr Kaiser seid,
Wie müssen Engel ausseh'n? —

Maximilian
(winkt dem Ersten Kämmerlinge, welcher ihm einen zierlich geflochtenen Lorbeerkranz überreicht, welchen er Kunigunden mit den Worten giebt:)

Kleine Muse,
Bekränze deines würd'gen Dichters Haupt
Mit diesem reichbelaubten Lorbeerkranze,
Er mag ihm Zeuge sein von uns'rer Huld
Und schöner Preis von manchem schweren Kampfe.

Kunigunde
(nähert sich Sachs, der sich etwas niederbeugt, das Auge wie träumend zu ihr emporgerichtet).

Sachs
(für sich, während ihm Kunigunde den Kranz aufsetzt).

Ha! schöner Traum, so bist du doch erfüllt.
(Er stürzt zu den Füßen des Kaisers, in tiefster Rührung).
Habt Ihr, mein hoher kaiserlicher Herr,
Mir jede Ader heiß mit Dank durchström't,
So lehrt mich noch, wie ich ihn tragen kann,
Daß er mir nicht die volle Brust zersprengt.

Maximilian.

Wenn das Talent, das ich in Dir belohnt',
Du nur zum Schönen und zum Guten üb'st,
Und nicht vergiß'st, was Dir als Bürger ziemt.
(Zu den Umstehenden:)
Lebt wohl! Lebt Alle wohl!
(Geht mit dem Gefolge ab).

Alle (Rufen:)

Heil Kaiser Max!
Heil Habsburg! Heil für immer!
(Die Bürger schwingen in freudigem Jauchzen Hüte, Mützen und Fahnen, unter einem Tusch von Trompeten und Pauken fällt der Vorhang).

Johann Michael Cosmus Denis,

ein Vorläufer der neueren österreichisch-deutschen Dichter, geboren am 27. September 1729 zu Schärding, einer damals bayerischen Ortschaft Oberösterreichs am Inn, gelangte jung mit seinem als Oekonom angestellten Vater nach Heidenburg und genoß von seinem zehnten Jahre an den Unterricht des Jesuitengymnasiums zu Passau. Neigung für Poesie machte sich zuerst bemerklich, und diese führte ihn auch zur Bekanntschaft mit den Leistungen deutscher Dichter, die damals in Rufe standen, eines Hoffmannswaldau, Triller und Brockes. Die Lehrer schätzten den talentvollen Knaben, dieser wiederum liebte die Lehrer und ihre Methode in solchem Grade, daß er sich um die Aufnahme in die Gesellschaft der Jesuiten bewarb, 1747

das Noviziat in Wien antrat und nach längerem Studium der Theologie, welches er mit eifriger Erlernung sprachlicher Hülfsmittel verband, im Jahre 1756 zum Priester geweiht wurde. Nachdem er eine Zeitlang in Preßburg als Frühprediger gewirkt hatte, beriefen ihn seine Oberen (1759) an die Wiener theresianische Ritterakademie; zwölf Jahre lang lehrte er in dieser Stellung die Redekunst und veröffentlichte mehrere poetische Arbeiten, Gelegenheitsgedichte, eine Uebersetzung der Gedichte Ossians und die Lieder des Barden **Sined**, wie er sich mit Umkehrung seines Namens als Dichter nannte. Da wurde im Jahre 1773 der Orden der Jesuiten aufgelöst: Denis erhielt die Aufsicht über die Garellische Bibliothek des Theresianums, für welches Amt er sich schon in jüngeren Jahren durch bibliographische Studien tüchtig gemacht hatte. Gelehrte Forschungen, Bücherkunde und Litteraturgeschichte blieben von dieser Zeit ab seine vornehmste Beschäftigung; Vorlesungen und Schriften über diese Gebiete verschafften ihm einen hochverdienten Namen. Und seiner regen Thätigkeit verdankte er die Bevorzugung, daß er, nach der im Jahre 1784 von Kaiser Joseph verfügten Aufhebung der theresianischen Ritterakademie und nach der Ueberweisung ihrer Büchersammlung an die Universität Lemberg, von der Mitübersiedelung befreit und zum dritten, später (1791) zum ersten Custos der k. k. Wiener Hofbibliothek ernannt wurde. Außerdem ehrte ihn Kaiser Leopold II. durch Verleihung des Hofrathstitels. Segensreich wirkte er in diesem ihm gewordenen erweiterten Wirkungskreise bis an seinen Tod, der am 29. September 1800 erfolgte; wie er sich durch gelehrten Fleiß auszeichnete, so rühmten Einheimische wie Fremde seine amtliche Gefälligkeit, seine redliche und wackere Gesinnung.

Wenn irgend Einer, wäre Denis der Mann gewesen, den Namen der gestürzten Jesuiten wieder zu Ehren zu bringen; nicht seiner Gelehrsamkeit wegen, wie es denn viele gelehrte Jesuiten gegeben hat, sondern weil er vorurtheilslos, human und patriotisch gesinnt war. Dies hat er nicht allein durch Gedichte geäußert, sondern auch durch die That bewiesen; er schätzte die protestantische Litteratur Deutschlands als einen Kulturfortschritt in solchem Grade, daß er von 1762 bis 1776 eine aus drei Theilen bestehende „Sammlung kürzerer Gedichte aus den neueren Dichtern Deutschlands zum Gebrauche der Jugend" herausgab. In diesen Chrestomathien führte er zuerst die Dichter Gellert, Klopstock, Haller und Uz der österreichischen Jugend vor, was von Konst. von Wurzbach mit Recht ein „in jener Periode herrschender Unduldsamkeit denkwürdiges Wagniß" genannt wird. Andererseits zeigte Denis mit Konsequenz sein Lebelang eine wahrhafte patriotische Wärme für die Größe Oesterreichs, so daß es ungerecht wäre, seine darauf bezüglichen Gefühle für leer zu halten und ihn der Nachäfferei Klopstocks und anderer norddeutscher Poeten anzuklagen, die ebenfalls den Ruhm ihrer Monarchen besangen. Freilich war es ihm nicht gegeben, die Odenform und die Horazischen Weisen so glücklich zu bewältigen, daß seine Gedichte weniger Künstelei als Natur verriethen.

Denn Denis war im Grunde mehr ein gewandter Dichter in lateinischer als in deutscher Sprache. Doch um die Wiederbelebung der Poesie in österreichischen Landen hat er sich ausgezeichnete Verdienste erworben, nicht sowohl durch seine eigenen Produktionen als durch seine Uebersetzung des Ossian, welche die erste war und trotz ihrer Mangelhaftigkeit vielfach anregte; besonders aber durch die erwähnte Hinweisung auf die im außerösterreichischen Deutschland neuerblühte Dichtkunst.

Schriften. 1) Die Gedichte Ossians, eines alten Celtischen Dichters. Aus dem Englischen. Wien 1768—1769. 3 Thle. 2) Die Lieder Sineds des Barden. Ebend. 1772. 3) Ossians und Sineds Lieder. Ebend. 1784. 5 Bde. Neue Ausg. 1791—1792. 6 Bde. 4) Nachlese zu Sineds Liedern, aufgesammelt und herausg. von Jos. v. Retzer. Ebend. 1784. 5) Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit 1756. Ebend. 1760. Und seit 1760, nebst einem Anhange. Ebend. 1761. 6) Geistliche Lieder, zum Gebrauche der hohen Metropolitankirche bei St. Stephan in Wien und des ganzen Wienerischen Erzbisthums. Ebend. 1774. 7) Sammlung kürzerer Gedichte aus den neueren Dichtern Deutschlands zum Gebrauche der Jugend. Ebend. 1762—1776. 3 Thle. 8) Ausgezeichnete bibliographische Werke. 9) Michael Denis litterarischer Nachlaß, herausg. von Jos. von Retzer. Wien 1801—1802. 2 Abtheil. 10) Auserlesene Gedichte, herausg. von L. M. Eisenschmid. Passau 1824.

Gesang auf die Reise Joseph's des Zweiten.

Im Herbst 1769.

Wo ist der Sohn Theresens? O Kaiserstadt!
Wo ist dein Herrscher? Wölke dein thürmend Haupt
Aus deinen blauen Düften, höre,
Was dir vom heiligen Eichenhaine

Der Barde Joseph's (wag' ich den herrlichsten
Der Namen unter Barden? — Gefährlich ist
Der Reiz, dem Einzigen zu folgen;
Aber zu mächtig! Er sei gewaget!)

Der Barde Joseph's tönet: Hier oben ist
Der Thaten Joseph's unübersehliche,
Wie Sonnen, helle Bahn gezeichnet.
Frühe begann Er die Bahn zu wandeln;

In That auf That erhabner. Italien
Liegt noch im süßen Taumel. Es küsset noch
Des göttergleichen Fürsten Spuren,
Und schon erschallen der Marcomannen,

Und Quaden Hügel, dienstbar sie selber einst
Den Ahnen Joseph's, von der Begeisterung
Des tiefgereihten Brennenheeres,
Welches den kommenden Herrscher grüßet.

Er, jeder großen Gabe Bewunderer,
Er hatte schon den weisen Gebieter, der
Am Appennin die Völker weidend,
Friedsam und furchtbar ist, aufgesuchet.

Nun eilet er den Wünschen des mächtigen,
Des unbezwungnen Helden, der weit umringt
Von seinen Starken, an der Spree
In dem Gewande der Ehre strahlet,

Erkämpft in rothen Feldern, ein Bardenfreund,
Und Barde selbsten — aber den gallischen
Gesängen holder! — und des Kieles,
So wie der Klinge gewöhnt, entgegen.

Zween Kriege, leichenträchtig, verderbenvoll, —
Wir Männer denken's! — kriegete Friederich
Mit Joseph's Mutter (denn er hatte
Nie sie gesehen) und Heldenbräute

Vergossen zweimal Thränen, und Jünglinge
Beschwuren zweimal an der Erzeuger Grab
Des Todes Rache, deutsche Flüsse
Trübten sich zweimal in deutschem Blute.

Nun wirft die Großmuth auf das Vergangene
Den himmelreinen Schleier. Die Fürsten stehn,
Zwo Sonnen, die der Mittag scheidet,
Sehen sich Ewigkeit an der Stirne;

Und jeder ehret, was ihn verewiget,
Im Andern. Einer schließet dem Anderen
Sein großes Herz auf. Freundschaft strömet
Von der Gebieter erhitzten Lippen.

So stand vor Siegmarn Hermann. Des
Jünglings Aug'
Verrieth den grauen Helden, den künftigen
Vernichter stolzer Legionen,
Und den Zerbrecher der fremden Fesseln.

O könnten meine Saiten die Kinder Teuts
Von allen Enden wecken! Sie sollten mir
Den hohen, ahnungsvollen Anblick
Tief in erregtester Seele feiern,

Die Stelle zeichnen, wo sich umarmeten
Die Größten Deutschlands, Joseph und
Friederich,
Hin Eichen pflanzen, daß die spät'sten
Enkel im Schatten sich dies erzählten!

Und, Feinde Deutschlands! häufet nicht
Dunkel sich
Um euer schielend Auge? Verschwindet nicht
Auf List und Trug gebautes Hoffen,
Wenn sich mit mächtig erhobnem Arme

Den Bund der Freundschaft Joseph und
Friederich
Beschwören? — O so wartet ein Saitenspiel,
Herabgestimmt zu Todestönen,
Euer an einer verdorrten Eiche!

Aufruf an die edle hungarische Nation.

Welch Bild erhebt in traulichstiller Nacht
Vor mir sich, und erregt die Singbegier
In meiner längst dem Lied entwöhnten Brust?
Mein Jugendalter kehrt zurück. Ein Krieg,
Ein schreckenvoller Krieg stürmt weit umher
Die Völker auf. Ein waffenblinkend Heer
Mit fliegenden Standarten wölket Staub
Am Isterstrand herab, in wogenden
Gedrangen Reihn bebendes Zuges schon
Sich nahend. Kriegsdrommeten schmettern,
Huf
Zerstampft das Feld. Doch an Pannoniens
Grenzscheide, wo mit stolzer Scheitel dort
Pisonium sich thürmet, seh' ich hoch,
In Mitte vieler Tausenden umher,
Den Königsstuhl, vom Kreis der Edelsten
Des Volks umringt, seh' ich die Enkelin
So vieler kaiserlicher Ahnen, die
Mit so viel Reichen ausgestattete
Kronerbin, die im ersten Jugendflor
Des Lebens blüh'nde Karolide, die
Ganz ihres großen Vaters würdige
Theresia, gleich einer Gottheit schön;
Allein der Stirne Majestät bewölkt,
Der Augen Glanz von Thränen sanft getrübt.
Erlauchtes Volk, das sich an Muth und Kraft
Mit jedem gleich mißt, ich, die Tochter Karl's,
Flieh' itzt zu dir, und suche deinen Arm:
So spricht sie: Auf, ihr Heldensöhne von
Pannonien! steht eurer Fürstin bei!
Ihr seht, wie mich das Schicksal niederbeugt.
Von meinen Feinden rings bedrängt, vertrau'
Ich nur auf eure Treu' und euren Stahl;
Doch nicht nur ich, auch dieser Kleine da,
(Sie hielt den Sohn, an sich gedrückt, im
Schooß)
Auch dieser Kleine da, das Königsblut,
Und das für euch aus keuschem Ehebett'
Empfangne Liebespfand. Wenn eure Macht
Uns nicht dem Ungemach entreißt, was kann
Dem Sohn, der Mutter dann noch übrig
sein?
Das Kind hinhaltend, wollte sie nun mehr
Noch sprechen. Sieh! da unterbrechen sie
Geknirsch der Helden, dräu'nde Thränen, und
Den Scheiden unaufhaltbar ringsumher
Entfahren blanke Säbel. Himmelan
Schlägt das Geschrei: Für unsern König, für
Therese sterben wir! So scholl es, als
Aus Einem Munde. Plötzlich, wie der Süd
Bald Schneegestäub, bald dichten Hagelsturm
Hinan treibt, sieh! so stürmet, weit und breit
Erregt, der Heldengeist Hungariens,
Und trägt und reißt nun Alles mit sich fort,
Bis am erstaunten Rhein er aufgepflanzt
Die Siegstrophäen sieht, und auf dem Haupt
Der Tochter Karl's die Königskrone fest.

Dies Bild erschien mir. Edles Biedervolk,
Voll hohes Geist's, voll treues Muthes, und
An Segensfluren reich, Pannonier!
Erfreut euch solcher Ahnen Abkunft nicht?
Regt nicht des Vaterlandes Heldenbild,
Euch fest vor Augen schwebend, in der Brust
Den Sporn des edlen Neids, und flammet es
Euch nicht zu gleichem Unternehmen an?
O seht, schon wieder tobt ein grauser Krieg,
Schon wieder donnert an dem Ister dort
Ein stolzer Feind im Uebermuth des Glücks;
Schon wieder sieht auf Hungarns alten Muth
Und Treu' ein Fürst, so mild und so gerecht,
Wie keiner mehr; Er, ganz Theresen's Bild
Und Herz, und ihrer Enkel Erster; Er,
Der seinen Bruder als ein Liebespfand

Euch übergab, und hofft, ihr würdet euch
Noch lange seines Wohlseins freuen, und,
Weil diesen unter den Verklärten dort
Nun Emerich in keuschen Armen hält,
Euch einen andern Bruder, an Gestalt
So ganz ihm ähnlich, überläßt, und ihn
Als euer eigen schenkt, den an Gemüth
Erhabnen Joseph, unsrer Jugend rings
Ein Muster; dieser Fürst sieht, wie vordem
Theresia, bei dieser Drangsal nun
Zurück auf Hungarns Heldenkraft, und wünscht
Des hohen Ahnenruhms euch eingedenk.
Denn welch ein Volk hat die Natur so wohl
Bedacht? Wie saatenreich ist euer Land,
Wie traubenvoll die Berge, welche Zahl
Von Rindern, welche Zucht von Pferden, welch
Ein starker ganz zum Krieg geschaffner Kern
Von Männern? Und wie oft habt ihr, vereint
Mit Oesterreichs und Böhmens Tapfern, nicht
Zu Roß und Fuß, der Feinde mancherlei
Mit Ruhm besiegt? Wohlan, ihr Männer!
Freiwillig, alter Kraft bedacht, zur Wehr,
Da nun in Waffen euch das Vaterland,
Der Landesherrscher wünschet! Eil' hinan,
Beherzte Jugend! wo die liebende
Bekümmerniß des Königs, rühmliche
Gefahr, gemeines Wohl, ein Namen dich,
Die fernsten Alter noch erreichend, ruft.
Es rettete des Hungars tapfrer Arm
Dereinst der hohen Ahnfrau Majestät,
Die Majestät des Enkels rett' er nun.

Epigramme.

1.

Briten lachten über Klopstock,
Den ein schaler Uebersetzer
Elend anglisiret hatte.
O wie billig ist die Vorsicht!
Milton zeiget sich den Deutschen
In der Toga der Lateiner,
Deutsche lachen über Milton.

2.

Suchst du Klopstock? Hier auf Gottes Boden
Ist er im Messias nur, und in den Oden.

3.

An die Zeitungsschreiber.

Wer schlug denn, und wer ward geschlagen?
Ein Blatt sagt dies, ein anders das.
Allein, ihr Herren! wißt ihr was?
Ihr müsset uns wohl dennoch sagen,
Eh' eine Woche noch vergeht,
Wo dieser, und wo jener steht.

4.

O sorget nicht nach meinem Leben
Ein Beiwort, Freunde, mir zu geben!
Und geht es doch nicht anders an,
So sagt: Er war ein guter Mann.

Franz Dingelstedt,

ein Lyriker und Novellist von Talent, aber ohne eigentliches Kunstbestreben, wurde am 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen geboren, studirte zu Marburg neben Theologie auch Philologie und erprobte zuerst seine Lehrgabe an dem Privatinstitute, welches der Hauptmann Trott für junge Engländer in Ricklingen bei Hannover eröffnet hatte. Sodann erhielt er eine Anstellung als Lehrer am Gymnasium in

Kassel (1836), wurde aber wegen Veröffentlichung politisch mißliebiger Gedichte in gleicher Eigenschaft nach Fulda versetzt oder degradirt (1839); worauf er mit einer neuen Sammlung poetischer Ergüsse, den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters," noch kecker und entschiedener hervortrat, was zur Folge hatte, daß er im Jahre 1841 seine Entlassung aus kurhessischen Diensten nahm. Gestützt auf eine gewandte Feder, welche ihn für das Zeitungswesen befähigte, und durch die politische Meinung jener Tage getragen, wandte er sich als Litterat nach Augsburg, machte Ausflüge nach Paris und London, besuchte Wien und ging endlich nach Stuttgart. In letzterer Stadt fand er die gewünschte Frucht seiner Irrfahrten; er wurde vom König von Würtemberg zum Hofrath und königlichen Handbibliothekar erhoben (1843) und vermählte sich mit der berühmten Sängerin Jenny Lutzer, die in Wien angestellt war. Sehr bald (1846) errang er die noch höhere Würde eines Legationsraths und Hoftheater-Dramaturgen zu Stuttgart. Inzwischen hatte ihm die Muse ein erstes Trauerspiel bescheert, „Das Haus des Barneveldt," neben einer Anzahl Novellen und Reiseschilderungen, welche den Ruf von ihres Verfassers Geistreichheit mehrten und wie Artikel der neuesten Mode durch unsere gleichgeist-reichen Tagesschriftsteller empfohlen wurden. Mußten doch die Letztern auf ihren so hochgestiegenen Collegen mit unverhohlener Bewunderung hinaufschauen. Nach solchen Leistungen und Verdiensten konnte es denn nicht fehlen, daß Dingelstedt, als die politischen Wasser von 1848—1849 in ihre Ufer zurückgetreten waren, ohne daß er sie getrübt hatte, die seltene Auszeichnung erlangte, von dem Könige Maximilian II. (1851) nach München berufen und mit der Intendantur des Hof- und Nationaltheaters betraut zu werden. Diesen ehrenvollen Posten, den sonst nur die vornehmsten Herren besteigen durften, übernahm der Schöpfer des erwähnten Trauerspiels unter der Vorsichtsmaßregel, seinen Titel als Legationsrath beizubehalten. Sechs Jahre hindurch behauptete er diese Stellung, für die er theoretisch wie praktisch wohlbefähigt war; der deutsche Parnaß indessen weiß sehr wenig von den Fortschritten zu erzählen, welche in jenem Zeitraume die dramatische Poesie dem neuen Intendanten verdankt hätte: der Karren des Thespis ging seinen alten Gang. In Gnaden entlassen, als ihn Gegner zur Seite schoben, fand er noch im nämlichen Jahre (1857) eine ähnliche, aber noch höher betitelte Stellung in Weimar: er wurde General-Intendant des dortigen Großherzoglichen Theaters. Zugleich adelte ihn der König von Bayern durch huldreiche Zusendung des bayerischen Verdienstordens.

Ein Blick auf seine seitherige Laufbahn zeigt zur Genüge, welches die vorherrschenden Triebfedern seines Lebens waren: Ehrgeiz und persönliche Ruhmbegierde. Wie ein bestimmtes

hohes Ziel auf dem Felde der Litteratur, so mangelte ihm nicht weniger die Konsequenz des Charakters. Die Sucht zu glänzen, die überall hervortritt, hinderte ihn an der Entfaltung seines gewandten, in der Beobachtungsgabe starken Talents: er ist ein pikanter Modeschriftsteller geblieben. In der Prosa hat man umsonst seine technische Geschicklichkeit und Eleganz gepriesen; denn Flitterputz ist keine Kunst, und sein Streben nach Zierlichkeit der Rede macht sich als ein affektirtes bemerkbar. Dazu kommt, daß der Gehalt dessen, was er prosaisch dargestellt hat, unbedeutend ist. In der Lyrik steht Dingelstedt, trotz der freimüthigen Schärfe, womit einige politische Lieder ausgestattet sind, und trotz des erhabenen Fluges, den er bisweilen in versifizirten Tagesfragen genommen hat, nicht über dem Alltäglichen und Mittelmäßigen. Tiefe des Gefühls, feinen Geschmack und Schönheit der Anschauung sucht man darin vergebens. Später, als er den Stachel verloren, sank er nach Stoff, Ton und Ausführung vollends zum bloßen Gelegenheitsdichter herab; geistreiche Züge und grelle Gegensätze vermögen nicht den durchaus prosaischen Stempel dieser Reimereien zu verwischen. In der Kritik hat er lediglich das Verdienst, manches Große anerkannt zu haben, in dessen Nichtanerkennung oder Verläugnung das Cliquenwesen dieses Zeitalters übereingekommen war.

Schriften. 1) Gedichte. Kassel und Leipz. 1838. Neue Aufl. 1843. 2) Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Hamburg 1840. Neue Aufl. 1842. 3) Licht und Schatten in der Liebe. Novellen. Kassel 1838. 4) Frauenspiegel. Mit 6 Kpfrn. Nürnb. 1838. 5) Die neuen Argonauten. Ein komischer Roman. Fulda 1839. 6) Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen. (Roman.) Leipz. 1840. 2 Thle. 7) Heptameron. Gesammelte Novellen. Magdeburg 1841. 2 Bde. 8) Sieben friedliche Erzählungen. Stuttg. 1844. 2 Bde. 9) Gedichte (neue Sammlung). Ebend. 1845. 10) Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte. Ebend. 1851. 11) Wanderbuch. Leipz. 1839—1843. 12) Jusqu' à la mer. Ebend. 1847.

Die Augen der Geliebten.

Bienen schaukeln sich in Kelchen,
Die im Morgenwinde schwanken,
Bis sie aus der duft'gen Tiefe
Süßen Honig-Rausch sich tranken:
So in deine lieben Augen
Senkt sich dürstend meine Seele,
Daß sie aus den braunen Tiefen
Honig-süßen Traum sich stehle.

Bienen saugen aus den Kelchen,
Die im Morgenrothe blinken,
Wissen nicht, ob mit dem Honig
Sie nicht Gift hinuntertrinken!
So aus deinen lieben Augen
Schlürft in vollem Zug mein Leben,
Weiß nicht, ob sie herben Honig,
Oder süße Gifte geben.

Bienen sterben in den Kelchen,
Die sich still zusammenschmiegen,
Noch berauscht vom süßen Honig,
Wenn sie schon dem Gift erliegen:
So in deinen lieben Augen
Möcht' ich lebend auferstehen,
Oder wie im Meer von Wonne
Todt und taumelnd untergehen.

In der Oper.

Was kümmert mich das Treiben auf den Brettern,
Das wüste Spiel mit hohl erfund'nen Dingen,
Die Menschlein, die mit angeleimten Schwingen
Im Reich der Töne auf- und niederklettern?

Das ist ein Girren, Trillern, Wirbeln, Schmettern,
Daß mir die Ohren gellend wiederklingen,
Und mühsam nur vermag ich zu bezwingen,
Den wirren Spuk der Noten und der Lettern.

Ein Blick zu ihr! — wie unter jenen Tönen
Ein sonnig Lächeln durch die Züge flieget,
Wie sich ihr Haupt in süßem Sinnen wieget —

Und schon gestalten sich die trüben Scenen;
Hellleuchtend über kunstverworr'nem Leben
Seh' ich den Geist, seh' ich die Liebe schweben!

Odi profanum.

O könnt' ich es in diese Zeilen gießen,
Wie mir das Herz im Leibe stets ergrimmt,
Wenn ein Philisterlein ein Blatt von diesen
In seine saubern Sonntagshände nimmt!

Da wird mit Kunst getadelt und gepriesen
Und um den Werth ästhetisch abgestimmt,
Und mit den Fingern pfiffig nachgewiesen,
Was für ein Brocken in der Sauce schwimmt.

Wie anders, wenn in warmer Brust verschlossen,
Von leiser Ahnung träumerisch umhaucht,
Ein neues Lied aus seinen Tiefen taucht!

Von süßen Wehen mächtig übergossen
Erbebt das Herz und jauchzt und schwillt und ringt,
Bis seine Blüthe reif zum Tage bringt.

Durst nach Ruhm.

Oft greift es mich wie Schelten oder Mahnen,
Und reißt mich fort aus meinen engen Gränzen
Hinaus in eine Welt, wo ernstre Bahnen
Im Morgenstrahl lebendig wehn und glänzen.

Mich widert's an, das knabenhafte Ahnen,
Die Liebelei in ewiglichen Lenzen,
Und nicht von Myrten träum' ich, von Cyanen,
Mich dürstet heiß nach kühlen Lorbeerkränzen.

Doch will ich dann dem Banne mich entraffen
Und in die Welt, die ferne, wundervolle,
Mich aus beschränkten Lebenskreisen retten:

So fühl' ich treulos meine Kraft erschlaffen,
Ich klebe wieder an der dunkeln Scholle
Und meine Dichtung knirscht in ihren Ketten.

Frühlingslied.

Von blauen Bergen wehen
Des Frühlings Grüße her,
Hell wird es in den Höhen,
Die Erde schläft nicht mehr.

Und wie es blüht und klinget
Durch Berg und Thal und Wald,
Wie Alles sich verjünget,
Die Menschen bleiben alt.

Wanderlied.

Wie es ob dem tiefen Strom,
Durch den grünen Wald,
Orgelklang in Gottes Dom,
Braust und klingt und schallt!

Echo ist im stillen Thal,
Ist im Berge wach,
Fern und nah und hundert Mal
Tönt ihr Athem nach.

Nur wenn ich im süßen Weh
Antwort suchen will,
Ist im Thal und auf der Höh
Echo immer still.

Dann wird keine Stimme wach,
Die mir Antwort giebt,
Und kein Herz ruft meinem nach,
Keines, das mich liebt.

Althessische Sage.

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben;
Das rauscht so dumpf und dröhnt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich kreisend hebt und aufthut aller Orten.

Dann stürzen aus den Klüften flugs viel wimmelnde Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen stellen.
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel wehn im Winde,
Und um den Führer sammelt sich das stille Heer geschwinde.

Fort brausen sie ins bange Thal, daß helle Funken springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, wie auf des Sturmes Schwingen:
Ins Vaterland! Zum Tiberstrand! Die Stunde hat geschlagen!
Und wenn's uns heute nicht gelingt, so woll'n wir's nimmer wagen!

Der Scharfenstein, der weiß die Mähr aus alten Römertagen,
Da ward an seinem steilen Fuß die beste Schlacht geschlagen,
Da mußt' die Erde purpurroth gar viel des Blutes trinken
Und Roma's Adler sieggewohnt in deutschem Staube sinken.

Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeschossen,
Von Feind' und Felsen aller Seit die Römer eingeschlossen;
Hei! flogen ihre Hiebe nicht und stürzten nicht die Glieder,
Wie Aehren in dem Weizenfeld, mäht sie die Sense nieder!

Da warf sich in der höchsten Noth mit flehender Geberde
Der Imperator, stolz zu Roß, hernieder an die Erde:
So rette du, du bester Gott, du größter, uns von Schande,
Berg, nimm uns auf! ein freies Grab in dem Barbarenlande!

Und ihm zur Rechten donnert's laut. Es blitzt aus Jovis Brauen,
Es spaltet sich im Nu der Berg, entsetzlich anzuschauen,
Verschlungen ist so Freund wie Feind in dunkeln Felsenrissen,
Und drüber sieht man starr und stumm den Scharfenstein sich schließen.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus geborst'ner Gruft die Römer sich erheben.
Den Weg gen Süden ziehn sie hin, ein langes Heer von Leichen,
Und ziehn und können nimmermehr der Reise Ziel erreichen.

Und bei dem ersten Hahnenschrei dann kehrt von allen Orten
Der Zug zurück zum Scharfenstein und rüttelt an den Pforten;
Die öffnen sich, wie dazumal, mit Tosen und mit Flammen
Und thun sich ob dem letzten Mann ganz todtenstill zusammen.

Annette Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff,

eine lyrische Dichterin, wurde am 12. Januar 1798 auf dem ihrem Vater gehörigen Gute Hülshoff bei Münster geboren, und ihren geistigen Fähigkeiten entsprach die treffliche Erziehung, welche sie im älterlichen Hause genoß, wo sie bis zu ihrem

27. Jahre verweilte. Alsdann lebte sie abwechselnd zu Köln, Bonn und Koblenz, bis sie ihren Vater durch den Tod verlor; nunmehr theilte sie den Wittwensitz ihrer Mutter, das ebenfalls bei Münster gelegene Landgut Rüschhaus. Ihre Hauptbeschäftigung war die Poesie, indem sie sich auf lyrische Produktion warf, ihre Gedanken und Gefühle theils in subjektiven einfachen Liedern äußernd, theils an Natur und Religion anknüpfend, theils Geschichten in Balladen und erzählenden Schilderungen darstellend. Außerdem hatte sie ihre Freude an der Sammlung von Alterthümern, Münzen und Mineralien. Der Tod überraschte sie den 24. Mai 1848 auf dem Schlosse Meersburg am Bodensee.

Unverkennbar ist die Originalität, womit diese Dichterin, unterstützt durch lebhafte Phantasie, ihren Darstellungen einen eigenen Hintergrund zu geben suchte. Das Feuer und die Tiefe ihrer religiösen Gesänge stellt sie neben die vorzüglicheren Vertreter erbaulicher und frommer Dichtung. Die meiste Gabe indessen bewies sie in lyrischer Erzählung; zur vollendeten Meisterschaft auf diesem Gebiete mangelte ihr nichts als größere Ruhe und Gemächlichkeit in der Ausführung des Stoffs, die dadurch an Klarheit und Leichtigkeit gewonnen haben würde.

Schriften. 1) Gedichte. Münster 1838. 2) Gedichte. Stuttg. 1844. 3) Das geistliche Jahr, nebst einem Anhange religiöser Gedichte. (Nachlaß.) Ebend. 1852.

Der Geyerpfiff.

„Nun still! Du an den Dohnenschlag!
Du links an den gespalt'nen Baum!
Und hier der faule Fetzer mag
Sich lagern an der Klippe Saum:
Da seht fein offen übers Land
Die Kutsche ihr heranspazieren:
Und Rieder dort, der Höllenbrand,
Mag in den Steinbruch sich postiren!"

„Dann aufgepaßt mit Aug' und Ohr,
Und bei dem ersten Räderhall
Den Eulenschrei! und tritt hervor
Die Fracht, dann wiederholt den Schall:
Doch naht Gefahr — Patrouillen gehn; —
Seht ihr die Landdragoner streifen,
Dann dreimal, wie von Riffeshöhn,
Laßt ihr den Lämmergeier pfeifen!"

„Nun Rieder, noch ein Wort zu dir:
Mit Recht heißt du der Höllenbrand;
Kein Stückchen — ich verbitt' es mir —
Wie neulich mit der kalten Hand!" —
Der Hauptmann spricht es; durch den Kreis
Ein Rauschen geht und feines Schwirren,
Als sie die Büchsen schultern leis,
Und in dem Gurt die Messer klirren.

Seltsamer Troß! hier Riesenbau
Und hiebgespalt'nes Angesicht
Und dort ein Bübchen wie 'ne Frau,
Ein zierliches Spelunkenlicht;
Der drüben in dem Scheitelhaar
So sachte streift den blanken Fänger,
Schaut aus den blauen Augen gar
Wie ein verarmter Minnesänger.

'S ist lichter Tag! Die Bande scheut
Vor keiner Stunde — Alles gleich —
Es ist die rothe Bande, weit
Verschrien, gefürchtet in dem Reich;
Das Knäbchen kauert unter'm Stier
Und betet, raschelt es im Walde,
Und manches Weib verschließt die Thür,
Schreit nur ein Kuckuck an der Halde.

Die Posten haben sich zerstreut,
Und in die Hütte schlüpft der Troß —
Wildhüters Obdach, zu der Zeit,
Als jene Trümmer war ein Schloß:
Wie Ritter vor der Ahnengruft,
Fühlt sich der Räuber stolz gehoben
Am Schutte, dran ein gleicher Schuft
Vor Jahren einst den Brand geschoben.

Und als der letzte Schritt verhallt,
Der letzte Zweig zurück gerauscht,
Da wird es einsam in dem Wald,
Wo über'm Ast die Sonne lauscht,
Und als es drinnen noch geklirrt,
Und noch ein Weilchen sich geschoben,
Da still es in der Hütte wird,
Von wildem Weingerank umwoben.

Der scheue Vogel setzt sich kühn
Aufs Dach und wiegt sein glänzend Haupt,
Und summend durch der Reben Grün
Die wilde Biene Honig raubt;
Nur leise wie der Hauch im Tann,
Wie Weste durch die Halme streifen,
Hört drinnen leise, leise man
Vorsichtig an den Messern schleifen. —

Ja, lieblich ist des Berges Maid
In ihrer festen Glieder Pracht,
In ihrer blanken Fröhlichkeit
Und ihrer Zöpfe Rabennacht!
Siehst du sie brechen durchs Genist
Der Brombeerranken, frisch, gedrungen,
Du denkst, die Centifolie ist
Vor Uebermuth vom Stiel gesprungen.

Nun steht sie still und schaut sich um —
Allüberall nur Baum an Baum;
Ja, irre zieht im Walde um
Des Berges Maid und glaubt es kaum;
Noch zwei Sekunden, wo sie sann,
Pulsiren ließ die heißen Glieder —
Behende wie ein Marder dann
Schlüpft keck sie in den Steinbruch nieder.

Am Eingang steht ein Felsenblock,
Wo das Geschiebe überhängt;
Der Epheu schüttelt sein Gelock,
Zur grünen Laube vorgedrängt:
Da unter'm Dache lagert sie,
Behaglich lehnend an dem Steine,
Und denkt: Ich sitze wahrlich wie
Ein Heil'genbildchen in dem Schreine!

Ihr ist so warm, der Zöpfe Paar
Sie löset mit der runden Hand,
Und nieder rauscht ihr schwarzes Haar
Wie rabenfittiges Gewand.
Ei! denkt sie, bin ich doch allein!
Auf springt das Spangenpaar am Mieder;
Doch unbeweglich, gleich dem Stein
Steht hinter'm Block der wilde Rieder!

Er sieht sie nicht, nur ihren Fuß,
Der tändelnd schaukelt wie ein Schiff,
Zuweilen treibt des Windes Gruß
Auch eine Locke um das Riff,
Doch ihres heißen Odems Zug,
Samumes Hauch glaubt er zu fühlen,
Verlorne Laute, wie im Flug
Lockvögel, um das Ohr ihm spielen.

So weich die Luft und badewarm,
Berauschend Thimianes Duft,
Sie lehnt sich, dehnt sich, ihren Arm
Den vollen streckt sie aus der Kluft,
Schließt dann ihr glänzend Augenpaar —
Nicht schlafen, ruhn nur eine Stunde —
So dämmert sie, und die Gefahr
Wächst von Sekunde zu Sekunde.

Nun Alles still — sie hat gewacht —
Doch hinter'm Steine wird's belebt
Und seine Büchse sachte, sacht
Der Rieder von der Schulter hebt,
Lehnt an die Klippe ihren Lauf,
Dann lockert er der Messer Klingen,
Hebt nun den Fuß — was hält ihn auf?
Ein Schrei scheint aus der Luft zu dringen?

Ha, das Signal! — er ballt die Faust —
Und wiederum des Geiers Pfiff
Ihm schrillend in die Ohren saust —
Noch zögert knirschend er am Riff —
Zum dritten Mal — und sein Gewehr
Hat er erfaßt — hinan die Klippe!
Daß bröckelnd Kies und Sand umher
Nachkollern von dem Steingerippe.

Und auch das Mädchen fährt empor:
„Ei, ist so locker das Gestein?"
Und langsam, gähnend tritt hervor
Sie aus dem falschen Heilgenschrein,
Hebt ihrer Augen feuchtes Glühn,
Will nach dem Sonnenstande schauen,
Da sieht sie einen Geier ziehn
Mit einem Lamm in seinen Klauen.

Und schnell gefaßt, der Wildniß Kind,
Tritt sie entgegen seinem Flug:
Der kam daher, wo Menschen sind,
Das ist der Bergesmaid genug.
Doch still! war das nicht Stimmenton
Und Räderknarren? still! sie lauscht —
Und wirklich, durch die Nadeln schon
Die schwere Kutsche ächzt und rauscht.

„He, Mädchen!“ ruft es aus dem Schlag;
Mit feinem Knix sie tritt heran:
„Zeig' uns zum Dorf die Wege nach,
Wir fahren irre in dem Tann!“
„Herr,“ spricht sie lachend, „nehmt mich auf,
Auch ich bin irr' und führ' Euch doch.“ —
„Nun wohl, du schmuckes Kind, steig' auf,
Nur frisch hinauf, du zögerst noch?“ —

„Herr, was ich weiß, ist nur gering,
Doch führt es Euch zu Menschen hin,
Und das ist schon ein köstlich Ding
Im Wald, mit Räuberhorden drin;
Seht, einen Weih' am Bergeskamm
Sah steigen ich aus jenen Gründen,
Der in den Fängen trug ein Lamm,
Dort muß sich eine Heerde finden.“

Am Abend steht des Forstes Held
Und flucht die Steine warm und kalt:
Der Wechsler freut sich, daß sein Geld
Er klug gesteuert durch den Wald,
Und nur die gute, franke Maid
Nicht ahnet in der Träume Walten,
Daß über sie so gnädig heut
Der Himmel seinen Schild gehalten.

Abschied von der Jugend.

Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimath Gränzen,
Rückwärts er das Antlitz wendet,
Rückwärts seine Augen glänzen,
Winde, die hinüber streichen,
Vögel in der Luft beneidet,
Schaudernd vor der kleinen Scholle,
Die das Land vom Lande scheidet.

Wie die Gräber seiner Todten,
Seine Lebenden, die süßen,
Alle stehn am Horizonte,
Und er muß sie weinend grüßen;
Alle kleine Liebesschätze,
Unerkannt und unempfunden,
Alle ihn wie Sünden brennen
Und wie ewig off'ne Wunden:

So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume,
Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen, begraben,
Alle stehn am Horizonte;
Wollen ihre Thräne haben.

Und die Jahre, die sich langsam,
Tückisch reihten aus Minuten,
Alle brechen auf im Herzen,
Alle nun wie Wunden bluten;
Mit der armen kargen Gabe,
Aus so reichem Schacht erbeutet,
Muthlos, ein gebrochner Wandrer,
In das fremde Land er schreitet.

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer als die Blüthen,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten;
Ueber Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Uebermorgen so wie heute.

Karl Ferdinand Dräxler,

genannt Dräxler-Manfred, ein gewandter Lyriker und Novellist österreichisch-deutscher Zunge, geboren zu Lemberg am 17. Juni 1806, war der Sohn eines im Staatsdienste stehenden Beamten. Seinen Lebensgang hat Konst. von Wurzbach

in folgende Uebersicht zusammengefaßt. In Dräxler's erster Erziehung, sagt dieser Gelehrte in seinem verdienstvollen biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, überwog das slavische Element, und zwar zuerst das polnische und als er später nach Prag kam, das böhmische. Doch bald erwachte im Jünglinge der Sinn für deutsche Wissenschaft und Kunst; begeistert wendete er sich der deutschen Poesie zu, in welcher ihn zu jener Zeit Rückert, Platen und Heine anregten, und der Verkehr mit Männern wie Gerle, Egon Ebert und Marsano belebte. Später begab sich Dräxler nach Wien, um die Rechte zu studiren, und dann nach Leipzig, wo Amadeus Wendt sein Rathgeber und Herloßsohn sein Freund wurde. Im Jahre 1826 erschienen seine ersten poetischen Arbeiten, welche das edle Dichtertalent beurkundeten, das sich später entschieden Bahn brach. Seit 1829 Doktor der Philosophie, lebte er bis 1837 in Wien und bewarb sich um eine Lehrkanzel, ohne, ungeachtet trefflich geschriebener Concurse, sein Ziel zu erreichen. Zugleich beschäftigte er sich mit litterarischen Arbeiten, redigirte von 1834 bis 1836 das Brockhaus'sche Pfennigmagazin und befreundete sich mit Anastasius Grün, Lenau, Witthauer, Bauernfeld, Seidl und Andern. Im Jahre 1837 verließ er Wien für immer, brachte erst einige Zeit auf Reisen zu, hielt sich dann abwechselnd in Mannheim, Frankfurt, Meiningen, Köln und Wiesbaden auf, bis er 1845 seinen bleibenden Wohnort in Darmstadt nahm. Dort redigirt er seither die großherzoglich-hessische Zeitung und giebt das beliebte „Rheinische Taschenbuch" heraus. Durch den Herzog von Sachsen-Meiningen wurde er zum Hofrath ernannt.

Frische und Lebendigkeit charakterisirt seine Darstellungsweise vortheilhaft, in der Lyrik sowohl als in der Prosa; dazu tritt noch Freiheit und Unbefangenheit der Anschauung. Bei diesen Eigenschaften, zumal da Zartheit und Weichheit seinem Pinsel nicht mangelt, würde Dräxler unstreitig zum ersten Poeten Oesterreichs sich erhoben haben, wenn ihm zeitig eine glücklichere äußere Stellung beschieden gewesen wäre. Von seinem weiten Vaterlande gewissermaßen fortgedrängt und auf den zweifelhaften Weg eines Litteraten verwiesen, schlug er sich zwar wacker durch das Leben, aber die Sonnenhelle heiterer Muße fehlte seinem Schaffen. Es war ihm versagt, zur höchsten Kunst sich durchzuarbeiten; in seiner Lyrik vermißt man die auf reiner Ausprägung beruhende geschmackvolle Haltung des Ganzen, es mischen sich prosaische Wendungen ein, als ob er mit Gedanken und Empfindungen ein flüchtiges Spiel treibe, und seine Produkte nehmen daher häufig die Färbung bloßer Gelegenheitsgedichte an.

Schriften. 1) Triumph der Liebe. Eine Hymne. In gereimten lateinischen Rhythmen nachgesungen. Königsgräz 1826. 2) Romanzen, Lieder und Sonette. Prag 1826. 3) Neuere Gedichte. Ebend. 1829. 4) Gedichte. Frankf. 1840. 3. Aufl. 1817. 5) Des P. Ovidius Naso Lieder der Liebe. Leipz. 1827. 6) Sonnenberg. Kunden und Sagen. Romanzencyclus. Wiesbaden 1854. 2. Ausg. 7) Jugendschriften unter dem Namen „Claudius," a) Welt und Ton. Bildungsbuch. Prag 1830. 2. Aufl. 1833. b) Das Buch der Ge-

schichten für die Jugend. Wien 1834. c) Preciosa. Unterhaltungsbuch für Kinder. Ebend. 1835. 8) Novellistisches, a) Bunte Bilder. Nürnb. 1830. b) Gruppen und Puppen. Leipz. 1836. 2 Bdchn. c) Fahrten. Erlangen 1840. d) Vignetten, Porträts und Genrebilder. Frankf. 1845. 9) Eßlair in Prag. Prag 1826.

O pflanzet Bäume.

O pflanzet Bäume! — Jedes Reis,
Das klein ihr jetzt habt eingegraben,
Es wird dereinst des Wartens Fleiß
Mit süßer Frucht und Schatten laben.

Es wird zum grünen Baldachin
Herangedeihn und festem Stamme,
Derweil wird kälter euer Sinn,
Und ihr bedürft des Holzes Flamme.

O pflanzet Bäume! — Wenn nicht euch,
So thut es doch dem eignen Sohne,
Der werde stark, dem Baume gleich,
Und trage stolz sein Haupt, die Krone.

Ihm sei ein Monument der Baum
Aus seines Vaters stillem Leben,
Der noch zu reden wagte kaum,
Und ihm dies Zeichen hat gegeben.

O pflanzet Bäume! — Gottes Huld
Wird endlich groß und stark sie machen;
Ihr übt dabei euch in Geduld,
Und lernt ob einem Kleinod wachen.

Ein Baum, den ihr nicht habt gesetzt,
Ein gutes Wort, nicht ausgesprochen,
Ein Diebstahl ist's, den ihr schon jetzt
An euren Kindern habt verbrochen.

Leichter Sinn.

Was Frühling und Gesang,
Und Sonnenlicht,
Ihr machtet mir nur bang,
Wär' Liebe nicht!

Zwar ist die Blume schön,
Die Welle klar,
Und Nachtigallgetön
Gar wunderbar.

Doch vollen Zauber giebt
Erst Liebe euch;
Es fühlt sich, wer verliebt,
Den Göttern gleich.

Ihm singt die Nachtigall
In Hymnen Glück,
Es spiegelt Wasserfall
Ihm Glück zurück;

Glück deutet ihm das Grün,
Des Himmels Blau,
Und Glück ist rings um ihn,
Wohin er schau'.

Und schlummert er, so lullt
Das Glück ihn ein,
Von Engeln und von Huld
Träumt er allein.

Und stirbt er, so war Glück
Sein Lebenslauf,
Und jenseits schlägt den Blick
Er glücklich auf.

Salomo's Ring.

Als der weise König Salomo gestorben war,
Lebte noch der Zauber, der durch ihn erworben war,
Kräftig festgebannet an den heil'gen Siegelring,
Der an seinem Finger als ein Geisterzügel hing.
Aber die Gespenster, die ihm dienend unterthan,
Da die Königssonne sinken sie bergunter sahn,
Griffen, selbst zu herrschen, aus der ewig dunkeln Nacht
Kühn und frech vermessen nach des Rings Karfunkelpracht.

Da krachte das hohe Gebäude
Der fürstlichen Weisheit zusammen,
Die lustigen Strahlen der Freude
Beschienen den Jammer als Flammen;

Was ehmals der Gnade entblühte,
Jetzt muß es der Bosheit entstammen,
Und jegliche Stimme der Güte,
Sie wurde zum stillen Verdammen.

Tief seufzte das Volk und es blickte
Auf seines Beherrschers Palläste,
Der niemals die Seinigen drückte,
Der Weise, der Größte, der Beste:
Wie kommt es, daß er so entsetzlich
Jetzt quälen sie ließe und preßte?
Doch oben da klang es ergötzlich,
Als gäb' es nur ewige Feste.

Und den todten König künstlich hat der Bösen Schaar
Aufgerichtet, als ob er ein lebend Wesen war;
Auf dem Thron die Leiche haben fest sie unterstützt,
Daß der Zepter strahlend auf das Volk herunterblitzt.
Vierzig Tage flohn, seit man das Volk geblendet hat,
Als indeß der Holzwurm auch sein Werk vollendet hat,
Abgenagt den Stab hat, der die morschen Glieder hält,
Und des Königs Leiche nun auf einmal niederfällt; —

Da stürmet in wüthendem Wogen
Das Volk zum Pallast aus den Gassen,
Die Frevler, die frech es betrogen,
Mit rächendem Arme zu fassen.

Sie dringen hinein und erbeben,
Die Muthigsten selber erblassen,
Die bösen Gespenster erheben
Zum Kampf sich in drohenden Massen.

Doch wurde das Volk bald zu Riesen;
Der Leiden gedenkend in Schnelle,
Verdrängt es mit wildem Umschließen
Die feindlichen Geister zur Hölle.
Den Ring aber, welchen im Wüthen
Verloren die Schaar an der Schwelle,
Ein künftiges Leid zu verhüten,
Versenken sie rasch in die Welle.

„Sei gewiß, daß, wenn du gut und wahr und weise bist,
Sonnen mit dem Ring der Lieb' du aus dem Kreise ziehst.
Wehe, wenn der Zauber je zu Theil dem Bösen war!"
Dies der Spruch, der auf des Ringes Stein zu lesen war.

Dieses Mährchen kommt von Osten her den weiten Pfad;
Doch was der Gespenster Herrschen zu bedeuten hat,
Und wohin die Inschrift auf dem Königssiegel zielt:
Nimm es, Welt, als Räthsel, besser noch als Spiegelbild.

Alte Frauen.

Wie sich um ein alt Gemäuer
Wunderbare Sagen spinnen:
Bald, daß es nicht ganz geheuer,
Bald, daß gute Elfen drinnen:

Also liegt auf alten Frauen
Oftmals etwas Tiefgeheimes,
Wunderbarlich anzuschauen
Spuren eines Zauberkeimes;

Spuren einer Vorgeschichte,
Die, zum Märchen jetzt verwandelt,
Noch mit halb erloschnem Lichte
Ueber Wang' und Lippen wandelt.

Ach, was mochten diese Blicke,
Dacht' ich heimlich oft im Herzen,
Wecken nicht an süßem Glücke,
Und erregen nicht an Schmerzen.

Was für Glut, nicht zu verhehlen,
Mochte diesem Mund entströmen,
Stark, die Thatkraft andrer Seelen
Anzufachen und zu lähmen.

Welche reichverzweigte Ranken
Des Gefühles zieh'n als leise,
Unaussprechliche Gedanken,
Oft durch dieses Herzens Kreise.

Bis sie, halb mit eignem Willen,
Halb gefangen sich ergeben,
Die Bestimmung zu erfüllen,
Die gewürfelt ihr das Leben.

Nun sie alt ist, zieht ein Mahnen
Manchmal über ihre Miene,
Wie die Geister großer Ahnen
Ueber eine dunkle Bühne;

Wie die ungewissen Schatten
Jener Macht, die einst sie übte,
Als sie noch in Frühlingsmatten
Stand, befahl, bezwang und liebte.

Dieser trüb und Jener heiter
Ziehn vorüber sie in Schaaren,
Eine ganze Jacobsleiter
Von verlebten lieben Jahren.

Drum ist trüb und froh ihr Wesen
Auch, worüber ich nicht staune;
Statt das Räthsel aufzulösen
Nennt die Welt es vorschnell Laune.

Eduard Duller,

einer der fruchtbarsten Dichter und Historiker österreichischen Ursprungs, aber ohne klassische Bedeutung, wurde am 8. November 1809 zu Wien geboren und verlor seinen Vater, einen Chirurgen slavischer Abkunft aus dem deutschen Herzogthum Krain, noch ehe er das Licht erblickte. Sein Stiefvater jedoch gab dem mit guten Anlagen ausgerüsteten Knaben eine sorgfältige Erziehung; dieser gelangte frühzeitig auf die Universität seiner Vaterstadt und legte sich zwar auf philosophische und juristische Studien, aber die poetischen Neigungen traten rasch und entschieden in ihm hervor. Ein Drama, „Meister Pilgram" betitelt, brachte er auf dem Theater an der Wien schon zur Ausführung, als er kaum siebzehn Jahre zählte; das Werkchen des Knaben gefiel, und dieser Umstand riß ihn zur litterarischen Laufbahn fort. Neben dramatischen, lyrischen und novellistischen Arbeiten waren es vornehmlich geschichtliche Studien, die ihn fortan beschäftigten. Um den engen Schranken, die dem Schriftsteller in seinem Vaterlande damals gezogen waren, zu entfliehen und die deutsche Poesie gleichsam an der Quelle zu trinken, verließ er im Jahre 1830 die Kaiserstadt. Leider indeß lächelte ihm das Glück nicht dergestalt, daß er in deutschen Landen eine günstigere Stellung fand, als sie gewöhnlich der Litteratenstand mit sich führt. Nachdem München, Trier und Frankfurt ihm keine bleibende Stätte dargeboten hatten, gründete er sich im Jahre 1836 in Darmstadt einen häuslichen Heerd; die Sonne schien ihm jedoch nur vorübergehend mit freundlichen Lichtblicken; weder die Verbindung desselben mit unsern bekanntesten Modeschriftstellern, noch seine ungemeine litterarische Regsamkeit und die Redaktion mehrerer Zeitschriften, die er nach einander versuchsweise übernahm, brachte ihn

auf einen grünen Zweig. Das Vielschreiben half ihm nicht, sein Uebertritt zum Deutsch-Katholicismus gereichte ihm ebenso wenig zum Frommen wegen der Oberflächlichkeit, womit jene kirchliche Bewegung anfing, und die politischen Wirren der Jahre 1848 und 1849, in welche er sich mißvergnügt einmischte, hatten so nachtheilige Folgen für seine Ruhe, daß er in die Nothwendigkeit gesetzt war, nach einem 13jährigen Aufenthalte Darmstadt wieder zu verlassen und 1849 nach Mainz überzusiedeln. Doch die Verhältnisse, in welche Duller gerathen war, gestalteten sich immer mißlicher; er suchte zuletzt als Prediger in einer deutsch-katholischen Gemeinde unterzukommen, aber obgleich er das theologische Examen in Heidelberg bestanden hatte, mochte ihn doch weder die hessische noch die nassauische Regierung, bei der damals eintretenden politischen und kirchlichen Reaktion, in einem solchen Amte bestätigen. Zur Rückkehr in das „neue" Oesterreich war gleichzeitig jede Aussicht verschwunden; die Ungewißheit seines Looses und die seitherige unausgesetzte Anstrengung, welche zur litterarischen Produktion nöthig war, führte endlich eine mehr und mehr gesteigerte Reizbarkeit seines Temperaments und eine längere Krankheit herbei, die ihn nach schmerzlichen Leiden zu Wiesbaden am 24. Juli 1853 hinraffte.

Zur Klassizität gebricht diesem Autor der einfache, klare und künstlerische Styl in Versen wie in Prosa; schon der Flüchtigkeit wegen, womit er für den Broterwerb arbeiten mußte, ließ sich ein so hohes Ziel nicht erreichen. Er schreibt schwülstig und dunkel, was, in Verbindung mit seinem Haschen nach schauerlichen und phantastischen Scenen, Mangel an gesundem Geschmack anzeigt, wo nicht den Vorsatz, den Geschmack des großen Publikums zu reizen. Das ungestüme Wesen überhaupt, welches dem Lebensgange des Autors verderblich war, spiegelt sich auch in seinen Schriften wieder. Duller's Anschluß an das sogenannte „junge Deutschland," welches sich gerade lärmend hervorthat, als er seiner Reife entgegenschritt, drängte ihn vollends aus dem ruhigen Elemente, in welchem der Künstler leben und weben soll. Doch ist seinem Wirken aufrichtiger Wille, deutscher Sinn und wackeres Streben für den Fortschritt der Nation zuzuerkennen, wie auch seine historischen Versuche das Verdienst haben, der Geschichte durch volksthümliche Darstellung bei der Menge Eingang zu verschaffen.

Schriften. 1) Meister Pilgram. Trauersp. (Den Erbauer der Wiener Stephanskirche feiernd.) Wien 1829. 2) Der Rache Schwanenlied. Schausp. Stuttg. 1834. 3) Franz von Sickingen. Drama. Frankf. 1839. 4) Die Wittelsbacher. Balladencyclus. München 1831. 5) An Könige und Völker. Stuttg. 1831. 6) Der Fürst der Liebe. Dichtungen. Leipz. 1842. 2. Aufl. Kassel 1854. 7) Gedichte. Berl. 1845. 8) Novellen und Romane. a) Berthold Schwarz (Stuttg. 1832); b) Freund Hein; c) Der Antichrist (Leipz. 1833. 2 Bde.); d) Erzählungen und Phantasiestücke; e) Die Feuertaufe; f) Kronen und Ketten (Stuttg. 1835. 3 Bde.); g) Geschichten und Märchen; h) Loyola (Frankf. 1836. 3 Bde.); i) Kaiser und Pabst (Leipz. 1838. 4 Thle.); k) Historische Novellen. 1. Bd. (Mohammed der Prophet; Don Juan von Oesterreich). Siegen 1844. 9) Historische Schriften. a) Geschichte der Jesuiten. Leipz. 1840. Später mehrmals neu gedruckt. b) Die Geschichte des deutschen Volkes. Mit Holzschnitten. Leipz. 1840. 2 Bde. Mehrfach aufgelegt. c) Neue Beiträge zur Geschichte Philipp des Großmüthigen. Darmst. 1842. d) Maria Theresia und ihre Zeit. Wiesbaden 1843—1844. 2 Bde. e) Erzherzog Karl von Oesterreich. Mit Illustr. Wien 1845—1847. f) Fortsetzung

von Schiller's Geschichte „des Abfalls der Niederlande." Köln 1841. 3 Bde. g) Vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Frankf. 1852. (Vom 2. Hefte des 2. Bds. fortgesetzt von K. Hagen). 10) Die Donauländer. Nebst Wanderungen in das bayrische Hochland und salzburg. Hochgebirge. (5. Sektion des „Malerischen und romant. Deutschland"). Leipz. 1849. Mehrmals aufgelegt. 11) Gießen und seine Umgebungen. Mit 6 Stahlst. Gießen 1851.

Kaisers Wort, Gottes Wort.

Was gilt ein Wort in dieser Zeit?
Das lohnte sich zu wissen,
Da sich die That in Worte breit
Recht fas'rig hat verschlissen.
Ein Wort, ein Wort, sagt an, was gilt's?
Kann man's noch brauchen statt des Schilds,
Vor Strolchen sich zu wehren?
Hei! Redlich Wort
Find't schlechten Ort,
Man hält's nicht mehr in Ehren.

Da reiten zwei, so frisch und frei,
Sie haben gut Vertrauen;
Ein Kaiser-Wort, das hält wohl treu,
Darauf läßt sich wohl bauen?
Und ob die Pfaffheit uns bedräut,
Der Kaiser gab uns frei Geleit,
Der Kaiser wird's wohl halten.
Ein Kaiser-Wort
Ist guter Hort,
Wie Kaiser-Mantels Falten.

Zween Meister ihr aus Böhmerland,
Ihr solltet's besser wissen;
Ein Mannes-Wort zu Mannes Hand,
Das ist ein sich'rer Kissen.
Kein Mann gab's, nur der Kaiser sprach's;
Hei! schmilzt sein Wort wie schnödes Wachs
Am Kirchenlicht der Pfaffen?
O freies Wort,
Du einz'ger Hort,
Wer wird dein Recht dir schaffen?

Zu Kostnitz, war ein heißer Tag,
Die Sonn' stand just im Krebsen;
Wohl mancher Pfaff' bei Tafel lag,
Oder lag bei seiner Kebsen.
Aus Böhmerland die Meister beid',
Sie lagen in gar tiefem Leid,
Von aller Welt verlassen;
Im dunklen Thurm,
Bei Molch und Wurm,
In eisernen Ringen sie saßen.

Ha! ist das auch ein frei Geleit,
Geleit' zum Scheiterhaufen?
O Zeit des Worts, o böse Zeit,
Worein wird Gott dich taufen?
Er wird's in Feuer und dann in Blut;
Das alte Uebel heilt nicht gut,
Als nur durch's letzte Mittel.
Die Asch' zerstäubt,
Die Wahrheit bleibt
Und bleibt im Ketzerkittel.

O was ein freier Mummenschanz
Zu Kostnitz vor den Thoren?
Der Aberwitz hielt Wallfahrtstanz
Und schüttelte die Ohren.
Sie schwenkten manches Weihrauchsfaß,
Sie räucherten ohn' Unterlaß,
Bis daß man den Himmel nicht kannte,
Bis lichterloh
Als leeres Stroh
Des Kaisers Wort verbrannte.

Aus Böhmerland die Meister beid'
Wichen nicht von einander,
Sie hielten aus in Lauterkeit,
Zween treue Salamander.
Und als die Flamme höher fraß,
Bis sie an Hussen's Herze saß
Als wie ein hungriger Geier,
Da sprach der Huß
Den Abschiedsgruß,
Das Flammenwort aus dem Feuer:

Die Flamme frißt ein Kaiserwort,
Man weiß nicht, ob's gewesen;
Doch Gottes Wort bleibt ewig fort,
In Flammen steht's zu lesen.
Mein Vaterland, du herrlich Land!
Was Kaiserwort, hast du erkannt,
Es hält nicht gar beständig.
Doch Gott ist treu,
Drum werde frei,
Gott macht die Todten lebendig!"

Und als der Leib in Asch' zerfiel,
Frei athmeten die Pfaffen.
Es mußte gar ein böses Spiel
Der Henker schnöd' entschaffen.
Der Henker nahm im frechen Raub
Des edlen Husses heil'gen Staub
Und blies ihn nach allen vier Winden;
An keinem Ort —
Wie Kaisers Wort —
Soll er sein's Bleibens finden.

Doch Vöglein kamen allerhand
Geschäftig hergeflogen,
Sie wuschen rein am Sees Strand
Die Flüglein in den Wogen,
Und stahlen treu des Märt'rers Staub,
Und trugen treu den edlen Raub
Nach Böheim unter den Flügeln.
Sie luden ihn ab
In ein großes Grab,
Umschanzt von Wäldern und Hügeln.

Wo ist das Grab, wo er Ruhe fand,
Wer kann die Stätte mir nennen?
Es ist das ganze Böheimer Land
An Grabesruh zu kennen,
Ja, Freiheit ist zu Grab' gebracht;
Da kam eine linde Maien-Nacht,
Recht gut zur Leichenfeier.
Manch' Knösplein stand
Im Böhmer-Land,
Und seine Blüth' ward theuer.

Manch' Knösplein schwoll, von Rache schwoll's
Der Lenz hat's aufgeschlossen;
Er heischte gültig seines Zolls,
That auf die blut'gen Sprossen.
Und Rache wuchs allüberall,
Sie wuchs als dichter Blüthenwall
Rings um des Landes Marken;
Gezeugt von Muth,
Geboren von Wuth,
Und Blut macht sie erstarken.

Des Kaisers Wort war leeres Stroh,
Vollkörnig war die Rache;
Wohl manch' ein Brand schlug lichterloh
Als Leichenfeier und Wache.
Und mitten in dem Flammen-Ring',
Der treu das Böhmerland umfing,
Saß Freiheit zu Gerichte.
'Ne Keule schwer
Traf gut umher
Im feisten Glatzen-Gezüchte.

Wie mancher Purpur wurde bleich,
Bepurpurt mancher Bleiche;
Das that der Keule sich'rer Streich
Weitum im Böhmer Reiche.
Und manche Kebse weinte viel,
Weil mancher Kebse Rothstrumpf fiel;
Kein Heiliger kam zu retten.
Doch Gottes Wort,
Das lebte fort,
Man zwingt es nicht in Ketten.

Und als man schlug die Prager Schlacht,
Schlug man das Volk zu Schanden,
Schlug zu den Freiheits-Sarg bei Nacht,
Schlug fest den Leib in Banden.
O Böhmer-Land, du armes Land,
Ein Aschenhügel nach dem Brand,
Ein Grab bleibst du beständig.
Dein Volk ist todt,
Dein Klang ein Spott,
Doch Gottes Wort bleibt lebendig.

Lied.

Ich hab's mein Leblang so gemeint
Und will's mein Leblang halten:
Kein Schatz so reich als wie ein Freund
Bei Jungen wie bei Alten;
Kein Wein so ächt, kein Gold so gut,
Ging's zehnmal auch durch's Feuer,
Als wie ein Freund mit frischem Muth; —
Der Herrgott ist nicht treuer.

O armer Mann, du reicher Mann,
Hast nichts als Schloß und Riegel! —
Trau' ich mein Herz dem Freunde an,
Liegt's unterm besten Siegel.
O reicher Mann, du armer Mann,
Wenn du ein Lieb hast funden! —
Doch Weibertreu fängt lustig an
Und endigt aller Stunden.

Und wer das kann und brütet da
Allein vorm goldnen Weine, —
Dem schlage doch das Podagra
In's Herz statt in die Beine.
Und wer das kann, und sitzt im Glück,
Und kann den Freund entbehren,
Dem wünsch' ich gleich den besten Strick,
Und zur Gesellschaft — Bären.

Die Freundestreu, der echte Wein
Erstarken mit den Jahren;
Drum setz' ich drauf mein Leben ein!
Und will's zum Wucher sparen.
Dann blieb' es meine eine Lust,
Könnt' ich nach hundert Jahren
In alter Freunde treuer Brust
Grad' auf zum Himmel fahren!

Karl Egon Ebert,

einer der vorzüglichsten Lyriker und Epiker österreichisch-deutscher Zunge, erblickte zu Prag das Licht am 5. Juni 1801. Sein Vater war daselbst Doktor der Rechte, Landesadvokat und fürstlich Fürstenberg'scher Hofrath, eine „jener gemüthlichen Naturen, die selbst in den kalten Förmlichkeiten des Weltlebens und unter dem Aktenstaube für das Wahre, Gute und Schöne den vollen frischen Herzensschlag bewahren." Auch seine ganze Familie nährte denselben Geist und zeigte Liebe für Musik, Gesang und Poesie. Die frühzeitige Einwirkung der häuslichen Erziehung machte den phantasiereichen Knaben zum Dichter; eine kürzere Frist durch eine Wiener geistliche Lehranstalt, welcher er durch Zufall übergeben wurde, in seinen Neigungen streng zurückgehalten, durfte er sich seit dem 17. Lebensjahre im elterlichen Hause ungestört entwickeln. Neben vielen lyrischen Versuchen wagte er sich, wie ein Freund des Dichters berichtet hat, an das Höchste: im jugendlichen Uebermuthe seinem Talente und der bis dahin erlangten Bildung vorgreifend, schrieb der Jüngling in dem Zeitraume von 1817 bis 1819 nicht weniger als vierundzwanzig Dramen, worunter sogar Ausführungen der in Schiller's Nachlaß vorhandenen Pläne zu „Warbeck" und zu den „Maltesern" sich befanden. Diese Jugendarbeiten wurden von ihm später gänzlich verworfen, doch erhielten sie nicht blos in Prag selbst Beifall, wo der geistvolle Professor der Aesthetik Johann Heinrich Dambeck lehrte, sondern eine Auswahl seiner lyrischen Dichtungen, die er 1825 veröffentlichte, brachte ihm auch von auswärts viele aufmunternde Stimmen, die günstigen Urtheile eines Goethe, Rückert, Tiedge, Baggesen, Varnhagen von Ense und Anderer. Nach Beendigung seiner philosophischen und juristischen Studien an der Prager Hochschule hatte er sofort im Sommer 1835 das Glück, vermöge der Beziehungen seines Vaters zu dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, als dessen

Bibliothekar und Archivar eine feste Lebensstellung zu gewinnen, mit ihr zugleich das Wohlwollen des hochherzigen Gönners und den Schutz von dessen gleichgesinnter Gemahlin. Durch solche erfreuliche Verhältnisse gesichert, 1829 zum fürstlichen Rath ernannt und in jeder Weise gefördert, widerstand Ebert den Stürmen des Lebens nie ohne Trost und vollendete eine Reihe lyrischer und erzählender Produkte, da seine Berufsgeschäfte, nachdem sie einmal durch seinen Fleiß geordnet waren, keinen bedeutenden Kraftaufwand erheischten. Einem ersten Ausfluge nach Dresden folgte (1829) eine längere Reise durch Süddeutschland und die Schweiz; in Dresden machte er die persönliche Bekanntschaft des Oberbibliothekars Ebert, in Stuttgart vornehmlich die Uhland's und Schwab's; außerdem fand er zu Donaueschingen, wo der Fürst von Fürstenberg residirte, die huldvollste Aufnahme im Hause seines erlauchten Gebieters selbst. Das Vertrauen indessen, womit ihn der Letztere von diesem Zeitpunkte ab in anderweitigen Angelegenheiten beehrte, war der freien Verwendung seiner Muße nicht günstig; fortwährend zwar benutzte Ebert jeden ihm von Gott verliehenen Moment zur Verkörperung seiner poetischen Phantasien, indem er sogar ein Paar nicht ohne Beifall aufgeführte Dramen verfaßte, aber manche mit prosaischen Geschäften ausgefüllte Pause trat dazwischen, nachdem der Fürst seinen praktischen Scharfblick erprobt hatte. Dies geschah im Herbst des Jahres 1831, wo der Dichter von seinem Gönner nach Karlsruhe berufen wurde, um ihm bei dem badischen Landtage nützend zur Seite zu stehen. Zu Stuttgart sah er außer Schwab auch Uhland wieder, der sich besonders für sein idyllisches Gedicht „das Kloster" interessirte, welches im Manuskript kürzlich vollendet worden war; zugleich lernte er nächst den übrigen schwäbischen Poeten den österreichischen Stammgenossen Nikolaus Lenau kennen, der sich damals in Würtemberg aufhielt. Nach Prag zurückgekehrt, wurde er durch seinen Gönner veranlaßt, in die Administration der in Böhmen gelegenen Fürstenberg'schen Besitzungen einzutreten. Dieser neue Wirkungskreis zog dem Dichter mancherlei gehässige Tadelsprüche zu; ohne jedoch darauf zu achten, bewährte er sich gegen die Untergebenen so mild und gerecht, gegen den Fürsten so pflichtgetreu, daß dieser ihn im Jahre 1848 mit dem Hofrathstitel für die geleisteten guten Dienste beschenkte. Dabei schwieg seine Muse keineswegs ganz; ein Besuch, den er im Jahre 1845 zu Wien abstattete, war deshalb, wie Konst. von Wurzbach erzählt, „ein glänzender Lichtpunkt im Leben des Poeten: die Schriftsteller Wiens und seine Sangesgenossen bereiteten ihm ein Festmahl, wie ein solches noch keinem andern Poeten Oesterreichs bereitet worden." Nicht weniger als siebzig Schriftsteller hatten sich am 9. Dezember d. J. im Saale „zur Kaiserin von Oesterreich" versammelt, um ihn willkommen zu heißen. Einer

frischen praktischen Thätigkeit nicht abhold, übernahm denn endlich Ebert im Jahre 1854, auf die Bitte des Fürsten, die Oberverwaltung über die sämmtlichen böhmischen Domänen desselben; doch schon im nämlichen Jahre raffte ein unerwarteter Tod den geliebten Gönner dahin. Der Verlust beugte ihn tief, selbst seine Gesundheit litt, so daß er bei den fürstlichen Erben um seine Versetzung in den Ruhestand einkam, um den Rest seiner Tage den Musen weihen zu können. Die dramatische Dichtung ist es, die ihn seitdem aufs neue beschäftigt, die Pflege eines Gebietes, auf welchem seine erste Jugend durch Schwierigkeiten zurückgeschreckt worden war.

Schon Goethe hat diesem Dichter ein „schönes Talent" zugesprochen; wir dürfen beifügen, daß auch nach Goethe's Tode Ebert ein so ehrendes Urtheil bewährt hat. Doch seine Begabung war nicht so bedeutend, daß sie ihn in den Stand gesetzt hätte, nach der ersten Glanzepoche unserer Poesie einen selbstständigen Weg zu finden und einzuhalten, wie es vor Andern Rückert und Platen vermochten. Er drang daher nicht zur eigentlichen Höhe neuhochdeutscher Klassicität vor; das unglückliche Zusammentreffen zweier Umstände trat außerdem hindernd und hemmend dazu. Einmal schloß er sich zu eng an die auf einseitige Volksthümlichkeit beschränkte „Schwäbische Schule" an, welche das höhere Kunstbestreben als ein unnationales abwies und selbstgenügsam in gewöhnlichen Formen sich fortbewegte. Dieser Anschluß zweitens und die nähere Bekanntschaft mit den Schwaben fiel gerade in die nämliche Epoche, wo der Dichter durch die Geschäftsaufträge seines edeln Fürsten abgelenkt wurde aus den Bahnen innerlicher Entwicklung. Die schwäbische Richtung wirkte nicht erwärmend, das Geschäftsleben erkältend auf sein Streben ein. Was ihm also mangelt, ist eine strengere Unterscheidung der epischen und lyrischen Gattung, Schärfe der Gedanken in ihrer Folge, Kürze in ihrer Fassung. Seine Lyrik leidet an Breite, seine Stoffe sind oft gehaltlos an sich, wie es bei den Schwaben der Fall ist, oft nicht mit genügendem Gehalt ausgestattet. Die poetische Kunstform überhaupt beherrschte er nicht in solchem Grade, wie es der Standpunkt seines Zeitalters forderte, und wie es die von Ebert dargelegte Tiefe des Gefühls, der Reichthum seiner Phantasie und der Adel seiner Gesinnung wünschen ließen.

Schriften. 1) **Dichtungen.** Prag 1825. 2. Aufl. in 2 Bänden. 1828. 2) **Wlasta.** Böhmisch-nationales Heldengedicht in drei Büchern. Ebend. 1829. 3) **Das Kloster.** Idyllische Erzählung in fünf Gesängen. Stuttgart 1833. 4) **Bretislaw und Jutta.** Dramatisches Gedicht. Prag 1835. 5) **Gedichte.** Stuttgart 1845. 6) **Ein Denkmal für Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg.** (Sonette.) Prag 1855.

Ermunterung.

Der Vogel steigt, ein verkörpertes Lied,
Hellklingend gen Himmel, dahin es ihn zieht,
Und selig wirbelt er in den Höhn:
Die Welt ist schön!

Der Strahl des Morgens erweckt die Blum,
Auf schließt sie ihr duftendes Heiligthum,
Aus offenem Kelche die Düfte wehn:
Die Welt ist schön!

Im flüssigen Silber, im schimmernden Bach
Eilt flüchtig die Welle der Welle nach,
Sie netzen das Ufer mit sanftem Getön:
Die Welt ist schön!

as stehest du, Mensch, mit finsterem Blick
Und schaust in die finstere Brust zurück,
O, wolle den Jubel doch ringsum sehn,
Die Welt ist schön!

Wiegenlied.

In der Wiege
Liege, liege,
In der Wiege ruht sich's süß,
Alles mußte drinnen liegen,
Alles Große ist gestiegen
Aus dem Wiegenparadies.

Eine Wiege,
D'rin er liege,
Ist dem Freund des Freundes Brust,
Sind dem Mann der Gattin Arme,
D'rin er schlummert, frei vom Harme,
In der höchsten Liebeslust.

Eine Wiege,
D'rin er liege,
Sucht der Greis nach langem Leid,
Eine Wiege, von den Lasten
Schwerer Tage auszurasten,
Zu vergessen Kampf und Streit.

Sind's nicht Wiegen,
D'rin sie liegen,
Die der Erde Qual besiegt?
Ja, sie sind nach Lust und Schmerzen,
Mit dem ausgestürmten Herzen,
In die Ruhe eingewiegt.

In der Wiege
Liege, liege,
In der Wiege schlumm're gern,
Finde künftig immer Wiegen,
D'rin in Fried' und Ruh' zu liegen,
Und die letzte sei dir fern.

Frau Hitt.

Wo schroff die Straße und schwindlig jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert' in süßer Ruh;
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm
Und wiegt' es und seufzte dazu.

„Du freundlicher Knabe, du liebes Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß;
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß."

„Zur Speise hast du ein hartes Brod,
Das ein Anderer nimmer mag;
Und wenn dir Jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag."

„Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar;
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie der reichsten Knaben Haar."

So klagte sie bitter, und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schaun.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt,
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an,
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt, vor- und rückwärts herum,
So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
Ist all' mein Eigenthum."

„Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit,
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmet euch sein!
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!“ —

„Weib, bist du rasend?“ zürnt die Frau,
„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all', was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer.“ —

„Gott behüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt.
O so gebt mir, gebet, was ihr wollt,
Und was ihr entbehren könnt!“

Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht,
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen verhöhnt!“

Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glühn.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?“
Sie treibt ihn durch Hiebe und Stöße zum Ritt;
Doch fühllos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Muth;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand;
Entsetzt will sie rufen den Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzet, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

Schwerting der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder gebt mir kund,
Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich euch zu finden im güldenen Gewand.“

„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

Doch, mein' ich giebts noch Mittel, zu lösen solches Erz;
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz.
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur löschen und tilgen nied're Schmach!"

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter mit Fackeln allzumal.
Die harrten stumm und ruhig auf Schwerting's leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln wie Feuerswuth empor;
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
„Und: „'s ist die Stund' gekommen!" sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt steh! und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
Dein sei die Sachsenkrone! dein sei das Sachsenland!"

Und heißer immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knien betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf,
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf.

„Schau hin, du stolzer Sieger! erzittre, feiges Herz!
So lös't man Eisenbande! so schmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen Alle, und nieder stürzt das Haus.

Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff,

ein Dichter der „romantischen Schule", der am 10. März 1788 in Oberschlesien auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz bei Ratibor geboren, auf dem katholischen Gymnasium in Breslau vorgebildet wurde und die Rechte zuerst in Halle von 1805 bis 1808, dann in Heidelberg studirte. Gerade hatte er noch Muße, die trüben Zustände des unterjochten Deutschlands und die traurige Zeitlage durch Reisen gründlicher kennen zu lernen, ehe der Jüngling sich muthig an dem großen Freiheitskampfe be-

theiligte, indem er 1813 in das Lützow'sche Corps als Freiwilliger eintrat und bis zu Napoleon's zweitem Sturze auf dem kriegerischen Felde ausharrte. Nach geschlossenem Frieden (1816) begab er sich in preußische Staatsdienste und wurde Referendar zu Breslau; mit dem Jahre 1821 zum Regierungsrathe ernannt, erhielt er seinen Wirkungskreis anfangs zu Danzig, dann (1824) zu Königsberg. Obgleich ihm das amtliche Geschäftsleben wenig zusagte, ließ er sich doch noch bestimmen, von dem Jahre 1830 bis 1845 im königlichen Ministerium des Cultus zu Berlin fortzuarbeiten und den Angelegenheiten des katholischen Schulwesens seine Kräfte zu widmen. Endlich gab Eichendorff dem Mißvergnügen nach, welches ihn über den Gang der Staatsmaschine wie über die Sinnesweise seiner Zeitgenossen schon wenige Jahre nach dem Freiheitskriege zu erfüllen angefangen hatte: er nahm seine Entlassung und zog sich nach seinem Geburtsorte Lubowitz zurück. Schon zeitig war er als Dichter aufgetreten, in Poesie sowohl als in Prosa; unter dem Namen „Florens" veröffentlichte er seine ersten Liederproben, dann schrieb er Romane und Novellen, verfaßte einige Dramen und übersetzte aus dem Spanischen mehrere solche Werke, wie sie gerade seiner eigenen Individualität am besten zusagten. Aber bei dem Publikum machten seine litterarischen Leistungen geringen Eindruck, konnten auch der romantischen Richtung wegen, die Eichendorff von Jugend auf nach persönlichem Interesse gewählt und festgehalten hatte, auf die Nation keine große Wirkung haben. Vergebens suchte er einen breiteren Boden dadurch zu gewinnen, daß er seinen Standpunkt vermittelst einer besonderen Schrift über die Bedeutung der neuern romantischen Poesie näher darlegte, außerdem auch eine litterar-historische Arbeit über den Roman des 18. Jahrhunderts herausgab, um seine eigenen Ansichten zur Geltung zu bringen und die vermeintlich falsche Richtung seiner Zeitgenossen aufzudecken. Unzufrieden mit dem Verlaufe der Weltereignisse, die in das letzte Jahrzehnt seines Lebens fielen, und von litterarischer Seite wenigstens nicht durch gesteigerte Theilnahme des Publikums aufgerichtet, sah er verstimmt, wie er mehr oder weniger während der meisten Zeit seines Lebens gewesen war, in ländlicher Zurückgezogenheit dem Tode entgegen, der am 26. November 1857 zu Neiße erfolgte.

Eichendorff wollte das Edle und strebte regsam für das Gute; aber sein bedeutendes Talent wußte sich nicht in voller Bedeutung, die es hätte haben können, für die Nation zu entfalten, sei es weil seine frühste Jugenderziehung ihn auf einseitige Gebiete geführt hatte, oder weil er seiner persönlichen Liebhaberei und individuellen Neigung allzuausschließlich nachhing und ungestört nachhängen zu dürfen in der Lage war. Weil er denn Lust hatte zu romantisiren, so romantisirte er fort, ohne sich um andrer Weisen sprachkünstlerischer Darstellung viel zu bekümmern. Die Tiefe seiner poetischen Empfindung spricht uns innig an,

aber diese Eigenschaft kann nicht den Mangel ersetzen, den eine zu beschränkte Weltanschauung und ein zu enger Ideenkreis im Gefolge hat; denn obgleich Eichendorff von der Richtung der neueren deutschen Romantik, wie er selbst in einer Schrift über die letztere erklärt, einigermaßen abgewichen ist, so stellt sich demungeachtet seine Poesie immer noch viel zu sehr als Gefühlspoesie dar, wie bei den übrigen Vertretern der romantischen Schule. Auch seine Form stört ihrer häufigen Mängel wegen den reinen Genuß, den wir aus seiner sonst tiefempfundenen Lyrik schöpfen würden. Ueberhaupt ist seine Dichtungsweise meistentheils eine zu subjektive. So kommt es denn, daß er mehr ein eigener Walddichter als ein eigenthümlicher Weltdichter genannt werden kann, indem er weniger die Menschen und den lauten Strom des Lebens als die Erscheinungen der freien Natur mit ihren Geschöpfen an unseren Augen vorüberführt. Die menschlichen Gestalten, die er auftreten läßt, sind nicht sowohl im guten Sinne originell, als vielmehr seltsam; häufig versetzt er uns unter ein sonderbares Gelichter. Immer bringt er auf seinen Gemälden die nämlichen Dinge an: einsame Schlösser, Waldgebüsche, Sonnen- und Mondenstrahlen, Nachtigallen, Jäger, Jägerinnen, Jagdhörner, Hunde, Hirsche und Aehnliches. Diese Poesie soll uns anheimeln, wird aber ihrer Eintönigkeit wegen langweilig. Kurz, in der Prosa und im Lyrischen bald verschwimmend und eintönig, bald disharmonisch und fad, in seinen dramatischen Arbeiten zugleich formlos oder den technischen Anforderungen der Bühne nicht entsprechend, hat Joseph von Eichendorff weder ein umfangreicheres Werk von wahrhaft nationaler Bedeutung hervorgebracht, noch ist er im Lyrischen, wenige Lieder ausgenommen, bis zur klassischen Klarheit und Gediegenheit Uhland's vorgedrungen, eines Dichters, der zwar ebenfalls von der romantischen Schule ausgegangen war, aber die Schlacken derselben mit einem weit richtigern Takte von sich zu streifen wußte. Nur unter den Romantikern wird er neben L. Tieck und Friedrich von Schlegel den Rang eines Meisters behaupten.

I. **Schriften.** Gedichte in Prosa und in Versen. a) Ahnung und Gegenwart (ein Roman). Nürnberg 1815. b) Krieg den Philistern, dramatisches Märchen. Berlin 1824. c) Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild, zwei Novellen. Ebend. 1826. d) Meyerbeths Glück und Ende (Satire). Ebend. 1828. e) Ezzelin von Romano. Trauerspiel. Königsberg 1828. f) Der letzte Held von Marienburg. Ebend. 1830. g) Die Freier. Lustspiel. 1833. h) Viel Lärmen um nichts. Novelle. Berlin 1833. i) Dichter und ihre Gesellen. Novelle. Ebend. 1834. k) Gedichte. Ebend. 1837. 3. Aufl. 1851.

Gesammelt sind diese Arbeiten (mit Hinzufügung mehrerer kleinerer, in Taschenbüchern bereits gedruckter Novellen) unter dem Titel erschienen:

Werke. Berlin 1841—1843. 4 Bände.

II. **Uebersetzungen.** a) Der Graf Lucanor des Don Juan Manuel. Berlin 1840. 2. Aufl. 1843. b) Geistliche Schauspiele von Calderon. Stuttgart 1846—1853. 2 Bände.

III. **Litterar-Historisches.** a) Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847. b) Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnisse zum Christenthum. Ebend. 1851.

Abendlandschaft.

Der Hirt bläs't seine Weise,
Von fern ein Schuß noch fällt,
Die Wälder rauschen leise
Und Ströme tief im Feld.

Nur hinter jenem Hügel
Noch spielt der Abendschein —
O hätt' ich, hätt' ich Flügel
Zu fliegen da hinein!

Der wandernde Musikant.

Durch Feld und Buchenhallen
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will.

Wenns kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durch's Gemüthe
Die schöne Blüthenzeit.

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom.

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

Nachklang.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus,
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blüthenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond von Waldesrand,
Im falbem Scheine schimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Auf meines Kindes Tod.

Freuden wollt' ich dir bereiten,
Zwischen Kämpfen, Lust und Schmerz
Wollt' ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Doch du hast's allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann,
Durch die ernste, dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

Wie das Säuseln leiser Schwingen
Draußen über Thal und Kluft,
Ging zur selben Stund' ein Singen
Ferne durch die stille Luft.

Und so fröhlich glänzt der Morgen,
S'war als ob das Singen sprach:
Jetzo lasset alle Sorgen,
Liebt ihr mich, so folgt mir nach.

Die zwei Gesellen.

Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
Zum ersten Mal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen,
Klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die strebten nach hohen Dingen,
Die wollten trotz Lust und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen
Und wenn sie vorüber gingen,
Dann lachten Sinnen und Herz.

Der erste, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Dem zweiten sangen und logen
Die tausend Stimmen zu Grund
Verlockend' Sirenen und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht vom Schlunde
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein das lag im Grunde,
So still war's rings in der Runde,
Und über die Wasser weht's kalt.

Es klingen und singen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und seh' ich so kecke Gesellen;
Die Thränen im Auge mir schwellen,
Ach Gott, führ' uns liebreich zu dir!

Der verirrte Jäger.

Ich hab' gesehn ein Hirschlein schlank
Im Waldesgrunde stehn,
Nun ist mir draußen weh' und bang',
Muß ewig nach ihm gehn.

Frisch auf, ihr Waldgesellen mein!
In's Horn, in's Horn, frisch auf!
Das lockt so hell, das lockt so fein,
Aurora thut sich auf!

Das Hirschlein führt den Jägersmann
In grüner Waldesnacht,
Thalunter schwindelnd und bergan,
Zu nie gesehner Pracht.

Wie rauscht schon abendlich der Wald,
Die Brust mir schaurig schwellt!
Die Freunde fern, der Wind so kalt,
So tief und weit die Welt!

Es lockt so tief, es lockt so fein
Durch's dunkelgrüne Haus,
Der Jäger irrt und irrt allein,
Find't nimmermehr heraus. —

Der Isegrimm.

Aktenstöße Nachts verschlingen,
Schwatzen nach der Welt Gebrauch,
Und das große Tret-Rad schwingen
Wie ein Ochs, das kann ich auch.

Aber glauben, daß der Plunder
Eben nicht der Plunder wär',
Sondern ein hochwichtig Wunder,
Das gelang mir nimmermehr.

Aber Andre überwitzen,
Daß ich mit dem Federkiel
Könnt' den morschen Weltbau stützen,
Schien mir immer Narrenspiel.

Und so, weil ich in dem Drehen
Dasteh' oft wie ein Pasquill,
Läßt die Welt mich eben stehen —
Mag sie's halten wie sie will.

Aus der Novelle „das Marmorbild."

Florio stand in freudigem Erstaunen einen Augenblick still vor der unerwarteten Aussicht. Dann folgte auch er dem Beispiele seines Begleiters, übergab das Pferd seinem Diener und mischte sich in den muntern Schwarm. Versteckte Musikchöre erschallten da von allen Seiten aus den blühenden Gebüschen, unter den hohen Bäumen wandelten sittige Frauen auf und nieder und ließen die schönen Augen musternd ergehen über die glänzende Wiese, lachend und plaudernd und mit den bunten Federn nickend im lauen Abendgolde wie ein Blumenbeet, das sich im Winde wiegt. Weiterhin auf einem heitergrünen Plan vergnügten sich mehrere Mädchen mit Ballspielen. Die buntgefiederten Bälle flatterten wie Schmetterlinge, glänzende Bogen hin und her beschreibend, durch die blaue Luft, während die unten im Grünen auf- und niederschwebenden Mädchenbilder den lieblichsten Anblick gewährten. Besonders zog die eine durch ihre zierliche, fast noch kindliche Gestalt und die Anmuth aller ihrer Bewegungen Florio's Augen auf sich. Sie hatte einen vollen, bunten Blumenkranz in den Haaren und war recht wie ein fröhliches Bild des Frühlings anzuschauen, wie sie so überaus frisch bald über den Rasen dahinflog, bald sich neigte, bald wieder mit ihren anmuthigen Gliedern in die heitere Luft hinauflangte. — Durch ein Versehen ihrer Gegnerin nahm ihr Federball eine falsche Richtung und flatterte gerade vor Florio nieder. Er hob ihn auf und überreichte ihn der nacheilenden Bekränzten. Sie stand fast wie erschrocken vor ihm

und sah ihn schweigend aus den schönen großen Augen an. Dann verneigte sie sich erröthend und eilte schnell wieder zu ihren Gespielinnen zurück.

Der größere funkelnde Strom von Wagen und Reitern, der sich in der Hauptallee langsam und prächtig fortbewegte, wendete indeß auch Florian von jenem reizenden Spiele wieder ab, und er schweifte wohl eine Stunde lang allein zwischen den ewig wechselnden Bildern umher. „Da ist der Sänger Fortunato!“ hörte er da auf einmal mehrere Frauen und Ritter neben sich ausrufen. Er sah sich schnell nach dem Platze um, wohin sie wiesen, und erblickte zu seinem großen Erstaunen den anmuthigen Fremden, der ihn vorhin hierher begleitet. Abseits auf der Wiese an einen Baum gelehnt, stand er soeben inmitten eines zierlichen Kranzes von Frauen und Rittern, welche seinem Gesange zuhörten, der zuweilen von einigen Stimmen aus dem Kreise holdselig erwiedert wurde. Unter ihnen bemerkte Florio auch die schöne Ballspielerin wieder, die in stiller Freudigkeit mit weiten offenen Augen in die Klänge vor sich hinaussah.

Aus dem „Krieg den Philistern“. (Schluß.)

Der Riese Grobianus haut Philister und Poetische ohne Unterschied nieder, und streift mit dem Schwerte die Eisenthür des Pulverthurms. Es giebt Funken, der Thurm fliegt mit ungeheurem Gekrach in die Luft und begräbt die Stadt, den Riesen und beide Heere unter seinen Trümmern.

(Stimmen im Parterre.)

Baß.

Göttlich, göttlich! welch ein tragischer Effekt!

Sopran.

Ich habe zwar von dem ganzen Stücke nichts verstanden, aber diese letzte erschütternde Scene hat mich völlig wieder ausgesöhnt. So ein unverhoffter Knall erhebt uns über uns selbst.

Fistel.

Ich halte mich nur an die Sticheleien und feinen Anspielungen. Haben Sie bemerkt? Der Bürgermeister — unser Präsident, wie er leibt und lebt! —

Alt.

Was sagen Sie aber zu dem Riesen, dem vergeltenden Fatum? Wie fein hat der Autor das gewaltige Schicksal in die Tragödie hereingebracht! —

Baß.

Man bringt es doch immer weiter mit dem Trauerspiel! Sonst war man froh, wenn einer vergiftet oder hinter der Gardine geköpft wurde. Hier sind leicht an die tausend Mann auf dem Theater gestorben.

Verfasser (tritt rasch und voll Bestürzung auf).

Es ist gescheh'n! —

Publikum.

Was soll denn das? das Stück ist ja aus!

Verfasser.

Ich bitte sehr um Verzeihung — der Riese, der Grobian, hat mich ganz aus dem Concept gebracht! Jetzt sollten noch die poetisch-Poetischen am Saume des Sagenwaldes, als drittes Element, versöhnend auftreten. —

Publikum.

Nicht doch, gehn Sie doch fort! Die Handlung ist einmal abgeschlossen, stören Sie nicht den tragischen Eindruck!

Verfasser.

Aber der Schlußchor der Poetischen ist bereits fertig, die Poetischen sind schon draußen angezogen — es gehört zur Trilogie des Stücks. —

Publikum.

Ach, das müssen wir besser verstehen! Den Vorhang herunter, Vorhang herunter!

(Narr guckt zwischen den Koulissen vor.)

Verfasser (um sich schauend).

Da liegen alle meine Personen verstümmelt umher, ich und der Narr sind allein übrig geblieben! Wie wird mir denn auf einmal so unheimlich zu Muthe? — Die Thüren klappen auf und zu, der Kronleuchter geht schnurrend in die Höh', unbekannte Zuschauer bewegen sich unten verworren, wie Larven, in der geheimnißvollen Dämmerung! (Er erblickt den Narren). Narr, mein Herzens-Narr! — Doch was ist denn das? Ich hab' so vertraulich mit dir handthiert — und nun ich dir in dieser schauerlichen Einsamkeit plötzlich so recht in die Augen blicke — weh! Du bist mein leibhaftiger Doppelgänger! — (Er eilt entsetzt fort.)

Narr (vortretend zum Publikum).

Nun denn! der Narr behält das letzte Wort.
's ist spät — ich denk', wir gehn nun alle fort,
Und sollt' der Pulverthurm zu sehr euch rühren,
So laßt vernünftig euch zu Herzen führen:
Es war ein Spiel nur, und die hier gestorben,
Stehn alle wieder auf, ganz unverdorben,
Und treiben's nun zu Hause ruhig weiter,
In andern Kleidern nur und etwas breiter.
Ihr seid so gut wohl, thut dasselb' zu Haus,
So spielet fort das Stück und spielt nie aus.

Eduard Ferrand,

eigentlich Eduard Schulz geheißen, aber fast nur bekannt unter seinem Dichternamen, wurde am 13. Januar 1813 zu Landsberg an der Warthe geboren und beschloß seine kurze, der Dichtkunst geweihte Laufbahn schon am 23. Oktober 1842 zu Berlin. Begabt für die Lyrik, wurde er durch frühzeitigen Tod verhindert, sein Talent zu vollkommener Reife zu bringen.

Hervorstechend durch Innigkeit und Gluth, erinnert Ferrand an die Schiller'sche Lyrik aus ihrer ersten Epoche; seine leichtfließenden Lieder entrücken uns in eine Welt seliger Träumereien, deren klargezeichnete Bilder auf edelm Grunde ruhen und unsre Phantasie wohlthätig ansprechen. Denn sein Pinsel ist oft von seltener Zartheit und Weichheit, seine Färbung lebhaft. Doch sind seine Lieder nicht von durchgängig reiner und geschmackvoller Haltung, auch nicht frei von jener falschen Sentimentalität, wie sie die neuere Romantik aufgebracht hat; zugleich verrathen mancherlei Mißgriffe, daß er durch die um jene Zeit Mode

werdende Manier des scheingenialen Heinrich Heine sich hinreißen ließ. Doch beweist dies nur, daß Ferrand nicht zu vollständiger Durchbildung gelangt ist.

Schriften. 1) Gedichte. Berlin 1834. 2) Nachklänge. Ebend. 1834. 3) Neue Sammlung. Ebend. 1835. 4) Novellen. Ebend. 1835. 5) Erlebnisse des Herzens. Liebes-Novelletten. Ebend. 1839. 6) Lyrisches. Ebend. 1839. 7) Novellen in den Babiolen (Novellen und Novelletten von W. Alexis, E. Ferrand und Arthur Müller, 2 Bände). Leipzig 1837. 8) Nachträge zu den Schriften von E. Ferrand in den Reliquien von Arthur Müller. Berlin 1845. 2 Bände (im 2. Bande).

Waldträume.

Ich weiß nicht, ein süßes Sehnen
Erwacht in meiner Brust,
Und meinen Busen dehnen
Lenzträume und Maienlust.

Mir ist, als sollt' ich träumen
Im abendsonnigen Wald,
Wenn unter schattigen Bäumen
Das Waldhorn rufend hallt.

Mir ist, als sollt' ich sinken
In's abendfeuchte Gras,
Aus Blumenkelchen trinken
Des Thaues Perlennaß;

Als sollt ich über mir schauen
Eilender Vögel Flug,
Und hoch im sonnigen, blauen
Aether der Wolken Zug;

Als sollt' ich sie lächelnd fragen,
Wohin sie so eilig ziehn?
Und mich in süßem Behagen
Dehnen im weichen Grün.

Mir ist, als wären wieder
In dieser Winternacht
Die alten Träume und Lieder
Im Herzen aufgewacht.

Wie konnt' es im Busen nur bleiben
So warm und frühlingslicht,
Und eisige Flocken treiben
Mir in das heiße Gesicht.

Die Knospe.

Mein Herz ist eine Knospe,
Die still verborgen keimt,
Und in dem Sturm des Winters
Von schönren Lenzen träumt.

Mein Herz ist eine Knospe,
Durchwallt von süßem Duft:
Sie kann ja nicht erblühen
In eisig kalter Luft.

Mein Herz ist eine Knospe,
Und wenn es liebend bricht,
Entfaltet sich die Blüthe
Dem ewgen Sonnenlicht.

Leben.

Ich möchte sterben, jener Wolke gleich,
Die leuchtend durch des Himmels Fernen zieht,
Ein muntrer Wandrer in dem luft'gen Reich,
Der stolz herab auf diese Erde sieht.
Da naht der Abend — träumerisch verblüht
Des Himmels Rosenflur in dunkler Pracht —
Und über ihr, die jugendwarm geglüht,
Zusammenschlägt das dunkle Meer der Nacht.

Ich möchte sterben, wie die Blume stirbt,
Die lächelnd keimt im lauen Frühlingswehn,
Die sehnend um den Kuß der Sonne wirbt,
Wär's auch, in diesem Kusse zu vergehn.
Dann bebt durch ihren Duftkelch süßes Weh,
Die zarten Blätter sinken flammenwarm —
Vergehend schauert sie wie Semele,
Das Kind der Erde, in des Gottes Arm.

Ich möchte sterben, wie der Schmetterling,
Den in der Puppe weckt der Sonne Strahl —
Er sprengt die Hülle, die ihn bang umfing,
Er gaukelt fröhlich durch das Blüthenthal;
Und jede Blüth' in sel'gem Liebesrausch
Umfächelt er mit farb'ger Schwinge Wehn,
Und süß nach flücht'gem Kuß- und Wonnetausch
Im letzten Blüthenkusse zu vergehn.

Du heller Traum des Himmels, Wolke, du!
Du Blüthenkind der frühlingswarmen Welt,
Du heitrer, bunter Gaukler ohne Ruh —
Von Trübsinn ist, von Neid mein Herz geschwellt.
Mir spinnt sich langsam, trüb' und trüber stets,
Einförmig still dies wirre Leben ab;
Nach flüchtig kurzem Glück — wie schnell verweht's! —
Nach dunkelödem Weg in ödes Grab.

— Ich ging so müde durch das Leben hin —
Ich weiß nicht, wie mir jetzt auf einmal ward;
Es blitzt so hell durch den umwölkten Sinn:
Wirf an den Busen dich der Gegenwart!
Anklammre sie in hastigem Genuß —
Hinweg mit Zukunft und Vergangenheit!
Berausche froh dich in des Lebens Kuß —
Zu trägem Ruhen ist im Grabe Zeit!

Der Frühlingshauch weht kosend durch mein Haar,
Die schöne Erde lächelt hell mir zu —
Den vollen Becher heb' ich, goldenklar!
Umschlinge heißer mich, Geliebte du!
Mag rasch verglühn nun meines Lebens Docht,
Mag brechen dieses Auge, lusterhellt —
Ich lebte! Jetzt — zu fühlen mein' ich's — pocht
In einer Menschenbrust der Puls der Welt!

Ernst Freiherr von Feuchtersleben,

ein geistvoller Lyriker österreichisch-deutscher Zunge und philosophisch-medicinischer Autor, entsprossen aus einer sächsisch-hildburghausischen Familie, wurde am 29. April 1806 zu Wien geboren und vom 6. bis zum 19. Lebensjahre in der dasigen Theresianischen Ritterakademie vorgebildet. Früh erwachte in seiner Seele, wie Konstant von Wurzbach berichtet, der Sinn für Poesie und verließ ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr; doch zu seiner Berufslaufbahn wählte er, um unabhängig dazustehen, die ärztliche und erwarb sich im Jahre 1833 die Doktorwürde. Auch in diesem Fach schritt er über den gewöhnlichen Standpunkt hinaus und offenbarte sich als Denker wie er es auf poetischem Felde war; in beiden Stücken hatte er einen gleichgesinnten und ebenbürtigen Landsmann zur Seite, den Dichter und Arzt Ludwig August Frankl. Andere Anregungen fand er für seine dichterische Stimmung durch Schubert, Bauernfeld, Mayrhofer und Schwind, während die Winke seines Lehrers Hartmann jene sehr berühmte Schrift hervorriefen, welche den Titel „Zur Diätetik der Seele" trägt. Feuchtersleben's persönliche Lage indessen war keineswegs eine auf Rosen gebettete. Erstlich stürzte der

plötzliche Tod seines Vaters, durch eine räthselhafte Geisteskrankheit im Jahre 1834 herbeigeführt, ihn sowohl als seine Geschwister in Armuth. Zweitens war sein von Geburt an schwächlicher Körper und eine dadurch bedingte schwankende Gesundheit auf fortwährende Schonung und ängstliche Rücksicht angewiesen. Kräftig trotzte er zwar, gefördert durch eine glückliche Ehe, den vielfachen Hindernissen eines freudigen Wirkens; er übernahm das Amt eines Sekretärs bei der im Jahre 1840 gegründeten Gesellschaft der Wiener Aerzte, wurde am 9. Oktober 1847 zum Vice-Direktor der medicinisch-chirurgischen Studien ernannt und trat sogar im Juli 1848 für kurze Zeit als Unterstaatssekretär in das kaiserliche Unterrichtsministerium ein. Aber der edeln Anstrengung erlag sein körperlicher Organismus frühzeitig; den stürmischen Ereignissen von 1848 „mit ihren Blitzschlägen der Leidenschaft" war seine Natur nicht gewachsen, und obgleich er sich zu Ende des genannten Jahres ins Privatleben zurückgezogen hatte, suchte er doch vergebens in ländlicher Einsamkeit Heilung, da die politischen Vorfälle des 6. Oktobers zugleich sein Inneres allzutief verletzt, die Saiten seines harmonischen Gemüths zerrissen hatten. Die letzten an seine Gattin gerichteten Scheideworte lauteten: „Es ist Alles geordnet und fertig. Ich muß jetzt gehen. Auf einem lichteren Sterne beginnt es wieder;" es war am 3. September 1849, als ihn der Tod nach einer schmerzlichen Krankheit von mehrmonatlicher Dauer abrief.

Inhaltsreich war die zweifache Wirksamkeit des für Oesterreich zu früh verblichenen Mannes. Möge man seinen philosophisch-medicinischen Schriften vorwerfen, daß sie keine neuen Entdeckungen aufstellen und keine außerordentliche Tiefe verrathen: diesen Vorwurf wiegt ihre ebenso volksthümliche als sinnreiche und gesunde Darstellungsweise auf. In seiner Lyrik, die auf den Gedankenschatz mehr als auf Phantastik achtet, erkennt man das Goethe'sche Vorbild; ruhige Betrachtung, ästhetische Reinheit der Empfindung und milde Fassung der Idee sowohl als ihres Ausdrucks stehen dem Dichter obenan. Geschmackvoller als die meisten Poeten österreichischer Zunge, würde Feuchtersleben den höchsten klassischen Ausdruck erreicht haben, wenn es ihm gelungen wäre seinen Gedichten mehr Originalität des Gepräges zu verleihen und das Sentenziöse durch lyrisches Feuer niederzuhalten. Im Ganzen gilt von ihm, wie Konstant von Wurzbach treffend bemerkt, sein eigener Ausspruch: „Man wird zu Allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenschlichen? Gewiß, es giebt geborne Menschen, wie es geborne Poeten giebt."

Schriften. 1) Gedichte. Stuttgart 1826. 2) Beiträge zur Litteratur, Kunst und Lebenstheorie. Wien 1837—1841. 3) Lebensblätter. Ebend. 1841. (Eine Fortsetzung des letztern Werkes.) 4) Zur Diätetik der Seele. Ebend. 1838. 19. Aufl. 1858. 5) Almanach der Radirungen. Zürich 1844. (Heitere Gedichte zu Handzeichnungen von Schwind.) 6) Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde. Wien 1845. Englisch übersetzt. London 1847. Sämmtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medicinischen. Herausgeg. von Friedr. Hebbel. Wien 1851—1853. 7 Bände.

Lebensgewinn.

Zwischen Schmerz und Freuden,
Leben, fließe hin!
Hab' ich doch von beiden
Reichlichsten Gewinn!

Gottes Schönheit seh' ich,
Wie ich froh bin, ein;
Holde Pflicht — versteh' ich —
Soll mir Freude sein.

Kommen dann die Schmerzen —
Kommt nur immerhin!
Lehrt bereitem Herzen
Kraft und Menschensinn!

So in dunkler Tage,
Wie in heller, Lauf,
Baut, aus Lust und Klage,
Sich die Weisheit auf.

Rinne, Strom des Lebens,
Rinne nur so zu!
Kannst doch nicht vergebens,
Flücht'ge Welle, du!

Liebe war am Quelle,
Liebe war im Hain —
Liebe wird, o Welle!
Wo du landest, sein.

Nächtlich.

Der Mond umfluthet und umflicht
Mit zauberischem Silberlicht
Das stille Thal, und flüstert Ruh
Dem oft getäuschten Herzen zu.

Ihr goldnen Sterne! seid ihr wahr?
Ihr leuchtet wohl so tröstlich klar,
Und winkt aus Strahlenglanz und webt,
Was über Raum und Gruft erhebt.

Doch Nacht umflort des Menschen Geist:
Was aus den Pfaden, wo ihr kreis't,
Als Ahnung ihm herüberweht, —
Wer sagt ihm, ob er's recht versteht?

Muth.

Nicht das allein ist Muth: ein Leben,
Das Todesgötter schon umweben,
Wo Schwerter blitzen, Lanzen ragen,
Noch kämpfend in die Schanze schlagen;
Ein höh'rer Muth wird noch gefodert:
Die heil'ge Flamme höh'ren Lebens
Mit Opfern ird'schen Glücks zu nähren,
Zu sehn, wie sie allmälig sich verzehren, —
Und wenn das Feuer still verlodert,
Die Asche ruft: Es war vergebens!
Dann stummgefaßt, mit Ernst zu lächeln
Und sie von neuem anzufächeln.

Die Glücklichen.

Umringt von Sardes' wundervollen Schätzen,
Auf Asias höchstem, üppig stolzem Thron,
Sprach Krösus, sich an fremdem Lob zu letzen,
Behaglich kühn zu Hellas' weisem Sohn:
„Man nennt mit Recht, o Solon, dich den Weisen;
Blick auf zu meinem Thron! Ich frage dich, —
Du sahst die Welt auf deinen weiten Reisen, —
Wen rühmst du als den Höchstbeglückten? Sprich!"
Und Solon sprach: „Es lebte zu Athen
Ein Mann, der Tellus hieß; ihm ward beschieden,
Zu schöner Zeit, durch Wohlfahrt und durch Frieden
Die liebe Vaterstadt beglückt zu sehn.
Drei wackre Söhne wurden ihm geboren,
Sie haben rühmlichst, so wie er, gestrebt;
Auch seine Enkel hat er noch erlebt
Und nichts geliebtes hat er je verloren.
Und als Athen begann den schweren Krieg,
Da zog er aus, stritt und erstritt den Sieg,
Und siegend ward es ihm gegönnt zu fallen.
Den rühm' ich dir den Glücklichsten von Allen."
Und Krösus drauf mit ernst'rem Herrscherblick:
„Doch wen, nach deinem Landsmann, kluger Grieche,

Nennst du den Zweiten, der, gekrönt vom Glücke,
Sich jenem Tellus billig wohl vergleiche?"
So fragt er, denn er hat der Rede Sinn,
Bethört von eitler Selbstsucht, nicht verstanden.
„Zwei Jünglingen in der Argiver Landen,"
Erwidert Solon, „ward der Hochgewinn.
Der Mutter Wagen zogen einst die Brüder,
Bei Here's Fest mit kindlichem Bemühn
Zum weitentlegnen Tempel treulich hin,
Und sanken matt an dessen Stufen nieder.
Da wendete die Mutter sich zu Here
Und flehte, daß ihr waltendes Gebot
Den Guten das Beglückendste gewähre.
Die Göttin gab's, die Söhne waren todt.
Noch lebt der Göttersprüch in Hellas fort,
Und weise deutet ihn des Dichters Wort:
Ihr Geist und ihr Geschick sind nicht zu trennen,
Sie sind die wahrhaft Glücklichen zu nennen."
Da wendet sich des Fürsten Angesicht,
Und seine Stirne kräuselt sich in Falten.
„Wie?" spricht er zu sich selbst, „den Knaben nicht,
Nicht jenem Bürger will er gleich mich halten?"
Und auf die Pracht, die ihn umblühte, deutend:
„So sind dir," rief er, „diese Schätze nichts?
Nichts diese Strahlen, Glanz und Glück verbreitend,
Ein irdisch Bild des hehren Himmelslichts?"
Und Solon lächelte und sprach: „Genieße,
Erhabner Fürst, der Fülle, die dir ward!
Genieße doppelt, wenn du giebst! Doch wisse:
Der Menschen Glück ist, wie der Menschen Art;
Dem Geiste wird das Dauernde gegeben,
Vergänglich ist und täuschend die Gestalt;
Ein zartes Schattenbild ist dieses Leben,
Leicht löschbar auf des Todes Grund gemalt;
Nur reine Thaten sind die ew'gen Farben,
Sie blüh'n erst auf, wenn längst die andern starben.
Drum wirke, daß dein Bild sich schön vollende,
Und keinen preise selig — vor dem Ende!"

Sprüche.

Beachte sorgsam Alles, die Welt wie das Gedicht,
Den Weisen, wenn er schweigt, den Thoren, wenn er spricht.
Des Menschen Aug' erträgt nicht das ungetrübte Licht,
Und ohne Träumen hätte das Wachen kein Gewicht.
Erkenne was dir wurde, woran es dir gebricht;
Was Welt und Stunde fordern, vollbring's und zaudre nicht!
Verschließ in Groll dein Herz nicht, es liebe bis es bricht;
Erinnre dich und hoffe, vergiß und fürchte nicht.

Es ringt der Geist, den Menschen zu gestalten:
Freiheit und Maaß bedingen sein Entfalten.

Was mich lohnt für stete Ueberwindung?
Was mich labt beim Tagwerk heißen Strebens?
Eine stille, selige Empfindung:
Von der Liebe, als dem Grund des Lebens.

Nicht das Grenzenlose, Unterbrochne
Frommt der Dichtung, frommt dem Leben:
Sondern ausgesprochne
Feste Richtung, treues Streben.

August Adolf Ludwig Follen

und

Karl Follen,

zwei Brüder, die sich als patriotische Lyriker hervorthaten, wurden beide zu Gießen geboren, und zwar der erstere am 21. Januar 1794, der zweite am 3. September 1795. Sehr ähnlich waren ihrer Beide Schicksale, Neigungen und Bestrebungen: Beide studirten die Rechte an der Universität ihrer Vaterstadt, Beide betheiligten sich rühmlich an den Kämpfen des Befreiungskrieges gegen Napoleon, Beide wurden in die späteren burschenschaftlich=demagogischen Untersuchungen verwickelt und gingen ihrem Vaterlande verloren. Der ältere nämlich, der nach dem Friedensschlusse die Redaktion der Elberfelder Allgemeinen Zeitung mehrere Jahre hindurch geführt hatte, mußte in der Stadtvogtei zu Berlin von 1819—1821 eine strenge Haft erleiden und begab sich nach seiner Freilassung in die Schweiz, wo er Professor an der Cantonsschule zu Aarau wurde. Späterhin lebte er privatisirend meist in der Nähe von Zürich, eine zeitlang Mitglied des Großen Raths für letztere Stadt. Der Theilnahme an communistischen Umtrieben im Jahre 1843 mit Unrecht angeklagt, wurde er vom Gericht freigesprochen; wie er denn überhaupt von tollen Extremen sich fern hielt, was daraus hervorgeht, daß er sich öffentlich gegen die von Arnold Ruge vertretene Richtung erklärte.

Nicht freundlicher lief das Geschick seines Bruders ab. Dieser habilitirte sich 1818 an der Universität Gießen als Privatdocent der Rechtswissenschaft, doch gerieth er bald ebenfalls in politische Untersuchung und ging zur Hochschule Jena über. Aufs Neue von dort vertrieben, da die polizeiliche Strenge nach der Ermordung von Kotzebue 1819 zunahm, suchte er Zuflucht in Frankreich; allein auch dieses Land sah er sich, zufolge der am 14. Februar 1820 stattgefundenen Ermordung des Herzogs von Berry, genöthigt wieder zu verlassen. Karl Follen wandte sich nun nach der Schweiz und wurde erst Lehrer in Chur, dann in Basel. Zwar durfte er später seinen Aufenthalt wieder in Frankreich nehmen, aber der politischen Hetzereien müde, zog er es im Jahre 1829 vor nach Nordamerika auszuwandern. Rühmlich war seine Thätigkeit in der neuen Welt; er machte sich zuerst in Newyork durch Vorträge über das Römische Recht bekannt und erhielt alsdann eine Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Cambridge, jener ältesten nordamerikanischen Hochschule im Staate Massachusetts.

Da übereilte ihn ein jäher Tod auf dem Dampfschiffe Lexington, welches am 13. Januar 1841 bei Long-Island im Erie-See das Unglück hatte in Flammen aufzugehen.

Schon der Titel „Freie Stimmen frischer Jugend", den sie ihren gesammelten Liedern gaben, charakterisirt die Weise beider Brüder. Sie waren im Leben wie im Liede ungestüm, obwohl begeistert für die Größe des Vaterlandes. Der ältere Follen verräth bisweilen sogar durch kolossalen äschyleïschen Wortbau die Gewalt seines Innern; außerdem besaß er eine seltene Gabe volksthümlichen Ausdrucks, wie sein Versuch zeigt, das Nibelungenlied im Tone unserer Volkslieder zu erneuern. Minder produktiv erscheint der jüngere Follen, aber um so kecker: er verfaßte das berüchtigte „Große Lied", welches theilweise Wit von Dörring im 3. Bande der „Memoiren des Satan" veröffentlicht hat. In beiden Brüdern spiegelt sich, wie K. Gödeke treffend bemerkt, „die innige gluthvolle Begeisterung des Burschenthums, die Deutschland die alte Kraft und Macht wiederzugeben brannte, wobei denn freilich traurige Irrwege eingeschlagen wurden."

I. **Schriften** von A. A. C. Follen: 1) Torquato Tasso's befreites Jerusalem. Frankfurt 1818. 2) Freie Stimmen frischer Jugend. Jena 1819. 3) Alte christliche Lieder und Kirchengesänge. Elberfeld 1819. 4) Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz. Zürich 1822. 5) Bildersaal deutscher Dichtung. Winterthur 1828—1829. 2 Bände. Neue Aufl. Brandenburg 1847. 6) Ein schön und kurzweilig Gedichte von einem Riesen, genannt Sigenot. Konstanz 1830. 7) Schiller's Geisterseher. 2. und 3. Theil. (Fortsetzung desselben.) Von X**. Y***. Z*. Leipzig 1840. 4. Aufl. 8) Das Nibelungenlied im Ton unserer Volkslieder. 1. Theil, Siegefriedes Tod. Zürich und Winterthur 1843.

II. **Schriften** von K. Follen: 1) Lieder, enthalten in den „Freien Stimmen frischer Jugend", s. unter Nr. 2 oben. 2) Practical grammar of the German language. Boston 1848. 13. Aufl.

Bundeslied.

Vaterlandssöhne, traute Genossen!
O wie mein sehnendes Herz sich erschlossen,
Seit wir geflochten den treuen Verein;
O, sei gegrüßet, mein Eichenhain!
Liebst du den Hermann, liebst du den Retter?
Liebst du die Schützen von Schweiz und Tyrol,
Hofer und Tell, und das feurige Wetter,
Luther, den Pfaffenelias, du wohl?
Und ihn, der noch im Kranz der Dörner
Scheidend hold in die Harfe sang?
Auf dann stieg er im Jubel der Hörner,
Aber den Eichen erzählte von Körner
Nordlands brausender Orgelklang,
Sturmgesang,
Stolz lockender Klang.

Kennst du die einsam blühende Rose?
Ach, vor der Freiheit Frühlingsgekose
Brach dich der Volksschmach herbstlicher Wind,
Treue Louise, Thusnelda's Kind!
Doch eh' des Grabgesangs Töne verhallen,
Sprengen die Geister der Ahnen das Grab.
Ha, wie die Hermannsdrommeten erschallen,
Schwinget das Volk den gebietenden Stab!
O holde goldne Wonnetage
Funkensprühnder Begeisterung!
Wild in dem Pulverdampf schwankte die Wage:
Jubel erscholl, da verstummte die Klage;
Sternan loderte Freiheitsbrand!
Ach, er schwand,
O Vaterland!

Vaterlandssöhne! Todesgenossen
Wieder im Grab sind die Ahnen verschlossen;
Klagen ertönen, Jubel verstummt;
Sonn' ist in schwarze Trauer gemummt.

Aber in uns noch brauset die Jugend,
Braust wie der Rhein durch den grünen Plan;
Seht auf dem Mast ihr die Palme der Tugend?
Rüstige Brüder, hinan, hinan!
Ja, bis der Höllendamm zerborsten,
Reißen wir all' in vereinigter Macht!
Fest wie die Eichen in Teutoburgs Forsten,
Drin die gedoppelten Adler horsten,
Drängt euch zusammen: Sturm erwacht!
Steig aus der Nacht,
O Hermannsschlacht!

A. A. L. Follen.

Des Arnold von Winkelried Opfertod.

Im Horst von Unterwalden da ragt ein Heldenkind,
Hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind,
Schön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
Finster und verschlossen, fast grausig anzuschauen.

Er lehnt an seiner Lanze, als gält' ihm nicht der Streit;
Er schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
Wo Kuhreihn und Rugguser, nie Schlachtdrommete scholl,
Gar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth schwoll!

Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
Wo in den Kreis der Kleinen sein züchtiglich Gemahl
In Thränen für ihn betend Schmerzensgedanken sinnt,
Ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor allen minnt.

Er schaut wohl durch die Feldschlacht Funken und Wolkendunst,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechter Kunst,
Nun waren seine Blicke mit Düsterniß erfüllt,
Wie wenn sich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefsten Herzen war dieser Schweizermann,
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele sann,
Das ward noch nie gesonnen, das singt kein irdisch Lied,
Denn dieser Mann ist Arnold Struthan von Winkelried.

Das war sein Ahn, der Struthan, der, laut gepriesnen Sagen,
Des Landes Angst und Plagen: den Lindwurm hat erschlagen:
Er that was Keiner mochte, im echten Rittermut,
Das ist, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein andrer seiner Väter mit auf dem Rütli schwur,
Dort, wo am tiefen Wasser auf heiliger Wiesenflur
Im Mondschein ist erwachsen, im engelreinen Reiz,
Das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz.

Herr Arnold löst den Panzer, der seine Brust umspannt,
Er stund vom Haupt zur Sohle im lichten Stahlgewand;
Es fällt die schwere Brünne klirrend in's Gefild,
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenschild.

So aber hat der Arnold sein großes Herz erschlossen:
„Gestrengen und biderben lieben Eidgenossen!
Sorgt mir um Weib und Kinder, will euch eine Gasse machen!"
Und an die Feinde springt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da scheint der Held zu wachsen, breit, übermenschlich lang,
Im schauerlichen Funkeln; mit einem Satze sprang
Gen Feind des Drachentödters Kind, in gräßlicher Geberde,
Und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hing am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren seine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenschloß
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterschoß.

Und seiner langen Arme simsonhafte Kräfte
Umklammern, weitausgreifend, Ritterlanzenschäfte;
So drückt er seinen Arm voll Tod — o Lieb' voll Todeslust! —
Drückt all' die blanken Messer in seine große Brust.

Er stürzt, ein riesiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
Und rings die Kampfesbäume, zermalmend wirft er nieder.
Dein Arnold stürzt, du bebst und stöhnst in Mutterschmerz, o Heide;
Doch wilder bebt dir, Oesterreich, das Herz im Eisenkleide!

Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtdonner schwieg;
Dann schrein aus einem Munde die Schweizerhorste: „Sieg!"
Und ob den Höhen wälzt sich heißwogende Waffenmasse:
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf! durch die Struthansgasse!"

Und über Arnold's Nacken fährt in den weiten Spalt,
Wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgewalt.
Und über Arnold's Leiche bricht durch ein wilder Harst,
Und Oestreichs Eisenmauer aus Band und Fuge barst.

A. A. L. Follen.

Turnerstaat.

Schalle, du Freiheitssang!
Walle wie Wogendrang
Aus Felsenbrust!
Feig bebt der Knechte Schwarm:
Uns schlägt das Herz so warm,
Uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Thatenlust.

Einfach und glücklich sei,
Kräftig und keusch und frei
Hermann's Geschlecht!
Zwingherrnmacht, Knechtewitz
Malmt Gottes Racheblitz:
Euch sei der Königssitz:
Freiheit und Recht.

Gott Vater! Dir zu Ruhm
Flammt deutsches Ritterthum
In uns auf's neu;
Neu wird das alte Band,
Wachsend, wie Feuersbrand:
Gott, Freiheit, Vaterland,
Altdeutsche Treu.

Freiheit! in uns erwacht
Ist deine Geistermacht,
Dein Reich genaht.
Glühend nach Wissenschaft,
Blühend in Ritterkraft
Sei, deutsche Turnerschaft!
Ein Bruderstaat.

Sause, du Freiheitssang!
Brause, wie Donnerklang
Aus Wolkenbrust!
Ein Herz, ein Leben ganz
Stehn wir, ein Sternenkranz
Und einer Sonne Glanz,
Voll Himmelslust.

K. Follen.

Körner's Todtenfeier.

Unter'm Klang der Kriegeshörner
Riefen Engelsstimmen: „Körner!"
Und das Heldenherze bricht. —
Herzen, Augen! brecht in Zähren;
Doch die Zähren wird verklären
Hohen Glaubens Freudenlicht.

Deutschland, dem du treu verbunden,
Fühlt, o Bruder! deine Wunden,
Blutet mit — und freuet sich!
Bist ein König hoch beneidet:
Deines Blutes Purpur kleidet,
Heil'ge Dornen krönen dich.

Bild der reinsten Christentreue,
Wenn der Augen Veilchenbläue
Neu auf bleichen Lippen blüht. —
Lieb' allein bleibt unverdunkelt,
Wie ihr Stern allnächtlich funkelt
Und im Rosenmeer verglüht. —

Jesu! reine Gottesminne!
Eine unsres Volkes Sinne
In der Liebe Heil'genglanz! —
Lass' auch uns nach heißen Mühen
Einst, wie unserm Bruder, blühen
Dornenkron' und Sternenkranz.

K. Follen.

Ludwig August Frankl,

einer der vorzüglichsten Lyriker und Epiker österreichisch=deutscher Zunge, aus einem alten und achtbaren jüdischen Geschlechte entsprossen, wurde am 3. Februar 1810 zu Chrast in Böhmen geboren. Eine mühsame Laufbahn harrte seiner bei dem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung; denn schon im funfzehnten Jahre verlor er seinen bei der kaiserlichen Tabakverwaltung angestellten Vater, ohne von ihm die Mittel zu erben, seinen im Herbst 1823 an dem Prager Piaristen=Gymnasium angefangenen Schulunterricht fortsetzen zu können. Die in ihm erwachte Liebe zur Poesie indessen würde allein genügt haben ihn zurückzuschrecken von der Wahl einer alltäglichen bürgerlichen Bestimmung; die Gedichte von Hölty, Salis und Matthisson, besonders aber die von seinem nächsten Landsmann Karl Egon Ebert, die um jene Zeit erschienen waren, hatten das Gemüth des Knaben mächtig angeregt. Daher kämpfte er sich, auf eigene Kraft angewiesen, muthig durch alle Hindernisse hindurch, hörte vom Herbst 1826 ab am Piaristen=Collegium zu Leutomischl Vor=

träge über Philosophie und Geschichte mit größtem Interesse, während ihn nur die Mathematik minder ansprach, und begab sich zu Ende des Jahres 1828 nach Wien, um an der dasigen Hochschule seine Studien zu vollenden. Der Poesie blieb zwar des Jünglings Neigung vorzugsweise zugewendet, aber um des Broderwerbs willen sah er sich genöthigt diejenige Wissenschaft zu ergreifen, die ihn allein fördern konnte, die Medicin; denn „sein Glaubensbekenntniß ließ ihn in einem andern Fache keine Zukunft erwarten." Der Aufenthalt in der reichbelebten Kaiserstadt, die ihm fortan Heimath wurde, erweiterte den Kreis seiner Anschauungen und brachte den Mann wie Dichter zu rascher Reife; kaum zweiundzwanzig Jahre zählend, flocht er (1832) aus einer Reihe historischer Balladen das „Habsburglied" zusammen, ein vaterländisches Gedicht, dessen Ideenreichthum, Frische und Lebendigkeit die vornehmsten Häupter der Wiener Schriftsteller, unter ihnen Hammer-Purgstall, mit dem jugendlichen Verfasser auf immer befreundete. Durch ihren Beifall sah dieser die Träume seiner Kindheit erfüllt, und tröstlicher leuchteten die Sterne seiner vielfach umwölkten Bahn; frisches Leben erwachte in ihm, frische Blüthen treibend. Unter ihnen errang eine epische Dichtung, welche die Verherrlichung des Christophoro Colombo bezweckte, einen noch größeren Ruf als jenes lyrisch-epische. Als das neue Werk (1838) die Presse verlassen hatte, wandte sich Frankl nach Padua, bewirkte daselbst seine Promotion zum Doktor der Medicin und machte einen Ausflug nach dem kunstblühenden Rom; bei seiner Rückkehr aus Italien über Genua reisend, hatte er das Glück, von dem Magistrate dieser Stadt für das obenerwähnte Epos durch Ertheilung des Ehrenbürgerrechts ausgezeichnet zu werden. So gelangte der Dichter mit einem gefeierten Namen in die Kaiserstadt zurück, und da er für den ärztlichen Beruf keine Vorliebe hegte, traf es bei seiner häuslichen Niederlassung erwünscht, daß ihn die Wiener Israelitische Gemeinde aufforderte, das Amt ihres Sekretärs zu übernehmen; sie sicherte dadurch die äußere Lage ihres wackern Glaubensgenossen. Nicht unvortheilhaft war diese Stellung für seinen litterarischen Eifer; die Redaktion von Zeitblättern, die Herausgabe oder Vorbereitung poetischer Arbeiten, das Studium der Kunst und Geschichte füllten das nächste Jahrzehnt des strebsamen Mannes aus. Mehrere Satiren namentlich, gegen den ärztlichen Charlatanismus der Residenz gerichtet, versetzten das heitere Wien selbst in die glücklichste Laune. Was seine persönliche Wirksamkeit anlangte, erhielt ihr Einfluß dadurch eine Ausdehnung, daß er 1850 zum Mitgliede des Israelitischen Gemeindevorstands, 1851 zum Direktor des Wiener Musikvereins und zum Professor der Aesthetik in demselben gewählt wurde. Seine Muße, getheilt zwischen amtlicher und litterarischer Thätigkeit, erfuhr auch während

des letztverflossenen Jahrzehnts keine wesentliche Störung, die Unterbrechung ausgenommen, welche eine Reise nach Palästina in den Sommermonaten 1856 herbeiführte. Zu dieser sah Frankl sich veranlaßt durch den Auftrag, eine gemeinnützige Anstalt in Jerusalem zu gründen, wie es das Vermächtniß einer frommen Jüdin vorschrieb. Näheres über die Lösung der mit vielen Schwierigkeiten verknüpften Aufgabe, seine Beobachtungen über die Zustände Griechenlands und Kleinasiens, über die Lage der Israeliten in diesen Erdstrichen und andere Erfahrungen theilt sein genauer und scharfer Reisebericht, welcher den Titel „Nach Jerusalem!" trägt, dem deutschen Leser mit.

Einer der würdigsten Vertreter deutscher Poesie in dem weitherrschenden Wien, für die Größe Oesterreichs begeistert wie wir Deutschen alle, ringend für den gesunden Fortschritt des Volkes ohne Glaubensunterschied, giebt Frankl uns das Bild eines ebenso humanen als tüchtigen Charakters. Für seine Begabung spricht zugleich der freie und unbefangene Weltblick, der in allen seinen Schriften sich offenbart; wie er denn unter anderm auf poetischem Felde nicht mit denen übereinstimmte, welche den hohen Beruf Platen's lediglich aus dem Grunde mißachteten, weil der getaufte Heinrich Heine diesen Dichter aus Eifersucht verkleinert hatte. Vielmehr erblickte Frankl in Platen sein Vorbild und strebte ihm nach in der edeln Form, deren Bedeutung gerade in unserm Zeitalter auch von den österreichischen Poeten übersehen ward. Die Mängel, welche wir an seiner Dichtungsweise gleichwohl wahrnehmen, sobald die höchste Anforderung an Klassicität gestellt wird, beschränken sich auf eine ungenügende Beherrschung der Stoffe, insofern die feinen Scheidelinien der lyrischen und epischen Kunstgattung von Frankl nicht streng genug eingehalten scheinen. Auch leidet er bisweilen an Breite der Darstellung, an dem Gebrauche allzukühner Bilder und an der Fremdartigkeit mancher unserm Geschmack nicht recht zusagender Wendungen in den häufig aus dem Morgenlande geschöpften lyrischen Schilderungen. Unter seinen größeren Produkten behaupten das „Habsburgslied" und der „Colombo" entschiedenen Werth.

Schriften. 1) Das Habsburgslied. Historische Balladen. Wien 1832. 2) Epische und lyrische Dichtungen. Ebend. 1833. 3) Sagen aus dem Morgenlande. Leipzig 1834. 4) Christophoro Colombo. Episches Gedicht. Stuttgart 1836. 5) Gedichte. Leipzig 1840. 6) Rachel. Biblisches Gedicht. Wien 1842. Mehrfach aufgelegt. 7) Don Juan de Austria. Leipzig 1846. (Episches Gedicht.) 8) Ein Magyarenkönig. Gedicht in Balladen. Ebend. 1850. 9) Satiren: a) Hippokrates und die moderne Medicin. Wien 1853. 6. Aufl. b) Die Charlatane. 1854. 4. Aufl. c) Hippokrates und die Cholera. 1854. 3. Aufl. 10) Nach der Zerstörung. Hebräische Elegien. Wien 1856. 11) Nach Jerusalem! Leipzig 1858. 2 Theile. 12) Vermischtes; a) Parisina. Aus dem Englischen des Byron. Wien 1835. b) Jos. Eman. Hilschers poetischer Nachlaß. Pesth 1840. c) Gusle. Serbische Nationalgesänge. Wien 1852. 2. Aufl. d) Zu Lenau's Biographie. Ebend. 1854. e) Zur Geschichte der Juden in Wien. Ebend. 1854. f) Inschriften des alten jüdischen Friedhofs in Wien. Ebend. 1855. g) Libanon. Ein poetisches Familienbuch. Ebend. 1855. h) Mozart's Sterbehaus. Ebend. 1856. — Seine Biographie giebt Siegfr. Kapper im „Album österreichischer Dichter", I. S. 261.

Lampen und Sterne.

Als noch der Herr in milder Art
Den Menschen sich geoffenbart,

Da dachte der Prophet einst nach,
Mit dem der Herr oft menschlich sprach,

Ob auch den Herrn der Weltenhalle,
Der zürnt und liebt, der Schlaf befalle?

Der Herr, langmüthig, mild gesinnt,
Ein Vater jedem Menschenkind,
Er schickt auf glänzendem Gefieder
Zu Mosen einen Engel nieder.
„Zwei Lampen brenne leuchtend an,
Die mußt du unter'm Himmelsplan
Die ganze Nacht durch bis zum Tagen
Auf vorgestreckten Armen tragen.
Sei wach und sorge streng, Prophet,
Daß ihre Flamme nicht vergeht!"
Und der Prophet, verwundert fast,
Weil das in sein Gehirn nicht paßt,
Thut folgsam doch nach dem Befehle;
Es steht ihm klar noch vor der Seele,
Wie er den Zorn einst auf sich lud,
Da er in zweifelhaftem Muth
Vom Felsen, Wasser zu erhalten,
Statt mit Worten mit dem Stab gespalten.

Er steht hindurch die halbe Nacht,
Der Himmel glänzt in Sternenpracht,
Fast scheint ihm Spott in seinen Händen
Der Strahl, den seine Lampen senden.
Wie sauer ihm die Müh' auch schmeckt,
Er hält die Arme vorgestreckt.

Und plötzlich fühlt er sich erschreckt,
Durch Scherbenfall vom Schlaf geweckt.
Die Lampen liegen rings zerstückt,
Denn der Prophet war eingenickt.

Da hört er von der Höhe nieder
Des Engels helle Stimme wieder:
„Du lerne jetzt aus diesem Spiele,
Wenn Gottes Auge Schlaf befiele,
Es würden auch die Sternenballen,
Die Weltenlampen, niederfallen!"

Der Wiedergefundene.

Im engen Stübchen stumm zusammen
Sitzt betend der Familienkreis,
Die Messinglampe spendet Flammen,
Den Tisch bedecket Linnen weiß.

Doch ach, die Fenster fest verschleiert,
Denn bricht ein Schimmer nur hinaus,
Daß hier ein Sabbath wird gefeiert,
Sie merken gleich des Juden Haus.

Es sitzt das Weib in weißem Kleide,
Zwei Kinder, Mädchen, neben ihr,
Und wie versenkt in tiefem Leide
Ein Alter, ohne Leben schier.

So wird der tiefe Gram gemeißelt;
Er redet nicht, er betet nicht,
Wie scharf es seine Seele geißelt,
Zeigt das versunkne Angesicht.

Das fromme Weib hat ausgebetet,
Das Betbuch schließt sie trauernd bleich:
„Geht, meine Kinder, geht und tretet
Zum Vater hin, er segnet euch."

Die Kinder nah'n mit heitrer Miene
Entgegen frommem Segenswort, —
Als ob ein Dämon ihm erschiene,
Winkt er entsetzt sie von sich fort.

Zur Mutter fliehen bang die Kleinen.
„Sind wir entdeckt? was ist gescheh'n?
O rede! Gott ist mit den Seinen,
Er läßt uns nimmer untergeh'n!"

Verneinend schüttelt er die Locken
Und redet nicht, und blickt nicht auf,
Und ihres Mundes Laute stocken,
Und Angst hemmt ihres Blutes Lauf.

Doch bringt in silbernem Pokale
Sie zum Gebet geweihten Wein,
Den faßt er, starrt beim Lampenstrahle
In seinen blanken Grund hinein.

Bringt ihn der Anblick denn zum Rasen?
Täuscht ihn der Lampe dunkle Glut?
Der goldne Wein wirft rothe Blasen,
Der Wein verwandelt sich in Blut.

Er schleudert wild den Kelch zur Erde,
Der tönend auseinander klirrt,
Und mit erschrockener Geberde
Wähnt sie, daß Wahnsinn ihn umschwirrt.

Sie ruft entsetzt: „Bei unserm Gotte!
O rede doch, was ist gescheh'n?"
Er lacht empor mit wildem Spotte:
„Bethörtes Weib! was rufst du den?"

Sie führt erschrocken ihn zum Sitze,
Er folgt ihr starr und willenlos; —
Er schiene todt, wenn's nicht wie Blitze
So scheu durch seine Augen schoß.

„Bei deinem, bei der Kinder Leben,
O sprich! mich tödtet sonst die Qual!"
Es scheint, als wollt' er sich erheben,
Er lauscht, springt auf mit Einemmal;

Und wirft zurück die schwarzen Locken,
Ha, wie sein Antlitz weint und lacht,
Vom Stephansdome künden Glocken
Des Herrn Geburt in heil'ger Nacht.

„O, hörst du nicht die Stimmen rufen?"
„„Wie? Glocken sind es von dem Dom!""
„Fort, fort! mich ruft's zu seinen Stufen,
Zu wallen mit dem Christenstrom!"

Entsetzen zuckt durch ihre Wangen,
Ein Schrei durch ihre Seele reißt:
„Weh mir, der Wahnsinn hat gefangen
Mit seinen Schlingen deinen Geist!"

Er blickt sie an mit wüsten Augen:
„O möchten Wahnsinnsschlangen doch
An meiner Seele Leben saugen,
Wie wären wir so glücklich noch!

In letzter Nacht — du schliefst schon lange,
An deinem Halse lag im Traum
Ein Kind mit rothgeschlafner Wange,
Das zweite an des Lagers Saum.

Sie lächelten mit holden Mienen,
Ich dachte in dem Herzen mir:
Ihr guten Engel spielt mit ihnen,
Der Herr gab reichen Segen dir.

Und mußt du auch verborgen leben,
In Angst um Seelenheil und Leib,
Er hat dir Freuden viel gegeben,
Die Kinder und ein liebend Weib.

Und auf die Gruppe sah ich lange,
Auf's Glück, das blühend vor mir lag;
Dann macht' ich auf mich zu dem Gange,
Den mir der Christ verwehrt am Tag.

Und wie ich durch die Gasse schreite,
Da tönen Menschenstimmen gell,
Im Schatten an der Häuser Seite
Verberg' ich mich entsetzenschnell.

Bei einer Fackel rothem Brande
Bewegt sich her ein Menschenschwarm,
Voran in purpurnem Gewande
Ein Mann, ein blankes Schwert im Arm.

Und ihm zur Seite ein Beschorner,
Er drückt das Kreuz an seine Brust.
„Wen dieser sucht, ist ein Verlorner!"
Ich denk' es in der Seele just:

Mein Athem stockt in langer Pause,
Es folgt mein Blick der Menge Bahn —
O wehe mir, vor meinem Hause
Hält kalt der bleiche Priester an.

Die Kinder seh' ich schon im Blute,
Geschlachtet mit mein holdes Weib,
Da stürz' ich vor mit wildem Muthe:
„Die schont und tödtet meinen Leib!"

Die Menge schweigt und stumm entgegen
Hält er das Kreuz mir in der Hand —
Mir pocht das Herz in wilden Schlägen,
Im Haupte lodert mir ein Brand.

Ich zög're noch, es murrt die Menge,
Der Priester winkt, es springt das Thor,
Gott flieht aus meines Busens Enge,
Die Finger streck' ich stumm empor.

Die Menge jauchzt. „Sie schlafen oben,"
So fleh' ich bang, „o weckt sie nicht!"
Und Blick und Hand zum Kreuz erhoben,
Schwör' ich mich zu der Christenpflicht!"

Er schlägt vor's Angesicht die Hände,
Zerschmettert sinkt der Jude hin.
Du heil'ger Gott der Väter, sende
Den Todesengel über ihn;

Daß nicht sein Herz vernichtet werde
Vom wildentsetzenvollen Leid.
Es wirft sein Weib sich auf die Erde
Und sie zerreißt um ihn ihr Kleid.

Den Kindern wird nun bang, sie weinen.
„Weint, ihr habt keinen Vater mehr!
Todt ist er uns, laßt ab, ihr Kleinen,
Laßt ab von ihm! zu mir kommt her!"

Er will sie einmal noch umschlingen,
— Nur einmal noch als letztes Glück, —
Doch weh, zu ihrer Mutter springen
Sie scheu und bang vor ihm zurück.

Entsetzenvollen Angesichtes
Schaut er empor: „Du ew'ger Hort,
Es nah'n die Schrecken des Gerichtes!"
Er ruft's und stürzt entschlossen fort.

Durch Straßen zieht es ihn zum Dome,
Der leuchtend steht in schwarzer Nacht,
Und auf der Orgeltöne Strome
Schifft das Gebet empor mit Macht.

Und tausend Lichter sind entzündet
Und eine bunte Menge kniet,
Gesang und Glockenklang verkündet,
Daß Christus in das Leben zieht.

Da tritt herein zur Kirchenpforte
Der Jude, bleich, gesträubt das Haar,
Und donnert durch den Chor die Worte:
„Geschändet hab' ich den Altar!

Und eurem Gotte falsch geschworen,
Da mich die Vaterangst durchtobt,
Ich rufe, bin ich auch verloren:
Gott meiner Väter, sei gelobt!"

Die Menge schaut empor erschrocken,
Der wilde Rufer läßt nicht ab,
Und das Gebet verstummt, die Glocken,
Stumm wird die Kirche wie ein Grab.

Da donnert Hohn von seinem Munde,
Die Menge gährt und braust empor
Und stürmt um ihn in wilder Runde,
Und schleppt ihn vor das Riesenthor.

Aus eines Betstuhls Trümmern bauen
Sie einen Holzstoß hoch hinauf:
Wie prasseln durch das nächt'ge Grauen
Die racheburst'gen Flammen auf!

„Werft ihn hinein, schüret die Flammen!"
Der Jude steht im Flammenhaus,
Gesaus und Glocken dumpf zusammen
Verhallen in die Nacht hinaus.

Des Juden Weib im stummen Jammer
Liegt auf der Erde lebenbaar,
Da bricht ein Leuchten in die Kammer,
Ermuntert ruft das Kinderpaar:

„Ach, Morgenroth kommt rosenblühend!"
Die Unschuldvollen ahnen nicht,
Daß ihres Vaters Herz, verglühend,
Zum Abschied grüßt in diesem Licht.

Er weiß es besser.

Die Tannen ragen schlank und morgenduftig,
Grün golden spielt das Licht in ihren Aesten,
Ringsum Gesang von leichtbeschwingten Gästen,
Im Walde weht und rauscht der Frühling lustig.

Ein Jäger geht im Thau und Schatten drinnen,
Das Feuerrohr gesenkt auf seinem Rücken,
Heut wird er's nicht dem Wild in's Leben drücken,
Auf eine andre Jagd scheint er zu sinnen.

Prüft manchen Stamm, vom Grund bis zu den Kronen,
Und rüttelt auch an manchem stark und mächtig —
Thautropfen blitzen diamantenprächtig
Auf ihn herab, den Händedruck zu lohnen.

Er aber schneidet ein mit scharfem Messer
Ein Kreuz als Zeichen, ihn im Herbst zu fällen.
Und denkt vom stolzaufragenden Gesellen:
„Träum' du von Lenzen noch, ich weiß es besser!"

So schreitet er, ein Tod, durch Frühlingsräume,
In manche Rinde kerbt er noch das Zeichen,
Und mit den scharf geschnittnen Kreuzen gleichen
Bald einem Friedhof in dem Wald die Bäume.

Im Menschenwald ein unsichtbarer Jäger
Geht lauernd auch umher und kerbt in Herzen
Die Zeichen ein, oft ohne daß sie schmerzen,
So weich, so sanft — doch ist er ein Erleger.

Gewiß, er war mir nahe schon als Kummer,
Als Glück wohl auch, als Sorge schon im Traume;
Die Lippen küßt' er mir im Becherschaume,
Und war die Nacht, die hinging ohne Schlummer.

Er schnitt in's Leben mir mit seinem Messer,
Oft merkt' ich's kaum, ein leises, leises Zeichen;
Ich meine manchen Lenz noch zu erreichen,
Noch manche That zu thun — er aber weiß es besser!

König Davids Leichenzug.

Will denn kein gottbegeistert Lied
Zum Harfenschlag erschallen?
Der königliche Sänger schied,
Der Strahl aus Zions Hallen.

O Stadt der Städte! wie verwaist
Stehst du im Witwenkleide!
Dir ist entfloh'n der holde Geist —
Du weinst im tiefen Leide!

Trübheiße Glut drückt Kanaan,
Kein Hauch weht in den Zweigen,
Der Ostwind hält den Athem an,
Des Meeres Wellen schweigen.

Und es beginnt der Leichenzug,
Fast nicht zu überschauen —
Empor ein banges Weinen schlug
Vom Chor der Klagefrauen.

Das Heer zieht ohne Waffenklang,
Die Leiche zieht inmitten;
Und in der Ferne folgen bang
Die Priester und Leviten.

Und glutensendend ist die Luft,
Es rauscht kein kühler Schatten,
Rings wehet ein Verwesungsduft,
Der Zug will fast ermatten.

Da schwebt ein Aar vom Libanon
Herab in weiten Kreisen,
Die letzte Ehre auch dem Sohn
Des Liedes zu erweisen.

Und spannet seine Schwingen aus,
Die königlichen, breiten,
Daß so gedeckt zum Todtenhaus
Die Leichenträger schreiten.

Und Lämmergeier ohne Zahl
Die folgen nach dem Zuge:
Die Schwingen halten ab den Strahl
Kühl fächelnd bei dem Fluge.

Der Adler deckt den König nur,
Deß Geist auch adlermächtig,
Wenn ihn der Dichtung Strahl durchfuhr,
Sich hob zur Sonne prächtig.

Und als er nun bestattet war,
Der Sänger heil'ger Lieder,
Hob langsam sich empor der Aar
Mit rauschendem Gefieder.



Ferdinand Freiligrath,

ein Lyriker von großem Rufe, aber ohne eigentlich klassische Bedeutung, wurde am 17. Juni 1810 zu Detmold geboren und genoß seine erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt; doch ungünstige Verhältnisse zwangen ihn dem Universitätsstudium zu entsagen und die Kaufmannschaft zu erlernen. So kam es denn, wie er gelegentlich selber klagt, „daß ihm die griechischen Lettern mit siebenfachen Siegeln verschlossen blieben." Nachdem er seine Lehrjahre in einem kleinen Geschäfte zu Soest überstanden hatte, erhielt er (1831) eine Stelle in dem Comptoir eines angesehenen Banquiers zu Amsterdam, später (1837) in einem Handelshause zu Barmen. Unterdessen hatte er für seine lebendige Phantasie, die unter der Prosa des Alltagslebens seufzte, Erquickung in der Poesie gesucht, eine Reihe lyrischer Gedichte verfertigt und theils in dem Morgenblatte und in andern Zeitschriften, theils in dem „Deutschen Musenalmanache" von Schwab und Chamisso veröffentlicht: diese Versuche trugen ihm ein solches Lob am Rheine und im Schwabenlande ein, daß der Dichter den besten Verleger fand, den er sich wünschen konnte, als er im Jahre 1838 seine Produkte gesammelt herausgab. Auch war der Erfolg, den ihr Erscheinen bei dem Publikum errang, ein rascher und so ungewöhnlicher, daß Freiligrath, durch das Zureden seiner Freunde ermuthigt und auf die wachsende Theilnahme der Nation rechnend, im Jahre 1839 seine Comptoirstelle niederlegte und den kühnen Entschluß faßte, dem Geschäftsleben für immer den Rücken zu kehren und ein freier Musensohn zu werden. Der französischen Sprache mächtig (wie er denn bereits Gedichte Viktor Hugo's verdeutscht hatte) und dem Studium des Englischen zugewandt, durfte er wohl auf den Ertrag seiner Feder einige Hoffnung setzen. Wie sauer indeß das Brod eines deutschen Litteraten schmecke, würde Freiligrath wenigstens dann erfahren haben, als er, nach mehreren

kleinen Reisen, in Darmstadt sich häuslich niederzulassen gedachte. Wollte er Gediegenes schaffen, so stieß er auf die Klippe äußerer Verhältnisse, woran er leicht wie einst Bürger stranden konnte. Glücklicherweise wurde er gerade um die Zeit, wo er die Gattin heimführte, durch einen Gönner seiner Muse dieser bittern Erfahrung überhoben: der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der damals Wissenschaft und Kunst großmüthig zu unterstützen angefangen hatte, fand sich bewogen dem jungen und strebsamen mittellosen Dichter ein Jahrgeld von 300 Thlrn. zu verleihen. Nicht die Größe der Summe, sondern die fürstliche Auszeichnung selbst hatte eine entschiedene Bedeutung. Freiligrath hegte bis dahin noch eine in Bezug auf politische Zustände sehr gemäßigte Meinung: er wollte überhaupt nur ein harmloser Dichter sein. Er nahm die königliche Gnadenbewilligung an und ließ sich in St. Goar am Rheine nieder, hocherfreut, für seine dichterische Laufbahn eine feste Grundlage gefunden zu haben.

Dort besuchte ihn denn im Jahre 1843 Emanuel Geibel, dessen äußere Lage der seinen glich, dessen Pläne die nämlichen waren. Allein am Schlusse des letztgenannten Jahres ging, zufolge vielfacher Anregung in jenen Kreisen, worin er lebte, eine gewaltige Veränderung in der politischen Anschauung des Mannes vor. Je mehr ihm die vorhandenen Zustände in ihrer nackten Wirklichkeit vor Augen traten, desto entschiedener sagte er sich von dem früheren harmlosen Glauben, daß die Welt heutzutag gut regiert werde, los. Der damals in den Rheingegenden anwesende, vielfach umhergeschlagene Hoffmann von Fallersleben bestätigte die in Freiligrath herauftauchenden Ideen durch mündliche Schilderung der Dinge, indem er den seitherigen Optimismus des „pensionirten" Poeten leicht ironisirte. Aus seinen Träumen gleichsam aufgeschreckt und zum Extrem fortgerissen, warf denn der mißgestimmte Dichter im Herbst 1844 dem Könige von Preußen öffentlich seinen Jahrgehalt zu Füßen; die fälligen Termine seiner „kleinen" Pension (wie er sie selbst bezeichnete) hatte er im Laufe des Jahres bereits nicht mehr erhoben und mittlerweile den Ausdruck seiner neuen Gesinnungen in einer Anzahl sogenannter politischer Gedichte zu Papiere gebracht, die er rasch unter dem Titel „Mein Glaubensbekenntniß" in die Welt sandte. Er, der vor kurzem noch sogar die Schein-Legitimität der Herrschaft gepriesen und den wackern spanischen Siegesherzog Espartero verdammt hatte, weil derselbe einen von ihm abgefallenen Verschwörer erschießen lassen, rannte jetzt mit dieser Reimsammlung Sturm gegen anerkannte Rechte und gegen Alles, was ihm Mißbrauch schien, selbst gegen das nur durch Uebertreibung nachtheilige Vergnügen der Landeslotterie. Das Schlimmste dabei war, daß Freiligrath aus seiner Undankbarkeit gegen den König noch eine Art von

Geschäft machte. Die Verleihung der Pension hatte den Ruf seines Namens wesentlich gesteigert: ihre Zurückweisung sollte ihm, gleichsam zur Entschädigung für das freiwillig gebrachte Opfer, noch zur leuchtenden Nachsonne dienen. Mußte er doch künftighin von dem gewonnenen Ruhme zehren, wenn er nicht aufs Neue unter das Regiment des Handelsgottes sich ducken wollte. Daher suchte er seine Sinneswandlung zu einem Ereignisse des Tages zu stempeln und mit Hülfe jener Reimereien vor das Forum der größten Oeffentlichkeit zu bringen, um durch die Art und Weise seiner Entsagung und Absagung bei dem Publikum Eclat zu machen, als wäre es ein Verdienst die königliche Gnade abzuschütteln. Die Aufrichtigkeit seiner politischen Ueberzeugung setzen wir nicht in Frage. Offenbar war ihm sein früherer Mangel an Weltkenntniß als eine Schwäche erschienen, die er so schnell als möglich ausgleichen wollte; er griff zu einer Uebereilung, welche man für seine Person als That freien Willens hingehen lassen darf, die man aber als Mißbrauch mit Unterstützungsliebe in Bezug auf andere unbemittelte Autoren nicht genug rügen kann. Wirft doch „die Sonne der Medici" auch heutzutag noch in Deutschland seltene Lichtblicke!

Nach diesem in seine Zukunft tief eingreifenden Schritte, der vermöge der Allgemeinen Zeitung und der Posaune anderer Blätter das gewünschte Aufsehen erregte und seinen Dichternamen mit einem nicht ganz unzweideutigen glänzenden Nimbus umgab, hielt es unser Lyriker, im Gefühle der Schwerheit seiner Lorbeeren, für angemessen den vaterländischen Schauplatz zu verlassen. Er irrte durch Belgien und die Schweiz: nirgends fand er einen Zweig, um sich darauf niederzulassen. Die Unsicherheit des Litteratenlebens, die er jetzt kennen lernte, mochte ihn nicht freundlich anlächeln; große neue Leistungen, wie sollte er sie zu Stande bringen, um die allzuhochgeschraubte Erwartung des Publikums zu befriedigen? Kunstschöpfungen liefert man nicht über Nacht, seine Muße war gestört, sein bescheidenes Talent durch die Tagesblätter überschätzt. Er ging daher nach London, wo er, wie es hieß, wieder in einem bedeutenden Handlungshause konditionirte: er war auf dem alten Punkte wieder angekommen, wovon er ausgegangen war. Da rief ihn der März des Jahres 1848 nach Deutschland zurück; denn bei dem veränderten Himmel Europas brauchte er nicht mehr zu fürchten, an den Gestaden des Rheins in eine schlimme Stellung zu gerathen. Aus dem harmlosen Poeten war jetzt ein politisches Parteihaupt geworden; er trat an die Spitze der Demokraten, die sich in Düsseldorf zusammengethan. Als die Dinge jedoch im Sommer nicht nach Wunsche gingen, schrieb er mehrere Fanfaronaden von extremem politischen Inhalte, worunter die bitterste diejenige war, welche den Titel trug: „Die Todten

an die Lebenden"; nämlich eine Klage über vergeblichen Märtyrertod, in den Mund der Unglücklichen gelegt, welche zu Berlin am 18. März im Kampf gegen Truppen und Königsthron gefallen waren, wie es hieß, für die Freiheit: und die man feierlich bekränzt auf einem Berliner Kirchhofe bestattet hatte. Freiligrath lieh den Todten solche Worte, daß die Behörde sich selbst in dieser tollen Zeit veranlaßt sah gegen das Produkt klagbar aufzutreten und Untersuchungshaft über den Verfasser zu verhängen. Doch wurde er im Oktober 1848 durch Richterspruch von Schuld freigesprochen. Darauf betheiligte er sich als Mitarbeiter an der „Neuen rheinischen Zeitung", für unbestimmte und unzeitgemäße Ideale der Freiheit streitend; nach wenigen Monaten aber, als die Furie des Bürgerkriegs in den westlichen Provinzen Deutschlands losbrach, als man für die Anerkennung der Frankfurter Reichsverfassung im Sommer 1849 kämpfte und der Sieg verloren ging, sah der Dichter sich von dem Ungewitter der Untersuchungen aufs Neue bedroht. Um der Gefahr auszuweichen, eilte er nach London zurück, wo er zum dritten Male den Nothanker einer kaufmännischen Stelle ergriff, um die spärlichen Mußestunden, welche ihm verblieben, zu allerhand litterarischen Arbeiten zu benutzen. Jedenfalls war seine persönliche Lebensaufgabe verfehlt und ohne ein rechtes Ergebniß ausgefallen; auch wären politische Lieder zu schwach gewesen, um auf die kranke Zeitepoche zu wirken, die jetzt hereingebrochen. Er beschränkte sich daher auf die Verdeutschung englischer lyrischer Poesien; seine früheren Gedichte blieben zwar noch ein Artikel der Mode, aber der Name des Verbannten erlangte im verflossenen Jahrzehnt keine neue Geltung. Ein Weihgedicht zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage war sein jüngstes Lebenszeichen.

Freiligrath hatte die Wahl, ein Mann der Dichtung oder ein Mann der That zu werden; er schwankte zwischen beiden Aufgaben hin und her, was dem Dichter wenigstens nicht zu Statten kam. Auch hat sich der Mangel einer tüchtigen Jugendbildung bitter an ihm gerächt, obwohl wir seinem rühmlichen Selbsteifer unsere Achtung nicht versagen, sein redliches Streben nach allen Seiten hin anerkennen. Für die deutsche Lyrik ist seine Bedeutung nicht hoch anzuschlagen; die Theilnahme, womit er gleichsam überschüttet wurde, erklärt sich aus folgenden günstigen Zufällen. Seine Gedichte spielten gerade eine Tonweise von solcher Höhe und Tiefe, wie sie der Geschmack der damaligen Herausgeber von Taschenbüchern und Zeitungen liebte, und man druckte sie schon der Neuheit ihrer Sujets wegen neben den Gedichten Anderer ab. Die Sujets an sich fielen auf, eine gewisse Sprachfertigkeit, die in ihrer Behandlung hinzutrat, wurde um so mehr bewundert, als man gleichzeitig hörte, daß ein Unstudirter, ein Kaufmann dergleichen Verse schreibe; die Ehre, daß Cotta die Sammlung verlegte, zog vollends die Aufmerksamkeit an. Die kaufmännischen Collegen, stolz auf einen Dichter aus ihrer Mitte, waren nicht die letzten, die sein Publikum bildeten, das sich rasch in Folge seiner politischen Abenteuer vermehrte. Denn noch niemals war um eines jungen

Dichters willen in den Zeitungen so viel Lärm geschlagen worden. Der innere Werth der Freiligrath'schen Gesänge allein würde ihnen nimmermehr einen so weitverbreiteten, kaum verdienten Beifall verschafft haben: wahrhafte Klassicität besitzen sie nicht.

Was man gewöhnlich an seinen Leistungen lobend hervorhebt, ist Originalität, verbunden mit der Neuheit gehaltvoller oder eigener Stoffe, ingleichen plastische Darstellungskraft oder wie es K. Gödeke ausdrückt: „das große Talent, die äußere Gestaltung bis ins Einzelnste scharf und anschaulich herauszuarbeiten." Den letztern Vorzug, wie es scheint, erläutert Gödeke auch mit andern Worten, die als Freiligrath's rühmenswerthe Eigenschaften folgende herzählen: „die markige kernige Sprache, die treffende schlagartige Schilderung der Einzelnheiten, die brennende Pracht satter Farben, den kühnen dröhnenden Gang der Verse und die bewußte Bewegung in fremdartiger Form." Das alles habe zündend gewirkt, und Freiligrath's Gedichte wären wirklich, wie dieser es (als sechszehnjähriger Knabe) vorausgesagt, „siedend zischend in die Herzen niedergefallen." Gleichwohl spricht Gödeke vorher „von Barbarei der Stoffe und von Barbarei der Formen", wodurch das verbildete Publikum bei Freiligrath's Auftreten „stutzig" gemacht worden sei, stutzig nämlich zum Vortheile des Dichters; wie indeß „Barbarei" etwas Lobenswerthes sein könne, vermag ich ebensowenig einzusehen als die Wahrheit der von Gödeke hinzugefügten Behauptung, daß Freiligrath „mit seinen neuen Stoffen und neuen Formen" gerade in eine Epoche des Matten und Leeren erfrischend eingetreten sei. Denn war die Epoche, wo Freiligrath zu blasen anfing, wirklich leer und matt: waren Platen, Rückert und Andere damals schon anerkannt, verstanden und abgethan? Konnten diese Meister den Durst der Nation nicht mehr löschen, so daß Freiligrath den Eimer bringen mußte?

Ich habe im Obigen bereits den raschen Erfolg der Freiligrath'schen Muse auf die wahre, freilich prosaische Quelle zurückgeführt, wie denn alle diese soeben aufgezählten Lobsprüche theils grundlos, theils übertrieben sind. Denn Freiligrath ist mehr manierirt als eigenthümlich. Seine Stoffe sind allerdings zum Theil neu, die Formen dagegen die alten: gereimte Strophen wie bei vielen Andern; formneu ist sein einziger Einfall, den lahmen französischen Alexandriner zum Strophenbau wieder benutzt zu haben. Was ferner die künstlerische Ausführung der Stoffe anlangt, ist sie statt talentvoll häufig sehr mangelhaft; abgesehen davon, daß er diese Stoffe selten auf rechte Weise zu durchgeistigen, zu idealisiren, zu beleben versteht, malt er die bloßen Aeußerlichkeiten, wie ein Naturforscher, bis auf die geringsten botanischen und zoologischen Besonderheiten herab, ja, bleibt bei der todten Schilderung und Beschreibung stehen, ohne daß man einen Zweck des Ganzen herausfindet. So zeichnet er das grause Leben des Thierreichs nackt, gleich dem Prosaiker: wozu, fragt man, soll die blanke Skizzirung ohne Motive dienen? Auch seinen vielgerühmten „Löwenritt" hat man aus diesem Gesichtspunkte getadelt, doch möchte ich ihn als ein gelungenes Gedicht dieser Gattung betrachten, da hierin, meiner Meinung nach, die Idee allegorisirt ist, daß die Gewalt über den Schwachen schonungslos hinzufahren pflegt. Vermißt man also häufig an seinen Produkten das Ebenmaß der Darstellung, einen leitenden Grundgedanken und sogar die einheitliche Durchführung eines Gedankens, so sind das wahrlich keine Kleinigkeiten, die der Kenner übersehen könnte, um demungeachtet eine „zündende" Wirkung davonzutragen. Aber noch weit mehr vermißt man an ihnen die Einfachheit, Natürlichkeit und Klarheit des Ausdrucks; Freiligrath's Sprache ist schwülstig und dunkel, häufig gesucht, meist schwerfällig,

was das Publikum freilich heutzutag gedankenreich nennt. Ein ewiges Haschen nach seltsamen Wendungen, Bildern und Reimen stört den reinen Genuß; seine Versbildung zugleich verräth, daß er keineswegs in das innere Leben des Rhythmus eingedrungen ist, sondern den Kampf zwischen Form und Inhalt noch nicht durchgefochten hat, die Form durchaus nicht mit Bewußtsein handhabt. Unsere Klassiker waren Meister dieser Dinge, wenn auch nicht mit Bewußtsein. Freiligrath verbesserte seine Poesie nicht, als er zu politischen Stoffen überging. Seine Ziele zu verkennen, sei uns ferne, aber die reinste Prosa weht uns kalt an, wenn er die Tendenzen unsers Zeitalters in gereimten Strophen ausbreitet. In der Uebersetzungskunst hat er sich ausgezeichnet. Ja, wenn wir nicht irren, sind die in seine Gedichtsammlung eingereihten Verdeutschungen englischer Lieder und Balladen gelungener als alle seine eigenen Produkte.

Schriften. 1) V. Hugo's Ode, im Versmaße des Originals übers. Frankfurt 1836. 2) V. Hugo's Dämmerungsgesänge. Ebend. 1837. 3) Gedichte. Stuttgart 1838. Mehrfach neu aufgelegt (12. Aufl. 1851). 4) Mein Glaubensbekenntniß. Mainz 1844. 5) Ça ira! Sechs Gedichte. Herisau 1846. 6) Zwischen den Garben. Stuttgart 1849. 7) Neuere politische und sociale Gedichte. Heft 1. Köln 1849. Heft 2. Braunschweig 1850. 8) Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Stuttgart 1842. 9) Roland's Album. Köln 1840. 10) Rheinisches Jahrbuch. Köln 1840 und 1841.

Ein Lied Memnons.

Vergangen ist die Nacht! Weiß dampft es auf dem Nile;
Auf rafft sich Pharao von seinem Purpurpfühle;
Schlaftrunknes Murmeln füllt die Hekatompylos.
Wie Fackeln, licht und schlank dasteh'nd im dunkeln Thale,
Blutroth im ersten Sonnenstrahle,
Glühn Obeliskos und Koloß!

Nach Westen weithin fällt ihr ungeschlachter Schatten;
Die Sphinxe werden wach auf ihren Marmorplatten,
Und schauen träg empor an Thurm und Säulenknauf.
Der Ibis schickt sich an, um ihre Stirn zu schweben;
Sie aber recken sich, und geben
Sich gähnend ihre Räthsel auf.

Der Geier flattert her nach ihren Fußgestellen,
Gleich wie ein Tempelwart; von ihren glatten Fellen
Streift mit dem Fittig er der Wüste mächt'gen Staub.
Leis flüsternd grüßen sich die dorn'gen Palmenbäume;
Sich zu erzählen ihre Träume,
Bewegen sie der Kronen Laub.

Und laut und lauter wird's in Thebens alten Mauern,
Auf deren Zinnen ernst gegoßne Löwen kauern;
Vom Schall des Morgens dröhnt mein einzig Königshaus.
Das Herz Egyptens pocht in seiner ehrnen Hülle,
Und rieselt seines Blutes Fülle,
Nach allen seinen Gliedern aus.

Es sprudelt, und es gährt, und sprengt die hundert Pforten;
Es bricht sich brausend Bahn, und fluthet aller Orten,

Wo sich die Wüste dehnt, und wo die Nilfluth rollt.
Das nenn' ich heißes Blut: Kriegsheere, Karavanen!
Es pulst einher in sand'gen Bahnen,
Und schwemmt zurücke Ruhm und Gold.

So grüßt Egyptenland, du Strahlender, dein Kommen.
Bald übern Strom schon ist dein Spiegelbild geschwommen;
Die Wüste fährt empor, dich jubelnd zu empfahn.
Und ich auch, der ich nur ein Wächter bin im Sande,
Ertöne, seh' ich dich am Rande
Des Felsgebirgs im Osten nahn.

Denn wie ein Kriegesfürst im Lande der Araben,
So lässest du einher die muth'gen Rosse traben,
Die flackerndes Gestrahl aus ihren Nüstern sprühn.
Dein Herold Morgenwind führt eine Golddrommete;
Dein Frühzelt ist die Morgenröthe,
Dein Abendwind des Westens Glühn.

Und wie ein Emir auch kannst du die Feinde drängen!
Wenn du zu Wagen steigst, den Himmel zu durchsprengen,
Mit ihren Schatten dann entweicht die dunkle Nacht.
So schier weiß Pharao ein Mohrenheer zu jagen,
Wenn er auf goldnem Sichelwagen
Einherbraust über's Feld der Schlacht.

Und wie sein Arm befreit die Völker und die Lande,
Und wie sein blutig Schwert sich öffnen heißt die Bande,
In die des Feindes Grimm die Kriegsgefangnen schlug:
So auch zerschmetterst du, anspornend deine Pferde,
Die Fesseln, deren Wuth die Erde
Auf das Geheiß des Dunkels trug.

Sieh da! sie öffnen sich! sie springen und sie schmelzen!
Die Erde war ein Grab; — doch du, den Stein zu wälzen
Von seiner Thüre, nahst! — hin fällt er und zerbricht.
Ich aber grüße dich in deiner Pracht und Schöne;
Vernimm die Summe meiner Töne
In einem einzigen Worte: Licht!

Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;

Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämmrung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr! die Geisterkaravane!

Ja, sie kommt! vor den Kameelen schweben die gespenstischen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Kränze tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? immer mehr! wer kann sie zählen?
Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heilgen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandebenge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus! die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher!
Seht, er dämmert schon! ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe

Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Caplands Heerden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagascar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Gränzen.

Die Auswanderer.

Im Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwald-Mädchen, braun und schlank;
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Ruhe in der Geliebten.

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Lust!
Laß mich das Auge selig schließen,
In deinem Arm, an deiner Brust.

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt;
In dem ich raste nun für immer,
O du mein Leben meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß sich ihm entringt;
Die hell und lustig, eh' ich's wähne,
Durch die geschloßne Wimper springt!

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich, das ist die Fülle!
Ich habe dich, mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir in's Herz ein Schlummerlied!

Und jeder ist für mich ein Leben!
Ha, so zu rasten Tag für Tag!
Zu lauschen so mit sel'gem Beben
Auf unsrer Herzen Wechselschlag!
In unsrer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entflohn aus Welt und Zeit:
Wir ruhn und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit.

Lied nach Robert Burns.

Einen schlimmen Weg ging gestern ich,
Einen Weg, dem ich nicht wieder trau'!
Zwei süße Augen trafen mich,
Zwei süße Augen, lieb und blau.
Nicht war's ihr blond und wallend Haar,
Nicht war's ihr Mund, die Ros' im Thau,
Auch nicht ihre weiße Brust — es war
Ihr süßes Auge, lieb und blau.

Ihr Aug' hat mir das Herz bethört,
Ihr Auge mit der dunkeln Brau';
O, tiefre Wunden, als ein Schwert,
Schlug mir dies Auge, lieb und blau! —
Geduld, mein Herz, Geduld, Geduld!
Vielleicht — doch, weh' mir! weis't sie rauh
Mich ab, an meinem Tode Schuld
Ist dann ihr Auge, lieb und blau.

Gustav Freytag,

ein mittelmäßiger Dramatiker und Novellist ohne klassische Bedeutung, wurde am 13. Juli 1816 im schlesischen Städtchen Kreuzburg geboren, studirte zu Breslau und habilitirte sich daselbst im Jahre 1839 als Privatdocent der deutschen Sprache und Litteratur. Anstatt auf wissenschaftlichem, historischem und kritischem Wege zu beharren, versuchte er seine Kräfte in eigener poetischer Produktion und veröffentlichte, man kann nicht sagen zu frühzeitig, dramatische und epische Dichtungen (1844—1845); eben hatte er ein Schauspiel „Die Valentine" vollendet und im Jahre 1847 drucken lassen, als er nach Dresden sich wandte, seiner akademischen Laufbahn entsagend. Doch schon im folgenden Jahre übernahm er, vereinigt mit dem Litteraten Julian Schmidt, die eben erledigte Redaktion der in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Grenzboten" und zog nach dieser Stadt. Der Beifall, welchen das Schauspiel Valentine auf einer Menge deutscher Bühnen fand, veranlaßte zunächst den Dichter bei dramatischen Arbeiten stehen zu bleiben; unter diesen erlangte nach sieben Jahren das Lustspiel „Die Journalisten" ebenfalls einige Beachtung. Unterdessen hatten mehrere Romanschreiber vorzügliches Glück gemacht; das Beispiel dieser berühmten Tagesschriftsteller, vielleicht auch die Ueberzeugung, daß unser Zeitalter in der glücklichen Lage sei, dergleichen prosaische Erzählungen mit Entzücken hinzunehmen, trieb ihn auf das Gebiet novellistischer Darstellung. Wirklich gelang es ihm auch mit einem dreibändigen Roman „Soll und haben" die meisten Autoren dieses Fachs, unter ihnen Prutz, Gutzkow, Lewin Schücking, König und Andere aus dem Felde zu schlagen.

Freytag hat Eifer und Streben, aber zu geringe produktive Kraft; den Mangel an Originalität und Frische sucht er dadurch zu ersetzen, daß er auf dramatischem wie erzählendem Gebiete das Pikante, Seltsame und Sonderbare als das Poetische herauskehrt, überzeugt, daß die dargebotene Speise die rechte sei, das Publikum zu fesseln. Seine kleineren Dramen sind kaum erwähnenswerth: in der mit jedem Akt sich verschlechternden „Valentine" führt er ein abenteuerliches und karrikirtes Hofleben aus, dessen Intriguen mehr kindisch als wahrscheinlich sind, ein buntes und fades Getriebe ohne jeden idealen, erhebenden und gediegenen Hintergrund; in den nicht gerade sehr kurzweiligen „Journalisten" setzt er, der Journalist, seinen eigenen Stand ebenso unnöthig als indiskret herab, gleichsam aus der Schule plaudernd, wie er denn auch anderwärts, selbst Litterat, über die „Litteraten" witzelt. Sein Roman „Soll und Haben" hat die Menge stofflich angezogen, besonders das kaufmännische Publikum; auch ist die Wirklichkeit darin theilweise richtig und treffend abgespiegelt worden, wenigstens in Bezug auf die schlesische und polnische Rummelwirthschaft. Aber die eigentliche Poesie fehlt dem gegen den Schluß mehr und mehr versandenden Werke; die Hauptcharakter

desselben sind ohne Noth verzeichnet und durch Karrikatur widerwärtig gemacht worden, vermuthlich aus dem Grunde, damit sie über die gemeine Wirklichkeit hinaus sich erheben möchten. Mit einfachen und natürlichen Mitteln wissen dergleichen Halbdichter nicht zu wirken. Das auf dem Titel prangende Motto von Julian Schmidt, dem oberflächlichen Lobredner Freytag's, würde einen Sinn haben, wenn die „Arbeit" der Deutschen, „wobei der heutige Romandichter sie aufsuchen solle", an und für sich ein dichterisches Element darböte. Mühsam entschädigen für viele gehaltlose und todtgebliebene Schilderungen, die der Leser zu überwinden hat, etliche wohlgelungene humoristische Scenen und manche freisinnige politische Andeutungen über deutsche Zustände. Freytag's Prosa (Verse sind überhaupt seine schwach Seite) verräth in diesem Romane einen Künstler, dem es einige Mühe macht fließend und blühend zu erzählen; ein Merkmal, wie es auch in der Schreibart König's hervortritt.

Schriften. 1) Dichtungen. 1. Bdchn.: Die Brautfahrt oder Kunz von der Rose. Lustspiel in fünf Akten. Breslau 1844. 2) In Breslau. Berlin 1845. 3) Die Valentine. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig 1847. 4) Die Journalisten. Lustspiel. Leipzig 1854. 5) Soll und Haben. Ein Roman. Leipzig 1855 3 Bände. 7. Aufl. 1858.

Aus Soll und Haben, zweiter Theil, 3. Abschnitt.

Eine Ballscene polnischer Landedelleute.

Am Nachmittag fuhren die Schlitten vor, die Baronin setzte sich mit dem Freiherrn in den größten, Lenore bestand darauf, in ihrem neuen Rennschlitten selbst zu fahren. „Wohlfart setzt sich hinter mich auf die Pritsche," bestimmte sie. — — Die Glöckchen klangen über die Ebene, Lenore saß selig in ihrer Nußschale und trieb ihr Pferd mit kräftigem Zuruf an. Sie wandte sich oft zurück und zeigte Anton (Wohlfart) ihr lachendes Antlitz, das unter der dunkeln Kappe heut so schön war, daß ihr sein ganzes Herz entgegenflog. Ihr grüner Schleier flatterte im Winde und streifte seine Wange, hing sich an sein Gesicht und verbarg ihm die Aussicht. Dann erblickte er die verhüllte Gestalt vor sich in einem grünen Dämmerlicht wie aus weiter Ferne; und gleich darauf berührte wieder der Hauch seines Mundes die Bandschleife, welche an ihrem Nacken flatterte, und er sah, daß nur die seidene Hülle seine Hand von ihrem goldenen Haar und dem weißen Hals trennte. Anton versenkte sich in diese Betrachtung und widerstand kaum noch dem Gelüst, ihr mit seinem Pelzhandschuh leise über die Kapuze zu fahren, als dicht neben ihm ein Hase aus einem Schneeloch aufsprang. Der Hase winkte drohend mit seinen Löffeln und machte einen bedeutsamen Burzelbaum auf Anton zu. Dieser verstand die freundliche Warnung und zog den Pelzhandschuh zurück; der Hase vergnügt, eine gute That vollbracht zu haben, galoppirte über den Schnee.

Anton gab seinen Gedanken eine andere Richtung. „Der weiße Weg zeigt keine Spur eines Menschen, kein Gleis, keinen Fußtritt, nirgend ist ein anderes Leben zu sehen, als der lautlose Schlaf der Natur. Wir sind Reisende, welche in ein fremdes Land dringen, das noch Niemand vor ihnen betreten. Ein Baum ist wie der andere, die Schneefläche ist endlos, rund herum Grabesstille, und oben wieder der lachende Sonnenschein. Ich wollte, es ginge den ganzen Tag so fort."

„Ich bin glücklich, daß ich Sie einmal fahren kann," rief Lenore, beugte sich zu ihm zurück und hielt ihm eine Hand hin. Anton vergaß sofort den Hasen, er konnte sich nicht enthalten, einen Kuß auf den Handschuh zu drücken.

„Es ist dänisches Leder," lachte Lenore, „bemühen Sie sich nicht."

„Hier ist eine Lücke," sagte Anton, bereit den Versuch zu wiederholen.

„Sie sind heute so artig," rief Lenore, die Hand langsam zurückziehend, „das steht Ihnen hübsch, Wohlfart."

Der Pelzhandschuh streckte sich aus, um die zurückweichende Hand zu verfolgen. Darüber geriethen zwei Krähen auf den Bäumen in starken Zank, sie schrien um die Wette, flogen auf

und schwebten schimpfend über Anton's Kopf. „Geht zum Teufel, ihr Gesindel," dachte der leidenschaftliche Anton, „ihr sollt mich nicht mehr stören."

Aber Lenore sah ihn treuherzig an. „Ich weiß doch nicht, ob Ihnen gut steht, so artig gegen mich zu sein," fuhr sie ernster fort. „Sie dürfen mir die Hand nicht küssen, denn ich habe keine Lust, ihnen dasselbe zu thun, und was dem Einen recht ist, soll dem Andern billig sein. Hussa, mein Pferd, vorwärts!"

„Ich bin neugierig, wie uns die Polen empfangen werden," begann Anton wieder die regelmäßige Unterhaltung.

„Sie können nicht anders als freundlich sein," sprach Lenore zurück. „Wir haben mit Frau von Tarowska wochenlang in einem Hause gewohnt und alle Partien gemeinschaftlich gemacht. Sie war die eleganteste Dame des ganzen Bades, sie und die Töchter machten Aufsehen durch ihr distinguirtes Wesen; sie sind sehr liebenswürdig und vom besten Ton."

„Er aber hat zwei Augen, gerade wie der Fuchs des Försters," sprach Anton, „ich traue ihm nicht über den Weg."

„Ich habe mich heut sehr schön gemacht," lachte Lenore sich wieder umwendend, „denn die Mädchen dort sind reizend, und die Polen sollen nicht sagen, daß wir uns schlecht neben ihnen präsentiren. Wie gefällt Ihnen mein Kleid, Wohlfart?" Sie streifte einen Zipfel ihres Pelzes zurück.

„Sie werden sich darin nicht ganz schlecht ausnehmen," sagte Anton mit weiser Miene; „es ist etwas braun dabei, folglich ist es wunderhübsch."

„Sie treuer Wohlfart!" rief Lenore und reichte ihm wieder die Hand über den Schlittenrand. Ach! jetzt waren die kleinen warnenden Thiere zu schwach, um den Zauber abzuleiten, welcher den Pelzhandschuh zu dem Dänen hinzog: etwas Größeres mußte geschehen. Als Anton zum dritten Mal die Hand ausstreckte, bemerkte er, daß seine eigene Hand sich wider seinen Willen immer höher hob und in der Luft einen Kreis beschrieb, während er selbst sich senkte, bis er der Länge nach im Schnee lag. Erstaunt hob er seinen Kopf und sah Lenore einige Schritte weiter neben dem umgestürzten Schlitten sitzen, das Pferd stand ruhig auf dem Wege und lachte in seiner Art laut vor sich hin. Lenore hatte zu viel nach ihrem Gefährten und zu wenig auf den Weg gesehen, so hatten sie umgeworfen. Fröhlich erhoben sich Beide, schüttelten den Schnee ab, Anton richtete den Schlitten auf, und im Galopp ging es wieder vorwärts. Aber das Schlittenmärchen war zu Ende, Lenore sah mehr auf den Weg und Anton stäubte sich den Schnee aus den Aermeln.

Die Schlitten fuhren in einen weiten Hofraum. Ein langes einstöckiges Lehmhaus, mit Kalk beworfen und mit Schindeln gedeckt, schaute mit seinen blauen Fenstern vertraulich auf die hölzernen Ställe nebenan. Anton sprang ab und frug einen Mann in Livree nach der Wohnung des gnädigen Herrn. „Hier ist der Pallast," erwiederte der polnische Diener mit tiefer Verbeugung und half der Herrschaft aus dem Schlitten. Erstaunt sahen Lenore und die Baronin einander an. Sie traten in einen unsaubern Hausflur, mehrere schnurrbärtige Geister eilten herzu, rissen diensteifrig die Winterhüllen der Gäste ab und eine niedrige Thür auf. In dem großen Wohnzimmer war zahlreiche Gesellschaft versammelt. Eine hohe Gestalt in schwarzer Seide trat den Gästen entgegen und begrüßte sie in der besten Haltung von der Welt. Die Töchter eilten herzu, schlanke Damen mit Augen und Tournüre der Mutter. Mehrere Namen der jungen Herren wurden genannt, Herr von, Graf von, alle elegante Männer im Salonkleid. Zuletzt kam auch der Hausherr. Sein schlaues Gesicht strahlte von herziger Freude und die Fuchsaugen leuchteten von Harmlosigkeit. Der Empfang war tadellos, von allen Seiten die wohlthuende Leichtigkeit eines sicheren Selbstgefühls. Der Freiherr und die Frauen wurden als werthe Bekannte begrüßt, auch Anton erhielt seinen Theil Zuvorkommenheit. Sein Geschäft war nach wenig Worten abgemacht und Herr von Tarow erinnerte ihn lächelnd daran, daß er ihn schon einmal flüchtig gesehen. „Der Schlingel von Inspector ist Ihnen entsprungen," sagte er bedauernd, „seien Sie ohne Sorge, er wird seinem Schicksal nicht entgehen." „Ich hoffe," erwiederte Anton, „er und seine Helfer." Die Augen des Herrn von Tarow bemühten sich, Taubenaugen gleich zu werden, als er fortfuhr: „Der Kerl liegt irgendwo versteckt." — „Wahrscheinlich in der Nähe," sagte Anton und warf einen argwöhnischen Seitenblick auf die schlechten Gebäude des Hofes.

Vergebens suchte Anton unter den anwesenden Männern jenen Fremden, den er bereits zweimal gesehen hatte und dem er den Wunsch zutraute, vor deutschen Augen unbekannt zu bleiben. Dagegen war ein anderer Herr von entschiedenem Wesen vorhanden, der von den Uebrigen mit hoher Achtung behandelt wurde. „Sie kommen und verschwinden," dachte Anton, „sie reiten zusammen und wieder auseinander, wie der Schenkwirth sagt; es sind hier nicht Einzelne, mit denen man zu thun hat, sondern eine ganze Gattung." In dem Augenblicke trat der Fremde an ihn heran und begann ein artiges Gespräch. So unbefangen er aber auch redete, so merkte Anton doch, daß er bemüht war, das Gespräch zu leiten und ihn, den Deutschen, über Gesinnung und Sympathie auszuholen. Er hielt deshalb vorsichtig zurück, und als der Pole das wahrnahm, verlor er plötzlich das Interesse an dem Gast und wandte sich zu den Damen.

Jetzt hatte Anton Muße, sich im Zimmer umzusehen. Unter den rohen Möbeln des Dorftischlers stand ein Wiener Flügel, die Fensterscheiben waren geflickt, auf dem schwarzen Fußboden lag in der Nähe des Sophas ein zerrissener Teppich. Die Damen saßen auf Sammtsesseln um einen abgenutzten Tisch. Die Frau vom Hause und ihre erwachsenen Töchter waren in eleganter Pariser Toilette, aber als sich eine Seitenthür öffnete, sah Anton in dem grauen Nebenzimmer einige Kinder mit so mangelhafter Garderobe umherlaufen, daß sie ihn bei der Winterkälte herzlich dauerten. Sie selbst machten sich jedenfalls nicht viel daraus, denn sie balgten sich und lärmten wie Unholde.

Ueber den wankenden Tisch wurde eine feine Damastserviette gelegt und ein silberner Theekessel aufgesetzt. Die Unterhaltung floß vortrefflich. Leichte französische Bonmots und lebhafte Ausrufe in melodischem Polnisch fuhren durcheinander, dazwischen klang die eintönige deutsche Phrase. An dem schnellen Lachen, den Mienen der Sprechenden und dem Feuer der Unterhaltung merkte Anton, daß er unter Fremden war. Schnell flogen die Worte, in den Augen und auf den Wangen glänzte das flüchtige Feuer der heitern Erregung. Es war ein beweglicheres Volk, elastischer, schwunghafter, leichter ergriffen. Erstaunt sah Anton, wie behaglich Lenore in der Unterhaltung schwamm. Auch ihr Antlitz glänzte von höherem Roth, sie lachte und geberdete sich wie die Andern, und dreist blickten ihre Augen in die verbindlichen Gesichter der anwesenden Herren. Dasselbe Lachen, die herzliche Unbefangenheit, die ihn im Stillen entzückt hatte, verschwendete sie jetzt an Fremde, die in der Nacht auf der Landstraße zum Schaden ihres Vaters gearbeitet hatten. Das mißfiel ihm höchlich. Dazu das Zimmer so wunderlich ausgeputzt, die Tapeten schmutzig und zerrissen, die Kinder in der Nebenstube barfüßig, und der Hausherr der stille Beschützer eines Schuftes und wahrscheinlich noch etwas Schlimmeres! So begnügte er sich, mit kalter Zurückhaltung die Gesellschaft zu betrachten und nur das Nothwendige auf die freundlichen Worte des Hausherrn und seiner Gäste zu erwiedern.

Endlich schlug ein junger Herr einige Accorde auf dem Flügel an, Alles sprang auf und wollte tanzen. Die gnädige Frau klingelte, vier wilde Männer stürzten in das Zimmer, ergriffen den großen Flügel und trugen ihn rücksichtslos hinaus. Die Gesellschaft drängte nach über den Hausflur in den gegenüberliegenden Saal. Als Anton eintrat, kam er in Versuchung, sich die Augen zu reiben. Es war ein leerer Raum mit rohem Kalkanstrich, Bänke an den Wänden, und in der Ecke ein abscheulicher Ofen. Mitten im Saal hing Wäsche auf Leinen; Anton begriff nicht, wie man hier tanzen wollte. Aber im Hui wurde die Wäsche durch die Fäuste der Diener herabgerissen, einer lief zum Ofen und blies das Feuer an, nach wenig Augenblicken waren sechs Paar zur Quadrille angetreten. Da der Damen zu wenig waren, band ein junger Graf mit einem schwarzen Sammetbärtchen und zwei wunderschönen blauen Augen sein Battisttuch um den Arm und erklärte sich mit einem graziösen Knix für eine Dame. Sogleich wurde er von einem andern Herrn ritterlich zum Tanz geführt. Selig drehte sich das Völkchen im Tact. Durch die Nachlässigkeit, welche die Mode von den Tänzern des gebildeten Europas verlangt, flatterte zuweilen das Feuer ihres Stammes auf. Lenore trieb mitten darunter. Auch die Baronin war in heiterer Unterhaltung mit dem Hausherrn, und Frau von Tarow machte sich zur Aufgabe, den blinden Freiherrn zu beschäftigen. Das war wieder die vornehme Form, der leichte Genuß des Augenblicks, welchen Anton so oft bewundert hatte; aber heut verzog sich sein Mund zu

einem kalten Lächeln. Es schien ihm nicht männlich und nicht würdig, daß die deutsche Familie sich so hingebend unter Gegnern bewegte, welche wahrscheinlich in diesem Augenblicke Feindliches gegen sie und gegen ihr Volk im Sinne hatten. Als Lenore nach dem ersten Tanz bei Anton vorbeiging und ihn leise frug: „Warum tanzen Sie nicht mit mir?" erwiederte er: „Ich erwarte jeden Augenblick das Gesicht des Herrn Bratzky in einem Winkel dieses Saales zu sehen."

„Wer wird jetzt daran denken," rief Lenore und wandte sich gekränkt ab.

Tanz folgte auf Tanz, die Köpfe der jungen Herrschaften glühten, die Locken wurden schlaff vom warmen Thau. Schnurrbärtige Diener drangen wieder in das Zimmer und boten Champagner in Eis. Stehend, auf dem Sprunge schlürften die Tänzer den kalten Trank, und gleich darauf stürmte von allen Ecken der Ruf nach einem polnischen Nationaltanz zu dem Hauslehrer, welcher am Flügel saß. Jetzt flatterten die Gewänder, die Tänzer schnellten sich wie auf Sprungfedern durch das Zimmer, wie Bälle flogen die Mädchen aus einem Arm in den andern. Ach und Lenore immer mitten darunter! Anton stand neben dem ansehnlichen Polen in mattem Gespräch und hörte kühl das Lob an, welches dieser der deutschen Tänzerin freigebig ertheilte. Was den polnischen Mädchen natürlich stand, die schnellen Bewegungen, die starke Erregung, das machte Lenore wild und, wie Anton sich mit Mißfallen sagte, unweiblich. Und von ihr weg irrte sein Blick an den rohen Wänden umher auf den bestäubten Ofen, in dem ein großes Scheit Holz loderte, bis zu der Decke, von welcher lange graue Spinnweben herunterhingen.

Es war spät, als die Baronin zum Aufbruch trieb; die Pelze wurden in den Saal gebracht, die Gäste wickelten sich ein, die Schelle läutete und das Glöckchen klang wieder über die Schneefläche.

Franz Bernhard Heinrich Wilhelm,

Freiherr von Gaudy,

ein geistvoller Lyriker und Novellist, aber mehr der Mode als der Kunst ergeben, daher für die Litteratur ohne Bedeutung. Er wurde am 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren; sein Vater stand als Generallieutenant in preußischen Diensten, seine Mutter hieß Konstanze, eine geborne Gräfin Schmettow. Seit dem sechsten Lebensjahre außer dem elterlichen Hause erzogen und vorgebildet auf dem Berliner Collège Français, besuchte er das Gymnasium zu Schulpforta, welches ihn im Jahre 1818 mit dem Zeugniß der Reife für die Universität entließ. Doch der Jüngling entsagte dem herkömmlichen Wege gelehrter Bildung und erwählte wie sein Vater den Militärstand; brachte es aber freilich in einem Zeitraume von funfzehn Jahren nicht über den Rang eines Lieutenants hinaus, worauf er im Jahre 1833 seinen Abschied nahm und die schon längst gepflegten litterarischen Studien mit einer Hast ergriff, daß er Produktion auf Produktion

häufte und veröffentlichte. Zugleich machte er mehrere Reisen, um Welt und Menschen kennen zu lernen, nach südlicheren Landstrichen; einen Ausflug nach Rom im Jahre 1835, den er selbst beschrieben, nannte er nach der Sitte deutscher Kaiser „seinen Römerzug". Eine gewisse Unruhe, die ihn von Ort zu Ort, in seinen Schriften von Gegenstand zu Gegenstand trieb, hinderte ihn nicht allein seine geistigen Kräfte für ein bestimmtes Ziel zu sammeln und zu reifen: sie scheint auch frühzeitig seinen körperlichen Organismus untergraben zu haben. Denn schon in der Nacht auf den 6. Februar 1840 endigte er unerwartet zu Berlin in Folge eines Schlagflusses.

Was die Erziehung diesem Autor, vielleicht aus Zufall, nicht rechtzeitig gewiesen hatte, das vermochte er auch durch sein Talent nicht zu erfassen: dazu war es nicht tief genug; ich meine das rechte Vorbild. Denn Gaudy erscheint auf poetischem Felde nur wie ein Dilettant, der von Blume zu Blume umherflattert, um einen momentanen Genuß für sich sowohl als für seine Leser zu schöpfen und mit demjenigen Antheile an Ruhme fürlieb zu nehmen, der ihm vielleicht für die Mühe zufallen werde, die Strahlen seines Geistes spielen zu lassen. Daher Gaudy den Stern Napoleon's feiert, ohne auf die von den Deutschen erlittene Schmach Rücksicht zu nehmen, obwohl er anderwärts für Deutschlands Größe und Ehre zum Schwert der bittersten Ironie greift. Er würde in seinem Gebahren ganz und gar dem „jungen Deutschland" jener Tage angehören, wenn er nicht vorurtheilsloser, freier und edler gedacht hätte als die meisten Mitglieder dieser Coterie. Gleich anfangs hatte ihn auch wirklich die Manier des Witzboldes Heine, wie aus dem „Erato" unsers Autors unzweideutig erhellt, so entschieden angesteckt, daß seine Muse nie gesunden konnte. Immer blieb sein Witzfeuer ein flackerndes Strohfeuer, womit er die unklaren und flüchtigen Ideen seiner Epoche beleuchtete, bald im Style der modernen französischen Eleganz, bald in der herben Weise seines Freundes Chamisso. In der Form folgt er ebenfalls der leichten Mode des Tages; Schwulst und Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks meidet er um so weniger, als er selbst im Innern nicht klar wußte, was er wollte. Mit der Kunst der Sprache nimmt er es überhaupt nicht sehr genau, er scheut vor auffallenden Geschmacklosigkeiten weder in Bildern noch in Wendungen zurück, vielmehr liebt er sie, in der Meinung, daß sein Flitterputz auf den Leser wirke oder doch einen gewissen Glanz verrathe — den Glanz des Halbgenies.

Schriften. 1) Erato. (Gedichte.) Glogau 1829. 2. Aufl. 1836. 2) Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen. Ebend. 1832. 2. Aufl. in dem nämlichen Jahre. 3) Niemcewicz' geschichtliche Gesänge der Polen, metrisch bearb. Ebend. 1833. 4) Schildsagen. Ebend. 1834. 5) Korallen. Ebend. 1834. 6) Desengano. Novelle. Leipzig 1834. 7) Kaiserlieder. Leipzig 1835. 8) Mein Römerzug. Berlin 1836. 3 Theile. 9) Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. Leipzig 1836. 10) Lieder und Romanzen. Ebend. 1837. 11) Novelletten. Berlin 1837. 12) Berlinisches Bilderbuch. Ebend. 1837. 13) Venetianische Novellen. Bunzlau 1838. 2 Bände. 14) Béranger's Lieder. Bearbeitet mit Chamisso. Leipzig 1838. 15) Clotilde von Vallons-Chalys. Auswahl ihrer Gedichte in freier Bearbeitung. Berlin 1836. Den mit Chamisso schon für 1838 gemeinschaftlich herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach" besorgte er für das Jahr 1839 ganz allein.

Sämmtliche Werke, herausgeg. von Arthur Müller. Berlin 1844. 24 Theile. (Gaudy's Leben im 1. Bande.)

Spurlos.

Schneeflocken schweben, sinken,
Rieseln hernieder leis;
Befiederte Sternchen blinken
Auf Wies' und spiegelndem Eis;
Kaum gaukelt eins hernieder,
So decken die andern es dicht,
Kein Aug' erblickt es wieder —
Schneeflocken zählen sich nicht.

Der Frühling kommt; die Quellchen
Erwachen aus dumpfem Traum;
Thalabwärts hüpfen die Wellchen
Mit dem Helm von Silberschaum;
Sie rinnen, rollen, rauschen,
Umfassen und küssen sich lieb —
Kein Auge mag's belauschen,
Wo Well' und Wellchen blieb.

Aus dichtem Moose ringen
Tief in schweigsamem Wald
An's Licht aus Brombeerschlingen
Sich Blumen mannigfalt.
Sich still entfalten und färben
Ist ihre Seligkeit,
Und wenn sie welken und sterben,
Trägt keiner um sie Leid.

Und auch in Dichter-Herzen
Stehn Blum' an Blume gedrängt,
Genährt vom Thau der Schmerzen,
Vom Thau der Lust getränkt;
Sie duften, sie welken wieder,
Von keinem Auge gesehn:
Wollen denn Blumen und Lieder
Mehr als blühn und vergehn?

Biwacht 1813.

Auf dem nächt'gen Trauerschleier, längs des Himmels Dom entrollt,
Funkelt über fränk'schem Lager der Gestirne bleiches Gold,
Doch vor allen glänzt ein herrlich Sterngebild vom Firmament,
Das den Ruhm des großen Kaisers den besiegten Welten nennt.

Hündisch rissen feile Schmeichler, als des Helden Siegerglanz
Nacht umwoben, von dem Himmel jüngst geflochtnen Strahlenkranz.
Doch jetzt strahlt mit großem Namen noch der Stern in voller Pracht,
Himmelsleuchte den getreuen Kriegerschaaren in der Nacht.

Tiefes Schweigen deckt die Fläche. Heereswogendes Gebraus
Summt in dumpfen Murmellauten allgemach ersterbend aus.
Waffenklirren, Kriegsvolks Eintritt, des Commando's ernster Schall
Sind verstummt; der Scherz entbehret des Gelächters Wiederhall.

Von des Lagers ferner Grenze trägt der Schildwacht Feldgeschrei
Und der Runde Losungsworte lauen Westwind's Hauch herbei.
Aus dem Schlummer fährt der Krieger jählings auf; mit mattem Blick
Mustert er die öde Fläche, sinkt auf harten Pfühl zurück;

Hüllt sich fester in den Mantel und gedenkt des Traum's entzückt,
Der ihn aus des Krieges Brandung an der Loire Strand entrückt.
Wiederfindens Bild umschwebte schmeichelnd seine Phantasie,
Hold umkränzt von Friedenspalmen. Wird es sich verkörpern? — Nie.

Biwachtfeuer sinkt in Kohlen, seit der Schläfer läss'ge Hand
Säumt die Flamme zu beleben, thürmend Holz zu neuem Brand.
Auf der Bajonette Spitzen, schnell verschränkt in lange Reih'n
Von den ruhenden Soldaten, zittert matt der Wiederschein.

Aber seht! dort flackert lustig auf kunstlosem Rasenherd
Noch ein prasselnd Feuer, fleißig mit des Kienes Spahn genährt.

Knisternd faßt die Flamme Garben, die des Landmanns Haus gedeckt,
Während sie nur langsam zögernd an dem Eichenpfosten leckt.

Ernste, bärt'ge Krieger ruhen um die Flammen dicht gereiht;
Daß der Krieg ihr Hauptharr bleichte, zeugt das goldbetreßte Kleid,
Aber mehr noch als die Zierde der Chevrons verkünden laut
Tiefe Narben, wie die Männer mit des Kampfs Gewühl vertraut;

Wie des Todesengels Fittich ihre Stirn schon oft gestreift,
Als er blut'ge Ernte haltend durch die dichte Saat geschweift.
Seht dies Häuflein! Neben ihnen füllten die zerriß'nen Reihn
Dreimal sich mit jüngern Kämpfern, dreimal standen sie allein.

Ueber ihre sehn'gen Glieder hat Ermüdung keine Macht;
Jünglings Wimper schließt der Schlummer, doch ihr greises Auge wacht,
Blitzend bei der Heldenthaten Kunde, wenn Erinnerung
Sie in ruhmgekrönte Jugend führt zurück mit raschem Schwung.

Auf des Silberkreuzes Fünf-Strahl, schaukelnd an blutrothem Band,
Blickt Sans-Peur mit hohem Stolze, wiegt es in der rauhen Hand:
Denkt ihr, Freunde, noch des Tages, wo nach Eckmühls Siegesschlacht
Vor dem Thor der kaiserlosen Kaiserstadt wir Halt gemacht?

Denkt ihr noch, wie durch die dünnen Reih'n der Feldherr langsam zog,
Und der Ruf: der Kaiser lebe! durch die Regimenter flog?
Schlicht im grünen Jägerkleide vor dem goldbeblechten Schwarm
Seiner Generale schritt er, hinterrücks gekreuzt den Arm.

Und die hellen Sonnenblicke maßen grüßend Mann für Mann
Seiner treuen Bärenmützen starren, regungslosen Bann,
Gleich als forscht' er, welchen Braven wiederum der Tod entriß;
Denn uns alte Knaben kennt er Alle, glaubt mir's, uns gewiß.

Meine Waffen präsentirend tret' ich aus dem Gliede vor,
Als der Kaiser naht dem Zuge. Lächelnd zupft er mich am Ohr.
„Murrkopf," fragt er, „sprich, was willst du?" — und auf meinem Angesicht
Ruhte fest sein flammend Auge, — doch Sans-Peur erzittert nicht.

„Nun, mein Braver?" fragt er wieder. — Sire, verdient hab' ich das Kreuz. —
„Bei der Fahne wieviel Jahre dienst du?" — Sechzehn sind's bereits. —
„Sah ich bei den Pyramiden dich nicht schon?" — Wohl kämpft' ich da
In der sechsten Halbbrigade. — „Auch bei Lodi warst du?" — Ja. —

„Und das Kreuz?" — Gebührt seit Eckmühl mir. Auf Feindes Parapett
War der Dritte ich. — „Die Ersten?" — Fielen auf der Ehre Bett. —
„Heißt du nicht —?" — Sans-Peur, mein Kaiser. — „Wohl, mein Wackrer. Colonel,
Leiht mir euer Kreuz; man lohnet so Verdiente nie zu schnell." —

Seht, dies Kreuz! mir hat's der Kaiser angesteckt mit eig'ner Hand.
Ha! wohl Keiner wüßte besser, welcher Brust gebührt das Band;

Und mich kannt' er — — — doch genug schon. Reiche jetzt die Flasche mir,
Martineau; der Kaiser lebe! — Und erzähl', es ist an dir. —

Ich erzählen? Alles wißt ihr längst schon, ruft der Veteran,
Wallten wir ja doch gemeinsam zwanzig Jahr auf rauher Bahn.
Dich, Sans-Peur, dich kennt der Kaiser — und er drückt die Mütze sich
Tiefer in der Stirne Runzeln — Alle kennt er, kennt auch mich.

Ja, es war vor Mailands Mauern, wo ich, noch Rekrut, das Heer
Endlich traf. Im Siegesflug es zu ereilen ward mir schwer.
Welche Stadt mein Fuß berührte — die Armee, sie war schon weit,
Und von neu gekämpften Schlachten hört' ich nur verzehrt von Neid.

Nur auf neuer Siege Boten stieß ich, jagend nach Paris,
Und ich fluchte Frankreichs Feinde, der so schnell sich schlagen ließ.
Ja, ich bangte, von Begierde glühnd nach Ehre, nach Gefahr,
Keinen Gegner mehr zu finden — nun, ich zählte neunzehn Jahr.

Wen'ge Tage bei der Fahne, und ich stand auf Lagers Wacht.
Ist mir's doch, als wär' es gestern. Taghell war die Herbstesnacht.
Vor den Reihen der Kanonen, goldbeglänzt im Mondesschein,
Wandelnd, prägt ich meinem Geiste des Sergeanten Lehren ein.

Und ein Mann im grauen Rocke zieht des Weges keck einher,
Gradeswegs auf meinen Posten. Blitzschnell fäll' ich das Gewehr.
Halt! das Wort! — der Kleine weiß es. — Fort! hier führt kein Weg vorbei.
Hundert Schritt von den Geschützen! Fort! mir ist der Dienst nicht neu! —

Doch der Graurock lächelt, spielend mit der Gerte in der Hand:
„Mich nimm aus, Kam'rad,“ so spricht er, „bin ich dir nicht wohl bekannt?
Fort vom Park! ist meine Antwort; fort! ich sag's zum andern Mal;
Niemand darf hier gehn, und wär' es selbst der kleine Corporal.

Und er ging — zu seinem Glücke, denn mein Hahn war schon gespannt.
Noch ein Wort, ich hätt' ihm meine erste Kugel zugesandt.
Wenig fehlt' — und Bonaparte hätte mein Gewehr erprobt:
Tags drauf ward bei der Parole Bürger Martineau belobt.

Manches Kriegesjahr entrollte. Martineau war längst Sergeant,
Als auf Walutinas Feldern er vor seinem Kaiser stand,
Als aus seinem rechten Arme Blut des Schneees Decke schmolz,
Doch die russische Standarte hielt er mit der Linken stolz.

„Ha! wir kennen uns schon lange. Noch aus jener Nacht, Soldat,
Wo der kleine Corporal dir auf verpöntem Pfad genaht.
Noch Sergeant?“ — So ist's mein Kaiser. — „Du empfängst das Epaulett!“ —
Sire, das Schreiben — „Ah! du kritzelst besser mit dem Bajonett?

Gut, so sei des Adlers Wächter!“ — Großen Dank, mein General.
Nicht Unwürd'gen, zeigen werd' ich's, ehrtest du durch deine Wahl.
Nur mit meinem Herzblut lass' ich von der Ehre heil'gem Pfand. —
Sollt' ich meinen doch, der Kuckuck fiel nicht in die schlechtste Hand. —

Tausendfarb'ge Bilder gleiten so vorüber, wechselnd schnell,
An des Kriegers Geist, und eines Sternes Glanz verklärt sie hell;
Stern, an dessen Zauberscheine sich die Tapferen gesonnt
Unter den Oliven, unter eisbegrenztem Horizont.

Dschischehs Pyramidengipfel funkelten in seinem Strahl,
Er beleuchtete der Kön'ge Gräber im Escorial,
Weltbeherrscherin beherrschend flammt' er über'm ewgen Rom,
Ueber Sarogozas Trümmern, über Iwan's Riesendom.

Sie, die seinen Bahnen folgten, — Bahnen, denen Zeit und Raum
Sich besiegt zu beugen schienen, — dünkt es selbst oft nur ein Traum.
Sieg auf Sieg, auf Wunder Wunder; — ihre Zählung unterbricht
In der nimmermüden Krieger Mund der Sonne falbes Licht.

Die Reiterin.

Ich sah jüngst — es war im Traume —
Einen wunderseltnen Ritt:
Auf bejahrtem, steifem Klepper,
Welcher, schleichend Schritt vor Schritt,
Mit den Ranken, Dornen, Nesseln
Sich schwerfäll'gen Hufes stritt,
Saß ein Weib, das schlafend nickte
Und doch nicht vom Sattel glitt.

Saß verkehrt doch gar die Donna,
In der Hand den Schwanz als Zaum,
Wankt' hinüber und herüber,
Murmelt' auch, doch wie im Traum.
Wen'ge Worte nur vernahm ich,
Die ich hört' verstand ich kaum,
Gab auch nicht drauf Acht, und mustert'
Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,
Nicht so farbigen Talar;
Grau nur gegen ihn bedünkte
Mich der Regenbogen gar,
Große Lappen, kleine Fetzen
Angestückt fast wunderbar:
Nun, der Himmel mag es wissen,
Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu schauen
Dieser Edelfrau Gestalt,
Zeigte gleich gebogner Nacken
Spuren von der Zeit Gewalt,
Hatte sie mit häm'schem Finger
Gleich manch Fältchen eingekrallt —
Immer ließ sich noch ermessen,
Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen schien die Dame,
Leis' und schüchtern fragt' ich da:
Wenn nicht meine Ahnung lüget,
Seid ihr Frau Germania? —
„Bis zu Achtzehnhundert neune
Ward ich so genannt. O ja.“
Und jetzt? — „Hab' ich hundert Namen;
Nennt mich Frau Etcätera.“

Wie ihr wollt. Doch edle Herrin,
Welchen fabelhaften Gaul
Reitet ihr? So abgetrieben
Buglahm, hinkend, träg' und faul.
Seht — doch nein ihr könnt nicht sehen —
Im Moraste wühlt sein Maul;
Kommt nicht haarbreit von der Stelle.
Schafft ihn ab. Es ist ein Grau'l.

„Naseweiser Neurungsthümler,
Welch' ein übermüth'ger Wahn
Treibt euch meinen Gaul zu lästern,
Dem ich herzlich zugethan?
Der mich schon seit grauen Jahren
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,
Der den ält'sten Stammbaum vorweist —
Ihn, den alten Schlendrian?“

Emanuel von Geibel,

nach Rückert und Platen der vorzüglichste Lyriker, beliebter als diese, aber demungeachtet kein Klassiker ersten Ranges wie die genannten Meister, auch nicht von gleicher Bedeutung für die Nation. Er wurde zu Lübeck, wo sein Vater Prediger an der reformirten Gemeinde war, am 18. Oktober 1815 geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung am Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog im Jahre 1835 die Universität Bonn, um sich philologischen und theologischen Studien zu widmen. Die letztern indessen ließ er fallen, da seine Vorliebe für die erstern, für klassische Litteratur und Poesie die Oberhand gewann. Als er daher im folgenden Jahre zur Hochschule in Berlin überging, war es sehr natürlich, daß er die Männer aufsuchte, die gleich dachten und ihn fördern konnten, vor Allen Franz Kugler und Adalbert Chamisso, ferner auch Gaudy, Häring, Gruppe und Hitzig: angeregt durch ihren Umgang, warf er sich ganz auf das Studium der Poesie, und Chamisso bediente sich bereits seiner Mitwirkung bei der von ihm und Schwab besorgten Herausgabe des „Deutschen Musenalmanachs.“ Die Welt aber zu sehen und nicht ein Stubenpoet zu werden, war ein Gedanke, den er frühzeitig mit richtigem Blicke erfaßte. Da traf es sich, daß ihm durch Herrn von Savigny und den Wiener Baron Sina der Antrag gemacht wurde, die Stelle eines Erziehers im Hause des Fürster Katakazi, russischen Gesandten in Athen, zu übernehmen. Unbemittelt wie er war, ergriff Geibel unbedenklich die erwünschte Gelegenheit, den klassischen Boden von Hellas zu betreten, obgleich er sein akademisches Triennium noch nicht hinter sich hatte, und brach im März 1838 von Berlin auf, gemächlich seinen Weg durch Süddeutschland und die Lombardei nehmend. Im Juni in Athen eingetroffen, fand er seine Stellung anfangs nicht nach Wunsche, wenigstens nicht für seine Herzensneigung bequem, da sie mit vielfachen Zerstreuungen verknüpft war; nach Jahresfrist indessen setzte er es durch, daß seine Verhältnisse günstiger und freier wurden. Die althellenischen Klassiker an der Stätte aufzublättern, wo sie selbst gewandelt und ihre unsterblichen Gedanken gedacht hatten, und mit ihnen die Gesänge von geistesverwandten Meistern aus der deutschen Heimath, von Goethe und von dem eben auf griechischer Erde entschlafenen Platen zu vergleichen, war der zauberische Genuß, in welchen sich jetzt Geibel unter dem schönen südlichen Himmel fleißig versenkte. Gleichzeitig hatte er das Glück, mit einem Jugendfreunde in Griechenland wieder zusammenzutreffen, mit seinem früheren Lübecker Schulgenossen Ernst Curtius; an dessen Seite unternahm er im Herbst 1839 einen Aus-

flug nach den reizenden cycladischen Inseln und verdeutschte mit ihm etliche interessante Bruchstücke aus althellenischen Dichtern, die sie in einem Heft gemeinschaftlich zu Bonn mit dem Titel „Klassische Studien" 1840 herausgaben. Geibel's Aufenthalt in Athen dauerte noch bis zum Sommer des letztgenannten Jahres fort; dann kehrte er nach Deutschland zurück, veröffentlichte zu Berlin eine Sammlung seiner „Gedichte" und gab sich in seiner Vaterstadt Lübeck dem Studium der romanischen, namentlich spanischen Litteratur hin. Unabhängige Muße genoß er zwar im Elternhause, aber inzwischen blieb seine äußerliche Lage beschränkt und für seine Lieblingswünsche aussichtslos. So kam es ihm denn trefflich zu Statten, daß sein Vater mit einem Edelmann in Hessen befreundet war, dem Baron Karl von der Malsburg, einem Bruder des als Uebersetzer des Calderon und Lope bekannten Gelehrten; auf dem Gut Escheberg, wo dieser Freund wohnte, fehlte es nicht an einem Vorrath spanischer und italienischer Bücher, die für die Zwecke des jungen Dichters geeignet waren. Daher lud ihn der Baron zu sich ein, damit er von diesen Hülfsmitteln Gebrauch machen möchte; im Juni 1841 begab sich Geibel nach Escheberg, schwelgte in den fremden Litteraturschätzen, verdeutschte manche poetische Perle daraus und setzte zugleich seine eigenen Produktionen fort. Nachdem er ein volles Jahr unter dem gastfreundlichen Dache seines wohlwollenden Wirthes zugebracht, wandte er sich wieder nach dem Elternhause zurück, bereichert zwar mit mancherlei Geschenken seiner Muse, die er dem Publikum vorzulegen gedachte, sonst aber in den Hoffnungen auf einen gesicherten Lebensgang um nichts gebessert.

Die Poesie gilt heutzutag so wenig, daß ihr nicht leicht ein Gönner ersteht. Geibel's „Gedichte" indeß hatten bei ihrem ersten Erscheinen nicht allein das Publikum dermaßen angesprochen, daß er bereits mit einer neuen und vermehrten Auflage derselben beschäftigt war, sondern auch die Theilnahme eines Mannes gewonnen, der junge Talente zu schätzen wußte. Ein halber Landsmann, der zu Lübeck ansässige liebenswürdige Freiherr Friedrich von Rumohr war es, der edle Kunstkenner und Freund der Musen, der mit kräftiger That seine Bahn ebnete. In hohem Ansehen stand er bei dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm IV.; sein Fürwort daher, das er zu Ende des Jahres 1842, nicht lange vor seinem Tode, an diesen Monarchen richtete, war sofort mit Erfolge gekrönt: Geibel erhielt ein Jahrgeld von 300 Thalern, wie es erst vor wenigen Monaten auch Freiligrath zugesichert erhalten hatte. Freudig und mit dem Ausdrucke warmen Dankgefühls nahm der Dichter die Auszeichnung des fremden Landesfürsten, die königliche Hülfe hin, die auf einmal seinen Beruf entschied: er konnte frei sich bewerben um den Kranz der Poesie. Da er in Freiligrath einen Wettkämpfer erblickte, der in gleicher

Lage gleichen Zielen zuzustreben schien, so suchte er zunächst diesen auf und verlebte den Sommer 1843 mit ihm zu St. Goar am Rheine. Alsdann schloß er Freundschaft mit den schwäbischen Dichtern, indem er nach Stuttgart ging und in Weinsberg bei dem gastfreien Justinus Kerner vorsprach; unter den Schwaben sich niederzulassen, empfand er keine rechte Neigung, aber einen Hauptvortheil nahm er mit: Cotta wurde von nun an sein Verleger. Die nächsten Jahre hierauf reiste er in den verschiedenen deutschen Provinzen ab und zu, die Leier anstimmend, wie es die Gunst oder die Ungunst der Zeit mit sich brachte; immer aber schlug er den Ton eines Mannes an, der einen allmäligen Fortschritt im Staat angebahnt wissen wollte, im Gegensatz zu dem stürmischen Freiligrath, dessen Beispiel ihn, den mit der Welt mehr Vertrauten, nicht bestimmte. Er bezog seine Pension fort, wie bunt auch das politische Wetter wechselte, nicht blos aus treuer Gesinnung gegen den fürstlichen Geber, sondern weil, wenn ich nicht irre, sein Urtheil von der sehr richtigen Einsicht geleitet war, daß einerseits Freiligrath kein größerer Dichter geworden sei, indem er die Pension von sich warf, er andererseits keineswegs als ein kleinerer Poet dastehen würde, wenn er die Pension fortbeziehe. Dazu kam, daß Geibel die Zuversicht nährte, ein friedlicher Fortschritt der Nation sei nicht blos am wünschenswerthesten, sondern auch möglich und voraussichtlich, und bis zum Jahre 1850 hatte diese Zuversicht ihre volle Berechtigung. Wie aus seinen Liedern deutlich wird, gerieth er mit seiner poetischen Aufgabe und dem Standpunkte des heutigen Staatswesens in keinerlei Collision; er hegte stets die beste Hoffnung von den Segnungen, welche die Zukunft bringen würde, und blieb der harmlose Dichter, der er immer gewesen war, an die Hülfe Gottes erinnernd. Zur heftigen Trompete wurde nur dann seine Leier, wenn es bedrohte deutsche Rechte gegen das Ausland festzuhalten galt. So entstanden (1846) seine „Zwölf Sonette", gegen die maßlose Anmaßung der Dänen gerichtet, unstreitig das kraftvollste Produkt der Geibel'schen Muse. Das Publikum, welchem die Poesie eines Freiligrath behagte, das politische Feuer eines Herwegh gefiel, verschmähte auch die sanftere Stimme des Lübecker Sängers nicht, wie wir aus den zahlreichen, wenn auch nicht starken Abdrücken seiner Gedichte (in zwanzig Jahren angeblich mehr als vierzig Auflagen) schließen müssen. Den Ton seiner Zeit zu treffen, war ihm jedenfalls so gut gelungen, wie seinen Mitbewerbern um die Palme des Tages. Ob er wirklich der eigentliche Dichter sei, der die Nation würdig vertrete, das war freilich eine andere Frage, die nicht Jedermann bejahte. Der günstige Ruf seines Namens jedoch stand bereits fest, als im Jahre 1852 der König Maximilian II. von Bayern ihn an seinen Hof nach München rief; zum Vorleser der Königin bestimmt, erhielt er

zugleich eine Honorar=Professur der Aesthetik an der Münchener Universität, um durch mündliche Lehre auf die Studirenden zu wirken. Auch erschienen seine litterarischen Verdienste dem Monarchen so ausgezeichnet, daß er dem lyrischen Kranze durch Verleihung des Civil=Verdienstordens der bayerischen Krone die Würde des persönlichen Adels hinzufügte. Gleichzeitig vermählte sich Geibel, hatte aber das Unglück, seine Gattin durch frühzeitigen Tod sehr bald zu verlieren. Eine neue lyrische Sammlung, ein Lustspiel und ein Trauerspiel waren die Erzeugnisse aus dem verflossenen Jahrzehnt, die er nach einander veröffentlichte, durch ihren Werth jedoch nicht eben geeignet seinen Ruhm zu erhöhen.

Geibel, auf dramatischem Felde schwach, hat im Lyrischen eine solche Gabe entwickelt, daß er mit Uhland auf gleicher Stufe steht, durch Zahl gediegener Leistungen diesen Dichter überboten hat. Doch seine lobenswerthen Seiten sind mehr negativer Beschaffenheit, er glänzt vornehmlich durch die Abwesenheit von den gewöhnlichen Fehlern, welche unsere heutige mittelmäßige Poesie kennzeichnen, durch die Abwesenheit von Schwulst, Unnatur, Phantasterei und den übrigen Merkmalen ungesunden Geschmacks. Entschiedene positive Vorzüge treten an seiner Lyrik nicht in dem Grade hervor, daß wir ihn für ebenbürtig mit Rückert und Platen zu halten hätten: weder in Rücksicht auf Originalität, noch auf Gehalt überhaupt, noch auf Sprachkunst und Verdienst um die Sprache vermochte er das große fränkische Dichterpaar aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts zu erreichen. Wir dürfen sagen: Geibel hat sich keinen S t y l zu eigen gemacht, wie ihn diese beiden Dichter, jeder in seiner ganz verschiedenen Weise, aufzeigen. Was den ersten der drei Punkte nämlich betrifft, so vermissen wir an seinen Liedern eine stärker ausgeprägte Eigenthümlichkeit, das charakteristische Element, dessen allzugeringes Vorhandensein ihn auch nicht für das Drama befähigte. Sein persönlicher Charakter erscheint nicht so bedeutend, daß er aus dem Spiegel seiner Lieder scharf hervorträte und zugleich imponirte und gefiele. Zwar bemerkt Karl Gödeke richtig, daß „in „diesen Liedern ein ganzer voller Mensch mit gleichmäßiger Anstrengung aller Seelenkräfte „thätig sei, wie es bei Klopstock, bei Schiller und Platen der Fall gewesen"; aber jene Bemerkung muß dahin modificirt werden, daß dieser ganze volle Mensch, diese Seelenkräfte und ihre Harmonie nicht von gleich mächtigem und großartigem Zuschnitte sind wie bei den genannten Dichtern. Geibel giebt sich wie er ist, und kann nicht dafür, daß er nicht mehr ist; er ringt und strengt sich redlich an, in manchen seiner Produkte sogar an das „Gemachte und Gezwungene" in sehr unangenehmer Weise anstreifend, was Gödeke nicht gefühlt hat und daher wegläugnet. Dabei denkt er nicht so erhaben, kühn und groß, wie die drei angeführten Dichter, er ist zu weich, fast zu sentimental; das gefällt allerdings in unsern Tagen ebenso wie es in andern Zeitepochen gefallen hat, und namentlich ist er der Liebling der Frauenwelt geworden, aber die Zukunft mit ihren strengen Forderungen wird seine heutige Popularität jedenfalls eher beschränken als erweitern.

Von seinem Charakter ist denn auch zweitens (wie es bei jedem Dichter der Fall zu sein pflegt) der dargebotene Gehalt seiner Lyrik bedingt. Wie man seinen Charakter nicht sowohl stark als mäßig findet, so möchte er als der A u s g l e i c h u n g s d i c h t e r unserer Tage mit Recht bezeichnet werden. Denn Geibel vertritt überall das mäßige Princip, in Politik,

Religion und Leben, in dem Haß wie in der Liebe. Das Heftige und Leidenschaftliche verabscheut er gewissermaßen, in der Meinung vielleicht, er folge hierin seinem Meister Goethe, während er die großartigen Striche des letzteren vergißt. Daher fehlt ihm das eigentlich begeisternde Element, oder auch der Gehalt seiner Gedichte ist nicht so werthvoll, daß man sich für ihn sehr und innig interessiren könnte. Hassen wird man ihn freilich auch nicht, denn er bietet uns nichts Hassenswerthes. Er will Alles je eher je lieber in Ordnung gebracht sehen, aber wenn es nicht anders sein kann, auch später; die Gegensätze sind ihm lästig, er möchte sie wegschaffen und die Gemüther beruhigen. Es scheint sogar als ob er bisweilen seiner inneren Erregung Gewalt anthue, um ja nicht zu heftig zu werden; und eine solche Selbstbeherrschung schlägt leicht in hausbackene Mattigkeit um.

Was nun drittens die Form anlangt, worein er den von ihm gebotenen Gehalt gekleidet hat, so prägt er sie nett aus: er pflegt das lyrische Gedicht gut zu fassen, anzulegen und auszuführen, so daß man ihm das Verständniß echter Kunst in diesem allgemeinen, so wichtigen Punkte nicht absprechen kann. Geibel ist also ein geschickter Lyriker, — aber die Geschicklichkeit allein macht noch keinen originellen, ganz selbstständigen Dichter: sie ersetzt nicht die im Obigen angezeigten Mängel. Loben wir die Komposition als ein Zeichen der Kunst, so befriedigt uns minder die sprachliche und rhythmische Seite der Form, sobald wir den höchsten Maßstab der Klassicität an seine Produkte anlegen. Denn erstlich gebricht ihm nicht selten die Fähigkeit, seine Gedanken auf die richtigste und schlagendste Weise zu verkörpern; viele seiner Strophen sind matt und verzeichnet, sie leiden an einer Schwäche in einzelnen Redewendungen, welche den Zusammenklang zu Grunde richtet, was zum Theil aus Mangel an Scharfsinn, zum Theil aus ungenügender Herrschaft über das Sprachmaterial herrührt. Wie sehr es ihm an Scharfsinn mangelt, beweisen auf das augenfälligste seine Epigramme, die unter dem Titel „Distichen", funfzig an der Zahl, in der „Neuen Sammlung" seiner Gedichte stehen: es sind in der That bloße Distichen, keine Epigramme mit scharfer Spitze; diese ihnen zu geben war Geibel nicht der Mann. Daß er aber auch sonst nicht scharf genug denkt und zugleich die Sprache nicht vollkommen zu beherrschen weiß, verräth die Wahl mancher Wendung, die zart und elegant, eigen und neu sein soll, im Grunde aber geschmacklos ausgefallen ist, namentlich in seinen Liebesliedern. Von letztern gehören einzelne zu seinen gelungensten Produkten; aber himmelweit sind wir davon entfernt, mit Gödeke zu behaupten, daß „die Poesie seit Jahrhunderten in Deutschland Lieder der Liebe wie die „Geibel'schen nicht geschaffen habe." Die Vergleichung mit unsern Meistern widerlegt einen solchen ungeheuerlichen Lobspruch von selbst. Ganz abgesehen von der Reinheit des Geschmacks, die wir hier und da vermissen, ermangelt Geibel auch in dieser Liedgattung derjenigen Eigenschaften, die ich schon erwähnt habe, der Energie und Leidenschaftlichkeit. Er reflektirt voll und reich und breit über die Liebe, aber nur für weiche Herzen wirksam; der einfache scharfe Denker kommt dabei zu kurz, er langweilt sich über eine Tiefe, die Alles erschöpfen möchte, aber im Grunde blos eine Scheintiefe ist. Er salbadert über alle nur möglichen Phasen eines liebenden Herzens, während die entscheidenden Momente, die uns hinreißen würden, denen wir uns ergeben müßten, gleichsam vertuscht sind.

Auf die rhythmische Seite insbesondere, auf die Vers- und Reimkunst seiner Lyrik zu kommen, so wird er in dieser Beziehung weit mehr gelobt als er verdient, gelobt von solchen Kritikern, welche selbst die Ansprüche an Sprachvollendung nicht kennen. Wir finden aller-

dings, daß Geibel in dem volksthümlichen Tone eine gewisse Meisterschaft entwickelt, in einem Tone, wobei man kleinere Verstöße gegen den Rhythmus, gegen die Feinheit der Versmessung nachsieht, auch üble Reime allenfalls duldet. Mit Glück hat er zugleich das „Sangbare" seiner Lieder erstrebt. Wo aber dieser volksthümliche Ton nicht vorherrscht, wo er Kunstdichter ist, fallen seine Verstöße gegen den Wohlklang, seine falschen Füße, seine Hiatus und schlechten Reime unangenehm auf, obgleich er im Durchschnitt die leichten Jamben und Trochäen strenger ausgebildet hat, als es A. Böttger, Roquette und viele andere Poeten der letzten Jahrzehnte vermochten. Zu künstlicheren Maßen ließ er sich durch seinen „früheren" Meister Platen überhaupt nicht verlocken; dem sogenannten antiken, reimlosen Ausdrucke war er nicht hold, aus doppeltem Grunde, wie mich bedünken will. Einmal strebte Geibel nach der möglichsten Popularität seiner Muse, gewarnt durch Platens Beispiel, der bei Lebzeiten unpopulär blieb und überhaupt bis zu einem gewissen Grade auf Popularität von vornherein verzichtet hatte, um die Kunst der Lyrik selbst zu steigern, eine glänzende und der Nation zum Schmucke gereichende Aufgabe. Mit einem ähnlichen Ziele hatte Geibel nichts zu schaffen; er mochte sich nicht, wie jener, für undeutsch ausschreien lassen und glaubte wohl gar, Platen habe einen Irrthum begangen, daß er dem schlechten Ohre des großen Publikums nicht zuweilen Rechnung getragen durch Zulassung metrischer Unrichtigkeiten. Zweitens aber besaß Geibel auch nicht genug Sprachtalent und Gehör, um theils die Messung genauer zu betreiben, theils kühnere Strophenformen zu wählen und auf die höhere Kunstlyrik einzugehen. Und in letzterer Beziehung darf man ihn nicht tadeln. Denn es ist besser, von der Zinne der Kunst fern zu bleiben, wenn das Talent dazu nicht ausreichend ist: wie der Stümper durch schlechtgebaute Verse dem Eindrucke seiner Leistung schadet, ebenso schweren Nachtheil bringt es auch dem Künstler, wenn er blos künstelt, ohne über die Kunst siegen zu können. Denn ein solcher Künstler stümpert offenbar ebenfalls.

Gleichwohl müssen wir eine hierhergehörige Rüge aussprechen. Wir müssen es rügen, daß eine gewisse Ehrbegierde, auf der Zinne zu stehen, den Jünger Geibel neuerdings verleitet hat, dem Meister Platen sich als überlegen gegenüberzustellen und dem Verdienste dieses ebenso großen Dichters als Sprachbeherrschers einen Flecken anzuhängen. Einer seiner „Sprüche" nämlich, die er uns in der „Neuen Sammlung" der Gedichte belehrend mittheilt, lautet folgendermaßen:

„Das wollen wir Platen nicht vergessen,
Daß wir in seiner Schule gesessen;
Die strenge Pflicht, die römische Zucht,
Sie trug uns allen gute Frucht.
Aber wir möchten dabei nicht bleiben,
Das Dichten wieder deutsch betreiben,
Und gehn, wohin der Sprache Geist
Mit ahnungsvollem Laute weis't."

Eine schlimmere Verkennung ist über Platen nicht ausgesprochen worden als diese verkehrte Behauptung seines Schülers Geibel, der damit das indirekte und doch klare Bekenntniß ablegt, daß er Platen's wahre Aufgabe nicht erkannt hat, die dahin ging, den Deutschen „den Pfad des Aethers zu zeigen." Wir sind zu der Erwiederung berechtigt, daß die Redensart, man müsse „das Dichten jetzt wieder deutsch betreiben", lediglich darauf hinausläuft: man müsse wieder in die alte Leier zurückfallen, weil die von Platen angebahnten Kunstforderungen

an deutsche Sprachvollendung für Geibel und Dichter seines Ranges zu schwer sind. So viel wir wissen, hat sich denn auch Geibel und sein Freund Paul Heyse den leichtfertigen Grundsätzen in der Metrik angeschlossen, welche ihr Berliner Vorbild, der schwache O. F. Gruppe, neuerdings erfunden und verkündigt hat, damit man künftighin stümperhafte Verse für die kunstgerechten ansehe.

Schriften. 1) Klassische Studien. (Mit E. Curtius.) Bonn 1840. 2) Gedichte. Berlin 1840. Vielfach neu aufgelegt, endlich in den Cotta'schen Verlag zu Stuttgart übergegangen. 3) Zeitstimmen. Lübeck 1841. Mehrfach neu aufgelegt. 3) Spanische Volkslieder und Romanzen. Berlin 1843. 5) Spanisches Liederbuch. (Mit Paul Heyse.) Ebend. 1852. 6) König Roderich. Trauerspiel. Stuttgart 1844. 7) Ein Ruf von der Trave. Lübeck 1845. 8) König Sigurd's Brautfahrt. Eine nordische Sage. Berlin 1846. Mehrfach neu aufgelegt. 9) Zwölf Sonette. (Für Schleswig-Holstein.) Lübeck 1846. 10) Juniuslieder. Stuttgart 1847. Vielfach neu aufgelegt. 11) Lorelei. (Oper.) 12) Meister Andrea. Lustspiel in 2 Aufz. 1855. 13) Neue Gedichte. Stuttgart 1856. Mehrfach neu aufgelegt. 14) Brunhild. Tragödie. Ebend. 1857.

Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah' und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht an's Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Frieden.

Die Lilien glüh'n in Düften,
Die Blüthe spielt am Baum;
Hoch zieht in stillen Lüften
In buntem Schmuck der Traum.

Und wo er blickt, da neigen
Die Blumen das Haupt überall;
Und wo er zieht, da schweigen
Waldrauschen und Nachtigall.

Mir wird das Herz so stille
In dieser milden Nacht;
Es bricht der eig'ne Wille,
Die alte Lieb' erwacht.

Fast ist's als käm' ein Grüßen
Auf mich vom Himmelszelt,
Und Frieden möcht' ich schließen
Mit Gott und aller Welt.

Wie es geht.

Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht,
Er spielt mit dir — da neigte sie das Haupt,
Und Thränen perlten ihr vom Angesicht
Wie Thau von Rosen; o, daß sie's geglaubt!

Denn als er kam und zweifelnd fand die Braut,
Ward er voll Trotz; nicht trübe wollt' er scheinen,
Er sang und spielte, trank und lachte laut,
Um dann die Nacht hindurch zu weinen.

Wohl pocht ein guter Engel an ihr Herz:
„Er ist doch treu, gieb ihm die Hand, o gieb.“
Wohl fühlt' auch er durch Bitterkeit und Schmerz:
„Sie liebt dich doch, sie ist ja doch dein Lieb.
Ein freundlich Wort nur sprich, ein Wort vernimm,
So ist der Zauber, der euch trennt, gebrochen“ —
Sie gingen — sah'n sich — o der Stolz ist schlimm! —
Das eine Wort blieb ungesprochen.

Da schieden sie. Und wie im Münsterchor
Verglimmt der Altarlampe rother Glanz —
Erst wird er matt; dann flackert er empor
Noch einmal hell, und dann verlischt er ganz —

So starb die Lieb' in ihnen, erst beweint,
Dann heiß zurückersehnt, und dann — vergessen,
Bis sie zuletzt, es sei ein Wahn, gemeint,
Daß sie sich je dereinst besessen.

Nur manchmal fuhren sie im Mondenlicht
Vom Kissen auf — von Thränen war es naß,
Und naß von Thränen war noch ihr Gesicht;
Geträumet hatten sie — ich weiß nicht, was.
Dann dachten sie der alten schönen Zeit,
Und an ihr nichtig Zweifeln, an ihr Scheiden,
Und wie sie nun so weit, so ewig weit.
O Gott, vergieb, vergieb den Beiden.

An Georg Herwegh.

Im Februar 1842.

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! Ich weiß' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten?
Daß Jeglicher nach seiner Brust
Das Aergste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl, — schieß' er ohne fest zu zielen!
Doch, wer vom Wetterlicht umblitzt
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr ein Sämann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung,
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrat's entweihn,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirren,
Die Kriege, die dein Lied gefodert,
Die hast'ge Glut, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! Das ist nicht deutsche Art.
Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Ums Freiheitsbanner dichtgeschaart,
So stehn auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns ist der Baschkir,
Der Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermüth'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub', der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht;
Der Geist ist stärker als die Klingen.
Geharnischt steht er auf dem Plan;
Er, der mit Luthern einst gefochten,
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nahn:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum thu' dein Schwert an seinen Ort,
Wie Petrus that, da er gesündigt;
Die Freiheit geht nicht aus auf Mord:
Blick' nach Paris, das dir's verkündigt!
Vom Geist will sie gewonnen sein;
Doch wer ihr Kleid, so rein und heiter,
Mit blut'gem Makel mag entweihn,
Und säng' er Engelsmelodein:
Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst,
Hab ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flamme deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht,
In Gottes Hand ist das Gericht.
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

An den König von Preußen.

Im December 1842.

Ich habe nie nach Gunst gerungen,
Ich sang allein, was ich gemußt;
Wie Rosen, frisch dem Lenz entsprungen,
So brach's hervor aus meiner Brust.
Und fröhlich streut' ich in die Winde
Die leichte, reiche Blumenpracht;
Ob sie der Freund, der Tadler finde,
Ich hab' es nie zuvor bedacht.

Nicht, daß mir drum in Nacht versunken
Die Welt und ihre Schönheit sei;
Nein! Wer aus jenem Born getrunken,
Dem ward erst ganz die Lippe frei.
Sein ernster Muth mag fröhlich scherzen
Des Grundes, drauf er steht, bewußt;
Er trägt erblüht im reinen Herzen
Den Rosengarten jeder Lust.

Doch dir, o Fürst aus edlem Stamme,
Der treu vor Gott sein Volk regiert,
Den schöner noch des Geistes Flamme
Als seiner Väter Krone ziert,
Auf den, wenn sich die Wolken schwärzen,
Als Leuchtthurm schauet Deutschlands Kern;
Wie dank' ich dir aus tiefstem Herzen,
Wie dank' ich Alles dir so gern!

Und wo die grimmsten Qualen bluten,
In jeden Abgrund schaut er kühn,
Sieht er doch ob den finstern Fluten
Den Bogen der Versöhnung glühn.
Den Fluch, den Oedipus entsandte,
Er zeugt ihn neu aus heiterm Sinn,
Und schreitet unversehrt, wie Dante,
Selbst durch der Hölle Flammen hin.

Was ich in unsrer Wälder Stille,
An Hellas' Strand umsonst begehrt,
Das hat dein königlicher Wille
Aus freien Hulden mir gewährt;
Du gabst ein Leben mir vom Staube
Des niedern Marktes unberührt,
Ein Leben, wie's im grünen Laube
Der freie Vogel singend führt.

So laß mich stehn, so laß mich ringen,
Und so durch Wonn' und Jammer gehn!
Kein eitel Spielwerk ist mein Singen,
Ich spür' in mir des Geistes Wehn.
Und ob auch der Vernichtung Tönen
Der Haufe rasch entgegen flammt:
Zu baun, zu bilden, zu versöhnen,
Fürwahr, mich dünkt's ein besser Amt.

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.
Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmern schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Ob jemals ich den Kranz gewinne,
Des Dichters Preis, wer sagt es an!
Steil ragt empor des Ruhmes Zinne,
Und kaum betrat ich erst die Bahn.
Doch rührt von jenen dunkeln Zweigen
Ein Blatt auch nur die Stirne mir:
Der Mutter sei's geweiht zu eigen,
Dem deutschen Vaterland, — und dir.

Minnelied.

Es giebt wohl Manches, was entzücket,
Es giebt wohl Vieles, was gefällt,
Der Mai, der sich mit Blumen schmücket,
Die güld'ne Sonn' im blauen Zelt.
Doch weiß ich Eins, das schafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgensonne,
Als Rosenblüth' und Lilienreis;
Das ist getreu im tiefsten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein solches Gut beschieden,
Der freue sich und sei getrost,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung tost.
Mag alles Leiden auf ihn schlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie ist ihm Hort und sichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh' im Sturm.

Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt versteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt;
Dann ist dein Leben ein geweihtes,
In deinem Wesen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh';
Und todesfroh in raschem Fluthen
Fühlst du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magst im Du.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen giebt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O, gieb das Herz aus deiner Brust!

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln sanft um deinen Mund,
Und all' dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir ist's nicht kund.
Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,
Die weiß, die andern roth erglüht,
Und keiner merkt aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen:
So ist's; du fühlest nur: Es blüht.

Es blüht; es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar,
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar,
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker, als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Spät ist es — hinter dunkeln Gipfeln
Färbt golden sich der Wolken Flaum,
Tieferöthlich steigt aus Buchenwipfeln
Der Mond empor am Himmelssaum.
Der Wind fährt auf in Sprüngen, losen,
Und spielet mit den weißen Rosen,
Die rankend blühn am Fenster mir;
O säuselt, säuselt fort, ihr Lüfte,
Und tragt getaucht in Blumendüfte
Dies Lied und meinen Gruß zu ihr!

Zuflucht.

Der du mit Thau und Sonnenschein ernährst die Lilien auf dem Feld,
Der du der jungen Raben nicht vergissest unterm Himmelszelt,
Der du zu Wasserbächen führst den Hirsch, der durstig auf den Tod,
O gieb, du Allbarmherziger, auch uns'rer Zeit, was ihr so noth!

Um Frieden, Frieden flehen wir, nicht jenen, der des Sturms entbehrt,
Der sicher in der Scheide Haft gefesselt hält das scharfe Schwert,
Nein, um den Frieden in der Brust, den's mitten in der Schlacht nicht graut,
Weil auf dem Felsen deines Worts mit festen Pfeilern er gebaut.

Gieb uns die Hoffnung, Herr zu dir, die nie zu Schanden werden läßt,
Gieb uns die Liebe, die im Tod, und über'm Tode noch hält fest,
Gieb uns den Glauben löwenstark, den Glauben der die Welt bezwingt,
Und auf dem Scheiterhaufen noch dir helle Jubelpsalmen singt.

Wohl sind wir sündig, arm und schwach, und nimmer solcher Gnaden werth,
Doch du erbarmst dich, wo ein Herz voll Angst und Sehnsucht dein begehrt;
So hör' uns denn gleich Israel, da er dich dringend hielt umfaßt:
„Ich laß dich nicht, ich laß dich nicht, Herr, bis du mich gesegnet hast."

Nein! Du verstößest nimmermehr den, der da flüchtet in dein Haus,
Zerbrichst nicht das zerknickte Rohr, und löschst den matten Docht nicht aus,
Die Arme thust du auf, und sprichst auch zu den Herzen uns'rer Zeit:
Kommt her zu mir, die ihr im Geist mühselig und beladen seid.

So kommt denn all', in deren Ohr die hohe Freudenbotschaft klang,
Die einst den Hirten auf dem Feld der Chor der Engelstimmen sang;
Kommt! Süßer Frieden ist in ihm, und Licht, das keinem Dunkel weicht,
Das Leben ist er, und sein Joch ist sanft, und seine Last ist leicht.

Für Schleswig-Holstein. 1846.

I.

Es ist ein Ruf in's Niederland gekommen
Vom Gau her, wo der Eider Fluten münden,
Der jede deutsche Seele muß entzünden,
Und war sie nie bis heut in Zorn erglommen.

Vom Niederlande hat's der Harz vernommen,
Da schrie er auf aus seinen hundert Schlünden,
Dem Fichtelberg die Botschaft zu verkünden;
Der rief den Alpen sie, vor Grimm beklommen.

Die Alpen sandten sie nach Ost und Norden
Mit Rhein und Donau, die im Wogenbrande
Wie Zornesadern schwollen aus den Borden.

Nun wissen's schon die Kinder weit im Lande,
Und alle Stimmen sind Ein Schrei geworden,
Ein Schrei nach Sühne für so große Schande.

II.

O Muttersprache, reichste aller Zungen,
Wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen,
In deren dreimal benedeiten Tönen
Zuerst erfrischt das Wort des Herrn erklungen,

Mit eh'rnen Banden hältst du uns umschlungen
Und alle, die du zählst zu deinen Söhnen,
Daß keiner sich dem Machtspruch mag gewöhnen,
Der ihm mit anderm Laut in's Ohr gedrungen.

Nun aber wollen dir die Weltgestalter
Entziehn ein ganz Geschlecht nach ihren Launen,
Und dänisch welschen soll's im neuen Alter.

Wohl mag dich, Mutter, fassen drob ein Staunen,
Doch zage nicht! Nein, greif' auf deinem Psalter
Ein wehrhaft Lied, schmetternd wie Kriegsposaunen!

Heimkehr.

Das war dereinst ein Tag der Schmerzen,
Der uns getrennt auf immerdar;
Du wandtest dich von einem Herzen,
Das reich und das dein eigen war.

Ich weiß, ich hatte viel verschuldet,
Doch nicht so viel, als du gemeint,
Und bitter hab' ich drum geduldet,
Und blutig hab' ich drum geweint.

Doch nun auf's neu in deine Nähe
Nach manchem Jahr mein Stern mich führt,
Empfind' ich wie sich Lust und Wehe
In meinem Busen mächtig rührt.

Mir ist's, ich sollte dich nicht meiden,
Und sprechen möcht' ich: O vergieb!
Ob Welt und Sitt' uns ewig scheiden,
Du bist mir dennoch schön und lieb.

Wohl lenkt' ich still nach andern Zielen,
Ich rang mich fort durch Freud' und Pein,
Doch wie des Lebens Würfel fielen:
Vergessen konnt' ich nimmer dein.

Ich warb um Lust, um Ruhm, um Tugend,
Und manches Schöne fiel mir zu;
Doch bleibt das schönste Glück die Jugend,
Und meiner Jugend Glück warst du.

Aus dem Walde.

Mit dem alten Förster heut
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß in's Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast, als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen in's Revier
Wo umrauscht von alten Bäumen
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst du über unsern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

Was uns Noth ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern,
Aber das ist unser Theil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen;

Und ihr Enkel, still erfreut
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut
An die Väter will gemahnen."

Wie verstummend im Gebet
Schwieg der Mann, der tiefergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten

Die Braut.

(Am Tage vor der Hochzeit.)

Wie schmachtet' ich noch jüngst
Um seinetwillen!
Und dennoch wein' ich nun
Für mich im Stillen.

Ach, als er heute mich
So heiß umfangen,
Kam in die Seele mir
Ein endlos Bangen.

Schluchzend an seinem Hals
Konnt' ich nicht sprechen;
Mir war's, als wollte was
In mir zerbrechen.

Das höchste Glück, so nah,
Macht, daß ich bebe —
O Liebster, wüßtest du,
Was ich dir gebe!

Letzter Gruß.

Fahrwohl, fahrwohl! Du ziehst von hinnen,
Und all mein Glück zieht mit dir fort;
Doch sahst du keine Thräne rinnen,
Und diese Lippe sprach kein Wort;
Fahrwohl, fahrwohl! Du ahnest nicht
Den Dorn, der mir in's Leben sticht.

Und da du meinem Spiel dich neigtest,
Und forschend nach der Lieder Sinn
Die junge Seele ganz mir zeigtest,
Und aller Himmel Tiefen drin:
O wie mir da die Thräne quoll,
Und war doch höchster Freuden voll!

Ach, als in meines Herbstes Trauer
Du tratest, Frühlingslicht um's Haupt,
Da ging durch diese Brust ein Schauer,
Die nie zu lieben mehr geglaubt;
Am Wunder, das an mir geschah,
Fühlt' ich: ein Engel war mir nah.

Mir war's, der Mond sei aufgegangen,
Mein dunkler Wandel ward voll Licht;
Ich träumte hin im schönen Prangen
Und dacht', ein Kind, der Zukunft nicht.
Fahrwohl! — In Wolken sinkt der Mond,
Und Nacht wird's; doch ich bin's gewohnt.

Fahrwohl, Holdsel'ge, sei gesegnet,
Und sei gesegnet, wem du nahst;
Auch er, dem einst dein Herz begegnet,
Wenn du mich längst vergessen hast —
Fahrwohl, fahrwohl! Was geht's dich an,
Daß ich dich nie vergessen kann?

Laß Andre nur im Reigen.

Laß Andre nur im Reigen
Mit lautem Gruß mir nahn,
Du bist mein lieblich Schweigen,
Und siehst mich freundlich an.

So hat die Frühlingssonne
Auch Schall und Rede nicht,
Und doch mit stiller Wonne
Durchschauert uns ihr Licht.

Dein Auge tief und minnig,
Es sagt mir Tag für Tag,
Was nimmer so herzinnig
Die Lippe künden mag.

Mir gab den Wohllaut eigen
Der dir den Blick beschied.
Sei du mein lieblich Schweigen,
Und ich will sein dein Lied.

Des Mondes Silber rinnt.

Des Mondes Silber rinnt
Im Wald von Zweig zu Zweigen,
Im Thal die Nebel steigen,
Entschlafen ist der Wind.

Wie klar erscheinst du mir
In meiner Seele Grunde!
Mir ist zu dieser Stunde,
Ich redete mit dir.

Und wie kein Halm sich regt,
Kein Läublein, keine Ranke,
Hat jeder Schmerzgedanke
Sich auch zur Ruh gelegt.

Ich fühl's in sel'ger Ruh:
Eins sind wir, auch geschieden —
Gut' Nacht, und solchen Frieden,
Geliebte, hab' auch du.



Christian Fürchtegott Gellert,

einer der populärsten Schriftsteller aus der ersten Periode des Wiedererwachens unserer Litteratur, ausgezeichnet durch den volksthümlichen Ton seiner Fabeln, geistlichen Oden und Lieder, wurde am 4. Juli 1715 zu Haynichen geboren, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge. Sein Vater war Prediger im genannten Ort, bei spärlichem Einkommen mit einer zahlreichen Familie gesegnet und deßhalb verhindert, die frühste Erziehung des Knaben seinem offenen Kopfe anzupassen: durch Abschreiben mußte der Kleine, sobald er die Feder führen konnte, sein eigenes Brod zu verdienen suchen, um die Last der Eltern zu erleichtern. Mit dem vierzehnten Jahre indessen (1729), als seine Fähigkeiten vielversprechend hervortraten, lief er in den Hafen der Fürstenschule zu Meißen ein, der bewährten Pflanzstätte sächsischer Bildung. Ueberall erwachte damals in der Jugend ein reger Eifer für vaterländische Poesie, und Gellert war nicht der letzte, der sich mit gleichgesinnten Schulgenossen, wie Karl Christian Gärtner und Gottlieb Wilhelm Rabener, bereits auf dieser altklassischen Lehranstalt zu dem großen Ziele vereinigte, dereinst auf die deutsche Nation durch deutsche Schriften zu wirken. Auch auf der Universität Leipzig setzte später das genannte Kleeblatt diese Bestrebungen fort, zunächst unter der Leitung des Professor Johann Christoph Gottsched, dem sie jedoch nachmals den Rücken kehrten, als er einer verkehrten Herrschaft sich anmaßte. Gellert studirte von 1734 ab, wo er die Universität bezog, vier Jahre hindurch Theologie, worauf er zunächst in das Elternhaus zurückging; bald ergab sich aber, daß er für einen Kanzelredner zu kränklich und zu schüchtern war. Daher übernahm er eine Hauslehrerstelle in einer bei Dresden wohnhaften Adelsfamilie, und da dieses Verhältniß ihm gleichfalls nicht zusagte, entschloß er sich im Jahre 1741 an der Seite eines jungen Verwandten, den er inzwischen für die Hochschule vorbereitet

hatte, zur Rückkehr nach Leipzig. Hier half er sich durch Ertheilung von Privatunterricht fort und begann die Träume seiner Jugend zu verwirklichen, indem er poetische Versuche erst in Gottsched'sche Blätter, dann in die „Bremer Beiträge" einreihte, an deren Spitze anfangs der obengedachte Gärtner stand. Im Jahre 1744 erwarb er die Magisterwürde und hielt Vorlesungen an der Hochschule, theils über Moral, theils über Poesie und Beredsamkeit, die letztern verbunden mit praktischen Uebungen der Studirenden; zwei Jahre später veröffentlichte er seine „Fabeln und Erzählungen", die schnell eine ungewöhnliche Theilnahme und die weiteste Verbreitung fanden. Gesichert wurde seine Lebensstellung endlich durch die im Jahre 1751 erfolgte Ernennung zu einer außerordentlichen Professur der Philosophie; sechs Jahre darauf erschienen seine „geistlichen Oden und Lieder", wie auch „vermischte Schriften", die den Geschmack seiner Zeitgenossen nicht minder glücklich trafen. So hatte er denn bereits einen hochberühmten Namen als deutscher Autor und Universitätslehrer gewonnen, als der siebenjährige Krieg losbrach. Selbst Friedrich der Große, der gegen die Anfänge der deutschen Litteratur keine Hochachtung empfand und in die französische Eleganz sich vertieft hatte, erzeigte dem sächsischen Schriftsteller die Ehre einer persönlichen Unterredung im Winter des Jahres 1760, als seine Heere in Leipzig standen. Einen Vortheil von dieser Auszeichnung zog Gellert freilich nicht; er war überhaupt so bescheiden, daß er im Jahre 1761 sogar eine ordentliche Professur an der Leipziger Universität ablehnte. Fortdauernde Kränklichkeit mochte zu dieser Entsagung wesentlich beitragen; die natürliche Heiterkeit seines Wesens trübte zuletzt mehr und mehr die Wolke der Hypochondrie. Nach langen schmerzlichen Leiden verschied er am 13. December 1769.

Gellert hat klassische Bedeutung errungen, weil er der erste war, der um die Zeit des Wiedererwachens der neuhochdeutschen Poesie auf seinem Gebiete einen volksthümlichen Styl von solcher Vollendung aus sich herausentwickelte, daß er nicht allein alle ähnlichen früheren Versuche übertraf, sondern auch durch keinen Nachfolger im Laufe eines Jahrhunderts übertroffen wurde. Deutsche Muster besaß er keine, nicht einmal das Vorbild eines guten Gesellschaftstones; denn über die Ausdrucksweise wohlanständiger Gesellschaft, wie sie sein Zeitalter darbot, ist er offenbar weit hinausgegangen, was man aus dem unermeßlichen Eindrucke auf das gesammte Publikum schließen darf. Verständlich hat er für alle Schichten der Gesellschaft geschrieben, und alle Stände zollten ihm einen ungetheilten, fast unerhörten Beifall: die Fabeln und die geistlichen Gedichte erlebten eine Menge von rechtmäßigen Auflagen und eine Menge von Nachdrücken. Bewundernswerth aber muß auch heute noch seine Fähigkeit erscheinen, selbst prosaische Stoffe oder solche, die aus dem gewöhnlichen Volkskreise geschöpft waren, mit einer bis dahin unbekannten Anmuth auszustatten. Auch seine geistlichen Oden und Lieder besaßen wenigstens so vielen Schwung, daß neuere Flachköpfe

für gut fanden, ihnen die Flügel abzustumpfen, um sie für den gemeinen Mann desto genießbarer zu machen. Bei der Jugend, bei dem Bürger- und Bauernstand unsers Volks ist ihm eine gewisse Unsterblichkeit gesichert. Denn mit Recht urtheilt über ihn der Aesthetiker Bouterweck: „Ein feines Gefühl für Natürlichkeit, Schicklichkeit und richtiges Verhältniß, war die Grundlage seines Geschmacks. Phantasie und Witz hatte er gerade so viel als nöthig ist, die natürliche Schwäche des Gefühls und des gesunden Verstandes durch mannigfaltige Reize des Styls zu beleben. Die Klarheit, Leichtigkeit und gefällige Correctheit seines Styles mußte sein Zeitalter um so mehr anziehen, weil sie so anspruchslos sind und den Deutschen, die noch immer nach französischer Bildung strebten, im Beispiele zeigten, was sie sich von den wirklichen Vorzügen des französischen Geschmacks aneignen könnten, in dessen Besitz die Gottsched'sche Schule durch geistlose Befolgung trockner Regeln sich gesetzt zu haben glaubte. Auf diese Art wurde Gellert einer der gemeinnützigsten Schriftsteller, deren das Zeitalter bedurfte, und die es sich wünschte. In der Fabel waren seine nächsten und bedeutendsten Nachfolger Lichtwer und Gleim.

Schriften. 1) *Fabeln und Erzählungen.* Leipzig 1746. 2 Bände. 2) *Geistliche Oden und Lieder.* Ebend. 1757. 3) *Sammlung vermischter Schriften.* Ebend. 1757. 2 Bände. 4) *Sämmtliche Schriften.* Ebend. 1769—1774. 10 Bände. (Im letzten Bande Gellerts Leben von J. A. Cramer.) Neueste Ausgabe. Leipzig 1853 u. f. 6 Bände. 5) *Aufgefundene Familienbriefe.* Freiberg 1819. 6) *Briefwechsel mit Demoiselle Lucius.* Leipzig 1822.

Gellert's *Leben* von H. Döring. Greiz 1833. 2 Theile.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände,
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten güt'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechstemal schon aufgelegt,
Und sich mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spanischen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher,
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war blos berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh' Kenner ihn gelesen.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd' er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert sein.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig sein.

Die Geschichte von dem Hute.

Der Erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen,
Die Krämpen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen:
Er sinnt und wagt es, kurz und gut,
Er wagt's zwo Krämpen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn:
Das Volk bleibt vor Verwund'rung stehn
Und schreit: „Nun läßt der Hut erst schön!"
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und schmält.
„Ich," spricht er, „sehe wohl, was fehlt!"
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krämpe zu dem Hute.
„O!" rief das Volk, „der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!"
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt! wie konnt' es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.

„Beglückter Einfall!" rief die Stadt;
„So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich!"
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen.
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und Alle schreien:
„Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! — O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand!"
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß,
Und bei der Nachwelt unvergessen.
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
„Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm," schrie es, „ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die Andern gegen ihn!"

Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben;
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.
Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk ward neu; er selbst, der Hut, blieb alt;
Und — daß ich's kurz zusammenzieh' —
Es ging dem Hute fast, wie der — Philosophie.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Branntweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis auf's Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der Andre sich den Tobak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an;
Und jeder wollte blos den andern überleben,
Um noch im Sarg, ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren.
Doch endlich kam die Sache vor Gericht;
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid? War er's nicht? —
Nein! Dieser sang: Verwahrt das Feuer und das Licht!
Allein so sang der Andre nicht;
Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!

Die Wächter, hör' ich viele schrei'n,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein! —
Ihr Herren, stellt die Reden ein!
Ihr könntet sonst unglücklich sein.
Wißt ihr denn nicht's von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleichviel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
Und, wie die Eltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.
Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt' ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heil'gen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.

O hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an:
Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein — — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen:
So muß er sie noch zweimal lesen;
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen:
So sag' er's ja den Klugen nicht,
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heißen ihn die Zeitung lesen.

Bitten.

Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst uns beizustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk' auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten!

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, so viel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt' ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben.
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wollest du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.

Morgengesang.

Mein erst Gefühl sei Preis und Dank;
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing ihm, meine Seele!

Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
Lag ich, und schlief in Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß,
Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du bist es, Herr und Gott der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mir's itzt neu gegeben.

Gelobet seist du Gott der Macht,
Gelobt sei deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen;
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn und willig thue.

Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächsten beizustehn,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an Andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe.



Johann Wilhelm Ludwig Gleim,

ein Lyriker, Fabeldichter und Epigrammatiker von wohlverdientem Rufe, der ersten Periode des Wiedererwachens unserer Litteratur angehörig, wurde am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt geboren. Nachdem er auf der Stadtschule zu Wernigerode seine gelehrte Vorbildung erhalten hatte, bezog er die Universität Halle und studirte von 1738—1740 die Rechte. Wie anderwärts, war auch dort damals in der Jugend der heftige Trieb erwacht, der deutschen Dichtkunst Leben und Odem einzuhauchen, und in Gleim loderte das nämliche Feuer mit unauslöschlicher Flamme auf; er schloß sich an gleichgesinnte Studiengenossen an, namentlich an J. A. E. Götze und J. P. Uz, und übte sich unter A. G. Baumgarten mit ihnen gemeinschaftlich für den großen Zweck, dem er sein Leben lang geweiht blieb. Seine ersten Versuche auf poetischem Felde traten fast gleichzeitig mit den Gellert'schen Anfängen vor die Oeffentlichkeit. Nach Vollendung seines akademischen Trienniums wurde Gleim zuerst eine Zeit lang Hauslehrer bei einem Obersten der preußischen Garde zu Potsdam, alsdann Stabssekretär bei dem Prinzen Wilhelm von Brandenburg=Schwedt zu Berlin und nach dessen Tode Privatsekretär bei dem Fürsten Leopold von Dessau; allein auch in der letztern Stellung verblieb er nicht lange, sondern nahm seine Entlassung, erbittert über ein Beispiel von Grausamkeit und Härte, das sich jener sonst so berühmte Feldherr an seinem Hofe erlaubte. Zunächst kehrte er (1746) nach Berlin zurück, aber schon im folgenden Jahre gelangte er in diejenige Lebensstellung, die er fortan bis an seinen Tod behauptete; er wurde nämlich Sekretär des Domcapitels zu Halberstadt, nach kurzer Frist auch Canonicus des Stiftes Walbeck. Ein halbes Jahrhundert währte, abgesehen von den amtlichen Geschäften, seine Thätigkeit nach doppelter Seite hin: er wucherte nicht nur wacker mit dem ihm verliehenen poetischen Pfunde, sondern reichte auch

seine helfende Hand jedem jungen Autor, so weit er es vermochte, mit einer unermüdlichen und seltenen Herzensgüte. Dieser rastlosen Fürsorge wegen wurde er bald allgemein unter dem ehrenvollen Namen „Vater Gleim" gefeiert. Jedermann kannte seine Treuherzigkeit, sein biederes und wohlwollendes Wesen; daher kam es, daß er mit allen deutschen Dichtern in freundlicher, mit keinem in feindlicher Beziehung stand, daß er als Vermittler unter den verschiedenen Gruppen auftreten konnte, und daß sein Haus fast nie leer von Gästen war. Obwohl er den kühnen Gedanken aufgeben mußte, Halberstadt selbst zu einer Hauptpflegestätte der deutschen Litteratur und Bildung zu machen, so hatte sich doch eine Anzahl strebsamer junger Männer um ihn geschaart. Die Behaglichkeit seines langen Lebens und die Heiterkeit, die er sich stets zu bewahren wußte, trübte nur die allmälige Abnahme der Sehkraft, die zuletzt bei seinem hohen Alter in Blindheit überging. Sanft entschlummerte er am 18. Februar 1803, einen Monat früher als Klopstock, der zu seinen innigsten Freunden schon seit 1750 gehört hatte.

Gleim ist einer klassischen Bedeutung in unserer Litteratur sicher; er füllte eine Lücke seines Zeitalters aus, wie Gellert, und hatte echtes Streben, wie es viele unserer neuesten Poeten nicht besitzen, welche keine Lücke ausfüllen und nur eine Last der Litteratur sind. Einen großen Dichter wird Niemand in ihm erblicken, da er weder durch Gehalt noch Form sich zum Meister emporgeschwungen hat; aber daß er nicht ohne lyrische Begabung, sinnreich und witzig war, beweisen mancherlei wohlausgeführte und abgerundete Lieder und viele einzelne Kleinigkeiten. Und was seine Form anlangt, ist sie mindestens nicht schwächer als sie bei vielen heutzutag vielgerühmten Lyrikern auftritt; während aber Gleim den Grad der Vollendung bot, den er ohne vorausgegangene Muster bieten konnte, sind diese Neueren weit hinter den Ansprüchen ihres vorgerückten Zeitalters zurückgeblieben. In den Liedern „eines preußischen Grenadiers" schlug Gleim sogar einen entschieden neuen Ton an, diese Gedichte machten Epoche, obwohl sie nicht auf dem Schlachtfelde verfaßt und gesungen wurden, und das lyrische Talent, das in ihnen sich aussprach und selbst die Zeitgenossen überraschte, wird dem Dichter stets eine achtbare Stellung in der Reihe vaterländischer Sänger bewahren. Außerdem aber hat er sich den Kranz der Unsterblichkeit errungen durch das beispiellose Verdienst privater Gönnerschaft, welches Goethe so trefflich charakterisirt hat, indem er sagt: „Ein solches Förderniß junger Leute im litterarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat diesen deutschen Mann verherrlicht. Er fühlte einen lebhaften produktiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht genügte, deswegen er sich einem andern vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durcheinander. Er hätte ebensowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Litteratur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ."

Schriften. 1) Versuch in scherzhaften Liedern. Berlin 1744. 2) Fabeln. Ebend. 1756. Oefter neu aufgelegt. 3) Romanzen. Ebend. 1756. Oefter neu aufgelegt. 4) Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757, von einem Grenadier. Ebend. 1758. 2. Aufl. Halberstadt 1778. 5) Lieder nach dem Anakreon. Berlin 1766. 6) Gedichte nach den Minnesingern. Ebend. 1773. 7) Preußische Kriegslieder im März und April 1778. Leipzig 1778. 8) Preußische Kriegslieder im Mai, Juni und Juli. Halberstadt 1778. 9) Episteln. Leipzig 1783. 10) Preußische Soldatenlieder. in den Jahren 1788—1790. Halberstadt. 11) Sinngedichte. Ebend. 1792. 12) Zeitgedichte. Leipzig 1793. 13) Der blöde Schäfer. Lustspiel. Berlin 1745. Oefter neu aufgelegt. 14) Philotas. Trauerspiel. Ebend. 1760. 15) Der Apfeldieb. Dramat. Sinngedicht. Ebend. 1770. 16) Halladat oder das rothe Buch. Hamburg 1775. 2. Aufl. Neustadt 1812.

Sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte. Halberstadt 1811—1813. 7 Bände. Dazu: Supplementband, auch unter dem Titel: Vater Gleim's Zeitgedichte von 1789—1803. Leipzig 1841 — Briefe deutscher Gelehrten aus Gleim's litterarischem Nachlasse, herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürich 1804—1806. 3 Bände. — Gleim's Leben von Wilhelm Körte. Halberstadt 1811.

Der Hirsch.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih,
Am Spiegel einer klaren Quelle.
Wie prächtig! auf derselben Stelle,
Wo Königskronen stehn! und wie so stolz, so frei!
Auch ist mein ganzer Leib vollkommen, nur allein
Die Beine nicht, die sollten stärker sein!
Und als er sie besieht, mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen.
Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erschrickt und flieht! Nun aber hilft ihm nicht
Das prächtige Geweih dem nahen Tod entfliehn,
Nicht sein vollkommner Leib, die Beine retten ihn!
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch's weite Feld, und fliegen in den Wald!
Hier aber halten ihn, im vogelschnellen Lauf,
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los, und flucht darauf;
Lobt seine Beine nun, und lernet noch im Fliehn,
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn!

Gottesgüte.

Für wen schuf deine Güte,
Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum' und Blüthe
In Thälern und auf Höhn?
Für wen ist hohe Wonne
Da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne
Die Wiesen und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel
Der Heerden auf der Au?
Für wen wölbt sich der Himmel
So heiter und so blau?
Für wen sind Thal und Gründe
So lieblich anzusehn?
Für wehn gehn kühle Winde?
Für wen ist Alles schön?

Uns gabst du ein Vermögen,
Die Schönheit einzusehn,
Uns Menschen, deinen Segen
Zu fühlen, zu verstehn;
Uns sollte all' die Wonne
Ein Ruf der Liebe sein,
Mit jeder Morgensonne
Dir unser Herz zu weihn!

Nun sieh', o Gott, wir weihen
Ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
Uns deiner Gütigkeit!
Du hauchtest nicht vergebens
Ein fühlend Herz uns ein:
Ein Vorhof jenes Lebens
Soll uns die Erde sein!

Der Landmann.

Wie selig ist, wer ohne Sorgen
Sein väterliches Erbe pflügt!
Die Sonne lächelt jeden Morgen
Den Rasen an, auf dem er liegt!

Sie lächelt ihm, sie geht ihm unter;
Und nun, willkommen süße Nacht!
Er singt sich in den Schlaf, und munter
Erwacht er, wenn die Sonn' erwacht!

Nach alter väterlicher Sitte
Bestimmt ihr Laufen seine Rast,
Er tauscht für seine kleine Hütte
Nicht Joseph's prächtigen Palast.

Ihr Vorzug ist: in ihr ist Friede!
Den kleinen Vorzug hält er groß;
Und endlich seines Lebens müde,
Nimmt ihn die Erd' in ihren Schooß.

Die Erde, seine Freundin, schmücket,
Wie seine Bäume, sich mit Frucht,
Schmückt sich mit Blumen, die er pflücket,
Wenn ihn ein Redlicher besucht.

O du bist selig, o du Weiser!
In deiner ungestörten Ruh
Viel seliger, als alle Kaiser
Und alle Könige, bist du!

Schlachtgesang.

(Bei der Eröffnung des Feldzuges 1757.)

Auf! Brüder, Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast.

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche sein.

Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist unsrer Waffen Spiel;
Denn was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl?

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lowositz,
Und unser war der Sieg.

Und böt' uns in der achten Schlacht
Franzos und Russe Trutz,
So lachten wir doch ihrer Macht:
Denn Gott ist unser Schutz.

Siegeslied.

(Nach der Schlacht bei Prag den 6. Mai 1757.)

Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott.
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sah'n;

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder wie der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch' glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmuth:
Roth ward sein Schwert, auf jeden Schritt
Floß dick Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.

Dacht', in dem mörderischen Kampf,
Gott, Vaterland und dich;
Sah, tief in schwarzem Rauch und Dampf,
Dich, seinen Friederich.

Und zitterte, ward feuerroth,
Im krieg'rischen Gesicht.
(Er zitterte vor deinem Tod,
Vor seinem aber nicht.)

Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde floh'n.

Nun dankt er Gott für seine Macht
Und singt: Victoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Frieden vorzuziehn;
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.

Marschlied.

Leb wohl, du braves, gutes Weib!
Weil's doch nicht anders ist
Als Gott es haben will, und bleib
Was du gewesen bist;

Mein Auge, meine rechte Hand,
Mein Trost in aller Noth!
Ich denk' an dich, an's Vaterland,
Und denk' an keinen Tod!

Ich denk' an dich auf jedem Schritt,
O du mein Hab' und Gut!
Ich nehme dich im Herzen mit,
Und habe guten Muth!

Zurück bring' ich, von Liebe voll,
Ruhm und gesunden Leib!
Das ist mein Abschied! — Lebe wohl,
Du braves, gutes Weib!

An Solly.

Ich hab' ein kleines Hüttchen nur,
Steht fest auf einer Wiesenflur,
An einem Bach, und Bach ist schön,
Willst mit in's Hüttchen gehn?

Am Hüttchen klein steht groß ein Baum,
Vor welchem siehst das Hüttchen kaum,
Schützt gegen Sonne, Kält' und Wind
All', die darinnen sind.

Sitzt auf dem Baume Nachtigall,
Singt auf dem Baum so süßen Schall,
Daß, wer den Baum vorübergeht,
Horcht, lange stille steht.

Fließt unterm Baume hell der Bach,
Schwätzt alles süß dem Vogel nach;
In diesem Hüttchen bin allein,
Mag's länger doch nicht sein.

In diesem Hüttchen König bin,
Schläft immer sich so süß darin,
Daß man, in süßen Schlaf gesenkt,
Nicht an's Erwachen denkt.

O du, mein liebstes auf der Welt!
Das Hüttchen dir gewiß gefällt:
Bist zärtlich, rauhe Winde wehn,
Willst mit in's Hüttchen gehn?

An Lobredner des Auslandes.

(Den 26. Mai 1792.)

Laßt uns Deutsche sein und bleiben:
Deutscher Handschlag steht uns wohl!
Was wir denken, reden, schreiben,
Das sei deutschen Herzens voll!

Deutsches Herz hat deutsche Triebe,
Treibt zu deutscher Redlichkeit,
Treibt zu Vaterlandesliebe,
Treibt uns zur Bescheidenheit.

Laßt uns Deutsche sein, und bleiben:
Deutscher Ausdruck steht uns wohl!
Was wir denken, reden, schreiben,
Sei des deutschen Geistes voll!

Deutscher Geist bleibt in den Schranken
Unsrer guten Menschlichkeit,
Lebt und webt in Lichtgedanken,
Hütet sich vor Dunkelheit!

Wer von unserm deutschen Boden
Will auf fremden Boden gehn,
Der soll unsers Klopstocks Oden
Weder lesen noch verstehn;

Der nehm' unsern deutschen Segen
Mit auf seinen Weg zu Glück;
Dem sei wohl auf seinen Wegen:
Komm' er aber nicht zurück.

Abschied des alten Grenadiers. 1796.

Ich bin der alte Grenadier,
Der Kriegeslieder sang,
Nun aber einsam, sitz' ich hier
Im Hüttchen und bin krank!

Ich hör': in aller Welt ist Krieg,
Die Völker schlachten sich;
Gott giebt den Ungerechten Sieg,
Ihr „Ach und Weh!“ hör' ich,

Und singe Keine, denke die
Gesungnen und die Zeit
Der achtzig Jahre, nenne sie
Theil meiner Ewigkeit.

Im Selbstgespräche frag' ich still:
Was wird sie sein *nach* mir? —
„*Was der im Himmel haben will*,
„*Das* wird sie sein nach dir!“

Die *alten* Freunde sind nicht mehr,
Die jungen sind nicht alt;
Ach, und von unserm Kriegesheer
Sterb' ich, der letzte, bald!

Gestorben, hör' ich nichts von Blut,
Geflossen in den Rhein!
Gestorben, nichts von Uebermut
In Gottes Sonnenschein.

Folgt stolzer Menschen Hohn und Spott
Mir nach in's kühle Grab,
Es schadet nichts! Ich bin bei Gott
Und seh' auf sie herab.

In jenem Leben sind wir gleich,
Die Stolzen schämen sich —
Seht ihr ein Wölkchen über euch?
Hochmüthler, *das bin ich*!

Sprüche.

I. *Ueber das Bild Friedrich's* II.

Von diesem Einzigen wird man wie ein Gedicht
Einst die *Geschichte* lesen;
Denn *wahr*, was sie erzählt, ist alles zwar gewesen,
Wahrscheinlich aber nicht.

II. *Musik.*

Ist die Musik nur Spiel und Scherz,
Nur Scherz und Spiel,
Bewegt zum Guten sie nicht unser böses Herz:
Dann ist Musik nicht viel!

III. Der Witzling.

Witz auf Witz,
Auf nichts gegründet;
Blitz auf Blitz,
Und keiner zündet.

IV. Lessing und Kunz und Klaus.

„Werde Licht!“ sprach Er;
Licht ward um ihn her;
Aber Kunz und Klaus
Löschten's wieder aus.

V. An mich, als ich zum König ging.

Du gehst den Gang der Knechte, du!
Gott sei mit dir! o sieh doch zu,
Daß, wenn der Gang vollendet ist,
Du Knecht nicht auch geworden bist.

VI. Am 25. Februar 1800.

„Deutsche Treue, deutscher Wein,
Ganzer und nicht halber Rhein!“
Das ist Landsturms Wort und Zeichen,
Das darf keinem Feinde weichen!

VII. Pietismus.

Wo man von Frömmigkeit mit vielen Worten spricht,
Da suche nur den Frommen nicht!

VIII. Das Lied.

Den Odenschwung verschmäht das Lied;
Das Lied fließt aus dem Herzen,
Wie aus dem Felsen unbemüht
Ein klares Bächlein, das man sieht
Mit zarten Blumen scherzen.

Leopold Friedrich Günther von Göckingk,

ein geistvoller Lyriker aus der Epoche des Wiedererwachens unserer Litteratur, wurde am 13. Juli 1748 zu Gröningen geboren, einem Dorfe bei Halberstadt, wo sein Vater Gutsbesitzer war. Zuerst besuchte er die Domschule des benachbarten Halberstadt, alsdann erhielt er auf dem Pädagogium zu Halle seine weitere Ausbildung; auf letzterer Anstalt wurde er der Schulgenosse Bürger's und beide befreundeten sich innig, da sie in einem Hauptpunkte ihrer Herzensneigungen zusammentrafen, in der Liebe für die Poesie. Denn sie sahen bereits die ersten Strahlen eines neuen Morgenroths die Spitze des deutschen Parnasses umsäumen. Göckingk war freilich der von Beiden durch das Schicksal bevorzugte; kaum hatte er seine akademische Laufbahn zu Halle, wo er die Rechtswissenschaft studirte, zurückgelegt, so trat er in Aemter ein, von Stufe zu Stufe fortrückend. Zunächst (1768) wurde er Referendar bei der königlichen Kriegs- und Domänenkammer zu Halberstadt; seine daselbst durch Gleim und dessen Kreis von neuem angeregte poetische Phantasie durfte zwei Jahre später, wo er als Kanzleidirektor nach Ellrich ging, ihrem Hang in reichlicher Muße folgen. Er machte seinem Herzen Luft in den „Liedern zweier Liebenden“, einem Produkt, wie man ein ähnliches seither noch nicht versucht hatte;

sein Erscheinen (1777) erntete daher auch glänzenden Beifall. Doch Göckingk war keineswegs entschlossen für Poesie zu leben und zu sterben; vielmehr blieb seine Beamtenthätigkeit vorherrschend, und seine Talente fanden bei der preußischen Regierung ihre Würdigung. Im Jahre 1786 zum Kriegs= und Domänenrath in Magdeburg ernannt, dann 1788 als Land= und Steuerrath und als preußischer Orts=Commissar nach Wernigerode versetzt, wurde er schon im folgenden Jahre, da er Gelegenheit hatte bei der Ordnung schwieriger Verhältnisse mit der fürstlichen Abtei zu Quedlinburg sich auszuzeichnen, von dem Könige von Preußen in den Adelstand erhoben. Bald darauf (1793) erlangte er, nach Berlin selbst als geheimer Oberfinanzrath berufen, eine sehr einflußreiche Stellung, leider zu spät für seinen Jugendfreund Bürger, dem er zu helfen aufrichtigen Willen hatte. In Geschäften ergraut und mit dem Ruhme einer trefflichen Wirksamkeit geschmückt, nahm er im Jahre 1814 seinen Abschied aus dem Staatsdienste. Wie er in frühern Tagen die Musen nie vergessen, so blieb er auch im Ruhestande für die Litteratur thätig, den Rest seines Lebens abwechselnd zu Berlin oder auf seinen Gütern zubringend, oder in Schlesien bei seinem Schwiegersohne. Er starb am 18. Februar 1828 auf Wartenberg bei Breslau.

Göckingk's Lyrik hat Anspruch auf Beachtung, weil sie erstlich eine rechtzeitige Erscheinung war, also etwas Neues brachte; und zweitens, weil sie nicht ein Produkt der Heuchelei war, sondern auf Wahrheit der Empfindung und Anschauung beruhte. Ein großer Dichter war Göckingk freilich nicht; in seinen Stoffen wie in ihrer Ausführung schloß er sich zu sehr an die nackte Wirklichkeit an, so daß seine Poesien theils versifizirte Prosa sind, theils über den Kreis des alltäglichen Gelegenheitsgedichts nicht hinausreichen. Er gab sich in seiner Darstellung wie er war, ein Geschäftsmann mit sinnigem Blicke und tiefem Gefühle, der gern sein Inneres ausspricht; weil er aber die Dichtkunst nur nebenbei pflegte, ward er weder ein hervorragender Meister in der Form, noch brachte er es zu einer entschiedenen Reinheit des Geschmacks. Selbst die „Lieder zweier Liebenden", die bei den Zeitgenossen das meiste Aufsehen erregten, haben keinen idealischen Schwung; sie sind meist gefühlvoll, aber in den gewählten Situationen sowohl als in deren Ausmalung bald der Zartheit, bald der Eleganz, bald des Interesses ermangelnd. Sie waren ein Abbild der den Dichter umgebenden Wirklichkeit, welches die seitherigen wesenlosen Hirngespinnste in diesem Bereiche weit übertraf, aber mit den Leistungen einer vorgerückteren Epoche, namentlich mit Rückert's „Liebesfrühlinge", nicht verglichen werden darf. Denn Göckingk's Poesien überhaupt regten für etliche Jahrzehnte das Publikum an; als sie diese Aufgabe erfüllt hatten, verblichen sie vor der Strahlensonne eines Goethe und Schiller, einen der Uebergangspunkte in der Entwicklung unserer Poesie bezeichnend.

Schriften. 1) Sinngedichte. Halberstadt 1772. 2. Aufl. Leipzig 1778. 2) Lieder zweier Liebenden. Leipzig 1777. 3. Aufl. 1819. 3) Gedichte. Auf Kosten des Verfassers gedruckt bei Breitkopf in Leipzig 1780—1782. 3 Theile. 4 Aufl. Frankfurt 1821. 4 Theile. 4) Göttinger Musenalmanach, für 1776, 1777, 1788. 5) Hamburger Musenalmanach. (Mit J. H. Voß.) 6) Journal von und für Deutschland. Ellrich 1784.

13 Stück. 7) Ramler's Poetische Werke. Mit Ramler's Leben. Berlin 1817. 4 Bände. 8) Leben des A. J. la Pothillier de Rancé. Ebend. 1820. 2 Theile. 9) Friedrich Nicolai's Leben und litterarischer Nachlaß. Berlin 1820.

Sinngedichte.

I. Auf Aretin.

Daß er den Muth besaß, den Großen Spott zu singen,
Trug eine goldne Kett' ihm ein.
Zur Kette wollt' auch ich's wohl bringen,
Nur möchte sie von Eisen sein.

II. Bisbill.

Vier Monat lief't schon Herr Bisbill
An meinem Buch, ohn' es zurückzusenden.
Wie sparsam! Daß er's gleich auswendig lernen will,
Um keinen Gulden dran zu wenden!

III. Grabschrift auf einen Faullenzer.

Hier ruht Herr van der Klee,
Wie er geruht im Leben,
Nur hat man, statt des Kanapee,
Ihm diesen Sarg gegeben.

IV. Auf einen faulen Bibliothekar.

Man geb' ihm Landescassen; dafür ist er der Mann!
Was man ihm anvertrauet, rührt er gewiß nicht an.

V. Bei Frontins Tode.

So ist er todt, der Mann von blauem Dunst,
Der große Held
In der Verstellungskunst?
Ach! wenn er sich nur dießmal nicht verstellt!

VI. Die Statuen.

So theuer will der reiche Pächter
So schlechte Statuen erstehen?
Warum stellt er nicht seine Töchter
In die Alleen?

VII. Reliquien.

Der Prior ließ von da uns weiter
Zu einem Schranke gehn,
Und zeigt' uns drin ein Stückchen von der Leiter,
Die Jacob einst im Traum gesehn.

VIII. Auf Kepler.

Germanien nennt ihn ein Licht der ersten Größe,
Und einen Schmuck der Welt.
Wer gab nun diesem Schmuck ein Kleid für seine Blöße?
Und diesem Licht, zu Lampenöle, Geld?

In den Harz.

Alle Jäger sind dir gut,
Um der Sechzehnender willen.
Aber sollt' ich wohl durch Blut
Meines Magens Wünsche stillen?
Trieb zum Leben wird so gut
Einen Hirsch als Dichter füllen.

Da ich selbst ein wenig viel
Aus dem Stündchen Leben mache;
Treib auch meinethalb ihr Spiel,
Wie der Keuler, so die Bache;
Denn der Thiere froh Gewühl
War von jeher meine Sache.

Selbst den Fürsten bist du lieb,
Lieb um deiner Berge willen,
Die mit Gold das weite Sieb
Ihrer Habsucht nimmer füllen,
Ohne Gold nehm' ich vorlieb;
Wer viel hat, hat viele Grillen.

Was kein Andrer haben mag:
Blumen, Moose, Schwämm' und Kräuter,
Giebst du, Harz, mir Tag für Tag;
Auch verlangt mein Herz nichts weiter;
Denn mir macht ein Trinkgelag
Stirn und Auge kaum so heiter.

Auf den Bergen steigt und fällt
In der reinern Atmosphäre,
Meine Brust so leicht, und hält
Nur Zufriedenheit für Ehre,
Gleich als wenn bereits die Welt
Um mich her versunken wäre!

Kömmt der Mond noch obenein
Durch die Dämmerung geschwommen,
Ist's, als würde mein Gebein
Von dem Boden aufgenommen,
Und als zög' ich lebend ein
In das stille Land der Frommen.

Welch ein Leben! Ist doch mir
Ach, so wohl an Seel' und Leibe!
Wem gebührt mein Dank dafür?
O, nächst Gott, so lang' ich's treibe,
Dank' ich's, Harz! zur Hälfte dir,
Und zur Hälfte meinem Weibe.

An die Natur.

Oft setz' ich mich auf deine Berge hin,
Und wühle mit dem Aug' in deinen Schätzen,
Und lasse sich mein Herz an dem Bewußtsein letzen,
Daß ich genügsam bin.

Daß ich den braunen Kohl und Kopfsalat,
Die meine Schüssel füllen, selbst mir baute;
Daß ich den Himmel nie bei Butterbrod und Raute
Um etwas mehr noch bat.

Daß von dem Saft, der Rheingau's Trauben schwillt,
Auch mir die Winzer ein Paar Flaschen preßten,
Doch ich den Becher nur damit bei Freundschaftsfesten,
Und nie für mich gefüllt.

Daß man für mich noch keinen Strauß erschlug,
Daß, wenn sich von den Heerden, die dort weiden,
Ein Berg von Wolle thürmt, um mich nach Wunsch zu kleiden,
Drei Schaafe sind genug.

Für dieses Beet voll Kohl, dies Fäßchen Wein
Und diese Hand voll Wolle, schlicht' ich bieder
Der Menschen Händel, bin ein Sänger froher Lieder
Und karg nur mir allein!

O die du meinen Lebensfaden spannst!
Gieb, bis er in die Gruft sich einst verlieret,
Mir nur das wenige, was mir als Lohn gebühret:
Denn ich mag nichts umsonst!

Und bin ich einst zu kraftlos für mein Joch,
Nur da noch, um zu essen: O so spanne
Mich aus! und schenke mir im Harz die kleinste Tanne
Zu einem Sarge noch!

Ich will den Bruch um keinen Marmorstein
Vermindern. Weg, du Thor, von meinem Grabe,
Der keinen Armen frägt, ob er auch Hunger habe?
Und mir will Urnen weih'n!

Die drei Schwiegersöhne.

Vor etwa zwanzig Jahren lebte
Ein Kaufmann zu Berlin, der nach des Vaters Rath
Im zehnten Jahre schon nach Geld, statt Weisheit strebte,
Und als er sechzig war, das nämliche noch that.
Genossen hatt' er freilich von dem Leben
Sehr wenig, oder nichts. Doch lagen auch davor
In seinem Pult zehntausend Friedrichsd'or.
Ein schönes Geld! doch hätt ich Thor
Mein bischen Fröhlichkeit ihm nicht dafür gegeben.

Wie schon gesagt: Er war izt sechzig alt;
Nun wollt' er auch das Leben recht genießen.
Er gab die Handlung auf; drei Töchter waren bald
An Mann gebracht, denn jedem Schwiegersohn
Den sauren Kelch des Ehstands zu versüßen,
Beglänzten funfzehntausend Thaler schon
Des alten Pult; dabei bedung er aus,
Was für den Preis wohl jeder billig fände,
Ihn Reih' herum zu speisen bis an's Ende.
Vorbei ist kaum der letzte Hochzeitschmaus,
So schlägt der Alte fröhlich in die Hände,
Dankt Gott, und schleicht sich in sein kleines Haus.

Im Anfang ging das Ding nach Herzenswunsch!
Man füttert ihn mit Leckerbissen,
Füllt seinen Becher bald mit Bischoff, bald mit Punsch,
Und wärmt ihm seines Lehnstuhls Kissen.
O! rief er einst, wie glücklich ich nicht bin!
Wozu sollt' ich noch Geld besitzen?
Nein! mehr als mir kann's meinen Kindern nützen.
Gleich gab er noch den letzten Heller hin.

Doch Undank ist der Menschen Lohn.
Denn ehe noch ein Jahr vergangen,
War schon der beste Schwiegersohn
Werth (sprach der Alte) ihn zu hangen!

Zum Glücke hat er einen Freund
(Wie ihrer wenig nur es giebet hier zu Lande,)
Zu diesem ging er hin, und weint
Und klagte seine Noth. „Ach! wärest du im Stande,
Auf einen Tag zehntausend Thaler mir
Zu borgen, und einhundert ganz zu schenken:
Die letzte Freude dankt' ich dir!"
Und ohne lang sich zu bedenken,
Holt jener so viel Gold, und spricht mit Thränen: Hier!

Der Alte bat darauf zu einem Schmaus
Die Schwiegersöhn' und Töchter in sein Haus.
Sie aßen das Confect, und tranken den Burgunder
Von dem Geschenk der hundert Thaler aus,
Doch nahm's die Herren mächtig wunder,
Denn seinen Beutel hielt nicht Einer für gesunder
Als in der That der Hecticus auch war.
Als aber unterm Essen gar
Sein alter Freund durch ein Billet ihn bat,
Zehntausend Thaler ihm, wo möglich, vorzuschießen,
Und unser Alter ging, den Kasten aufzuschließen,
Und Gold auf Gold in einen Beutel that:
Da ließen sich die Herrn der Mühe nicht verdrießen,
Durch leckre Kost und Schmeichelein,
Des Alters Bitterkeit ihm willig zu versüßen,
Ja, neidisch selbst auf seine Gunst zu sein.
Er starb, und ward mit großer Pracht,
Wiewohl auf Vorschuß nur begraben.
Nach einem Monat ward der Kasten aufgemacht.
Was sie darin gefunden haben?
Dies Zettelchen: Wer alles was er hat,
Den Kindern giebt, wird endlich kaum noch satt
Sich essen oder trinken können,
Denn außer einem Sarg wird man ihm nichts mehr gönnen.

An Nantchen.

Dank für das Glück ihrer Liebe.

Daß mir diese Welt mit allen
Ihren Narren wohlgefällt;
Daß, vom Dummkopf angefallen,
Von dem Neider angebellt,
Rach' und Spott zurücke prallen:
Dafür nimm, du Zauberin,
Diesen Kuß zum Danke hin!

Daß ich keine Sorgen nähre,
Titel nicht erschmeicheln mag,
Bunt Gepränge gern entbehre,
Kurz, daß mir ein froher Tag
Mehr ist, als ein Jahr voll Ehre:
Dafür, holde Schmeichlerin!
Nimm dieß Lied zum Danke hin!

Daß in zärtlichen Gesängen
Deine Liebe sanften Schmerz
Mit der Freude weiß zu mengen,
So daß Schauer in mein Herz
Sich wie Meereswogen drängen:
Dafür nimm, du Sängerin,
Thränen statt des Dankes hin:

Daß ich oft zur Sternenhöhe
Bald mit heiterm Angesicht',
Bald mit stillen Thränen sehe;
Daß ich dann um Güter nicht,
Nur um dich und Weisheit flehe;
Dafür, du Bekehrerin!
Nimm mein Herz zum Danke hin!

An Nantchen.

Nach einem Brande.

Ich hatte diese Nacht mich kaum
Zum Schlummer hingestreckt,
Da ward ich, ach! aus süßem Traum
Schon wieder aufgeschreckt.

Die Trommel ging, die Glocke klang,
Der Wächter stieß in's Rohr,
Aus jeder Thür und Fenster sprang
Ein bloßes Hemd hervor.

Wie stob ich aus dem Bett heraus!
Mein süßer Traum verschwand,
Mein Muth dazu, des Nachbars Haus
Stand lichterloh in Brand.

Bild, Lock' und Lieder! bleibt nur mein!
Kommt! folgt mir bis in's Grab!
Und nun, mein Häuschen, muß es sein,
Nun wohl! so brenn' jetzt ab!

Auf unsern Kirchhof lief ich da
Mit meinem Schatz, und stand
Und küßte dein Portrait, und sah
Gelassen in den Brand.

Dein Schutzgeist, welcher über mir
Dein Bild mich küssen sah,
Sprach zu der Flamme: Stehe hier:
Und plötzlich stand sie da!

An meinen Bedienten.

Endlich muß ich doch es einmal sagen,
Was ich länger nicht verschweigen kann!
Treuer Heinrich! Von den guten Tagen,
Die du hattest, naht der letzt' heran!
Täglich siehst du wachsen meine Jungen
Und die Zahl von ihren Forderungen,
Aber, Heinrich, meine Renten nicht.
Kahl gebürstet hast du meine Kleider,
Und mein Hut, du weißt es selber, bricht.
Dennoch, wie so oft du auch den Schneider
Rufest, riefst du doch für mich ihn nicht
Aber wenn ich in dem alten Rocke
So da steh' an dem Renettenbaum,
Und die Jungen kommen auf dem Stocke,
Meinen Actenriemen statt dem Zaum,
Ihrer Mutter Strumpfband statt der Peitsche,
Angeritten — ha! das geht durch's Mark!
Alle reiche Kleider, die der Deutsche
Von Paris holt, sind dagegen Quark!
Wie du weißt, verschenkt' ich meinen Blessen;
Und doch war der Blesse mir so werth!
Für den Hafer, den er sonst gefressen,
Kauft' ich Fritzen manch gemaltes Pferd;
Ging zu Fuß im Feld umher spazieren,
Und mit Freuden war ich lendenlahm,
Wenn am Abend nur mit seinen Thieren
Fritz mir im Galopp entgegenkam,
Aller Nationen Pferde kannte,
Aller Arten Hunde Namen nannte,
Und vom Tigerthier in Afrika
Schreckliche Geschichten mir erzählte,
Und mich küssend, und mich streichelnd quälte:
„Nun erzähl' du auch mir was, Papa!"
Werde, guter Heinrich, drum nicht böse,
Daß ich auch von dir mich trennen muß.
Ich, der nie Fortunens Gürtel löse,
Dem sie selten einen lauen Kuß
Nur erlaubet, soll ich armen Bauern
Guten Rath nach Louisd'orgewicht
Künftig geben? und sie kalt bedauern,
Wenn für sie kein fetter Truthahn spricht?
Soll ich um ein Höschen für die Jungen
Mit dem Schneider lärmen, zanken, drohn,
Bis ich noch den Groschen abgedungen,
Ach! vielleicht des Mannes ganzen Lohn?
Willst du mich vor Sonnenaufgang wecken,
Noch ein Licht auf meinen Leuchter stecken,
Wenn bei keinem Nachbar Licht mehr brennt,
Jede Meß' ein Büchlein auszuhecken,
Das man in der nächsten nicht mehr kennt?
Sieh! dies Alles, was ich ohne kalten
Schauer kaum einmal recht denken kann,

Müßt' ich thun, dich länger zu behalten;
Darum fasse dich und sei ein Mann!
Wolltest du nicht oft von mir sonst wissen,
Was man Weisheit nenne? Höre mich!
Wenn es sein muß, selbst auch das zu missen,
Was man liebt und schätzet, wie ich dich!
Hast du nichts bei mir gelernt, so lerne
Wenigstens dies Eine noch von mir!
O! Zufriedenheit folgt in die Ferne
Dann gewiß auf jedem Schritte dir.
Komm nur morgen früh herauf, und siehe,
Ob ich mich nicht hurtiger, als du,
Ohne Murren ob der kleinen Mühe,
Anzieh'n will, vom Kopf bis auf den Schuh.

Der du dich für mich des Schlafes gerne,
Wie so süß der dein' auch ist, entschlugst,
Und in hohem Schnee die Blendlaterne
Vor mir her so rasch und willig trugst,
Als ich die, die ich nun ganz besitze,
Nur zu sehen, keine Nacht fast schlief,
Und durch Flüss' und Wald, in Frost und Hitze,
Oft mit dir in dunkeln Nächten lief:
O du müssest, wär' er noch so selten,
Doch den Herrn bald finden, der fortan
Freund, wie ich, dir sei, und das vergelten,
Was ich, leider! nur verdanken kann!

Nach dem ersten Besuche.

Bin ich nüchtern, bin ich trunken?
Wach' ich, oder träum' ich nur?
Bin ich aus der Welt gesunken?
Bin ich anderer Natur?
Fühlt' ein Mädchen schon so was?
Wie begreif' ich alles das?

Weiß ich, daß die Rosen blühen?
Hör' ich jene Raben schrein?
Fühl' ich, wie die Wangen glühen?
Schmeck' ich einen Tropfen Wein?
Seh' ich dieses Morgenroth? —
Todt sind alle Sinnen, todt!

Alle seid ihr denn gestillet?
Alle? Habet alle Dank!
Könnt' ich so in mich gehüllet,
Ohne Speis' und ohne Trank,
Nur so sitzen Tag für Tag
Bis zum letzten Herzensschlag.

In die Nacht der Freude fliehet
Meine Seele wieder hin!
Hört und schmeckt, und fühlt und siehet
Mit dem feinem innren Sinn!
O Gedächtniß! schon in dir
Liegt ein ganzer Himmel mir!

Worte, wie sie abgerissen
Kaum ein Seufzer von ihm stieß,
Hör' ich wieder, fühl' ihn küssen!
Welche Sprache sagt, wie süß?
Seh' ein Thränchen — Komm herab!
Meine Lippe küßt dich ab!

Wie ich noch so vor ihm stehe,
Immer spreche: Gute Nacht!
Bald ihn stockend wieder flehe:
Bleibe, bis der Hahn erwacht!
Wie mein Fuß bei jedem Schritt
Wanket, und mein Liebster mit!

Wie ich nun, an seine Seite
Festgeklammert, küssend ihn
Durch den Garten hin begleite!
Bald uns halten, bald uns ziehn!
Wie da Mond und Sterne stehn
Unserm Abschied zuzusehn.

Ach da sind wir an der Thüre!
Bebend hält er in der Hand
Schon den Schlüssel. — Wart', ich spüre
Jemand gehen, Amarant!
Warte nur das Bischen doch!
Einen Kuß zum Abschied noch!

Ich verliere, ich verliere
Mich in diesem Labyrint!
Träumt' ich je, daß ich erführe,
Was für Freuden, Freuden sind?
Wenn die Freude tödten kann,
Triffst du nie mich wieder an.



Johann Wolfgang von Goethe,

Deutschlands größter Dichter und ein Dichter ersten Ranges aller Zeiten, Meister in allen drei Hauptgattungen der Poesie, der Lyrik, des Epos und des Drama, wie auch in der prosaischen Darstellungsweise, erblickte das Licht am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main. Eine vortreffliche Erziehung wurde ihm durch die Liebe vorsorglicher Eltern zu Theil, welche nicht allein die Fähigkeit, Lust und Muße hatten die Talente des Knaben zu wecken, sondern auch die Mittel besaßen auf die Entwicklung aller in ihm schlummernden Kräfte Obacht zu verwenden. Denn der Vater, stammend aus einem angesehenen Patriciergeschlechte in Frankfurt, der Wahl- und Krönungsstadt des deutschen Reichsoberhaupts, war kaiserlicher Rath, Doktor der Rechte und ein wohlhabender Mann, auch an keine amtliche Stellung festgebunden. Ausgerüstet mit scharfem Verstande, durch Reisen gewitzigt, für die Kunst eingenommen, in Sprachkenntnissen erfahren, konsequent in seinem Charakter und ordnungsliebend bis zum Eigensinn, ertheilte er dem Sohne Unterricht in Allem was er wußte; nur im Hebräischen nahm er den alten Rektor des städtischen Gymnasiums zu Hülfe. Die Mutter ihrerseits war eine an Leib und Seele gesunde Frau, geistreich, phantasievoll und eine ausgezeichnete Erzählerin, die ihn durch Märchen ebenso sehr fesselte als das in Büchern von ihm Gelesene. So erwuchs der Knabe unter der Leitung beider Eltern in der an historischen Erinnerungen reichen Geburtsstadt, die außerdem als Meßplatz belebter war als viele andere deutsche Großstädte; sein Gesichtskreis erweiterte sich rasch durch den Anblick merkwürdiger Umgebungen, durch die Bekanntschaft mit den in Frankfurt gepflegten Künsten und durch den Antheil an den Vorgängen, welche von außen hereinwirkten, hier das Wiedererwachen unserer Nationallitteratur, dort die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Denn Klopstock und Friedrich der Große waren Gestalten, die im Goethe'schen Hause das lebhafteste Interesse

erregten; schien doch der Letztere in den Augen des Vaters wie des Sohnes eine kaum minder poetische Figur als der Erstere. Ueberhaupt war die Erziehungsweise eine so sorgfältige, wie sie nur immer jenes Zeitalter bieten konnte, aber dabei keineswegs eine beschränkte; man verschloß den Knaben nicht im Hause wie den Vogel im Vogelbauer, er durfte Blicke hinauswagen in das gesellschaftliche Leben des engeren Heimathsortes, während ihm die Strahlen der öffentlichen Angelegenheiten des weiteren Vaterlandes nicht verborgen gehalten wurden. Die Mutter wirkte auf seine Phantasie, der Vater vorzugsweise auf den Verstand und die Umsicht des heranwachsenden Kleinen, ohne die besonderen Neigungen desselben pedantisch zurückzudämmen; diese sprachen sich schon in frühster Jugend für die Poesie so entschieden aus, daß er seine Kraft an allerlei Produkten in Prosa wie in Versen versuchte, die theils seine Lernbegierde, theils seine schöpferische Gabe bezeugten. Das Theater nahm bald seine Phantasie und Theilnahme in Anspruch; Gelegenheitsgedichte für Freunde und Bekannte, anakreontische Weisen, geistliche Lieder und Oden neben Stoffen aus dem alten Testament setzten seine Feder in frühzeitige Bewegung: allerdings mehr zur Erholung von den ernsteren Anstrengungen, welche ihm der väterliche Unterricht auflegte. Auch hatte er nicht die besten Muster in jener Zeit vor sich; denn die Beispiele deutscher Poesie, welche sein Vater deswegen schon lobte und hochschätzte, weil er keine bessern hatte, gehörten größtentheils einer Epoche an, die er selbst späterhin als eine wässerige, weitschweifige und nulle bezeichnet hat. Ein bloßer Dichter indeß sollte nicht aus ihm werden, obgleich er durch die Uebung in alten und neuen Sprachen eine solche Vorbereitung empfangen hatte, daß es wirklich scheinen konnte, als habe sein Vater ihm eine poetische oder allenfalls eine philologische Bestimmung zugedacht. Vielmehr war dessen Verlangen, daß er nicht nach der Universität Göttingen, wo die sprachlichen Studien unter dem kürzlich dahinberufenen Christian Gottlob Heyne und unter dem Theologen Michaelis blühten, sondern daß er nach Leipzig ginge, um daselbst, nach väterlichem Beispiele, die Rechte zu studiren. Er selbst würde Göttingen vorgezogen haben.

Nachdem er also an der Seite seiner einzigen Schwester Kornelia, die sich später mit dem Frankfurter Syndicus und Schriftsteller Johann Georg Schlosser vermählte, in körperlicher wie geistiger Beziehung die angemessenste Ausbildung genossen hatte, brach er im Herbste 1765 bei noch sehr jugendlichem Alter nach Leipzig auf. Das Studium der Rechtswissenschaft, wie es an dieser Universität betrieben wurde, sprach den phantasiereichen Jüngling nicht sonderlich an; auch die Vorlesungen über philosophische und poetische Gegenstände, wie auch die praktischen

Anweisungen Gellert's fesselten ihn nicht lange. Nur der Philolog Morus nützte seinem Urtheile im Bereiche der klassischen Poesie, der Maler Oeser als Vorstand der Leipziger Kunstschule seinem Geschmack für die bildende Kunst, und letzterer Umstand vermochte ihn zu einem Ausfluge nach Dresden, um an der dortigen Gemäldesammlung das Auge zu üben. Außerdem hielt er sich an die Lektüre Wieland's und Shakespeare's mit solcher Vorliebe, daß er diese beiden Dichter, wie uns ein Brief aus dem Jahre 1770 versichert, nächst dem obengenannten Maler für die einzigen echten Lehrer anerkannte, die er damals hatte. Einen gewissen Gewinn brachte ihm endlich noch die feine städtische Sitte der Leipziger Gesellschaft, wie sie ihm aus dem Umgange mit etlichen gebildeten Frauen entgegentrat. Im Uebrigen aber sah er sich in einer sehr beschränkten Lage; die Studiengenossen fand er gleichgiltig, die Lehrer zurückhaltend, die gebildeten Einwohner abgesondert, die Natur um die sonst behagliche Stadt ganz unbedeutend, kurz, Alles ziemlich so, wie es noch heute ist. Als er daher den Trieb zur poetischen Produktion immer mächtiger sich in seinem Innern regen fühlte und zugleich Vollkommeneres als ihm seither vor die Seele getreten zu leisten gedachte: woher sollte er da die rechte Nahrung, die passende Anleitung nehmen? Er war genöthigt „Alles in sich selbst zu suchen". Und „so begann schon damals diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen als sich im Innern deßhalb zu beruhigen". Auf solchem Grund und Boden entstanden denn eine Anzahl kleinerer Lieder, die zum Theil späterhin gesammelt erschienen, und zwei Lustspiele, die „Laune des Verliebten" und die „Mitschuldigen": in allen diesen Versuchen spiegelte er die eigene kleine Welt ab, wie er sie bis dahin kennen gelernt hatte.

Den Rest seines Aufenthalts in Leipzig verbitterte ihm ein heftiges körperliches Leiden; noch war sein zartorganisirter Bau offenbar in einer gefährlichen Entwicklungszeit des Wachsthums begriffen und von jener Harmonie entfernt, welche die Bürgschaft fester Gesundheit ist. Kränkelnd kehrte er zu Ende des Sommers 1768 ins Elternhaus zurück, wo er erst allmälig unter der Pflege der Seinen genas und wieder erstarkte; während dieses krankhaften Zustandes, der die Reizbarkeit seines leichterregbaren Innern ungewöhnlich gesteigert hatte, ließ er sich durch eine Freundin seiner Mutter, ein Fräulein von Klettenberg, in allerlei religiöse Mysterien einführen, über deren Art und Weise uns die nachmals in den „Wilhelm Meister" eingeschalteten „Bekenntnisse einer schönen Seele" Aufschluß

geben. Hin und her grübelnd gerieth er auch auf alchymistische und kabbalistische Versuche, die vielleicht der erste Antrieb für den späteren Eifer waren, womit er seinen Geist in die Geheimnisse der Natur versenkte, um ihrer wissenschaftlichen Ergründung einen großen Theil seines Lebens zu weihen. Von dergleichen Seitensprüngen und Liebhabereien befreite ihn die Wiederkehr der Gesundheit; dem Willen seines Vaters gemäß, setzte er seine Studien in Straßburg fort, wohin er zu Ostern 1770 abging.

Anfangs schien es als ob er hier die in Leipzig hintangesetzte Rechtswissenschaft vollends auf die Seite schieben würde; denn der Verkehr mit jungen Medicinern, unter ihnen der geistreiche Jung-Stilling, bewog ihn zum eifrigen Besuche anatomischer, chemischer und klinischer Vorträge. Ferner nahm er, durch den Anblick des Münsters entflammt und durch den gelehrten Oberlin auf die Denkmäler unsers Mittelalters hingewiesen, großes Interesse an der Herrlichkeit altdeutscher Baukunst, während seine Neigung zur Poesie nicht nur die alte blieb, sondern mit der Ankunft Herder's ganz in den Vordergrund gerückt wurde. Im nächsten Herbst zu Straßburg eingetroffen, übte dieser um fünf Jahre ältere Denker auf Wünsche, Bestrebungen und Vorstellungen des nach Klarheit ringenden Goethe eine durchgreifende Wirkung; in dem Umgange mit ihm gelangte der jüngere Poet zu der Einsicht, daß „die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer". Er lernte die Volkspoesie schätzen, den Ossian kennen, den Homer lieben und tiefer in den Geist des Shakespeare eindringen. Zugleich wurde er durch ihn „auf einmal mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien". Goethe „verschlang" seine Lehren, und neben kleineren Liedern sann er bereits auf umfangreiche Schöpfungen, von welchen die eine, der „Götz von Berlichingen", nach wenig Jahren ausgeführt wurde, die andere, der „Faust", seine Kraft für das ganze Leben in Anspruch nahm. Zur erhöhten Stimmung seiner Dichterbrust gesellte sich eine jugendliche Liebe zu der zweiten Tochter eines unweit Straßburg angestellten Predigers, Namens Friederike Brion; ein inniges Verhältniß, dessen seliger Traum in der Folge wieder zerrann.

Indeß verlor Goethe das von ihm gewählte praktische Ziel seiner akademischen Laufbahn keineswegs vollständig aus den Augen. Von neuem warf er sich auf die Jurisprudenz und kehrte, nachdem er den Grad eines Doktors der Rechte im Sommer 1771 in feierlicher Weise erlangt hatte, zur Freude seiner Eltern im Herbste nach Frankfurt heim, heiter, frisch und lebensfroh, wie er schon in Straßburg unter seinen Altersgenossen aufgetreten war, und von mannigfaltigen Vor-

urtheilen befreit, die der Entwicklung seiner poetischen Gabe sonst wohl noch lange geschadet hätten.

Die bedeutenden Fortschritte, die er mehr und mehr heranreifend gemacht, geriethen zu Hause in kein Stocken; es entspann sich ein reger Verkehr mit tüchtigen Männern in Frankfurt selbst und in Darmstadt, unter ihnen der obengenannte Schlosser, Merck, Petersen, Wenk und von Heß. Ihre persönliche Aufmunterung feuerte den Jüngling, der ohnehin kaum eines Sporns bedurfte, in seinem Dichten und Trachten „belebend und fördernd" an: die Hoffnungen, die man allseitig von seinem Talent hegte, sollten bald durch die Ausführung mehrerer Werke weit übertroffen werden. Zwar erfuhren seine Pläne noch eine kurze Unterbrechung durch einen Aufenthalt in Wetzlar, wohin er sich im Frühjahr 1772 begab, um einen Versuch zu machen, wie ihm die Beschäftigung mit der Rechtspraktik bei dem dortigen Reichskammergericht zusagen würde; doch schon im Spätsommer des nämlichen Jahres wandte er der unliebsamen Stellung den Rücken, besonders da Schlosser und Merck ihn nachdrücklich zur Heimkehr mahnten. Wichtig für ihn wurde sein Verweilen zu Wetzlar durch die Bekanntschaft mit Charlotte Buff, der Braut des bremischen Gesandtschaftssekretärs Kestner; das liebenswürdige Mädchen mit ihrem eigenthümlichen Verhältniß zu Goethe gab die Veranlassung zu dessen zwei Jahre nachher herausgekommenen „Werther", einem der Hauptprodukte, worin der Dichter eine schwer auf ihm ruhende Herzenslast abschüttelte. Nach einem erfrischenden Umwege über Koblenz und Ehrenbreitstein kehrte er denn nach Frankfurt zurück, um sich für's Erste, nach des Vaters Wunsche, der Rechtsanwaltschaft zu widmen; zugleich aber ging er ernstlicher als je an die schriftstellerischen Aufgaben, die er sich früher gesetzt hatte. Schon im Laufe des Jahres war er von Merck und Schlosser dahin vermocht worden, an einer Zeitschrift, die sie unter dem Titel „Frankfurter gelehrte Anzeigen" mit dem Gießner Juristen Höpfner herausgaben, durch Beisteuer von litterarischen Kritiken sich zu betheiligen. Dergleichen ästhetisch-wissenschaftliche Versuche jedoch konnten seinem strebsamen Geiste nur Nebensache sein: er schritt jetzt zur Vollendung des „Götz von Berlichingen", eines Schauspiels, dessen Umrisse er schon seit Jahr und Tag mit sich im Kopfe getragen hatte. Daß die Dichtung sofort nach der zweiten vielfach vervollkommten Abschrift gedruckt wurde (zu Anfange des Jahres 1773), geschah auf Merck's Betrieb; und dieser scharfsinnige Mann hatte sich nicht verrechnet: das ohne Namen erschienene Werk erfüllte ganz Deutschland mit Theilnahme und Bewunderung für seinen Verfasser. Gleichen unerhörten Erfolg hatte im nächsten Jahre eine in Novellenform verfaßte Dichtung, die „Leiden des jungen Werther", und wie Goethe in Frankfurt

selbst der Mittelpunkt geistigen Lebens ward, so zog er auch die ungewöhnlichste Aufmerksamkeit entfernter Kreise auf sich und sah seinen Verkehr mit bedeutenden litterarischen Persönlichkeiten erweitert, von welchen sich an ihn aufs wärmste F. H. Jacobi zu Düsseldorf anschloß. Ohne Ruhe und Rast fortstrebend und durch den Eindruck bei dem Publikum gleichsam wie beflügelt, schrieb und veröffentlichte der junge Dichter in dem nämlichen Zeitraume, wo jene beiden Hauptwerke an das Licht getreten waren, eine Kleinigkeit nach der andern, mehrere dramatisirte Satiren, auch die den Titel „Götter, Helden und Wieland" tragende kecke Spottschrift gegen die Wieland'sche Richtung und das Trauerspiel „Clavigo". Er stand in dem Glanze der Jugend wie des Ruhmes, und ehe noch der Winter von 1774 auf 1775 ablief, erfuhr auch sein Schicksal die entscheidendste und folgenreichste Wendung.

Die jungen Weimarischen Prinzen nämlich, die auf einer Reise nach Paris Frankfurt berührten, ließen sich durch ihren Begleiter den Major von Knebel den hochberühmten Autor vorstellen; auf einem gemeinschaftlichen Ausfluge nach Mainz näher mit dessen Person bekannt geworden, luden sie ihn zu einem Besuche nach Weimar ein: dieser erste Annäherungsschritt bedingte die ganze Zukunft des Jünglings. Denn es war noch kein Jahr verflossen, als der inzwischen zur Regierung gelangte Erbprinz Karl August die Einladung an seinen Hof wiederholte; Goethe, so eben von einer ersten Reise nach der Schweiz heimgekehrt, konnte die in dem herzlichsten Tone geschriebene Aufforderung nicht von sich weisen und traf am 7. November 1775 in Weimar ein, um je nach der Lage der Verhältnisse längere oder kürzere Frist zu verweilen. Allein er ließ sich nicht blos vorübergehend, sondern, wie die Folgezeit gelehrt hat, für immer fesseln.

Gleichwichtig für sein äußeres Loos wie für seine innere Entfaltung und seine litterarische Wirksamkeit war die von Goethe getroffene Wahl. Allerdings standen ihm, wenn er zu Frankfurt bleiben wollte, in dieser seiner Geburtsstadt die behaglichsten und glänzendsten Aussichten offen; von geachteter Familie entsprossen, nicht ohne Vermögen, mit den Vornehmsten verwandt und befreundet, durfte er nach und nach in die bedeutendsten Aemter einzurücken hoffen, wie er denn noch im Jahre 1792 einen dahinzielenden Antrag erhielt. Zudem schien ihm das Glück der Ehe lächeln zu sollen; bereits im letztverflossenen Winter hatte er sich mit einer reichen und schönen Frankfurterin, Elisabeth Schönemann, verlobt, welche unter dem Namen „Lilli" vom Dichter durch tiefgefühlte Liebeslieder gefeiert wurde. Endlich war ihm die Muse in der Heimathsstadt so hold wie sie ihm anderwärts, allem Anscheine nach, nicht wohl holder sein konnte; eine geistreiche und interessante

Umgebung mangelte ihm nicht, die ihn spornte und sogar fortriß, seine Arbeiten gediehen ununterbrochen bis in die letzten Tage, wo er auf heimischer Schwelle verweilte, er vollendete mancherlei Lieder, brachte andere Werke (die „Stella“) zum Abschluß und begann neue (den „Egmont“). Auch die Unabhängigkeit seiner äußeren Stellung, wofern er sie bewahren konnte, mußte der litterarischen Produktion ausnehmend förderlich sein.

Aus all' diesen anscheinend so günstigen Verhältnissen riß sich Goethe los, um nach Weimar überzusiedeln, wo ihn der Herzog im Juni 1776 zum geheimen Legationsrath, mit Sitz und Stimme im geheimen Consilium, ernannt hatte. Welche Gründe mochten es sein, die den großen Mann bewogen, an den Fürstenhof zu ziehen? Wir dürfen getrost annehmen, daß er sich die Lebensfrage besser überlegt habe, als die neueren Kritiker und die politischen Bänkelsänger unserer Tage, die ihn wegen seiner Anstellung in Weimar, wegen seiner angeblichen Gleichgiltigkeit in Nationaldingen abgekanzelt und einen „Hofpoeten“ geschmäht haben, der von dem Volke abgefallen sei, dessen Wohl und Wehe er früher vertreten habe. Dergleichen ebenso ungerechte als falsche und auf die damalige Lage Deutschlands keine Rücksicht nehmenden Vorwürfe verdienen keine Widerlegung, nur eine einfache Abweisung. Goethe war zu talentvoll, um der Eitelkeit zu fröhnen, liebedienerische und selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen. Ohnfehlbar gab den Hauptausschlag für die Annahme der fürstlichen Anträge die persönliche Freundschaft, die der Herzog für Goethe und Goethe für den Herzog fühlte; jugendliches Alter und verwandte Denkart begünstigte das gegenseitige Wohlgefallen, das schon bei ihrem ersten Zusammentreffen beider Herzen aneinander geknüpft hatte und allmälig ein vertrautes Bündniß herbeiführte, gegründet auf Achtung und Liebe, wie man vergebens ein zweites suchen würde. Außerdem sah er sich wohl aufgenommen am Hofe wie in der Stadt, er gefiel sich in den dortigen Kreisen ebenso sehr als er diesen gefiel, seine Erscheinung bezauberte alle Gebildete um ihn her und bezwang nach und nach selbst den Hochmuth, das Zopfthum und den Neid der adelstolzen Höflinge. Der von ihm unsanft kritisirte Wieland hatte den Neuling kaum gesehen, als er in ihm fortan „einen göttlichen Menschen anbetete“. Ferner erkannte Goethe jedenfalls auf den ersten Blick, daß er an der Seite dieses trefflichen Fürsten eine Stellung gewann, worin er einem ganzen Landstrich, wo nicht dem allgemeinen Vaterlande wesentliche Dienste leisten, seine Kenntniß von Welt und Menschen auf dem leichtesten Wege bereichern und sich in jeder Beziehung für die Erreichung seines hohen poetischen Ziels geschickter machen konnte. War doch zugleich durch diese Wendung der Dinge auch seine äußere Lage wie durch einen einzigen Glückswurf gesichert

und über alltägliche Wechselfälle des Lebens hinausgerettet, so daß er nicht mehr sorgend abzuwarten brauchte, ob die Würfel in seiner Geburtsstadt oder andern Orts dermaleinst ihm so glücklich fallen würden, daß er, dem Himmel seiner Phantasie getreu, die Nothdurft hätte. Treffend schildern uns das seine eigenen spätern Worte:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
  Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag,
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
  Jeder: da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was preisest du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
  Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
  Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und Manches bedurft' ich,
  Der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein Dichter verstand.

Was auch im Uebrigen hohle Kritik auftischen möge, so viel ist ausgemacht, daß Goethe seine Poesie zu ihrer vollendetsten Reife erst in jener Epoche gebracht hat, die er zu Weimar während der besten Jahre seines Mannesalters verlebte; und nicht sehr wahrscheinlich ist es, daß er ohne diese glückliche äußere Stellung einen gleich schweren und gleich bedeutsamen Lorbeerkranz errungen haben würde. Die Werke, worin er nach Form und Gehalt die eigentliche Kunsthöhe erklommen hat, um derentwillen ihn die Nation bewundert, verdanken wir allesammt dem Umstande, daß er rechtzeitig in den Weimarischen Hafen einlief, wo er an grünen Ufern frisch und frei die Flügel seines Genius entfalten konnte. Es war ihm nur zum Segen, daß er aus der in Frankfurt eingeschlagenen Richtung „des Sturmes und Dranges", wie sie Klinger bezeichnet hat, durch eine milde Fügung herausgeschmeichelt ward; daß er im rechten Moment eine Richtung verließ, die leicht von der wahren Höhe abführen konnte und mit welcher der große Lessing, soweit die Nachrichten reichen, keineswegs allseitig einverstanden war. Goethe ahndete die Gefahr selbst oder lernte sie doch bald nachher kennen, als er ruhig zurückblicken konnte; denn sonst würde ihn auch zu Weimar nichts gehindert haben in der alten Richtung fortzufahren. Denn Karl August hemmte sein Genie gewiß am wenigsten.

Es möchte zwar scheinen, daß im nächsten Jahrzehnt allerlei Geschäfte, die ein Ausfluß seiner amtlichen Pflicht waren, ihn von dem früheren Musendienst vielfach abhielten; indeß war Goethe der Mann, der das anscheinend Unvortheilhafte zu seinem Vortheil zu benutzen verstand und unangenehme Hindernisse, wenn

sie ihm begegnet wären, gewiß mit Nachdruck beseitigt hätte. Er war thätig wie früher, wenn auch die Früchte nicht wieder so rasch zu Tage traten. Mehrere Hauptwerke bedachte er vorbereitend und fing sie an, wie die Dichtung des „Wilhelm Meister", führte bereits angelegte Pläne (den „Faust") weiter fort, vollendete mancherlei kleinere Produkte oder gab größeren eine vorläufige Fassung, die, wie es mit der schon 1779 in Prosa beendigten „Iphigenie" der Fall war, durch spätere Umgestaltung zu größerer Vollkommenheit erhoben wurde. Auch den „Tasso" hatte er in seiner ersten prosaischen Ausführung schon im Jahre 1781 fertig, und der „Egmont" gedieh im nächsten Jahre zu einer gewissen Abrundung. Ernsthaft griff er überdieß (1780) die naturwissenschaftlichen Studien an, die ihn bis in sein höchstes Alter beschäftigten; mit Mineralogie, Osteologie und Anatomie beginnend, ging er voll Eifer zur Botanik über. Seinem Gebieter, dem Herzoge, stand er als treuer Freund zur Seite, der mit ihm das Wohl des Fürstenthums berathschlagte, 1779 zum Geheimenrath von ihm erhoben, der Sache nach als erster Minister betrachtet und 1782 durch Kaiser Joseph geadelt ward; außerdem begleitete er ihn auf größeren Ausflügen, nach Berlin und der Schweiz, endlich selbst auf das Schlachtfeld, als die französischen politischen Erdstöße losbrachen.

Das Wichtigste und Einflußreichste aber was innerhalb des nächsten dreißigjährigen Zeitraums sein Leben berührte und vortheilhaft umwandelte, war seine Reise nach Italien und seine Bekanntschaft mit Schiller. Schon längst insgeheim von Sehnsucht erfüllt, die Herrlichkeit des Südens zu sehen, brach er von Karlsbad aus 1786 um die Zeit seines Geburtstages nach Italien auf, langte am 1. November in Rom, am 21. Februar 1787 in Neapel an, segelte am 29. März nach Sicilien, verweilte bei der Rückkehr in Neapel und Rom bis zum April 1788 und traf am 18. Juni wieder in Weimar ein. Der zweijährige auf diese Reise verwandte Zeitraum wurde in doppelter Weise benutzt. Auf die Kunstschätze der Halbinsel und das Volksleben der Italiener richtete er eines Theils sein offenes Auge, andern Theils seinen Fleiß auf die Vollendung mitgenommener Dichtungen, sowohl bereits fertiger, als angefangener Handschriften und Pläne: Iphigenie und Egmont empfingen ihre endgiltige Gestalt, der Tasso in metrischem Gewande und die Scenerien des Faust rückten vor, unter welchen er namentlich die „Hexenküche" in Rom zu Stande brachte. Eine außerordentliche Verstimmung ergriff ihn nach seiner Heimkunft, als er eine Vergleichung zwischen Italien und Deutschland anstellte. Der Gewinn, den er unter dem südlichen Himmel eingeerntet hatte, war so unermeßlich, seine Vorliebe und Begeisterung für Poesie, für bildende Kunst und klassisches Alterthum auf einen solchen Gipfel gestiegen, daß er gleichsam den Maß-

stab für die Schätzung deutschen Lebens, deutscher Natur, Kunst und Bildung verloren hatte, und daß ihm fast Alles mißfiel, was ihm früher ein Gegenstand der Hochachtung gewesen war. Er hatte über der fremden Welt, in die er sich eingelebt, gewissermaßen das Vaterland mit seinem wolkenschweren rauheren Himmel vergessen und wußte sich nicht mehr in die alten Zustände des Alltagslebens zurückzufinden. Die Aeußerungen darüber sind ihm vielfach verargt worden, indem sie der philisterhaften Anschauung der Kritik eine Blöße darboten, ein schwerer Irrthum, eine unverzeihliche Schwäche zu sein schienen*).

Aber üben wir Gerechtigkeit gegen den großen Mann; denn leicht erklärt sich das Räthsel dieser für den patriotischen Stolz unschmeichelhaften Sinneswandlung, wenn wir bedenken, daß der gereifte Goethe jetzt hoch über seinem Zeitalter stand, während unsere Nation sammt ihrer Cultur am Ausgange des vorigen Jahrhunderts keine erfreuliche Erscheinung darbot. Wie konnte seinem Scharfblick der tiefe Standpunkt des damaligen Geschlechts Ehrfurcht abnöthigen, da er überall, wohin er sah, kleinliche Verhältnisse, niedrige Anschauung, Jammer und Gemeinheit erblickte? Die Blüthezeit der Griechen nahm sich, bei allen ihren Schattenseiten, ungleich herrlicher aus, wenn er an die vor ihm aufgegangene Sonne des

---

*) Auch der Litteraturhistoriker Koberstein hat sich bitter über diese Zurücksetzung des Vaterlandes beklagt, für Ernst nehmend, was zum größten Theil Humor und Laune war, aber nur zu viel wahren Hintergrund hatte. Verunglückt ist dabei Koberstein's Nachweis (S. 1759), daß „Goethe außer Stande gewesen sei, sich ein ganz unbefangenes, geschweige ein vollkommen richtiges Urtheil über das innerste Wesen und die Bedeutung der Kunst und Poesie bei den Alten, sowie über ihr mustergebendes Verhältniß zur Neuzeit zu bilden", weil der große Mann sich nicht um die historische Erkenntniß der antiken Reste bekümmert habe. Nur die Ergründung ihres Verhältnisses zur Natur und zu den absoluten Gesetzen des Schönen habe ihm am Herzen gelegen. Worauf zu erwiedern ist, daß es um die historische Ergründung der antiken Kunstwelt überhaupt sehr mißlich aussieht, weil die Geschichte auf diesem Gebiete zu lückenhaft ist, um fruchttragend zu sein; ferner, daß derjenige, dem es gelingt das Verhältniß zur Natur und zu den Schönheitsgesetzen zu erkennen, die höchste Aufgabe bei der Würdigung antiker Kunst und Poesie gelöst haben wird. Umgekehrt also hatte Goethe den besten und richtigsten Weg, um ein möglichst unbefangenes (ein „vollkommen richtiges" überlassen wir der seichten Arroganz der philologischen Alterthumsforscher) Urtheil über die antiken Schätze sich anzueignen, eingeschlagen; und welche Früchte ihm auf diesem Wege erwachsen sind, hat er durch unsterbliche Werke dargethan, während die Ohnmacht der historischen Forschung und Archäologie nie etwas Anderes hervorbringen wird als — Meinungen. Wie die alte Welt in Wirklichkeit ausgesehen haben möge, hat er jedenfalls gründlicher und genauer sich vorgestellt als Ludwig Tieck es sich träumen lassen, der in seinen an Solger gerichteten Briefen die Behauptung wagt, Goethe habe sich von dem Alterthum ein falsches Ideal geschaffen.

Alterthums dachte. Wie zahlreich war das deutsche Publikum, das die Fähigkeit hatte, die ebenerschienenen Dichtungen (Iphigenie, Tasso und Faust) gebührend zu würdigen? Zeigte sich nicht bald, daß Kotzebue dem damaligen Volksgeist mehr entsprach? Seinen Mißmuth steigerte die Welterschütterung des benachbarten Frankreichs; er schaute tief genug, um von der Revolution, die dort tobte, für unser Volk kein unmittelbares Heil zu erwarten, wie die leichtentzündlichen Naturen mancher edeln Zeitgenossen. Die brutale Gewalt, der Sturm der Leidenschaften widerstrebte seiner klaren Denkweise, seinem in Harmonie wurzelnden Wesen; er glaubte nur die Vorboten einer unglückseligen Zerstörung zu gewahren, die eher den regelrechten Fortschritt hemmen als eine beglückendere Umwandlung hervorrufen würde. Mehr und mehr zog er sich von amtlichen Geschäften zurück, um in der Einsamkeit seinen Studien zu leben, die vorzugsweise auf Kunst und Naturwissenschaften gerichtet waren; er begann jetzt seine optischen Versuche und Beobachtungen, die ihn im Laufe der Jahre zu seiner umfassenden Farbenlehre führten. Die alte Sehnsucht trieb ihn nochmals (im Frühlinge 1790) zu einer Reise nach Venedig, um in der Erwartung der Ungewitter, die da kommen sollten, noch ein Weilchen Athem zu schöpfen in den Regionen, die er so ungern verlassen hatte. Auf litterarischem Gebiete rissen ihn dann die weiteren Vorgänge in Frankreich, die seinen Geist unangenehm beschäftigten, zu mancherlei poetischen und prosaischen Ergüssen hin, durch die er sich, seiner Gewohnheit gemäß, der schlimmen Gedanken zu erwehren gedachte, die aber, aus Verstimmung hervorgegangen, mit Ausnahme des „Reineke Fuchs" keinen Kern boten, keine erhebliche Wirkung auf die Welt haben konnten. Aus seiner ganzen damaligen Auffassung der öffentlichen Verhältnisse leuchtet ein, daß sein Blick zu getrübt war durch die Gegenwart, nicht umfassend genug, um die historische Aufgabe der modernen Völker in einer bestimmten Epoche richtig zu erkennen; er war weniger ein Staatsmann als ein Dichter, der Alles geordnet um sich her zu sehen wünschte.

Da kam ihm, nach bittern Erlebnissen von unendlicher Aufregung, wie ein guter Genius Friedrich Schiller zu Hülfe. Zwar hatte er die persönliche Bekanntschaft dieses herrlichen Mannes gleich nach seiner Rückkunft aus Italien gemacht, wo er mit ihm in Rudolstadt zusammengetroffen war; aber diese Begegnung blieb eine flüchtige, obgleich Schiller schon im nächsten Jahre Professor im benachbarten Jena ward. Denn Goethe wich einer Annäherung, zu welcher seinerseits Schiller nicht drängen mochte, vorläufig aus; sie gingen in ihren Ansichten, wie er glaubte, zu weit auseinander, und Schiller's seitherige Leistungen waren jedenfalls so beschaffen, daß er ihn noch auf einem Standpunkte erblickte, den er

selbst bereits überwunden hatte. Sogar der „Don Karlos" stieß ihn noch mehr ab als daß er ihn anzog. Endlich aber im Jahre 1794 traten sie einander näher, als Schiller die Herausgabe der Zeitschrift „Horen" beabsichtigte; seit diesem Augenblick hub zwischen ihnen eine wachsende und durch nichts wieder gestörte Freundschaft an, deren irdisches Band erst der Tod zerriß. Es wäre unmöglich, mit kurzen Worten die unschätzbaren Vortheile zu schildern, die sie wechselseitig aus dem ununterbrochenen Austausche ihrer Gedanken, Pläne und Hoffnungen schöpften: das Denkmal ihres „Briefwechsels von 1794—1805" giebt davon das „unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß", welches durch die Briefe Schiller's an „Körner" allseitig bestätigt wird. An der geistigen Sonne Goethe's reifte Schiller vollends heran, und Goethe stählte und richtete sich an dem ein Jahrzehnt jüngeren Genossen wieder auf. Für ihn begann mit „dem auf einmal sich entwickelnden" Verhältnisse zu Schiller „ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging". Voll Dankes legte er im Anfange des Jahres 1798 an Schiller das Bekenntniß ab, derselbe habe ihm „eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein er so gut als aufgehört". Beide Heroen waren bald dahin gekommen, die Gegner des Einen für die gleichen Feinde des Andern zu achten; daher vereinigten sie sich auch zur gemeinschaftlichen Kriegführung gegen den Ungeschmack ihrer Zeitgenossen, indem sie die unter dem Namen „Xenien" berühmten Epigramme ausarbeiteten und im Musenalmanache auf 1797 in die Welt stießen. Genug, sie rangen mit einander in neidlosem Wettstreite um den Siegespreis, und Schiller heilte durch seinen Einfluß alle die Wunden, welche die Mißverhältnisse jener Epoche dem älteren Freund geschlagen hatten. Das vorzüglichste unter den Produkten, welche Goethe in diesem zehnjährigen Zeitraume hervorbrachte, war „Hermann und Dorothea"; ihm folgte zuletzt (1803—1804) „die natürliche Tochter", in der Form an Iphigenie und Tasso anschließend.

Nach Schiller's frühzeitigem Tode, welcher auf Goethe einen tiefschmerzlichen Eindruck machte, wie der schöne „Epilog zur Glocke" zeigt, rückten die politischen Wetterwolken, die schon lange von dem Rheine und von Süddeutschland her gedroht hatten, auch über die seither verschonten mittel- und norddeutschen Gefilde. Goethe bestellte sein Haus und veröffentlichte am 19. Oktober 1806 nach der Schlacht von Jena seine eheliche Verbindung, die er in der Stille bereits seit einer Reihe von Jahren mit dem Fräulein Christiane Vulpius eingegangen war, nachdem alle früheren Bande sich aus dem einen oder dem andern Grunde wieder gelöst hatten. Von den Kindern dieser Ehe lebte noch ein im Jahre 1791 geborner Sohn,

Julius August Walther. Während die kriegerischen Wetter durch Europa forttosten, zog der Dichter sich mehr als je in die Verborgenheit und Stille des Hauses zurück, seinen Geist in die Reiche der Poesie, Kunst und Natur vertiefend, hier Angefangenes vollendend und auf Neues sinnend, dort seine heiteren Betrachtungen oder seine ernsten Forschungen fortsetzend. Die Last der amtlichen Geschäfte warf er im Jahre 1809 fast vollständig ab und legte sogar die Leitung des Theaters nieder, als ein französisches Machwerk, „der Hund des Aubry", auf die Bühne gelangen sollte, welche einst seine und Schiller's Gestalten betreten hatten. So schloß er sich denn so weit als möglich von den Drangsalen der traurigen Gegenwart ab, um nicht persönlich unter ihnen zu erliegen; von der Größe und Würde der deutschen Nation vermochte er sich noch kein besseres Bild zu entwerfen, als sich ihm vor länger als zwei Dezennien dargeboten: welche Fortschritte hatte sie inzwischen gemacht? Das Gebäude ihrer äußerlichen Einheit war vollends zertrümmert, ihre Unabhängigkeit vernichtet worden. Als daher die Freiheitskriege begannen, verzweifelte Goethe an ihrem Gelingen, nicht etwa aus Unpatriotismus oder aus Altersschwäche, sondern weil er die Nationalkraft für zu gering, den Gegner für zu gewaltig schätzte. Daß er nicht Schlachtgesänge schrieb, um sich an dem Riesenwerke zu betheiligen, welches vornehmlich preußische Volkskraft durchsetzte; daß er keine Lieder wie Körner sang, das hat er ebenso einfach als treffend in den „Gesprächen mit Eckermann" für jene einseitigen Tadler auseinandergesetzt, die ihn anders haben wollten als er war und sein konnte.

Nach der glücklichen Wiederherstellung des Friedens ergriff er, auf den Wunsch des Herzogs, der ihn 1815 zum ersten Staatsminister erhob, nochmals das Ruder der öffentlichen Geschäfte in dem kleinen Lande und lenkte es bis zum Jahre 1828, wo Karl August starb. Nunmehr entsagte der hochbetagte Greis, der sein Dienstjubiläum schon am 7. November 1825 gefeiert hatte, den Staatsgeschäften völlig, um den Rest seines Lebens in ungetrübter Ruhe hinzubringen; nur die Verwaltung der inländischen Anstalten für Kunst und Wissenschaft gab er nicht aus den Händen. Wie er in der Epoche kriegerischer Nächte durch die Macht der Selbstbeherrschung einen lichten Horizont um sich her gezaubert hatte, in dessen Kreise ihm neue Schöpfungen gelangen, neben der besseren Abrundung des „ersten" Faustheils die „Wahlverwandtschaften", die „Pandora" und die „Farbenlehre"; wie er unter den Strahlen der wiederaufgetagten Friedenssonne, obwohl alternd, mit jugendlicher Geisteskraft das Meisterstück „Aus meinem Leben", die „Wanderjahre" Wilhelm Meisters, den „zweiten Theil" des Faust und vieles Bedeutende sonst ausarbeitete, ja, in die Sphäre des Orients hinausschritt, mit dem „westöstlichen Divan" das

Publikum überraschte und den Gedanken einer Weltlitteratur aussprach; wie er endlich das Alterthum und die moderne Kunst, die antike und die neue Poesie mit dem regsten Interesse behandelte: so blieb er gleicher Weise auch in dem allerletzten Zeitraume seines Daseins den Musen treu, er mochte in Weimar, in Jena oder in Dornburg zubringen, auf die Herausgabe seiner gesammelten Werke bedacht und theilnehmend an den Aufschlüssen rücksichtlich der ältesten und an den Erscheinungen der jüngsten Poesie. Davon berichtet sein fleißiger brieflicher Verkehr und Eckermann in den mit ihm geführten mündlichen Gesprächen. Heiter war sein Alter und geistesfrisch bis zum letzten Augenblick. Ein sehr bitterer Kelch, der den achtzigjährigen Greis noch erwartete (seine Gattin hatte er schon am 6. Juni 1816 verloren), war der frühe Tod seines einzigen Sohnes, der auf einer italienischen Reise am 30. Oktober 1830 zu Rom endete. Nach kurzer schmerzloser Krankheit verschied er selbst am 22. März 1832; seine letzten Worte waren der Ruf „mehr Licht!" Er ruht in der Weimarischen Fürstengruft, neben den Särgen seines Jugendfreundes Karl August und seines ebenbürtigen Genossen Schiller beigesetzt. Die Nation hat ihm neuerdings eherne Standbildsäulen errichtet, deren Dauer aber wohl kürzer sein wird als das Denkmal seiner Schriften und die Erinnerung an sein Beispiel.

Goethe war von der Hand der Natur so herrlich bedacht worden, wie wenige Sterbliche: der geistigen Macht seines Innern entsprach das imposante Wesen seiner körperlichen Erscheinung, ein Doppelvorzug, durch welchen er seit der Epoche, wo er in voller Lebensreife dastand, unwiderstehlich Jeden, der ihn mit Augen sah, zur Bewunderung hinriß. Dazu kam, daß ihn das Glück als eines seiner liebsten Schooßkinder von der Wiege bis zum Grabe mit Segnungen überschüttete, leitete und begünstigte. Durch Sorgen um die gemeine Nothdurft des Lebens nie gehemmt und niedergebeugt, erreichte er frühzeitig die sonnige Höhe einer freien Stellung, von welcher aus er wie der olympische Zeus auf das Weltgetriebe zu seinen Füßen hinabschaute, nachdem er die Leidenschaftlichkeit der Jugend überwunden hatte. Weil er einerseits durch die über sich gewonnene Herrschaft Maß zu halten verstand und den mannigfaltigen Erschütterungen des Weltgetümmels auswich, deren Einfluß das Dasein verkürzt, andererseits aus Krankheitsfällen, von welchen er keineswegs verschont blieb, durch die Unterstützung eines kräftigen Organismus stets ungebrochen hervorging, zeigte er selbst im höchsten Alter noch eine Gestalt und ein Antlitz von solcher Majestät, daß die Menschenwürde gleichsam durch ihn verklärt erschien. Den tiefsten Eindruck mußte der Anblick dieses Mannes auf diejenigen Besucher hinterlassen, die zugleich von seiner geistigen Bedeutung mit Ehrfurcht erfüllt waren.

Lessing und Schiller tragen heutzutag anerkannte Namen, sie haben über Neid und Gemeinheit einen vollständigen Sieg erfochten und prangen mit reinem Lichte an dem Himmel unserer Nation. Wider Goethe indessen regen sich noch mehrfache Tadelstimmen fort, die seinen Stern verdunkeln möchten: unberechtigt wie sie sind, werden auch sie bald verstummen

vor dem Glanze seiner großartigen Wirksamkeit, mit welcher nur diejenigen nicht zufrieden sind, die sie immer noch größer wünschen. Die Zeit wird kommen, wo der Beurtheiler, der seinen Namen höhnend aussprechen will, die Zunge zurückhält, um sich nicht selbst ein Armuthszeugniß auszustellen. Denn überblicken wir das, was Goethe geleistet hat, so werden wir ihm eine welthistorische Bedeutung zusprechen müssen, wofern die deutsche Nation selbst eine solche hat. Abgesehen von seiner umfassenden Wirksamkeit, die sich auf alle Zweige des menschlichen Wissens nutzenbringend erstreckt hat, und deren halbhundertjähriger Einfluß auf die weiten Gebiete der Naturforschung, auf Alterthum, Kunstgeschichte, Aesthetik und Litteraturhistorie an diesem Orte nicht geschildert werden kann: was verdanken wir ihm als deutschen Dichter? Wir glauben auf diese Frage am treffendsten zu antworten, wenn wir mit Friedrich von Schlegel, der hier den Nagel auf den Kopf getroffen hat, den von Goethe in seinen Hauptwerken errungenen Standpunkt dahin bezeichnen, daß er derjenige Dichter ist, mit dessen Meisterstücken eine nach Geist und Form der griechischen sich annähernde echte Poesie in Europa wieder begonnen hat, oder daß die Goethe'sche Poesie die Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit ist, deren Sonne einst bei den Hellenen so wundervoll geleuchtet hat wie bei keinem zweiten Volke der Erde.

Worein Schlegel die mustergiltigen Vorzüge der Griechen setzt, ist hier nicht zu erörtern. Das ungeheure Verdienst aber, welches dieser Ausspruch mit Recht dem eine so gewaltige Epoche bezeichnenden Goethe zugeschrieben hat, theilt dieser mit unserm Schiller. Beide Weimarische Dichter sind, wie sie in ehernen Standbildern zu Weimar vereinigt prangen und wie sie vereinigt in der Fürstengruft ruhen, gleichbetheiligt an der Erhebung unserer Sprache, Poesie und Litteratur auf einen Standpunkt, welchen Klopstock und Lessing mit Herder, Wieland, Voß und manchen geringeren, aber echten Talenten vorbereitet hatten. Ueber die Mitringenden sind Goethe und Schiller weit hinausgedrungen; beide strahlen über sie hinweg, indem sie in ihren ebenso gehaltvollen als tiefempfundenen Schöpfungen das Element des Lieblichen, Anmuthigen und Schönen zuerst meisterhaft entfaltet haben, alle Vorzüge und Tugenden ihrer Zeitgenossen und Vorgänger wie in einem Brennpunkte versammelnd und bis auf eine Stufe erhöhend, wo die Resultate kunstmäßig erscheinen. In Tiefe und Umfang ihrer Weltanschauung wie in poetischer Begabung den Geistern früherer Jahrhunderte überlegen, bewirkten sie also einen Fortschritt, welcher des deutschen Volkes selbst würdig war, die gesammte Nation weiter führte und ein erstes Kunstziel eroberte, wie es andere europäische Nationen nicht höher aufzuweisen hatten. Ja, wir dürfen sagen: sie haben als die jüngsten Dichter zugleich das vollkommenste Abbild der Culturstufe gegeben, deren Europa sich bis dahin erfreute.

Was Goethe insbesondere anlangt, sind seine hervorstechendsten Charakterzüge Natürlichkeit, Wahrheit und Schönheit in Gedanken und Darstellung. Daß es ihm außerdem an den ausgezeichnetsten Eigenschaften eines echten Dichters nicht gefehlt habe, darin sind Alle von jeher einverstanden gewesen. Die kostbaren Lobsprüche, die sonst der Jenaer Vielschreiber O. L. B. Wolff häufig an untergeordnete Talente und Halbdichter verschwendet hat, sind hier einmal auf den rechten Mann angewandt, wenn er von Goethe sagt: „Was in strengster Untersuchung von einem wahren Dichter gefordert werden darf, Tiefe des Gefühls, schöpferische Kraft, Reichthum der Anschauung, Gluth der Phantasie, Adel der Gedanken und Herrschaft über die Form in der ganzen Bedeutung dieses Ausdrucks, das

besaß Goethe wie Keiner, und verband noch damit eine seltene Schärfe des Verstandes und den feinsten Geschmack." Zu dieser richtigen Zusammenfassung der glänzenden Eigenschaften, die in Goethe so glücklich vereinigt hervortreten, müssen wir nur einen Vorzug noch hinzufügen, der ihm nicht minder zum Lobe gereicht, den charakteristischen Drang nach Bildung und das unablässige Studium, womit er die Welt zu fassen und zu durchforschen strebte; ein Eifer, der ihn zu dem Ausspruche berechtigte, daß „er sich's im Leben habe sauer werden lassen". Vor allem zog ihn eine angeborne Neigung zur Natur, wie er denn selber sagt, daß „der Mensch der Natur angehört, und sie den Menschen"; und wie er durch diese Naturliebe einerseits zu seinen eigentlichen Naturstudien hingetrieben wurde, so erklärte er andererseits geradezu, daß ein echtes Kunstwerk „als ein Werk des menschlichen Geistes auch ein Werk der Natur" sei. Mit dieser Grundanschauung ferner stand im engsten Zusammenhange die Wahrheitsliebe, die sein Inneres durchdrungen hatte, in seinem praktischen Leben sich äußerte und in seinem poetischen Wirken getreu abgespiegelt ward; denn in der Natur erblickte er den Urquell der Wahrheit, in der Wahrheit jede Größe und Weisheit. Daß er solchen Grundsätzen stets nachgegangen sei, spricht Goethe an vielen Orten aus; Worte indessen würden nicht genügen, seine Werke zeugen dafür. Wie auf festen Säulen, bemerkt Joseph Hillebrand, erhebt sich auf Natur und Wahrheit das ganze gediegene Gebäude seines Charakters und die objektive Haltung seiner Schöpfungen. Und wie weit dieses Doppelprincip auf seine Darstellungsweise eingewirkt, erhellt am besten aus dem eigenen Geständniß des Dichters, das er über die vier ersten Bändchen seiner gesammelten Schriften im Jahre 1787 von Rom aus abgelegt hat, dahin lautend: „Es ist kein Buchstabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an": dieses Bekenntniß dürfen wir auf die sämmtlichen Leistungen des großen Mannes mit Sicherheit beziehen. Er hat nichts geschaffen, was nicht für ihn ein „Erlebtes" war oder „aus seinem eigenen Innern hervorbrach", nachdem er die äußere Erscheinung in sich aufgenommen hatte. So gelangte er zu jener erstaunlichen Natürlichkeit oder Naturwahrheit, um derentwillen seine Lyrik, seine Poesie überhaupt und seine Prosa vorzugsweise gefällt; der von ihm hinzugefügte Gehalt, die tiefe Auffassung der Gegenstände und die Beherrschung des Sprachmaterials treten für dieses Wohlgefallen an seinen Produkten entscheidend hinzu. Die übrigen Tugenden, worauf die Meisterschaft beruht, reihen sich freiwillig an. Denn wer mit der Natur Hand in Hand geht und wahr denkt, der denkt auch einfach, warm, lebendig und schön; mit der Vermeidung der Lüge und Heuchelei fällt auch die Schwulst weg, die unechte Empfindung und falsche Färbung: mit der rechten Färbung stellt sich von selbst die Schönheit ein. Selten hat sich ein Dichter von der Begierde, auf das Publikum um jeden Preis zu wirken, es möge mit den verkehrtesten Stoffen und Mitteln geschehen, wenn sie nur einen neuen und starken Effekt versprechen, so frei gehalten als der an der Quelle der Natur trinkende Goethe. Hier trennt er sich von den Halbdichtern seines Zeitalters wie unserer Tage durch eine himmelhohe Scheidewand. Ungesucht ist der Ausdruck seiner Schönheit, sie ist der Ausdruck der schönen Natur selbst; das in ihm ruhende ursprüngliche Gefühl für Harmonie, die Liebe für die Kunst und die Begeisterung für das klassische Alterthum waren der Saatboden, auf welchem die über seine Stoffe ausgegossene Schönheit erblühte und reifte. Auch wo er ganz Er ist, dürfen wir mit Friedrich von Schlegel sagen, ist der Geist seiner Dichtung liebliche Fülle und hinreißende

Anmuth. Denn er wußte nicht blos die Stoffe in das Gold der Schönheit umzuwandeln, seine Seele war selbst schön in dem Wesen ihrer Individualität.

Müssig wäre es, hier auf die bekannte thörichte Streitfrage einzugehen, ob Goethe oder Schiller größer sei; die Nation hat sich (zum Beweise dient der Glanz des 1859 gefeierten hundertjährigen Geburtstages) allgemein dahin entschieden, daß Schiller ihr Lieblingsdichter ist, während es ihr nie beifallen wird, Goethe für kleiner zu achten oder den einen Dichter für minder deutsch als den andern zu halten. Die scheinbare Bevorzugung rührt daher, daß Schiller die Nation mehr bei dem Herzen, Goethe mehr bei dem Verstande gefaßt hat; und dieß hängt mit dem Unterschiede zusammen, den man nach treffender Beurtheilung ihrer beiderseitigen Eigenthümlichkeit aufgestellt hat, daß nämlich Schiller den Idealismus vorziehe, Goethe den Realismus, oder daß jener für Ideale schwärme, sie mögen erreichbar sein oder nicht, dieser die Wirklichkeit idealisire oder dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben suche. Von dieser Eigenthümlichkeit beider Heroen ist denn auch der Umstand bedingt, daß jener mehr Wärme entwickelt, dieser reicher an Lehre ist. Es scheint aber, daß der Charakter unserer Nation bis auf die neuesten Tage mehr der Schiller'schen Weise zuneigt als der Göthe'schen: die Nation schwärmt lieber für allerlei Phantome als daß sie Hand anlegt an die schönere Gestaltung der Wirklichkeit, sie ergötzt sich mehr an dem Schiller'schen Feuer als an der Goethe'schen Belehrung und an der Goethe'schen Gewohnheit: die Idee in der Wirklichkeit selbst zu erfassen. Ob das deutsche Volk das bessere Theil ergriffen habe, wer mag das einseitig bejahen? Bereits von Schiller ward jener Unterschied ihrer beiderseitigen Eigenthümlichkeit erkannt, indem er an Goethe schreibt: „Wenn wir Andern uns mit Ideen tragen und schon darin eine Thätigkeit finden, so sind Sie nicht eher zufrieden, als bis Ihre Ideen Existenz bekommen." Wenn diese Worte richtig sind, so müssen sie uns etwas bedenklich machen, Goethe für den geringeren von beiden anzusehen. So viel steht aber gewiß, daß der eine Dichter den andern ergänzt.

Nicht minder müssig würde es sein, die mannigfachen hartnäckigen Vorurtheile hier zu widerlegen, die von einzelnen Kritikern gegen Goethe aufs Tapet gebracht worden sind, im Grunde aber sich alle um denselben Angelpunkt drehen, wenn wir den Vorwurf ausnehmen, daß er kein Christ nach dem heutigen Dogma gewesen sei. Auf letztere Verurtheilung, die von flachem und stumpfsinnigem Pfaffenthum ausgegangen ist, erwiedern wir einfach, daß wir in seinen Schriften die Zeugnisse wahrer Frömmigkeit und Religiosität zahlreich niedergelegt finden; daß er zwar den Pietismus als eine Ausgeburt der Heuchelei verdammte, aber das Grundwesen des Christenthums hochhielt; daß er nicht an den Teufel und die Hölle glaubte, wohl aber von dem Dasein eines Gottes besser überzeugt war, als die Gegner selbst, und zugleich rastlos sich bemühte, in das Urwesen dieses Gottes und der von ihm geschaffenen Natur mit protestantischer Geistesfreiheit so tief als möglich einzudringen. Die Erhabenheit eines solchen Zieles und die Großartigkeit der Goethe'schen Weltanschauung zu begreifen, ist der Verstand seiner Gegner zu schwach. Die andern Vorwürfe lassen sich in die Behauptung zusammenfassen, er sei ein kalter und herzloser Mensch gewesen, dem es nur auf sein eigenes Wohlsein angekommen wäre. Man verlangt von ihm, daß er, anstatt sich in den Dienst eines Fürsten zu begeben, der Vorfechter des Volks hätte werden sollen, Partei ergreifend für alle Wünsche, die dieses hegte, als der Wortführer und Sprecher desselben gegen Mißbräuche und Herrschaftsdruck auftretend, im Frieden mahnend, im

Kriege anfeuernd. Kurz, man begehrt, daß er sich in den Zeitstrom hätte stürzen sollen, zeitliche Ideen vertreten und zeitliche Interessen durch die Kraft seiner Rede zur Geltung bringen, wie unsere modernen politischen Poeten. So nur würde er, meint man, seine Aufgabe für die Nation recht erfüllt haben. Der Irrthum solchen Verlangens besteht darin, daß man nicht blos die eigenste Natur des großen Dichters und Künstlers verkennt, welche ihn auf die Bahn der Ordnung anwies, sondern auch das Gewaltige unterschätzt, was er geleistet hat. Denn gerade dasjenige, was jene Tadler an ihm vermissen, hat er auf die umfassendste Weise vollbracht und den Fortschritt der Nation, ihre Wünsche und Hoffnungen unterstützt, ihre Trübsal gelindert und das Morgenroth ihrer Zukunft aufgehellt; er hat es gethan gerade auf demjenigen Wege, welcher der wirksamste und in seinem Nutzen nachhaltigste war und bleiben wird, während er wahrscheinlich auf der von der Afterkritik vorgeschlagenen Heerstraße nie zu einer gleichen, sondern nur zu einer ephemeren Bedeutung gelangt sein würde. Vermöge der von ihm bewahrten olympischen Ruhe ist es ihm gelungen, einen tiefgreifenden Einfluß auf Hoch und Gering zu erstrecken, seine irdische Thätigkeit zu verlängern und den ganzen Reichthum seines genialen Wesens wie einen blüthenreichen Frühling über die Nation auszuschütten, wenn anders die Mächtigen von den Früchten seines Gartens gesunden, die Niedrigen aus ihnen Lebensstoff ziehen wollen. Es ist wohl möglich, daß er zuweilen sich allzukühl von der Nothdurft des Tages abgesperrt und manches versäumt hat, wessen er im Augenblick fähig gewesen wäre vermittelst einer gewissen Selbstaufopferung; aber das ist ein Zeichen der Schwäche, des Irrthums und persönlichen Eigensinns. Und von menschlichen Fehlern wird ihn doch Niemand frei fordern wollen? Wir begnügen uns aus seinen Schriften und aus den Thatsachen seines Lebens zu wissen, daß er human und freigesinnt war wie Wenige, daß er ein warmes mitfühlendes Herz voll Menschenliebe im Busen trug und Hülfe ausspendete so weit seine Macht reichte; daß er nirgends Egoismus bewies, vor älteren Klassikern sich beugte, verdienstvolle Mitlebende rückhaltsloser als selbst Schiller anerkannte und jüngere Talente ohne Neid beurtheilte, aufmunterte, unterstützte durch Rath und That, so weit sie ihm nahe traten.

Endlich dürfte es auch überflüssig sein, viele Worte zu machen über die mancherlei Bezeichnungen, womit man den Gang und die Entwicklungsstufen des Dichters zu charakterisiren gesucht hat. Bald nimmt man für sein Schaffen eine sentimentale, eine ideale und eine didaktische, von manchen auch „elegant" benannte Hauptperiode an, bald unterscheidet man eine Periode der Naturpoesie, eine der klassischen Kunstpoesie und eine des eklektischen Universalismus. Allein ein Ueberblick des gesammten Goethe'schen Lebens und Wirkens sagt uns sofort, daß diese und ähnliche Bezeichnungen keineswegs ausreichen, kaum den allgemeinen, geschweige den besonderen Charakter treffen, den seine dichterische Laufbahn zu verschiedenen Zeiten hatte. Denn gleich für die erste Periode genügt weder das Beiwort sentimental, da schon in dieser durchgreifend der geistige Tiefblick des Dichters sich geltend macht, noch der Ausdruck natürlich, weil er dies immer war oder zu sein sich bestrebte; wie er denn namentlich in Rücksicht auf den Götz von Berlichingen, sein erstes Hauptwerk, ausdrücklich selbst versichert, er habe bei der nachher zum Druck gelangten zweiten Niederschrift desselben den historischen und nationalen Gehalt gesteigert und die menschliche Neigung oft der künstlerischen Ueberzeugung zum Opfer gebracht. Sehen wir also von dergleichen schroffen Umgrenzungen ab und setzen dafür allgemeinere Unterscheidungen, deren sich

allerdings drei darbieten, eine Periode der Jugend, eine der Gereiftheit und eine des Alters: als Hauptergebniß finden wir ein beständiges Fortschreiten des Dichters in Gehalt wie Form, welches kaum durch die herannahende Schwäche der Greisenjahre gehemmt wird. Denn betrachten wir die Reihe seiner Schöpfungen, so sind darunter Meisterstücke aus der Jugend wie aus dem höheren Alter, welches sich eine erstaunliche Frische der Produktivität bewahrte.

Interessant ist zwar Alles, was ein so außerordentlicher Mann geschrieben hat, wenn er auch nicht immer von den Schwächen seines Zeitalters frei geblieben ist; doch da so vieles von seiner Feder herrührt, und darunter manches vorliegt, dessen absoluter Werth gering ist, so mögen zum Schluß wenigstens die vorzüglichsten Schöpfungen seiner Meisterhand hergezählt werden. Ich irre wohl kaum, wenn ich den „Faust" und „Hermann und Dorothea" obenan stelle als die zwei unvergleichlichsten Meisterwerke; das erstere ist das eigenste Produkt seiner Phantasie, wie ein ähnliches keine andere Nation aufzuweisen hat, und worin das gesammte Ringen und Kämpfen abgespiegelt ist, welchem Goethe in seinem Innern während eines langen und vielbewegten Daseins unterworfen war. Das zweite, Hermann und Dorothea, erscheint als diejenige Dichtung, worin die reinpoetische Weise seines Genius am lautersten verklärt ist. Dort giebt er ein Bild des Menschenseins, hier ein Bild des deutschen Lebens. Auf gleicher Höhe mit diesen beiden Werken steht ein Theil seiner lyrischen Produkte. Ihnen reihen sich zunächst auf dramatischem Gebiete die „Iphigenie", der „Tasso", die „natürliche Tochter" und die „Pandora" an, worauf der „Egmont" und der „Götz von Berlichingen" folgen. Von derselben hohen Bedeutung und Vollendung sind in Prosa seine Meisterstücke „Werther" und „Wahrheit und Dichtung"; für minder wichtig als diese möchten „Wilhelm Meisters" Lehrjahre sammt den Wanderjahren und „die Wahlverwandtschaften" anzusehen sein, wie treffliche Form, wie reichen Gehalt sie auch sammt dem Stempel des Goethe'schen Genius darbieten.

Schriften. 1) Parodie auf Clodius Medon. (Nur theilweise von Goethe.) Leipzig 1767. 2) Neue Lieder, komponirt von Breitkopf. Ebend. 1768. 3) Briefe des Pastors zu . . . an den neuen Pastor zu . . . Aus dem Französischen. 1773. 4) Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. 1773. 5) Götz von Berlichingen. Ein Schauspiel. Hamburg 1773. (Selbstverlag.) 6) Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Leipzig 1774. 7) Die Leiden des jungen Werther's. Ebend. 1774. 8) Clavigo. Ein Trauerspiel. Ebend. 1774. 9) Moralisch politisches Puppenspiel. Leipzig und Frankfurt 1774. 10) Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes. 1774. 11) Erwin und Elmire. Ein Singspiel. Frankfurt 1775. 12) Etwas aus Goethens Brieftasche. Als Anhang zu Merciers Versuch über die Schauspielkunst. Leipzig 1776. 13) Stella. Ein Schauspiel für Liebende. Berlin 1776. 14) Claudine von Villa Bella. Ebend. 1776. 15) Schriften. 8 Bände. Leipzig 1787 bis 1790. Darunter zuerst gedruckt: a) Die Mitschuldigen. b) Iphigenia. c) Egmont. d) Lila. e) Torquato Tasso. f) Jery und Bätely. g) Faust. Fragment. h) Scherz, List und Rache. i) Die Fastnachtspiele. k) Vermischte Gedichte. 16) Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha 1790. 17) Beiträge zur Optik. Weimar 1791—1792. 2 St. 18) Der Großcophta. Lustspiel. Berlin 1792. 19) Der Bürgergeneral. Lustspiel. Ebend. 1793. 20) Reineke Fuchs. Ebend. 1794. 21) Wilhelm Meister's Lehrjahre. Ebend. 1794—1796. 4 Bände. 22) Hermann und Dorothea. Ebend. 1798. 23) Propyläen, eine periodische Schrift. Tübingen 1798—1800. 3 Bände. 24) Mahomet. Ein Trauerspiel nach Voltaire. Ebend. 1802. 25) Tancred. Ein Trauerspiel nach Voltaire. Ebend. 1802. 26) Was wir bringen. Vorspiel. Ebend. 1802. 27) Leben des Benvenuto Cellini. Ebend. 1803. 2 Thle. 28) Die natürliche Tochter. Trauerspiel. Ebend. 1804. 29) Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Leipzig 1805. 30) Winckelmann und sein Jahrhundert. Tübingen 1805. 31) Faust. Ebend. 1807. 32) Ideen über organische Bildung. Ebend. 1807. 33) Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad. Karlsbad 1807. 34) Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. Tübingen

1809. 2 Bände. 35) Pandora. Wien 1810. 36) Zur Farbenlehre. Stuttgart 1810. 2 Bände. 37) Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Ebend. 1811—1822. 6 Bände. 38) Philipp Hackert. Tübingen 1811. 39) Die Höhen der alten und neuen Welt. Weimar 1813. 40) Des Epimenides Erwachen. Berlin 1815. 41) Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden. Stuttgart 1816 u. f. 42) Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Ebend. 1817—1824. 2 Bände. 43) Maskenzug in Weimar. Ebend. 1819. 44) Westöstlicher Divan. Ebend. 1819. 45) Wilhelm Meister's Wanderjahre. Ebend. 1821.

Gesammtausgaben. 1) Sämmtliche Schriften. Berlin 1776. 2 Theile. 3. Aufl. 1779. 4 Bände. (Ohne Goethe's Wissen veranstaltet.) 2) Werke. Tübingen 1806—1810. 13 Bände. 3) Werke. Stuttgart 1816—1818. 20 Bände. 4) Sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Ebend. 1827—1833. Mit dem Nachlaß 55 Bände. Doppelte Ausgabe in 8. und 12. Ferner: Supplemente zur Ausgabe letzter Hand in 55 Bänden oder 56—60. Band. Mit dem Bildniß von Goethe. 1842. 5) Sämmtliche Werke in 40 Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. In 12. 1840. 6) Poetische und prosaische Werke. 2 Bände in 3 Abtheilungen mit 11 Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's. Lexiconformat. 1845—1847. 7) Sämmtliche Werke in 30 Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. gr. 8. 1850—1851. 8) Sämmtliche Werke in 30 Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. gr. 8. 1857—1858.

Außerdem eine Menge Abdrücke einzelner Werke, zum Theil in der kostbarsten Ausstattung, mit Stahlstichen und Holzschnitten, Goldverzierung und Decken.

Briefwechsel. 1) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Stuttgart 1828—1829. 6 Bände. Zweite, nach den Originalhandschriften vermehrte Ausgabe. 1856. 2 Bände. 2) Zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin 1833—1834. 6 Theile. 3) Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776. Leipzig 1833. 4) Goethe's Briefe an Lavater. Aus den Jahren 1774—1783. Herausgegeben von H. Hirzel. Leipzig 1833. 5) Theaterbriefe von Goethe. Berlin 1835. 6) Briefwechsel zwischen Goethe und Geheimrath Dr. Chr. Fr. L. Schultz, aus den Jahren 1825—1829. Bonn 1836. 7) Goethe's Briefe an Merck, in den ausgewählten Schriften Merck's, herausgegeben von A. Stahr. Oldenburg 1840. 8) Briefwechsel mit einem Kinde (Bettina von Arnim). Berlin 1835. 3 Theile. 2. Aufl. 1837. 9) Briefe an Gräfin Auguste von Stolberg. Leipzig 1839. 10) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Ebend. 1846. 11) Briefe an Frau von Stein. Weimar 1848—1851. 3 Theile. 12) Briefe an Leipziger Freunde. Leipzig 1849. 13) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. Stuttgart 1850. 14) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. Leipzig 1851. 2 Theile. 15) Briefe und Aufsätze. Herausgegeben von A. Schöll. Weimar 1846. 16) Sammlung Goethe'scher Briefe, von D. H. Döring. In Lexiconformat. Leipzig 1837. 1. Band. (Eine Fortsetzung verhindert.) 17) Gespräche von Joh. Pet. Eckermann mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 bis 1832). Leipzig 1836. 2 Bände. 3. Band Magdeburg 1848.

Schriften zu seinem **Leben** und seinen **Werken.** Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt von Johannes Falk. Leipzig 1832. 2. Aufl. 1836. 2) Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit, von F. von Müller. Weimar 1832. 3) Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit, von F. von Müller. Ebend. 1832. 4) Goethe in amtlichen Verhältnissen, von C. Vogel. Jena 1834. 5) Goethe. Zu dessen näherem Verständniß. (Beigegeben eine Reihe bisher ungedruckter Briefe Goethe's an den Herausgeber.) Von Carl Gustav Carus. Leipzig 1838. 6) Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Friedr. Wilh. Riemer. Berlin 1841. 2 Bände. 7) Goethe's Friederike. Von Freimund Pfeiffer. Anhang: Sesenheimer Liederbuch. Leipzig 1841. 8) Reminiscenzen. Goethe's Mutter, mit Porträt und Facsimile von Goethe's Mutter. Herausgegeben von W. Dorow. Leipzig 1842. 9) Goethe und seine Werke von K. Rosenkranz. Königsberg 1847. 10) Goethe's Leben von Heinrich Viehoff. Stuttgart 1847—1849. 3 Theile. 11) Goethe's Leben von J. W. Schäfer. Bremen 1851. 2 Bände. 12) Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. (Mit 1 Porträt, 1 Silhouet. und 3 Facsim.) Stuttgart 1855. 2. Aufl. 13) Goethe's Faust. Von J. H. J. Düntzer. Leipzig 1850—1851. 2 Bände. 14) Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. Von J. H. J. Düntzer. Ebend. 1852. 15) Frauenbilder aus Goethe's Leben. Von J. H. J. Düntzer. Ebend. 1853. 16) Goethe's ältestes Liederbuch. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin 1844.

Alphabetisches Namenregister der in Goethe's Werken, Taschenausgabe von 1840, erwähnten Personen, ingleichen einiger Schriften von anonymen Verfassern, nebst einem Verzeichniß der Stellen, an denen Goethe seine eigenen Produktionen erwähnt oder bespricht, verfertigt von Chr. Th. Musculus. Stuttgart 1842.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift,
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und verstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann!

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzessin Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.

Ach, wer hat sie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom schnellen Fliehn?
Sagt, wo ist ihr Land?
Wo der Weg dahin?

An Belinden.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerlein verschlossen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon das liebe Kind empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Mitternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält,
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergetzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

„Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen."

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trank euch danke."

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde:
Darum schwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun so nicke sie mir zu:
Leb' auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sei ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen!

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!
Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

Harfenspieler.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“ —

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Flut empor.
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn,
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab;
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmauß;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich;
Gönnt' Alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

Mignon.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg?
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Der Gott und die Bajadere.

Indische Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechsten Mal,
Daß er unsers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinaus gegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank und Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dies ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden;
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe sein.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum ersten Mal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst.
Ach! und die gelenken Glieder
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden, das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder,
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zur Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor Allen!
Ach, nur Eine süße Nacht!
Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre.
Dieser war dein Gatte nicht,
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Prometheus (1774).

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n!
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meines,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne:
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde:
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wallen,
Ein ewiger Strom;
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten,
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den Andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche,
Er unterscheidet
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Der Zauberlehrling (1797).

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich, ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen!
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht! er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen!
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach, ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen
Welch' entsetzliches Gewäßer!
Herr und Meister! Hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

Aus dem westöstlichen Divan.

I. Wiederfinden.

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that sich das Licht: so trennte
Scheu sich Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Rasch in wilden, wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemess'nen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal;
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich was sich angehört;
Und zu ungemess'nem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's Ergreifen, sei es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

In tausend Formen magst du dich verstecken.

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich,

An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachs'ne, gleich erkenn' ich dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich;

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannigfalt'ge, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wiesenteppich,
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tausendarm'ger Eppich,
O, Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allah's Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Gedanken und Betrachtungen.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm webt und lebt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er sei dir werth als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten sagt ihr Lebewohl!
Zum Osten du, er westwärts, Pfad an Pfad —
Kreuzt euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft ihr freudig aus:
Er ist es! ja, da war's! als hätte nicht
So manche Tagefahrt zu Land und See,
So manche Sonnenkehr sich drein gelegt.
Nun tauschet Waar' um Waare, theilt Gewinn!
Ein alt Vertrauen wirke neuen Bund —
Der erste Gruß ist viele Tausend werth,
Drum grüße freundlich Jeden, der begrüßt.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und Neues beginnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Muth verloren — Alles verloren!
Da wäre es besser nicht geboren.

Im Athemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Im Namen dessen, der Sich selbst erschuf!
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
In Seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft;
In jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das Ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichniß, hat am Bild genug;
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort;
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket,
Trinkers Blick ist lieblich, eh' er trinket,
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenschein im Herbst, der dich besonnte.
Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegen dränget,
Zierlich dankbar, was du reichst, empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein sprechend Streben!
Schau es recht und du wirst immer geben.

Und wenn mich am Tage die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht:

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

Wer wird von der Welt verlangen,
Was sie selbst vermißt und träumet,
Rückwärts oder seitwärts blickend
Stets den Tag des Tags versäumet?
Ihr Bemühn, ihr guter Wille,
Hinkt nur nach dem raschen Leben,
Und was du vor Jahren brauchtest,
Möchte sie dir heute geben.

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander schließt;
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

Reitest du bei einem Schmied vorbei,
Weißt nicht, wann er dein Pferd beschlägt;
Siehst du eine Hütte im Felde frei,
Weißt nicht, ob sie dir ein Liebchen hegt;
Einem Jüngling begegnest du schön und kühn,
Er überwindet dich künftig oder du ihn.
Am sichersten kannst du vom Rebstock sagen,
Er werde für dich was Gutes tragen.
So bist du denn der Welt empfohlen,
Das Uebrige will ich nicht wiederholen.

Das Leben ist ein schlechter Spaß,
Dem fehlt's an Dies, dem fehlt's an Das,
Der will nicht wenig, der zu viel,
Und Kann und Glück kommt auch in's Spiel.
Und hat sich's Unglück drein gelegt,
Jeder, wie er nicht wollte, trägt.
Bis endlich Erben mit Behagen
Herrn Kannnicht-Willnicht weiter tragen.

Denksprüche.

Das Unser Vater ein schön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen;
Wenn einer auch Vater Unser fleht,
In Gottes Namen, laß ihn beten.

Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dollmetsch wird's auch nicht gehn.

Du magst an dir das Falsche nähren,
Allein wir lassen uns nicht stören;
Du kannst uns loben, kannst uns schelten,
Wir lassen es nicht für das Rechte gelten.

Die Nachtigall sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder:
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte liebe Lieder.

Hat Wälscher-Hahn an seinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude:
Der Kessel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle beide.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel berathen und lange gezaudert,
Und endlich giebt ein böses Muß
Der Sache widrig den Beschluß.

„Sag' nur, warum du in manchem Falle
So ganz untröstlich bist?"
Die Menschen bemühen sich alle
Umzuthun, was gethan ist.

Eigenthum.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

Kophtisches Lied.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein:
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Ambos oder Hammer sein.

Lebensregel.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich um's Vergangene nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor;
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:
Der Stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen;
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft vergeblich Treu' und Glauben;
Das halte fest und Niemand laß dir's rauben.

Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Guter Rath.

Geschieht wohl, daß man einen Tag
Weder sich, noch Andre leiden mag
Will nichts dir nach dem Herzen ein:
Sollt's in der Kunst wohl anders sein?
Drum hetze dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft sind nimmer weit:
Hast in der bösen Stund' geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Hoffnung.

Schaff' das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Genug.

Immer niedlich, immer heiter,
Immer lieblich! Und so weiter,
Stets natürlich, aber klug;
Nun das, dächt' ich, wär' genug.

Beherzigung.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.
Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Erinnerung.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Grabschrift.

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig! —
Auf seinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Wandrers Nachtlied.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

Goethe über sich selbst.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

„Die Feinde sie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich,
Wie dir doch gar nicht graut!"
Das seh' ich Alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genug,
Abstreif' ich die sogleich,
Und wandle neubelebt und jung
Im frischen Götterreich.

Warum ich Royaliste bin,
Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel,
Mußt' aber Alles selber thun,
Konnt' Niemand fragen:
Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft' ihm Niemand was sagen.

Als ich ein junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Gesicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch schönes Kind
Dazumal von Herzen treu gesinnt.

Nun ich hier als Altmeister sitz',
Rufen sie mich aus auf Straßen und Gassen,
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Tassen.
Doch die schönen Kinder, die bleiben fern:
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Am Lehrling mäkelten sie,
Nun mäkeln sie am Wandrer:
Jener lernte spät und früh,
Dieser wird kein Andrer.
Beide wirken im schönen Kreise
Kräftig, wohlgemuth und zart:
Lerne doch Jeder nach seiner Weise,
Wandle doch Jeder in seiner Art.

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

Aus Egmont (fünfter Aufzug).

Gefängniß durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont (allein).

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch wie die übrigen Freunde? wie willig senktest du dich auf mein freies Haupt herunter und kühltest, wie ein schöner Myrtenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter saus'ten, Ast und Wipfel sich knirrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des

Herzens ungeregt. Was schüttelt dich nun? was erschüttert den festen treuen Sinn? Ich fühl's, es ist der Klang der Mordaxt, die an meiner Wurzel nascht. Noch steh' ich aufrecht, und ein innerer Schauer durchfährt mich. Ja, sie überwindet, die verrätherische Gewalt; sie untergräbt den festen hohen Stamm, und eh' die Rinde dort, stürzt krachend und zerschmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblasen dir vom Haupte weggewiesen, warum vermagst du nicht die Ahnung zu verscheuchen, die tausendfach in dir sich auf- und niedertreibt? Seit wann begegnet dir der Tod fürchterlich, mit dessen wechselnden Bildern, wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde, du gelassen lebtest? — Auch ist ers nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegen sehnt; der Kerker ist's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch die Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Gränzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich so lang besessen; wo hat dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Versagt es dir, den nie gescheuten Tod im Angesicht der Sonne rasch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeschmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Schon starrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe scheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrautest, ist der Regentin Freundschaft, die fast (du darfst es dir gestehn), fast Liebe war, sind sie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verschwunden? und lassen dich allein auf dunklem Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln, und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich umschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden! sie kommen! stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach, Klärchen, wärst du Mann, so säh' ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freiheit.

Aus der „Iphigenie auf Tauris" (Erster Aufzug. Erster Auftritt).

Iphigenie (allein).

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum Erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergeben;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd:

Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht: allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Hauf' und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie enggebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sclavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meine Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.
Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus', wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich,
Nach seinem Vaterland zurückbegleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die schönen Schätze wohlerhalten hast;
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Aus dem „Torquato Tasso" (Zweiter Aufzug. Zweiter Auftritt).

Tasso (allein).

Ist dir's erlaubt, die Augen aufzuschlagen?
Wagst du's umherzusehn? Du bist allein!
Vernahmen diese Säulen was sie sprach?
Und hast du Zeugen, diese stummen Zeugen
Des höchsten Glücks zu fürchten? Es erhebt
Die Sonne sich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen sich nicht vergleicht.
Hernieder steigend hebt die Göttin schnell
Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt sich meinem Auge, welches Reich!
Wie köstlich wird der heiße Wunsch belohnt!
Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah,
Und dieses Glück ist über alle Träume.
Der Blindgeborne denke sich das Licht,
Die Farben wie er will, erscheinet ihm
Der neue Tag, ist's ihm ein neuer Sinn.
Voll Muth und Ahnung, freudetrunken schwankend
Betret' ich diese Bahn. Du giebst mir viel,
Du giebst, wie Erd' und Himmel uns Geschenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderst wieder, was von mir zu fordern
Nur eine solche Gabe dich berechtigt.
Ich soll entbehren, soll mich mäßig zeigen,
Und so verdienen, daß du mir vertraust.
Was that ich je, daß sie mich wählen konnte?
Was soll ich thun, um ihrer werth zu sein?
Sie konnte dir vertraun, und dadurch bist du's.
Ja, Fürstin, deinen Worten, deinen Blicken
Sei ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was du willst, denn ich bin dein!
Sie sende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzusuchen, reiche
Im stillen Hain die goldne Leier mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend soll sie mich besitzen;
Mein Herz bewahre jeden Schatz für sie.
O hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unaussprechliche Verehrung aus.

Des Malers Pinsel und des Dichters Lippe,
Die süßeste, die je von frühem Honig
Genährt war, wünscht' ich mir. Nein, künftig soll
Nicht Tasso zwischen Bäumen, zwischen Menschen
Sich einsam, schwach und trübgesinnt ververlieren!
Er ist nicht mehr allein, er ist mit dir.
O daß die edelste der Thaten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die besten Menschen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edlen Schaar
Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen.
Voreiliger, warum verbarg dein Mund
Nicht das, was du empfandst, bis du dich werth
Und werther ihr zu Füßen legen konntest?
Das war dein Vorsatz, war dein kluger Wunsch.
Doch sei es auch! Viel schöner ist es, rein
Und unverdient ein solch Geschenk empfangen,
Als halb und halb zu wähnen, daß man wohl
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig!
Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt;
Und hoffnungvolle Jugend lockt' dich wieder
In unbekannte lichte Zukunft hin!
— Schwelle, Brust — O Witterung des Glücks,
Begünstige die Pflanze doch einmal!
Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüthen.
O daß sie Frucht, o daß sie Freude bringe.
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren frischen, reichen Aesten breche!

Aus der Tragödie „Faust“ (Erster Theil, aus dem Anhang).

Nacht. In einem hochgewölbten, engen gothischen Zimmer, Faust unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn!
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen,
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit saurem Schweiß,
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Saamen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Bücher und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach könnt' ich doch auf Berges Höh'n,
In deinem lieben Lichte geh'n,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Thau gesund mich baden!

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemalte Scheiben bricht.
Beschränkt mit diesem Bücherhauf,
Den Würmer nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf
Ein angeraucht' Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,

Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein gestopft —
Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!

Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Busen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp und Todtenbein.

Flieh! auf! hinaus ins weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug?
Erkennest dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.
Umsonst, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt,
Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

(Er schlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.)

Ha! welche Wonne fließt, in diesem Blick,
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen?
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück,
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das innre Toben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und, mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott, mir wird so licht!
Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn' ich was der Weise spricht;
„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!"

(Er beschaut das Zeichen.)

Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo faß' ich dich! unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

(Er schlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeistes.)

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.

Es wölkt sich über mir —
Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist!
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All meine Sinne sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! Du mußt! und kostet es mein Leben!

(Er faßt das Buch und spricht das Zeichen des Geistes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme.)

Der Geist

Wer ruft mir?

Faust (abgewendet).

Schreckliches Gesicht!

Geist.

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang gesogen,
Und nun —

Faust.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geist.

Du flehst erathmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn,
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenschen dich! Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf,
Und trug, und hegte? Die mit Freudebeben
Erscholl, sich uns, den Geistern gleich zu heben?
Wo bist du, Faust, deß Stimme mir erklang?
Der sich an mich mit allen Kräften drang?
Bist du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtsam, weggekrümmter Wurm!

Faust.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin deines Gleichen!

Geist.

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust.

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah fühl' ich mich dir!

Geist.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

(Verschwindet.)

Faust (zusammenstürzend).

Nicht dir!
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

(Es klopft.)

O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus —
Es wird mein schönstes Glück zu nichte!
Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß!

(Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Faust wendet sich unwillig.)

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr las't gewiß ein Griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren!

Faust.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist,
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Ueberredung leiten?

Faust.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt,
Sitzt ihr nur immer, leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen aus;
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht.
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Faust.

Such' er den redlichen Gewinn!
Sei er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die so blinkend sind,

In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunst ist lang;
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Faust.

Das Pergament, ist das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es ist ein groß Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen;
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's dann wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem ersten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen, pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust.

Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind bei'm rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es ist tief in der Nacht,
Wir müssen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern bis morgen früh gewacht,
Um so gelehrt mit euch mich zu besprechen.
(ab.)

Faust.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schmalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für dießmal dank' ich dir,
Dem ärmlichsten von allen Erdensöhnen.
Du rissest mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne schon zerstören wollte.
Ach! die Erscheinung war so riesen-groß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgestreift den Erdensohn;
Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und schaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn besessen,
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Du stießest grausam mich zurücke,
In's ungewisse Menschenloos.
Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Beff're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Wenn Phantasie sich sonst, mit kühnem Flug,
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen.
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierst das mußt du stets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wand'rers Tritt vernichtet und begräbt.

Ist es nicht Staub was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand,
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sie gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen? —
Was grinsest du mir hohler Schädel her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einst verwirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmrung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret.
Ihr Instrumente freilich, spottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.
Ich stand am Thor, ihr solltet Schlüssel sein;
Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt Geräthe, das ich nicht gebraucht,
Du stehst nun hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirst angeraucht,
So lang an diesem Pult die trübe Lampe schmauchte.
Weit besser hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als mit dem Wenigen belastet hier zu schwitzen!
Was du ererbt von deinen Vätern hast
Erwirb es um es zu besitzen.
Was man nicht nützt ist eine schwere Last;
Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle?
Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?

Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst.
Du Inbegriff der holden Schlummersäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweise deinem Meister deine Gunst!
Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Fluthstrom ebbet nach und nach.
In's hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienest du?
Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber schleicht.
Hier ist es Zeit durch Thaten zu beweisen,

Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen
Und, wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, krystallne reine Schale
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis zu erklären,
Auf einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugend-Nacht;
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunst nicht zeigen;
Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele,
Als festlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht.

(Er setzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Faust.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang
Der einst, um Grabes Nacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die Betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Faust.

Was sucht ihr mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmels-Liebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah;

Ach! an der Erde Brust,
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen
Meister dein Glück!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden,
Aus der Verwesung Schoos,
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah',
Euch ist er da!

Aus „Hermann und Dorothea“ (dem zweiten Gesange).

Als nun der wohlgebildete Sohn in's Zimmer herein trat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen,
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt;
Lächelte dann, und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehn und eure Blicke so lebhaft,
Fröhlich kommt ihr und heiter; man sieht, ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiderte drauf der Sohn mit ernstlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, so wie ich genau nun erzähle.
Mutter, ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen,
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands,
Neben her aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als ihr uns heut' auf diesen Wegen erblicktet.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gaben zu heischen,
Die er oft ungern gibt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet,
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigen nur vermögen die Unsern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken
Auch sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.

Wär' euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen.

Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von eurem
Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich lös'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch euch an uns thut, thu' er euch selber.
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unsere Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, alles und jedes.
Und sie grüßte mich noch und sprach den herzlichsten Dank aus,
Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte sie bald, und sagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag;
Du vertheilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige soll sich derselben erfreuen.
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brode,
Flaschen Weines und Biers, und reicht' ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.
Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen und zog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

(Schluß des letzten Gesanges.)

Und den Uebrigen hatte der Pfarrherr alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth
Neigend, und so ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend,
Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraschten verzeihen,
Erst die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freuden.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieses,
Und laßt nur mich in's Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erste Verdruß, an dem ich Verworrene Schuld war,

Sei der letzte zugleich! Wozu die Magd sich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienst, den soll die Tochter euch leisten.
Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte sie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es schwiegen die weinenden Frauen.

Eilig faßte darauf der gute, verständige Pfarrherr
Erst des Vaters Hand, und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht so leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten)
Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: noch einmal sei der goldenen Reifen Bestimmung,
Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der Jüngling erwünscht ist.
Also verlob' ich euch hier und segn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern, und mit dem Zeugniß des Freundes.

Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.
Aber als der geistliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt er den anderen staunend,
Den schon Hermann zuvor am Brunnen sorglich betrachtet.
Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden Worten:
Wie! du verlobest dich schon zum zweiten mal? Daß nicht der erste
Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hinderndem Einspruch!

Aber sie sagte darauf: o laßt mich dieser Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient sie der Gute,
Der mir ihn scheidend gab und nicht zur Heimath zurückkam.
Alles sah er voraus, als rasch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Lust im neuen veränderten Wesen zu wirken
Trieb, nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, sagt' er. Ich gehe; denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es lös't der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los vom Freund; so lös't sich Liebe von Liebe.
Ich verlasse dich hier; und wo ich jemals dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten.
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten.
Du bewahrst mir dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal.
Denn was fesselte den, der solche Tage durchlebt hat!
Aber soll es nicht sein, daß je wir, aus diesen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einst mit Freuden wieder umfangen,
O, so erhalte mein schwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit seist!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schicksal bereitet.

Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch setze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verlustes.
Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.
Also sprach er: und nie erschien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tausendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da schön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichsten Hoffnungen aufschließt.
O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, selbst an dem Arm dich
Haltend, bebe! So scheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu wanken.

Also sprach sie, und steckte die Ringe neben einander.
Aber der Bräutigam sprach, mit edler männlicher Rührung:
Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschüttrung,
Dorothea, der Bund! wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte Jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Aus „Reineke Fuchs" (siebenter Gesang).

Und nun sah man den Hof gar herrlich bestellt und bereitet,
Manche Ritter kamen dahin; den sämmtlichen Thieren
Folgten unzählige Vögel und alle zusammen verehrten
Braun und Isegrim hoch, die ihrer Leiden vergaßen.
Da ergötzte sich festlich die beste Gesellschaft, die jemals
Nur beisammen gewesen; Trompeten und Pauken erklangen,
Und den Hoftanz führte man auf mit guten Manieren.
Ueberflüssig war Alles bereitet, was jeder begehrte.
Boten auf Boten gingen in's Land und luden die Gäste,
Vögel und Thiere machten sich auf; sie kamen zu Paaren,
Reiseten hin bei Tag und bei Nacht, und eilten zu kommen.

Aber Reineke Fuchs lag auf der Lauer zu Hause.
Dachte nicht nach Hofe zu gehn, der verlogene Pilger;
Wenig Dankes erwartet' er sich. Nach altem Gebrauche

Seine Tücke zu üben gefiel am besten dem Schelme.
Und man hörte bei Hof die allerschönsten Gesänge;
Speis' und Trank ward über und über den Gästen gereichet;
Und man sah turnieren und fechten. Es hatte sich Jeder
Zu den Seinen gesellt, da ward getanzt und gesungen,
Und man hörte Pfeifen dazwischen und hörte Schalmeien.
Freundlich schaute der König von seinem Saale hernieder,
Ihm behagte das große Getümmel, er sah es mit Freuden.

Und acht Tage waren vorbei, (es hatte der König
Sich zu Tafel gesetzt mit seinen ersten Baronen,
Neben der Königin saß er,) und blutig kam das Kaninchen
Vor den König getreten und sprach mit traurigem Sinne:

Herr! Herr König! und Alle zusammen! erbarmet euch meiner!
Denn ihr habt so argen Verrath und mördrische Thaten,
Wie ich von Reineken dießmal erduldet, nur selten vernommen.
Gestern Morgen fand ich ihn sitzen, es war um die sechste
Stunde, da ging ich die Straße vor Malepartus vorüber;
Und ich dachte den Weg in Frieden zu ziehen. Er hatte,
Wie ein Pilger gekleidet, als läs' er Morgengebete,
Sich vor seine Pforte gesetzt. Da wollt' ich behende
Meines Weges vorbei, zu eurem Hofe zu kommen.
Als er mich sah erhob er sich gleich und trat mir entgegen,
Und ich glaubt' er wollte mich grüßen; da faßt' er mich aber
Mit den Pfoten gar mörderlich an, und zwischen den Ohren
Fühlt ich die Klauen und dachte wahrhaftig das Haupt zu verlieren;
Denn sie sind lang und scharf, er drückte mich nieder zur Erde.
Glücklicherweise macht' ich mich los und da ich so leicht bin
Konnt' ich entspringen; er knurrte mir nach und schwur mich zu finden.
Aber ich schwieg und machte mich fort, doch leider! behielt er
Mir ein Ohr zurück, ich komme mit blutigem Haupte.
Seht vier Löcher trug ich davon! Ihr werdet begreifen,
Wie er mit Ungestüm schlug, fast wär' ich liegen geblieben.
Nun bedenket die Noth, bedenket euer Geleite!
Wer mag reisen? wer mag an eurem Hofe sich finden,
Wenn der Räuber die Straße belegt und Alle beschädigt?

Und er endigte kaum, da kam die gesprächige Krähe
Merkenau, sagte: Würdiger Herr und gnädiger König!
Traurige Mähre bring' ich vor euch, ich bin nicht im Stande
Viel zu reden vor Jammer und Angst, ich fürchte, das bricht mir
Noch das Herz: so jämmerlich Ding begegnet mir heute.
Scharfenebbe, mein Weib, und ich wir gingen zusammen
Heute früh, und Reineke lag für todt auf der Heide,
Beide Augen im Kopfe verkehrt, es hing ihm die Zunge
Weit zum offenen Munde heraus. Da fing ich vor Schrecken
Laut an zu schrein. Er regte sich nicht, ich schrie und beklagt' ihn,
Rief: O weh mir! und Ach! ich wiederholte die Klage:
Ach! er ist todt! wie dauert er mich! Wie bin ich bekümmert!
Meine Frau betrübte sich auch; wir jammerten beide.
Und ich betastet' ihm Bauch und Haupt, es nahte desgleichen
Meine Frau sich und trat ihm an's Kinn, ob irgend der Athem

Einiges Leben verrieth'; allein sie lauschte vergebens;
Beide hätten wir drauf geschworen. Nun höret das Unglück.

Wie sie nun traurig und ohne Besorgniß dem Munde des Schelmen
Ihren Schnabel näher gebracht, bemerkt' es der Unhold,
Schnappte grimmig nach ihr und riß das Haupt ihr herunter.
Wie ich erschrak, das will ich nicht sagen: O weh mir! o weh mir!
Schrie ich und rief. Da schoß er hervor und schnappte mit einmal
Auch nach mir: da fuhr ich zusammen und eilte zu fliehen.
Wär' ich nicht so behende gewesen, er hätte mich gleichfalls
Fest gehalten; mit Noth entkam ich den Klauen des Mörders;
Eilend erreicht' ich den Baum! O hätt' ich mein trauriges Leben
Nicht gerettet! ich sah mein Weib in des Bösewichts Klauen.
Ach! er hatte die Gute gar bald gegessen. Er schien mir
So begierig und hungrig als wollt' er noch einige speisen.
Nicht ein Beinchen ließ er zurück, kein Knöchelchen übrig.
Solchen Jammer sah ich mit an! Er eilte von dannen,
Aber ich konnt' es nicht lassen und flog mit traurigem Herzen
An die Stätte; da fand ich nur Blut und wenige Federn
Meines Weibes. Ich bringe sie her, Beweise der Unthat.
Ach erbarmt euch, gnädiger Herr! denn solltet ihr dießmal
Diesen Verräther verschonen, gerechte Rache verzögern,
Eurem Frieden und eurem Geleite nicht Nachdruck verschaffen;
Vieles würde darüber gesprochen, es würd' euch mißfallen.
Denn man sagt: der ist schuldig der That, der zu strafen Gewalt hat,
Und nicht strafet; es spielet alsdann ein jeder den Herren.
Eurer Würde ging es zu nah, ihr mögt es bedenken.

Also hatte der Hof die Klage des guten Kaninchens
Und der Krähe vernommen. Da zürnte Nobel der König,
Rief: so sei es geschworen bei meiner ehlichen Treue,
Diesen Frevel bestraf' ich, man soll es lange gedenken!
Mein Geleit und Gebot zu verhöhnen! Ich will es nicht dulden!
Gar zu leicht vertraut' ich dem Schelm und ließ ihn entkommen,
Stattet' ihn selbst als Pilger noch aus und sah ihn von hinnen
Scheiden, als ging' er nach Rom. Was hat uns der Lügner nicht alles
Aufgeheftet! Wie wußt' er sich nicht der Königin Vorwort
Leicht zu gewinnen! Sie hat mich beredet, nun ist er entkommen;
Aber ich werde der letzte nicht sein, den es bitter gereute,
Frauenrath befolget zu haben. Und lassen wir länger
Ungestraft den Bösewicht laufen, wir müssen uns schämen.
Immer war er ein Schalk und wird es bleiben. Bedenket
Nun zusammen, ihr Herren, wie wir ihn fahen und richten!
Greifen wir ernstlich dazu, so wird die Sache gelingen.

Isegrimen und Braunen behagte die Rede des Königs.
Werden wir doch am Ende gerochen! so dachten sie beide.
Aber sie trauten sich nicht zu reden, sie sahen, der König
War verstörten Gemüths und zornig über die Maßen.
Und die Königin sagte zuletzt: Ihr solltet so heftig,
Gnädiger Herr, nicht zürnen, so leicht nicht schwören; es leidet
Euer Ansehn dadurch und eurer Worte Bedeutung.
Denn wir sehen die Wahrheit noch keineswegs am Tage,

Ist doch erst der Beklagte zu hören. Und wär' er zugegen,
Würde mancher verstummen, der wider Reineken redet.
Beide Parteien sind immer zu hören; denn mancher Verwegne
Klagt um seine Verbrechen zu decken. Für klug und verständig
Hielt ich Reineken, dachte nichts Böses und hatte nur immer
Euer Bestes vor Augen, wiewohl es nun anders gekommen.
Denn sein Rath ist gut zu befolgen, wenn freilich sein Leben
Manchen Tadel verdient. Dabei ist seines Geschlechtes
Große Verbindung wohl zu bedenken. Es werden die Sachen
Nicht durch Uebereilung gebessert, und was ihr beschließet,
Werdet ihr dennoch zuletzt als Herr und Gebieter vollziehen.

Und Lupardus sagte darauf: Ihr höret so manchen;
Höret diesen denn auch. Er mag sich stellen und was ihr
Dann beschließt, vollziehe man gleich. So denken vermuthlich
Diese sämmtlichen Herrn mit eurer edlen Gemahlin.

Isegrim sagte darauf: ein jeder rathe zum Besten!
Herr Lupardus, höret mich an. Und wäre zur Stunde
Reineke hier und entledigte sich der doppelten Klage
Dieser beiden, so wär' es mir immer ein Leichtes zu zeigen,
Daß er das Leben verwirkt. Allein ich schweige von allem,
Bis wir ihn haben. Und habt ihr vergessen, wie sehr er den König
Mit dem Schatze belogen? Den sollt' er in Hüsterlo neben
Krekelborn finden, und was der groben Lüge noch mehr war.
Alle hat er betrogen und mich und Braunen geschändet;
Aber ich setze mein Leben dran. So treibt es der Lügner
Auf der Heide. Nun streicht er herum und raubet und mordet.
Däucht es dem Könige gut und seinen Herren, so mag man
Also verfahren. Doch, wär' es ihm Ernst nach Hofe zu kommen,
Hätt' er sich lange gefunden. Es eilten die Boten des Königs
Durch das Land die Gäste zu laden, doch blieb er zu Hause.

Und es sagte der König darauf: was sollen wir lange
Hier ihn erwarten? Bereitet euch alle, (so sei es geboten!)
Mir am sechsten Tage zu folgen. Denn wahrlich das Ende
Dieser Beschwerden will ich erleben. Was sagen die Herren?
Wär' er nicht fähig zuletzt ein Land zu Grunde zu richten?
Macht euch fertig, so gut ihr nur könnt, und kommet im Harnisch,
Kommt mit Bogen und Spießen und allen andern Gewehren,
Und betragt euch wacker und brav! Es führe mir jeder,
Denn ich schlage wohl Ritter im Felde, den Namen mit Ehren.
Malepartus, die Burg, belegen wir; was er im Haus hat,
Wollen wir sehen. Da riefen sie alle: wir werden gehorchen.

Also dachte der König und seine Genossen die Veste
Malepartus zu stürmen, den Fuchs zu strafen. Doch Grimbart,
Der im Rathe gewesen, entfernte sich heimlich und eilte
Reineken aufzusuchen und ihm die Nachricht zu bringen;
Traurend ging er und klagte vor sich und sagte die Worte:
Ach, was kann es nun werden, mein Oheim! Billig bedauert
Dich dein ganzes Geschlecht, du Haupt des ganzen Geschlechtes!
Vor Gerichte vertratest du uns, wir waren geborgen:
Niemand konnte bestehn vor dir und deiner Gewandtheit.

So erreicht er das Schloß, und Reineken fand er im Freien
Sitzen; er hatte sich erst zwei junge Tauben gefangen;
Aus dem Neste wagten sie sich den Flug zu versuchen,
Aber die Federn waren zu kurz; sie fielen zu Boden,
Nicht im Stande sich wieder zu heben, und Reineke griff sie;
Denn oft ging er umher zu jagen. Da sah er von weiten
Grimbart kommen und wartete sein, er grüßt' ihn und sagte:
Seid mir, Neffe, willkommen vor allen meines Geschlechtes!
Warum lauft ihr so sehr? Ihr keuchet! bringt ihr was Neues?
Ihm erwiederte Grimbart: Die Zeitung, die ich vermelde,
Klingt nicht tröstlich, ihr seht, ich komm' in Aengsten gelaufen;
Leben und Gut ist alles verloren! Ich habe des Königs
Zorn gesehen; er schwört euch zu fahen und schändlich zu tödten.
Allen hat er befohlen, am sechsten Tage gewaffnet
Hier zu erscheinen mit Bogen und Schwert, mit Büchsen und Wagen.
Alles fällt nun über euch her, bedenkt euch in Zeiten!
Isegrim aber und Braun sind mit dem Könige wieder
Besser vertraut, als ich nur immer mit euch bin, und Alles
Was sie wollen geschieht. Den gräßlichsten Mörder und Räuber
Schilt euch Isegrim laut, und so bewegt er den König.
Er wird Marschall; ihr werdet es sehn in wenigen Wochen.
Das Kaninchen erschien, dazu die Krähe, sie brachten
Große Klagen gegen euch vor. Und sollt' euch der König
Dießmal fahen, so lebt ihr nicht lange! das muß ich befürchten.

Weiter nichts? versetzte der Fuchs. Das ficht mich nun alles
Keinen Pfifferling an. Und hätte der König mit seinem
Ganzen Rathe doppelt und dreifach gelobt und geschworen:
Komm ich nur selber dahin, ich hebe mich über sie alle.
Denn sie rathen und rathen und wissen es nimmer zu treffen.
Lieber Neffe, lasset das fahren, und folgt mir und sehet,
Was ich euch gebe. Da hab' ich so eben die Tauben gefangen,
Jung und fett. Es bleibt mir das liebste von allen Gerichten!
Denn sie sind leicht zu verdauen, man schluckt sie nur eben hinunter;
Und die Knöchelchen schmecken so süß! sie schmelzen im Munde,
Sind halb Milch, halb Blut. Die leichte Speise bekommt mir,
Und mein Weib ist von gleichem Geschmack. So kommt nur, sie wird uns
Freundlich empfangen; doch merke sie nicht, warum ihr gekommen!
Jede Kleinigkeit fällt ihr auf's Herz und macht ihr zu schaffen.
Morgen geh' ich nach Hofe mit euch; da hoff' ich, ihr werdet,
Lieber Neffe, mir helfen, so wie es Verwandten geziemet.

Leben und Gut verpflicht' ich euch gern zu eurem Behufe,
Sagte der Dachs, und Reineke sprach: Ich will es gedenken,
Leb' ich lange, so soll es euch frommen! Der andre versetzte:
Tretet immer getrost vor die Herren und wahret zum Besten
Eure Sache, sie werden euch hören! auch stimmte Lupardus
Schon dahin, man sollt' euch nicht strafen, bevor ihr genugsam
Euch vertheidigt; es meinte das gleiche die Königin selber.
Merket den Umstand und sucht ihn zu nutzen! Doch Reineke sagte:
Seid nur gelassen, es findet sich Alles. Der zornige König,
Wenn er mich hört, verändert den Sinn, es frommt mir am Ende.
Und so gingen sie beide hinein und wurden gefällig
Von der Hausfrau empfangen, sie brachte, was sie nur hatte.

Und man theilte die Tauben, man fand sie schmackhaft, und jedes
Speiste sein Theil; sie wurden nicht satt, und hätten gewißlich
Ein halb Dutzend verzehrt, wofern sie zu haben gewesen.

Reineke sagte zum Dachse: bekennt mir, Oheim, ich habe
Kinder trefflicher Art, sie müssen jedem gefallen.
Sagt mir, wie euch Rossel behagt und Reinhart der Kleine?
Sie vermehren einst unser Geschlecht und fangen allmälig
An sich zu bilden, sie machen mir Freude von Morgen bis Abend.
Einer fängt sich ein Huhn, der andre hascht sich ein Küchlein;
Auch in's Wasser ducken sie brav, die Ente zu holen,
Und den Kibitz. Ich schickte sie gern noch öfter zu jagen:
Aber Klugheit muß ich vor allem sie lehren und Vorsicht,
Wie sie vor Strick und Jäger und Hunden sich weise bewahren.
Und verstehen sie dann das rechte Wesen und sind sie
Abgerichtet, wie sich's gehört; dann sollen sie täglich
Speise holen und bringen und soll im Hause nichts fehlen.
Denn sie schlagen mir nach und spielen grimmige Spiele.
Wenn sie's beginnen, so ziehn den Kürzern die übrigen Thiere,
An der Kehle fühlt sie der Gegner und zappelt nicht lange:
Das ist Reinekens Art und Spiel. Auch greifen sie hastig,
Und ihr Sprung ist gewiß; das dünkt mich eben das rechte!

Grimbart sprach: Es gereichet zur Ehre, und mag man sich freuen,
Kinder zu haben, wie man sie wünscht, und die zum Gewerbe
Bald sich gewöhnen, den Eltern zu helfen. Ich freue mich herzlich,
Sie von meinem Geschlechte zu wissen, und hoffe das Beste.
Mag es für heute bewenden, versetzte Reineke; gehn wir
Schlafen, denn alle sind müd', und Grimbart besonders ermattet.
Und sie legten sich nieder im Saale, der über und über
War mit Heu und Blättern bedeckt, und schliefen zusammen.

Aber Reineke wachte vor Angst; es schien ihm die Sache
Guten Raths zu bedürfen, und sinnend fand ihn der Morgen.
Und er hub vom Lager sich auf und sagte zu seinem
Weibe: Betrübt euch nicht, es hat mich Grimbart gebeten,
Mit nach Hofe zu gehn; ihr bleibet ruhig zu Hause.
Redet Jemand von mir, so kehret es immer zum Besten
Und verwahret die Burg, so ist uns allen gerathen.
Und Frau Ermelin sprach: Ich find' es seltsam! ihr wagt es,
Wieder nach Hofe zu gehn, wo eurer so übel gedacht wird.
Seid ihr genöthigt? Ich seh' es nicht ein, bedenkt das Vergangne!
Freilich, sagte Reineke drauf, es war nicht zu scherzen,
Viele wollten mir übel, ich kam in große Bedrängniß;
Aber mancherlei Dinge begegnen unter der Sonne.
Wider alles Vermuthen erfährt man dieses und jenes,
Und wer was zu haben vermeint, vermißt es auf einmal.
Also laßt mich nur gehn, ich habe dort manches zu schaffen.
Bleibet ruhig, das bitt' ich euch sehr, ihr habet nicht nöthig
Euch zu ängstigen. Wartet es ab! ihr sehet, mein Liebchen,
Ist es mir immer nur möglich, in fünf, sechs Tagen mich wieder.
Und so schied er von dannen, begleitet von Grimbart dem Dachse.

Agnes le Grave,

eine lyrische Dichterin, die aus Bescheidenheit ihren wahren Namen vor dem Publikum nicht genannt wissen mag, wurde zu Cleve am Niederrhein geboren und verheirathete sich nach Potsdam. Ueber ihren Beruf zur Dichtkunst äußerte sie selbst Folgendes: „Ich lebte stets einfach, still und zurückgezogen von der Welt, ohne die geringste Ahnung von der mir innewohnenden Begabung, bis mich der Schmerz über den Verlust eines herrlichen Kindes zu vernichten drohte. Jedes Trosteswort wochenlang von mir stoßend, ergriff ich eines Abends zufällig eine vor mir liegende Schiefertafel und schrieb — es war mein erstes Gedicht, in schlechten Jamben, aber von tief ergreifendem Inhalt, und so bin ich — wenn ich es so nennen darf — zur Dichterin geworden, ohne daß in meinem äußeren Leben das Geringste sich geändert hat. Der Schmerz, der wahre, unvergängliche, ist die Quelle meiner Dichtungen, und heute noch, nach Verlauf von fünf Jahren, huldige ich dem tröstenden Wahne, daß mein geliebtes Kind an meiner Seite flüstert, wenn der Geist, den Wust des Lebens vergessend, sich Trost in seinen Schöpfungen sucht. Daher fehlt mir der Stoff nie; das Unbedeutendste, ein welkes Blättchen, das Funkeln eines einzigen Sandkorns ist im Stande, den erhabensten Gedanken in mir zu erwecken." Die neuerdings erschienene Sammlung ihrer Gedichte bildet nur eine kleine Auswahl aus reichem Vorrath.

Die Eigenschaften der Dichterin, die sich im Obigen selbst charakterisirt hat, sind Tiefe des Gefühls, Wahrheit der Empfindung, Natürlichkeit der Gedanken und ein ihnen entsprechender edler Ausdruck. Dabei beschränkt sie sich nicht auf die gewöhnlichen Liedweisen, sondern erhebt sich bis zu den kunstreicheren Formen, deren Schwierigkeit sie glücklicher bemeistert, als mancher Lyriker mit gelehrter Vorbildung. Echtes Streben nach Schönheit der Sprachform, gestützt auf feines Gehör, veranlaßte diese Frau, die Verskunst sorgfältig zu studiren und die Theorie zu Rathe zu ziehen; der Erfolg war eine ziemliche Reinheit der prosodischen Messung in ihren lyrischen Produkten, wie sie heutzutag selten gefunden wird. Sie lernte, wie sie sich gelegentlich ausdrückt, nach und nach „jenes geistige Etwas kennen, welches, wie der leise Morgenduft die Schöpfung, so die wunderbar schönen Maße der Alten durchhaucht."

Schriften. 1) Dichtungen. Berlin 1859. 2) Ungedrucktes a) Lyrisches. b) Erzählende Dichtungen. c) Die erzählende Mutter. (In Prosa.) d) Beatrice di Cruci. Eine Tragödie. e) Fortsetzung des Demetrius von Schiller.

Niobe.

„Nur eine laß mir, o Erbarmen!
Die kleinste von so Vielen nur!
O, reiß sie nicht aus meinen Armen,
Und zeige deines Mitleids Spur!

Nur eine von den Theuren, Süßen,
Die einz'ge — Göttin, laß sie mir!
O sieh, wie meine Thränen fließen!
Wie bebt mein Herz zu Füßen dir!"

Und schützend birgt sie, und verhüllend,
Das Kind in's faltige Gewand,
Sie sucht zu wehren was, erfüllend
Latona's Rache, ward gesandt.
Umsonst! Es fand der Pfeil die Fährte,
Getroffen sank das edle Wild;
Schon naht' ihm Iris, und verklärte
Mit sanftem Hauch des Todes Bild!

Die Mutter sieht erblassen, sinken
Ihr Letztes, traurig, blutlos, bleich
Die Wange, helle Thränen blinken
Darauf, allein dem Leben gleich!
Kein Lüftchen regt des Hauptes Haare,
Es stockt der Puls, der Adern Macht,
Sie steht, umringt von Bahr' an Bahre,
Ein Fels der Leib, das Auge Nacht!

So stehst du noch, du Weib der Schmerzen:
Ein Fels, nur deine Thräne rinnt!
Ob Stein du wurdest bis zum Herzen,
Du trauerst, weinst um Kind und Kind!

O Niobe, du Weib der Schmerzen,
Du Fels, der keiner Zeit erliegt,
Ich trage dich im öden Herzen:
Mein Quell der Hoffnung ist versiegt!

Wenn Hoffnung, süß wie Kindeslallen,
Dem Schmerze reicht die weiche Hand,
So fühlt er sanft die Thräne fallen;
Die schwer dem Auge sich entwand.
Dann ahnt das Herz: „Es wird sich lösen,
Dein Weh, wie Reif im Sonnenschein,
Du wirst zu neuem Muth genesen,
Und Frühling wird es wieder sein!"

Nur wenn die letzte Hoffnung schwindet,
Wenn, Niobe, dein letztes Kind
Sich sterbend dem Gewand entwindet,
Dann quillt die Thräne, strömt und rinnt,
Und blutlos, bleich, wie deine Wangen,
Erstarrt zu Stein und Fels das Herz! —
Ja, ist die Hoffnung heimgegangen,
Dann wird zur Niobe der Schmerz!

Liebe.

Das ist ein freudiges Verlangen
Nach Lieb' und ihrer Seligkeit!
Das ist ein Blühen und ein Prangen
Wo Liebe sich der Liebe weiht!
Wie wenn des Meeres tausend Wellen
Vom Sonnenglanze licht berührt
Dem Himmel hoch entgegenschwellen,
Ist's, wenn das Herz ein Herze kürt!

Wie tausend, tausend Düfte wallen,
Wenn Lenz der Erde sich vermählt,
Wie tausend, tausend Stimmen schallen,
Wenn Lenz ihr seine Lieb' erzählt,

So wallen, wogen die Gefühle,
So tönen Worte, leis' und laut
Auf schwellend weichem Blumenpfühle,
Im Kämmerlein so lieb und traut! —

Und wie im Herbst die Blätter sinken,
So sänke diese Liebe auch?
Und wie im Winter Flocken winken,
So stürbe sie im frost'gen Hauch? —
Nein, nein! Dies freudige Verlangen
Nach Lieb' und ihrer Seligkeit,
Dies Wallen, Tönen, Blühen, Prangen,
Was ist's, wenn nicht die Ewigkeit?

Ungerecht.

(Noch ungedruckt.)

Alle Blumen müssen büßen,
Daß mein Herz so traurig ist,
Ihre Kelche sind zerrissen
Seit so ferne du mir bist!

Meine bleichen Finger knicken
Zitternd, voller wilder Hast
Alle Zweige, die sich bücken
Ahnungslos vom Stamm und Ast.

Ohne Schonung mußt verderben
Rose du, so schön und zart,
Ohn' Erbarmen seh' ich sterben,
Was des Lebens froh noch ward.

Und der Bienen muntres Surren,
Füllt mit Ungeduld die Brust,
Grillen zirpen, Käfer schnurren,
Doch ich grolle ihrer Lust.

Alles ist ein Weh dem Herzen,
Alles schlägt ihm Krallen ein,
Blutend trägt es Pein und Schmerzen,
Denn du mußt ihm ferne sein!

Alle Kelche sind zerrissen,
Alle Blüten, blaß und roth!
Ihr sollt meine Schmerzen büßen,
Bis einst knicket mich der Tod!

Du, mit dem treuen Herzen.

(Noch ungedruckt.)

Du, mit dem treuen Herzen,
O, könnt' ich lieben dich,
Vergelten dir die Schmerzen,
Die duldest du durch mich!

Die Freuden, die da kommen
In Lenzes Prachtgewand,
Dir hab' ich sie genommen
Mit ahnungsloser Hand!

Der Wonne, die da schweifet
Auf Sommers lichtem Pfad,
Ihr hab' ich abgestreifet
Jedwedes grüne Blatt!

Doch Schmerzen, gleiche Schmerzen,
Wie duldest du durch mich,
Duld' ich in meinem Herzen:
Auch meine Sonn' erblich!

Drum trag' in deinen Blicken
Nicht Vorwurf und Verdacht, —
Kannst Blütenlust du pflücken,
Wo nie die Sonne lacht? —

Du, mit dem treuen Herzen,
Greif an dein eignes Herz,
Dann fühlst du meine Schmerzen,
Vergibst mir deinen Schmerz!

Mondnacht an der Havel.

Wie scheint so bleich dort unten der Weidenzweig
Am morschen Stamm, wie nicken die Fahnen stumm
Am hohen Schilf, die schmalen Blätter
Wehen gespenstig im Abendhauche!

Des Mondes Lichtglanz hellet die dunkle Flut,
Es gleicht der Schaum am Ufer gefall'nem Schnee,
Das Blatt der Wasserlilie schimmert,
Blendend erhebt sich die duft'ge Blüte.

Und wo mein Fuß ruht, funkelt im Ufersand
Der Kies so hell, gleich Demant und Edelstein,
Es schillern an der schlanken Binse
Heiter des nächtigen Thaues Tropfen.

In voller Klarheit schwebet das weite All,
Doch ruht der Zweig am Baume, es fällt kein Blatt,
Die Vögel schlummern, selbst die Wellen
Träumen, verfließend in glatte Fläche.

Es knickt kein Schritt hier eilend den saft'gen Halm,
Aus keinem Mund tönt flüchtig des Wortes Laut, —
Wach' ich allein denn hier im Glanze
Stiller Verklärung? Verließ mich Alles?

Ja, Alles! Einsam stehst du verlangend Herz,
Vom Licht, doch auch von Schweigen und Nacht umwallt,
Der Echo leeres Tönen wecken
Würdest du einzig mit deinen Klagen!

Du hast's gewollt: Licht hast du erstrebt, und sieh',
Dir wurde Licht! — Daß frostiger Hauch der Nacht,
Und Schweigen, wie in Grabesruhe,
Mit dich umhüllen, — wer kann es wehren? —

Ein Göttersohn entwandte dem Himmel einst
Den gold'nen Lichtstrahl, trug ihn der Erde zu;
Doch zwischen Erd' und Himmel schwebend
Büßt' er das Streben, der That Vollbringen!

Es schwanden, ach! Jahrtausende um ihn her,
Oft sank im Nachthauch schaudernd sein mattes Haupt,
Um wieder in des Tages Gluten
Schmachtenden Mundes sich zu erheben.

So hing er einsam, sterbend am rauhen Fels;
In herber Qual oft fleht' er den Tod herbei,
Bis endlich ihm erstand der Retter,
Mächtig des Leidenden Fesseln sprengend.

Und wieder nahm dann auf ihn der Götterkreis;
Des Dulders Spur, nicht trug sie sein Angesicht, —
Wie könnte je, was lichtgeboren,
Qualen, vergänglichen nur, erliegen?

Jedoch das Licht, dies blieb uns aus Himmels Höh'
Zurück, als Erbtheil Jeglichem, der da strebt
Mit voller Kraft, es zu besitzen,
Liebend zu pflegen im treuen Busen.

Doch wer das Erbtheil fordert, der fordre auch
Den Schmerzensantheil, trage mit Muth auch ihn,
Und klage nicht, wenn einsam, schweigend,
Still und verlassen sein Herz sich fühlet. —

Warnung.

Schleudert Blitz vom hohen Olymp herab Zeus,
Schwingt des Dreizacks mächtige Wucht Poseidon,
Heulend kreist dann Aeolus Sturmesschwinge
Ueber den Wipfeln!

Um des Felsblocks moosig umstrickten Scheitel,
Um den Horst, auf zackig erhobner Klippe,
Wo der Aar laut kreischend die Jungen atzet,
Brauset sein Odem!

Durch die Au'n, sonst lächelnd in sel'gem Schweigen,
Eilt sein Sturmschritt, knicket den Halm im Rasen,
Und das Lamm flieht zitternd zur dunkeln Hürde,
Suchet ein Obdach!

Jeder Zweig schwankt, jegliche Knospe bebet,
Blüthenreichthum, lieblich und schön entfaltet,
Ohne Schonung tödtet der ungestüme
Zürnende Gott ihn! —

Zeus! Poseidon! Mächtig erhab'ne Götter!
Laßt den Blitz ruhn, ruhen die Wucht des Dreizacks,
Daß der Sturmgott schlummre, und nimmer, nimmer
Hebe die Schwinge!

Sendet Lenzhauch, kräuselnde Silberwogen,
Sendet Iris, lieblichen Friedens Botin,
Sie, der Anmuth Göttinnen sendet, schön, in
Schwesterumarmung! —

Wenn der Sturm wühlt, Sterblicher, dir im Busen,
Hat des Aufruhrs Sprache dein Ohr gelauschet,
Ach, und oft noch flehest umsonst du: „Götter,
Sendet den Frieden!"

Frühling.

Es rauscht, es wallt durch grünende Ufer hin
Die Woge, hell glänzt jede und wölbet sich
So leicht, so voll, so silbern murmelnd, —
Rauschen die Wasser ein Lied der Tiefe?

Und lächelnd steht mit offenen Augen da
Der Baum, in grünsmaragdenem Schmuck, es weht
Von jedem Zweig ein Duft so milde, —
Wehen die Zweige ein süß Geheimniß?

Und Blumen, tiefblau, rosig, in sonn'gem Schein,
Sie färben bunt dort jenes Gefildes Saum,
Wo kräftig junge Saat sich wieget, —
Künden die Blumen der Saat Gedeihen?

Es drängt, es hebt sich mächtig in Thal und Hain,
Es schimmert blühweiß unter dem Taxus dort,
Es haucht, es flüstert um die Halme, —
Wollen die Lüfte ein Wunder künden?

Ja, frohe Botschaft wollen sie künden uns!
Der schöne Lenz naht, lieblich das Haupt bekränzt
Mit Laub und Blumen, grün und rosig,
Rauschend auch grüßen ihn laut die Wasser!

Vater unser!

(Noch ungedruckt.)

So fleht der Halm, sanft bebend im Abendhauch,
So rauscht das Meer, wallt hoch es in Sturm und Drang,
So haucht, was Odem hat und Leben,
Sei's in der Höh', in der Tiefe Klüften!

Und auf, zum Raum ohn' Ende, wo Licht und Nacht
In ew'gem Kreislauf walten, erhebet sich
Der Blick mit Zuversicht, und suchet
Vater, den deinen, den Blick der Liebe!

Doch groß, Jehova, bist du! Es beuget sich
Bei deines Namens Laut, — von der Sterne Reich
Herab, bis zu des Staubes Tiefe —
Alles, dem Leben verliehn und Regung!

Nach deinem Geist, Allmächtiger, streben wir!
Daß ewig sei, unendlich, was uns beseelt, —
O, laß des Zweifels Finsternisse
Nimmer ihn trüben, den lichten Glauben!

Dann dränge, Flut, dann stürme, du Windesbraut!
Sein Wille ist's, sein Odem, der lenket euch,
Und seine Hand, die mild versöhnend
Wandelt zum Segen des Fluches Thaten!

Und was uns noth thut, Vater, du gibst es uns:
Das Licht, den Hauch voll Wärme, den zarten Thau,
Es sprießet Ueberfluß den Bergen;
Thäler und Meere sind voll der Gaben!

O Herz, und dennoch nährest du Fehl und Schuld?
Du schwankest kraftlos, irrest mit Willensmuth?
Erbarmen, Herr, denn deinem Zorne
Weichen erschüttert des Himmels Vesten!

Ja, gnädig sei uns! Dann, wie im sanften Strahl
Der Lenz erwacht, mag unserer Brust ersteh'n
Durch deiner Schonung Huld gewecket,
Milde, Verzeihn, des Versöhnens Frieden!

Und festen Schritts laß wallen uns diese Bahn,
Daß nicht Versuchung locke, der Sünde Leid
Zu häufen über unserm Haupte.
Vater der Liebe, gescheh' es also!

Ave Maria!

(Noch ungedruckt.)

Nebelduft steigt auf, um die Berge wallet
Morgenlicht durch rosige Wolkensäume,
Und das Glöcklein hallet von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Sieh, der Thau flieht, golden umwebt die Sonne
Das Gefild, Glut drücket die Halme nieder,
Und das Glöcklein hallet von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Horch, der Waldbach schäumt, die bewegte Weide
Flüstert, Dämmrung naht mit des Abends Schweigen,
Und das Glöcklein hallet von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Schatten ziehn durch Wald und Gefild, es schimmert
Stern an Stern, sanft säuseln die leisen Lüfte
Und die Echo hallen von Thal zu Thale:
Ave Maria!

Julius Große,

ein Lyriker und ausgezeichneter Epiker, erblickte das Licht am 25. April 1828 zu Erfurt und wurde zu Magdeburg erzogen. Nachdem er das Gymnasium zurückgelegt, beschloß er zwar Architekt zu werden, indem er vom 18.—20. Lebensjahre als Geometer arbeitete; allein seine Neigung für die schönen Künste bewog ihn, im Jahre 1849 die Universität Halle zu beziehen, wo er sich dem Studium der Jurisprudenz und poetischen Litteratur bis zum Jahre 1852 hingab. Schon hatte er ein Trauerspiel drucken lassen, da bemächtigte sich seiner die Liebe zur Malerei, er ging nach München und besuchte die dasige Akademie, ohne jedoch der Poesie und litterarischen Produktion zu entsagen. Eine Reise nach Italien abgerechnet, welche im Jahre 1856 stattfand, verweilte Große fortan in jener süddeutschen Mutterstadt der Künste, theils als Kritiker an der Neuen Münchener Zeitung beschäftigt, theils seine Muße auf lyrische Gedichte wendend, die schon zeitig (1857) gesammelt erschienen. Rühmlich erwähnte das 1857 eingesetzte Münchener Preisgericht die von ihm eingereichte Tragödie „die Yglinger". Seine vorzüglichste Arbeit war jedoch ein ansehnliches Epos, welches der „Deutsche Musenalmanach von Christian Schad" auf das Jahr 1859 mitgetheilt hat, betitelt „Das Mädchen von Kapri."

Ueberall auf Originalität und auf Neuheit der Stoffe bedacht, tritt dieser Dichter im Lyrischen zwar kühn und sinnreich auf, aber nicht immer geschmackvoll und meist in scharfen Contrasten sich gefallend. Dabei mangelt seiner Form die entschiedene Klarheit des Gepräges, der natürliche oder ungesuchte leichte Redefluß und der feste Rhythmus. Seine lyrischen Produkte erscheinen daher nur wie halbreife Versuche oder wie flüchtig hingeworfene Skizzen. Im Epischen dagegen entwickelt Große, wie wir aus der Erzählung „das Mädchen von Kapri" sehen, eine bewundernswerthe Gabe; an der Messung seiner Verse ließe sich allerdings viel aussetzen, aber diese Schattenseite der äußeren Form verschwindet vor den übrigen herrlichen Vorzügen seiner kunstgerechten Darstellungsweise. Denn das genannte Epos ist ebenso originell in der Erfindung als durchweg natürlich ausgeführt, gehaltvoll und doch einfach,

in der Charakteristik fein, treffend und immer befriedigend, in der Ausdrucksweise plastisch und gedrungen, gefällig und anmuthig. Seit „Hermann und Dorothea" und seit den „Abbassiden" ist auf dem Gebiete der Erzählung nichts zu Tage getreten, was mit diesem klassischen Werke Große's sich messen könnte; jenen beiden Meisterstücken würde es an Bedeutung vollkommen gleich stehen, wenn Große den welthistorischen Hintergrund besser benutzt hätte, den er seinem Werke gegeben hat. Denn es sind zwar die idyllischen und naiven Züge desselben mit dem geräuschvollen Donner des Napoleonischen Sturzes verflochten worden, doch rollt der letztere zu fern ab.

Schriften. 1) Cola di Rienzi. Ein Trauerspiel. Leipzig 1851. 2) Gedichte. Kassel 1857. 3) Die deutsche allgemeine Kunstausstellung. München 1858. 4) Die Ynglinger. Ein Trauerspiel. (Als Manuscript gedruckt.) Ebend. 1858. 5) Das Mädchen von Kapri. (Episches Gedicht in Hexametern.) Gedruckt im Deutschen Musenalmanach von Christian Schad. Würzburg 1859.

Mutterklage.

Wie lange willst du säumen, o Oskar?
Läßt mich im Grabe träumen, o Oskar!
Drei Monden bin ich todt, und du schwurst mir Treu',
Drei Monden sind verronnen, du liebst auf's Neu!
Wann willst du dich meiner erbarmen,
O wehe mir, weh' mir Armen! —

Du sitzst bei hellen Kerzen, o Oskar,
Bei Saitenklang und Scherzen, o Oskar!
Mir hellet die Wege nur fahles Mondenlicht,
Mir kosen nur Stürme das bleiche Gesicht;
Mein harret zur Rückkehr das Grauen,
O wehe mir armen Frauen! —

Gedenkst du noch der Stunde, o Oskar?
Du hingst an meinem Munde, o Oskar!
Wir sahn am rothen Walde die Wolken fliehn,
Wir sahen im blauen Meere die Wellen ziehn,
Dort schwurst du für Ewigkeiten,
Ach, flüchtig sind Wellen und Zeiten!

Ich gab mich dir zu eigen, o Oskar!
Im Weinen thät ich schweigen, o Oskar!
Du brachst meine Schönheit, du brachst mein Herz,
Ich duldete Gram und der Reue Schmerz
Ja, ich gab mein Leben zur Sühne,
Warum war die Jugend so kühne!

Du schwurst an meinem Hügel, o Oskar!
Du brachst der Treue Siegel, o Oskar!
Wer ist's, der dich liebet? — ein welsches Weib,
Zu Moder soll werden ihr falscher Leib.
Der hält dich mit Zauber umfangen,
Auf! löse dich von der Schlangen.

Ich wollte gar nicht klagen, o Oskar!
In meinen Grabestagen, o Oskar!
Doch wer pflegt meine Kinder, wer wiegt sie ein?
Wer küßt sie, wer herzt sie, wenn sie krank sind und schrein?
Sie schluchzen, sie weinen und darben,
Viel besser, viel besser, sie starben!

Drum find' ich keine Ruhe, o Oskar!
In meiner Sargestruhe, o Oskar!
Drum muß ich nächtlich kehren und schauen meine Lust,
Muß nehmen das jüngste an meine kalte Brust,
Daß es mag bei der Mutter erwarmen.
O wehe mir, weh' mir Armen. —

Drum laß mich Eines flehen, o Oskar!
Laß mich umsonst nicht gehen, o Oskar!
Verschließ nicht dein Haus mir, laß offen die Thür,
Mein Schatz und mein Leben sie ruhn noch bei dir.
Dann mögest in Freuden du werben,
Und glücklich und alt einst sterben!

Stiebende Asche.

Fliehet mit tanzendem Fuße das Jahr,
Willkommen, du salbenduftende Schaar,
Um die Schläfen rings Rosen und Rosen zugleich
Um die Becher — so ziemt es im Römerreich!

„Ein junges Böckchen, Chorgesang,
Falernerblut und Flötenklang,
Ein griechisch Mädchen heiß und bang,
Das hast du uns versprochen!“
„So tretet ein zur Liebe kühn
Mag Bacchos eure Sinne glühn —
Falerner mußt' im Laube grün
Vesuves Wärme kochen.“

Und nieder auf die Polster ringsherum
Sie sanken singend. Einer nur blieb stumm
In diesen reichen Säulenhallen.
Wo ist dein Witz heut, Marcus, den erkor
Rom zum Proconsul? Horch, es tönt der Chor,
Mänaden tanzen, unter lichtem Flor
Die weißen Brüste schwellend wallen.

In der schwarzen Nacht, in der müden Luft
Haltet die Zeit, die flüchtige, rasche.
Fliegt über's Meer Pomeranzenduft,
Mag fliegen auch über die Vätergruft,
Fliegen stiebende Asche. —

Marcus, der gestern vom Orient kam,
Saß noch stillbrütend beim Tanz im Gram,
Sechs Jahr' war er fern von Italien und Rom,
Sein Roß trank im Rhein und im Euphratstrom.

Die Scythen schlug er in die Flucht,
Seeräuber in der Syrthen Bucht.
Siegreich voran durch Wald und Schlucht
Sein Adler flog Heroen.
Bestand auch Galliens Trotz und List,
Hispanien hat sein Kleid geküßt —
Umsonst — der stolze Römer ist
Sich selber nur entflohen. —

War Wahrheit oder Wahn des Lebens Ziel,
Der Götter Werk? In Nubien und am Nil
Schwieg auch die Isis seinen Fragen.
Geschwiegen auch hat Pythia's Heiligthum.
Trotz Blut und Flammen wuchs der Gottesruhm
Des Nazareners. Reicht den Wein herum,
Singt fort! Ihm bleiben seine Klagen.

Nach saurem Tagwerk in stiller Nacht
Webt der Fischer zum Netze die Masche.
Wohl haben die Fische des Netzes Acht,
Doch das Herz, das fliehet der Liebe Macht,
Deckt bald die stiebende Asche.

Und herein zur Halle mit schlankem Leib
Und gelöstem Haar tritt ein stolzes Weib,
Als stiege noch einmal aus Meeresschaum
Die Göttin empor zum olympischen Traum.

„Hier nimm die Cither — das Thyrsusreis,
Ich hab' dich gekauft um gold'nen Preis,
Mich lockte dein Auge feucht und heiß,
Dem keine Thränen taugen. —
Und zeigst du heut deine griechische Kunst,
Wirst ernten du mehr noch Gold und Gunst.“
Wie flammen da auf im Fackeldunst
Die lüsternen Römeraugen!

Sie sah er einst zu Rom — wie wurden bleich
Zwei Wangen jetzt und glühend dann zugleich,
Daß er sie endlich hier gefunden. —
Doch als er aufsprang, Romas stolzer Sohn,
Mit ernstem Blick hob sie die Harfe schon
Und sang dazu — es klang wie Geisterton
Von Christi theuren Todeswunden:

Den Herrn der Liebe hab' ich bekannt,
Daß sein Blut von Sünden mich wasche,
Euch aber verfluch' ich, zur Hölle gesandt,
Meine Eltern und Brüder habt ihr verbrannt,
Noch flieget die stiebende Asche! —

Da fliegt Hohnlachen ringsum und Spott:
Am Kreuz ist gestorben dein falscher Gott —
Du bist zur Liebe geschaffen, und nun
Sollst du uns küssen und Liebes thun! —

Mit keckem Griff sie an sich zieh'n —
Ein Augenblick Umsonst Entflieh'n,
Sie rief zum Himmel auf den Knie'n

Und sank zu Marcus Füßen.
Schon hat gezogen er sein Schwert:
Dünkt einer sich der Jungfrau werth,
Von mir ist ihm der Tod erklärt,
Versucht's — ihr sollt es büßen! —

Da fuhren laut die Andern rings auf wild,
Schon wird das Mahl des wüsten Kampfes Bild,
Schon schleudern Becher sie und Messer. —
Bald unterliegen wirst der Ueberzahl,
Und deine Griechin bluten wird dem Stahl.
Da dröhnt das Haus — Jäh zuckt ein Feuerstrahl,
Nachbrüllen donnernd die Gewässer.

Und es hallt von den Straßen wüst Geschrei:
Flieht, eh' der Tod euch erhasche! —
Schon flammt der Vesuv und es schäumt die Bai,
Aus den Lüften saust es wie siedend Blei,
Stiebet's wie fliegende Asche! —

Und Todesschrecken zuckt bleich empor
Auf der Faunengesichter verstummtem Chor,
Dann Getös und Tumult und Todesqual
Anpackt das taumelnde Bachanal. —
Auf's Pferd — die Zügel schlaff verhängt,
Zur Flucht die Schaaren blaß gedrängt,
Und and're auf den Knieen —
Wo ist nun Senatorenhut?
Tribunentrotz — Prätorenmuth
Am Strande jammernd, zugleich der Flut
Und Flammen zu entfliehen. —

Nur zwei noch blieben in dem Trinkgemach,
Zwei Herzen schlagen heiß und stark und schwach
Nach umgestürztem Hochzeitmahle.
Die Schaumgebor'ne nur, sie wandelt groß
Durch's öde Haus ein Geist. Im Meeresschooß
Sind todt die Andern. Sanft ist Beider Loos.
Die Göttin sang im Nachtchorale:

Die Reiche zersinken, die Götter vergeh'n,
Daß der Tod auch Ambrosia nasche;
Mein Reich doch auf Erden, das muß besteh'n,
Mag der Wind von Olymp, von Golgatha weh'n
Heilige, stiebende Asche! —

Der Pascha.

Horch, in dem Kiosk ein Aechzen,
Fast als wär' es Rabenkrächzen.
Drauf ein Schnarchen und ein Stöhnen
Durch die Wand in Schreckenstönen,
Daß hinab zum nahen Hafen
Zittern alle schwarzen Sklaven
Betend, daß ein Gott sie rette.
Denn es ist der alte, fette
Pascha, dem die schwarzen Launen
Schwarzen Traum im Schlafe raunen.

Horch, in dem Kiosk ein Flattern
Von Gewändern und ein Schnattern
Wie von Weibern und Eunuchen
Die beim Tanz im Innern fluchen.
Nackte Reize, süße Märchen —
Drüber das Schwert an einem Härchen
Und am Fuß die Haremskette,
So befiehlt's der müde, fette
Pascha, der sich nun des Weitern
Will vom düstern Traum erheitern.

Horch, in dem Kiosk ein Pfeifen,
Lachen, Jammern, Säbelschleifen,
Drauf ein Angstruf und ein Schweigen.
Lauschend sich die Palmen neigen,
Hören nur ein leises Röcheln,
Sehn im Blut bis zu den Knöcheln
Stehn die Wächter von Damiette.
Denn der alte, müde, fette
Pascha ließ, um Luft zu schöpfen,
Nur sein Schwert drei Neger köpfen.

Das Mädchen von Kapri (Anfang).

Seht mir doch — Tanz und Musik, Champagner und Blumengewinde!
Hoch geht's heut bei euch her im Palast! Doch wenn es erlaubt ist,
Gönnt ihm ein Plätzchen dabei, dem greisen Kriegsveteranen.
Zwar ihr habt es vergessen — ein Recht heut haben wir Alten
Unter euch. Heut ist der Tag der blutigen Schlacht an der Trebbia,
Wo vor sich her in dem Feld Suworof trieb die Franzosen. —
Damals schwang ich den Säbel. Nun grüßt ihr alle mit Ehrfurcht:
Ruhm sei dem Helden. Auch euch kommt wieder die heilige Kriegszeit,
Wenn nicht morgen, doch einst. Euch blüht noch die Hoffnung. Uns Alten
Bleibt die Erinn'rung allein an frohe wie düst're Geschichten.
Geht drum, geht und tanzet im Saal. Wir Altergebeugten
Wollen die Nacht durchtrinken und Abenteuer erzählen.
Zwar ihr glaubt mich berauscht. Ja jünger fühl' ich mich bei euch;
Denn ich trank heut griechischen Wein auf euch und die Zukunft,
Daß ihr es einst erlebt, ein sonniges Reich zu erobern;
Haltet es fest, wenn ihr's habt. Dort wachen die nordischen Herzen
Erst zum menschlichen Dasein auf. Mir weitet das Herz sich,
Denk' ich an jene glückliche Zeit. Nun lauschet ihr Alle
Denn der Liebe Geschick klingt Jeglichem tief in die Seele.
Alles steht mir noch klar vor Augen. In blühender Wildniß
Ragen Häuser versteckt. An felsigen Buchten ertosen
Einsame Wellen. Es wiegt sich schlank an den Höhen die Palme,
Weicher Westwind umweht den Altan. Fernblauend verdämmern
Vorgebirge und Meer weithin in purpurner Lichtglut.
Und dort trug es sich zu wie ein Mährchen. Alles erzähl' ich
Ungeschminkt und der Ordnung gemäß.

In Napoli war ich,
In der lärmenden Stadt. Volkreich dort wimmeln die Straßen
Rastlos noch in der sinkenden Nacht. Von Schwindel befangen
Sehnt' ich mich fort. Das Gewühl in der glänzenden Straße Toledo,
Rollende Wagen, Geschrei vor den Zelten und Mönchslitaneien,
Austernverkäufer und Köche, das Heer aufdringlicher Kuppler,
Gieriger Marinari Tumult, die Barken anbietend —
Bist du dem Einen entflohen, erhascht dich der And're. Zu Lande
Schon umbrandet den Fremden die Wuth der Charybdis und Scylla,
Ihn berauschend zuerst, doch bald unleidlich und lästig.
Drum besorgt' ich am Morgen bereits die letzten Geschäfte,
Noch unschlüssig, wohin. Denn lockend lagen die Küsten
Weit im strahlenden Golf rings um und die Berge Sorrentos,
Weiter hinauf in der Höhe des Meers die duftigen Inseln.
Rathlos war ich noch immer. So sei mein Führer der Zufall,
Dacht' ich, und strich fürbaß im Parke der Villa reale,
Dort, wo am Abend der Corso rollt geputzter Karossen.
Sieh', da naht mir grüßend dem Meerbad eben entstiegen
Langsam wandelnd ein Freund. Ich traf ihn früher in Rom schon.
Eine vortreffliche Haut. Er war ein Maler von Handwerk,
Halb aus ungarischem Blut, halb Deutscher, ein zärtlicher Schwärmer,
Bald in begeistertem Rausch, bald in sich gekehrt und verschlossen,
Bergsee'n, Heiden im Sturm — Sanddünen und Meeresgewitter

Malt' er, obgleich er selbst ein ruheliebend Gemüth war;
Aber heut war er anders, und kaum noch kannt' ich ihn wieder,
Blaß und verfallen schritt er einher. Ein Diener des Platzes
Führt' ihn am Arm. Schon Manchen heilte das kräftige Seebad.
Er auch hoffte Genesung, zumal die See ihm seit Jahren
Freundin des Lebens war und seines Wirkens Patronin.
Dies und And'res besprach er im Geh'n und ließ mich nicht von sich,
Schnell hinschwanden die Stunden. Er war vom herrlichen Kapri
Seit zwei Tagen zurückgekehrt. Nun mußt' ich ihm folgen
Hoch in die Wohnung hinauf — sein Kapri, wie er das Zimmer
Scherzend nannte. Dort standen die leuchtenden Bilder des Eilands
Zwar nur in flüchtigen Skizzen, doch eine Seele voll Schwermuth
Und voll Liebe lebte darin. Kaum konnt' ich mich trennen
Von dem magischen Bann. Lang ließ er mich schweigend bewundern,
Mehr dann sagte sein schüchternes Wort, vor Allem die Thräne,
Bis ich ihm nach und nach sein Herzensgeheimniß entlockte
Stückweis nur. Bald klagt' er sich an mit bitterstem Vorwurf,
Daß er ein holdes Kind dort drüben treulos verlassen,
Bald dann lacht' er im Leichtsinn auf — er fände wohl Frieden,
Wenn sich ein Freund verstände, und dabei drückt' er die Hand mir,
Jener Schönen ein Tröster zu sein und ihn zu ersetzen.
Also jammert' er; daß es sein Ernst, besiegelt' er reichlich
Mit Anklagen, mit Schwüren und Thränen. Kurz, ich entschloß mich,
Ihm den Gefallen zu thun. Was konnt' ich anders? Ein reizend
Abenteuer verhieß mir die Fahrt. Auch er war erleichtert,
Als ich mein Wort ihm gegeben. So ging ich, sorgte mit Eile
Für das Gepäck, für den Paß, für Bücher, Tabak und And'res,
Was dem Fremden die Noth der einsamen Klippe versagte,
Auch für Farbengeräth und Leinwand; damals noch pfuscht' ich
Als Dilettant der malenden Zunft zuweilen in's Handwerk;
Denn ihr wißt es ja Alle. Der Frieden bringt brave Soldaten
Oft auf seltsame Grillen. Zu sorgen hatt' ich für Niemand,
Jung war ich auch und nicht umsonst studirt' ich in Roma.
Also kam der Abend heran und die Zeit, wo das Marktschiff
Heimwärts fährt; allwöchentlich zweimal kommt's nach Neapel,
Um der Hauptstadt Markt zu versorgen mit Wein und Orangen,
Herrlichen Feigen und Fischen des Meeres. Schon spät war es dießmal,
Eh' es gerüstet zur Abfahrt war. Noch tanzten am Pharo
Trunken vom Wein die Leute des Boots zum Fischergesange,
Lallten von Tarantella, Bottiglien und Mädchen und nahmen
Zutraunsvoll in die Mitte mich gleich und heischten ein Trinkgeld,
Gerne verdoppelt' ich's. Mehr war ich selbst berauscht in Gedanken.
Schon die Trauernde meint' ich auf einsamen Felsen zu sehen
Weit hinstarrend in's Meer, Ariadne gleich, der verlass'nen,
Deren Thränen ein Bacchus besiegt und in Lächeln gewandelt.

Also den Sinn entbrannt, hernieder stieg ich in's Fahrzeug.
Rings schon waren die Bänke gefüllt — Marinari und Mönche,
Weiber betend den Rosenkranz und nackende Kinder.
Ave Maria war's. In Gluth aufflammte der Golf noch
Weit in flüssigem Gold. Fern blitzten Burgen und Villen
Silberschimmernd; aber am Gipfel hoch des Vesuves
Hing eine rosige Wolke leicht und ohne Bewegung,

Als verbärge sie Götter dort. Im nächtigen Schatten
Standen die Meercastelle, der Mastenwald in dem Hafen;
Draußen aber in fernem Glanze strahlte das Eiland,
Reich an Sagen, ein felsiger Dom von Schwalben umflogen.
Ueber ihm glänzte ein Stern schon klar, und freudig begrüßt' ich
Ihn als Zeichen der Liebe; doch Amor zürnte dem Fremdling
Und voll Schalkheit fügt' er es anders, als es beschlossen,
Wie kein Sterblicher weiß, was ihm gesponnen der Schelm hat.

Aber als nun die Nacht einsank und das Auge sich wandte,
Müde der Ferne, um näher die bunte Gesellschaft zu mustern,
Die mich begleitete: wunderbar — weit lieblich're Reize
Blühten mir in der Näh'. Zu Seiten mir dehnt' sich ein Priester
Auf dem Packtuch breit, doch ihm zu Füßen und tiefer
Zwischen den Körben am Boden gestützt bemerkt' ich ein Mädchen,
Blaß in bräunlicher Schöne, wie Bronzen der griechischen Göttin,
Eh' sie die Luft mit Giftgrün schmückt, und ehe die Asche
Sie mit eisernem Ton geschwärzt. Das Mädchen war stille,
Flocht zwei Kindern die Zöpfe zurecht, wohl jüngern Geschwistern,
Sah dann ernst vor sich hin und flüsterte leise Gebete
Andachtvoll. Welch seltene Mischung kindlicher Unschuld
Und jungfräulicher Herbigkeit beseelte dies Antlitz!
Groß und gedankenvoll zuweilen schlug sie das Auge
Trauerumflort zum Himmel empor. Dann küßte sie wieder
Ihre Kleinen zerstreut. Mit unbeschreiblichem Zauber
Hielt mich die liebliche Gruppe gebannt. Doch lange vergeblich
Sann ich auf Listen, den Platz mit dem geistlichen Vater zu wechseln;
Denn der Gute war breit, und angewachsen wie Felsen
Hielt er die beste Stelle besetzt, wie Viele auch sonst wohl
Pflegen im Land. Nur im Fall, daß zu höherem Rang sie berufen,
Dann wegrücken allzeit auch gern die Beglückten der Erde;
Drum erhöht' ich den Platz mit meinem Gepäcke und endlich
Mit lateinischem Vers Virgils, des holden, gelang es.
Denn ich stellte mich krank, und als er mich fragte, versetzt' ich:
„Infandum, regina, jubes renovare dolorem.
Zahnschmerz, würdigster Herr, vom Luftzug spür' ich von links her;
Aber ihr könnt mir helfen, mein Vater, wollt ihr die Stelle
Tauschen mit mir. Madonna verleiht euch sicher zum Lohne
Einstens den rothen Hut dafür.“ Dies sprach ich lateinisch —
Zaubrer Virgil! Du thatst dein Amt. Zwar schirmtest du Roma
Und Neapel durch Wunder einst. An ehernen Bildern
Klangen die Glöckchen, sobald Barbaren bedrängten das Weltreich,
Brücken aus Luft und Städte auf Eiern bautest im Meer du,
Sprengtest den Berg Posilippo, vertriebst die Schlangen aus Napel;
Nie doch hast du Priester bekehrt, vom Platze zu weichen.

Schmunzelnd that er's sofort, sobald er lateinisch vernommen.
Völlig indeß sank Dunkel herein. Nicht lange, so war ich
Mitten im Plaudern mit ihr. Und lieblich kehrte die Antwort,
Kehrte die Frage zurück. Bald wußt' ich die Trauer des Mädchens;
Denn vom Bruder für lange Zeit war sie heute geschieden.
Früher gehorcht' er der Mutter nur, dem Rufe des Tanzes
Und Tamburins. Heut folgt' er gezwungen dem Wirbel der Trommel

Und den Fahnen des Reichs. Denn drohender zogen die Wolken
Rings des Krieges heran. Wer weiß, ob ihm Ehre bescheert einst
Oder ein ferner blutiger Tod auf feindlicher Erde.
Schütz' ihn Madonna! und brünstig erhob sie die flehenden Hände,
Wieder voll Wasser standen die Augen ihr. Wahrlich auf Erden
Schien mir so heilig, so süß nichts mehr — als Liebe der Schwester,
— Als ihr Bruder zu sein. Manch Trostwort weckte das andre.
Und so wurden wir bald vertraut, als hätten wir Monde,
Jahre bereits mitsammen verlebt. Darauf, als ein Lüftchen
Sich von Osten erhob, aufrollt' ich ein blumengesticktes
Persisches Tuch, die Lust der Frau'n. Sie litt es geduldig,
Als ich es ihr um den Nacken schlang. Darauf, als sie müde
Einzuschlummern schien und auf die Fässer sich stützte,
Lud ich sie ein, ihr Köpfchen auf meine Kniee zu legen,
Wie's im Gedräng auf Reisen zu Schiff die Freiheit gestattet.
Zwar sie weigert' es erst aus Scheu; nicht lange doch währt' es,
Als sie noch einmal lächelnd emporsah und dann ihr Köpfchen
Niederlegte, daß reich mich überströmten die Locken. —

Anastasius Grün,

siehe Graf von Auersperg.

Otto Friedrich Gruppe,

ein mittelmäßiger Lyriker, Epiker und Dramatiker ohne klassische Bedeutung, wurde am 15. April 1804 zu Danzig geboren, wandte sich anfangs dem Handelsfache zu, ging aber später auf das Gymnasium seiner Geburtsstadt und studirte zu Berlin. Eine geraume Zeit hindurch beschäftigte er sich alsdann auf poetischen, kritischen, ästhetischen und philosophischen Feldern, bis er im Jahre 1844 an der Berliner Universität zum Professor ernannt wurde. Was er durch eigene dichterische Produktion vergebens suchte, Ruf und Namen, erlangte er durch eine seiner schiefen Kunstkritiken, die den Titel „Ariadne" führt und zum Gegenstande die altgriechische Tragödie hat. Doch so vielgestaltig seine litterarische Thätigkeit war, so erfolglos blieb sie in jeder Beziehung, weil er zwar die Kühnheit, aber nicht das Talent hatte sich geltend zu machen.

Seine versifizirte Satire „Die Winde", gegen Hegel gerichtet, ist eine klägliche Nachahmung der Platenschen „aristophanischen Komödien". In der Lyrik affektirt er zarten Schmelz, Lieblichkeit und Naivetät, aber das Beste fehlt seinen Liedern: der Gehalt und das charakteristische Gepräge. In den epischen und lyrisch-epischen Produkten dieses Halbdichters vermißt man die Gabe der Erzählung, welche sich durch Einfachheit, Klarheit und Leichtigkeit der Rede kundgiebt; dabei versteht er nicht die Gränzen zu beherrschen, welche die Kunstgattungen der Epik und Lyrik scheiden. Ueberhaupt ist seine Sprache im Vers- und Strophenbau gebrechlich statt kräftig, geziert statt kunstvoll. In seinen ästhetischen, kritischen und philosophischen Schriften endlich offenbart sich die subjektive Anschauung eines Beurtheilers, der durch pikante Bemerkungen die Wahrheit zu treffen wähnt, er mag wider den Philosophen Hegel schreiben oder den Standpunkt der tragischen Kunst bei den Griechen und der Elegie bei den Römern vorzuführen trachten, oder auch über deutsche Uebersetzerkunst radotiren. Ueberall Halbheit, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit unter dem vornehmen Scheine eines Kunstrichters. Gruppe stellt sich als einen jener Autoren dar, die in alle Gebiete pfuschen, aber in keinem zu Hause sind.

Schriften. 1) Alboin, König der Longobarden. Ein Gedicht in sechs Büchern. Berlin 1830. 2) Theudelinde, Königin der Longobarden. Ebend. 1830. 3) Die Winde. Leipzig 1830. Neue Aufl. 1832. 4) Gedichte. Berlin 1835. 5) Königin Bertha. Ebend. 1848. 6) Kaiser Karl. Ebend. 1852. 7) Firduſi. Ein episches Gedicht in sieben Büchern. Stuttgart 1856. 8) Lyrisches Schatzkästlein der Deutschen. (Eine lyrische Anthologie von Opitz bis G. Pfizer.) Ebend. 1836. 9) Schriften gegen Hegel; a) Antäus. Briefwechsel über spekulative Philosophie. Ebend. 1831. b) Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert. Ebend. 1834. 10) Geschichtsphilosophische Schriften; a) Ueber die Fragmente des Archytas und der ältern Pythagoräer. Ebend. 1841. b) Die kosmischen Systeme der Griechen. Ebend. 1851. 11) Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwickelung und ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie. Ebend. 1834. 12) Die römische Elegie. Leipzig 1838. 2 Bände. 13) Deutsche Uebersetzerkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die Nachbildung antiker Maße u. s. w. Hannover 1859.

Frühlingslied.

Was singen die Cicaden
So eifrig im Grün?
Sie singen: Laßt das Leben,
Das Leben nicht verblühn.
Die Blumen blühn und bleiben,
Und ewig grünt der Baum:
Uns will der Tod vertreiben
Aus diesem Blüthenraum.

Was klagen die Nachtigallen
Bang in die Mondennacht?
Sie klagen: Ach, die Rosen
Verblühn mit aller Pracht.

Auch unser Leben fliehet,
Gleichwie die Rose fällt,
Der Mensch, der Mensch nur blühet
So ewig wie die Welt.

Auf seiner Wange weilet
Ein sonnig Rosenroth,
Er zählt die Jahr' als Tage,
Und kennet keinen Tod;
Und kennet keine Sorgen,
Und liebet ohne Qual,
Allselig und geborgen
Im Paradiesessaal!

Du bist der Fluß, der breit vorüberfließet,
Der nie versiegt und nie verdirbt;
Ich bin die Blume, die den Thau genießet,
Die Blume, die an ihrer Blüthe stirbt.

Du bist die Sonne, die mit Lichte segnet,
Und die sich ewig neu verklärt;
Ich bin die Wolke, welche zieht und regnet,
Und die in linden Thränen sich verzehrt.

Der König von Elfenheim.

O liebes Lieb, in solcher Nacht,
So traut und so geheim,
In solcher Nacht voll Mondespracht,
Kam König von Elfenheim
Zu einem Königskinde
Wohl über'n See geschwinde
Durch's Goldgitter.

Und einmal als er kam zu ihr,
So sprach das Königskind:
Du Guter und nun sage mir,
Ja sage mir's geschwind,
Deinen Namen will ich wissen,
Damit ich dich kann grüßen,
Du Herztrauter!

Und wie durch's Schiff ein Windhauch fährt,
Husch war Elfkönig fort.
O hätte sie das nie begehrt,
Und nie gesagt dies Wort.
Sie ging am Ufer weinen,
Der Mond hört auf zu scheinen —
Die Trostlose!

O, der blaue, blaue Himmel!
O, das grüne, grüne Thal!
Goldner Würmchen bunt Gewimmel
In dem goldnen, goldnen Strahl!

Und von allen Blüthenbäumen
Woget süßer, süßer Duft,
Und in allen Himmelsräumen
Woget laue, laue Luft.

Offen stehn des Himmels Pforten,
Nieder strömet sel'ge Lust,
Ueberall und allerorten
Blüht's und blüht in jeder Brust.

Die Leuthner Schlacht.

Sie decken eine Meile mit ihrem Heer,
Sie zählen neunzigtausend — und dreißig Er —
„Und dennoch muß ich's wagen! Thut eure Pflicht!"
Das ist der große Friedrich, der also spricht.

Marsch! tönt es, doch die Trommel wird nicht gerührt,
Das Reitervolk, im Schritte wird's still geführt:
Sie schreiten durch den Nebel und durch die Nacht;
Es feuchtet kalt — wohl heiß wird der Tag der Schlacht.

Der König von der Höhe — noch Dämmrung rings —
Sieht rechts den Marsch der Seinen, die Feinde links,
So reitet er inmitten die Höh'n entlang,
Das Schlachtfeld überschauend — der Nebel sank.

Soll Preußen auf der Erde noch thronend stehn?
Der Tag wird es entscheiden, der Abend sehn.
Tiefernst, doch voller Ruhe — er wägt, er denkt;
Nun blicket er gen Himmel — der oben lenkt.

Und dort den Kaiserlichen sagt es ein Mann,
Die sahen wohl verwundert einander an.
Hört, was zum Lotharingen der Daun da spricht,
Er spricht: Die Leute gehen — man störe nicht!

Er spricht's — da dröhnen Salven, Stückdonner kracht,
Mit lauter Stimme rufend: Es gilt die Schlacht!
Und mit den frohen Schaaren dringt Wedel vor:
Da schlug den Preußen allen das Herz empor.

Und horch, Fanfaren tönen, Husaren sind's,
Der Zieten führt: Ein Wehen des frischen Wind's:
Sie brausen an, sie werfen, was da sich stellt,
Die wirren Reih'n der Schwaben zurück in's Feld.

Der Baiern wirre Schaaren werfen sie leicht,
Der Flügel ist gebrochen, der Flügel weicht;
Es ist mit seinen Preußen der Zieten da;
Der Tag wär' gut begonnen: Victoria!

Doch weh, in den Gebüschen, dort lauert's, droht,
Weh, der Karthaunen Donner, er schmettert Tod:
Tod in die frohen Reihen im Siegeslauf:
Des Tages erster Lorbeer — ein theurer Kauf!

Da blähet nur sich stolzer der stolze Feind:
Der Tag, da Preußen endet, der Tag erscheint:
Es gab der Ueberkühne die Flanke bloß:
Auf seine schwache Linke nur einen Stoß!

So sprach der sichre Führer; er sprach noch mehr:
Sein Häuflein jetzt erdrück' ich mit meinem Heer!
Zehnfach, was dort verloren, gewinn' ich hier —
Und lässet Heere rücken in's Kampfrevier.

Es rücket unabsehbar die Heersmacht vor,
Als hätte sich geöffnet der Völker Thor,
Sie ordnen wohl sich lange: dort Grenadier',
Und hier, zehntausend Rosse, der Kürassier'!

Sie stürzen bald sich rasselnd, entrollt in Reih'n —
Weh Preußen deinen Schaaren! — auf's Fußvolk ein.
Doch das wird stehn und sterben auf diesem Feld,
Wird stehen festgewurzelt, ein einz'ger Held!

Sie stürzen bald sich rasselnd, doch eh's vollbracht,
Hat Friedrich, schnellen Blickes, beherrscht die Schlacht:
Schon krachen seine Donner nun zum Entgelt,
Und hundert Schlünde mähen in's Reiterfeld;

Und hält an rechter Stelle der Driesen Wacht,
Und in des Feindes Flanke stürmt Reitermacht:
Das war ein Niederschmettern mit voller Wucht:
Was nicht erliegt, es stürzet in wilde Flucht.

Und ihre Flucht reißt nieder das eigne Heer,
Die dichten Reih'n zerreißend, ob Feind es wär':
Des Doppeladlers Flügel, er bricht, er sinkt:
Laß sehn, ob seine Krone so hell noch blinkt!

Der Tag ist kurz: Entscheiden muß sich's vor Nacht!
Im Dorfe Leuthen kämpfen sie wilde Schlacht.
Da ist viel Blut geflossen, viel edles Blut,
Doch Preußen hat's genommen mit Löwenmuth.

Und jetzt die Höhn! dort wieder die weißen Reih'n,
Hellleuchtend, bei der Mühle, im Abendschein.
Die Brandenburger stürmen hinauf, hinein:
Da schlug zum Schluß der Wedel im Takt mit drein.

Die schlachterprobten Fahnen, wie stolz sie wehn!
Wo die Fanfaren schmettern, kein Widerstehn!
Schon dämmerts: Eine Stunde nur länger Tag,
Und Oesterreich erlieget auf einen Schlag!

Sie fliehn, hier, dort! gewonnen ist Leuthens Schlacht.
Flucht überall, sie fliehen im Schutz der Nacht!
Sie fliehn auf allen Straßen, in Haufen dicht —
Wer sprach: die Leute gehen — man störe nicht —?

Doch Friedrich läßt nicht rasten das flücht'ge Heer,
Drei Stunden in die Nacht hin noch reitet er,
Sein Stern, kein andrer leuchtet — sein Donner kracht,
Und schrecket noch den Flüchtling in finstrer Nacht.

Im Schloß zu Lissa rasten beim Ungarwein
Die kaiserlichen Führer, schau'n düster drein.
Es kracht da draußen wieder — im Hof Getös —
Die Thür geht auf — Held Friedrich: Bon soir Messieurs!

Karl Gutzkow,

ein geistreicher Dramatiker und Novellist von großem Ruf, aber ein Vielschreiber, der nicht ein einziges Werk von klassischem Werth hervorgebracht, ebensowenig durch die Masse seiner Leistungen ein eigentlich klassisches Verdienst erworben hat. Er wurde am 17. März 1811 zu Berlin geboren, besuchte das Friedrichswerdersche Gymnasium, später die Universität seiner Geburtsstadt und studirte, laut dem Conversationslexicon, nicht weniger als vier Zweige: Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Staatswissenschaften. Sein Faustischer Geist indessen vertrug kein langes Studium, sondern verlegte sich nach dem Grundsatze, daß man lehrend lerne, frischweg auf das Schriftstellerhandwerk, indem er schon 1831 den ersten Band eines „Forum der Journallitteratur" veröffentlichte, welchem im folgenden

Jahre die „Briefe eines Narren an eine Närrin" nachfolgten. Im Winter des Jahres 1831 verließ er die große Stadt, in welcher er geboren war, einer Einladung des wackern Kritikers Wolfgang Menzel nach Stuttgart gehorchend, der dem jungen Genie Rathgeber sein wollte und den Studiosus zum Mitarbeiter an dem von ihm redigirten „Litteraturblatt" des Cotta'schen Morgenblatts auserkor. Die deutsche Litteratur, die sich so vieles gefallen läßt, mußte sich wohl auch ein solches Licht aufstecken lassen. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde Gutzkow Doktor der Philosophie, besuchte alsdann allerlei Städte Süddeutschlands und machte eine Sommerreise durch Oesterreich und Oberitalien; worauf er sich wieder nach dem Norden wandte und abwechselnd in seiner Vaterstadt, in Leipzig, Hamburg und Frankfurt am Main zubrachte. Ein Paar seiner nächsten Produkte lobte und feierte inzwischen sein Gönner Menzel, welcher in seinem Litteraturblatt so weit ging, ihm wegen des „Maha=Guru" das Zeugniß eines Dichters auszustellen, der in sich Tiecks und Steffens Kunst vereinige! Ganz Deutschland glaubte diese Versicherung, bis Menzel die Klaue des Löwen merkte und als das beiderseitige Mißvergnügen entschieden war, wie Jupiter über die in Frankfurt 1835 erschienene „Wally" daherfuhr, ein Romänchen, worin der große Autor das Christenthum gelästert haben sollte. Das Donnerwetter des Stuttgarter Kritikers begleiteten einige unangenehme Blitze. Nicht genug, daß der belorbeerte Jüngling unter die Häupter des „jungen Deutschland" gerechnet wurde, welches zu seinem Vorstande den tapfern Heinrich Heine ausgerufen hatte; eine Ehre, die dem Jünger Gutzkow, so erfreulich sie ihm sein mochte, für den Augenblick gefährlich werden konnte. Nicht genug, daß sammt der liebenswürdigen „Wally" auch seine übrigen litterarischen Siebensachen, die gebornen wie die ungebornen, das allgemeine Loos eines Verbotes theilten, welches der Bundestag über die Eier des jungen Deutschland verhängte: der ärmste unter den fünf Rittern der genannten Coterie mußte auch, zufolge gerichtlicher Verurtheilung, in das Mannheimer Gefängniß wandern und eine zwölfwöchentliche Haft aushalten. Die Strafe indessen trug damals gewisse Trostgründe in sich; dergleichen litterarische Leiden erregten noch die öffentliche Theilnahme. Als das seichte Machwerk verbüßt war, ging der Märtyrer seines Genie's nach Frankfurt, gab eine Zeitschrift unter dem Titel „Der Telegraph" heraus, verheirathete sich und wollte in dieser Stadt seinen Heerd gründen. Doch zog er es im Jahre 1838 vor, mit dem herrlichen Blatte und seiner auf so wohlfeile Weise errungenen, sehr zweideutigen Glorie nach Hamburg überzusiedeln, einem Zufluchtsort, welcher damals die Freiheit der Presse gegen die überall streng gehandhabte Censur begünstigte.

War Gutzkow bisher ein Nachäffer der von Heine eingeschlagenen Richtung gewesen, indem er über Politik, Philosophie der Geschichte und einzelne hervorragende litterarische Charaktere nach dem Beispiele seines Pariser Meisters in das Blaue hinein radotirte, so steifte er sich jetzt vorzugsweise auf seine journalistische Waffe, um die ihm vorgaukelnden Ideen des Zeitgeistes zur Geltung zu bringen. Bald aber ward er inne, daß es ihm auf diesem Kampfplatze allein schwerlich gelingen werde, die bereits gewonnene Popularität zu behaupten, zu nähren und auf diejenige Höhe zu schrauben, von welcher sein Ehrgeiz träumte. Auf klassische Leistungen kam es ihm durchaus nicht an, sondern einzig und allein auf den Ruf und Schein, daß er ein Dichter von klassischer Bedeutung sei; auch hatte er sich bereits, verführt durch den Beifall, den ihm die Thorheit der Menge und die Mithelferschaft der Zeitungsschreiber zollte, die Lüge von seiner klassischen Dichterbegabung so vielfach vorgesagt, daß er immer fester selbst daran glaubte. Daher beschloß er die volle Macht seiner Produktivität zu entfalten, um dem Publikum die ganze Größe seines Geistes einleuchtend zu machen. Zwei Wege boten sich ihm zu diesem Ziele dar, der Roman und die Bühnendichtung: zwischen beiden hatte er seither wechselnd umhergeschwankt und abgeschmackte Früchte geschüttelt. Der neue Herkules am Scheidewege bevorzugte und beglückte endlich für's Erste das deutsche Theater. Schon im Jahre 1835 war er mit der Tragödie „Nero" vollständig auf den Strand gerathen; sein „König Saul" erlitt vier Jahre später gleichen Schiffbruch, doch schlug der bühnengerecht gemodelte „Richard Savage" um die nämliche Zeit in einer Weise sich durch, daß der Verfasser desselben auf diesem Elemente fortschwimmen durfte: er reihte Stück an Stück mit einer wahrhaft Kotzebue'schen Fruchtbarkeit. Seine Produkte wurden Mode und machten theilweise die Runde über die deutschen Theater; ja, sie hatten den erstaunlichen Erfolg, daß man den vormals etwas gescheuten Autor, der seit dem Jahre 1842 wieder in Frankfurt angesiedelt war, 1847 nach Dresden zum Dramaturgen des Hoftheaters berief. Schon im nächsten Jahre verlor er zwar diesen Posten wieder, doch blieb er seitdem in Dresden wohnhaft und kehrte nunmehr, ohne die Theaterdichtung ganz aufzugeben, mit einer kaum geringeren Fruchtbarkeit auf das Feld des Romans zurück, immer diejenigen Blumen von dem Parnaße herunterzupfend, welche ihm nach Gestalt wie Geruch die zeitgemäßesten dünkten. Auf einer sehr hohen Stelle, welche die Fernsicht zur Nachwelt bot, wuchsen diese Blumen freilich nicht; aber sie dufteten doch dem Publikum ziemlich stark in die Nase, und diese Wirkung genügte dem fleißigen Pflücker.

Daß die journalistische Thätigkeit den glänzenden Rahmen abgab, welcher um

das Bild des „Dichters" herumlief und tagtäglich vermittelst eines Bedienten-schwarms aufgeputzt wurde, bedarf kaum einer Erwähnung. Ja, er gründete mit dem Jahre 1852 wiederum eine eigene populäre Wochenschrift, die den Titel „Unterhaltungen am häuslichen Herd" führt und seitdem manches Gute, wenn auch nicht eben von seiner Hand, gebracht hat. Die Sammlung seiner zahlreichen Werke war nicht sehr eilig; doch hat er das Publikum keineswegs darauf warten lassen, auch nicht verfehlt, die Nation mit einem Rückblicke auf sein Leben zu beschenken, indem er 1852 die Schrift „Aus der Knabenzeit" veröffentlichte.

Um ein Gleichniß vorauszuschicken, dieser Autor hat mit dem ihm von der Natur verliehenen Pfunde wie mit einem Dukaten gewuchert, das Goldstück breitgeschlagen und eine Menge dünner mondscheiniger Blättchen daraus geschält, welche ganz allerliebst vor dem Publikum flimmern. Selbst die Weihnachtskinderbäume und der häusliche Herd sind dabei nicht leer ausgegangen, sondern haben ihren Antheil an dem niedlichen Schmucke erhalten. Man sollte allerdings denken, Gutzkow hätte einsehen müssen, daß es dem Publikum zu viel zugemuthet heiße, wenn er ihm einen solchen Haufen von Schriften auf den Hals schicke; bietet doch unsere vorgeschrittene Litteratur bereits der Meisterstücke genug, die unsere Aufmerksamkeit vollkommen zu beschäftigen geeignet sind, ohne daß wir zu Geringfügigkeiten oder Nullitäten unsere Zuflucht zu nehmen brauchen. Aber zu solcher Einsicht fehlt den mittelmäßigen Autoren dieser Gattung die Bescheidenheit; im Gegentheil hegen sie nicht allein die stolze Ueberzeugung, daß sie lauter unsterbliche, mehr oder weniger geniale Werke hervorbringen, was sie auch immer hervorbringen mögen, sondern gehen zugleich mit der Anmaßung schwanger, daß sie Dichter ersten Ranges und die würdigen Nachfolger jener größten Meister sind, welche von der Nation vorzugsweise gefeiert werden. Dabei versagen sie gerade denjenigen, die wirklich aufs Neue Klassisches geleistet haben, ihre Anerkennung folgerecht; sie stellen sich den Besten ihres Zeitalters entgegen wie Nebensonnen, welche die eigentliche Sonne verdunkeln möchten. Dieß gelingt ihnen bis zu einem gewissen Grade vermöge einer nie müssigen Feder, die sie mit einer seither in Deutschland unbekannten Dreistigkeit schwingen, um das Große theils in falsches Licht zu stellen, theils mit vornehmen Seitenblicken herabzusetzen; selbst den Klassikern unserer ersten Glanzepoche schneiden sie allerlei schielende Gesichter, um dem Publikum weiß zu machen, daß ihre Gesichter mindestens ebenso geistreich wären. Behülflich ist ihnen bei dieser Arbeit eine Coterie noch kleinerer Seelen, die immer bereit sind, den Tonangebern zu sekundiren und auf den ersten Wink in das nämliche Horn zu stoßen. Andererseits, wenn sie begreifen, daß die Zweideutigkeit und Entstellung allein nichts fruchten würde, schweigen sie so weit als immer möglich von jeder außerordentlichen Erscheinung, um die Augen des Publikums davon ab und auf ihre eigenen Firlefanzereien zu lenken. Die meisten Zeitblätter stehen ihnen zu Gebote, und so wirken sie schädlich und verderblich. Letzterer Umstand ist es der mich bestimmt, den Parnaß zu säubern.

Karl Gutzkow hat von jeher eine so bedauernswerthe Unbescheidenheit auf litterarischem Gebiete bewiesen, daß ich mich fast zur Milde gestimmt fühle, wenn ich über seine Wirksamkeit ein Urtheil abgeben soll. Ohnehin weiß bereits das Publikum so ziemlich, was es von seinem

Charakter zu halten hat, daß es unnöthig wäre dem Rufe dieses Autors durch ausführlichere Kritik die Spitze abzubrechen. Darf ich es aber überhaupt wagen, über ihn, einen der Löwen des Tages, zu urtheilen? Als ich vor ungefähr einem Vierteljahrhunderte mich gedrungen fühlte, über den Stand unserer poetischen Litteratur etwelche Wahrheiten mit jugendlichem Muthe öffentlich auszusprechen, suchte Gutzkow die von mir vertheidigte gute Sache durch Hinweis auf meine Jugend zu verdächtigen, indem er die Aeußerung that, ich, der ich eine so seltsame Rolle in der Litteratur auftauchend spiele, sei noch keine fünfundzwanzig Jahre alt! Diese Aeußerung klang im Munde Gutzkow's um so komischer, als der letztere selbst um kein volles Jahr älter war als ich. Inzwischen tröstete ich mich über den mir gemachten Vorwurf der Jugend mit der Hoffnung, daß diesem Mangel allmälig werde abgeholfen werden. Jetzt glaube ich denn nicht mehr zu jung zu sein, um nebenbei auch über ihn zu urtheilen.

Lobenswerthes weiß ich von Gutzkow zweierlei zu sagen. Erstens ist seine erstaunliche Rührigkeit, seine unermüdliche Thätigkeit rühmenswerth, wenn sie auch nur die von dem Lyriker Karl Stelter gefeierte Thätigkeit der „Bachstelze" sein sollte. Zweitens verdient es unbedingte Anerkennung, daß er nicht unter die Reihen jener Dolmetscher getreten ist, die mit modernem französischem Plunder unser Theater überschwemmen, sondern daß er als einer der produktiven Autoren auf dramatischem Felde nach Kräften dazu beigetragen hat, den Erzeugnissen unserer Nationallitteratur aufs Neue den Vorrang, Ehre und Eingang zu verschaffen, also dem nationalen Leben und Charakter seine Geltung zu sichern. Daß er ein bloßer Theaterdichter geblieben, nicht ein klassischer Dramatiker geworden ist, thut hierbei nichts zur Sache. Er hat in diesem Punkte einen gewissen patriotischen Sinn und persönlichen Eifer bethätigt, wenigstens die Fahne des Fortschritts herausgesteckt. Uebrigens sehe ich mich außer Stande irgend eine andere Eigenschaft an diesem Autor zu loben, der seine Darstellungsgabe auf fast alle Gattungen der Poesie und der Prosa ausgedehnt hat, auf das Drama, die Lyrik, den novellistischen Roman und kritische Aufsätze tausendfacher Art. Daß er leicht und gewandt schreibe, fließend und witzig sich ausdrücke, dürfen wir ihm ohne Weiteres zugestehen; aber mit diesem Zugeständniß hat er nichts Wesentliches gewonnen, wenn der Kenner nicht in der Lage ist, ihm zugleich höhere Vorzüge beizumessen, Charaktergröße, bedeutsamen Gehalt, Logik und künstlerische Form im engeren wie weiteren Sinne.

Was zunächst seine dramatische Wirksamkeit anlangt, die ihres erhabenen Ziels wegen an die Spitze gestellt zu werden verdient, so genügt sie den Anforderungen unsers Zeitalters so wenig, daß seine Leistungen nach Gehalt und Form weit hinter der Blüthe zurückstehen, welche unsere Theaterpoesie schon erreicht hat, geschweige denn daß sie einen neuen Fortschritt ausgeführt oder angebahnt hätten. Auf seine Bühnenstücke ist im Durchschnitt der nämliche Werth zu legen, den wir auf die Stücke von Kotzebue und Raupach zu legen gewohnt waren: sie sind keinerlei Gewinn für die Bühne, sondern nur ein einstweiliges Futter für die eine leichte Unterhaltung suchende Zuschauerschaft, die sich nachgerade an dem französischen Witz den Magen verdorben hatte. Fast möchte man sagen, daß Kotzebue ihm noch an Frische überlegen gewesen! Ungesunde, marklose und verkehrte Figuren, die Wirklichkeit theils in ihrer hausbackenen, theils widerwärtigen und verzerrten Gestaltung, den allgemeinen Gedankengang gewisser Zeitströmungen ohne Tiefe vermittelst eines ebenso seichten Intrikengewebes als einer schwunglosen, niedrigen und faden Sprache vor dem Zuschauer entfaltend,

waren seine Dramen gerade mit so vieler technischen Geschicklichkeit zugeschnitten und zugestutzt, daß sie ohne sonderliche Umstände gespielt werden konnten. Unter der Gesammtsumme dieser Theaterdichtungen nehmen sich zwei nicht ganz unausstehlich aus, der „Uriel Akosta" und „Zopf und Schwert"; doch ragen auch sie nur aus der Menge des Mittelmäßigen hervor, wie Zwerge aus der Umgebung der Pygmäen. Etliche leidliche Scenen, nichts weiter.

Von seiner Lyrik schweige ich, er hat diese Dichtgattung blos nebenbei angerührt: sie pflegt heutzutag kein Gold abzuwerfen, und für den bloßen Ruhm kauft man sich nichts. Um so gewinnversprechender und den Verfasser belohnender deuchte ihm die Pflege der prosaischen Darstellung. Aber auch auf diesem Gebiete verdanken wir ihm nicht ein einziges Meisterstück. Seine ersten kritisch-ästhetischen Ausbrüche, Journalartikel und Erzählungen waren unreif in ihrer Wurzel, langweilig in ihrer Ausführung; seine „Wally" enthielt nichtssagende jugendliche Possen, die nicht verboten zu werden brauchten, da sie sich selbst verboten; seine Schrift über „Goethe" strotzt von halbwahren, schwachen und flachen Meinungen, während sein humoristischer Roman „Blasedow und seine Söhne", von welchem nur der erste Band eine witzige Unterhaltung darbietet, unter diejenige Klasse von Büchern gehört, bei welchen man mit Vergnügen in der Mitte stecken bleibt. Auf diesem Wege der Prosa konnte er daher, das mußte ihm bald einleuchten, nichts ausrichten; das Publikum blieb kalt und theilnahmslos trotz allen Zeitungslobes, das den Autor hüben und drüben an die Sterne erhob. Auch die frühzeitige Sammlung dieser frühzeitigen Schriften, obwohl sie schon ein Dutzend Bände umfaßte, vermochte keinen Hund aus dem Ofen zu locken. Dabei konnte es also nicht bleiben, wenn seine Lampe recht flackern sollte; er mußte andere Maßregeln ergreifen und schritt zum Ungeheuerlichen. Eine Novelle, die sich mit der gegenwärtigen Zeitrichtung befaßte, von mindestens neun Bänden mußte es sein, um das harthörige und kurzsichtige Publikum auf die Bedeutung des Autors handgreiflich hinzuweisen: so erschienen „die Ritter vom Geiste", ein wahres Rheinstrombette endloser Wasserfluthen, von welchen sich alle diejenigen schaukeln ließen, die in der faulen Epoche des letzten Jahrzehnts an Ueberfluß von Muße krankten und sei's verhindert, sei's zu träge waren spazieren zu gehen und sich an der ewig frischen Herrlichkeit der wirklichen Natur zu erfreuen. Indeß die damit errungenen Erfolge drohten nur zu rasch wieder zu verfliegen wie leichter Pulverrauch. Deßhalb wiederholte der Verfasser das Experiment durch Abfeuerung eines ähnlichen Wurfgeschosses von gleicher Tragweite: der „Zauberer von Rom", ebenfalls von neun Bänden, mußte angekündigt und stückweise verausgabt werden, ohne schon vollendet zu sein! Warten wir dießmal die unsterbliche Frucht ab, die er aus den Gärten der Hesperiden mit herkulischer Kraft holen wird.

Woher aber mag es rühren, daß dergleichen unaufhörliche Wolkenbrüche von Poesie und Prosa nicht so tief einschlagen, um die Kenner zugleich mit der Nation zur Bewunderung hinzureißen und dem Jupiter, der dieß Wetter macht, eine Rangstellung neben Goethe und Schiller anzuweisen, die anscheinend von ihm beansprucht wird? Wir erwiedern auf diese Frage kurz und einfach, daß es ihm an den großartigen Eigenschaften eines Dichters ersten Ranges durchaus fehlt, an der Erhabenheit des Schiller'schen Charakters, an der Natürlichkeit und Wahrheit, wodurch Goethe die Welt erobert hat, an dem Kunstverstande Platen's. Gutzkow, wie er das Gemeine nicht nach Schiller's Beispiel abweist, steht auch den genannten

beiden Hauptgrundzügen der Goethe'schen Dichtung schnurstracks gegenüber, indem seine Leistungen sich kennzeichnen durch das Gegentheil: durch Unnatürlichkeit und Unwahrheit. Ebenso ist ihm die künstlerische Vollendung der Form, sie möge die volksthümliche Richtung oder die Platen'sche Kunstpoesie betreffen, ein unentdecktes und unbegreifliches Land. Zwar hat Gutzkow über Goethe schon „sehr jung" geschrieben, als er kaum fünfundzwanzig Jahre zählte, aber was? Daß er überhaupt nicht der Mann ist, einen so gewaltigen Geist wie Goethe zu erfassen, geschweige ihn zum Muster sich vorzustellen, beweist unwidersprechlich eine seiner verstandlosen Behauptungen, indem er in jener Scharteke die schmachvolle Floskel hinwirft: „Goethe habe gegen das Licht geschrieben und niemals die Sonne sich aufs Herz scheinen lassen." Pfui über solch elende Witzhascherei, die wir seither der eleganten Unverschämtheit der Gallier überließen!

Auftretend zu einer Zeit, wo das „junge Deutschland" auskroch, welches durch öffentlichen Lärm den Mangel gediegener Schriften zu ersetzen wähnte, und dieser Clique als einer ihrer handfestesten Genossen beitretend, verharrte Gutzkow auf dem Wege litterarischen Tumults und jener Groß- und Absprecherei, welche das Publikum zu betäuben, zu blenden sucht. Durch den Stuttgarter Kritiker Wolfgang Menzel vorschnell dem Publikum vorgeführt und gelobt, fing er so zeitig an zu klecksen und das große Wort in der Litteratur so zuversichtlich zu führen, daß er nichts mehr lernen mochte, wenn er auch vor Selbstüberschätzung und Ehrbegier dazu gekommen wäre, in genügsamer Beschränkung und edler Selbstentsagung auf große Werke zu denken. Die Vielschreiberei, die ihm bei Ansprüchen auf Genuß und Glanz sich aufnöthigte, zerstörte die ohnehin nicht sehr starke Wurzel seines Talents vollends und hob mit der Harmonie gesammelten Wesens zugleich jede Möglichkeit einer tüchtigen Kunstleistung auf. Wie weit das in ihm ruhende Vermögen sich würde durch Konzentrirung der Kraft und durch Stetigkeit der Richtung haben ausbilden lassen, — wer vermag das zu beurtheilen? Sehr bedeutend konnte es nicht sein, weil das wahrhaft bedeutende Talent auch immer den richtigen Weg einschlagen wird, welchen die Erfordernisse des Zeitalters vorschreiben. Indessen hatte er wahrscheinlich des Talents gerade genug, um ein guter Kritiker von nützlichem Einflusse zu werden, wenn er das Handwerk der Kritik mit Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit hätte ausüben wollen, der Begierde ein Dichterling zu werden entsagend. Wie aber hat er die Kritik, die er gleichzeitig neben seinen andern vielfachen Produktionen zur Milchkuh machte, bis in die jüngste Zeit gehandhabt? Lediglich zu dem Zwecke, das Große „aus der Welt zu schaffen", seis durch Demüthigung, seis durch Verkennung oder durch Verläugnung in der oben angegebenen Weise; lediglich zu dem Zwecke, seine eigenen Nullitäten hervorzuheben und hervorheben zu lassen.

Auf welche Weise Gutzkow mit der Kritik des Tages unausgesetzt zum Schaden der Litteratur umspringt, davon nur ein Beispiel aus der jüngsten Zeit. Eine der Proben nämlich, die seine charakterlose Unbeständigkeit, seine kleinliche Gesinnung und seinen gemeinen Neid gegen unsterbliche Leistungen bloßlegt. Es sollte nicht schwer sein, möchte man glauben, einen Genius wie den Platens ohne Rückhalt anzuerkennen, weil es Wenige seines Gleichen in der Welt gegeben hat. Auch Gutzkow stellte sich vor einem Vierteljahrhunderte an, als ob er den mächtigen Werth dieses Kunstdichters vollkommen zu schätzen wisse, und erklärte ausdrücklich, ich komme zu spät mit der Rühmung der Verdienste des großen Todten, die Niemand mehr anfechte; ich komme zu spät, den Widersachern Platens gegenüberzutreten.

Was thut Karl Gutzkow, der unpartheiische Kritiker, wofür er sich ausgeben möchte, nach einem Zeitraume von etwa zwanzig Jahren? Er schreibt einen Artikel in seine Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd", folgenden wörtlichen Inhalts und unter dem Titel „Zur Denkmalsucht":

„Die neuerliche Ueberhebung, die in Bayern dem Dichter Platen eine lebensgroße Statue setzen will, mag ein Beispiel nehmen an Karlsruhe, wo man Hebel, dem Sänger der Alemannischen Lieder, dem Begründer einer neuen volksthümlichen Richtung in der Litteratur, einen einfachen Denkstein mit Inschrift und dem erzgegossenen Medaillon Hebel's an seiner Grabstätte in Schwetzingen zu errichten gedenkt. Ist letztere Anerkennung, die nur ein Grabmonument aufstellt, zu wenig für den edlen und liebenswürdigen Geist, der die Herzen aller Deutschen bewegt hat und noch lange bewegen wird, so ist die lebensgroße Bildsäule für Platen zu viel. Man kann die dichterische Natur desselben sehr werthschätzen, seine Kunst der Sprachbehandlung bewundern, aber von Verdiensten, die ihm hätten eine Bildsäule erwerben können, sind nur wenige vorhanden.

Nachgerade, scheint es, kommen wir dahin, daß irgend ein unbeschäftigter Bildhauer für sich das Modell irgend einer verstorbenen Capazität entwirft, ein Paar gute Freunde rühmen es, man gründet ein Comité, schraubt sich durch Ansprachen an das Publikum in allerhand Enthusiasmus hinauf und läßt dann eine reine Privatsache als eine Nationalbelohnung herauskommen.

Die „Allgemeine Zeitung" steht diesem Platen'schen Unwesen so nahe, daß wir nicht begreifen, wie sie es nicht bekämpft. Auch König Ludwig wäre dem Ansbacher Standbilde gewonnen, schreibt man. Weil Platen mit einer bayerischen Pension in Italien lebte und dann und wann ein Gedicht nach Deutschland schickte, das er seinem kunstsinnigen Mäcen widmete **[hat Platen nie gethan]**, darum wird man doch noch als kein Hochverräther in Bayern erscheinen, wenn man die Ansbacher Ueberhebung ungehörig nennen muß. Platen hat nichts hervorgebracht, was außer ihm gelegen hätte. Sein poetischer Egoismus war interessant und der engeren Litteraturgemeinde sehr denkwürdig; aber weder der Nation noch der Litteratur als Ausdruck sozialer oder culturgeschichtlicher Stimmungen gab er irgend eine durchgreifende Neuerung. Dem absoluten Subjektivismus setzte noch keine Nation ein Denkmal." So lautet dieser Artikel.

Ob Gutzkow die Sonnenstrahlen, womit Platen die deutsche Litteratur erleuchtet hat, anerkennt, ist gleichgiltig; wenn er es nicht thut, nur sein eigener Schade. Daß er nicht auf den Wegen dieses erhabenen Meisters wandelt, weiß das Publikum hinlänglich. Aber daß er es wagt, einen provinziellen Dichter wie den bescheidenen Hebel, der nur auf engem Gebiete etwas Gutes geleistet hat, mit einem Nationaldichter ersten Ranges wie Platen, der selbst in seiner „Subjektivität" bewunderungswürdig ist, auf gleiche Stufe zu stellen, das ist mehr als Kurzsichtigkeit, das ist ein Zeichen der ohnmächtigsten Scheelsucht und des unehrlichsten Subjektivismus. Wir wollen davon ganz absehen, daß es keinerlei Einbuße für Platen sein würde, wenn man auch dem Dichter Hebel ein lebensgroßes Standbild setzte. Ebensowenig will ich hier anbringen, worin die auf unsere Litteratur ausgeübte „durchgreifende Neuerung" und die nationale Bedeutung Platen's den unhistorischen und schiefen

Gutzkow'schen Anzweifelungen gegenüber begründet ist: am besten wird dieß bei der Würdigung Platen's selbst geschehen. Ueberhaupt, so lange nach heutiger Sitte mancher kaum berühmte General seine kolossale Erzbildsäule erhält, wird man wahrhaftig guten Dichtern die gleiche Ehre gönnen dürfen: ob Gutzkow seinerseits je eine erhalten wird, — darüber möge die Nation entscheiden, wenn sie unterdessen nicht zu tief gesunken ist. Doch lassen wir diese Bildsäulenprobe, nachdem sie den Kritiker entlarvt hat.

Gutzkow ist jetzt noch keine fünfzig Jahre alt (wenn ich auf die obengedachte Abrechnung des Alters zurückkommen darf) und hat doch schon in der Litteratur eine — so traurige Rolle gespielt. Denn ein halbausgegohrenes Schriftwerk um das andere auf den Markt zu stoßen, die Zeitungen mit theils übersichtigen, theils blinden Afterkritiken zu füttern, mittelmäßige Theaterstücke aus bunten Fetzen werthloser Intriken zurechtzuschneidern und eine Kolonne von Abenteuern in novellistischer Form zusammenzuschweißen, heißt nicht eine poetische Welt erbauen, an welcher eine Nation sich zu erfreuen, zu stärken und emporzurichten vermag: es ist das Geschäft eines ephemeren Autors, der eine sehr geringe Achtung vor seiner Nation hat und zugleich nur so viel Talent entwickelt, um gute und schlechte Gedanken zusammenzumengen und die erstern mit den letztern todtzuschlagen.

Selbst die beiden Werke, die ich als seine Hauptwerke bezeichnet habe, sind so beschaffen, daß der „Uriel Akosta" die tragische Theaterwirkung, die sein schwächlicher Charakter allenfalls hervorbringen würde, durch den jammervollen Selbstmord vollends vernichtet, während es in Bezug auf „Zopf und Schwert" eine gemeine Sache bleibt, in der Breite prosaischer Darstellung einen angesehenen Fürstenhof, der im Hintergrund einen Friedrich den Großen hat, lustspielartig auf eine Weise vorzuführen, welche mit dem „reizenden Lied der Thalia" nicht die geringste Verwandtschaft aufzeigt. Gutzkow's dramatisches Verdienst ist ein Scheinverdienst und beschränkt sich darauf, daß er ein wenig besser theaterdichtet als Heinrich Laube und Gustav Freytag; von Friedrich Halm wird er wenigstens an Gemüth und edler Gesinnung übertroffen.

Schriften. 1) Forum der Journallitteratur. 1. Band. Berlin 1831. 2) Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg 1832. 3) Maha-Guru. Geschichte eines Gottes. Stuttgart 1833. 2 Theile. 4) Novellen. Hamburg 1834. 2 Theile. 5) Nero. Eine Tragödie. Stuttgart 1835. 6) Oeffentliche Charaktere. 1. Theil. Hamburg 1835. 7) Soireen. Frankfurt 1835. 8) Wally, die Zweiflerin. Mannheim 1835. 9) Zur Philosophie und Geschichte. Hamburg 1836. 10) Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur. Stuttgart 1836. 2 Theile. 11) Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Berlin 1836. 12) Götter, Helden und Don Quixote. Hamburg 1838. 13) Blasedow und seine Söhne. Stuttgart 1838—1839. 3 Bände. 14) Börne's Leben. Hamburg 1840. 15) Dramen. a) König Saul. Hamburg 1839. b) Richard Savage. Ebend. 1839. c) Gesammelte Dramen. 1—9. Band. Leipzig 1842—1856. Einzelne Stücke mehrfach aufgelegt. 16) Gesammelte Schriften. Frankfurt 1845—1852. 13 Bände. 17) Aus der Zeit und dem Leben. Leipzig 1846. 18) Aus der Knabenzeit. Frankfurt 1852. 19) Die Ritter vom Geiste. Leipzig 1850—1852. 9 Bände. 3. Aufl. 1854. 20) Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. Leipzig 1859 u. f. 1—4 Band. (Soll neun Bände füllen.)

(Ich will die zufällig hier gebliebene Lücke im Satz nicht ausfüllen, damit der Leser Platz habe, die künftigen unsterblichen Werke zu verzeichnen, die Gutzkow gewiß noch schreiben wird.)

Aus Zopf und Schwert. (Siebente Scene des ersten Aufzugs.)

Der König (hinter der Scene). Der Erbprinz. Dann Eversmann. Später die Königin und die Prinzessin Wilhelmine.

(Es erfolgt ein starkes Klopfen an der Thür mit einem Stocke.)

Erbprinz.

Herein!

König (hinter der Scene).

Eversmann!

Erbprinz.

Was ist denn das wieder?

König

(schlägt wieder sehr stark mit dem Stock an die Thür).

Eversmann!

Erbprinz.

Ich glaube, das Schloß ist behext! (Schlüpft in die Thür rechts.)

König (klopft noch stärker).

Hört er denn nicht, Eversmann?

Eversmann

(kommt schnell von der Königin zurück).

Majestät, es ist ja auf.

Erbprinz (bei Seite).

Majestät? Ist das der König?

König

(draußen auf dem Corridor, aber nicht zu sehen).

Im Vorbeigehen! Weiß Er, Eversmann, daß heute der große Revisionstag ist?

Eversmann.

Ja wohl, Majestät. Ich collationire eben die Bücher Ihrer Majestät, der Königin!

Königin

(tritt horchend und furchtsam heraus).

Ist das die Stimme des Königs?

König (draußen).

Eversmann, sag' Er doch dem Schloßmeister: nach eilf Uhr ist bei meiner Frau Feierabend und wenn es noch öfters vorkommt, daß ich bei ihr bis ein Uhr nach Mitternacht Licht sehe, so komm' ich einmal in der Nacht mit Glockenschlag zwölf hier herüber und untersuche jeden Winkel, was hier für politische Ränke geschmiedet werden. Sag' Er's lieber meiner Frau selbst, hört Er? damit sie sich darnach zu richten hat!

Eversmann.

Darnach zu richten hat!

Königin (sich zurückziehend).

Elender Sklave! (Ab.)

Erbprinz (bei Seite).

Wird er jetzt gehen?

König (draußen).

Eversmann!

Eversmann.

Majestät —

König (draußen).

Hör' Er, und geh' Er dann für's Zweite auch zu meiner Tochter, Prinzessin Wilhelmine —

P. Wilhelmine (tritt leise auf).

Eversmann.

Zu Königlicher Hoheit.

König (draußen).

Und sag' Er ihr, sie solle sich in Acht nehmen, der Laharpe sei ein Spitzbube —

P. Wilhelmine.

Laharpe?

Erbprinz (bei Seite).

Was ist das?

König (draußen).

Der Laharpe wär' ein Spitzbube, sag' ich.

Eversmann.

Spitzbube.

König (draußen).

Dem Kronprinzen, sag' Er das meiner Tochter, würde ich anstreichen, französische Vagabunden hieher zu schicken, die sich für feine Sprachmaîtres ausgeben und hintennach nichts anders sind als ganz gewöhnliche, niederträchtige Perrückenmacher!

P. Wilhelmine (im Abgehen).

Abscheulich! (Ab.)

Erbprinz (bei Seite).

Was muß ich hören! Perrückenmacher?

König (draußen).

Jetzt revidir' Er wieder die Rechnungen.

Eversmann.

Pünktlichst besorgt, Majestät.

König (draußen).

Eversmann, noch Eins, Eversmann.

Eversmann.

Majestät?

König.

Und wenn Er den Erbprinzen von Baireuth sieht —

Erbprinz (bei Seite).

Kommt die Reihe auch an mich?

König.

Den französischen Windbeutel, der sich seit gestern wieder in Berlin herumtreibt.

Erbprinz (bei Seite).

Schöne Charakteristik!

Eversmann.

Ew. Majestät wollten ihn nicht annehmen, werd' ich sagen.

Erbprinz (bei Seite).

Schurke!.

König (draußen).

Nein, Eversmann, sag' Er ihm, ich hätte ihm etwas Wichtiges mitzutheilen, etwas Vertrauliches, hört er —

Erbprinz (bei Seite).

Mir etwas Vertrauliches?

König.

In einer pressanten Angelegenheit —

Eversmann.

Ach so, ich weiß schon —

König.

Er weiß schon? Was weiß Er denn? Gar nichts weiß Er —

Eversmann.

Ich meinte, man könnte vielleicht schon errathen —

König (immer draußen).

Errathen? Was hat Er zu errathen? Gar nichts hat Er zu errathen — versteht Er mich? Einfaltspinsel! — Schultert das Gewehr! Vorwärts! Marsch! (Ab.)

(Trommelschlag, der sich sogleich verliert.)

Erbprinz
(geht schnell heraus, auf Eversmann zu).

Was wissen Sie? Was glauben Sie, daß der König mir zu sagen hat?

Eversmann.

Ei, ei, Ew. Hoheit sind noch hier?

Erbprinz (rasch).

Der König wünscht mich zu sprechen. Sie wissen weshalb? Sagen Sie, was vermuthen Sie?

Eversmann.

Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, glaub' ich, sollen Sie in einer gewissen Angelegenheit zwischen Preußen und Oesterreich —

Erbprinz.

Oesterreich?

Eversmann.

Erzherzog Leopold soll nicht abgeneigt sein, wenn nämlich — (pfiffig auf das Zimmer der Prinzessin zeigend) Prinzessin Wilhelmine —

Erbprinz (sich steigernd).

Die Prinzessin?

Eversmann.

St! Man wird Sie wahrscheinlich als Unterhändler oder Vermittler —

Erbprinz (außer sich).

Die Prinzessin wäre bestimmt —

Eversmann.

Pst! Zur künftigen Kaiserin von Oesterreich! (Ab zur Königin.)

Erbprinz (allein).

Kaiserin?! Königin?! Und ich, der sie bis zum Rasendwerden liebt, der Vermittler dieser beiden Partieen? Das führt entweder gradewegs in ein Trauerspiel oder in eine Comödie! (Nach einer Pause heiter.) Muth! Muth! Ich denke in eine Comödie, wie sie an einem Hofe lustiger noch nicht gespielt worden ist! (Schnell ab.)

Schluß aus Uriel Acosta (dritter bis fünfter Auftritt).

Uriel (tritt auf) begleitet von Baruch Spinoza (der einige Blumen in der Hand trägt).

Baruch.

Wie lange bin ich, theurer Oheim, nicht
In diesem schönen Park mit Euch gewesen!
Ein Fest scheint man zu feiern und ein hohes!

Uriel (für sich).

Sie war's! Im Brautgewand! Von jenen Priestern,
Die mir geflucht, wird sie sich segnen lassen! —
Wenn ich dazwischen träte! Hier die Hand,
Die fluchbeladne auf den Altar legte — !
Ihr zürn' ich nicht — sie that, was ich gethan!
Doch ihn hab' ich zum Zweikampf mir gefodert;
Den Handschuh warf er feig zurück und ließ
Durch meinen Boten spöttelnd mir erwidern:
Wir sind nicht portugiesische Hidalgos!

Baruch

(bricht dann und wann sich Blumen ab).

Die Mutter sagte, daß von allen Orten,
Die Ihr zu meiden Euch entschlossen habt,
Am weitesten Ihr heute diesen flieht;
Und dennoch sind wir träumend hergekommen.

Uriel.

Wir sind nicht portugiesische Hidalgos!
Nein! Feige Schurken sind wir! Seelenkäufer!
Mit Gold verbrämte hohle Pfeffersäcke!

Baruch.

Wenn Ihr so mit Euch selber redet, denkt Ihr?
Kommt, Oheim, laßt uns Schlüsse machen! Fragt!
Antworten, glaub' ich, (lächelnd) hab' ich prächtige,
Nur fehlen mir die Fragen noch dazu.
Bei Andern, sagt man, ist es umgekehrt.

Uriel.

O denke nicht, mein Kind! Schlaf, wie die Blume!
Die hold in ihrer bunten Schönheit blüht
Und sich nicht kümmert, wer sie wol erschuf!
Laß deinen Geist nur wogen wie das Meer,
In seiner tiefsten Fülle stolz sich schaukelnd,
Bleib auf der hohen See, fern von dem Ufer,
Wo Menschen Dich mit ihren Fragen quälen.
Bist Du ein Jude, bist Du wol ein Christ,
Bist Niederländer, bist ein Portugiese,
Bist Du dem König, bist dem Volke hold,
Willst Du, daß Einer oder Alle herrschen?
Wer so Dich frägt, da höre nicht, mein Knabe,
Und laß die Antwort Dir im Busen ruhn.

Baruch.

Man kommt — darf ich die Blumen hier der Mutter
An's Fenster stellen?

Uriel.

Wirf sie hin, Spinoza!
Sie sind schon welk in deiner Hand. Mein Kind,
Geh heim zu deiner Mutter!

Baruch.

Und nicht Ihr?

Uriel.

Der Abend senkt sich nieder, geh, mein Sohn,
Und grüße Alle!

Baruch.

Bleibt Ihr bei dem Fest?

Uriel.

Vielleicht! — Geleite Gott Dich! Geh! Ich komme.

Baruch.

Die Blumen lass' ich hier. Sie sind verwelkt.
Und wißt Ihr, wie ich beide unterscheide,
Die Blumen da am Stiel und hier die welken?
Die sind Gedanken dort und die Begriffe!
Dort denkt der Schöpfer! Hier begreift der Mensch.
Und da der Unterschied der Duft nur ist,
Die frische Farbe, das lebend'ge Sein,
So nenn' ich Gott das Leben und das Sein.
Und ohne Leben, ohne Sein, sind hier
Die welken Blumen auch nicht Blumen mehr.
Nur der Begriff noch hat an ihnen Werth,
Sonst sind sie nichts und mögen ruhig sterben.
So lacht doch, Oheim! Wenn ich speculire,
Verzieht ihr lächelnd immer sonst die Miene;
Heut seid Ihr ernst? Kommt zeitig heim zur Mutter!
Wir können wol noch etwas Griechisch lesen.

(Ab.)

Uriel
(allein, die Blumen betrachtend und dem Knaben nachblickend).

Sonst sind sie nichts und können ruhig sterben!
Nein, kluges Kind, steht Dir auch schon der Stempel
Des Geistes und der Leiden an der Stirn?
Aus solchen Blumen zog ich oft noch Gift—
Den Tod, den Abschluß aller Rechnungen,
Den Tod, das letzte Facit aller Zahlen!
Jochai! Herzenschachernder Hidalgo!
(Er zieht ein Pistol hervor.)
Zeig' deine Wechsel vor! Verfalltag ist!
(Er zielt nach hinten.)
Halt' still wie ich, als du mich tratst im Staube!
Zuck' nicht mit deinen Augenwimpern, Krösus!
Noch einen Athemzug — noch einen, Mensch! Ha!
(Er läßt das Pistol sinken.)
Sie wechselten die Ringe — Widerrufen
Ist hier vergebens und um Nichts die Rache!
O denke Niemand! Denke Niemand! Schwach
Wird dir der Arm, wie auch dein Geist erstarkt —
Ja, eine welke Blume bin auch ich
Und der Begriff nur hat noch Werth an mir!
So bin ich nichts und mag entsagend sterben.
(Geht ab, von wo er kam.)

Vierter Auftritt.

Manasse. Silva. Gäste. Dann Judith, Jochai, Santos und die Uebrigen kehren zurück. Später Uriel.

Judith.

Laßt mich noch einen Augenblick hier weilen!
Das Neue dringt zu heftig auf mich ein!
Ich will mich sammeln — Geht voran, ich bitte!

Jochai.

Es ist der erste Wunsch in unsrer Ehe!
Ich muß ihn wohl erfüllen, wenn auch ungern.
(Zu den Uebrigen.)
Ihr werthen Gäste, folgt! Die Einsamkeit,
Die meine junge Gattin immer liebte,
Hat auch das Recht, zuerst ihr Glück zu wünschen.
(Ab mit den Andern nach rechts vorn.)

Judith
(ist nun allein. Sie sieht sich um und schüttelt ein Pulver, das sie aus der Brust zieht, in den Pokal mit Wasser).

Du hast es ja gesagt, de Silva, daß
Mein Vater Trost sich finden wird! Wohlan!
(Sie trinkt.)
Ein Denkstein thut denselben Dienst wie ich.

Uriel (tritt auf).

Ihr seid es, Judith? Einmal noch hab' ich
Das Weib Jochai's sehen müssen —

Judith (neigt sich zur Bank).

Wohl,
Hier ist es!

Uriel.

Wenn ich jetzt noch wandern wollte,
Dann ließet Ihr mich ziehn! O Judith, siehe,
Hier steht dein Freund vor Dir, versengt, verbrannt
Zu Asche! Elend! Ganz zerstampft! Ein Nichts!
Wo ist Dein stolzer Liebesmuth geblieben.
Der mich, den Sträubenden, in alle Himmel,
Den Liebesmatten wild in Flammen setzte?
O sprich, was denkst Du über mich und Dich?
Wie richten wir uns Beide wieder auf?

Judith.

Vergib, daß unsre Leiden ich vergleiche!
Wer dünkt Dir ärmer wol, mein Uriel,
Du oder ich?

Uriel.

Ich habe mich gefürchtet
Vor Frauenliebe! Immer noch klingt mir's
Im Ohr, was du dem Priester hier gesprochen.
Wie hat sich das so grausam umgewandt!

Judith.

Vergibst Du mir, mein Freund?

Uriel.

Vergeben? Dir?
Ich glaube wol, daß Du nicht anders durftest.
O hätt' ich anders selber nur gekonnt!

Sich selbst zu hassen, selbst sich zu verachten,
O, das ist Qual!

Judith.

Erlöse Dich von ihr;
Zieh in die Welt mit muthigem Vertrauen!
Bekenne Deine Wahrheit wie ein Held.

Uriel.

Wer wird sie mir noch glauben wollen? Nein,
Wer nicht von Anfang blieb auf grader Straße,
Der könnte Steine wandeln selbst in Brod,
Man glaubt ihm nicht — die Meinung hat verloren,
Wer seine Meinung einmal abgeschworen.

Judith.

Man kommt —

Uriel.

Du siehst so blaß —

Judith.

Leb' wohl, mein Freund!

Uriel.

Was hast Du, Judith? Diese Farbe —

Judith.

Geh!
Blick' mich nicht an! Nur von mir hören sollst Du!

Uriel.

Was soll der Becher? — Judith, welche Ahnung?

Letzter Auftritt.

Manasse, Silva und ein Theil der Gäste kehren zurück. Zuletzt Jochai, Santos und der andere Theil. Die Vorigen.

Manasse.

Wo bleibt mein Kind?

Silva.

Acosta hier?

Uriel.

Betrachtet,
De Silva, Eure Nichte!

Manasse.

Kind, wie ist Dir?

Judith.

Leicht, leicht, mein Vater!

Manasse.

Fühlt sie an!
Gerechter Gott, was ist das? Herr des Himmels!
So kalt?

Silva.

Wie Euer Marmor — o Manasse,
Du armer reicher Mann, dein Kind —

Manasse.

Sie stirbt!

Uriel (für sich).

Es ist das Gift aus meinen welken Blumen!
(Jochai und Santos treten mit den andern Gästen sorglos auf.)

Jochai.

So kommt zum Mahl! Beginnen wir das Fest!
Wo weilt Ihr, werthen Gäste? Judith — Ha!

Uriel.

Sieh hin, Jochai! Ja, du stolzer Freier,
Der gegen Wechsel Herzen eingetauscht
Und am Verfalltag doch betrogen ward!
Komm her und schände mich mit deinem Fuß
Zum zweiten male hier vor diesem Altar!
(Zu Judith's Füßen.)

Jochai (vernichtet für sich).

Vermählt mit einer Leiche!

Manasse.

Rettung, Silva!

Silva.

Es ist zu spät! Hier scheitert meine Kunst.

Judith.

Siehst du, Acosta? Hast du glauben können,
Daß diese Seele, die Du zart gebildet,
Nicht wüßte, was sie schuldig war der Liebe?
Mein Vater ist gerettet — doch nur so!
(Sie nimmt den Myrthenkranz sich ab.)
O eine andre Welt hab' ich geträumt
Und süßre Hoffnungen von diesem Leben!
Ein kurzer Frühling nur hat sich erfüllt,

Ein wenig Blumenduft — doch der war schön,
An Wonne überreich, daß er im Sterben
Noch selig übertäubt — leb' wohl, mein Vater,
Vergib dies Opfer einer höhern Liebe!
(Sie reicht Acosta den Kranz.)
Nimm hin, du Einz'ger, dieser Kranz ist dein.
(Sie lehnt sich und stirbt.)

Uriel
(preßt den Kranz weinend an seine Lippen, legt ihn dann in Judith's Hand und steht auf.)

Manasse! Säulen liebt Ihr, Sarkophage
Und leid'gen Trost gibt Euch des Künstlers Hand.
Wenn Ihr dem theuern Kinde dort vielleicht
An jenen Trauerweiden bettet, laßt mich —
Ich bitte — in der Nähe ruhen! Nirgend
Find' ich ein Grab, bei Christen nicht, nicht Juden!
Ich bin von denen, die am Wege sterben.
Einst, hoff' ich doch, sieht man sich wol so einen
Verlornen Denkstein an und sagt: Da ruht
Die Asche eines armen müden Pilgers,
Der in's gelobte Land der Wahrheit zog.
Er sah sie nicht. Doch eine Wolke legte
Sich rosenroth vor sein ersterbend Auge.
Es war die Liebe. (Zeigt auf Judith.) Seht, was Liebe that!
Und nun lass' ich Euch diese Welt des Irrthums,
Der Zweifel und des Wahns und der Verfolgung!
Werft größre Steine noch auf Menschenherzen,
Die sich wie ich nach Gottes Antlitz sehnten
Und ohne Fürwort eines Priesters wagten,
Unmittelbar in's Auge ihm zu schauen —
Ich kann den meinen nicht mehr länger tragen.
In sonnenhelleren Jahrhunderten
Kommt auch die Zeit, wo man, hebräisch nicht,
Nicht griechisch, nicht lateinisch, nein, in Zungen
Des Geistes und der Wahrheit sagen wird:
Noch gab die Welt nicht Raum für solche Bahnen,
Noch war die Luft zu schwül für solche Flammen —
Er mußte gehn, weil er nicht bleiben durfte!
Habt Ihr gesiegt, seht dort, da ist der Platz,
Das Banner des Triumphes aufzupflanzen:
Manasse, jene Trauerweiden mein' ich —
Mein Genius! Du folgst! Nicht Ihr, bleibt dort!
Von ferne will ich Euch die Stelle zeigen,
Wo Ihr den Sieg gewinnt und ich — den Frieden!
(Er schreitet an den Staunenden, die ihm mit ihren Blicken folgen, vorüber. Wie er fort ist, fällt ein Schuß.)
(Allgemeine Bewegung.)

Santos
(hervortretend nach der Seite, wo Uriel ging).

Die Kirche siegt, zwei Opfer sind gefallen.

Silva
(hält ihn zurück, blickt abwechselnd nach außen und auf Judith, die von Manasse gehalten wird).

O stört die Schauer dieser Stunde nicht!
Zwei Zeugen eines Glaubens, der die Welt
Verachtet! Richtet nicht, denn wie wir hier
Erstarrt vor Schrecken stehn, die wahren Mörder
Des stummen Paars sind wir! Ja, geht hinaus
Und predigt: Schonung, Duldung, Liebe!
Und was der wahre Glaube? O, der Glanz
Der alten Heiligthümer, seh' ich, schwindet
Glaubt, was Ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen siegt, de Santos! Nein,
(er schlägt ans Herz.)
Wie wir es meinen, das nur überwindet.

Friedrich von Hagedorn,

ein Lyriker und Fabeldichter aus der frühsten Periode des Wiedererwachens unserer Litteratur, wurde am 23. April 1708 zu Hamburg geboren. Seinem Vater, der in letzterer Stadt eine ansehnliche Stellung bekleidete und königlich dänischer Conferenzrath war, verdankte er eine treffliche häusliche Erziehung und eine frühzeitige Bekanntschaft mit den gebildeten, auch für Poesie eingenommenen Kreisen Hamburgs. Doch verlor er ihn schon im vierzehnten Lebensjahre (1722), und seine in beschränkte Lage gerathene Mutter sah sich genöthigt, die weitere Ausbildung ihres Sohnes dem Hamburger Gymnasium zu überlassen, welches glücklicherweise damals in vorzüglicher Blüthe stand. Nach tüchtigen Fortschritten, die er unter ausgezeichneten Lehrern im klassischen Bereich gemacht hatte, besuchte er (1726) die Universität Jena und studirte drei Jahre hindurch die Rechtswissenschaft, während seine Vorliebe auf antike und moderne Litteratur gerichtet blieb. Glänzende Aussichten boten sich ihm hierauf, als er die Stelle eines Privatsekretärs bei dem für England ernannten dänischen Gesandten Freiherrn von Söhlenthal erhielt und im Jahre 1729 nach London abging: hier legte er den Grund zu tieferem und umfassenderem Wissen. Doch die mehr und mehr sich verschlimmernden Verhältnisse seiner Familie riefen ihn aus guter Stellung 1731 nach Hamburg zurück; seine Mutter starb im folgenden Jahre und dem in seinen Hoffnungen Getäuschten blieb nichts übrig als das Amt eines Sekretärs anzunehmen, welches ihm der englische Court, eine schon im 13. Jahrhunderte gegründete Handelsgesellschaft zu Hamburg, übertrug. Nicht ungünstig war sein ferneres Loos; geschützt gegen Mangel, fand er während eines zwanzigjährigen Zeitraums reichliche Muße, seine Kraft auf poetische Versuche zu wenden, die ihren Einfluß über die Bestrebungen der Mitlebenden weit hinauserstreckte. Er ging einen selbstständigen Weg, wenn er auch nicht aus ursprünglicher Gabe allein schöpfte, und hielt sich frei von den einseitigen Richtungen der Zeitgenossen. Leider raffte ihn der Tod vor den heftigeren Kämpfen, die in unserer Litteratur ausbrachen, schon am 28. Oktober 1754 weg, wo noch kaum das Morgenroth am poetischen Himmel Deutschlands aufgegangen war.

In Hagedorn erblicken wir den ersten neuhochdeutschen Lyriker einer leichten und heiteren Gattung, die ungekünstelt auftrat und der Wahrheit huldigte, wie auch den Vorläufer einer ungesuchten Weise in der Darstellung der Fabel und in der poetischen Erzählung. Weit begabter war vor ihm Johann Christian Günther, aber unglücklicher in seiner Laufbahn. Hagedorn ist hier und da zu breit, auch läßt er sich, fortgerissen von seinem Bestreben nach Natürlichkeit, allerlei geschmacklose Wendungen zu Schulden kommen. Allein die altklassischen und englischen Muster überwiegen bei ihm das französische Beispiel mit solcher Entschieden-

heit und seine Leistungen zeichnen sich vor der Nüchternheit, Leerheit und Plattheit der Leipziger Gottsched'schen Schule, die in jenen Tagen den Ton angab, dermaßen aus, daß er neben Albrecht von Haller den meisten Einfluß auf die spätere Gestaltung unserer Lyrik ausübte. Einer litteratur-historischen Bedeutung ist er deswegen sicher, weil er das für seine Zeit leistete, was nothwendig für den Fortschritt war, während so viele unserer neuesten Poeten einerseits überflüssig sind, da sie den Anforderungen ihres Zeitalters nicht genügen, andererseits dasjenige erheucheln, was in Hagedorn lebendig floß und strömte.

Schriften. 1) Versuche einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden. Hamburg 1729. 2) Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen. Ebend. 1738. 2. Aufl. 1752. 2 Bände. 3) Sammlung neuer Oden und Lieder, in fünf Büchern. Ebend. 1747. 3. Aufl. 1756. 4) Moralische Gedichte. Ebend. 1750. 4. Ausg. 1771. 5) Lieder. Ebend. 1751. 2. Aufl. 1754. 6) Sämmtliche poetische Werke. Hamburg 1756. 3 Theile. (Eine größere und kleinere Ausgabe.) Mehrfach neu aufgelegt.

Poetische Werke, mit Lebensbeschreibung, Charakteristik und Auszügen seines Briefwechsels, von J. J. Eschenburg. Hamburg 1800. 5 Theile. Neueste wohlfeile Ausgabe. Ebend. 1825.

Phanias.

Es schreibt, mit leichter Hand, der leere Phanias,
Bei ungeduld'gem Müßiggang,
Ohn' Achtsamkeit, Beruf und Zwang,
Ohn' Ordnung und Zusammenhang,
In eines Buchs Gestalt, geschwind ich weiß nicht was.
Ist dieß nicht stets erlaubt gewesen?
Er schreibt ja, wie die meisten lesen.

Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant,
Und verscharrt' ihn in den Sand.
Möchte doch mich zu erfreun,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!

Unglücksel'ger Ueberfluß,
Wo der nöthigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!

Drei Taube.

Es haben oft zugleich der Leser und der Dichter,
Und auch der Kritikus kein zuverlässig Ohr.
So lud vor einen tauben Richter
Ein Tauber einen Tauben vor.
Der Kläger sagt': Auf meinem Felde
Hat er dem Wilde nachgehetzt.
Beklagter: Nein; von seinem Gelde
War längst das Drittheil abgesetzt.
Der Richter sprach: Das Recht der Ehen
Bleibt heilig, alt und allgemein,
Es soll die Heirath vor sich gehen,
Und ich will bei der Hochzeit sein!

Eine vor dem Jahre 1732 seltene Sache.

Es herrschet überall ein dürft'ger stolzer Neid,
Das lächerlichste Loos der lächerlichen Zeit.
Als ob das große Gut, Unsterblichkeit und Ehre,
Nur Eines Eigenthum, und nicht zu theilen wäre.
Doch, wo regieret mehr Parteilichkeit und Haß
Als auf dem heutigen Parnaß?
Viel eher findet man, bei so vergällten Trieben,
Drei Helden, die sich gern in gleicher Größe sehn,
Drei Schönen, die sich nie, aus Mißgunst hintergehn,
Als zween Dichter, die sich lieben.

Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn,
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wann er aß, so mußt' er singen;
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht; und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach;
Er las nichts, als den Almanach,
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
Oft singend, öftrer lesend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich:
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß,
Und seiner Wechsel oft vergaß.
Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden;
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann!
Wie geht es euch? Wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein Jeder eure Waare:
Sagt, wieviel bringt sie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht! ein Tag bescheeret,
Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
Das folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzig mal.

Ganz recht! doch könnt ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?

Mein Herr, ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie's dann fällt: Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifensieder.

Dieß schien den Reichen zu erfreun.
Hans, spricht er, du sollst glücklich sein.
Jtzt bist du nur ein schlechter Prahler.
Da hast du baare fünfzig Thaler:
Nur unterlasse den Gesang.
Das Geld hat einen bessern Klang.

Er dankt, und schleicht mit scheuchem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt, und wägt, und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut,
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten;
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß,
Und wedelnd bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Geld bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets geweckt,
Bis er das Geld ihm zugesteckt,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh',
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: Herr, lehrt mich bessre Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer euren Beutel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder.

Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden in's Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Heerde:
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist itzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Wie gleichet doch Zephyr der Floren!
Sie haben sich weislich erkohren,
Sie wählten den Wechsel zur Pflicht.
Er flattert um Sprossen und Garben;
Sie liebet unzählige Farben;
Und Eifersucht trennet sie nicht.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie buhlerisch, wie so gelinde,
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schallmeien,
Ihr stampfenden Tänzer! hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese,
In hurtiger Wendung, empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner,
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth.

Der Morgen.

Und lockt die Morgenröthe
In Busch und Wald,
Wo schon der Hirten Flöte
In's Land erschallt.
Die Lerche steigt und schwirret
Von Lust erregt;
Die Taube lacht und girret,
Die Wachtel schlägt.
Die Hügel und die Weide
Stehn aufgehellt,
Und Fruchtbarkeit und Freude
Beblümt das Feld.
Der Schmelz der grünen Flächen
Glänzt voller Pracht,
Und von den klaren Bächen
Entweicht die Nacht.

Der Hügel weiße Bürde,
Der Schafe Zucht,
Drängt sich aus Stall und Hürde
Mit froher Flucht.
Seht, wie der Mann der Herde
Den Morgen fühlt,
Und auf der frischen Erde
Den Buhler spielt!

Der Jäger macht schon rege
Und hetzt das Reh
Durch blutbetriefte Wege,
Durch Busch und Klee.
Sein Hifthorn giebt das Zeichen;
Man eilt herbei;
Gleich schallt aus allen Sträuchen
Das Jagdgeschrei.

Doch Phyllis Herz erbebet
Bei dieser Lust!
Nur Zärtlichkeit belebet
Die sanfte Brust.
Laß uns die Thäler suchen,
Geliebtes Kind,
Wo wir von Berg und Buchen
Umschlossen sind!

Erkenne dich im Bilde
Von jener Flur!
Sei stets, wie dieß Gefilde,
Schön durch Natur;
Erwünschter als der Morgen,
Hold wie sein Strahl;
So frei von Stolz und Sorgen
Wie dieses Thal!

An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich.
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößert, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft.
Flieh, auf ewig, die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft.



Albrecht von Haller,

ein Lyriker schweizerisch-deutscher Zunge aus der frühsten Epoche des Wiedererwachens unserer Litteratur, ein ausgezeichneter Naturforscher und Gelehrter, wurde am 16. Oktober 1708 zu Bern geboren und entstammte einer dasigen Patrizierfamilie. Wißbegierde, Gedächtnißgabe und Fleiß erhuben den Kleinen weit über die Knaben seines Alters hinaus, er lernte vieles ohne Anweisung und sein Privatlehrer, der diesen Vorzug nicht zu würdigen wußte, vermochte ihm keine Hochachtung einzuflößen. Schon im zehnten Jahre übte er sich in poetischer Darstellung, als ihm zufällig die Lohensteinischen Gedichte zu Handen gekommen waren: er scherzte über die verkehrte Methode seiner Erziehung. Da starb sein Vater, Verwandte brachten den vierzehnjährigen Sohn auf das Gymnasium zu Biel; der Unterricht dieser Anstalt förderte ihn auf philosophischem und altklassischem Gebiete besser, wiewohl er auch hier unter pedantischem Zwange litt, und bereits 1723 war er im Stande die Universität Tübingen zu beziehen. Er hatte sich für das Studium der Medizin entschieden, in Anatomie und Botanik vorzügliche Fortschritte gemacht, als er, aus Mißfallen über das Treiben auf der Tübinger Hochschule, im Jahre 1725 den Entschluß faßte, nach Leyden zu gehen, wo die medizinische Fakultät damals eines glänzenden Rufs sich erfreute. Die weltberühmten Aerzte Boerhave und Albinus, sowie der Anatomiker Ruysch wurden seine Lehrer und Freunde, und als er seine von geistiger Anstrengung geschwächte Gesundheit durch eine im Jahre 1726 nach Deutschland unternommene Erholungsreise wiedergestärkt hatte, erwarb er sich die medizinische Doktorwürde. Besuche von London und Paris traten zur Vollendung seiner Ausbildung hinzu; er hatte Gelegenheit, neben dem Begründer des britischen Museums, Ritter Hans Sloane, mit Winslow und Douglas, den Meistern im Felde der Anatomie, Verbindungen von nachhaltigem Nutzen anzu-

knüpfen. Auch in der Mathematik erlangte er die rechte Höhe des Standpunkts durch Johann Bernoulli zu Basel, während in der Botanik eine Alpenreise, in Gesellschaft des Professor Geßner 1728 unternommen, seine Kenntniß der Pflanzen vermehrte.

Auf solche Weise vorbereitet, ging Haller einem Leben von umfassender Wirksamkeit und ungewöhnlicher Auszeichnung entgegen. In der Heimath erfuhr er zwar anfangs nicht die seinem Talent entsprechende Berücksichtigung, bald aber gewann er einen solchen Ruf, daß er eine Anstellung an der Universität Göttingen erhielt, wo nach kurzer Frist sein Ruhm die Welt erfüllte. Nachdem er nämlich 1729 als praktischer Arzt zu Bern sich niedergelassen, eine reiche und liebenswürdige Patrizierin, Namens Mariane Wyß, geheirathet und eine nicht geringe persönliche Geltung errungen hatte, that er sich durch mehrere Schriften dermaßen hervor, daß ihn schon im Jahre 1733 die schwedische Gesellschaft der Wissenschaften in Upsala zu ihrem Mitgliede ernannte. Dieser Ehrenbezeigung folgte denn (1736) die Berufung nach Göttingen; die Verdienste, die er sich dort als Professor der Medizin, Anatomie und Botanik nach und nach erwarb, wurden mit Titeln und Orden mannigfaltiger Art, von Kaiser Franz 1749 mit dem Reichsadel belohnt. Den Schauplatz dieser ruhmvollen Thätigkeit verließ er indessen wieder aus Sehnsucht nach seinem schweizerischen Vaterlande; er hatte in Göttingen seine Gattin, bald darauf ein zweites Weib verloren und wünschte an der Seite einer dritten Ehefrau mit seiner Familie die Heimkehr nach Bern, wo man den Propheten endlich auch anerkannt und ihn schon 1745 zum Mitglied des großen Raths erhoben hatte. Eine angesehene Stellung mit bedeutendem Einkommen wurde ihm in Bern zugesichert, wohin er 1753 sich zurückwandte; er ward Ammann in seiner Geburtsstadt, Direktor der Salzwerke zu Bex und Aigle, Mitglied des Sanitätscollegiums und Theilhaber an andern hohen Staatsämtern.

Gerade in dem Dezennium zurückgekehrt, wo in Deutschland das erste Morgenroth der Poesie aufschimmerte, blieb er fortan der Schweiz getreu, alle auch noch so vortheilhaften Anerbietungen des Auslands ablehnend; denn London, Utrecht, Halle, Petersburg und von neuem selbst Göttingen suchten den gelehrten Mann an sich zu ziehen, der im lebhaftesten Verkehr mit den europäischen Notabilitäten der Wissenschaft stand, seine Forschungen zu veröffentlichen fortfuhr und seine Urtheile über zeitgenossische Leistungen in den Göttinger Blättern unermüdlich abgab. Was er als Dichter auf lyrischem Gebiete schuf, gehörte meist seiner Jugendzeit an; eins seiner berühmtesten Gedichte, die „Alpen" betitelt, war die Frucht seiner großen botanischen Alpenreise gewesen. Später als Greis legte er in prosaisch geschriebenen Darstellungen (Romanen), die überall in Europa

Interesse erweckten, seine Ansichten über Staatsverfassung nieder. Eine seltene Ehre wurde dem rastlos thätigen Manne am Abende seines Lebens zu Theil: Kaiser Joseph II. besuchte ihn noch im Jahre 1777, ehe er am 12. December entschlief. Sein Körperbau war allmälig gleichsam von einer übermächtigen Seele gebeugt worden und hatte, wie kräftig er war und wie imposant in seiner Haltung, unter schwankender Gesundheit schon lange gelitten.

Haller gehörte jenen Männern an, die ihr Zeitalter geistig beherrschen, in der Wissenschaft wie in der Poesie, von welcher letztern hier allein die Rede sein kann. Sein Verdienst um die Lyrik ist klassisch und beruht darauf, daß er vermöge seiner Verstandeskraft, seiner Naturanschauung und seiner reichen Kenntnisse die seither leeren Formen mit Gehalt ausstattete. Es konnte daher nicht fehlen, daß der Gedankenschatz dessen, was er gereimt hatte, das Publikum lebhaft anzog; den Eindruck seiner Poesien steigerte dann der wachsende Ruhm seines gelehrten Namens. Was die Form dagegen anlangt, verstand er sie nicht künstlerisch zu bewältigen und in einer Weise zu fassen, daß sie durchgeschlagen wäre wie bei Klopstock, welchem der entscheidende Sieg vorbehalten sein sollte. Der Hauptgrundsatz Haller's beschränkte sich auf das bekannte französische Schlagwort: Langweiligkeit sei der schlimmste Fehler. Der Dichter, meinte Haller, müsse darauf bedacht sein, die Aufmerksamkeit des Lesers ununterbrochen zu beschäftigen; „er müsse sich hüten, ihm einige leere Zeilen vorzulegen, wobei er nichts zu denken finde, er müsse daher Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen auf einander häufen: sonst müsse er gewärtig sein, daß man ihn weglege." Diese Grundanschauung war jedoch zu allgemeiner Art, als daß sie genügt hätte für die lyrische Kunst; vielmehr brachte sie ihn bei vorherrschender Verstandesrichtung dahin, daß das didaktische Element in seinen Produkten das lyrische überwog. Denn seine Gedankenwucht schlug in Schwerfälligkeit um, der leichte Fluß der Rede ging verloren, das verständige Reflektiren und kühle Beschreiben trat ermüdend hervor und obwohl er das Material der Sprache mit kühner Hand sich unterordnete, vermochte er bei aller Neuheit des Styls nicht bis zur Anmuth durchzudringen und immer den rechten Ausdruck zu treffen, der die Seele rührte. Daher fehlte ihm zwar nicht in jener geistarmen Epoche die Theilnahme der Zeitgenossen, aber der Gründer einer neuen Aera konnte er nicht werden; dazu war auch seine Produktivität viel zu gering. Er leistete indeß, was nur immer ein bloßer Dilettant in schlechter Zeit zu leisten vermag, und ward ein Vorläufer der besseren Richtung, die in echter Empfindung wurzelte, nach edlem Inhalt und würdevollem Ausdruck strebte.

Schriften. 1) Versuch schweizerischer Gedichte. Bern 1732. 4. Aufl. Göttingen 1748. 13. Aufl. Bern 1777. 14. Aufl. von Rud. Wyß. Ebend. 1828. Außerdem verschiedene Nachdrucke. 2) Usong. Eine morgenländische Geschichte in vier Büchern. Bern 1771. 5. Aufl. Ebend. 1778. 3) Alfred, König der Angelsachsen. Göttingen und Bern 1773. 2. Aufl. Göttingen 1774. 4) Fabius und Kato. Bern und Göttingen 1774. Außerdem Nachdrücke dieser drei Romane, deren erster die absolute Monarchie, der zweite die beschränkte Monarchie, der dritte die aristokratische Republik in ihren Vorzügen darstellt. 5) Sammlung kleiner Schriften. 2. Aufl. Bern 1772. 3 Theile. 6) Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst. Herausgegeben von J. G. Heinzmann. Bern 1787. 2 Theile.

Leben, von D. J. G. Zimmermann. Zürich 1755; von Sennebier. Basel 1778. — Vertheidigung der schweizerischen Muse Herrn D. Albrecht Haller's. Von Breitinger. Zürich 1744.

Morgengedanke. 1725.

(Haller's frühstes von ihm aufbewahrtes Gedicht.)

Der Mond verbirget sich, der Nebel grauer Schleier
Deckt Luft und Erde nicht mehr zu;
Der Sterne Glanz erblaßt, der Sonne reges Feuer
Stört alle Wesen aus der Ruh.

Der Himmel färbet sich mit Purpur und Saphiren,
Die frühe Morgenröthe lacht,
Und vor der Rosen Glanz, die ihre Stirne zieren,
Entflieht das bleiche Heer der Nacht.

Durch's rothe Morgenthor der heitern Sternenbühne
Naht das verklärte Licht der Welt;
Die falben Wolken glühn von blitzendem Rubine,
Und brennend Gold bedeckt das Feld.

Die Rosen öffnen sich und spiegeln an der Sonne
Des kühlen Morgens Perlenthau;
Der Liljen Ambraduft belebt, zu unsrer Wonne,
Der zarten Blätter Atlasgrau.

Der wache Feldmann eilt mit Singen in die Felder,
Und treibt vergnügt den schweren Pflug;
Der Vögel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
Mit ihrer Stimm' und frühem Flug.

O Schöpfer! was ich seh', sind deiner Allmacht Werke;
Du bist die Seele der Natur!
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz und Stärke
Sind deiner Hand Geschöpf und Spur.

Du steckst die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet,
Du giebst den Winden Flügel zu,
Du leihst der Nacht den Thau, womit sie uns befeuchtet,
Du theilst der Sterne Lauf und Ruh.

Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt,
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt.

Den Fisch, der Ströme bläst und mit dem Schwanze stürmet,
Hast du mit Adern ausgehölt;
Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet,
Und seinen Knochenberg beseelt.

Des weiten Himmelsraums saphirene Gewölber,
Gegründet auf den leeren Ort,
Der Gottheit große Stadt, begrenzt nur durch sich selber,
Hob aus dem Nichts dein einzig Wort.

Doch dreimal großer Gott! es sind erschaffne Seelen
Für deine Thaten viel zu klein;
Sie sind unendlich groß, und wer sie will erzählen,
Muß, gleich wie du, ohn' Ende sein;

O Unbegreiflicher! ich bleib' in meinen Schranken,
Du, Sonne, blend'st mein schwaches Licht;
Und wem der Himmel selbst sein Wesen hat zu danken,
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht.

Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane.

Im November 1736.

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.

Die Lust, die ich an dir gefunden,
Vergrößert ietzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzuwohl,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.
Es wird im Ausdruck meiner Liebe
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wann von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu'.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen fang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kann.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergötzt an Trauerbildern,
In Kummerlabyrinthen irrt.

Ich seh' dich noch wie du erblaßtest,
Wie ich verzweiflend zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßtest,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele, voll der reinsten Triebe!
Wie ängstig warst du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh' ich hin? in diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt,
Das Haus hier, wo ich dich verloren,
Der Tempel dort, der dich bedeckt,
Hier Kinder . . . Ach! mein Blut muß lodern
Beim zarten Abdruck deiner Zier,
Wann sie dich stammelnd von mir fodern;
Wo flieh ich hin? ach! gern zu dir.

O soll mein Herz nicht um dich weinen!
Hier ist kein Freund dir nah als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der Deinen?
Du ließest sie, und wähltest mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Was dein Verdienst und Blut dir gab,
Die sind's, wovon ich dich entrücke,
Wohin zu eilen? in dein Grab.

Dort in den bittern Abschiedsstunden,
Wie deine Schwester an dir hing,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entging;
Sprachst du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt;
Ich geh' mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kommt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab?
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung löst' mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich allein nach meinen Trieben
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verließest du die Jugend,
Und flohst die Welt um mein zu sein,
Du miedst den Weg gemeiner Tugend,
Und warest schön für mich allein.
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für dein Geschick;
Voll Angst bei meinen kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Muth noch Leid bewog,
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz gemacht mein Leid zu lindern;
War meine Lust, und ist mein Schmerz.

Ach herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie! wann ich sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch währen,
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt.
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmal deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens stäte Schuld.

Im dicksten Wald, bei finstern Buchen,
Wo Niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfingest,
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne,
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird jetzt deine Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft:
Dort schwingt sich aus den alten Grenzen
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seligkeit für dich;
Du mischest, mit der Engel Tönen,
Dein Lied und ein Gebet für mich.

Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;
Dort steht die Absicht unsers Scheidens,
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark, und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt;
Mich überfällt ein brünstig Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht Nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu sein.

Die Alpen (Anfang).

Versucht's, ihr Sterbliche, macht euern Zustand besser,
Braucht, was die Kunst erfand, und die Natur euch gab;
Belebt die Blumenflur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinths Gesetz gebau'ne Felsen ab;
Umhängt die Marmorwand mit persischen Tapeten,
Speist Tunkins Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd;
Schlaft ein beim Saitenspiel, erwachet bei Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd;
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

Die Seele macht ihr Glück, ihr sind die äußern Sachen
Zur Lust und zum Verdruß nur die Gelegenheit:
Ein wohlgesetzt Gemüth kann Galle süße machen,
Da ein verwöhnter Sinn auf alles Wermuth streut!
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Zepter ekelt ihm, wie dem sein Hirtenstab:
Weh ihm, wann ihn der Geiz, wann ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die um ihn wacht, hält den Verdruß nicht ab:
Wann aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eidern lieget?

Beglückte güldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in stätem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt:
Nicht, weil freiwillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht, weil kein kühner Löw' die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bei Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum Sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer mißt den äußern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wann Tugend Müh' zur Lust, und Armuth glücklich macht?

Das Schicksal hat euch hier kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles das verbessert,
Der Elementen Neid hat euer Glück vergrößert.

Wohl dir vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß versagt,
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis', und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte;
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber, hüte dich, was Größres zu begehren,
So lang' die Einfalt dau'rt, wird auch der Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Flut, und Milch die meisten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein als du!
Denn, wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblühmt, und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bei euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zweitrachtsäpfel reicht:
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;
Hier herrschet die Vernunft von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehrers hält für Last:
Was Epictet gethan, und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan, und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh' besetzt die Nacht;
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt des Heutes Freude nie.
Die Freiheit theilt dem Volk, aus milden Mutterhänden,
Mit immergleichem Maß, Vergnügen, Ruh' und Müh'.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man mißt die Straßen nicht von Rom und von Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesätze,
Und niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreisen gehn:
O Witz! Des Weisen Tand, wann hast du ihn vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekannt:
Die Wollust wird bei ihm vergällt, und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beekelt seinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menschen in das Herz, und nicht in's Hirn gegeben.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit:
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern malt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth.
Der Jahre Lust und Müh' ruh'n stets auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden,
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh' entwunden.

Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Huft um Huft,
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was Edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.

Dort eilt ein schnelles Blei in das entfernte Weiße,
Das blitzt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleisse,
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bei einer Dorfschallmei;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Tacte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bei.
Das graue Alter selbst setzt hin in langen Reihen,
An seiner Kinder Lust sich neidlos zu erfreuen.

Friedrich Halm,

siehe

Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen.

Robert Hamerling,

ein junger Dichter österreichisch-deutscher Zunge, der sich seither nur im Lyrischen versucht hat und über dessen Lebensumstände wir nicht viel wissen. In Niederösterreich zu Kirchberg am Walde am 24. März 1832 geboren, studirte er zu Wien bis zum Jahre 1854 Litteratur, Sprachen und Philosophie, um seine Neigung zur poetischen Produktion auf gründliche Kenntnisse zu stützen. Nachdem er in der Wunderstadt Venedig von 1856 bis 1857 zugebracht, ein Aufenthalt, von welchem mancherlei veröffentlichte lyrische Versuche Zeugniß ablegen, ließ er sich vorerst in der süddeutschen Hafenstadt Triest nieder.

Diesen Dichter nehme ich bereits in meine Sammlung auf, weil er, wie aus der nachfolgenden Probe zu schließen ist, so viel wahres Talent besitzt, daß er einsieht, er dürfe sich weder an die seitherige österreichische Sängerschaft, noch an die von den österreichischen Landsleuten weit überschätzte „schwäbische Schule“ einseitig anschließen.

Schriften. 1) Sangesgruß vom Strande der Adria. Triest 1857. 2) **Venus im Exil.** Prag 1858.

Hymnus im Süden.

Träume, mein Herz, den Traum der Schönheit!
Den fast verscholl'nen im wüsten Tagwerk,
Hier träum' ihn,
Selig einsam,
Unter Cypressen und Lorbeern,
Wo am sonnigen Strand
Die Rebe grünt, vom Perlenschaum
Des Südmeers schimmernd bethaut.

Im Norden hört' ich
Verklingen das Lied
Im Tageslärm:
Andere Melodie'n will dort die Zeit,
Als die der Schönheit.
Den Heroldsruf
Der Tagesfehde begehrt sie,
Nicht reiner Schönheit Sabbathglockenklang!
Hier aber klingen
Die Lüfte von Rhythmen,
Hier tönt noch,
Weltunbekümmert,
Anmuthiger Herzempfindung
Klangfrohe Musik!
Stimm' ein, o Lied, und wälze
Schönheittrunken
Aus Seelentiefen
Die süße Tonwoge des Rhythmenstroms!

Blüht Herrlicheres auf irdischen Au'n,
Erhab'neres in himmlischen Höh'n,
Als Schönheit?

Sei's, daß auf blumiger Lenzflur,
Auf blauenden See'n im Glanzduft,
Oder um schroffes Gebirg
Ihr goldener Fittig schwebt —
Sei's, daß das Räthsel des Daseins
In reiner lebendiger Menschenblüthe
Sie bildend lös't,
Den Schmerz der Schranke versöhnt
Mit dem Reize des Maßes,
Und mit Ahnungswonne
Künftiger Lebensvollendung
Schönheitdürstender Dichtersehnsucht
Urewige Qualfrage beschwichtigt —
Sei's, daß die Ströme der Brust
In süßen Gesangs
Zauberschaale sie auffängt,
Und wild Erquoll'nes
Zart umgrenzend,
In holder Schranke des Rhythmus
Formprächtige Tonkrystalle
Wie Perlen ausstreut.

Mir hat sie die Seele berauscht,
Das Herz mir umstrickt mit goldbichtem Netz!
Ihr Sclave bin ich.
Zukunftspropheten,
Welttheilsapostel,
Scheltet mich nicht!
Zeihet mich nicht der Thatlosigkeit!
Der Schönheit Evangelium ist Eins
Mit dem der Zukunft.

Julius Hammer,

ein vorzüglicher lyrisch-didaktischer Dichter, der sich auch auf dramatischem Felde und in der Novelle versucht hat, wurde am 7. Juni 1810 zu Dresden geboren und genoß von liebevollen Eltern eine vortreffliche Erziehung. Sein Vater wirkte fast funfzig Jahre lang im Staatsdienste mit einer Pflichttreue, die nicht ohne Auszeichnung geblieben ist, und starb vor nicht langer Zeit, während seine Mutter, eine mit schönem Gemüth und lebendigem Geiste ausgestattete Frau, noch lebt. Nach seiner Confirmation besuchte der leicht erregbare, aber auch zu träumerischem Insichselbstversinken geneigte Knabe das damals von Zöglingen überhäufte Gymnasium der Dresdner Kreuzschule; schon vorher hatte er seine Neigung für Poesie durch rhythmische Aussprache vielfach kundgethan. Nun rissen ihn die alten Klassiker zu inniger Theilnahme hin; bei der von dem einzelnen Lehrer unübersehbaren Menge der Mitlernenden auf Privatfleiß angewiesen, übersetzte er vieles aus antiken Dichtern im Versmaße der Originale, den Horazius fast vollständig. Für die attischen Tragiker empfand er eine besondere Vorliebe, nicht ahnend, daß einer seiner damaligen Mitschüler bald sein Leben daran setzen werde, diese erhabenen Dichter dem deutschen Publikum mundgerecht zu machen. Bei Gelegenheit einer zur Uebergabe der Augsburgischen Confession veranstalteten öffentlichen Jubelfeier sprach Hammer ein Festgedicht, für welches ihm der Dresdner Stadtrath das Geschenk einer Medaille zuerkannte. Nachdem er im Jahre 1831 die Universität

Leipzig bezogen, legte er sich anfangs auf die Jurisprudenz, gab jedoch später dieses Studium auf und folgte seiner Neigung für Philosophie und Geschichte, besonders des Alterthums. Seine Absicht, Dozent in der philosophischen Fakultät zu werden, mußte deswegen unerfüllt bleiben, weil sein Vater einen Theil seines Vermögens einbüßte. Als daher sein akademisches Triennium verflossen war, kehrte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Dresden zurück und verdeutschte zu seiner Uebung das Buch des Aristoteles über die Dichtkunst. Um diese Zeit wurde er durch ein anmuthiges Lustspiel, „das seltsame Frühstück", mit Beifall auf der Dresdner Hofbühne (1835) und nachher in Leipzig gegeben, im geselligen Hause Ludwig Tieck's bekannt, dessen dramatische Vorlesungen auch auf ihn eines tiefen und nachhaltigen Eindruckes nicht verfehlten. Er schrieb Trauerspiele, die er bald wieder vernichtete, unter diesen eins, das „Elektra" betitelt war; auch von andern Dramen aus jener Epoche hielt er keines der Aufbewahrung würdig. Vorzüglich um der Universität wieder nahe zu sein, ging er im Jahre 1837 abermals nach Leipzig, doch auch jetzt mußte er den Traum, sich daselbst zu habilitiren, aus Mangel an Geldmitteln zerrinnen sehen. Dagegen veröffentlichte er einen kleinen Roman „Adelig und Bürgerlich", wie auch Novellen unter dem Titel „Leben und Traum": so gerieth er, ohne es anfangs selbst zu wollen und zu wünschen, auf die litterarische Laufbahn, die er eine Reihe von Jahren fortsetzte, 1845 nach Dresden zurückkehrend, wo er seitdem seinen regelmäßigen Aufenthalt nahm. Ernsten philosophischen und ästhetischen Studien hingegeben und in die getäuschten Hoffnungen der politischen Umwälzung von 1848 versunken, zögerte Hammer mit der Herausgabe von lyrischen Gedichten bis zum Jahre 1851, wo er die in weiten Kreisen bekannt gewordene Sammlung „Schau um dich und Schau in dich" erscheinen ließ. Der Eindruck, den sie auf das Publikum hervorbrachte, ermuthigte ihn zur fortgesetzten Anpflanzung dieses Gebiets; er verheirathete sich und lebte ganz für die Litteratur. Auch auf dramatische Arbeiten kam er im Jahre 1856 zurück, ein Schauspiel, „die Brüder", gelangte im nämlichen Jahre, und ein kleines Lustspiel „Auch eine Mutter", im Jahre 1859 auf dem Dresdner Hoftheater zur Aufführung. Ingleichen hatte Hammer schon früher, zum Theil für wohlthätige Zwecke, dramatische Vorlesungen nach Tieck's Beispiel gehalten; eines seiner Hauptverdienste aber war, daß in Folge seiner Anregung durch einen Aufsatz in der Dresdner „Constitutionellen Zeitung", welche der achtbare und für alles Gute strebsame Jurist Sigel herausgiebt, und deren Feuilleton Hammer bis zum Jahre 1859 besorgte, schon im Jahre 1854 der erste Grund zu der hochwichtigen „Schillerstiftung" gelegt wurde. Auf seinen Vorschlag geschah es auch, daß am funfzig=

jährigen Todestage Schillers das Dresdner Publikum eine Gedenktafel an dem Weinbergshäuschen bei dem Dorfe Loschwitz, wo der unsterbliche Lieblingsdichter unserer Nation eine Zeit lang weilte, feierlich anbrachte. Während der Sommermonate pflegt Hammer auf seiner Landbesitzung in dem zwei Stunden von der Stadt gelegenen Pillnitz Erholung zu suchen.

Dieser Dichter ist ebenso bedeutend wegen seines redlichen Strebens, die deutsche Poesie und ihre Vertreter zu verdienter Ehre zu bringen, als wegen der Lorbeeren, die er auf lyrisch-didaktischem Felde persönlich gepflückt hat. Anfangs hin und her schwankend, in seiner Darstellungsweise etwas schwächlich und zu subjektiv, eroberte Hammer sich, die Erwartungen seiner Zeitgenossen weit übertreffend, durch Sammlung seiner Kräfte auf dem Gebiete der Lehrdichtung einen würdigen Platz neben Friedrich Rückert, Friedrich von Sallet und Leopold Schefer. Sein Hauptwerk „Schau um dich und Schau in dich", welches die neunte Auflage schon 1859 erlebte, darf einer immer weitern Verbreitung gewärtig sein, weil es eine Reihe von Lebensmomenten, Seelenstimmungen, Winken und Betrachtungen auf eine ungewöhnliche sinnreiche Weise zur klaren Anschauung bringt, ohne daß der Verfasser den Geschmack der Leser durch Manierirtheit, Phantasterei und ungesunde Reizmittel zur Theilnahme aufstachelt. Das edle Wollen des erfahrenen Denkers hat genügt, das Publikum für seine anspruchslosen Gaben zu interessiren: Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit charakterisiren ihn so vortheilhaft, daß wir nicht anstehen zu sagen, er biete das Gegengift gegen das im letzten Jahrzehnt eingeschmuggelte Opium der Amaranth-Poesie. Und da Hammer überhaupt niemals der Mode des Tags gehuldigt oder einer heuchlerischen Coterie sich angeschlossen hat, vielmehr seinen Weg selbstständig gegangen ist, läßt sich auch für die Zukunft gleiche Richtung von ihm und bei fortdauernder Sammlung des Gemüths noch größerer Erfolg auf anderen Gebieten erwarten.

Schriften. 1) Adelig und Bürgerlich. Novelle. Leipzig 1838. 2) Leben und Traum. Novellen. Ebend. 1839. 2 Bände. 3) Stadt- und Landgeschichten. Altenburg 1845. 2 Bände. 4) Schau um dich und Schau in dich. Leipzig 1851. 9. Aufl. 1859. 5) Zu allen guten Stunden. Ebend. 1854. 2. Aufl. 1857. 6) Fester Grund. Ebend. 1859. 7) Unter dem Halbmond. Osmanisches Liederbuch. Ebend. 1860. 8) Die Familie und ihr Einfluß auf die Gesellschaft. Dresden 1851. 9) Einkehr und Umkehr. Roman. Ebend. 1856. 2 Bände. 10) Die Brüder. Schauspiel. Ebend. 1856. Als Manuskript gedruckt. 11) Geschichte der Schillerstiftung. Ebend. 1857.

An die Wolke.

Ueber den Bergen wohnet mein Liebchen dort,
Ueber die Berge ziehet die Wolke fort,
Ueber die Berge.

Eil' auf den Flügeln klagender Winde hin,
Eile zu meinem herzlichen Kinde hin,
Trauernde Wolke!

Wenn du dich zögernd ob ihrem Haupte wiegst,
Schau, du Beglückte, eh' du vorüberfliegst,
Schau ihr in's Auge!

Schwebest du weiter, ferner von ihrem Blick,
Siehe durch Thränen lächelnd zu ihr zurück,
Sonnig beglänzet.

Und von des Himmels liebendem Strahl begrüßt,
Zeig' ihr, wie Hoffnung weinende Trauer küßt,
Wein' und vergehe!

Wein' und vergehe, und im Vergehen sprich:
„Liebe gedenkt dein, Liebe, bald küßt sie dich,
Stille die Thränen!"

Der einsame Müller.

Ich hatte meine Hütte
Auf hohem Berge stehn;
Der Sturm hat sie zerbrochen,
Daß er nun frei kann wehn.

Ich bin in's Thal gezogen,
In's stille Thal hinab;
Ein Müller bin ich worden,
Doch keine Freud' ich hab'!

Die Mühle geht im Thale,
Ich hab', was ich gewollt;
Die Körner, die ich mahle,
Sie werden mir zu Gold.

Die Mühle geht im Thale,
Die Mutter fehlt mir, ach!
Sie starb in unsrer Hütte,
Die mir der Sturm zerbrach.

Ich bin zu alt zum Freien,
Zu jung, allein zu sein,
Drum ruht mein Glück im Grabe
Bei dir, mein Mütterlein.

Gebet macht stark.

Gebet macht stark; doch sei's nicht blos ein Bitten;
Dein Schöpfer droben weiß von Ewigkeit,
Was du gethan, empfunden und gelitten,
Und was dir werden wird in künft'ger Zeit.
Die Menschen bitte, daß sie froh erfahren,
Was du von deiner Fülle gern gewährst,
Daß sie im Herzen liebevoll gewahren,
Was du ersehnest und was du entbehrst.
Die Menschen bitte, die sich freun und grämen,
Die, gleichgeschaffen, mit dir gehn durch's Leben,
An deinem Glück und Leiden Theil zu nehmen,
Und von dem ihren einen Theil zu geben.
Bedenk' es recht! Theilnahme und Theilgabe,
Voll großen Inhalts sind die beiden Worte,
Sie sind im Leben unsre beste Habe
Und öffnen Jedem eine Himmelspforte.
Bedenk' es recht und oft: du bist ein Theil;
Ein rastlos Selbstergänzen brauchet er,
So lang' er ist, zu seinem wahren Heil,
Und sucht er's nicht mehr, ist er auch nicht mehr.
Wenn sich zwei Herzen nah' und näher treten.
Und ihres ew'gen Schöpfers Lieb' empfinden
In ihrer Liebe reinem Glück — die beten,
Auch wenn sie ohne Bitte sich verbinden.
Und wessen Geist, erglüht von eines reinen,
Erhabenen Gedankens Majestät,
Sich sagt: „Das ist ein Gotteswiederscheinen!"
Der beugt sich vor der Gottheit im Gebet.
Ein Herz auch, das sich fragt in seinem Glücke:
„Bist du der Freuden würdig, die dir kamen?"
Besorgt, daß es das Gute nur entzücke,
Solch' Herz trägt in sich der Erhörung Amen.
Und wer, zu stolz zur Lüge, Hohn und Spott
Erduldend, freudig in's Verderben geht,
Und zu sich spricht: „Den Muth, den gab mir Gott!"
Der hat die Seel' erhoben im Gebet.
Den Armen, der den letzten Bissen Brod
Dem Bruder gibt, daß er den Hunger stille,
Und, nicht mehr denkend seiner eignen Noth,
Nur freudig fühlt, in ihm sei Gottes Wille;
Die Mutter sieh, das Kind an ihrer Brust,
Wie sie den Blick von ihm zum Himmel lenkt,
Die einst im weißen Haar mit gleicher Lust
Den Sohn noch segnet, der sie oft gekränkt;
Und sieh den Weinenden an einem Grabe,
Aus dessen Thräne frommer Glaube spricht:
„Was durch die Liebe ich besessen habe,
Lebt ewig fort in mir und stirbt mir nicht"—
Das heißet beten, denn Gebet bringt nur
Aus einer Seele vollstem, mächt'gem Triebe;
Ein Blühen ist es göttlicher Natur,
Der reine Ausdruck des Gebots der Liebe.
So stammle dein Gebet und so empfind' es,
Dann nenn' es, wie du willst — der Nam' ist gut:
Es ist das fromme Rufen eines Kindes
Nach seines Vaters liebevoller Hut.

Vertraue dich dem Licht der Sterne.

Vertraue dich dem Licht der Sterne,
Beschleicht dein Herz ein bittres Weh,
Sie sind dir nah' in weiter Ferne,
Wenn Menschen fern in nächster Näh';
Und hast du Thränen noch, so weine,
O, weine satt dich ungesehn,
Doch vor dem Aug' der Menschen scheine,
Als wär' dir nie ein Leid geschehn.

Verdammt die Welt dich in Verblendung,
So such' auf stillem Waldespfad
Dir neuen Muth für deine Sendung,
Für starke Treu' und freie That;
Um vor dir selber zu bestehen,
Trägst du den Sieger in der Brust,
Doch nicht die Menschen laß es sehen,
Wie schweren Kampf du kämpfen mußt.

Ist dir ein schönes Werk gelungen,
So sei's zu neuem dir ein Ruf;
Hast du ein treues Herz errungen,
So denke, daß es Gott dir schuf;
Wenn deine süß entzückte Seele
Ganz voll von heil'ger Freude ist,
O, nicht den Neid der Menschen wähle
Zum Zeugen, daß du glücklich bist!

Verachte kühn der Selbstsucht Streben,
Wie oft sie dir Verfolgung schwur;
Vor keinem Throne steh' mit Beben,
Furcht hegt ein bös Gewissen nur.
Demüthig wirf in nächt'ger Stille
Vor deinem Gott dich auf die Knie
Und bete: „Es gescheh' dein Wille!"
Doch vor den Menschen beug' dich nie.

Und wenn dir Gottes Rathschluß sendet
Der schwersten Prüfung höchste Pein,
Dann hast du's, ganz ihm zugewendet,
Mit ihm zu thun und dir allein;
Davon laß nicht die Lippe sprechen,
Ob dir das Herz auch brechen will,
Laß es in tausend Stücke brechen,
Doch vor den Menschen schweige still!

Ach, wer weiß, wie bald es aus ist
Mit der Lust an frohen Scherzen!
Tief herabgebrannte Kerzen
Deuten, daß nicht jung der Schmaus ist.
So auch sinkt das Licht im Herzen,
Bis es drinnen dunkler Graus ist,
Und es kommt der Schwarm der Schmerzen,
Der kein Freund von Saus und Braus ist,
Jede Freude auszumerzen,
Bis es still wie eine Maus ist.

Doch noch wie von blanken Erzen
Festgefügt dies Leibeshaus ist,
Und noch soll kein Rost mir schwärzen
Diese Brust, die starken Bau's ist!
Mag, wer will, den niederwärtsen
Weg gehn, der voll gift'gen Thau's ist:
Ich bleib', alte Lust im Herzen,
Obenauf, bis Alles aus ist,
Und es nach den ird'schen Scherzen
Zeit zum frommen Himmelsschmaus ist.

Die Wissenschaft ist nur ein Punkt dem Eingeweihten;
Weit über alle Welt mag sie die Strahlen breiten.

Das grad'ste Herz selbst muß zur Heimlichkeit sich neigen,
Solls jeden Augenblick dir jedes Fältchen zeigen.

Die Welt kann den nicht mehr mit Schmeichelei bestricken,
Der ohne Lieb' und Haß ihr lernt in's Auge blicken.

Willst du die Welt erobern, versäume nicht die Zeit
Und gürt' um dich als Held das Schwert „Genügsamkeit"!

Wenn du von deinen Fehlern erzählen hörst, sei Ohr;
Taub aber, wenn man Fehler von Andern zieht hervor.

Kalt ist, wie Schnee und Eis, wer von sich selbst nur spricht;
Lehr' ihn erkennnen sich; er hat sich selber nicht.

Anreihn von Perlen ist das Reimen zwar zu nennen,
Doch mehr, als anzureihn ist: ihren Werth zu kennen.

Gleicht ein Poet, der leer an Kenntniß ließ den Geist,
Nicht einem Nackten, der mit einem Gürtel gleißt?

Friedrich Ludwig, Freiherr von Hardenberg,

genannt Novalis,

eines der Häupter der „romantischen Schule", und zwar an Talent den Mitgliedern derselben ebenso verwandt als ebenbürtig, wurde zu Wiederstedt, einem in der Grafschaft Mansfeld gelegenen Gute seiner Familie, am 2. Mai 1772 geboren. Zuerst studirte er Philosophie in Jena, wo Fichte lehrte, und ward mit Friedrich Schlegel bekannt, der ihn allmälig in den Kreis jener jungen Männer einführte, die später den romantischen Dichterbund schlossen und Hardenberg's poetische Richtung entschieden. Denn von einer innigen Begeisterung für die Poesie blieb dieser bis an seinen Tod erfüllt, obwohl er auch fachwissenschaftlichen Studien, der Jurisprudenz und Staatswirthschaft, auf den Universitäten Leipzig und Wittenberg oblag. Nach Vollendung seiner akademischen Ausbildung erhielt er eine Anstellung an der Saline zu Weißenfels (1795), die er, erst als Auditor, dann als Assessor, fünf Jahre lang bekleidete, nur daß er sich im Jahre 1797 eine Zeit lang nach Freiberg begab, um auf der dasigen Akademie die Bergwerkskunde gründlicher zu erlernen. Fleißig war er inzwischen mit allerhand litterarischen Arbeiten beschäftigt, theils in lyrischen Formen, theils in Prosa; unter den Freunden, die ihn ermunterten, stand Ludwig Tieck obenan. Als Schriftsteller hatte er beschlossen seinen wahren Namen zu verbergen und sich nach einem Gute, das seiner Familie

gehörte, **Novalis** zu nennen. Doch sollte er es nicht erleben, diesen Namen in hohen Ehren zu sehen. Denn eine schwache Brust führte seinen Tod bereits am 25. März 1801 herbei, nachdem er im Jahre 1800 zum Amtshauptmann in Thüringen erhoben worden war.

Umfangreiche Werke hat Hardenberg nicht hinterlassen, sein Roman „Ofterdingen" blieb wie manches Andere nur ein Fragment. Selbst die Frage, wie groß sein Talent gewesen, und wohin es sich vorzugsweise geneigt, hat der frühzeitige Tod des Mannes in Dunkel gehüllt. Nur in Betreff seiner Richtung ergiebt sich klar, daß sie auf Phantasterei hinauslief, wie namentlich bei Brentano und Arnim, und daß ein gewisses Blindekuhspielen mit Gefühlen die Macht des Verstandes zurückdrängte, eine Verkehrtheit, worein die deutsche Romantik ihren Triumph setzte. Er würde daher ohne Zweifel nie aufgetaucht oder doch längst verschollen und vergessen sein, wenn Ludwig Tieck nicht eine Ehre darin gesucht hätte, den schwachen Jugendgenossen durch Herausgabe seiner Produkte und anderweitige Lobpreisung seiner Fähigkeiten zu verherrlichen, und wenn ihm nicht etliche **geistliche** Lieder gelungen wären, die echtes Gefühl mit Klarheit christlicher Anschauung vereinigen, obwohl auch in ihnen die Schwärmerei vorherrscht. Seine „Hymnen an die Nacht" wie seine prosaisch geschriebenen Fragmente sind jugendliche Geburten eines Mysticismus, dessen Formlosigkeit so ziemlich mit Unsinn zusammenfällt.

Schriften. Sämmtliche Schriften, herausgegeben von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck Berlin 1802. 2 Bände. 5. Aufl. 1837. Ein dritter Band (Leben, Briefe, Gedichte, verstreute Blätter und Fragmente), herausgegeben von Tieck und Ed. von Bülow. Ebend. 1846.

Geistliche Lieder.

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sei.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und wegverlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben
Weg des Grabes Stein gehoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter offen stehn.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe
Lass' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

Bergmannsleben.

Der ist der Herr der Erde
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt.

Wer ihrer Felsen-Glieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
In ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß und Plage;
Sie läßt ihm keine Ruh'.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verflossnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht.
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig,
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebürgen
Der frohe Herr der Welt.

Lob des Weins.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geschoß.
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwund'ner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten,
Und kommt heraus, wenn sie ihm fleh'n.

Aus seiner Wiege dunkelm Schooße
Erscheint er im Krystallgewand,
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm, als Geist der goldnen Zeiten,
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Moritz Hartmann,

ein mittelmäßiger Lyriker und Novellist österreichisch-deutscher Zunge, mehr durch seine Schicksale als wegen seiner Poesie merkwürdig, wurde in Duschnik, einem bei Przibram in Böhmen gelegenen Dorfe, am 15. Oktober 1821 geboren. Was von seinem äußeren Lebensgange bekannt ist, theile ich nach einem Berichterstatter mit, der ihm befreundet ist und dessen Angaben in dieser Beziehung wohl Glauben verdienen. Die Eltern Hartmann's waren wohlhabend und verwandten auf seine Erziehung was sie konnten, obgleich sie viele Kinder hatten. Im elften Jahre, wo es sich entschied, daß er nicht Kaufmann werden, sondern studiren sollte, wurde er aus dem mitten in Waldung gelegenen und von Schmelzhütten, Eisenhämmern und Fabriken umrauchten Geburtsorte auf das Gymnasium zu Prag geschickt, doch schon nach Jahresfrist in die Klosterschule der Piaristen-Mönche zu Jungbunzlau gebracht, wo er seine Fortschritte durch lateinische Verse bethätigte, ohne zu vergessen, seiner Mutter gelegentlich zu ihrem Geburtstage in deutschen Weisen zu

gratuliren. Nach vierjährigem Besuche dieser Anstalt entschloß sich der Knabe nochmals auf das Gymnasium zu Prag zu gehen, obgleich seine Eltern abriethen; kaum hatte er daselbst das letzte Schuljahr zurückgelegt, so trat er eine Fußwanderung nach Leipzig an, und würde in dieser Stadt gleich geblieben sein, um seine akademischen Studien zu beginnen, wenn er nicht ohne Paß gewesen wäre. So aber sah er sich gezwungen nach Prag zurückzukehren, wo er (von 1838 ab) ein Triennium hindurch, an der Seite von Isidor Heller, Friedrich Szarvady und Alfred Meißner, philosophischen und poetischen Studien oblag; die Zeitschrift „Ost und West" setzte dem Publikum die Erstlinge vor, die von ihm und seinen Freunden gedichtet wurden. Der schöne Traum nahm ein Ende, als Hartmann sich nach Wien begab (1840); Unterrichtsstunden, die er in der Hauptstadt durch gute Empfehlungen erhielt, nährten ihn anfangs, und er war zufrieden. Später ging ihm ein anderes Licht über die Wirklichkeit auf, und der Druck äußerlicher Verhältnisse bestimmte ihn, eine Hofmeisterstelle in dem Hause des Fürsten Schwarzenberg zu übernehmen; vor Antritt derselben ward ihm so viel Urlaub, um eine größere Reise ausführen zu dürfen. Im Juni 1842 mit dem Stabe in der Hand aufbrechend, zog er über Triest und Venedig nach der Schweiz, um über München nach Wien sich heimzubegeben, wo er sich dem Joche schmiegte, welches ihm mit dem Oktober sein Hofmeisteramt auflegte. So günstig und über Erwarten angenehm seine Stellung im Hause des Fürsten war, so hoch die Zahl seiner Bekannten und Freunde um ihn her stieg, und so heitere Aussichten sich ihm bei ruhiger Betrachtung im Vaterlande darbieten mochten, der junge Mann ließ sich nicht länger als ungefähr zwei Jahre an jenes Erzieheramt fesseln, legte es im August 1844 nieder und eilte von Wien nach Leipzig. Denn die Menge seiner inzwischen verfaßten „Gedichte" war so bedeutend angewachsen, die Meinung von ihrem außerordentlichen Werthe hatte Nicolaus Lenau, dessen Autorität unser Berichterstatter ausdrücklich betont, auf einen solchen Gipfel gesteigert, daß Hartmann es unmöglich fand, sein Licht noch länger unter den Scheffel zu stellen. Die Zeit der Entscheidung, so viel leuchtete ihm ein, war gekommen, wo er sein Genie frei walten lassen mußte; und das konnte am besten, wie er wähnte, nur im Auslande geschehen. Zugleich „wußte er voraus, daß er ins Exil ging", und verabschiedete sich unterwegs von Eltern und Geschwistern.

So hatte sich denn Hartmann jenen zahlreichen Wandervögeln zugesellt, welche unter der Verwaltung Metternich's aus den österreichischen Provinzen während der letzten Dezennien fortzogen, um in Deutschland eine Art Zuflucht zu suchen, die ihnen gestattete, den Zuständen des Vaterlandes, worüber sie miß-

vergnügt waren, gleichsam den Krieg zu erklären. Leipzig war das geträumte Eldorado, welchem die meisten jener mit großen Plänen schwangeren jungen Autoren zunächst ihre hoffnungsreichen Schritte zuwandten. Kaum war in dieser Stadt der freiwillige Verbannte angekommen, so sprach er im September des nämlichen Jahres seine bisher zurückgehaltene patriotische Leidenschaft in „böhmischen Elegien" aus, die er nebst seinen übrigen Gedichten, da ihm das Glück sofort einen Verleger bescheerte, (1845) unter dem etwas geheimnißvollen Titel „Kelch und Schwert" herausgab. Die Sächelchen hatten einen gewissen Erfolg, wie er in den damaligen Zeitverhältnissen lag, besonders in dem Kampfe gegen die Censur, die man unweise so lange festhielt, was die Neugier des Publikums auf uncensirte Erscheinungen und den Widerstand der Autoren zugleich reizte. Die ohne österreichische Censur verausgabten Jugendprodukte Hartmann's fanden wenigstens so viele Leser, daß, angeblich schon nach sechs Wochen, ein neuer Abdruck erfolgen konnte. Für den Verfasser selbst trugen sie keine sehr erfreulichen Früchte; er hatte seinen wahren Namen auf dem Titelblatte angegeben und nicht wie andere österreichische Autoren einen fingirten sich beigelegt, natürlich im Vollgefühl seiner persönlichen Wichtigkeit und künftigen Bedeutung. Vor der Hand waren Prozesse in Oesterreich, die sich sehr unbilliger Weise bis auf seine harmlosen Eltern erstreckten, Unannehmlichkeiten in der Fremde und vielfache Irrfahrten des Heimathlosen Theil. Um der nach Ablauf des Passes ihn bedrohenden Auslieferung zu entgehen, begab er sich eine Zeit lang nach Brüssel und Paris, bis er im Sommer 1846 auf deutschen Boden zurückkam, auch in Leipzig wieder einsprach, um einen Band „Neuere Gedichte" zum Abdrucke zu bringen. Ueberall fristete er inzwischen sein Dasein durch die Mitarbeiterschaft an verschiedenen Zeitschriften. Aus Sehnsucht, wie der Berichterstatter sagt, vielleicht aber auch aus Abenteuerlust wagte er gelegentlich einen heimlichen Besuch bei seinen Eltern in Böhmen; nur mit Mühe entrann er unter dem Dache derselben der Verhaftung und rettete sich durch die Flucht über die Grenze. In Berlin angekommen, vernahm er die Neuigkeit, daß sein heimathlicher Prozeß niedergeschlagen sei; wirklich lebte er auch, bald darauf nach Böhmen zurückgekehrt, bis zum Oktober 1847 unangefochten theils im Elternhause, theils in Franzensbrunn und in Marienbad. Im Spätherbst dieses Jahrs indessen, nachdem er zu Leipzig der Schillerfeier beigewohnt, begannen die früheren Mißhelligkeiten von frischem; gesonnen in Prag sich aufzuhalten, wurde er sofort bei seinem Eintritt in diese Stadt verhaftet und in Untersuchung gezogen. Während der Prozeß dauerte, gab man ihm gegen das Versprechen, die Stadt nicht verlassen zu wollen, einstweilen die persönliche Freiheit wieder. Möglich, daß ihm eine Strafe

zuerkannt worden wäre; doch das Gericht kam zu keinem Urtheil. Denn ehe ein solches gesprochen werden konnte, brach die europäische Revolution des Jahres 1848 aus, die alle Dinge umkehrte. Hartmann war nicht nur der seitherigen Anschuldigungen ledig, sondern stand vielmehr als ein gefeierter Patriot mit einer Märtyrerglorie da, der sich unter die Stimmführer der deutschen Parthei in Prag mischen durfte. Von ihr als Vertrauensmann in das Frankfurter Vorparlament abgeschickt, alsdann von dem Leitmeritzer Bezirke in die deutsche Nationalversammlung gewählt, schloß er sich jener Parthei an, welche in der Paulskirche auf der äußersten Linken saß.

Der zum praktischen Politiker gewordene Dichter spielte eine durchaus klägliche Rolle, was auch etliche lobhudelnde Federn über seine angeblichen Großthaten in die Welt posaunt haben: es gab keine einzige Frage, bei der er wirksam oder bestimmend eingegriffen hätte. Er gehörte zu denjenigen Abgeordneten, die eine belletristische, aber keine politische Richtung hatten, und verfocht die Interessen der Linken hauptsächlich in flüchtigen Journalartikeln. Wie konnte eine halb elegante, halb witzelnde Behandlung der Tagesfragen von solcher Tragweite, wie sie dem ersten deutschen Parlament vorlagen, und in einer Versammlung so gesetzter Männer irgend eine Wirkung haben? Auf seinem Sitze in der Paulskirche machte er sich nur dadurch bisweilen bemerkbar, daß er die auf der Bühne stehenden Redner mit kurzen Zwischenbemerkungen und Ausrufungen unterbrach; was ihn namentlich zu einem scharfen Zusammentreffen mit Heinrich von Gagern in der letzten Zeit führte. Uebrigens galt er für den schönsten Mann im Parlamente, wie er auch einer der jüngsten Nationalvertreter war; denn nur wenige von ihnen gab es, die, wie er, noch nicht dreißig Jahre zählten. Bei dem ebenso schmachvollen als ruchlosen Aufstande, dessen sich der rohe Haufe am 18. September in Frankfurt erfrechte, bewies er sich nicht muthiger als alle übrigen Collegen von den verschiedensten Farben; ein sonstiges Verdienst um die Wiederherstellung der Ruhe hat man ihm vergebens nachgerühmt. Bald darauf begleitete er seinen Freund Blum nach Wien, war jedoch klüger und nahm am Kampfe keinen Antheil; daher konnte er, nach Erstürmung der Kaiserstadt, unbehelligt abziehen und nach Frankfurt sich zurückwenden. In der ernstesten Zeit, die mit Beginn des Jahres 1849 über Deutschlands Geschicke entscheiden sollte, witzelte Hartmann in sarkastischen Verseleien, die er unter dem Namen „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" in einzelnen Heften zu Frankfurt mit prosaischem Ingrimm zusammenstoppelte; auch seine Mitabgeordneten verletzte er in diesen Wischlein auf die gehässigste Weise. Endlich verließ er mit der Linken Frankfurt und theilte das Schicksal des Rumpfparlaments zu Stuttgart,

bis auf den letzten Mann aushaltend, da er nichts Besseres zu thun wußte. In österreichische Lande heimzukehren, mochte ihm, nach der Auflösung des Rumpfparlaments, anfänglich nicht rathsam, später nicht von Nutzen scheinen; daher ward er nach dem Umschwunge der Dinge was er vorher gewesen war, ein freiwillig gezwungener Exilirter.

Es kann dem Publikum gleichgiltig sein, wie viele Irrfahrten Hartmann seitdem aufs Neue bestanden hat; weder seine Persönlichkeit noch seine litterarischen Leistungen erregen Interesse für dergleichen Einzelnheiten. Er lebte erst in der Schweiz, dann in London, dann in Paris. Ueber seine Reise durch das südliche Frankreich veröffentlichte er (1852) ein „Tagebuch", nachdem er schon vorher eine Erzählung und ein Idyll, die Früchte seiner Muße in der Schweiz, erscheinen lassen. Als der orientalische Krieg im Jahre 1853 ausbrach, begab er sich als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung in die untern Donauländer und war eine Zeit lang verschollen; eine schwere Krankheit, wie es hieß, hatte ihn zur Unthätigkeit verurtheilt. Nach dem zwischen Rußland und den Westmächten geschlossenen Frieden kehrte er nach Paris zurück, das frühere Litteratenleben fortsetzend und zeitweise seinen Aufenthalt in den Rheingegenden oder Hamburg nehmend.

Einer jener fahrenden Litteraten, welche nicht allein durch ihr Talent die Welt zu verbessern sich getrauen, sondern zugleich die Ueberzeugung hegen, daß nur sie allein den richtigen Weg zu dieser Verbesserung wissen, hat Hartmann in dem fünfzehnjährigen Zeitraume seiner Schriftstellerei (1845—1860) zwar vielerlei, aber nichts Kernhaftes und Klassisches hervorgebracht, weder auf politisch-poetischem, noch auf allgemein dichterischem Felde überhaupt. In der Einsamkeit an großen Werken zu schaffen, welche auf die Nation nachhaltigen Nutzen ausüben, fällt solchen Halbtalenten nicht ein: sie halten sich für Feuergeister, die am besten durch Gepolter zu nützen glauben, wenn sie nicht den bloßen Zweck haben, ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen — ohne wesentliches Verdienst. Nach Hartmann's politischen Zielen wollen wir nicht fragen; sie mögen so edel sein, als er sich dieselben vielleicht vorstellt, sie mögen ihm erreichbar erscheinen, uns nicht: das ist Nebensache, wo es sich um poetische Leistung und deren Würdigung handelt. Und da sehen wir denn, daß er seine lyrischen Reimereien über Politik ebenso gut hätte in Prosa abfassen können wie seine übrigen Zeitungsartikel; die Welt hat durch die Versifizirung nichts gewonnen. Denn seine politischen Lieder sind nichtssagend im Allgemeinen, Ergüsse ohne den Hintergrund eines festen Prinzips im Besonderen, meist grobe und unwitzige Ausfälle, die in der Pfaffenchronik des „Mauritius" ihren widerwärtigsten Ausdruck gefunden haben. Die Demokratie, wenn sie ihn für den Ihrigen anerkennt, muß sich wenigstens bessere Dichter wünschen. Denn vergreift sich auch ein junger Poet in einzelnen schroffen Hieben, so wird er doch, wenn er anders ein Poet ist, zurückscheuen vor einer durchgehends abstoßenden Ungeschlachtheit, die Alles bemäkelt, verdammt, begeifert, verspottet, wie es bei Hartmann durchweg der Fall ist, er müßte sich denn in leeren Klagen über die vergangene böhmische Herr-

lichkeit ergeben. Einzelne richtige Gedanken und schneidende Wahrheiten machen kein Gedicht.

Was die unpolitische Parthie seiner Lyrik betrifft, ist sie theils zwecklos und unbedeutend, da man vergebens sich nach einem tieferen Gehalte in den Liedern umsieht, theils überflüssig, da selbst dasjenige, was leidlich sich ausnimmt, darunter einzelne Liebeslieder, von Andern bereits besser dargestellt ist. Wie für seinen politischen Schmerz, so kann man auch für den Schmerz seiner Person kein Interesse gewinnen. In der Form zeichnet er sich ebensowenig aus, er hielt sie für ein Nebending, das man nicht zu lernen brauche.

Eine Zeit lang gab es Bewunderer seiner ersten Produkte, indem man sie ihres kecken Freisinns wegen loben zu müssen glaubte; später, als man allgemein die Fadheit seiner Lyrik einsah, bemühten sich unsere Zeitungsschreiber und Feuilletonisten, seine mit ihm auf gleicher Stufe stehenden Collegen, wenigstens die neuesten Produkte des vielumhergeschlagenen „Dulders" vor der Verdammung zu retten, indem sie unter anderm in den „Zeitlosen", seiner jüngsten lyrischen Sammlung, eine glückliche Reife seines Talentes erblicken wollten, ein Zeichen, daß er auf dem Wege sei, die Nation durch die Liebenswürdigkeit seines persönlichen Charakters zu gewinnen wie — Schiller. In der That, prüfen wir diese „Zeitlosen", so finden wir theils eine verunglückte Nachahmung der Heine'schen Manier, theils die frühere Plattheit.

Schriften. 1) Kelch und Schwert. Dichtungen. Leipzig 1845. 3. Aufl. Darmstadt 1851. 2) Neuere Gedichte. Leipzig 1847. 3) Der Krieg um den Wald. Ein Roman. Frankfurt 1850. 4) Adam und Eva. Ein Idyll. Leipzig 1851. 5) Schatten. (Poetische Erzählungen.) Darmstadt 1851. 6) Tagebuch aus Provence und Languedoc. Ebend. 1852. 2 Bände. 7) Erzählungen eines Unstäten. Berlin 1857. 2 Bände. 8) Märchen und Geschichten aus Osten und Westen. Braunschweig 1858. 9) Zeitlosen. Gedichte. Ebend. 1858. 10) A. Petöfi's Gedichte. Uebersetzt mit F. Szarvady. Darmstadt 1851. 11) Bretoni'sche Volkslieder. Uebersetzt mit L. Pfau. Köln 1859.

Antwort.

Kennst du die Tage, da die Wolken
Trüb über'n Himmel fliehn,
Zugleich die dunkeln Schatten
Durch deine Seele ziehn?

Kennst du die Tage, da die Blume
Sich still erhebt im Beet,
Zugleich in deinem Herzen
Ein Frühling auferstehţ?

Kennst du die Nächte, da die Stürme
Durchwühlen Saat und Baum,
Zugleich mit schweren Klagen
Durchdröhnen deinen Traum?

Kennst du die Nächte, da die Sterne
Sich spiegeln still im See,
Zugleich in deiner Liebe
Aufblüht ein sel'ges Weh?

Dann frage nicht, was mich oft traurig,
Was mich oft selig macht —
Den Tag mit Blum' und Wolken,
Frag' Sturm- und Sternennacht.

Und frage dann Natur und Liebe,
Wer sie gemacht so gleich,
Und frag', warum sie beide
An Schmerz und Glück so reich! —

Eine Erinnerung.

Mond, der stille Wandersmann,
Sah durch trübe Augenlieder,
Einer, der nicht schlafen kann,
Blickt so in die Gassen nieder.

Eine lebenslose Nacht
Ohne Ruh' und ohne Regung,
Eine gottvergeßne Nacht
Ohne liebende Bewegung.

Aber milder war's in mir,
Denn als Kind aus ferner Weite
Durch das mächtige Revier
Fuhr ich an der Mutter Seite.

Abseits und vom Wege lag
Einsam eine alte Mühle,
Mitten durch den nächtgen Hag
Zog ihr sausendes Gewühle.

Durch den Lärm von Bach und Rad
Drang das Weinen eines Kindes,
Wie, wenn Sommers Tod sich naht,
Tönt der Schrei des Stoppelwindes.

Halten ließ die Mutter schnell,
Sah zum Mühlenhaus hinüber:
„Ist in Nacht solch Fenster hell —
Ist ein Herz hier um so trüber.“

Und sie sah mit trübem Sinn,
Lange, lange ohn' Ermatten,
Wie am Fenster her und hin
Wiegend, singend lief ein Schatten.

Schweigend blickte sie empor
Nach dem regen Schatten immer,
Heimisch waren ihrem Ohr
Mutterlied und Kindsgewimmer.

Bis das Kindlein ruhig ward,
Lied und Weinen stiller waren,
Ließ sie erst zur weitern Fahrt
Fürder unsern Karren fahren.

Und ich fragte: Mutter, sag',
Warum in der Nacht, der kalten,
Ließest nach durchreistem Tag
Du so lang die Pferde halten?

Und sie sprach: „Konnt' ich vorbei
An mir so bekannten Schmerzen?
Solches Lied und solch Geschrei
Kennen alle Mutterherzen.

Aus todtkranken Herzen dringt
Dieses Schreien, will mir scheinen;
Und die Mutter, die da singt,
Möchte lieber weinen, weinen!

Mit ihr, der's an Trost gebricht,
Mußt ich hier im Dunkeln trauern;
Ach, mein Kind, du weißt noch nicht,
Wie lang' solche Nächte dauern.“

Aus den Wolken hat geblickt
Jetzt der Mond mit mildem Scheinen,
Sah, wie ich mich fest gedrückt
An ihr Herz, um still zu weinen.

Böhmische Elegie.

O Böhmen, fremdes grünes Blatt
Von einem fremden Wunderbaume,
Nach dem sich sehnt ein Autokrat
In seinem wüsten Kaisertraume,

Gen Westen kehre dein Gesicht,
Die Freiheitssonne kommt aus Westen;
Siehst du das junge Morgenlicht
Wie Rosen über Kron' und Aesten?

Im Osten ist es Nacht und kalt —
Auf einem Thron von Bruderleichen
Sitzt dort die blutige Gestalt
Mit ihrem neuen Kainszeichen.

An Deutschlands Halse wein' dich aus,
An seinem schmerzverwandten Herzen,
Geöffnet steht sein weites Haus
Für alle großen, heil'gen Schmerzen.

Vergiß, vergiß den alten Groll —
Mein deutsches Herz kann dir verkünden:
Auch Deutschland fühlt, das Maß ist voll
Und büßet seine alten Sünden.

Laß mich dein treuer Herold sein,
Mein Vaterland, in deutschen Landen,
Laß mich mein treues Lied dir weih'n
Und deinem Weh, das ich verstanden.

Jetzt steh' ich ferne deinem Schmerz,
Doch wills in meiner Seele lenzen,
Schickt dir sein Lied dies Dichterherz,
Die blasse Stirne dir zu kränzen.

Gewisse Worte.

O Worte giebt's, die nie verhallen!
Sie sind wie Steinchen, die gefallen
In einen Brunnen schwarz und tief,
Und die von Kant' zu Kante springen
Und stets von neuem aufwärts klingen,
Wenn scheinbar längst ihr Ton entschlief.

Es sind die Worte, die sich senken
In unsers Herzens tiefen Schacht:
Aus der Vergessenheiten Nacht
Klingt ewig neu ihr Angedenken.

Ich kehrte heim nach langen Jahren,
Des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
Gekostet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang' umfangen,
Und als die erste Lust gestillt,
Sprach sie mit Tönen, traurig-mild:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

O Gott wie blaß sind deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.

Ob nun in Freude, ob in Leide
Der Wangen Frühling von mir scheide:
Die Worte sind mein treu Geleite.
Ich höre stets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Und sitz' ich Nachts allein und schaue
Mit falt'ger Stirne, düstrer Braue
Tief zu des Bechers goldnem Grunde,
Ist mir, als ob aus treuem Munde
Heraus die Klageworte klangen:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einst auf der schwarzen Todtenwiege,
Wo mich kein Menschenlaut mag stören —
Ich werde noch die stillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
O Gott, wie blaß sind deine Wangen!

Hora matutina vidi Facientem muros nidi.

Heut ich aus dem Fenster schaute,
Sah ich, wie ein blaues Vöglein
An die Wand sein Nestlein baute.

Klümplein Erde, Federn, Halme
Trug's herbei und sang zur Arbeit,
Gott zu preisen — süße Psalme.

Und ich hielt mich sorglich stille,
Denn das Vöglein nicht zu stören
Bei der Arbeit war mein Wille.

Und ich dachte, wie am Morgen
Ich ihm Nahrung wollte reichen
Und für seine Armuth sorgen.

Aber fühlen meine Blicke
Mußt' es, denn es floh von dannen,
Und es kehrte nicht zurücke.

Und ich mußte selbst mich fragen:
Sind so böſ' der Menschen Augen,
Daß ein Vöglein sie verjagen?

Kann die Liebe selbst nicht lindern
Ihre bösen Zauberkräfte
Und des Vögleins Angst vermindern?

Und doch sind die Augen Spiegel
Und des innern Seelenräthsels
Namentragende Wappensiegel?

Darum floh das Vöglein eben,
Denn der Herr hat ihm die Ahnung
Künft'gen Unheils beigegeben.

Liebend hätt' ich es geheget
Als der Einsamkeit Genossen,
Mondenlang vielleicht gepfleget;

Aber endlich aufgegangen
Wär' in mir der böse Wille
Und ich hätt' es doch gefangen,

Und in einen düstern Bauer
Hätt' ich's eingesperrt despotisch
Und verdammt zu ew'ger Trauer.

Wohl dir, daß du fortgeflogen,
Vöglein, in die grünen Wälder,
Denn ich hätte dich betrogen! —

Dänische Ballade.

Als König Alfred's Hochzeit war,
Da hat's gestürmt und geregnet,
Der junge Bischof im Prachttalar
Hat sie vermählt und eingesegnet —
Es war eine böse Nacht.

Der junge Bischof selber war
Ein Königssohn aus altem Blute,
Und unterm purpurnen Talar
War ihm sehr weh zu Muthe —
Es war eine böse Nacht.

Am liebsten hätt' er selber gefreit
Die junge, schöne Königinne,
Doch war er schon lange eingeweiht,
Und durft' ihm die Lieb' nicht kommen zu Sinne —
Es war eine böse Nacht.

Und zu dem frommen Segensspruch,
Wie Tröpflein Gift zu süßem Weine,
Hat er gemengt einen leisen Fluch —
Die Braut nicht hört's und nicht die Gemeine; —
Es war eine böse Nacht.

Und als sie kam in's Brautkämmerlein,
Da wandten sich um all Heil'genbilder,
Die Lampe gab sehr trüben Schein,
Des Königs Alfred Herze schlug wilder; —
Es war eine böse Nacht.

„So hast du geliebt schon einen Mann?"
Sie weint und schwor, daß sie Keinen geliebet;
Einen Becher mit Wein ließ er kommen heran,
Und hat ihn mit schwarzen Tröpflein getrübet; —
Es war eine böse Nacht.

Der Bischof gab ihr die Absolution
Und hat sie noch einmal gesegnet;
Sie nahm den Becher und trank davon —
Und draußen hat's gestürmt und geregnet —
Es war eine böse Nacht.

Gastgeschenke.

„Herrn Wendl, den's von dannen treibt,
Was gebt ihr dem lieben Gaste,
Ihr Kinder, wenn er länger bleibt,
Daß gern er bei uns raste?"

Ich geb' ihm, sprach der Aeltste geschwind,
Den Falken, meinen Genossen,
Einst war er gut, jetzt ist er blind,
Auch ist sein Flügel durchschossen.

Der zweite sprach: ich geb' ihm dazu
Den Pfeil, den wunderbaren,
Der immer den Feind gelassen in Ruh'
Und dem Schützen in's Herz gefahren.

Das Töchterchen hörte zu in Leid,
Dann sprach es mit Zagen und Bangen:
Ich geb' Herrn Wendl zu jeder Zeit,
Was er nur mag verlangen.

Ich geb' ihm meinen Scharlach voll Pracht,
Von meinem Halse die Kette,
Von meinem Finger den Ring und zur Nacht
Mein eiderdunenes Bette.

„Herr Wendl ihr sollt beurlaubt sein,
Ich höre traurige Mähre:
Zu wenig behagt ihr den Knaben mein,
Dem Töchterlein allzusehre."

An eine Kranke.

Du leidest, du bist krank, o Josephine!
Wie eigen überkam mich der Bericht!
Als ob mir eine Heilige erschiene
In einem Thebaidentraumgesicht.
Ich sah ein Weib mit lächelnd blasser Miene,
Das sich um's Haupt die Dornenkrone flicht,
Das hingeht in geheimer hoher Sendung
Als Priesterin auf Pfaden der Vollendung.

Wie siegreich ist der böse Geist betrogen,
Der unsrer Huldigung dich will entwenden.
Wenn dich das Glück so anmuthsvoll erzogen,
Wie herrlich wird das Unglück dich vollenden.
O sei getrost! ein Gott blieb dir gewogen,
Der übergiebt dich jetzt den Meisterhänden
Des Schmerzes, der besitzt den letzten Stempel —
Sieh seine Werkstatt an — es ist ein Tempel!

Da liegst du, lächelnd wie die Sonn' im Mai,
Um zu zerstreu'n der Freude Thränenregen.
„Es schmerzt nicht," sagst du — theure Heuchelei
Der Märtyrer auf dornenvollen Wegen!
Zum Liebe machst du jeden Schmerzensschrei,
Um Balsam auf der Andern Leid zu legen;
Du bist die Trösterin, wir sind die Kranken,
Du steigst empor, weil wir in Nacht versanken.

Ich sagt' es wohl, als ich dich sah im Glücke:
„Dies Leben wird im Unglück schöner nur!"
Und wahrlich, all' dein Leid ist nur die Brücke,
Die führt von schöner dich zu schönrer Flur.
Ich denk' an Flügel, seh' ich deine Krücke,
Und flehe zur unendlichen Natur:
„Genug gethan hast du für dieses Wesen,
Es ist gethan — nun lasse sie genesen!"

Johann Christoph Friedrich Haug,

ein schwäbischer Epigrammatiker und Lyriker aus der älteren Epoche, welche der „schwäbischen Schule" vorausging, wurde am 19. März 1761 zu Niederstotzingen im Würtembergischen geboren, von seinem Vater, späterem Pfarrer in Magstatt, anfangs selbst unterrichtet, dann auf den Gymnasien zu Ludwigsburg und Stuttgart fortgebildet. Daß er nicht geringe Talente besaß, ergab sich auf der hohen Stuttgarter Karlsschule, wo er die Rechte studirte und in den wissenschaftlichen Prüfungen eine Menge Preismedaillen davontrug; aber er war mehr ein witziger Kopf, als für Poesie in ähnlicher Weise entflammt wie Schiller, mit dem er gleichzeitig auf jener Anstalt zusammentraf. Daher beschränkte er nicht allein seine Neigung vorläufig auf das epigrammatische Gebiet, sondern trat auch unter seinem wahren Namen erst vor die Oeffentlichkeit, als Schiller bereits am Ende seiner Laufbahn stand. Um so mehr gefiel er dem Herzoge Karl, welchem Schiller mißfiel, er wurde ein brauchbarer Geschäftsmann und stieg durch die Gunst seines Fürsten, der auf die akademischen Auszeichnungen des Jünglings aufmerksam geworden war, und durch das Wohlwollen der nachfolgenden würtembergischen Herrscher von Stufe

zu Stufe. Denn nachdem er schon 1783 zum Sekretär im geheimen Kabinet, 1791 zum kaiserlichen Hof- und Pfalzgraf, 1794 zum Geheimsekretär ernannt worden, erhielt er im Jahre 1817 die Stelle eines Bibliothekars mit dem Hofrathstitel zu Stuttgart, wo er am 30. Januar 1829 seine Tage beschloß. Seine erste Schrift, die 1791 erschienenen „Sinngedichte", hatte er unter dem Namen Friedrich Hophthalmos herausgegeben; auch für mehrere andere Werke behielt er später diesen Namen bei.

Haug hat nur in so fern einige Bedeutung, als er der vorzüglichste Epigrammatist und Scherzdichter schwäbischen Stammes ist; für unsere Litteratur besitzt er geringe Wichtigkeit. Auch seine Witzsammlung, „Wahls ungeheure Nase", womit er das meiste Aufsehen erregte, behauptet keinen eigentlich klassischen Werth. Denn die Mannigfaltigkeit der auf einen einzigen Gegenstand gerichteten Spöttereien ist zwar einzig in ihrer Art und zeugt von Reichthum der Phantasie, aber schon die Menge dieser Hyperbeln läßt erwarten, daß, wie es wirklich der Fall ist, viel Fades und Unschönes mit unterläuft, während die Form sich nicht besonders auszeichnet. Was ihn charakterisirt, ist die Harmlosigkeit seiner Einfälle; doch möchte der Mangel eines bestimmten Stachels wohl häufiger dem Menschen als dem Dichter zu Statten kommen. Außerdem schrieb er Fabeln und Charaden; auch suchte er der „schwäbischen Schule" sich dadurch anzunähern, daß er, ihrem neueren Beispiele gemäß, Balladen und Lieder verfaßte, auf das Mittelalter zurückging und die Weisen älterer Dichter, namentlich die der Minnesänger, theils verneudeutschte, theils nachahmte. Doch scheint ihn die schwäbische Schule bereits völlig vergessen zu haben, wenn sie ihn nicht deswegen ignorirt, weil er unter Wahls Nase die schwäbische Nase überhaupt verstand.

Schriften. 1) Sinngedichte. Tübingen 1791. 2) Taschenbuch für Geist und Herz aufs Jahr 1801. Ludwigsburg 1800. 3) Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase, in erbauliche hochdeutsche Reime gebracht. Stuttgart 1804. 2. Aufl. Brünn 1822. 4) Epigramme und vermischte Gedichte. Berlin 1805. 2 Bände. 5) Epigrammatische Spiele. Zürich 1807. 6) Epigrammatische Anthologie. (Mit seinem Landsmann C. F. Weißer.) Zürich 1807—1809. 10 Bändchen. 7) Huldigung des würdigsten und schönen Geschlechts. Stuttgart 1817. 8) Poetischer Lustwald. Sammlung von Gedichten älterer, großentheils jetzt unbekannter Dichter. Tübingen 1819. 9) Magische Laterne. Brünn 1820. 10) Panorama des Scherzes. Ebend. 1820. 2 Bändchen. 11) Neujahrsbüchlein für das Arbeitskästchen holder Frauen und Jungfrauen. Ebend. 1820. 12) Hundert Epigramme für Aerzte, die keine sind. Zürich 1820. 13) Bacchus, Antimomus, Jocus und Sphinx. Ulm 1823. 14) Zweihundert Fabeln für die gebildete Jugend. Ebend. 1823. 15) Charaden und Logogryphen. Eine Centurie. Stuttgart. 16) Taschenbuch, dem Bacchus und Jocus geweiht. Ebend. 17) Spiele der Laune und des Witzes. Tübingen 1826. 18) Gedichte. Leipzig 1827. 2 Bände. Neue Aufl. Mit dem Bildniß des Verfassers nach Dannecker's Basrelief. Stuttgart 1840. 19) Fabeln für Jung und Alt. Heidelberg 1828. 20) Auserlesene Sammlung der besten deutschen Gesellschaftslieder. Neue sehr vermehrte Aufl. Ebend. 1828. (Auch unter dem Titel: Allgemeines Heidelberger Commersbuch.)

Sinnsprüche.

I. Bav.

Bav's Lied erhob den Wein
Zum Dichtersteckenpferde.
Bav muß kein Dichter sein:
Ihn wirft es oft zur Erde.

II. Marull.

Nur von Marull's Geschichten eine:
Der Geizhals blickte, wenn er aß,
Erfind'risch durch ein Augenglas,
Damit sein Bissen größer scheine.

III. Von Plump's Aerger.

Ich bin Gottlob! altadelig;
Jedoch mein Sohn, das ärgert mich,
Hat einen Ahnen mehr, als ich.

IV. An S.

Dein Haus und Gärtchen, S., besingst du
Theil für Theil,
Und so gewissenhaft, als bötest du sie feil.

V. Ein Mann, ein Wort.

„Dein Nachbar will
Dein Unglück, Till!"
Sprach Theodat,
Der Advocat;
„Ich aber will
Dein Bestes, Till!"
Er hielt sein Wort:
Till's Geld ist fort!

Hyperbeln auf Herrn Wahl's ungeheure Nase.

I. Rath.

Willst du, wie die Braminen pflegen,
Auf deine Nasenspitze sehn,
So kann es, der Entfernung wegen,
Nur durch ein Telescop geschehn.

II. Täuschung.

Er stand und sprach vor seinem Haus;
Da hielt ein Güterwagen an.
„Heh! rief der trunkne Fuhrmann aus,
Den neuen Schlagbaum aufgethan!"

III. Dannecker an Wahl's Gattin.

Das Nasenprodigium deines Mann's —
Darstellen soll ich's in Marmor dir.
Zwar scheint's unmöglich; allein ich kann's,
Verschreibst du ganz Carrara mir.

IV. Geruchsfülle.

Deine Wohlgeruchsextase
Muß beneidenswürdig sein;
Denn du schnüffelst mit der Nase
Husch! den ganzen Frühling ein.

V. Unabwendbar.

Wer ungeseh'n, wer ungescheut
Dich ärgern will, mein Lieber,
Entfernt sich heimlich meilenweit,
Und giebt dir Nasenstüber.

VI. List.

Dir hat zum Glücke jüngst ein Dieb,
Der schlau sein Gaunerwesen trieb,
Die Dose vor der Nase weggenommen.
Der Vorsprung war zu groß. Er mußt' ent-
kommen.

VII. Anekdote.

Ich sah heraus
Aus meinem Haus.
Ein Schiffer spähte,
Was oben sei,
Und rief: Ei, ei!
Zwei umgedrehte
Kanonenböte!

VIII. Wahl's Aerger.

Ich ärg're mich und rase —
Mich hindert meine Nase
Die Wälder zu beschau'n,
Ja, nur darin zu gehen,
Es wären denn Alleen
Gerade durchgehau'n.

Räthsel.

Ein ewig Schweigen schließt der Vordern
Mund;
Laut redend thun sich dir die Letzten kund;
Doch wenn von dir das Ganze spricht,
Auch noch so laut, du hörst es nicht.

Ich, Schauspieldichter, ich, ein Philosoph,
Schweb' auch, ein Genius, in bessern Welten,
Und macht den Schönen ihr den Hof,
So findet ihr auf Erden mich nicht selten.
Doch setzet kaum ein Zeichen ihr voran,
So werd' ich Theolog und Grobian.

Sagt heute, wenn ihr wißt,
Was morgen gestern ist?

Auflösung von Baggesen.

Heut' ist offenbar,
Was gestern morgen war.

Friedrich Hebbel,

ein Lyriker und Dramatiker ohne klassische Bedeutung, wurde am 18. März 1813 zu Wesselburen im Dithmarschen geboren und durfte anfangs, bei der Dürftigkeit seiner äußerlichen Lage, an keine wissenschaftliche Laufbahn denken. Seine Erziehung selbst war sehr mangelhaft, die Bibel fast das einzige Buch, aus welchem der Knabe seine Vorbildung schöpfte, während Sagen und Geschichten seines engeren Heimathslandes die jugendliche Phantasie nähren mußten. Gehindert durch die Beschränktheit dieser Verhältnisse, konnte er es nicht weiter bringen als bis zum Schreiber bei dem Kirchspielvoigt seines Geburtsortes. So stand denn Hebbel schon in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, als die bekannte Schriftstellerin Amalie Schoppe, geb. Weise, den Gedanken faßte, ihn aus dieser hoffnungslosen Lage zu befreien: sie eröffnete ihm den Weg nach Hamburg, wo er sich für die Hochschule vorbereitete. Darauf studirte er erst in Heidelberg, dann in München Philosophie und Geschichte, leider gerade um die Zeit, wo die Coterie des „jungen Deutschland" einerseits mit dem hergebrachten Schlendrian, andererseits aber auch mit den echten Prinzipien deutscher Litteratur unter hohlem Halloh sich herumbalgte, um einen Schimmer von Genialität zu erjagen, der die Mitglieder dieses Schreibundes zu Helden des Tages und zu Verführern anderer ebenso unreifer und mittelmäßiger Talente machte. Wie weit sie nachtheilig auf den strebsamen Hebbel einwirkten, wer weiß es zu sagen? Nur soviel erkennen wir aus den nachherigen Leistungen dieses Mannes, daß er zu unmächtig war, um sich ihren Einflüssen zu entziehen. Die ersten seiner lyrischen Gedichte stammen aus dem Jahre 1833, die übrigen meist aus der Zeit seiner Universitätsstudien, soweit sie im Jahre 1842 gesammelt erschienen sind; ihnen folgte später noch eine zweite Sammlung von dergleichen Dingen. Seine vornehmsten Arbeiten indessen waren dramatischer Gattung. Nachdem er sich, eben von Universitäten zurückkehrend, für's erste wieder nach Hamburg

gewendet, schrieb er im Herbst 1839 die „Judith", ein sogenanntes Trauerspiel, das man ohne Scham sich getraute auf deutschen Bühnen aufzuführen und selbst in dänischer Uebersetzung zu Kopenhagen zu geben. Keck vertheidigte er sich gegen diejenigen, welche die Bodenlosigkeit seiner Richtung zu tadeln wagten. Diesem ersten anscheinend sehr glücklichen Versuche folgten ähnliche Produkte, der Dichter gewann in den Augen des Publikums Ansehen, fand in Kopenhagen gute Aufnahme bei dem leicht zugänglichen Oehlenschläger und empfing von dem dänischen Könige Christian VIII. ein Reisestipendium. Nach der Veröffentlichung der „Maria Magdalena" (1844), verließ er denn Hamburg, unternahm mehrere Reisen und wählte endlich 1846 Wien zu seinem festen Aufenthalte, besonders im Dramatischen fortarbeitend und trotz vielfachen kritischen Widerspruchs auf den seitherigen Wegen verharrend.

Sagen wir kurz, daß Hebbeln der rechte Sinn für das Schöne niemals aufgegangen ist.

Wie es diesem Autor an gesundem Geschmacke, an Natürlichkeit, Einfachheit und Klarheit der Darstellung im Lyrischen gebricht, indem seine „Gedichte" meist zwecklos, ohne tieferen Gehalt, ungenau, schwülstig und selbst unverständlich erscheinen, so treten auf dramatischem Gebiete diese Fehler noch greller heraus. Der Mangel an frühzeitiger klassischer Bildung äußerte sich hier wieder einmal in vollem Umfange seiner Nachtheile. Die Dramen Hebbel's verstoßen im Ganzen wie im Einzelnen nicht allein schnurstracks wider die Anforderungen echter Kunst, sondern die Charaktere derselben sind so durchaus ungenügend, verkehrt, toll und abgeschmackt, daß denselben jeder eigentliche Werth abgesprochen werden muß, und daß man in ihnen, einzelne Personen in der Maria Magdalena vielleicht ausgenommen, nirgends die Spur von wahrem poetischem Talent dargelegt findet. Denn in seinem Haschen nach Originalität spricht sich kein Genie aus; er ist originell, aber nicht im guten Sinne. Die frühen Schwächen des jugendlichen Schiller, die Seltsamkeiten Shakespeare's tausendfach überbietend, fast in den scheingenialen, burschikosen Ton des unglücklichen Dramatikers Grabbe und der neueren Nachäffer desselben verfallend, giebt er nichts als Karrikaturen oder, wie in seiner sehr untragischen Judith, puppenkomödienartige Charaktere, die gemein, ekelhaft und widerwärtig sind. Idealische Größe und echtpoetische Anschauung ist ihm fremd; alles ist bei ihm zerflossen und zerfahren, ausgenommen die auf den gemeinen Haufen berechnete theatralische Wirkung: auf drastische Wirkung hat es Hebbel lediglich abgesehen, alles Uebrige ordnet er diesem Zwecke unter.

Schriften. 1) Gedichte. Hamburg und Leipzig 1842—1848. 2 Bände. 2) Judith, ein Trauerspiel. Hamburg 1841. 3) Genovena. Ebend. 1843. 4) Maria Magdalena. Ebend. 1844. 5) Der Diamant. Ein Lustspiel. Ebend. 1847. 6) Herodes und Mariamne. Wien 1850. 7) Julia. Leipzig 1851. 8) Der Rubin. Ein Lustspiel. Leipzig 1851. 9) Das Trauerspiel in Sicilien. Eine Tragikomödie. Leipzig 1851.

Seine Ansichten über das Drama theilt er mit: 1) Mein Wort über das Drama. Hamburg 1843. 2) Kritische Vorrede zur „Julia".

Ueber ihn ausführlicher: Henneberger, das deutsche Drama der Gegenwart. Greifswald 1853.

Der Sonnenjüngling.

Der Sonnenjüngling blickt zum ersten Mal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen;
Er kehrt sich glühend ab in süßem Bangen,
Doch blüh'n schon Veilchen auf vor seinem Strahl.

Er blickt noch einmal, und zu seiner Qual
Ist schnell die erste Lilje aufgegangen;
Beim dritten Mal sieht er die Rose prangen,
Nun muß er rastlos blicken, ohne Wahl.

Und ach! je länger er sie nun betrachtet,
Je größer wird in seiner Brust das Sehnen,
Weil sie sich immer lieblicher gestaltet.

Er aber, der sich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in seinem Weh und seinen Thränen,
Daß all' die Schönheit nur sein Blick entfaltet.

Das Kind am Brunnen.

1841.

Frau Amme, Frau Amme, des Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen ist tief!
Sie schläft, als läge sie drinnen!
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen sich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht
Mit Augen so hell und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht,
Viel stumme, freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! Herauf! So meint's das Kind:
Der Schatten: hernieder! hernieder!

Schon beugt es sich über den Brunnenrand,
Frau Amme, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand,
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle,
Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

Der Tod kennt den Weg.

Welche Fülle auf den Bäumen!
Welch ein Segen auf der Flur!
Welch bachantisches Ueberschäumen
Der verschwendrischen Natur!
Lagern kann man jetzt auf Rosen
Und, mit Rebenlaub gekrönt,
Bei den vollen Bechern kosen,
Bis man selbst die Götter höhnt.

Aber unter dieser Bläue,
Die man nie noch schöner sah,
Steht der Mensch, der selten scheue,
Stumm und ohne Jubel da.

Keiner leert die Weinbehälter,
Deren man doch bald bedarf,
Keiner trinkt und fegt die Kelter,
Keiner macht die Sichel scharf.

Scheltet mir sie nicht, sie haben
Stets den Spaten in der Hand,
Um die Brüder zu begraben,
Die erstickt der Sonnenbrand.
Ihre Zahl wird täglich kleiner,
Weil die Traube doppelt lebt,
Und es bleibt vielleicht nicht Einer,
Der im Herbst den Becher hebt.

Einer doch! Am Meeresstrande
Ragt gebietrisch-stolz ein Schloß
Hoch herab vom Felsenrande,
Ueberm Haupt ein Palmensproß.
Hinter diesen steilen Mauern,
Die noch nie ein Feind bedroht,
Kann man Alles überdauern,
Alles, auch den schwarzen Tod.

Auf dem Thurme steht ein Wächter,
Dessen Stimme weit erklingt,
Auf der Zinne geht ein Fechter,
Dessen Pfeil Verderben bringt.
Jeden Wandrer weist der Späher
Gleich zurück mit lautem Schall,
Kommt er dennoch nah und näher,
Bringt ihn flugs der Schütz zum Fall.

Aber unten thront im Saale
Der gefürchtete Baron.
Bei dem funkelnden Pokale
Spricht er allen Schrecken Hohn:
„Laßt sie sterben und verderben,
Trifft nur uns kein böser Hauch!
Ich ernenne mich zum Erben
Wär's der ganzen Erde auch!" —

Sein Gemahl, ihm gegenüber,
Wird bei dieser Rede bleich,
Auch die Kämmrer blicken trüber,
Doch er trinkt und lacht zugleich:
„Unser Schloß ist, was vor Zeiten
Einst die Arche Noah's war,
Ich und du, wir beide schreiten
Bald heraus als letztes Paar!"

Sie erhebt die weißen Hände,
Doch er schenkt sich wieder ein.
„Geht die alte Welt zu Ende,
Wird die neue schöner sein:
Jedes Mädchen wird dir gleichen,
Die du Aller Krone bist,
Und kein Mann wird mehr erbleichen,
Der aus meinem Blute ist!

Da erscholl ein starkes Dröhnen,
Ja, man pocht am Thor mit Kraft,
Und, — wie könnt' es sonst so tönen —
Mit dem schwersten Lanzenschaft.
„Ist es möglich, daß der Sklave
Auf dem Thurm so schläfrig wacht?
Bringt ihn her, daß seine Strafe
Alle Andern munter macht!"

In den Augen dunkle Flammen,
Springt er auf und schwingt das Schwert.
„Nein, ich hau' ihn nicht zusammen,
Schwört er dann, er ist's nicht werth.
Selbst soll er vom Thurm sich stürzen,
Und vor meinem Angesicht;
Ihm die Todesangst zu kürzen,
Wär' zu viel für diesen Wicht."

Und er fliegt die steilen Stufen
Vor dem Diener noch empor,
Der, mit Hast zurückgerufen,
Fast den sichern Tritt verlor.
Ungewohnt der Schwindelpfade,
Klimmt die schwangre Frau ihm nach,
Doch umsonst erfleht sie Gnade,
Ihre Stimme ist zu schwach.

Aber, eh' sie selbst die Platte
Halb erreichte, kehrt er um,
Und der Blick, der jetzt so matte,
Seiner Augen schreckt sie stumm.
„Ist das Gräßliche geschehen,"
Ruft sie laut, „so fluch' ich dir!" —
„„Still, wir müssen weiter gehen,
Denn der schwarze Tod ist hier!""

Aus dem Trauerspiel „Judith".

I. Gespräch über den Holofernes.

Judith.

Er ist ein Tyrann!

Achior.

Ja, aber er wurde geboren, es zu sein. Man hält sich und die Welt für nichts, wenn man bei ihm ist. Einmal ritt ich mit ihm im wildesten Gebirg. Wir kommen an eine Kluft, breit, schwindlich tief. Er spornt sein Pferd, ich greif' ihm in die Zügel, deute auf die Tiefe und sage: sie ist unergründlich! „Ich will ja auch nicht hinein, ich will hinüber!" ruft er und wagt den grausigen Sprung. Ehe ich noch folgen kann, hat er Kehrt gemacht und ist wieder bei mir. „Ich meinte dort eine Quelle zu sehen," sagte er, „und wollte trinken, aber es ist nichts. Verschlafen wir den Durst." Und wirft mir die

Zügel zu und springt herab vom Pferd und schläft ein. Ich konnte mich nicht halten, ich stieg gleichfalls ab, und berührte sein Kleid mit meinen Lippen und stellte mich gegen die Sonne, damit er Schatten habe. Pfui über mich! Ich bin so sehr sein Sklave, daß ich ihn lobe, wenn ich von ihm spreche.

Judith.

Er liebt die Weiber?

Achior.

Ja, aber nicht anders, wie Essen und Trinken.

Judith.

Fluch ihm!

Achior.

Was willst Du? Ich hab' Eine meines Volks gekannt, die verrückt ward, weil er sie verschmähte. Sie schlich sich in sein Schlafgemach und trat plötzlich, als er sich eben ins Bett gelegt hatte, mit gezücktem Dolch drohend vor ihn hin.

Judith.

Was that er?

Achior.

Er lachte, und lachte so lange bis sie sich selbst durchstach.

Judith.

Hab' Dank, Holofernes! Nur an diese brauch' ich zu denken, und ich werde Muth haben wie ein Mann!

Achior.

Was ist Dir?

Judith.

O steigt vor mir empor aus euern Gräbern, ihr, die er morden ließ, daß ich in eure Wunden schaue; tretet vor mich hin, ihr, die er geschändet hat, und schlagt die auf ewig zugefallenen Augen noch einmal wieder auf, daß ich drin lese, wie viel er euch schuldig ward! Ihr Alle sollt bezahlt werden! Doch warum denk' ich euer, warum nicht der Jünglinge, die sein Schwert noch fressen, der Jungfrauen, die er in seinen Armen noch zerdrücken kann! Ich will die Todten rächen und die Lebendigen beschirmen. — (Zu Achior.) Ich bin doch für ein Opfer schön genug?

Achior.

Niemand sah Deinesgleichen.

II. Gespräch zwischen Judith und Holofernes.

Judith (für sich).

Hör' auf, hör' auf! Ich muß ihn morden, wenn ich nicht vor ihm knien soll.

Holofernes.

Kraft! Kraft! Das ists. Er komme, der sich mir entgegenstellt, der mich darnieder wirft. Ich sehne mich nach ihm! Es ist öde, Nichts ehren können als sich selbst. Er mag mich im Mörser zerstampfen und wenns ihm so gefällt, mit dem Brei das Loch ausfüllen, das ich in die Welt riß. Ich bohre tiefer und immer tiefer mit meinem Schwert; wenn das Zetergeschrei den Retter nicht weckt, so ist keiner da. Der Orkan durchsaust die Lüfte, er will seinen Bruder kennen lernen. Aber die Eichen, die ihm zu trotzen scheinen, entwurzelt er, die Thürme stürzt er um und den Erdball hebt er aus den Angeln. Da wird's ihm klar, daß es seines Gleichen nicht giebt, und vor Ekel schläft er ein. Ob Nebucad Necar mein Bruder ist? Mein Herr ist er ganz gewiß. Vielleicht wirft er meinen Kopf noch einmal den Hunden vor. Wohl bekomm' ihnen die Speise. Vielleicht fütt're ich mit seinen Eingeweiden noch einmal die Tiger Assyriens. Dann — ja dann weiß ich, daß ich das Maaß der Menschheit bin, und eine Ewigkeit hindurch stehe ich vor ihrem schwindelnden Auge als unerreichbare, schreckenumgürtete Gottheit! O, der letzte Moment, der letzte! wäre er doch schon da! Kommt her, Alle, denen ich wehe that — ruf' ich aus, — ihr, die ich verstümmelte, ihr, denen ich die Weiber aus den Armen und die Töchter von der Seite riß, kommt, und ersinnt Qualen für mich! Zapft mir mein Blut ab, und laßt michs trinken, schneidet mir Fleisch aus den Lenden und gebt mirs zu essen! Und wenn sie das Aergste mir gethan zu haben glauben, und ich ihnen doch noch etwas Aergeres nenne, und sie freundlich bitte, es mir nicht zu versagen, wenn sie mit grausendem Erstaunen umherstehen und ich sie, trotz aller meiner Pein, in Tod und Wahnsinn

hineinlächle: dann donn're ich ihnen zu: Kniet nieder, denn ich bin Euer Gott, und schließe Lippen und Augen und sterbe still und geheim.

Judith (zitternd).

Und wenn der Himmel seinen Blitz nach Dir wirft, um Dich zu zerschmettern?

Holofernes.

Dann reck' ich die Hand aus, als ob ich selbst es ihm geböte, und der Todesstrahl umkleidet mich mit düst'rer Majestät.

Judith.

Ungeheuer! Grauenvoll! Meine Empfindungen und Gedanken fliegen durcheinander, wie dürre Blätter. Mensch, entsetzlicher, Du drängst Dich zwischen mich und meinen Gott! Ich muß beten in diesem Augenblick, und kanns nicht!

Holofernes.

Stürz' hin und bete mich an!

Judith.

Ha, nun seh' ich wieder klar! Dich? Du trotzest auf Deine Kraft. Ahnst Du denn gar nicht, daß sie sich verwandelt hat? daß sie Dein Feind geworden ist?

Holofernes.

Ich freue mich, etwas Neues zu hören.

Judith.

Du glaubst, sie sei da, um gegen die Welt Sturm zu laufen; wie, wenn sie da wäre, um sich selbst zu beherrschen? Du aber hast sie zum Futter Deiner Leidenschaft gemacht, Du bist der Reiter, den seine Rosse verzehren.

Holofernes.

Ja, ja, die Kraft ist zum Selbstmord berufen, so spricht die Weisheit, die keine Kraft ist. Kämpfen mit mir selbst, aus meinem linken Bein den Knochen machen, über den das rechte stolpert, damit es nur ja den benachbarten Ameisenhaufen nicht zertrete. Jener Narr in der Wüste, der mit seinem Schatten focht, und der, als die Nacht hereinbrach, ausrief: „Nun bin ich geschlagen, nun ist mein Feind so groß, wie die Welt," — jener Narr war eigentlich sehr gescheit, nicht mehr? O, zeigt mir doch das Feuer, das sich selbst ausgießt! Findet Ihr's nicht? So zeigt mir das, das sich durch sich selbst ernährt! Findet Ihr's auch nicht? So sagt mir, steht dem Baume, den es verzehrt, der Richterspruch über das Feuer zu?

Judith.

Ich weiß nicht, ob man Dir was antworten kann. Wo der Sitz meiner Gedanken war, da ist jetzt Oede und Finsterniß. Selbst mein Herz versteh' ich nicht mehr.

III. Selbstschilderung der Judith.

Das übersah ich, als ich hierher kam. Aber, wie sichtbar trat es mir entgegen, als ich (sie zeigt auf die Kammer) dort einging, als mein erster Blick auf das bereitete Lager fiel. Auf die Knie warf ich mich nieder vor dem Gräßlichen und stöhnte: verschone mich! Hätte er auf den Angstschrei meiner Seele gehört, nimmer, nimmer würd' ich ihn — — doch, seine Antwort war, daß er mir das Brusttuch abriß und meine Brüste pries. In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. „Mäßige Deine Gluth! Du gehst zu weit!" hohnlachte er und — o, mein Bewußtsein wollte mich verlassen, ich war nur noch ein Krampf, da blickte mir was Glänzendes ins Auge. Es war sein Schwert. An dies Schwert klammerten sich meine schwindelnden Gedanken an, und hab' ich in meiner Entwürdigung das Recht des Daseins eingebüßt: mit diesem Schwert will ichs wieder erkämpfen! Bete für mich! Jetzt thu' ichs! (Sie stürzt in die Kammer und langt das Schwert herunter.)

Mirza (auf den Knien).

Weck' ihn auf, Gott!

Judith (sinkt in die Knie).

O Mirza, was betest Du?

Mirza (erhebt sich wieder).

Gott sei gelobt, sie kanns nicht!

Judith.

Nicht wahr, Mirza, der Schlaf ist Gott selbst, der die müden Menschen umarmt; wer schläft, muß sicher sein! (Sie erhebt sich und betrachtet Holofernes.) Und er schläft ruhig, er ahnt nicht, daß der Mord sein eignes Schwert

wider ihn zuckt. Er schläft ruhig — ha, feiges Weib, was dich empören sollte, macht dich mitleidig? Dieser ruhige Schlaf nach einer solchen Stunde, ist er nicht der ärgste Frevel? Bin ich denn ein Wurm, daß man mich zertreten, und als ob Nichts geschehen wäre, ruhig einschlafen darf? Ich bin kein Wurm. (Sie zieht das Schwert aus der Scheide.) Er lächelt. Ich kenn' es, dies Höllenlächeln, so lächelte er, als er mich zu sich niederzog, als er — — Tödt' ihn, Judith, er entehrt dich zum zweitenmal in seinem Traume, sein Schlaf ist Nichts, als ein hündisches Wiederkäuen deiner Schmach. Er regt sich. Willst du zögern, bis die wieder hungrige Begier ihn weckt, bis er dich abermals ergreift und — (sie haut Holofernes' Haupt herunter). — Siehst Du, Mirza, da liegt sein Haupt! Ha, Holofernes, achtest Du mich jetzt?

Mirza (wird ohnmächtig).

Halte mich!

Judith (von Schauern geschüttelt).

Sie wird ohnmächtig — ist denn meine That ein Gräuel, daß sie dieser hier das Blut in den Adern erstarren macht und sie wie todt darnieder wirft? (Heftig.) Wach auf aus Deiner Ohnmacht, Thörin, Deine Ohnmacht klagt mich an, und das duld' ich nicht!

Mirza (erwachend).

Wirf doch ein Tuch darüber!

Johann Peter Hebel,

ein guter Lyriker deutsch-provinzieller Zunge und ein vorzüglicher Volksschriftsteller, wurde am 11. Mai 1760 zu Basel geboren, wo seine ehrbaren Eltern um diese Zeit zufällig tagelöhnerten. Denn ihre Heimath hatten sie in dem Dorfe Hausen unweit Schopfheim im Badischen; und der Kleine wurde auch zufolge des frühzeitigen Wegsterbens seines Vaters, der anfangs ein armer Gärtner gewesen, später unter die Schweizer in französischen Militärdienst gegangen war, samt der Mutter bald in diesen Winkel des badischen Oberlandes zurückversetzt. Dürftig mußte sich Mutter und Kind durch Beschäftigung auf der Eisenhütte zu Hausen, durch Erzklopfen und ähnliche Handarbeit nähren; da jedoch der Unterricht in der Dorfschule für den aufgeweckten Knaben nicht genügte, sann die kluge Mutter darauf, wie sie ihm eine bessere Erziehung verschaffen könnte. Ein ehemaliger Waffengefährte ihres Mannes, der Unteroffizier Iselin, nahm ihn zufolge ihrer Bitte nach Basel und vertrat Vaterstelle an ihm. Während er die dortige Stadtschule besuchte, starb auch seine Mutter hin, so daß der Verwaiste jetzt ganz dem Schutze fremder Menschenfreunde anheimfiel; allein das Glück lächelte ihm um so holder, je unglücklicher der Stern zu sein schien, der seiner Geburt geleuchtet hatte. Jenem Ehrenmanne, der selbst unbemittelt war, folgte ein zweiter einflußreicherer Gönner, der Kirchenrath Preuschen in Karlsruhe, welcher den ihm bekannt gewordenen

Knaben erst auf das Pädagogium zu Lörrach brachte, dann in seine eigene Nähe auf das Gymnasium nach Karlsruhe rief, wo er sich in den Jahren 1775 bis 1778 für die Universität vorbereitete. Im letztgenannten Jahre erhielt er die Mittel, nach Erlangen zu gehen und daselbst Theologie bis zum Jahre 1780 zu studiren; worauf er in Karlsruhe sein Examen als Kandidat des Predigtamtes bestand und sofort in Hertingen, einem wenige Stunden von seinem Heimathsorte gelegenen Dorfe, eine Hauslehrerstelle und ein Pfarrvikariat übernahm. Nur vorübergehend war diese Stellung; denn der seltene Fleiß, womit der Jüngling sich zugleich philologischen Studien hingegeben hatte, konnte damals nicht verfehlen rühmliches Aufsehen zu erregen, und deßhalb wurde er bereits im Jahre 1783 zum Lehrer an dem Lörracher Pädagogium befördert, dessen Zögling er selbst eine Zeit lang gewesen. Fruchttragend für seinen poetischen Kopf waren die Verhältnisse, worin er die nächsten acht Jahre zubrachte; schon die herrliche Umgebung der Natur lockte die in ihm lebenden dichterischen Funken zur Flamme: ziemlich nahe bei Lörrach wogt der nach Norden umbiegende Rheinstrom, weiterhin ragen die Thürme von Basel, wohin ein reizender Spaziergang von zwei Stunden führt, in größerer Ferne erheben sich die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes, noch entfernter die riesigen Schweizeralpen. Die durch die Anschauung einer solchen Oertlichkeit belebte Stimmung seines Busens steigerte zugleich der neue Eindruck der zeitgenossischen Dichter auf seinen empfänglichen Geist; daß er vorzugsweise in Klopstock und Voß seine Vorbilder sah, erklärt sich aus der schon erwähnten Richtung seiner Studien, die vorwiegend auf Theologie und das klassische Alterthum ging. Vor allem Andern regte ihn die Weise der Vossischen Idyllen, insbesondere der plattdeutsch geschriebenen, zu produktiven Versuchen an, die bei ihrem schüchternen Hervortreten von Freunden gelobt wurden und selbst durch ein neues Formgewand Interesse erweckten. Persönliche Neigung nämlich führte ihn auf den Entschluß, für seine Darstellungen jenen oberdeutschen Dialekt zu wählen, welcher „in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen, und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben" herrscht. Die Wahl dieser Sprachform, die Uebereinstimmung der Sprachform mit den Stoffen und die Beschränkung der Stoffe auf das geringe Gebiet, welches seine Heimath umfaßte, haben ihm, wie schon Goethe vorausverkündigte, „einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß" gesichert. Die „Alemannischen Gedichte", wie Hebel seine 1803 zuerst erschienene Sammlung betitelte, sind gleichsam dem provinziellen Boden entsprossen, welchem der Dichter selbst sein Dasein verdankte, und geben ein treues Bild der dortigen

Landschaft und ländlichen Bevölkerung. Goethe, welcher den Schauplatz kannte, wo diese Gedichte spielen, hat als charakteristische Merkmale des von dem Rhein gebildeten Landwinkels folgende aufgezählt: „Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise." Ein Lokal, fügt der große Kritiker hinzu, welches dem Dichter „äußerst günstig" war.

Das mit Glück gepflegte Feld bearbeitete Hebel aus Heimweh um so eifriger, als er im Jahre 1791 nach Karlsruhe versetzt wurde, wo er fürderhin seine bleibende Wohnstätte finden sollte, verdienstlich wirkend und in seinen Verdiensten genugsam gewürdigt. Zuvörderst übertrug man ihm, neben dem Amt eines Subdiaconus an der Hofkirche, die Stelle eines Lehrers an dem Karlsruher Gymnasium; später (1798) rückte er zum Professor und Oberlehrer an dieser Anstalt auf, und nachdem mittlerweile seine zerstreuten Alemannischen Gedichte gesammelt erschienen waren (1803), brachte ihm die rasche Anerkennung ihres Werths, die sie durch Johann Paul Friedrich Richter, Goethe und Herder fanden, weitere Beförderungen in seinem engeren Vaterlande. Der treffliche Fürst Karl Friedrich von Baden ernannte ihn 1805 zum Kirchenrath und 1808 zum Direktor des Gymnasiums zu Karlsruhe, und da Hebel nunmehr durch anderweitige, in populärem Tone abgefaßte nützliche Schriften rastlos sich auszuzeichnen fortfuhr, wurde er 1814 zum Mitglied des evangelischen Konsistoriums, 1819 zum Prälat erhoben und durch das Comthurkreuz des Zähringer Löwenordens belohnt. Bis in sein Alter unermüdlich thätig und ohne sich zu verheirathen den Musen lebend, starb er während einer Reise nach Mannheim, die er in Amtsgeschäften unternommen hatte; erkrankt nämlich verschied er auf der Rückkehr zu Schwetzingen, wo er im Hause seines Freundes, des Gartendirektors Zeyher, zu genesen hoffte, nach einem Unwohlsein von wenigen Tagen am 22. September 1826. Neuerdings wurde ihm auf dem Kirchhofe zu Schwetzingen ein bescheidenes Denkmal gesetzt.

Alles was zu Hebel's Lobe gesagt werden kann, ist von Goethe gesagt worden, als er die zweite im Jahre 1804 erschienene Auflage der „Alemannischen Gedichte" seiner Beurtheilung unterwarf. Er erkennt in ihm einen glücklich begabten Vertreter der Volkspoesie, der die Natur einerseits geschickt auffasse und beschreibe, andrerseits die Wirklichkeit und das Leblose durch das sittlich-didaktische Element und durch Hülfe der Allegorie und Personifikation anmuthig vorführe, nachbilde und belebe; der ferner die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssage mit Gewandtheit zu gebrauchen wisse; der endlich auf den Horizont seiner lieblichen Heimath, ihre Naturgegenstände und ihr eigenthümliches Volksleben sich einschränke, aber aus diesem engen Kreise erschöpfende Bilder hervorziehe. Zugleich

komme den inneren guten Eigenschaften der Gedichte die behagliche naive Sprache sehr zu Statten; die Elemente des von ihm gewählten Dialekts würden durch glückliche Construktionen und lebhafte Formen zu einem Style zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge besitze, wenn auch im äußeren technischen Theile noch eine höhere Vollkommenheit zu wünschen wäre. Diese und ähnliche Bemerkungen einflechtend, zählt Goethe die Titel der vorzüglicheren Gedichte auf, unter welchen er als die gelungensten folgende hervorhebt: die „Wiese", die „Sonntagsfrühe", das „Habermuß", die „Spinne", der „Käfer", das „Gespenst an der Kanderer Straße", der „Karfunkel" und der „Statthalter von Schopfheim". Mehrere von den ebengenannten erklärt er für Meisterstücke, die in ihrer Art unübertroffen dastünden. Ein Theil der kleinen Sammlung sei weniger geglückt; im Allgemeinen aber befriedige Hebel durch die Mehrzahl seiner volksthümlichen Produkte zugleich die höher Gebildeten, die ästhetischen Genuß in Kunstwerken suchen.

Wenn ich mein Urtheil an das Goethe'sche anlehne, so möchte ich gleichwohl die Bedeutung des Dichters nach zwei ihn charakterisirenden Seiten schärfer fassen, nach der idyllischen und didaktischen. Ausgehend von J. H. Voß, hat er diesen Vorgänger im Idyll übertroffen, nicht weil Voß etwa eine geringere Kenntniß von dem Volksleben und Bauernstand oder einen minder idyllischen Sinn besaß; war er doch ebenfalls auf dem Lande geboren und aufgewachsen. Sondern weil Voß wie in seinen Uebersetzungen so auch in seinen eigenen Produkten ein grobes Hackebeil schwang, welches die rechte Anmuth nicht herauszuzimmern wußte, wie verdient er sich auch um das Sprachmaterial gemacht hat. Hebel hingegen besaß ein weicheres und flüssigeres Talent, um aus der äußeren Form die Grazie hervorzulocken. Er mag reimlose Formen oder gereimte wählen, die Lieblichkeit in seinen Idyllen dringt siegend durch. Um ein antikes Element kümmerte er sich bei seinen Aufgaben nicht im geringsten, und zwar mit vollem Rechte; nur antike Einfachheit schwebte ihm vor.

In denjenigen Gedichten aber, wo er es auf Didaktik oder auf eine Nutzanwendung mit dem „Fabula docet" abgesehen hat, erscheint er als ein zweiter Gellert, nur manchmal poetischer und geistreicher als dieser. Giebt er dabei mehr als das Volksgedicht eigentlich zu geben pflegt, so ist das kein Fehler, wofür es beschränkte Kritiker angenommen haben; im Gegentheil erhebt er seine Leistung dadurch aus dem Bereiche des Kindischen und Gewöhnlichen ins Ideale. Goethe ist von einem solchen Vorwurfe weit entfernt; mit Recht sagt er von ihm: Hebel „verbauert das Universum auf die naivste und anmuthigste Weise", indem er Alles zu Bauern und Bäuerinnen gestaltet; dieses Verbauern aber würde meines Erachtens zu einem wirklichen Verbauern ausgeartet sein, wenn er sich lediglich auf den geistigen Standpunkt der Bauernwelt festgeklammert hätte. Der alemannische Dialekt gewährte ihm einen entschiedenen Vortheil für eigenthümliche Entfaltung, aber selbst ins Hochdeutsche übersetzt behaupten seine besseren Leistungen den größten Theil ihrer ursprünglichen Anmuth; was sattsam aus den Beispielen hervorgeht, welche ich nach der besten, obwohl immer noch mangelhaften Verhochdeutschung von Robert Reinick dem Texte zur Seite stelle. Es fragt sich überhaupt, ob Hebel nicht einflußreicher und durchgreifender würde gewirkt haben, wenn er seine Gabe dem allgemeinen Schriftausdruck anbequemt hätte! Ein großer Nationaldichter ist er bei seinem beschränkten Felde freilich nicht, auch nicht hervorragend durch die Zahl gediegener Leistungen, die im Gegentheil sehr klein ist; aber er wirkte auf das Publikum, weil er formneu und im Kleinen groß war, nicht weil er, wie Karl Gödeke hinwirft, nach einer

weinerlichen, nach einer übergelehrten, nach einer geistlosen Epoche mit natürlichen und einfachen Bildern auftrat. Denn als er auftrat, glänzte Goethe, glänzte Schiller siegreich, dem Publikum neue und unverwelkliche Früchte in Menge darreichend.

Hebel's übrige Verdienste auf dem Gebiete populärer Darstellung sind so bedeutend wie die irgend eines Volksschriftstellers; man hat neuerdings in Berthold Auerbach einen Nachfolger Hebel's erblicken wollen, der von ähnlichem Grund und Boden ausgehend zu ähnlichen Zielen gelange. Sie treffen aber nur in der Tendenz und in der Prosa zusammen, nicht im Verse.

Schriften. 1) Alemannische Gedichte. Karlsruhe 1803. Mehrfache Auflagen und Nachdrücke. 8. Aufl. Ebend. 1843. 2) Der Rheinländische Hausfreund. Ebend. 1808—1811. 3. Aufl. Stuttgart 1827. 3) Rheinischer Hausfreund. Karlsruhe 1814—1815. 4) Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Tübingen 1811. Mehrfach aufgelegt. Neueste Aufl. Stuttgart 1858. Mit 60 Holzschnitten. Ebend. 1846. 5) Biblische Geschichten. Für die katholische Jugend eingerichtet von einem katholischen Geistlichen. Ebend. 1822. 2 Theile. Mehrfach aufgelegt. — Für die Jugend bearbeitet. Neue unveränderte Auflage. 1853. 2 Bände.

Sämmtliche Werke. Karlsruhe 1832—1834. 8 Bände. (Der 5.—8. Band enthält „Predigten" und „vermischte Aufsätze".) Neue Auflage Ebend. 1838. Später nicht mehr vollständig aufgelegt. Neueste Ausgabe 1853. 3 Bände. — Leben, beschrieben von J. G. Schultheiß. Heidelberg 1831.

Uebersetzungen der Alemannischen Gedichte ins Hochdeutsche: 1) von J. G. Scheffner. Königsberg 1811. 2. Aufl. 1817. 2) von Fr. Girardet. Leipzig 1821. 3) von Valent. Adrian. Stuttgart 1824. 4) von Freiherrn v. Budberg, metrisch übersetzt. Heidelberg 1827. 5) von Robert Reinick. 3. Aufl. Mit Bildern (Holzschnitten) nach Zeichnungen von Ludwig Richter. Leipzig 1859.

Sonntagsfrühe.

Urtext.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit:
„Sie sin vom Schaffe her und hi
„Gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„Und 's goht mer schier gar selber so,
„I cha fast uf ke Bei me stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
Se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter de Sterne no,
Und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
Er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
Sie schloft im stille Chammerli;
Er pöpperlet am Lädemli;
Er rueft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf de Zeche goht,
Und fründli uf de Berge stoht
Der Sunntig, und 's schloft alles no;
Es sieht und hört en niemes goh;

Uebersetzung von Reinick.

Der Samstag ruft dem Sonntag zu:
„Da bracht' ich Alle denn zur Ruh.
„So Arbeit durch die ganze Woch'
„Die macht am Ende schläfrig doch;
„Mir selber will's nicht besser gehn,
„Kaum kann ich auf den Beinen stehn."

Er spricht's und wie es Zwölfe schlägt,
Da hat er sich zur Ruh' gelegt.
Der Sonntag sagt: „Jetzt ist an mir
„Die Reih'!" schließt heimlich drauf die Thür
Und duselt durch den Himmel hin;
Ihm ist noch ganz confus im Sinn.

Drauf reibt er sich die Augen aus,
Da kommt er vor der Sonne Haus.
Sie schläft im stillen Kämmerlein;
Er klopft am Laden, guckt hinein,
Und ruft ihr zu: „Die Zeit ist da!"
Sie sagt: „Schon gut, ich weiß es ja!"

Und sachtchen auf den Zehen geht
Und heiter auf den Bergen steht
Der Sonntag, Alles schläft zur Stund',
Ihn sieht kein Mensch in weiter Rund.

Er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
Und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
Und gschlofe het die ganzi Nacht,
Se stoht er do im Sunne-Schi',
Und luegt eim zu de Fenstern i
Mit sinen Auge mild und gut,
Und mittem Meyem uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i sag,
Es freut en wemme schlofe mag,
Und meint, es seig no dunkel Nacht,
Wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
Drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Mayeluft,
Voll Chriesi-Bluest und Schleche Duft!
Und d'Immli sammle flink und frisch,
Sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
Der Chriest-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
Und Sterneblume nebe dra,
Und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
Me meint, me lueg ins Paradies!

Und's isch so still und heimli do,
Men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
E Gute Tag, und Dank der Gott,
Und 's git gottlob e schöne Tag,
Isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Potz tausig, io, do isch er scho!
„Er dringt mer scho im Himmels-Glast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
Het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
Der Pfarrer, scheint's, well zitli cho.
Gang, brechmer eis Aurikle ab,
Verwüschet mer der Staub nit drab,
Und Chüngeli, leg di weidli a,
De muesch derno ne Meje ha!

Er kommt in's Dorf, ganz sachtchen spricht
Er da zum Hahn: „Verrath mich nicht."

Und wenn man endlich dann erwacht,
Und lag im Schlaf die ganze Nacht,
So steht er da im Sonnenschein,
Und schaut durch's Fenster hell herein
Mit seinen Augen mild und gut,
Und mit dem Blumenstrauß am Hut.

Er meint es gut, das ist schon wahr!
Und wenn man schläft, es freut ihn gar;
Er glaubt, noch wär' es für uns Nacht,
Wenn schon die Sonn' am Himmel lacht;
Drum kam er auch so leis heran,
Drum lacht er uns so freundlich an.

Wie glitzert doch auf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberstaub,
Wie weht so frische Maienluft,
Voll Kirschenblüth' und Schlehenduft!
Und Bienchen sammeln immer zu,
Die wissen nichts von Sonntagsruh'.

Wie prangt nicht in dem Garten heut'
Der Kirschenbaum im Maienkleid,
Der Goldlack und die Tulipan,
Und Sternenblumen nebendran,
Und Hyazinthen bunt und schön,
Man glaubt, in's Paradies zu sehn!

Wie still ringsum die Gegend liegt!
Man ist so ruhig und vergnügt,
Man hört im Dorf kein: „Hüst!" und „Hott!"
Nur „Guten Tag" und „Dank dir Gott!"
„Heut ist Gottlob ein schöner Tag!"
'S ist Alles, was man hören mag

Und's Vögelchen sagt: „Ei sieh da!
„Der Tausend! schau, da ist er ja!
„Sein Himmelsglanz, der flimmert gleich
„Durch Busch und Blüth', und Laub und Zweig!"
Und auch der Fink spaziert heran,
Hat schon das Sonntagsröckchen an.

Da läuten sie! Nu machet schnell!
Der Pfarrer ist heut' früh zur Stell'.
Rasch! pflück' mir noch Aurikeln, lauf!
Verwisch' mir nicht den Staub darauf.
Und, Gundel, zieh' recht flink dich an,
Und steck' dir auch noch Blumen an.

Der Wegweiser.

Guter Rath zum Abschied.

Urtext.

Weisch, wo der Weg zum Mehlfaß isch,
Zum volle Faß? Im Morgeroth
Mit Pflug und Charst dur's Weizefeld,
Bis Stern und Stern am Himmel stoht.

Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
Me luegt nit um, und blibt nit stoh;
Druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
Der Chuchchi zu, do hemmers io!

Weisch wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Chrützere no,
Und wer nit uffe Chrützer luegt,
Der wird zum Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zur Suntig Freud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
Dur d' Werkstatt und dur 's Ackerfeld?
Der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nümme wit.
Was deckt er echt im Chörbli zu?
Denkwol e Pfündli Fleisch ins Gmües,
's cha sy, ne Schöpli Wi derzu.

Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin?
Gang nit verbei, 's isch gute Wi,
'S sin nagelneui Charte d'inn!

Im letste Wirthshus hangt e Sack,
Und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
„Der Bettelsack so zierlig a!"

Es isch e hölze Gschirli drinn,
Gib achtig druf, verliehr mer's nit,
Und wenn de zu me Wasser chunnsch
Und trinke magsch, se schöpf dermit!

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
Der Weg zum guten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkeit
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrützweg stohsch,
Und nümme weisch, wo 's ane goht,
Halt still, und frog di Gwisse z'erst,
'S cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Uebersetzung von Reinick.

Weißt wo der Weg zum Mehlfaß ist?
Zum vollen Faß? — Im Morgenwind
Am Pflug durch's Feld bis Stern' um Stern
Am Himmel aufgegangen sind.

Man sieht nicht um und bleibt nicht stehn
Und hackt so lang der Tag noch da.
Zur Scheune dann, zur Küche dann,
Und sieh, da haben wir es ja!

Weißt, wo der Weg zum Thaler ist?
Der geht dem Pfennig hinterher;
Und wer nicht auf den Pfennig sieht,
Bekommt den Thaler nimmermehr.

Wo ist der Weg zur Sonntagslust?
Geh hübsch dem Werkeltage nach
Die Werkstatt durch, durch's Ackerfeld,
Der Sonntag kommt von selbst darnach.

Am Samstag ist er nicht mehr weit,
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk' mir: Fleisch zum Sonntagskohl,
Vielleicht ein Schöppchen Wein dazu.

Weißt, wo der Weg zur Armuth geht?
Wo Schenken sind, da sieh nur hin.
Geh nicht vorbei, 's ist guter Wein,
Sind nagelneue Karten drin.

Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack,
Und gehst du fort, so häng' ihn an!
„Du alter Lump, wie steht dir nicht
„Der Bettelsack so zierlich an!"

Findst auch ein Schüsselchen von Holz,
Verlier' es nicht und, was ich bitt',
Wenn du beim Wasser gehst vorbei
Und trinken willst, so schöpf' damit.

Wo geht der Weg zu Fried' und Ehr',
Zu einem guten Alter hin?
Grad' aus, grad' aus in Mäßigkeit,
In Pflicht und Recht mit stillem Sinn!

Und wenn du an dem Kreuzweg stehst
Und weißt nicht mehr, wo aus, wo ein:
Halt still, frag' dein Gewissen erst,
'S kann deutsch, Gottlob! drum folg' ihm fein.

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zum stille Grab im chüele Grund
Führt iede Weg, und 's fehlt si nit.

Wo mag der Weg zum Kirchhof sein?
Was fragst du noch, du liebe Seel'?
Geh wo du willst! Zum kühlen Grund
Führt jeder Weg, du gehst nicht fehl!

Doch wandle du in Gottis Furcht!
I roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
Und 's sin no Sachen ehne dra.

Doch wandle du in Gottesfurcht!
Das ist mein guter Rath dabei.
Der Ort hat ein geheimes Thor,
Dahinter giebt's noch mancherlei.

Die Vergänglichkeit.

(Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach in der Nacht.)

Urtext.

Der Bub seit zum Aetti:

Fast allmol, Aetti, wenn mer's Röttler Schloß
So vor dem Auge stoht, se denki dra,
Oebs üsem Hus echt au e mal so goht.
Stohts denn nit dört, so schuderig, wie der Tod
Im Basler Todtetanz? Es gruset eim,
Wie länger as me's bschaut. Und üser Hus,
Es sitzt jo wie ne Chilchli uffem Berg,
Und d'Fenster glitzeren, es isch e Staat.
Schwetz Aetti, gohts em echterst au no so?
I mein emol, es chönn schier gar nit sy.

Uebersetzung von Reinick.

Der Bub sagt zum Vater:

Fast immer, Vater, wenn das Röttler Schloß
Mir so vor Augen steht, da denk' ich dran,
Ob's auch mit unserm Haus einmal so geht:
Da steht das Schloß so grauslich wie der Tod
Im Basler Todtentanz! Man schaudert recht
Je länger man's besieht. Und unser Haus
Es sitzt wie ein Kapellchen auf dem Berg,
Die Fenster glitzern dran, es ist ein Staat!
Sag', Vater, geht's mit dem wohl auch' mal so?
Ich denk' mir immer, das könnt' gar nicht sein.

Der Aetti seit:

Du gute Burst, 's cha frili sy, was meinsch?
's chunnt alles iung und neu, und alles schlicht
Sim Alter zu, und alles nimmt en End,
Und nüt stoht still. Hörsch nit, wii 's Wasser ruuscht,
Und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rühr sie kein, und doch
Ruckt alles witers, alles chunnt und goht.

Der Vater sagt:

Ja freilich, Kind, es kann schon sein. Was denkst?
Was kommt ist jung und neu, doch Alles schleicht
Dem Alter zu, und Alles nimmt ein End',
Und nichts steht still. Hörst nicht das Wasser rauschen?
Siehst nicht am Himmel oben Stern an Stern?
Man meint, von allen rührt sich keiner, doch
Ruckt Alles weiter, Alles kommt und geht.

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d' witt.
De bisch no iung; närsch, ich bi au so gsi,
Jez würds mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt,
Und woni gang, go Gresgen oder Wies,
In Feld und Wald, go Basel oder heim,
'S isch einerlei, i gang im Chilchhof zu, —
Briegg, alder nit! — und biß de bisch wien ich,
E gstandene Ma, se bini nümme do,

Ja, sieh mich an so viel du willst, so ist's.
Du bist noch jung; Kind, ich war's auch einmal,
Das ist vorbei, das Alter kommt, das Alter:
Und wo ich geh', gen Gresgen oder Wies,
In Feld und Wald, gen Basel oder heim,
'S ist einerlei, ich geh' dem Kirchhof zu, —
Wein' oder nicht! — Und bist du erst, wie ich,
Ein stämm'ger Mann, so bin ich nicht mehr da;

Und d'Schof und Geiße weide uf mi'm Grab.
Jo wegerli, und 's Hus wird alt und wüst;
Der Rege wäscht der's wüster alli Nacht,
Und d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,
Und im Vertäfer popperet der Wurm.
Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfift
Der Wind dur d'Chlimse. Drüber thuesch du au
No d'Auge zu; es chomme Chindes-Chind,
Und pletze dra. Z'lezt fuults im Fundement,
Und 's hilft nüt me. Und wemme nootno gar
Zweitusig zehlt, isch alles z'semme g'keit.
Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab.
Wo d'Chilche stoht, wo 's Vogts und 's Here Hus,
Goht mit der Zit der Pflug —

Der Bub seit:

Nei, was de seisch!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d' witt!
Isch Basel nit e schöni tolli Stadt?
'S sin Hüser drinn, 's isch mengi Chilche nit
So groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
Nit so viel Hüser. 'S isch e Volchspiel, 's wohnt
E Richthum drinn, und menge brave Her,
Und menge, woni gchennt ha, lit scho lang,
Im Chrütz-Gang hinterm Münster-Platz und schloft.
'S isch eithue, Chind, es schlacht e mol e Stund,
Goht Basel au ins Grab, und streckt no do
Und dört e Glied zum Boden us, e Joch,
En alte Thurn, e Giebel-Wand; es wachst
Do Holder druf, do Büechli, Tanne dört,
Und Moos und Farn, und Reiger niste drinn —
'S isch schad derfür! — und sin bis dörthi d'Lüt
So närsch wie iez, se göhn au Gspenster um
D'Frau Faste, 's isch mer iez sie fang scho a,
Mer seits emol, — der Lippi Läppeli,
Und was weiß ich, wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bub seit:

Schwetz lisli, Aetti, bis mer über d'Bruck
Do sin, und do an Berg und Wald verbei!

Auf meinem Grab' da weiden Schaf' und Ziegen.
Ja, glaub's nur! und das Haus wird alt und wüst;
Der Regen wäscht dir's wüster alle Nacht,
Die Sonne bleicht dir's schwärzer alle Tag,
Und im Getäfel nagt und pocht der Wurm.
Vom Boden regnet's nieder und der Wind
Pfeift durch die Ritzen. Drüber thust du auch
Die Augen zu; es kommen Kindes-Kinder
Und basteln dran. Zuletzt im Fundament
Verfault's und nichts mehr hilft. Und wenn man später
Zweitausend schreibt, ist Alles eingefallen.
Und's Dörflein sinkt noch selber in sein Grab.
Wo jetzt die Kirche dasteht und das Schloß,
Geht mit der Zeit der Pflug.

Der Bub sagt:

Nein! Was du sagst

Der Vater sagt:

Ja, sieh mich an so viel du willst, so ist's!
Ist Basel nicht 'ne schöne lust'ge Stadt?
'S sind Häuser drin, manch Kirchlein ist nicht größer,
'S sind Kirchen drin, hat doch so manches Dorf
Nicht so viel Häuser! Welch Spektakel giebt es
Und welchen Reichthum drin! Manch braver Herr
Und mancher, den ich wohl gekannt, er liegt schon
Im Kreuzgang hinter'm Münsterplatz und schläft.
All eins, mein Kind! es schlägt einmal die Stund',
Auch Basel geht in's Grab und streckt noch da
Und dort ein Glied zum Boden 'raus, 'nen Pfeiler,
'Nen alten Thurm, 'ne Giebelwand; es wächst
Wachholder drauf, hier Buchen, Tannen dort
Und Farrenkraut; die Reiher nisten drin. —
Ja, Schade drum! — und sind die Leut' bis dahin
Wie jetzt so närrisch noch, dann geh'n Gespenster
Drin um und spuken. — Nu, was stößt du mich?

Der Bub seit:

Red' leise, Vater, bis die Brücke wir
Passirt, und da beim Berg und Wald vorbei.

Dört obe iagt e wilde Jäger, weisch?
Und lueg, do niden in de Hürste seig
Gwiß 's Eyer-Meidli g'lege, halber ful,
'S isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi schnuft?

Der Aetti seit:

Er het der Pfnüsel! Seig doch nit so närsch!
Hüst Laubi, Merz! — und loß die Todte go,
Sie thüen der nüt meh! — Je, was hani gseit?
Vo Basel, aß es au e mol verfallt. —
Und goht in langer Zit e Wanders-Ma
Ne halbi Stund, e Stund wit dra verbey,
Se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
Und seit si'm Camerad, wo wittem goht:
„Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurn
„Seig d'Peters-Chilche gsi, 's isch schad derfür!"

Der Bub seit:

Nei Aetti, ischs der Ernst, es cha nit sy?

Der Aetti seit:

Je 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d' witt,
Und mit der Zit verbrennt die ganzi Welt.
Es goht e Wächter us um Mitternacht,
E fremde Ma, me weiß nit, wer er isch,
Er funklet, wie ne Stern, und rüeft: „Wacht auf!
„Wacht auf, es kommt der Tag!" — Drob röthet si
Der Himmel, und es dundert überall,
Z'erst heimlig, alsg'mach lut, wie sellemol
Wo Anno Sechsenünzgi der Franzos
So ubing gschoße het. Der Bode schwankt,
Aß d'Chilch-Thürn guge; d'Glocke schlagen a,
Und lüte selber Bett-Zit wit und breit,
Und alles bettet. Drüber chunnt der Tag;
O, b'hütis Gott, me brucht ke Sunn derzu,
Der Himmel stoht im Blitz, und d'Welt im Glast.
Druf gschieht no viel, i ha iez nit der Zit;
Und endli zündets, a, und brennt und brennt,
Wo Boden isch, und niemes löscht. Es glumsi
Wohl selber ab. Wie meinsch, siehts us derno?

Da oben jagt ein wilder Jäger, weißt?
Und sieh, da unten in dem Dickicht lag
Gewiß das Eiermädchen halb verwest;
'S ist Jahr und Tag. Hörst, wie der Bleß da schnauft?

Der Vater sagt:

Er hat den Schnupfen! Sei doch nicht so närr'sch.
Hott! Blesse, Stern! — Laß doch die Todten gehn,
Die thun dir ja nichts mehr! — Was sagt' ich doch?
Ach ja! Von Basel, daß es auch zerfällt. —
Und geht nach langer Zeit ein Wandersmann
'Ne Stunde Weges dran vielleicht vorbei,
So schielt er hin, wenn grad' kein Nebel liegt,
Und sagt zu dem, der eben mit ihm geht:
Sieh, da stand Basel früher! Da, der Thurm,
Der war die Peterskirch', 's ist Schade drum!

Der Bub sagt:

Nein, Vater, ist's dein Ernst, das kann nicht sein!

Der Vater sagt:

Ja, sieh' mich an so viel du willst, so ist's!
Und mit der Zeit verbrennt die ganze Welt.
Es geht ein Wächter aus um Mitternacht,
Ein fremder Mann, man weiß nicht, wer er ist;
Er funkelt wie ein Stern und ruft: „Wacht auf!
„Wacht auf, es kommt der Tag." — Und drüber röthet
Der Himmel sich, es donnert überall,
Erst heimlich, darnach laut, wie dazumal
Als Anno Sechs und Neunzig der Franzos'
So grauslich schoß. Der Boden schwankt davon,
Die Kirchthürm' wackeln, Glocken schlagen an
Und läuten ganz von selbst die Betzeit ein,
Und Alles betet. Drüber kommt der Tag;
Behüt' uns Gott, da braucht man keine Sonne,
Der Himmel steht im Blitz, die Welt im Glanz.
Noch viel geschieht, wer könnt' das Alles sagen!
Und endlich zündet's an und brennt und brennt,
Wo Boden ist, und keiner löscht. Es glimmt
Von selber aus. — Und dann? Wie sieht's dann aus?

Der Bub seit:
O Aetti, sag mer nüt me! Zwor wie goths
De Lüte denn, wenn alles brennt und brennt?

Der Aetti seit:
He, d'Lüt sin nümme do, wenns brennt, sie sin —
Wo sin sie? Seig du frumm, und halt die wohl,
Geb, wo de bisch, und bhalt di Gwisse rein!
Siehsch nit, wie d'Luft mit schöne Sterne prangt!
'S isch jede Stern verglichlige ne Dorf,
Und witer obe seig e schöni Stadt,
Me sieht sie nit vo do, und haltsch di gut,
Se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,
Und findsch der Aetti dört, wenn Gotteswill isch,
Und 's Chüngi selig, d'Mutter. Oebbe fahrsch
Au d'Milchstroß uf in die verborgeni Stadt,
Und wenn de sitwärts abe luegsch, was siehsch?
E Röttler Schloß! Der Bleche stoht verchohlt,
Der Blauen au, as wie zwee alti Thürn,
Und zwische drinn isch alles use brennt.
Bis tief in Boden abe. D'Wiese het
Ke Wasser meh, 's isch alles öd und schwarz,
Und todtestill, so wit me luegt — das siehsch,
Und seisch di'm Cammerad, wo mitder goht:
„Lueg, dört isch d'Erde gsi, und selle Berg
„Het Belche gheiße! Nit gar wit dervo
„Isch Wisleth gsi, dört hani au scho glebt,
„Und Stiere g'wettet, Holz go Basel g'führt,
„Und brochet, Matte g'raust, und Leicht-Spöh' g'macht,
„Und g'vätterlet, biß an mi selig End,
„Und möcht iez nümme hi." — Hüst Laubi, Merz!

Der Bub sagt:
Ach, Vater, hör' doch auf! — Wie aber geht's
Den Leuten denn, wenn Alles brennt und brennt?

Der Vater sagt:
Nu Leut' sind nicht mehr da, wenn's brennt; die sind —
Wo sind sie? — Sei du fromm und halt dich wohl.
Gieb, wo du bist, halt dein Gewissen rein! —
Siehst, wie die Luft mit schönen Sternen prangt?
'S ist jeder Stern vergleichlich einem Dorf;
Und weiter denk dir eine schöne Stadt,
Man sieht sie nicht von hier, und hältst du brav dich,
So kommst du zu den Sternen; wohl ist dir.
Den Vater find'st du da, wenn's Gottes Wille.
Und's Gundchen find't die Mutter. Ja, vielleicht
Fährst du zu jener Stadt dann auf der Milchstraß',
Und wenn du seitwärts niederguckst, was siehst du?
Ein Röttler Schloß! Der Belchen steht verkohlt,
Der Blauen auch, als wie zwei alte Thürm'
Und zwischendrein ist Alles ausgebrannt
Tief in den Grund. Und auch die Wiese hat
Kein Wasser mehr, s' ist Alles öd' und schwarz
Und todtenstill, so weit man schaut. — Das siehst du
Und sagst zu dem, der eben mit dir geht:
„Sieh', das da war die Erd', und da der Berg
„Hieß Belchen dazumal; nicht weit davon
„Lag Wisleth, darin hab' ich mal gelebt,
„Hab' Küh' geweidet, Holz geführt gen Basel,
„Hab' Wies' und Feld bestellt, Lichtspähn' geschnitten,
„Und hab' hantiert bis an mein selig End'
„Und möcht' jetzt nicht mehr hin." — Hott — Blesse! Stern!

Der Karfunkel.

Urtext.
Wo der Aetti si Tuback schnätzlet, se lueget en d'Marei
Fründlig und bitwis a: „Verzelis näumis o Aetti,

Uebersetzung von Reinick.
Wie den Taback sich schneidet der Vater, sieht ihn Mariechen
Freundlich und bittweis an: „Ach Vater, du mußt was erzählen,

„Weisch so wieder, wie necht, wo's Chüngi het welle verschlofe!"
Drüber rucke 's Chüngi, und's Anne Bäbi und d'Marei
Mit de Chunklen ans Licht, und spanne d' Saiten, und striche
Mittem Schwärtli 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Joppi nimmt e Hampfle Liechtspöhn, und setzt si
Nebene Liechtstock hi, und seit: „Das willi verrichte."
Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen Ofe,
Lueget aben und denkt: „Do obe höri's am beste,
„Und bi nimes im Weg." Druf, wo der Aetti si Tubadd
Gschnitte het, und 's Pfifli drunter, und trinkt in gierige Züge,
Bis es brennt. Druf drukt er 's Füür mit de Fingeren abe,
Und macht 's Deckeli zu. „Se willi denn näumis verzehle,"
Seit er, und sizt nieder, „doch müender ordeli still sy,
„Aß i nit verstuun, ebs us isch, und du dört obe,
„Pack di vom Ofen abe! Hesch wieder niene ke Platz g'wüßt?
„Ischs der z'wohl, und g'lustet's di wieder no nem Karfunkel?
„Numme ken, wie sell ein gsi isch, woni im Sinn ha:"

Weißt? wie in voriger Nacht, wo das Gundel beinahe schon einschlief." —
Und so rücken das Gundel und Anne-Bäb' und Mariechen
Mit den Kunkeln an's Licht und spannen die Saiten und streichen
Mit der Schwarte das Rad und zupfen einander am Aermel.
Und der Jakob nimmt Lichtspähn' eine Handvoll und setzt sich
Zu dem Lichtstock hin und sagt: „das will ich besorgen!"
Doch der Hans Jörg der streckt sich, so lang er ist, über den Ofen,
Guckt herunter und denkt: „da oben hör' ich's am besten,
Und bin keinem im Weg." Drauf wie der Vater den Tabadd
Sich geschnitten und 's Pfeifchen gestopft, da geht er zum Lichtspahn,
Hält sein Pfeifchen darunter und raucht in hastigen Zügen,
Bis es brennt. Dann drückt er das Feuer hinein mit den Fingern,
Und macht zu den Deckel. „Schon gut, so will ich erzählen,"
Sagt er und setzt sich nieder. „Doch müßt ihr auch ordentlich still sein,
Denn sonst werd' ich confus, bis es aus ist. Du da dort oben,
Pack' dich vom Ofen! Du wußtest wohl wieder nicht wo dich zu lassen?
Ist dir zu wohl und gelüstet nach einem Karfunkel dich wieder?
Laß es nur keinen sein, wie der war, den ich im Sinn hab'.

„'S isch e Plätzli näumen, es goht nit Ege no Pflug druf,
Hurst an Hurst scho hundert Johr, und'giftigi Chrüter,
'S singt kei Trostle drinn, kei Summervögeli bsuecht sie,
Breiti Dosche hüete dört e zeichnete Chörper.
'S wär ke ungschickt Bürschli gsi, sel seit me, doch zeig er
Zitlich ins Wirthshus g'wandlet, und über Bibel und Gsangbuch
Sin em d'Charte gsi am Samstig z'oben und Sunntig.
Fluche het er chönne, ne Hex im rueßige Chemi

'S giebt ein Plätzchen wo, da geht nicht Egge noch Pflug drauf,
Strauch an Strauch schon hundert Jahr' und giftige Kräuter,
Da singt keine Drossel, da fliegt kein Schmetterling drüber,
Einen gezeichneten Leichnam dort hüten abscheuliche Kröten.
Ein geschickter Bursch war's, sagt man, aber er wäre
Fleißig gegangen in's Wirthshaus und über Gesangbuch und Bibel
Gingen die Karten ihm am Samstag Abend und Sonntag.
Fluchen hat er gekonnt, die Hex im rußigen Schornstein

Hätt sie bsegnet und bettet, und d'Sternen am Himmel hen zittert.
'S het e mol im grüene Rock e borstige Jäger
Zug'luegt, wie sie spiele. Mit unerhörte Flüeche
Het der Michel Stich um Stich und Büeßli verlore.
„Du vertlaufsch mer nit!" seit für si selber der Grünrock.
D'Wirthene hets no ghört, und denkt: „Ischs öbbe ne Werber!"
'S isch ke Werber gsi, der werdets besser erfahre,
Wenn der Michel g'wibet het, und 's Güetli verlumpet.
Was het 's Stroßwirths Tochter denkt? Sie het em us Liebi
Hand und Jowort ge, doch nit us Liebi zum Michel,
Nei zu Vater und Mutter, es isch ihr Willen und Wunsch gsi.
Sellen Oben ischs in schwere Gidanke vertschlofe,
Selli Mittnacht hets e schwere bidütseme Traum gha.
'S isch em gsi, es chömm vo Staufe füren an d'Landstroß;
An der Landstroß goht e Chapeziner und betet.
„Schenket mer au ne Helgli Her Pater, went der so gut sy!
„Bini net e Bruut? 's cha sy 's het guti Bidütig."
Landsem schüttelt si Chopf der Pater, und unter der Chutte
Lengt er e Hampfle voll Helge. „Do zieh der selber ein use!"
Seits, und wo nes zieht, se lengt's in schmutzigi Charte.
„Hesch echt 's Eckstei-Aß? 's bidütet e rothe Charfunkel;
„'S isch ke gute Schick." — „Jo weger," seit es, „das hani."
Wieder seit der Pater: „Se zieh denn anderst, o Brütli!
„Hescht echt siebe Chrütz?" — „Jo weger," seit es und süfzget. —
„Tröst di Gott, zieh anderst! Es chönne no besseri drinn sy.
„Hesch e blutig Herz?" „Jo weger!" seits und erschrickt drob. —
„Jez zieh no ne mol, 's cha sy, di Heilige chunnt no!"

Kam das Beten an und die Stern' am Himmel das Zittern.
Einmal hat im grünen Rock ein borstiger Jäger
Zugeschaut, wie sie spielen. Mit unerhörtem Gefluche
Hat der Michel Stich um Stich verloren und Gulden.
„Du läufst mir nicht weg!" sagt vor sich selber der Grünrock.
Wie's die Wirthin hört, da denkt sie: „Das ist wohl ein Werber!"
Aber es war kein Werber, ihr werdet's schon anders erfahren,
Wenn erst der Michel gefreit und wenn er das Gütchen verlumpt hat.
Was hat des Straßwirths Tochter gedacht? Sie hat ihm aus Liebe
Hand und Jawort gegeben, doch nicht aus Liebe zum Michel,
Nein, zu Vater und Mutter, es war ihr Wunsch und ihr Wille! —
An demselbigen Abend einschläft sie in schweren Gedanken,
In derselbigen Nacht da träumt sie schwer und bedeutsam.
Ab von Staufen kommt sie — so däucht es ihr — hin auf die Landstraß;
An der Landstraß' geht ein Kapuziner und betet.
„Schenk't mir ein Heiligenbild, Herr Pater, wollt ihr so gut sein?
„Seht, ich bin ja Braut, vielleicht hat's gute Bedeutung."
Langsam schüttelt der Pater den Kopf, und unter der Kutte
Langt er hervor eine Hand voll Heil'ger. „Da ziehe dir selbst eins!"
Sagt er, und wie sie zieht, da greift sie in schmutzige Karten.
„Hast du das Eckstein-As? — das bedeutet rothen Karfunkel;
„'S ist kein guter Treffer!" „Ja wirklich," sagt sie, „das hab' ich."
Wieder sagt der Pater: „So zieh' denn anders, du Bräutlein!
„Hast du sieben Kreuz?" „Ja wirklich," sagt sie und seufzet. —
„Tröst dich Gott, zieh' anders! Es können noch bessere drin sein.
„Hast du ein blutiges Herz?" — „Ja wirklich," sagt sie erschrocken.
„Jetzt zieh' noch einmal, kann sein, dein Heiliger kommt noch!"

„Ischs der Schuflebueb?“ — Es wird wol, bschauet en selber!“ —
„Jo de hesch en! Tröst di Gott! Er schuflet di abe.“
So hets im Kätterli traumt, und so hets selle mol gschlofe.
Stroßwirths Tochter, was hesch denkt, und hesch mer en doch g'no?
Jo, es het jo müeßen und gseit: „Ins Here Gotts Name!
„No de siebe Chrützen und hinterem blutige Herze
„Chunnt mi Heilige, wills der Her, und schuflet mi abe.“

Z'erst hätt's möge go. Zwor mengmol het no der Michel
Gspielt und trunke, bis gnug, und gflucht, und 's Kätterli ploget.
Mengmol isch er in si gange, wenn 's en mit Thräne
Bittet het, und bette. Ne mol se seit er: „Jez willi
„Mit der akkordieren, und d'Charte willi verflueche.
„Soll mi der T . . . . . hole, so bald i eini me a'rühr!
„Aber ins Wirthshus gangi, sel willi, sel chani nit mide.
„Grums und hül, so leng 's der g'fallt, ich der nit helfe!“

Het er 's Erst nit gehalte, sen isch er im Andere treu gsi.
Woner ins Wirthshus chunnt, se sizt mi borstige Grünrock
Hintern Tisch, selb tritt, und müschlet d'Scharten, und rüeft em:
„Bisch mer e Cammerad, se chumm, se wemmer eis mache!“
„Ich nit,“ seit der Michel, „Bas Margreth leng mer e Schöpli!“
„Du nit?“ seit der Grün. „Chumm numme, bis de di Schoppe
„Trunke hesch, und 's goht um nüt, mer mache für Churzwil!“
„He,“ denkt bynem selber der Michel, „wenn es um nüt goht,
„Sell isch io nit g'spielt,“ und sezt sie nebene Grünrock.
'S chunnt e Chnab ans Fenster mit lockiger Stirnen, und rüeft em:
„Meister Michel, uf e Wort! Der Stroßewirth schickt mi.“

„Ist es der Schaufelbub'?“ — „Es wird wohl, seht ihn nur selber!“ —
„Ja! dann tröst' dich Gott, der schaufelt dich ein in die Erde.“ —
Solchen Traum hat die Käthe gehabt, so hat sie geschlafen!
Straßwirths Tochter, was dachtest du denn und nahmest ihn dennoch?
Ja, sie hat ja müssen, sie sagt': „im Namen des Herrgotts!
„Nach den sieben Kreuzen und hinter dem blutigen Herzen
„Kommt, will's Gott, mein Heil'ger und schaufelt mich ein in die Erde!“

Anfangs ging es noch an, wenn manchesmal auch der Michel
Spielt' und zu viel trank und flucht' und plagte die Käthe.
Manchmal wenn sie gebetet und sie ihn mit Thränen gebeten,
Ging er in sich. Einmal, da sagt der Michel: „Jetzt will ich
„Mit dir accordiren und will die Karten verfluchen.
„Soll mich der Teufel holen, sobald ich noch eine mehr anrühr'!
„Aber in's Wirthshaus geh' ich, das will ich, das kann ich nicht lassen.
„Schluchz' und heul', so lang' dir's gefällt, ich kann dir nicht helfen!“

Hielt er das Erst' auch nicht, das Andere hielt er gewißlich.
Wie er in's Wirthshaus kommt, so sitzt mein borstiger Grünrock
Hinter'm Tisch selbdritt, und mischet die Karten und ruft ihm:
„Hältst du mit, Kamerad? so komm, wir wollen eins machen!“
„Ich nicht,“ sagt der Michel, „Frau Margreth, langt mir ein Schöppchen!“
„Du nicht?“ sagt der Grüne. „Komm nur, bis daß du den Schoppen
„Ausgetrunken, es geht um nichts, wir machen's zur Kurzweil!“
„Ei,“ denkt bei sich selber der Michel, „wenn es um nichts geht,
„Ist's ja nicht gespielt,“ und setzt sich neben den Grünrock.
An das Fenster pocht ein Knabe mit lockiger Stirne:
„Meister Michel, höret, ein Wort! Der Straßenwirth schickt mich.“

„Schicken wieder," seit er, „i weiß scho, was er im Chopf het!
„Wer spielt us, und was isch Trumpf, und gstoche das Eckstei!"
Druf und druf! Z'lezt seit der Grün: „Was bisch du ne Glückschind!
„Möchtsch nit numme Chrützer mache? — Sel isch iez eithue,
Denkt der Michel, gspielt isch gspielt, und seit: „Es isch eithue!
„Chömmet" rüeft der Chnab, und pöpperlet wieder am Fenster,
„Nummen uf en enzig Wörtli!" — „Los mi ung'heit iez!
„Chrütz im Baum, und Schufle no, und no ne mol Schufle!"
Und so gohts vom Chrützer bis endli zu der Dublone.

„Schick' ihn wieder," sagt er, „ich weiß schon was er im Kopf hat!
„Wer spielt aus und was ist Trumpf? und gestochen den Eckstein!
„Drauf und drauf." Der Grüne sagt: „Was bist du ein Glückskind!
„Möcht'st du um Kreuzer nicht machen?" — Es ist jetzt eins wie das andre,
Denkt der Michel, Spiel ist Spiel! „Es ist eins wie das andre,"
Sagt er. — „So kommt doch," ruft der Knab' und pochet an's Fenster,
„Blos auf ein einzig Wort!" — „Ei laß mich endlich in Frieden!
„Kreuz dem Baum und Schippen danach, und noch einmal Schippen!"
(Herausforderung des Treffbuben durch ein ausgespieltes Treffblatt bezeichnet der Ausruf des letzten Verses.)
Und so geht's vom Kreuzer bis endlich herauf zum Dukaten.

Wo sie ufstöhn, seit der Grünrock: „Michel, i cha di
„Jez nit zahle. Magsch derfür mi Fingerring bhalte,
„Bis i en wieder lös. Es sin verborgeni Chräfte
„In dem rothe Charfunkel. O lueg doch, wie ner ein a'blizt!"
'S dritmol chlopfts am Fenster: „O Michel chömmet, wil's Zit isch!"
„Loß en schwetze," seit der Grünrock, „wenn er nit goh will!
„Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrützer
„Geld deheim, und niene hesch, es cha der nit fehle.
„Wenn der Ring am Finger steckt, und wenn de in Sack lengsch
„Alli Tag emol, se hesch e bairische Thaler.
„Nummen an kem Fyrtig, i wott der das selber nit rothe.
„Chasch mi witers bruche, se rüef mer nummen! J hör di.
„Heißi nit Bizli Buzli, und hani d' Ohre nit bymer?

Wie sie aufstehn, sagt der Grünrock: „Michel, ich kann dir
„Jetzt nicht zahlen. Du magst dafür den Ring hier behalten,
„Bis ich einmal ihn lös'. Es sind verborgene Kräfte
„In dem rothen Karfunkel. Sieh nur, wie der Stein dich anblitzt!" —
Und zum drittenmal klopft's. „O Michel, kommt da es Zeit ist!"
„Laß ihn schwatzen," sagt der Grünrock, „wenn er nicht gehn will.
„Nimm du meinen Ring, und hast du im Hause und nirgends,
„Keinen Kreuzer Geld, damit kann's nimmer dir fehlen!
„Wenn am Finger steckt der Ring, und du langst in die Tasche
„Alle Tag' einmal, so hast einen Bairischen Thaler.
„Blos am Feirtag nicht, da möcht' ich's dir freilich nicht rathen.
„Kannst du mich weiter brauchen, so ruf' meinen Namen, ich hör' dich.
„Bitzli Putzli heiß' ich, und hab' ich die Ohren nicht beimir?"

Sieder briegget d'Frau deheim im einseme Stübli,
Und list in der Bibel und im verrißene Betbuch,

Derweil sitzt die Frau daheim in der einsamen Kammer,
Weint und lies't in der Bibel und im zerrißnen Gebetbuch

Und der Michel chunnt und schändet: „Findi di wieder
„An dim ewige Betten und dunderschießige Hüle?
„Lueg do, was i gunne ha, ne rothe Charfunkel!"
'S Kätterli verschreckt: „O Jesis," seit es, „was siehni!
„'S isch ke guete Schick!" — und sinkt dernieder in Ohnmacht.

Wärsch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
Hättsch verschlofen, armi Frau, wo diner no wartet!

Jez wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
Alli Chülbene bsucht er, und wo me ne Wirthshus bitrittet,
Z'nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
Sizt der Michel dört, und müschlet trüglichi Charte.
'S Chind verwildert, 's Güeti schwindet, Acker um Acker
Chunnt an Staab und d'Frau vergoht in bittere Thräne.
Goht er öbbe heim, gits schnödi Reden und Antwort:
„Chunnsch du Lump?" Und so und so. — Mit trunkene Lippe
Fluecht der Michel, schlacht si Frau. Jez muß er zum Pfarrer,
Jez vor Oberamt, und mittem Haschierer im Thurn zu.
Goht er schlimm, se chunnt er ärger, wennem der Vizli
Buzli wieder d'Ohren striicht, und Gallen ins Blut mischt.

So währts siebe Johr. Emol so bringt en der Buzli
Wieder usem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirthshus,
„Eb de heim chunnsch mit de Streiche, wo sie der ge hen!
„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird di nit brenne.
„Los, de duursch mi, wenn i dra denk, 's möcht mi versprenge,
„Wie's der goht, und wi der d'Frau di Lebe verbittert.

Und der Michel kommt und wettert: „Find' ich dich wieder
„Bei dem ewigen Beten und sackermentischen Heulen?
„Sieh nur, was ich gewonnen da hab', einen rothen Karfunkel!"
Schrecken faßt die Käthe. „O Jesus," sagt sie, „was seh' ich!
„'S ist kein guter Treffer!" — und sinkt darnieder in Ohnmacht.

Wärst du doch nie erwacht! Wie manchen bitteren Kummer
Hättst du verschlafen, du arme Frau, der deiner noch wartet!

Jetzt wird's täglich schlimmer. Auf allen Märkten flankirt er,
Jede Kirmes macht er mit, und kommt man in's Wirthshaus,
Nachts um Zwölf und Vormittags und Abends um Viere,
Sitzt der Michel da und mischt die trüglichen Karten.
Drüber verwildert sein Kind, es schwindet sein Gut, sie versteigern
Acker um Acker, die Frau vergeht in bitteren Thränen.
Kehrt er einmal nach Haus, giebt's schnöde Reden und Antwort:
„Kommst du Lump?" Und so und so. Mit trunkener Lippe
Flucht der Michel und schlägt die Frau. Jetzt muß er zum Pfarrer,
Jetzt vor's Oberamt, und mit dem Gensdarm in's Gefängniß.
Geht er schlimm, so kommt er ärger, wenn ihm der Vitzli
Putzli wieder bläs't in's Ohr und ihm Galle in's Blut mischt.

So währt's sieben Jahr. Einmal da bringt ihn der Putzli
Wieder aus dem Thurm: „Allons denn! gehn wir in's Wirthshaus,
„Bis die Prügel nach Haus du bringst, die du eben bekommen!
„Was zum Gruß die Frau dir gekocht, das wird dich nicht brennen.
„Hör', du thust mir leid, es will das Herz mir zerreißen,
„Denk' ich, wie dir's geht und die Frau dir das Leben verbittert.

„So ne Ma, wie du, so 's Tags si Thaler verthue cha.
„Glücklich bisch im Spiele, doch no nem leidige Sprüchwort,
„Mittem Wibe hesch's nit troffe, chani der sage.
„Wärsch 'ellei, wie hättsch's so gut, und lebtisch so rüeihig!
„'S pin'get di, me sieht ders a, und d'Odere schwelle.
„Trink e Schlückli Brenz, er chüeltder öbbe die Jast ab!"

Aber d'Frau deheim, mit z'semegschlagene Hände
Sizt sie uffem Bank, und luegt dur Thränen am Himmel.
„Siebe Johr und siebe Chrütz!" so schluchzget sie endli,
„'S wird mir redli wohr, und Gott im Himmel wells ende!"
Seits und nimmt e Buch und betet in Todesgidanke.
Drüber schnellt der Michel d'Thür uf, und fürchterli schnauzt er:
„Hülsch an wieder? Du heschs nöthig, falschi Canali!
„Sur-Chrut choch mer!" 's Kätterli seit: „'s isch niene ke Füür meh."
„Sur-Chrut willi! Lueg i dreih der 's Messer im Lib um." —
„Lieber hüt, as morn. De bringsch mi untere Bode
„Ei Weg wie der ander, und 's Büebli hesch mer scho g'mordet." —
„Di soll der Dunder und's Wetter in Erds-Boden abe verschlage!"
Seit's und zuckt, und sinnlos schwanket 's Kätterli nieder.
„O mi *bluetig Herz*," so stöhnt's no lisli wo's umfallt.
„*Chumm, o Schueflebueb*, do heschmi, schuflemi abe!"

Jez der Michel furt, vom schnelle Schrecken ergriffe,
Lauft in's Feld, der Bode schwankt, und 's raßlet im Nußbaum.
„Bizli Buzli roth mer du!" So rüeft er. Der Buzli
Hinterem Nußbaum stoht er, und chunnt und frogt en: „Was fehlt der?"
„D' Kätheri hani verstoche, iez roth mer, was i soll mache!" —

„So ein Mann wie du, der Tags seinen Thaler verthun kann.
„Glück im Spiel, das hast du, doch nach dem leidigen Sprüchwort
„Mit dem Weib ist's umgekehrt, das kann ich dir sagen.
„Wärst du allein, wie hättst du es gut, und ein ruhiges Leben.
„Quälen thut es dich schon, man sieht's, dir schwellen die Adern.
„Trink einen Schluck Branntwein, der kühlt vielleicht dir die Hitze."

Aber daheim die Frau, mit zusammengeschlagenen Händen
Sitzt sie auf der Bank und sieht durch Thränen zum Himmel.
„Sieben Jahr und sieben Kreuz!" so schluchzet sie endlich,
„Redlich wird mir's wahr, der Herrgott wolle es enden!"
Sagt's und nimmt ein Buch und betet in Todesgedanken.
Drüber schnellt der Michel die Thür auf. Fürchterlich schnauzt er:
„Heulst du schon wieder? Es thut dir Noth, du falsche Kanaille!
„Saurkraut koch' mir!" — Käthe sagt: „es ist nirgend kein Feu'r mehr."
„Saurkraut will ich! Sieh', ich dreh' dir das Messer im Leib um!" —
„Lieber heut als morgen! Du bringst mich unter den Boden
„So oder so. Das Kind, das hast du ja schon mir gemordet!" —
„Dich soll das Donner und Wetter in Grund und Boden verschlagen,"
Sagt's und zuckt, — und es sinkt bewußtlos die Käthe zu Boden.
„O mein *blutig Herz*!" So stöhnt sie noch leis, wie sie umfällt.
„*Schaufelbub, da bin ich, komm*, schaufle mich ein in die Erde!"

Jetzt der Michel fort, vom schnellen Schrecken ergriffen
Läuft er in's Feld, der Boden schwankt und es raschelt im Nußbaum.
„Bitzli Putzli, rath' du mir!" so ruft er; der Putzli,
Hinter'm Nußbaum steht er und kommt. Was fehlt dir denn?" fragt er.
„Rath' mir, was soll ich beginnen? Die Käthe hab' ich erstochen." —

„Isch das alles?" seit der Buzli. „Weger de chasch ein
„Doch verschrecke, aß me meint, was Wunder passiert seig!
„Närsch, iez chasch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge.
„Isch nit dört der Rhi? Und chumm, i will di bigleite,
„'S stoht e Schif am Gstad!" — Jez stige sie ehnen im Sunggäu
Frisch ans Land, und quer dur's Feld. Im einseme Wirthshus
Brennt e Licht. „Mer wen doch luege, wer no do in isch,"
Seit der Grün, „wer weiß do chasch der d' Grille vertribe!"

Aber im Wirthshus sitze no spoti nächtligi Gselle,
Und 's goht vorne a mit Banketiere und Spiele.
„Chrütz isch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnetder di do?
„Gstoche die! und no ne Trumpf! Und — gstoche das Herzli!"
'S isch scho halber Zwölfi. Will echt mit lockiger Stirne
Jez ke Chnab erschine? Nei weger! Michel, es endet!
O, wie spielsch so söllich ungschickt? G'stoche das Herzli,
Lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e Stich macht,
Wiederholts der Grün, und wirft im Michel e Blick zu.
Drüber warnts uf Zwölfi. Mit alliwil schlechtere Charte
Spielt er allwill schlechter, und zahlt afange mit Chride.
Druf hets Zwölfi gschlage. Jez lengt er mit g'ringletem Finger
Frisch in Sack: „Wer wechslet no ne bairische Thaler?"
Schlechti Münz, Her Michel! Er lengt in glasige Scherbe,
Thut e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Grün a.
Aber der Buzli leert sie Brenntewigläsli und schmazget:
„Michel, chumm iez furt, der Wirth würd wellen ins Bett goh!
„'S chömme hüt viel Gäst, sie hen e lustige Fyrtig.

„Ist das Alles?" sagt der Putzli. „Wirklich, du kannst doch
„Einen erschrecken, daß man meint, was Wunder passirt sei!
„Narr, im Lande geht's jetzt nicht mehr, Verdruß könnt' es geben.
„Ist nicht da der Rhein? Komm mit, ich will dich begleiten,
„Dort steht ein Kahn am Ufer!" — Jetzt steigen sie drüben im Sundgau
Frisch an's Land, und quer durch's Feld. Im einsamen Wirthshaus
Brennt ein Licht. „Wir woll'n doch zuschaun, wer noch darin ist,"
Sagt der Grüne, „wer weiß, du kannst dir die Grillen vertreiben!"

Aber im Wirthshaus sitzen noch späte nächtige Burschen
Und von vorn geht's an mit Bankettiren und Spielen.
„Kreuz ist Trumpf! Und noch einmal! Und könnet ihr den da?
„Den gestochen! Und noch einen Trumpf! Und — gestochen das Herze!"
Es ist schon halb Zwölf. — Will denn mit lockiger Stirne
Jetzt kein Knab' erscheinen? Wahrhaftig, Michel, es endet!
O wie spielst du schlecht! Gestochen, gestochen das Herze,
Greift ihm tief in die Seel', und immer, wenn er einen Stich macht,
Wiederholt es der Grüne, und wirft ihm dabei einen Blick zu.
Drüber geht's auf Zwölf. Mit allemal schlechteren Karten
Spielt er allemal schlechter, und zahlt zuerst mit der Kreide.
Drauf schlägt's Zwölf. Jetzt langt er mit seinem beringeten Finger
Frisch in den Sack: „Wer wechselt mir noch einen Bairischen Thaler?" —
Schlechte Münz', Herr Michel! Er greift in gläserne Scherben,
Thut' nen Schrei und sieht den Grünen mit Schrecken und Graus an.
Aber der Putzli leert sein Branntweingläschen und schmatzet:
„Michel, komm jetzt fort, der Wirth möcht' wollen zu Bett gehn.
„Kommen doch heut' viel Gäst', ist heut' ja ein lustiger Feirtag:

„Isch nit Ludwigstag, der fünfezwenzigst Augusti?
„Dreih am Ring, so lang de witt, de bringsch en nit abe!"
O, wie het der Michel g'lost — e lustige Fyrtig;
O wie het er d'Füeß am Tischbei unte verchlammert!
'S hilft nit lang, und thut nit gut. Mit ängstlichem Bebe
Stoht er uf, und seit ke Wort, und göhn mit enander,
Vornen a der Grün, und an de Ferse der Michel,
Wie ne Chalb im Metzger folgt zur bluetige Schlachtbank.
Oebbe ne Büchseschuß vom Wirthshus stellt en der Buzli.
„Michel, seit er, lueg es stoht kei Sternli am Himmel!
„Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!
„'S goht kei Luft, es schwankt kei Nast, es rührt si ke Läubli,
„Und du bisch mer au so still. I glaub, de witt bette,
„Oder machsch der d' Uerthen und isch der 's Lebe verleidet?
„Wie de meinsch! Die Wahl isch schlecht, i muß ders bikenne.
„Se, do hesch e Messer! I ha's am Blotzemer Mert g'chauft!
„Hau der d'Gurgele selber ab, se chost's di ke Trinkgeld!"

So het der Aetti verzehlt, und mit engbrüstigem Othem
Seit druf d'Mutter: „Bisch bal ferig? Mach mer die Meidli
„Nit so z'förche, 's sin doch nummen erdichtete Mährli!" —
„Jo, i bi jo ferig!" erwiedert der Aetti, „dört lit er
„Mit sim Ring im Dorne Ghürst, wo d'Trostle nit singe."
Aber d'Marei seit: „O Muetter, wer wird em denn förche!
„Denksch, i merk nit, was er meint, und was er will sage?
„Jo, der Bizli Buzli, das isch die bösi Versuchung.
„Lokt sie nit, und führt sie nit in Sünden und Elend,

„Ludwigstag, der fünfundzwanzigste Monats Augusti!
„Dreh am Ring so lang du willst, er geht nicht herunter!"
O wie hat der Michel gehorcht — ein lustiger Feirtag;
O wie hat er fest die Füße geklammert an's Tischbein.
'S hilft nicht lang und thut nicht gut. Mit ängstlichem Beben
Steht er auf und sagt kein Wort, sie gehn miteinander,
Vorne geht der Grüne und ihm auf der Ferse der Michel,
Wie dem Schlächter folgt ein Kalb zur blutigen Schlachtbank.
Einen Büchsenschuß vom Wirthshaus stellt ihn der Putzli.
„Michel," sagt er, „sieh' es steht kein Sternlein am Himmel!
„Sieh', der Himmel hangt voll Wetter über und über!
„'S geht kein Wind, es schwankt kein Ast, es rühret kein Blatt sich,
„Und du bist mir auch so still. Du willst doch nicht beten?
„Oder machst du die Rechnung und ist dir das Leben verleidet?
„Wie du meinst! Schlecht ist die Wahl, ich muß dir's bekennen.
„Nimm, da hast ein Messer! Ich kauft's auf dem Blotzheimer Jahrmarkt,
„Schneide dir selber die Gurgel ab, so kost't dir's kein Trinkgeld!"

So hat der Vater erzählt, und mit engbrüstigem Athem
Sagt die Mutter: „Bist du bald fertig? Mach mir die Mädchen
„Doch nicht graulich, es sind ja doch nur erdichtete Märchen!" —
„Ja, ich bin ja fertig," erwiedert der Vater, „da liegt er
„Mit dem Ring im Dornengebüsch, wo nicht singen die Drosseln."
Aber Mariechen sagt: „I Mutter, wer wird sich denn fürchten!
„Denkst, ich merk' nicht, was er meint und was er will sagen?
„Ja, der Bitzli Putzli, das ist die böse Versuchung.
„Lockt sie nicht, und führt sie nicht in Sünden und Elend,

„Wenn e Mensch nit bete mag, und folgt nit, und schafft nüt!	„Wenn ein Mensch nicht beten mag, und folgt nicht und thut nichts?
„Und der lockig Chnab ist gueti Warnig im Gwisse	„Und der lockige Knabe, der warnt, das ist das Gewissen.
„O, i chenn mi Aetti wohl, und sine Gedanke!"	„O ich kenne schon den Vater und seine Gedanken!"

Heinrich Heine,

ein vorzüglicher Lyriker volksthümlicher Gattung und ein politisch-satirischer Novellist von Talent, aber ohne tiefe Bedeutung für die deutsche Litteratur, weil es seinen Schriften an Charaktergröße, Wahrheit und Würde mangelt, wurde am 31. Dezember 1799 zu Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren. Er selbst indessen blieb nicht Jude. Dem Willen seiner Verwandten zufolge ging er nach Hamburg, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen; aber dem Geschäftsleben entsagend, studirte er in Bonn, Berlin und Göttingen Jurisprudenz. In letztgenannter Stadt ließ er sich am 28. Juni 1825 nach protestantischem Ritus taufen und erwarb den akademischen Grad eines Doktor der Rechte. Die Thatsache seines kirchlichen Uebertritts bestätigen nicht allein seine eigenen Versicherungen, unter welchen eine ausdrückliche, an dem 7. Oktober 1835 in einem französischem Journale (des Debats) gegebene Erklärung obenansteht, sondern es hebt auch eine nicht lange darauf im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" enthaltene Notiz (Nr. 62 vom Jahre 1836) jeden Zweifel über diesen Umstand. Wenn jedoch Heine in dem genannten französischen Blatte neben der Erwähnung, daß er kein Israelit sei und nie einen Fuß in eine Synagoge gesetzt habe, mit anscheinender Feierlichkeit behauptet, daß er der „lutherischen Religion" angehöre und diese nicht verlassen werde, „da sie nicht nur geistliche Vorzüge habe, sondern auch in einigen Staaten weltliche Rechte gewähre," so wird über den Werth eines solchen Bekenntnisses schwerlich Jemand in Ungewißheit bleiben, welcher die geistlosen Scherze und Spöttereien über Religion und Glauben berücksichtigt, die dieser frivole Autor in seinen Schriften vielfach niedergelegt hat.

Denn noch vor dem Abschluß seiner akademischen Laufbahn trat Heinrich Heine als Schriftsteller auf, zunächst mit harmlosen und von der nachmaligen Unnatur freien Gedichten; seinen Aufenthalt nahm er späterhin, Göttingen verlassend, abwechselnd in Hamburg, Berlin und München, um überall als Sänger

sich einzuführen und seine „ewigen" Lieder vorzulesen. Auch machte er einen Ausflug nach Oberitalien, wo eines seiner Hauptgeschäfte war, den schon früher gereizten Platen durch die Androhung, er werde ihn auf jede Weise in Deutschland verleumden, zur Kriegserklärung gegen das deutsche „litterarische Lumpengesindel" herauszufordern; diese Drohungen ließ er ihm durch den Freiherrn Friedrich von Rumohr zu Florenz wissen, und da sich Platen nicht einschüchtern ließ, führte er sie 1830 in seinen „Reisebildern" pünktlich aus. Der deutschen Heimath, die ihm zu philisterhaft dünkte, sagte der vielgelesene Schriftsteller, wofür er sich schon damals ausgab, fortan Lebewohl; nach einem vorübergehenden Besuche in England brachte er seit dem Jahre 1830 meistentheils als Freiwillig-Verbannter in Paris zu, seinen Geifer über deutsches Staatenwesen, Gelehrtenthum und Dichterstreben in Prosa wie in Versen rastlos ausschüttend. Gegen des Lebens Nothdurft war er, so viel bekannt ist, durch einen reichen Verwandten geschützt, den Hamburger Kaufmann Salomon Heine, der in dem Vetter den Stolz seines Stammes erblickte und die litterarische Größe desselben durch einen Jahrgehalt ehrte. Daß er kein eigentlicher politischer Flüchtling war, hat er selbst mehrfach zu verstehen gegeben, wird auch namentlich durch eine Reise bewiesen, die er im Winter von 1843 auf 1844 nach Deutschland unternehmen durfte, und die er sofort in einem „Wintermährchen" betitelten Büchlein auf die nämliche witzelnde und sarkastische Weise beschrieb, womit er früher seine schmutzigen „Reisebilder" für den Pöbel herausgeklext hatte.

Anfangs kleidete Heine seine politischen Wetterflüche, die er nebenbei mit der ekelhaftesten Unsittlichkeit würzte, in die Form einer leichten und planen Prosa; der Ton war neu, weil noch kein deutscher Autor sich einer gleichen Schamlosigkeit überlassen hatte, um das Publikum zu stacheln und den gemeinen Haufen anzulocken. Die in französische Eleganz getauchte Frechheit, womit er alles dasjenige zu sagen sich erlaubte, wovon die Selbstachtung jeden andern abhielt, verwechselte man mit Genialität, Ursprünglichkeit und Kraft; sein Uebermuth erschien dem unbedachtsamen Theile der Leser eine kühne, natürliche und an sich gerechtfertigte Ueberlegenheit, ganz wie es Heine selbst mit einem unerhörten Eigenlobe zu verkündigen pflegte. So erreichte er denn seinen Zweck, einen breiten Leserkreis zu gewinnen, seine von namenloser Eitelkeit und Ruhmsucht diktirte Aufgabe, für ein ungeheueres Genie zu gelten; die Tagesblätter, die meist in den Händen der Juden waren, ergriffen für den neuen Propheten mächtig Parthei und rissen durch ihr tagtägliches Lobhudeln sogar die besseren Zeitschriften, unter ihnen selbst die so verdiente Augsburger „Allgemeine Zeitung," zu einer Anerkennung und Berück-

sichtigung fort, welcher dieser sansculottische Schriftsteller unwürdig war. Schon in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre hatte er es dahin gebracht, daß er für das Oberhaupt jener gleichgesinnten Coterie betrachtet wurde, welche sich unter dem Namen des „jungen Deutschland" zusammenschaarte, und deren vornehmste Mitglieder Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt und Karl Gutzkow waren. Diese Kraftmänner stellten sich an, als wollten sie mit Einem Schlage unser Schriftthum reformiren und eine neue Aera der deutschen Litteratur hervorrufen; im Grunde aber offenbarten sie einen kläglichen Ehrgeiz, der zu nichts als kläglichen Ergebnissen geführt hat. Die Nation erhielt durch sie nicht ein einziges Werk von klassischer Bedeutung. Veranlaßt durch die Blätter des einseitigen, aber im Allgemeinen redlichen Stuttgarter Kritikers Wolfgang Menzel, welcher das schädliche Getreibe dieser in jeder Beziehung sehr unwichtigen Autoren weit überschätzte, entschloß sich die deutsche „Bundesversammlung" in ihrer 31. Sitzung vom Jahre 1835 zu dem durchaus nicht nothwendigen Schritte, ein förmliches Verbot aller Schriften, die von den genannten fünf Häuptern des jungen Deutschland ausgegangen waren oder künftighin ausgehen würden, zu erlassen. Eine Maßregel, die, anstatt zu nützen, vielmehr nur dazu diente, auf die seichten Machwerke der Verfehmten Glanz zu werfen, das Ansehen derselben bei der Menge zu steigern und besonders den getauften Heine zu verherrlichen, der wenigstens im Lyrischen etwas geleistet hatte.

Zur versifizirten Einkleidung seiner politischen Satiren griff der Letztere erst gegen das Jahr 1840, als mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des IV. von Preußen und mit der fortschreitenden Entwicklung unserer Nation die wichtigsten Staatsfragen in den Vordergrund zu treten anfingen. Aber seine grobgeschnitzten Pfeile machten ungleich weniger Eindruck als seine früheren prosaischen Aus- und Einfälle; es gebrach ihnen noch mehr an einer geistigen Spitze. Diese fand er nicht und konnte er ihnen nicht geben, da er selbst in keinem Stücke eine feste Ueberzeugung besaß, und es ihm lediglich darum zu thun war, vor dem Publikum, dem er übrigens seine Verachtung unverholen kund that, den Witzbold zu spielen. Die politischen Verseleien jener Tage gingen in den Wirren der Jahre 1848 und 1849 vollends unter; was er später in dieser Gattung versuchte, waren ohnmächtige Nachklänge. Selbst wenn seine politische Schriftstellerei wirklich so markig, gehaltvoll und ideell gewesen wäre, als sie den Augen oberflächlicher Beobachter geraume Zeit erschien, würde ihr doch jede Bedeutung durch den Umstand genommen worden sein, daß er unter der Herrschaft des Königs Ludwig Philipp eine verborgen gehaltene französische Pension von viertausend Franken bezog.

Dieses Geheimniß wurde enthüllt, als der welterschütternde Umsturz der Dinge in Paris 1848 erfolgte; die Liste der bezahlten Federn lag vor, auf ihr stand auch der Name Heine! Da Läugnen nichts gefruchtet hätte, so sah sich der compromittirte Autor unter dem 15. Mai genannten Jahres gemüssigt mit eignen Worten einzugestehen, daß er thatsächlich seit dem Jahre 1835 jenen Betrag an französischen Hülfsgeldern aus den geheimen Fonds empfangen habe. Die an sein Zugeständniß geknüpfte Entschuldigung war leere Prahlerei und konnte seinen vernichteten Ruf nicht wiederherstellen; denn der Schleier des Geheimnisses, der sein Verhältniß zur französischen Regierung so lange bedeckt hatte, stand einer Ehrenrettung des Söldners entgegen.

Noch ehe die politische Umwälzung des Jahres 1848 eintrat, war Heine in eine schmerzliche Krankheit verfallen, die ihn zu Paris fast ein ganzes Jahrzehnt hindurch an Zimmer und Bett fesselte; doch soll er, wenn wir recht berichtet worden sind, seinen leidenden Körperzustand immer mit der seltensten Heiterkeit des Geistes ertragen haben, gepflegt und unterstützt von einer Französin, Namens Henri Julia, mit welcher er ein spätes Ehebündniß geschlossen hatte. Eine Reihe der verschiedenartigsten lyrischen Produkte verfaßte er auf dem langwierigen Krankenlager, von dieser zu jener Laune überspringend, wie es stets seine Gewohnheit gewesen; auch bereute er, wie es heißt, manchen Fehlgriff seiner Jugendzeit. Freilich geschah dieß, laut der darüber vorhandenen Mittheilungen, in einer Weise, die nicht viel von seiner ehemaligen Wandelbarkeit abwich und über die Ernsthaftigkeit seiner neuen Gesinnungen mancherlei Zweifel zurückließ. Ein seltsamer Schauspieler bis an sein Ende, verschied er zu Paris am 17. Februar 1856.

Durch Heinrich Heine ist die Lüge, im Gegensatz zur Goethe'schen Wahrheit, in unsere Poesie eingeführt worden. Ein Dichter oder Autor, der gewisse Grundprinzipien menschlicher Würde und Entwickelung nicht anerkennt, die zu allen Zeiten Geltung gehabt haben, stellt sich selbst an den Pranger, wenn er auch aus bloßer Geniesucht den Hemmschuh jedes Herkommens abwirft. Denn in letzterem Falle ist der Autor ein Heuchler, und als solchen manifestirt sich Heine durchweg in seinen Produkten, etliche harmlose Liedchen ausgenommen, worin er das reine Menschenthum ohne Disharmonie walten lassen, anstatt eine falsche Genialität zur Schau zu tragen. Um ihn zu rechtfertigen, haben ihn seine Lobspender häufig mit Aristophanes verglichen, aber ohne diesen zu kennen; Aristophanes war von jeder Geniesucht, von Heuchelei und Täuschung des Publikums himmelweit entfernt, er war ein echtes Genie, dessen weltberühmte Meisterwerke den Beweis führen, daß er Wahrheit und Schönheit nicht blos zu vereinigen wußte, sondern auch über Alles setzte. Ueberdieß war der griechische Lustspieldichter ein Künstler, Heine das Widerspiel der Kunst, so daß es überhaupt eine sehr unverdiente Ehre wäre, ihn mit Aristophanes vergleichen zu wollen, was künftighin wohl auch Niemand wagen wird, ohne sich zu blamiren. Denn von dem cum grano salis

zu verstehenden Ehrentitel, womit A. W. Schlegel den Aristophanes beschenkt hat, indem er ihn den „ungezogenen Liebling der Grazien" nennt, würde auf Heine nur das Epitheton „ungezogen" sitzen bleiben.

Eine große Bedeutung hat Heine überhaupt nicht zu beanspruchen, wird man ihm auch um so weniger sichern können, als gegenwärtig bereits der bei weitem größte Theil seiner Schriften der Vergessenheit anheimgefallen ist. Was von ihm fortdauern wird, beschränkt sich auf eine nicht sehr zahlreiche Summe von Liedern. Denn lediglich auf lyrischem Gebiete hat er sich ein Verdienst erworben, obwohl man genöthigt ist, auch hier ebenso viel Tadel als Lob auf einen Mann zu häufen, der seinen Muthwillen selbst mit der Poesie getrieben hat, dem einzigen Schatze des menschlichen Geistes, worin ein gesunder Charakter die beste Befriedigung sucht und findet. Das Lobenswerthe, um mit diesem anzufangen, enthält sein „Buch der Lieder," welchem späterhin einige wenige ähnliche Produkte vereinzelt nachfolgten. So unbeträchtlich die Masse des Gelungenen ist, so hoch dürfen wir es anschlagen: Heine hat sich auf dem deutschen Parnaß einen Platz neben den volksthümlichen Lyrikern ersten Ranges erobert; kommt es doch nicht schlechthin auf die Menge des Geleisteten an. Indem ich diesen Gesichtspunkt, seinen abgesagten Feinden gegenüber, vorurtheilslos festhalte, möchte ich die vortheilhafte Seite seiner Lyrik bestimmen, ehe ich des Mißbrauchs gedenke, den er sich auch auf diesem Gebiete zu Schulden kommen lassen.

Die äußere Form seiner Lieder anlangend, ist sie fließend, gesangartig und meist ungesucht, ihr Rhythmus auch dem Inhalte entsprechend; er feilte, was nicht verborgen geblieben ist, seine Strophen mit unermüdlicher Ausdauer, obwohl er dem unkundigen Publikum vorspiegelte, daß er Alles fix und fertig aus dem Aermel schüttle. Die Leichtigkeit der Darstellung, die er oft durch langes Grübeln gewann, täuschte seine Nachahmer; denn irregeführt, wie sie durch Heine's Versicherung waren, bemühten sich diese nicht um Strenge des Ausdrucks, sondern stümperten unbesorgt, weil sie glaubten, auch ihr Vorbild suche die Natürlichkeit in lockerer und unkünstlerischer Ausdrucksweise. Freilich war diese in ihrer Art einzige Täuschung der seichten Nachäffer um so eher möglich, als es Heine nicht an anderweitigen formlosen und formschwachen Gedichten fehlen ließ, die er leichtfertig in die Welt schickte, während er nur diejenigen genau durchformte, von welchen er auf eine entschiedene und dauernde Wirkung nach Inhalt wie Gedankenfassung rechnete. Der Freiheiten, die er sich in der Metrik als Volksdichter herausnehmen durfte, bedienten die thörichten Nachtreter sich gleichwie regelrechter und erlaubter Bestimmungen. Dazu kam, daß Heine bei der einfachsten Form des Liedes stehen blieb, weil er sein Talent richtig erkannte und würdigte; für die Kunstpoesie war es nicht geeignet, und damit er dieß verdecke, gerieth er auf den Einfall, jede Kunstpoesie zu höhnen: eine Perfidie, wodurch er seine Jünger zum zweiten Male täuschte und ihren Geschmack auf Irrwege führte. Indem der Düsseldorfer Dichter also seine schaffende Kraft auf diese Gattung der Lyrik weislich einschränkte, strebte er nach der weitgehendsten Popularität und nach der Frucht schnellster Anerkennung im Publikum. Daß ihm gleichwohl diese Frucht nicht so rasch in den Schooß fiel, trotz der um ihn gruppirten Lobpreiser, ist bei der Abschätzung des Dichters nicht zu übersehen. Es dauerte eilf Jahre, ehe eine zweite Auflage des Liederbuchs erforderlich war. Der innere Werth der Gedichte schlug keineswegs bei dem Publikum blitzschnell durch, wie es das „junge Deutschland" wünschte und marktschreierisch vorgab. Zwar stand der von einer ungewöhnlich zahlreichen

Schaar schreibfertiger Litteraten und Journalisten umgebene Heine während einer mehr als zehnjährigen Epoche gleichsam von allen Seiten umweihraucht da; der neue Dichtergötze hatte ähnliche Hülfstruppen seines Ruhms wie sie Uhland an den Mitgliedern der „schwäbischen Schule" hatte. Die Clique nannte sein Liederbuch zeitschriftlich wie mündlich ein vielgelesenes und „zerlesenes". Aber alle dergleichen Schmuckbeiwörter lockten nicht viel, man kaufte das Büchlein demungeachtet sehr sparsam. Das Einzige, was in jenem langen Zeitraume stetiger Lobpreisung für das Heine'sche Talent durchgesetzt ward, bestand darin, daß man einzelne der gelungensten Lieder durch vielfachen Zeitungsabdruck und durch häufige Citate in Umlauf setzte und in den Mund der Jugend brachte. Das mußte schon deswegen endlich gelingen, weil diese Lieder vielerlei pikante, seither nicht in Reimen ausgesprochene Vorstellungen und Wendungen enthielten, die sich leicht merkten wie Witzworte.

Was Standpunkt, Geist und Gepräge seiner Lyrik anlangt, ist es allerdings keine großartige poetische Welt, die Heine uns darin aufgeschlossen hätte; doch finden wir, daß er sich, wie alle Lyriker ersten Ranges, bis zur Originalität durchgearbeitet hat, wie viel wir auch an dieser Originalität aussetzen mögen. Frei von der Nachahmung irgend eines der lyrischen Meister, die seither in Deutschland aufgetreten waren, wußte er sein eigenstes Selbst selbstständig vorzuführen. Er nahm sich dabei den volksthümlichen Ton des deutschen Volksliedes zum Muster, aber in anderer Weise als die von der romantischen Epoche ausgegangenen Schwaben, Uhland an der Spitze. Daß dem so sei, wird keineswegs widerlegt durch das Lob und die Achtung, womit er gelegentlich von den Romantikern, wie Novalis, Hoffmann und Arnim redet; denn in Lob sowohl als Tadel ist sein kritisches Urtheil Narrentheiding.

Vielmehr ergiebt sich sein Ausgangspunkt aus der Betrachtung des Colorits seiner lyrischen Produkte. Dieses Colorit hat weniger einen romantischen als einen allgemein poetischen Anstrich. Heine bemühete sich offenbar, wie es jeder gute Dichter thut, den Boden der Wirklichkeit zu verlassen; idealisiren wie Schiller wollte er nicht, ebensowenig die Wirklichkeit verschönern nach Goethe's Beispiele. An die lyrische Weise des Letztern indessen schloß er sich in mancherlei Stücken an, wie er denn auch namentlich den im „Amadis" von Goethe zuerst erhobenen Ton bis zur Manier breitgeschlagen hat. Im Allgemeinen aber ging er darauf aus, persönliche Erlebnisse, subjektive Gefühle und Anschauungen, zuweilen auch objektive Stoffe mit einem gewissen romantischen Schimmer zu umkleiden, welcher den Gegenstand aus der Gewöhnlichkeit alltäglicher Kreise herausrücken sollte. Dieß that er denn auf eine eigenthümliche Weise, indem er bei einer möglichst populären und einfachen Darstellung den Charakter des älteren Volksliedes reproduzirte; und es ist ihm oft geglückt, einen wahrhaft volksmäßigen Ausdruck für seine neuen modernen Stoffe herauszubilden. Seine besten Lieder, diejenigen, die ganz rein in ihren Stimmungen gehalten sind, weisen einen durchaus ansprechenden, durchweg poetischen und mit dem Volksgesange wetteifernden Ton auf, wie er sich in den beiden „Grenadieren" ausspricht. Durch eine Anzahl von Liedern hat er zugleich gezeigt, daß er der wärmsten und edelsten Herzensergießungen fähig ist; sie gehören freilich meist einer Epoche an, wo er noch nicht mit der Welt, mit Himmel und Erde wie mit sich selbst zerfallen erscheint. Wie er ferner, neben dem musikalischen Elemente der Form, die plastische Wirkung zu beherrschen verstand, erkennt man aus den kleinen abgerahmten und abgerundeten Gemälden, die er mit lebhafter Anschaulichkeit vor Augen und Seele führt, theils durch treffende Gedankenzeichnung, theils durch Bilder und Allegorieen. Seltener als

das Subjektive gelingt ihm das Objektive; die Behandlung legendenartiger und mythologischer Stoffe ist ihm gewöhnlich verunglückt, indem er sie von einem allzusubjektiven Standpunkte aus faßte, die Sagen ummodelte und dazu benutzte, eigene Ideen an sie zu knüpfen oder moderne in sie hineinzuspielen, um sie dem Gelächter preiszugeben. Von den Gelegenheitsgedichten endlich zeichnen sich einzelne durch Witz, Satire und Humor aus, soweit das Maß innegehalten worden.

Erkennen wir also in Heine einen Lyriker, der in der einfachen Liedgattung ein entschiedenes Talent offenbart hat, welches seinen Leistungen Fortdauer verspricht, so lange die deutsche Sprache klingt. In dieser harmlosen Gattung indessen beruht nicht das gesammte charakteristische Gepräge, womit er vor dem Publikum steht; denn auf Volksthümlichkeit und liebliche Zartheit etlicher Gedichte beschränkt sich dieses Lyrikers Originalität keineswegs. Es ist bedauerlich, daß die übrigen Eigenschaften, durch welche sich Heine zu einem eigenthümlichen Style als Lyriker aufgeschwungen hat, theils nicht auf eine künstlerisch richtige Weise hervortreten, theils nicht zu den vortheilhaften Seiten seines Wesens gehören. Die künstlerische Rücksicht anlangend, hat er häufig gegen den guten Geschmack, ich darf geradezu sagen auch gegen einen Hauptgrundsatz poetischer Darstellung gefehlt und verstoßen, oft mit Absicht, wie es scheint, weil er nicht anders originell sich zu fassen wußte: er ist, kurz gesagt, in eine Art **Manier** verfallen und nach und nach immer manierirter geworden. Diese Heine'sche Manier nämlich kennzeichnet sich erstlich in allzugrellen Contrasten, zweitens in Dissonanzen. Er scheute sich nicht zu dem fehlerhaften Contraste zu greifen, als zu einem durchschlagenden Mittel, um eine drastische Wirkung seiner Strophen zu erzielen, welches ihm die Hauptsache in Versen wie in Prosa war; er kannte das liebe deutsche Publikum, das nach allem Auffälligen gerade in der Poesie hascht und darin ein Merkmal der Genialität erblickt. Die Dissonanzen dagegen vermied er nicht, weil er die harmonische Seite der Poesie unterschätzte und die Reizung der Stimmung bevorzugte, anstatt den Einklang der Gefühle aufrecht zu erhalten und die Seele zu versöhnen. Es war eine doppelte Verläugnung des ebenso schönen als treffenden Ausspruchs, welchen sein Zeitgenoß Platen that: „Um der Dinge Maß zu lehren, sandte Gott die Dichter aus." Vorzüglich liebte es Heine, mit einem schrillen Mißton am Schlusse das gesammte von ihm aufgeführte Gebäude seines Liedes wie mit einem Blitzschlage über den Haufen zu werfen: den Leser oder Hörer gleichsam zu äffen. Er greift nämlich zu einem unerwarteten, mit dem Vorausgegangenen in keiner Harmonie stehenden und daher verkehrten Gedanken, vermuthlich aus dem sonderbaren Wahne, weil er es für das Beste hielt, die Grundregel zu verletzen, damit er für genial gelte. In Wahrheit aber verräth er, daß es ihm an einer genialen oder neuen Wendung gebrach, um das Gedicht auf angemessene Weise abzuschließen.

Dazu trat zweitens ein geschmackloses Kokettiren mit dem eigenen Schmerze. Heine ist einer der Haupturheber der sogenannten „Weltschmerzpoesie", welche in den beiden Jahrzehnten vor 1848 eine so umfangreiche, aber vorübergehende Rolle spielte, und welche durch den unglücklichen Nikolaus Lenau ihren trübsten und am meisten melancholischen Ausdruck empfangen hat. Doch ist Heine in diesem Stücke nicht so ganz Original, wie Manche glauben, die ihren Blick nur auf die einheimische Litteratur gerichtet halten. Um jene Zeit, wo der Düsseldorfer Poet auftrat, stand der Lord Byron bereits in der vollsten Blüthe seines Dichterruhms, und der Engländer ist es vorzugsweise, der diesen schmerzlichen Ton angeschlagen

und in die moderne Poesie eingeführt hat, den Ton einer innerlichen Zerrissenheit, einer friedlosen Seelenstimmung, einer herben Bitterkeit und Ironie. Wie Heine in religiöser Hinsicht auf den Franzosen Voltaire zurückging, so ahmte er in diesem Punkte dem englischen Titanen nach, nur daß er nicht die ganze ursprüngliche Hoheit desselben erreichte, disharmonisch blieb und prosaisch ward. Endlich trat zur Vervollständigung seiner Manier der Fehler frivoler Ausgelassenheit. Daß er, nach dem verlockenden Beispiele neuerer Poeten, französischer und italienischer, eine erkleckliche Anzahl sehr unmoralischer Gedichte geliefert hat, daß er häufig in der Lyrik, wie Gustav Schwab sich ausdrückte, Bocksprünge macht: das will ich nur andeuten. Verfuhr er doch in seinen prosaischen Darstellungen auf gleiche Weise.

Ebensowenig will ich seiner politischen Schriften und Streifzüge ausführlich gedenken, da die obigen in seinen Lebensbericht eingeschalteten Bemerkungen genügen. Sein Hauptgebrechen war, daß er charakterlos von Meinung zu Meinung übersprang, ohne für ein politisches Prinzip sich zu entscheiden: er liebte nur die Verneinung, die unerquickliche. Daß er eine französische Pension annahm, würde an sich für den Deutschen keinen Eintrag thun, und konnte im Gegentheil eine Ehre sein, wenn er wirklich ein politischer Flüchtling war; daß er sie heimlich hinnahm, möchte unter Umständen gleichfalls hingehen; daß er aber dabei sich anstellte, als sei er einer der unabhängigen Autoren, ein freier Mann, der lediglich von der Feder lebe und lediglich seine Ueberzeugung aussage, ist um so weniger verzeihlich, als er mit solchem Vorgeben geflissentlich eine Täuschung des Publikums ausführte. Es ist um so weniger verzeihlich, als er gleichzeitig freigesinnte deutsche Landsleute deßhalb verdächtigte, weil sie an Aemter und Würden gebunden waren; wie er denn namentlich in seinen trivialen „Reisebildern" die schamlose Erfindung auftischte, daß der Graf Platen eine Pension aus des Königs Ludwig Privatkasse beziehe; denn aus aristokratischem Hochmuthe habe der Graf sich ausdrücklich geweigert, von den Steuern des bayerischen Volkes eine Unterstützung anzunehmen. Allgemein bekannt war es gleichwohl, daß Platen, der Stolz des deutschen Volkes, die ihm gewährte winzige Pension aus der Kasse der Münchener Akademie der Wissenschaften überkommen hatte. Gerade was Platen nicht eingefallen war, dessen ist Heine selbst schuldig geworden: er empfing eine ziemlich bedeutende Summe von der französischen Regierung, die ihn auf milde Weise unschädlich machen wollte, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das erst durch den grellen Lichtstrahl der achtundvierziger Februar-Revolution gelöst wurde.

Nicht minder abscheulich verfuhr Heine gegen den charaktervollen Autor und Landsmann Börne. Doch von seinen polemischen Pamphleten und kritisch-ästhetischen Schriften schweige ich ihrer Unbedeutendheit wegen: sie dienten ihm hauptsächlich zu dem privaten Zweck, seine schwankenden, unreifen und verkehrten Ansichten über Poesie, Litteratur und Künste gegen anders Urtheilende zu decken, zu bemänteln und zu verfechten; theilweise auch dazu, sich der Gegner zu entledigen, die er durch seine muthwilligen, ungerechten und verleumderischen Spöttereien sich auf den Hals geladen hatte. Ueberall hielt er sich an die schwachen Seiten und Blößen, welche ihm seine Gegner darboten; und wo er keine besonders auffälligen Mängel aufgreifen konnte, erdichtete er welche, indem er sich mit der harmlosesten Ernsthaftigkeit anstellte, als ob er heroenartig, wie Karl Gödeke sich treffend ausdrückt, „gegen große feindselige Principe kämpfe", während im Grunde seine gesammte Polemik, die er mit unendlicher Vorliebe betrieb, eine durch und durch „persönliche" war. Nicht um die Sache stritt

Heine, um diese rein und glänzend durch seine Vertretung hervorgehen zu lassen, sondern seine Aufgabe bezweckte nur die Niederwerfung bedeutender mitlebender Persönlichkeiten um jeden Preis. So schrieb er nicht allein gegen A. W. Schlegel, Tieck, Platen, Börne und gegen die schwäbische Schule, Uhland, Pfizer und Menzel, sondern er spöttelte auch mit anscheinend sehr zutreffenden Bemerkungen über Goethe, Schelling und andere Philosophen, als ob er ihnen ebenbürtig, gewachsen oder überlegen sei. Wer „die Wahl unwürdiger Mittel zur Bekämpfung eines Gegners kennen lernen will", sagt Gödeke, „darf nur diese Heine'schen Streitschriften lesen: sie sind voll von persönlichem Haß und Bitterkeit". Mit ähnlichen Waffen hat Niemand in der deutschen Litteratur gestritten, der auf den Rang eines würdigen Autors Anspruch hat, weder Lessing, weder Goethe und Schiller in ihren berüchtigten Xenien, noch Platen in seinen scharfen beiden Lustspielen, die ihm so viele Widersacher zuzogen. Diesen großen Streitern war es lediglich um die Wahrheit und Vertheidigung echter Principe zu thun.

Wem das von mir gegebene Urtheil zu streng erscheint, den verweise ich auf die schonungslose Charakteristik, die ein bedeutender Franzose, Alphons von Lamartine, im Jahre 1857 über Heine veröffentlicht hat. Er schickt voraus, daß er Heine's Gedichte sowohl als prosaische Werke oft gelesen; also nicht nach Hörensagen sprach er sich über ihn aus, wie sonst die Franzosen häufig über unsere Litteratur herzufahren pflegen. Was sein poetisches Talent anlangt, schreibt er ihm „ein höchst mittelmäßiges" zu; was jedenfalls ungerecht ist, wie ich gezeigt habe. Dagegen rühmt er ihn als Prosaisten und Pamphletisten. Nach seiner Ansicht haben weder Aristophanes noch Ariosto, weder Voltaire noch Beaumarchais oder Camille Desmoulins den Deutschen in der Kunst übertroffen, das Ernste mit dem Lächerlichen zu würzen und wahre Poesie in die cynischeste Verspottung alles Heiligen zu mischen. Sodann fährt er wörtlich fort: „Man durfte Heine übrigens nicht nach der Ursache fragen, warum er das liebte oder haßte, was er mit keckem Geiste rühmte oder zertrümmerte. Heine hatte keine Vernunftgründe: er hatte nur Capricen. Liberal, monarchisch, Deutscher, Franzose, Radicaler, Napoleonist, Orleanist, Republikaner und Communist hintereinander, lästerte er die staatliche Gesellschaft, da sie herrschte, untergrub er den Thron, da dieser feststand, und verwünschte er die Republik, als sie einen Augenblick sich selbst vergaß. Voll cynischer Gottlosigkeit in der Freude, zweideutig im Tode und räthselhaft zu jeder Zeit, ist er kein Mensch, sondern eine Feder, oder vielmehr eine Kralle, aber die Kralle eines Adlers der Finsterniß, eines Affen, der in der Hölle die bösen Geister belustigt. Diese Kralle zerkratzte Alles, was sie berührte, bis aufs Blut, und versengte Alles, was sie berührt hatte. Aufrichtig gestanden, ich glaube nicht, daß die menschliche Natur jemals in einem einzigen Manne so viel Talent, so viel Leichtsinn, so viel Poesie, so viel Anmuth mit so viel unschuldiger Verderbtheit vereinigt hat. Ich sage: unschuldiger Verderbtheit; denn ein Kind ist nie strafbar, und Heine ist trotz seiner ersten weißen Haare doch als Kind gestorben."

So weit Lamartine, und sein schneidendes Urtheil ist nicht sowohl deswegen interessant, weil es von einem so weltberühmten Manne herrührt, als weil es von einem unterrichteten Franzosen ausgeht, von welchem man rücksichtlich eines deutschen Schriftstellers, der viel französirte, eine gewisse Unpartheilichkeit voraussetzen darf. Denn wollte ich Gewicht legen auf ein Epigramm von A. W. Schlegel über Heine, das allerdings auch treffend und spitz genug ist, so könnte man dagegen einwenden, Schlegel habe aus bloßer Erbitterung so geurtheilt, weil er von ihm auf eine schnöde Weise persiflirt worden war. Dieses Epigramm lautet:

Deinen Ernst kann ich nicht loben,
Schimpf gelingt dem Spötter nur,
Deine Begeisterung ist verschroben,
Deine Tücken sind Natur.

Um das Bild von Heine zu vervollständigen, möchte auch ich, wie Lamartine, ihn ein Kind nennen, aber nicht ein schuldloses, sondern mit einem ganz andern Zusatze: ein Kind seiner Zeit. Es hat vielleicht wenige Autoren gegeben, die so völlig in ihrer Zeit wurzelten, wie Heine, und aus ihr gleichsam hervorgingen. Nun giebt es zwar einen berühmten Ausspruch: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten;" aber dieses Wort eignet sich nicht für ihn. Im Gegentheil, man würde mit Recht darauf hinweisen, er habe die Besten seiner Zeit beleidigt, rücksichtslos und schamlos angegriffen. Leider war Heine durch und durch ein Kind seiner Zeit, nur zu sehr ein Kind der Epoche, worin er lebte. Eine große Zeit war es nicht; denn sonst möchte es minder fehlerhaft gewesen sein, sich so mit Leib und Seele gleichsam einem bestimmten Zeitraume zu verschreiben. Während der Jahre seiner frischen Wirksamkeit von 1820 bis 1847 gährte es staatlich, Vieles ward aufs Tapet gebracht und angefangen, aber wenig reifte zur That; man beging Fehler über Fehler, man ließ Schwächen über Schwächen blicken. Mit diesen Fehlern und Schwächen beschäftigte sich denn Heine nicht allein unter Vorliebe, sondern er theilt als Kind dieser Epoche zugleich alle diese Schwächen, Fehler, Kleinlichkeiten selbst; und das ist es, was seinem Wirken, seinem öffentlichen Auftreten, seinem Erfolge Abbruch gethan und empfindlichen Nachtheil bereitet hat. Anstatt sich über die Gebrechen seines Zeitalters zu erheben, spielt er mit diesen Gebrechen, als ob ihre vorübergehende Erscheinung von ewiger Bedeutung sei. Daher der größte Theil seiner litterarischen Leistungen nothwendig als eine ephemere Bemühung erscheinen muß.

Das können selbst die Juden nicht ändern, die ihn rühmen werden, so lange es Juden giebt, obgleich er sich taufen lassen und ein sehr bedenklicher Verfechter ihrer Interessen gewesen ist. Sie werden auf den europäischen Namen pochen, den er, seis auch nicht durch nachhaltige Verdienste, sich erworben hat. Und so viel steht allerdings gewiß: seit Jahrhunderten ist kein geistreicherer Mensch von jüdischer Abstammung aufgetreten, und es leidet keinen Zweifel, bei etwas besserem Charakter und tieferem Talent würde er ohnstreitig für die Ehre seines Stammvolkes sowohl als für unsere Nation, der er durch Geburt angehörte, Wesentliches geleistet haben. Allein gerade der Punkt seiner jüdischen Abstammung ist es, der seine Richtung und Laufbahn so bestimmte wie sie war, weder ihm zum Segen, noch Andern zum Frommen. Denn alle Eigenschaften des jüdischen Charakters, wie er sich schon vor Jahrtausenden offenbart hat, finden wir in ihm erneuert, die guten und die schlimmen. Wer möchte heutzutag der uralten hebräischen Nation eine edle Stammtafel abzusprechen wagen? Doch ebenso durch Fehler als durch unselige Zeit- und Weltverhältnisse haben die auserwählten Kinder Gottes ihren Staat, ihre Unabhängigkeit an der syrischen Küste verloren. In Heine spiegelt sich der ganze Groll, die ganze Verbissenheit und Disharmonie wieder, welche der jahrhundertelange Druck auf die Seele dieses unglücklichen Volkes gebracht hat. Und dieses Zerwürfniß mit der Welt, mit seinem nächsten Geburtslande und sogar mit seinem eigenen Stammvolke hat diesen freidenkenden hellen Kopf auf jene oft so unerfreulichen Bahnen geführt, die wir ihn haben wandeln sehen. Ja, dieses gleichsam mit seinem Blut und Fleisch verbundene Ingredienz seiner Abstammung, mit allen Folgen derselben, der

Heimathlosigkeit und Zurücksetzung, müssen wir betonen, um seine Sonderbarkeiten, Fehler und Schattenseiten entweder zu entschuldigen oder doch zu erklären; theilweise möchte dieß selbst zu seiner Rechtfertigung dienen, wenigstens in den Augen partheiloser und billigdenkender Beurtheiler.

Schriften. 1) Gedichte. Berlin 1822. 2) Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo. Ebend. 1823. 3) Buch der Lieder. Hamburg 1827. 2. Aufl. 1838. Dann mehrfach abgedruckt. 4) Reisebilder. Ebend. 1826—1831. 4 Theile. 2. Aufl. 1830—1834. 3. Aufl. des 1. und 2. Theils 1840—1844. 4. Aufl. 1850. 5) Französische Zustände. Ebend. 1833. 6) Beiträge zur Geschichte der neueren schönen Litteratur in Deutschland. Paris 1833. 2 Theile. 7) Der Salon. Hamburg 1835—1840. 4 Bände. 2. Aufl 1849. 8) Die romantische Schule. Ebend. 1836. (Neue Ausgabe der in Paris erschienenen Beiträge zur Geschichte u. s. w.) 9) Der Denunziant. (Gegen W. Menzel.) Ebend. 1837. 10) Shakespeare's Mädchen und Frauen, mit Erläuterungen und 45 Stahlstichen. Paris und Leipzig 1839. 11) Ueber Ludwig Börne. Hamburg 1840. 12) Neue Gedichte. Ebend. 1844. 13) Deutschland. Ein Wintermärchen. Ebend. 1844. 14) Atta Troll. Ebend. 1847. (Ein zuerst 1843 in der Zeitung für die eleg. Welt abgedrucktes Gedicht.) 15) Politisches Glaubensbekenntniß, oder: Epistel an Deutschland, geschrieben in Paris im Oktober 1832. Leipzig 1848. 16) Romanzero. (Mit einem Nachwort.) Hamburg 1851. 17) Der Doktor Faust. Ebend. 1851.

Stephani, Heine und ein Blick in unsre Zeit. Halle 1834. — L. Börne, über H. Heine. Frankfurt 1840. — A. Boden, H. Heine über L. Börne. Zur Charakteristik Heine's. Mainz 1841. — A. Nodnagel, deutsche Dichter der Gegenwart. Darmstadt 1842. 2. Heft. (Gedichte aus seinem Nachlaß hat der Musenalmanach von Christian Schad auf 1857 gebracht.)

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh';
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der weißen Blätter viel;
Es kommen die neckenden Lüfte,
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend
Taucht er in's Fluthengrab.

Es ist so still und so dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüth',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied.

Herz, mein Herz, sei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geschick,
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfst du lieben!

Die Loreley.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Und hat eine wundersame,
Gewaltige Melodey.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Loreley gethan.

Du bist wie eine Blume.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Leise zieht durch mein Gemüth.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus, in's Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus
Wo die Veilchen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen.

Ein Fichtenbaum steht einsam.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Aus alten Mährchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland;

Wo bunte Blumen blühen
Im goldnen Abendlicht,
Und lieblich duftend glühen
Mit bräutlichem Gesicht;

Und grüne Bäume singen
Uralte Melodein,
Die Lüfte heimlich klingen,
Die Vögel schmettern drein;

Und Nebelbilder steigen
Wohl aus der Erd' hervor,
Und tanzen luft'gen Reigen
Im wunderlichen Chor;

Und blaue Funken brennen
An jedem Blatt und Reis,
Und rothe Lichter rennen
Im irren, wirren Kreis;

Und laute Quellen brechen
Aus wildem Marmorstein.
Und seltsam in den Bächen
Strahlt fort der Wiederschein.

Ach! könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!

Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh' ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brod mir vergiftet,
Sie gossen mir Gift in's Glas,
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

Doch die mich am meisten gequälet,
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehasset,
Und hat mich nie geliebt.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier,
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfre Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind
Ich trage weit bessres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind,—
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen.

Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand
Und gürt mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet der Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute, tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz,
Nach dem treppenhohen Rathhaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, von langen Häuserreihn
Mit spiegelblanken Fenstern,
Stehn pyramidisch beschnittene Linden,
Und wandeln seidenrauschende Jungfraun,
Ein gülden Band um den schlanken Leib,
Die Blumengesichter sittsam umschlossen
Von schwarzen, sammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelndes Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer,
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langsam niederfallen
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,

Wo melancholisch einsam
Unten am Fenster ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gelehnt,
Wie ein armes, vergeßnes Kind —
Und ich kenne dich armes vergessenes Kind!
So tief, so tief also
Verstecktest du dich vor mir,
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr hinauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Fünfhundert Jahre lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene, —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln, —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Capitain,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doctor, sind Sie des Teufels?

Der bleiche, herbstliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerhaus.

Die Mutter lies't in der Bibel,
Der Sohn, der starret in's Licht,
Schlaftrunken dehnt sich die ält're,
Die jüngere Tochter spricht:

Ach Gott! wie Einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n;
Nur wenn sie Einen begraben,
Bekommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
Du irrst, es starben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofsthür.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei Euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's mag're Gesicht hinein:
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören pochen an's Fenster,
Und sehn eine winkende Hand;
Der todte Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassiren,
Ach wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen, —
Ach, mich tödtet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ist steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen,
Und die stolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren! glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen.

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! sei'n Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen eß' ich und Confect
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuern Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokaier;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch',
Such' ihn bei Mamsell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag',
Die sollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Ix-Ix beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß',
Die sollen jetzt sich spalten,
Und eine Auster, frisch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Citronensaft
Soll thauig sie begießen,
Und in den Straßengössen soll
Der beste Rheinwein fließen.

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.



Johann Gottfried von Herder,

einer unserer Klassiker ersten Ranges, ein ausgezeichneter Theolog, zugleich hervorragend durch Dichtergabe, poetisches Urtheil und philosophischen Verstand, stammte von armen Eltern zu Mohrungen in Ostpreußen ab und wurde am 25. August 1744 geboren. Eine genauere Kenntniß seiner frühen Entwicklung und jugendlichen Entfaltung verdanken wir den umfangreichen Nachrichten, welche sein Sohn, der bayrische Regierungsrath Dr. Emil Gottfried von Herder, aus allen vorhandenen Quellen zu einem mosaikartigen Lebensbilde des Vaters zusammengestellt hat, um einer eigentlichen strenggefaßten Biographie vorzuarbeiten. Herder's Großvater, über welchen hinaus keine Ueberlieferung reicht, siedelte aus Schlesien nach der ostpreußischen Ortschaft Mohrungen über, wo er sich von Ackerbau nährte; sein Vater ward ein einfacher Weber, und da die Fortschritte der Industrie diesem seinem Handwerk den goldenen Boden ausstießen, so daß es ihm und seiner Familie die dürftige Subsistenz nicht mehr gewährte, übernahm er das Amt eines Glöckners, Cantors und Hülfsschullehrers im gedachten Orte. Also keine Goethe'sche beglückte Jugend lächelte unserm Herder: in dem traurigen Winkel einer Gegend, deren Flecken und Dörfer sonderbarerweise die reizendsten Namen führten, aber sonst durch nichts Reizendes sich auszeichneten, wurde der geniale Mann geboren, das Wort des römischen Dichters bestätigend: summos posse viros et magna exempla daturos vervecum in patria crassoque sub aëre nasci. In diese dunkeln Nebelfernen hinab geleiten uns die erwähnten Nachforschungen des Sohnes; wir lernen den Rector Grimm und den Diaconus Trescho kennen, welche die strengen Zuchtmeister des Knaben waren, und freuen uns über die wunderbaren Fügungen, deren schwache Kette glücklicherweise stark genug war, ihn aus der Wüste zu befreien, worin er litt und seiner hohen Bestimmung verloren gehen zu müssen

schien. Er hatte schon das 18. Lebensjahr angetreten, als es ihm gelang, aus seiner einsamen „Kammer" zu Mohrungen nach Königsberg vorzudringen und den Rettungshafen zu erreichen, der den verschüchterten und blöden Jüngling, trotz mancher neuen Klippen, vor der Gefahr des Unterganges beschützen sollte. Die Hand dazu bot ein Regiments-Chirurg, Namens Schwarzenloh, der, von Geburt ein Kurländer, bei einem russischen Grenadier-Corps stand, das der siebenjährige Krieg im Jahre 1761 nach Mohrungen verschlagen hatte. Er heilte den jungen Herder, der als Schreiber bei Trescho diente, von einem Augenübel und gewahrte bei dieser Gelegenheit in ihm ein Talent, das sich für etwas Besseres eignete, daher er ihn mit sich nach Königsberg nahm und bei einem Buchhändler unterbrachte, damit er das Buchhändlergeschäft ergreifen sollte. Allein obschon ihm dieser Beruf leidlich gefiel, trieb ihn doch Neigung und Fähigkeit zum Studiren; der Buchhändler, sein zweiter Gönner, unterstützte diesen Drang, er wurde empfohlen und empfahl sich selbst, gewann zum Theil die Mittel durch Unterrichtgeben und legte auf diese Weise die Universitätsjahre, wenn auch kümmerlich, doch glücklich zurück. Schon in Mohrungen hatte er aus einigen Schriften von Johann Georg Hamann, dem Magus aus Norden, wie er damals allgemein hieß, zufällig einen geistigen Genuß geschöpft, den er vor seiner Umgebung geheim halten mußte: jetzt kam er mit diesem ungewöhnlichen Mann in persönlichen Umgang und in die freundschaftlichsten Beziehungen. Den gewaltigsten und nachhaltigsten Einfluß aber übten auf den Geist des Jünglings die Vorlesungen des großen Königsberger Philosophen, dessen Sonne um jene Zeit über Europa und die ganze gebildete Welt aufging: Herder's gediegenste philosophisch-theologischen Schriften wurzeln auf dem Grunde, den er als begeisterter Zuhörer von Immanuel Kant legte.

War sein Loos zu Mohrungen und Königsberg im Allgemeinen kein sehr erfreuliches und reicher an Schatten als an Licht, so finden wir doch, daß ihn selbst in den frühsten Jahren theilnehmende und bei aller Pedanterie wohlmeinende Seelen umgaben: wir dürfen über den frommen, aber ängstlichen und beschränkten Vater ebensowenig als über den kleinstädtischen Diaconus Trescho zu hart richten. Wie hätte sich auch sein erwachendes poetisches Talent schon in jenen Tagen so vielgestaltig aufschließen können, als es wirklich geschehen ist, wenn er nicht bereits in seinem Geburtsorte dies und das gelernt und manchen schätzenswerthen Stoff der Bildung aufgesogen hätte? Wir sehen mit Erstaunen, daß sich nicht weniger als zweiundfunfzig Jugendgedichte erhalten haben, die zum Theil schon in seinem Knabenalter und gleich nachher in Königsberg entstanden; diese merkwürdigen seither ungedruckten poetischen Versuche sind von Herder's Sohne mitgetheilt worden.

Ueber die Mangelhaftigkeit des Sprachausdrucks hinwegsehend, welchem damals, wie Herder selbst sehr bald inne ward und gestand, noch die Grazie fehlte, gewahren wir Schwung und Reichthum an Gefühlen wie Gedanken in diesen Erstlingen seiner Muse; wir mögen das treffende kurze Gedicht, welches überschrieben ist: „Der Weg zur Wahrheit", oder seine „Wahl des Lebens", oder das betrachten, in welchem er sich „um Mitternacht" anredet:

Jetzt in der Mitternacht,
Die mich erzeugte, reifte und gebar,
Will ich mich fragen, wer ich war!

Auf meiner Stirn ist Nacht,
Ist's Wasser nur, was mir in Adern fleußt?
Ist Fleisch mein Herz, und Staub mein Geist?

Mein Loos ist schwarz wie Nacht!
Mein Bücherkreis nur eine Milbensphär'!
Und Feinde glänzen um mich her.

Auch du! dir fluch' ich, Nacht,
Schriebst meinen Nam', wo goldne Namen stehn,
Mit Lethe's schwarzen Tropfen hin!

Denn meine Knospe sinkt,
Sie, kaum geweckt vom frühsten Morgenstrahl,
Kaum zwoer Freunde Reiz dreimal,

Sinkt, stirbt, verwes't! — O Nacht,
Sprich, wo noch Geist in dieser Asche glüht,
Daß sie zu deiner Blum' aufblüht,

Die stillen Thau, statt Pracht
Zum Ambra für den matten Wandrer trinkt,
Wenn hoch die Nachtigall ihm singt.

Durch die Formlosigkeit solcher jugendlicher Ergüsse schimmert vielleicht eine leichte Spur des odenmäßigen Charakters, der viele seiner späteren Gedichte, das „Lied an die Lerche" und andere stempelt. Es mag sein, daß er im väterlichen Hause zu Mohrungen sehr niedergedrückt lebte, daß der Unterricht, den er durch Trescho's Vermittlung im Lateinischen und Griechischen genoß, sehr ungenügend war, und daß sein Geschick selbst in Königsberg manches zu wünschen übrig ließ; weßhalb wir es ihm nicht verargen dürfen, wenn er im 22. Lebensjahre aus Riga an Hamann, der seine Schreibart besprochen hatte, sich bitter dahin äußerte: „Ich

selbst bin noch immer unreif, ein pomum praecox zu einem Amte, zu einer Schulstelle, zu einem gesetzten Umgang und Styl. Meine ganze Bildung gehört zu der widernatürlichen, die uns zu Lehrern macht, da wir Schüler sein sollten. Haben Sie Mitleiden mit mir, bester Freund, daß mich das Schicksal in einem pedantischen Mohrungen hat geboren werden lassen; daß ein einseitiger Trescho meine ersten Funken weckte; daß ich in Königsberg mit dem Zepter des korinthischen Dionys mir meine Galgenfrist zum Studiren habe erwuchern müssen." Räumen wir ihm also auch ein Recht ein, so zu klagen, und bewundern wir sogar seine frühzeitige Selbstkenntniß, welche ihn zu dieser Klage führte, so wird man doch auf der andern Seite nicht läugnen können, daß sein Aufenthalt in Königsberg für ihn sehr günstig ausschlug und er in einem Alter dahin gelangte, welches ihn fähig machte, das ohne seine Schuld versäumte mit Schnelligkeit nachzuholen, wozu er denn auch Lust und Talent in vorzüglichem Grade entwickelte. Trescho fand, als er ihn nach dem Tode des Vaters 1764 in Königsberg besuchte, einen ganz andern Menschen wieder; nur noch wenig Spuren von Scheu und Blödigkeit im Sprechen, die wie die Narbe einer alten Wunde bald völlig ausgeheilt war; Umgang mit feinen Menschen hatte mild und wohlthätig auf ihn gewirkt. Wir entnehmen aus einem andern Berichte, daß selbst Kant sich lebhaft für den Jüngling interessirte und seinem Schüler äußerst geneigt blieb; auf keinen Fall richtig aber ist die Bemerkung, daß die wegwerfende Art und Weise, womit zuweilen von Herder und seiner Art zu philosophiren in den Königsberger Hörsälen gesprochen wurde, sein späteres Auftreten gegen die Kant'sche Philosophie veranlaßte. Dieß hatte tiefere innere Gründe; es war nicht ein Abfall, sondern Gegenwehr. Kant hatte die morschen Säulen, auf welche die damalige Theologie sich stützte, über den Haufen geworfen; Herder gründete neue, aber da sie dem Gründer gegen die aufgebrachten Zweifel nicht vollkommen genügten, kehrte er, obwohl nicht sehr streitfertig, sein Schwert gegen die Philosophie, welche daran Schuld zu sein schien, daß sie nicht fest genug standen.

Auf Hamann's Empfehlung als Aufseher an dem Collegium Fridericianum beschäftigt, verstieß er auf mancherlei Weise gegen das pedantische Wesen dieser Anstalt, so vielen Beifall er sich sonst auch erwarb. Kaum hatte er daher die Universitätsjahre beendigt, als er die Gelegenheit ergriff, dieses Verhältniß zu lösen; was jedoch nur dadurch möglich wurde, daß er Deutschland den Rücken wandte und eine Anstellung als Collaborator an der Domschule zu Riga, wofür abermals hauptsächlich durch Hamann's herzliche Fürsprache gewirkt wurde, zu Ende des Jahres 1764 und außerdem später noch ein geistliches Amt annahm. Wir behaupten wohl kaum zu viel, wenn wir sagen, daß der junge Mann dort eine zweite

hohe Schule durchmachte; seine Verhältnisse waren im Vergleich mit allen früheren angenehm, und er fand sich leicht in die neue Umgebung. Nur daraus läßt sich die erstaunenswürdige Thätigkeit erklären, die Herder, neben seinen Berufsarbeiten, als Schriftsteller entfaltete während einer kurzen Spanne Zeit; denn er verbrachte nicht volle fünf Jahre in Riga (bis zum 3. Juni 1769) und schrieb so fleißig, daß sein Sohn sich genöthigt sah, außer dem Gedruckten in dem obgedachten Lebensbilde den ungedruckten Werken, die aus jener Epoche vorhanden sind, zwei volle Bände zu widmen. Neben einer Menge Recensionen, Abhandlungen, Aufsätzen und Entwürfen zu Aufsätzen begegnen wir in dieser Sammlung des Nachlasses einem „vierten kritischen Wäldchen", welches über Riedel's Theorie der schönen Künste handelt. Wie man auch über den Werth der meisten dieser jugendlichen Skizzen urtheilen möge, sie legen einerseits für seine damaligen Studien das vortheilhafteste Zeugniß ab und sind andrerseits ihren Stoffen nach so mannigfaltig, daß man sieht, wie Herder schon in jener Epoche fast den ganzen Kreis seiner künftigen Wirksamkeit mit flüchtigen Strichen, gleichsam vorausahnend, berührte und umschrieb. Es ist sehr bezeichnend, wie er selber sich um die nämliche Zeit darüber ausdrückt; er nennt seine Studien Zweige, die durch ein Ungewitter mit einmal ausgetrieben werden. Seine Correspondenz anlangend, stand er, abgesehen von Hamann und Nicolai in Berlin, mit den hervorragendsten Männern dieses Zeitalters in Verbindung, mit Kant und Scheffner in Königsberg, mit Gleim in Halberstadt, mit Lessing und Lavater.

Am 3. Juni 1769 trat er von Riga eine Reise nach Frankreich an; neun Monate brachte er theils auf der See, theils in Frankreich und Holland zu. Diese Reise wurde entscheidend für sein ganzes künftiges Leben; sie war seine dritte hohe Schule, und das Schicksal hatte bestimmt, daß er nicht mehr nach Riga zurückkehren, sondern eine würdige und glänzende Laufbahn in Deutschland finden sollte, wie er sie wünschte und wünschen mußte, nachdem er früher schon einen Ruf als Prediger nach Petersburg abgelehnt. Sein Briefwechsel nach Riga wie sein Reisetagebuch verbreiten sich über das, was ihm unterwegs begegnete, was auf ihn Einfluß gewann. In Paris trat er namentlich mit Diderot in persönliche Bekanntschaft. Das französische Gelehrtenleben, vom deutschen Pedantismus so durchaus verschieden, überkam ihn anfangs wie ein wonniger Rausch, doch kehrte er bald zur Nüchternheit zurück, nur den Gewinn davontragend, daß er in ähnlicher Weise wie diejenigen, welche den ponte molle überschritten, einsah, er müsse als Schriftsteller von vorn anfangen. Die weitere Richtung seiner Reise und die Mittel dazu betreffend, war er von dem Willen des jungen Prinzen von Holstein-Eutin ab-

hängig; schon in Paris hatte er sich verpflichtet, sein Reiseprediger zu werden. Aus den westlichen Ländern wandte er sich denn, in des Fürsten Gefolge, über Hamburg, Eutin und Darmstadt nach Straßburg; gegen den Herbst 1770 in letzterer Stadt angelangt, sah er sich durch die Verschlimmerung seines mehrmals erneuten Augenübels in die Lage versetzt, daselbst Heilung zu suchen und von dem fürstlichen Gönner seinen Abschied zu nehmen. Dieser anscheinend unglückliche Umstand hatte die glücklichsten Folgen von entscheidender Wichtigkeit, nicht blos für ihn allein. Er lernte den jungen Goethe kennen, der gerade in Straßburg seine Studien vollendete; welches Zusammentreffen für diesen wie für ihn zum Segen ausschlug. Goethe läuterte sich an ihm, dem weiter vorgeschrittenen, und Herder verdankte dem neuen Freunde seinen späteren Wirkungskreis.

Vorläufig folgte er einem noch im nämlichen Jahre erhaltenen Rufe als Superintendent, Hofprediger und Consistorialrath nach Bückeburg, eine Stellung, die ihm vielfach förderlich war. Auch fand er eine edle, aus Darmstadt gebürtige Gattin in Marie Caroline Flachsland, vermehrte den Umfang seiner litterarischen Verdienste und schickte sich nach einem Zerwürfniß mit dem Grafen von Bückeburg im Jahre 1775 an, eine theologische Professur in Göttingen zu übernehmen. Doch die Zumuthung, daß er, um seine Befähigung und Rechtgläubigkeit zu beweisen, noch einer Art Vorprüfung sich unterwerfen sollte, verstimmte und kränkte den in seinem Fache und Amte hinlänglich erprobten Gottesgelehrten. Schon war der Mittag herangekommen und Herder entschlossen, die auf den Brauch gestützte Forderung aufgeblasener Collegen zurückzuweisen und dem akademischen Lehramte zu entsagen; da traf rechtzeitig eine das kleinliche Verfahren der Göttinger Theologen beschämende und den großen Mann wiederaufrichtende Botschaft aus Weimar ein, die durch Goethe vermittelt war. In diesem Schreiben übertrug Karl August dem von Bückeburg Abgegangenen und in Göttingen nicht Aufgenommenen einen sehr ehrenvollen Posten: er ward Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath des Herzogthums. In der zweiten Hälfte des Jahres 1776 begab sich Herder nach Weimar und verblieb in jener Stellung bis an sein Lebensende, von den Bewohnern des kleinen Landes gesegnet, von der Nation geliebt und gefeiert. Denn er fuhr rastlos fort, neben seiner amtlichen Thätigkeit auf poetischem und theologisch-philosophischem Felde seine genialen Kräfte zu entfalten, die ihren Höhepunkt in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" erreichten. Nach einem Besuche in Italien, der im Jahre 1788 stattfand, wurde er durch den Herzog, zur Anerkennung seines Wirkens, 1789 zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums, 1801 zum wirklichen Präsidenten dieses Collegiums erhoben; eine

Ehrenstellung, die sonst nur einem adligen Herrn zu Theil geworden war. Aus letzterem Grunde vornehmlich und um der Sitte des Zeitalters zu genügen, wurde ihm denn auch das Adelsdiplom durch den Churfürsten von Pfalzbayern noch in dem nämlichen Jahre übermittelt.

Seinem Wesen nach war Herder „weich und zart", wie Goethe berichtet hat, aber aus Kränklichkeit oft verdüstert, bissig und verletzend in seinem Urtheil; dabei gehörte er zu den seltenen Geistern, die sich selbst nie ganz genug thun können, und zwar nicht aus Eitelkeit oder Ehrgeiz, sondern weil sie nach irgend einem unerreichbaren Ideale streben. Auch in seiner Stellung zu Weimar gefiel er sich niemals recht; die Amtslast abzuschütteln, damit er ungestört mit voller Muße für die Welt arbeiten könnte, mochte ihm bei allem Mißmuth nicht rathsam bedünken. Sein Sohn deutet die Verhältnisse des Vaters so trübe an, daß er das Leben desselben gewagt hat ein „verfehltes" zu nennen; im bittersten Schmerzgefühle darüber habe er sein letztes Stadium durchlaufen, bis er in seiner edeln Kraft zersplittert und gelähmt, wie der Rheinstrom im Sande Hollands, so in dem sterilen Sande eines kleinen und unwirksamen Amts- und Kirchenformdienstes versiegt sei. Aus einem solchen Gemälde indessen schimmert augenscheinlich der schmerzliche Eindruck hervor, welchen die Hypochondrie des Vaters auf den heranwachsenden Sohn hinterließ; eine Hypochondrie, welche von der Unzufriedenheit mit den eigenen Lorbeeren gesteigert so weit ging, daß der Alternde in seinen Nachbarn Goethe und Schiller die eigentliche Größe nicht mehr erkannte, sondern von ihnen sich zurückzog und selbst den freundlichen Wieland durch „ewiges Verachten Anderer und Hadern mit Andern" abstieß. Unangenehm empfand der reizbarere Schiller dieses Gebahren Herders; Goethe, die Gemüthslage des Jugendfreundes durchschauend, verzieh ihm jede Aeußerung der Schwäche nach seiner gewöhnlichen Großmuth, die nie wegen einer leichten Schattenseite die vorwiegende Glanzseite geringschätzte. Denn das Wichtigste war, daß Herder, wie unmuthig er auch in der letzten Epoche um sich blickte, auf keinerlei Weise die Hauptaufgabe seines Lebens aus den Augen verlor, das erhabene Ziel, die Bildung der Menschheit zu fördern. Wenigen war gleicher Ernst, noch Wenigern gleicher Erfolg beschieden. Und auf dieses Ziel mit mächtigem und großartigem Streben hinsteuernd, fühlte er zuletzt nicht ohne Bitterkeit das allzuschnelle Herannahen des Todes, welcher ihn am 18. December 1803 überraschte, in dem nämlichen Jahre, welches bereits Gleim und Klopstock abgerufen hatte. Ueber seiner Grabstätte, die er in einem Gewölbe der Weimarischen Stadtkirche erhielt, wurde im Jahre 1819 eine eiserne Gedächtnißtafel angebracht, mit der Inschrift geziert: „Licht, Liebe, Leben."

Am 25. August 1850 setzte ihm nationale Dankbarkeit zu Weimar ein ehernes Standbild.

Herder gehört zu den größten Männern des vorigen Jahrhunderts und prangte unter den ersten Sternen des Weimarischen Musenhofes: er war ein Theolog im reinsten, höchsten und vollkommensten Sinne des Wortes, indem er die Welt nicht einseitig von der Kanzel beschaute und belehrte, sondern Natur, Geschichte, Philosophie, Kunst und Poesie, wofür seine Schriften die glänzendsten Belege geben, frühzeitig herbeirief, um seinen Standpunkt nach allen Seiten aufzuhellen. Er war nicht blos ein Lichtfreund, sondern er schaffte Licht, so lange der Tag seines Lebens währte; und wir tragen kein Bedenken, der Ansicht Goethe's beizupflichten, welcher „die große Cultur der mittlern Stände, die sich seit den letzten funfzig Jahren (also etwa seit 1770) über Deutschland verbreitet hat", nächst Wielanden hauptsächlich Herdern zuschreibt. Ueber sein Streben hören wir aus des Mannes eigenem Munde, daß, wenn ihm Jemand das Ziel der Wahrheit zeigte, ihm weder der Weg zu weit, noch die Mühe zu schwer dünkte. Die Art und Weise aber, wie er irgend eine ins Auge gefaßte Wahrheit verfolgte, wird durch Goethe dahin bezeichnet: „er mochte wirken oder gegenwirken, so geschah es immer mit einer gewissen Hast und Ungeduld". Und achten wir recht auf letztere Bemerkung, so erklärt sich uns daraus die eigenthümliche Form seiner Schriften, die innere wie die äußere, nach ihren Vorzügen sowohl als nach ihren Mängeln. Denn das Feuer, von welchem er fortgerissen ward, verlieh seiner Darstellung einerseits das Gepräge seltener Frische und plastischer Anschaulichkeit, entzog ihr aber andererseits mehr oder weniger die künstlerische Abrundung, die Schärfe und Anmuth. Worüber sich der Kenner nicht wundern wird. Leidenschaftliche Erregung, Hitze und Uebermacht der Phantasie vermögen nicht zur Kunstgestaltung vorzudringen, welche abhängig ist von der ruhigen Herrschaft des Verstandes.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus seine Leistungen, so finden wir zunächst allerdings, daß er weder ein Lessing war, noch ein Kant, noch ein Klopstock, noch sonst einer jener Meister, auf welche er sich stützte; denn weder in der Kritik und Kunstbeurtheilung, noch in der Philosophie, noch in der Poesie hat er sich gleich stark wie die genannten Vorgänger gezeigt, mit welchen er anscheinend zu wetteifern gedachte. Aber er war für seine Person etwas, was diese ihrerseits nicht waren. Unsere Litterarhistoriker mögen ihn daher auf den angeführten Gebieten mit Recht oder mit Unrecht zurücksetzen wie sie wollen, indem sie einzeln die verschiedenen Seiten seiner litterarischen Wirksamkeit beleuchten und zwischen Tadel und Bewunderung schwankend seinen Universalismus hervorheben, der ihn forschend in die fernsten Regionen hinausgeführt. Freilich sieht man, daß Herder nach **drei** Richtungen hin thätig gewesen ist: er hat erstens zur schönen Litteratur und Kunst, zweitens zur Philosophie und Geschichte, drittens zur Religion und Theologie geschrieben. Seine Beurtheiler haben nur nicht erkannt und erwogen, warum er so vielseitig aufgetreten; sie vermuthen und meinen, daß es ihm um die Erwerbung einer derartigen dreifachen Krone zu thun gewesen sei. Mit nichten, ist darauf zu erwiedern. Denn ich irre wohl kaum, wenn ich meinerseits, wie im Obigen geschehen, eine Hauptrichtung Herders festhalte und dieselbe **als eine vorzugsweise theologische** charakterisire. Er war also nicht das, was Lessing, Kant und Klopstock waren, wollte und konnte es auch nicht sein; er war

statt dessen etwas nicht Geringeres: ein außerordentlicher Theolog! Er schwang ähnliche Waffen, wie sie, aber für seine Zwecke, oder er wandelte auf ihren Wegen, aber um zu seinem Ziele fortzuschreiten und gleichsam sich Licht und Luft zu verschaffen. Daß er in vielerlei Fällen minder scharfe Waffen schwang und auf den Wegen jener Meister nicht so schöpferisch einherschritt, thut bei der Abschätzung des Herderschen Verdienstes nichts zur Sache: sein eigentliches Verdienst, für welches ihm die Palme gebührt, hat er sich auf dem Gebiete der Religion erworben. Er arbeitete für die Aufhellung des echten Christenthums, und was zu diesem Ziele näher hingeleiten und zu einem schönen Ergebniß beitragen konnte, das suchte er aus andern Feldern der Erkenntniß herbeizuschaffen und aus aller Herren Ländern, möchte ich sagen, aufzuspeichern, auszubeuten und für seinen erhabenen Zweck zu verwerthen. Dabei ist es kein Widerspruch, wenn ich als ein zweites Merkmal der Herder'schen Thätigkeit die Richtung des **Humanismus** hinzufüge, welche es hauptsächlich war, die ihn veranlaßt hat seine Flügel so weit auszuspannen. Denn in den Augen des herrlichen Mannes fielen die Begriffe der Religion oder des wahren Christenthums, ihrem Kerne und Wesen nach, mit dem Humanismus zusammen; daher er geradezu mit großartiger Lessing'scher und Goethe'scher Anschauung sagen durfte:

Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.

Mögen denn immerhin die Vertreter einer bornirten Rechtgläubigkeit, auf dem menschenfeindlichen Standpunkte, wo sie Posto gefaßt haben, gegen eine solche hohe, des Christen würdige und dereinst ohnfehlbar siegreiche Ansicht radotiren und lärmen: sie verdienen keinerlei Beachtung der deutschen Jugend. Möge auch der allzufromme Niebuhr die unkritische Meinung vorbringen, Herder habe in seiner letzten Lebensepoche aufgehört „religiös" zu sein; möge selbst Wilhelm von Humboldt darüber klagen, daß es ihm an einer Lessing'schen Bestimmtheit dessen gebreche, was er als Ergebniß seiner Forschungen oder als Kern seiner Ueberzeugungen betrachtet wissen wolle. Möge er endlich gegen Kant den Kürzeren ziehen, wie auch gegen den äußeren Verhalt der historischen Entwicklung Grundverstöße begangen haben, wenn er in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" voll dichterischer Begeisterung seinem Zeitalter vorauseilt, um ein Bild der gesammten Menschheit zu schaffen und vorzuführen. Alle diese Ausstellungen können nicht die ungeheueren Vorzüge niederwägen, welche der forschende Herder auf religiösem Hauptgebiete dargelegt hat, wo er das „göttliche Selbst," die Vernunft, zur obersten Richterin bestellte, um die Nacht der Lüge zu verscheuchen. Zu bedauern hätten wir höchstens, daß seine Aufgabe, die Gränzen des wahren Christenthums festzustecken, ihrer Riesengröße wegen ihm nicht so voll und rund gelingen konnte. Wahrscheinlich ist, daß Herder unter freieren Verhältnissen mehr geleistet haben würde als er geleistet hat. Wenn aber sein Sohn Emil Gottfried, ohne sich mit jener obenerwähnten reichen Lobspende aus Goethe's Munde abfinden zu lassen, das Leben des Vaters ein „verfehltes" genannt hat, sei's durch die Selbstpein des Ergrauenden verführt, sei's vielleicht auch durch die Mißtöne späterer Kritiker aufgereizt, so klagt er nicht allein aus Befangenheit dergestalt, sondern verlangt auch im Grunde nichts Geringeres, als daß sein Vater hätte Wunder thun sollen oder Arbeiten ausführen, die weit über den Genius des verflossenen Jahrhunderts hinausgingen und noch im jetzigen unmöglich sind. Denn abgesehen davon, daß Natur und Geschichte eine tiefere Ergründung von der Zukunft zu erwarten haben, die

Stellung soll erst noch in Deutschland geschaffen werden, auf deren Zinne ein hochbegabter Geist die religiösen Gesetztafeln niederschriebe, deren Fassung, wäre sie auch sonnenklar und von ewiger Wahrheit umschimmert, die gesammte Nation zu reformiren im Stande wäre.

Uns scheint der Preis zu genügen, der ihm allgemein gezollt wird. Wie groß dieser sei, leuchtet aus den Worten ein, welche ich den greisen Rektor eines kleinen sächsischen Gymnasiums vor länger als dreißig Jahren an seine Schüler richten hörte: „Alles was euch von Herder in die Hände fällt, welches Stück seiner Schriften ihr lesen mögt, Alles ist gut und bildend." Ersparen wir daher unsern Lesern eine weitere Betrachtnahme dessen, was gegen die einzelnen Seitenbahnen Herders eingewendet wird, während man den Mittelpunkt seines Strebens gewissermaßen aus den Augen verloren und berghochgehäufte unfruchtbare Meinungen zu Markte gebracht hat. Die moderne Kritik liebt es, tausenderlei Kleinigkeiten und Nebendinge höher zu achten als den charakteristischen Hauptzug genialer Männer, die oft einen sehr einfachen Weg gegangen sind, wenn sie auch durch vielfaches Gestrüpp sich durchgewunden haben. Werfen wir statt solcher Rückblicke einen Blick auf sein Verdienst um die Poesie, der vorliegenden Aufgabe gemäß. Unermeßlich ist der Nutzen, den er hier gestiftet hat, theils produktiv, theils durch die weitreichenden Streifzüge der kritisch-ästhetischen Forschung. Was zuerst seine Produktivität anlangt, so wird sie gewöhnlich viel zu gering angeschlagen. Er beschränkte sich allerdings auf die Lyrik, während er im Drama kaum Versuche angestellt hat; auch dürfen wir zugeben, daß seine lyrischen Produkte weder so gehaltvoll, noch so trefflich geformt waren, um eine entschieden selbstständige Bedeutung neben denen seiner Zeitgenossen Klopstock, Goethe und Schiller zu behaupten. Aber das poetische Vermögen, welches er besaß, hätte sich gewiß nicht geringer erwiesen als das eines Uhland oder irgend eines Dichters der „schwäbischen Schule", wenn er darauf ausgegangen wäre es vorzugsweise im Lyrischen zu concentriren. Auch hat er von Kindesbeinen an sich so unabläßig und mannigfach in lyrischen Formen ausgesprochen, daß man ihn nicht der Armuth zeihen kann, wie wenig auch davon den klassischen Stempel tragen mag. Er besitzt Schwungkraft, Geist und Gemüth, nur die Herrschaft über die Form wußte er sich nicht siegreich anzueignen, um immer die Gedanken lyrisch zu beleben, jedes Wort und jeden Laut für das Ohr entsprechend auszustatten.

Was zweitens die Verwendung seines poetischen Vermögens auf kritische Untersuchung anbetrifft, so hat er sich durch dieselbe ungleich verdienter gemacht. Wir brauchen nicht so weit zu gehen, daß wir der Annahme mancher Beurtheiler beipflichten, Herder suche in Allem die Poesie oder sei der „Mytholog unserer Litteratur" gewesen, wie Friedrich Schlegel sich mit schiefer Eleganz über ihn ausdrückt. Er hat vielmehr des Verdienstes genug durch den Treffer erworben, daß er die Poesie aus der engbegrenzten Niederung, wo sie das Geschäft einer mit Dichtergeist geschmückten Stubenhockerei zu sein schien, vermittelst philosophischer Anschauung auf die freie Höhe ihrer Weltbedeutung stellte und ihre rechte Würdigung insbesondere von Naturunmittelbarkeit und genialer Originalität abhängig machte. Wie er zuerst in der Geschichte der Menschheit überhaupt das Prinzip befolgte, man müsse die historisch-menschheitliche Stellung der verschiedenen Völker nach den verschiedenen eigenthümlich bedingten Verhältnissen und Culturgraden derselben bestimmen, so verfuhr er auch bei der Abschätzung der Poesie, als eines gemeinsamen geistigen Lebenszeichens der verschiedenen Völker. Selbstständige Einsicht in das Wesen dichterischer Produktivität, eigene

Gabe und Begeisterung kamen ihm dabei zu Hülfe. Die Dichtungen der Hebräer und Indier, der Griechen mit Homer an der Spitze, der Engländer mit Shakespeare und Ossian wie die Poesien anderer neuerer Völker faßte er von dem allein richtigen Gesichtspunkte der Nationalität und ihrer Eigenheit auf, den allgemeinen wie besonderen Werth der Hauptleistungen bezeichnend oder doch andeutend. Daß er nicht überall die Wahrheit erschöpfend herausfand und traf, schmälert sein Verdienst mit nichten: schon das von ihm befolgte Princip war theils für die Erkenntniß des dichterischen Elements entscheidend, theils für die Sprachkunst fruchtbringend. So ist Homer weit richtiger von ihm beurtheilt worden als von den Philologen, die kurzsichtig hinter ihm hergehinkt sind; freilich vermochte er seiner aus gesundem Takte hervorgegangenen Ansicht nicht die wissenschaftliche Grundlage zu geben, welche den Zweifeln F. A. Wolf's zuvorgekommen sein würde. So hat er ferner die Volkspoesie, wir sagen nicht zu viel, zum ersten Male und für immer in ihre Rechte, der Kunstpoesie gegenüber, eingesetzt, als er die „Stimmen der Völker" sammelte. So hat er endlich hier mit Erfolg auf die poetische Glanzzeit des deutschen Mittelalters hingewiesen, dort den „Cid" der Spanier unserer Nation dadurch angenähert, daß er den Kern aus jenem fremdartigen Romanzenkreise herausgriff und zu einem für uns genießbaren Ganzen gestaltete, welches durch spätere Verdeutschungen der Originale nicht übertroffen worden ist, wenn sie auch den altspanischen Charakter getreuer nachzuzeichnen versucht haben. Auf Goethe war Herder's Einfluß maßgebend, und dieß allein, sollte ich meinen, genügt für die Bedeutung desselben auch auf poetischem Gebiete. Wenn spätere Talente Fehlgriffe gethan haben, indem sie von der Herder'schen Richtung ausgehend in Sümpfe gerathen sind, wie man denn unter anderm die Verkehrtheit der „deutschen Romantik" auf ihn theilweise zurückführen möchte, so darf man den phantasiereichen und doch natürlichen Herder dafür nimmermehr verantwortlich machen. In glücklicher Weise anregend wirkten dagegen seine wegbahnenden Schritte bis auf die neueste Zeit herab, namentlich auch vortheilhaft für die Auffassung der orientalischen Poesie, worin A. W. Schlegel, Goethe, Rückert und Platen seine Nachfolger waren.

Schriften. 1) *Fragmente über die neue deutsche Litteratur.* Ohne Ort 1766—1767. 3 Sammlungen; die erste neu aufgelegt 1768. 2) *Kritische Wälder.* Riga 1769. 3 Theile. 3) *Brutus.* Drama zur Musik. Ohne Ort 177—. 4) *Ueber den Ursprung der Sprache.* Eine Preisschrift. Berlin 1772. Neu aufgelegt 1789. 5) Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Ohne Ort 1774. 6) Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Riga 1774—1776. 4 Theile. 7) Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern. (Eine von der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift.) Berlin 1775. 8) *Lieder der Liebe.* Leipzig 1778. 9) *Plastik.* Riga 1778. 10) *Volkslieder.* Leipzig 1778—1779. 2 Theile. Neue Ausgabe von Johann Falk. Ebend. 1825. 11) Briefe, das Studium der Theologie betreffend, Weimar 1780—1781. 4 Theile. 3. Aufl. 1817. 2 Bände. 12) *Vom Geist der hebräischen Poesie.* Dessau 1782—1783. 2 Theile. 3. Aufl. von K. W. Justi. Leipzig 1825. 13) *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.* Riga 1784—1791. 4 Bände. — 4. Aufl. von Luden. Leipzig 1841. 2 Bände. 14) Zerstreute Blätter. Gotha 1785—1797. 6 Sammlungen. 15) *Gott!* Einige Gespräche. Ebend. 1787. 2. Aufl. 1800. 16) Briefe zur Beförderung der Humanität. Riga 1793—1797. 10 Sammlungen. 17) *Terpsichore.* Lübeck 1795—1796. 3 Theile. Neue Aufl. Leipzig 1813. 18) *Christliche Schriften.* Riga 1796—1799. 5 Sammlungen. 19) *Metakritik* zur Kritik der reinen Vernunft. Leipzig 1799. 2 Theile. 20) *Kalligone.* Ebend. 1800. 3 Theile. 21) *Adrastea.* Zeitschrift. Ebend. 1800—1804. 6 Bände. 22) Der Cid, nach spanischen Romanzen, mit einer historischen Einleitung von J. von Müller. Tübingen 1805. — Illustrirt durch 70 Holzschnitte, nach Zeichnungen von Eugen Neureuther, geschnitten von den besten englischen Holzschneidern. 2. Aufl. 1843. — Neueste Miniaturausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und 1 Stahlstich. 1857. 23) Ansichten des klassischen Alterthums, mit Zusätzen, Anmerkungen und

Register von T. L. Danz. Leipzig 1805—1806. 2 Abtheilungen. 24) Christliche Reden und Homilien. Tübingen 1806. 2 Theile. — Herausgegeben von Joh. Georg Müller. 1828. 3 Theile. 25) Sophron. Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von Joh. Georg Müller. Stuttgart 1810. 2. Aufl. 1828. 2 Bände. 26) Gedichte. Ebend. 1817. 2 Theile. — Herausgegeben von Joh. Georg Müller. Neue Ausgabe 1836.

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Joh. Georg Müller. Tübingen 1805—1820. 45 Bände. Gr. 8. — Taschenausgabe. Stuttgart 1827—1830. 60 Theile. — Neue Ausgabe 1852—1854. 40 Bände. — Ausgewählte Werke in Einem Band. Mit Bildniß des Verf. in Stahl und einem Facsimile. Ebend. 1844.

Erinnerungen aus dem Leben Herder's, von Mar. Karol. Herder. Herausgegeben durch Joh. Georg Müller. Ebend. 1830. 3 Theile. — Herderiana. Hamburg 1811. — Herder's Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel, verbunden mit den hierher gehörigen Mittheilungen aus seinem ungedruckten Nachlasse, und mit den nöthigen Belegen aus seinen und seiner Zeitgenossen Schriften. Herausgegeben von seinem Sohne Dr. Emil Gottfr. von Herder, königl. bayerischem Regierungsrathe. Erlangen 1846—1847. 6 Bände. (Reicht nur bis Anfang Mai 1773.)

Das menschliche Herz.

In ein Gewebe banden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.
Du armes Herz, gewebet
Aus Lust und Traurigkeit,
Weißt du, was dich belebet?
Ist's Freude? ist es Leid?

Die Göttin selbst der Liebe
Sah es bedauernd an;
„O zweifelhafte Triebe,
Die dieses Herz gewann!

In Wünschen nur und Sehnen
Wohnt seine Seligkeit,
Und selbst der Freude Thränen
Verkündigen ihm Leid!"

Schnell trat ihr holder Knabe
Hinzu mit seinem Pfeil:
„Auf, meine beste Gabe,
Sie werde ihm zu Theil!
Ein unbezwingbar Streben
Sei Liebe dir, o Herz!
Und Liebe sei dein Leben,
Und Freude sei dein Schmerz!"

Die Dämmerung.

Der Aether und die Liebe war
Das ält'ste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie, ewig schön und ewig jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen täuschend Dasein hie,
Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.

Und Ohr und Auge täuscht sich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern',
Es wünscht und hat und glaubt es kaum;
Denn auch sein schönstes Glück ist Traum.

Die Hoffnung, ewig schön und jung,
Ist auch ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester, Sehnsucht, liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgiebt.

Ich dank' euch, die ihr um mich schwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;
Doch Lieb' und Aether, leiht, o leiht
Mir einst ein heller Pilgerkleid.

Das Flüchtigste.

Table nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied!
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.

Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen;
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Selbst die Blüthe deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens,
Sie entschlüpft, die Zauberkunst!

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt!

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfen uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit.
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Die Raupe und der Schmetterling.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß und ist so oft geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg' und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen,
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.

Traurig schlich die Alternde zum Grabe:
„Ach daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe kinderlos, und wie gering'!
Und da fliegt der schöne Schmetterling."

Aengstig spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.

Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind.
Laß uns Eins nur wissen, was wir sind.

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche,
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward?

Was spricht in euch, ihr Saiten?
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir an's Herz;
Es weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlafnen Schmerz,
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Voll zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten;
Es lispelt mir in's Ohr.
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang,
Und sie mit Zaubertönen
Des Wohlgefühls durchdrang.

In rauher Felsenhöhle
Bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.

Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz mit Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich stimmete die Welten
In einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz."

Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verschlungen,
Sind wir ein ewig All',
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

An den Kaiser.

O Kaiser! du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wornach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland,

Und Ein Gesetz und Eine schöne Sprache
Und redliche Religion:
Vollende deines Stammes schönste Sache
Auf deines Rudolph's Thron,

Daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben,
Und deutsche Sitt' und Wissenschaft,
Von Thronen, ach! so lange schon vertrieben,
Mit unsrer Väter Kraft

Zurückekehren, daß die holden Zeiten,
Die Friederich von ferne sieht,
Und nicht beförderte, sich um dich breiten
Und sei'n dein ewig Lied.

Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

„Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Beleb's, ich bitte dich, Gott!"

„Wohlan denn! lebe! — Es lebet!
Und mein sei dieses Geschöpf!" —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!"

„Mein Finger hat es gebildet."
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

„Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind."
„Wohlan," sprach Jupiter, „wartet,
Dort kommt ein Entscheider, Saturn."

Saturn sprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist,

Du, Tellus, seine Gebeine:
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen in's Grab."

Des Schicksals Spruch ist erfüllet
Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

Der Regenbogen.

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tausend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmrung.

Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sicherm Felsenboden.

Weh! der Bogen schwindet!
Seine Farben blassen,
Von den festen Säulen
Glänzt nur noch ein Wölkchen.

Aber seht, der Himmel,
Bläuet sich! Die Sonne
Herrschet allgewaltig,
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

Die Lerche.

Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bote, du Liederfreundin,
Sei mir gegrüßet, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Gesang und Leben.

Der Morgenröthe, des Fleißes Freundin,
Erweckst du Felder, belebst du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge,
Denn ihnen singet die frühe Lerche.

Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge,
Und gibst den Ton ihm zum Morgenliede:
„Wach' auf und singe, mein Herz voll Dankes!"

Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
Erwacht verjüngt vom langen Schlafe;
Die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und grünen wieder.

Die Zweige sprießen, die Blätter keimen,
Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede;
Die Vögel girren im jungen Neste,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,
Beim ersten Blicke des jungen Frühlings,
Hoch über Beifall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.

Inbrünstig schwingst du dich auf zum Himmel,
Und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder.
Demüthig nistest du tief am Boden,
Und steigst frohlockend zum Himmel wieder.

Drum gab, o fromme, bescheid'ne Lerche,
Du, über Beifall und Stolz erhoben,
Du muntre Freundin des frühen Fleißes,
Drum gab der Himmel dir auch zum Lohne

Die unermüdlich beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling.
Selbst Philomele, die Liebesgöttin,
Muß deinem langen Gesange weichen.

Denn ach! der Liebe, der Sehnsucht Klagen
In Philomelens Gesang ersterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat langen Frühling.

Erlkönigs Tochter.

(Dänisch.)

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut';

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt hier in den Reihen und tanz' mit mir!"

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güld'ne Sporne schenk' ich dir.

Ein Hemd von Seide, so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."

„Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf und soll."

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir;
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd,
„Reit' heim nun zu deinem Fräulein werth."

Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?"

„Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

„Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

„Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund."

Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsschaar.

Sie schenkten Meet, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräutigam mein?"

„Herr Oluf, er ritt im Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf und er war todt.

Röschen auf der Haide.

(Deutsch.)

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Der Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ich's nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Der Flug der Liebe.

(Deutsch.)

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weil es aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir:
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tausendmal
Dein Herz geschenkt.

Die goldene Hochzeit.

(Nach dem Schottischen.)

Vor manchen, manchen Jahren,
Als ich zuerst dich sah,
War deine Locke rabenschwarz,
Braun deine Wange da.
Jetzt ist die Wange blässer,
Wie Silber glänzt dein Haar;
Und dennoch bist du lieber mir,
Ja lieber,
Als mir der Jüngling war.

Des Lebens schroffen Hügel
Erstiegen Hand in Hand
Wir, wie es Wind und Wetter gab,
Hin über Fels und Sand.
Jetzt ist der Abend milder,
Wir steigen sanft hinab,
Und dort am Fuß erwartet uns
Zusammen
Ein Brautgemach, das Grab.

Wohlauf ihr Söhn' und Töchter,
Singt unsern Hochgesang,
Und streuet Myrten vor uns her
Den kurzen Weg entlang!
Und preiset jene Stunde,
Die uns der Himmel gab!
Je-länger und je-lieber
Ja lieber
Umschatt' einst unser Grab!

Wilhelm Hertz,

ein Dichter, der sich bereits in allen Gattungen der Poesie, vorzüglich aber im Lyrischen versucht hat, erblickte das Licht zu Stuttgart am 24. September 1835 und sollte in früherer Jugend das landwirthschaftliche Fach ergreifen. Das mochte ihm doch zu prosaisch erscheinen; daher kehrte er nach Jahresfrist von dem Berkheimer Hofe bei Stuttgart, wo er lernte, in seine Geburtsstadt zurück und verschaffte sich von 1850 ab die nöthige Vorbildung für die akademische Laufbahn. Auf der Landesuniversität Tübingen, die er im Mai 1855 bezog, studirte er denn neben Philosophie altdeutsche Litteratur, erwarb nach Vollendung des gebräuchlichen Trienniums 1858 die philosophische Doktorwürde und ging bald darauf nach München, dessen Büchersammlungen ihm Gelegenheit boten in der Handschriftenkunde Fortschritte zu machen. Denn es lag in seinem Plane, aus europäischen Bibliotheken so viele verborgene Schätze als möglich, dem Mittelalter entstammt, hervorzuziehen. Schon im Herbst des zuletzt genannten Jahres 1858 hatte er durch eine Sammlung „Gedichte" seine eigene Produktivität frühzeitig dargethan. Das für die dramatische Poesie eingesetzte Münchener Preisgericht, welches eine kleine Zahl eingereichter Stücke aus der Menge hervorhub, um im Jahre 1857 ein Urtheil über das beste Erzeugniß abzugeben, berücksichtigte wenigstens auch eine darunter befindliche Tragödie von Hertz, betitelt „Ezzelin". Ein episches Gedicht, welches den Helden Lanzelot feiern soll, beschäftigte ihn in jüngster Zeit.

Die kleine lyrische Sammlung, welche Hertz dem Publikum vorgelegt, enthält allerdings vielerlei Gemälde oder Schattenrisse, welche noch eine sehr jugendliche Hand verrathen, indem sie Gegenstände vorführen, die entweder einer poetischen Ausschmückung an sich nicht fähig waren, oder durch oberflächliche Behandlung marklos ausfielen. Mit andern Worten: das hausbackene Element der Schwaben tritt häufig in ihnen hervor, eine Welt, welche der Erhebung ins Idealische ermangelt, wie in den Liedern „vor der Schlacht", „an den Geliebten" und sonst. Indeß beweisen manche dieser Jugendversuche ein achtbares Talent, von dessen Entfaltung um so mehr zu hoffen ist, als Hertz einerseits auf gründliche Vorbildung bedacht war und eifrigen Studien sich zugewandt hat, andererseits allem Anscheine nach zu den Wenigen seiner Landsleute gehört, die von der einseitigen Richtung der „schwäbischen Schule" abgelassen und mit freiem Blick umzuschauen angefangen haben.

Schriften. 1) Gedichte. Hamburg 1859. 2) Eine Tragödie Ezzelin.

Herbsthimmel.

Du herbstlich frisches Himmelsblau,
Wie weckst du mich zu ernstem Sinnen,
Wenn sich durch die entlaubte Au
Die bleichen Silbernebel spinnen.

Auf Höh'n und Fluren siehest du
All' deine bunten Freuden sterben,
Du aber strahlst in goldner Ruh
Hoch über Wechsel und Verderben. —

Noch sitz' ich an des Lebens Schmaus,
Ein durstig ungestillter Zecher
Und strecke kühn die Hände aus
Nach jedem vollen Freudenbecher.

Doch gieb mir, heil'ges Himmelslicht,
Nach meines Glückes Blüthentagen
Solch kühlen Glanz auf's Angesicht,
In's Herz solch heiteres Entsagen.

Heimlicher Abschied.

Wie selig blühen deine lichten Wangen
In sich'rem Schlummer an mein Herz geschmiegt!
Von unglücksel'gen Armen lind umfangen,
Hat dich mein Kosen trüg'risch eingewiegt.

Macht dieser Kuß dein Antlitz nicht erblassen?
Träumst du denn nicht, daß dieß mein letzter Kuß?
Träumst du denn nicht, daß ich dich nun verlassen,
Daß ich auf ewig dich verlassen muß?

Du träumst es nicht! Von Küssen und von Scherzen
Glänzt deiner Lippen süße Rosenpracht. —
Ich löse leis dein Haupt von meinem Herzen,
Und fliehe feig und heimlich durch die Nacht.

Was wähnt' ich Thor, daß mir ein Glück beschieden,
Der schon so vieler Herzen Blüthe brach?
Vor meinen Schritten fliehen Heil und Frieden,
Und meinen Spuren folgt die Rache nach.

Du warst mir noch, mein letzter Stern geblieben, —
Da sprach das Schicksal sein gerechtes Wort:
Du spieltest mit der Lieb', du sollst nicht lieben! —
Und reißt mich jäh von deinem Herzen fort.

Leb' wohl, mein Glück, daß ich so kurz besessen!
Viel tausend Dank für alle Lieb' und Huld!
Leb' wohl, mein Lieb, und lerne mich vergessen!
Das Maß ist voll, ich tilge meine Schuld.

Drum sei getrost! das Schicksal zürnt nicht immer;
Dein Leid vergeh' mit meines Lebens Fluch! —
So glättet über dem versunk'nen Schwimmer
Das Meer versöhnt sein faltig Leichentuch.

Brief aufs Land.

Aus der dampfenden Stadt entfloh mein Täubchen mir gestern,
Hat sich dem grünenden Schutz lachender Fluren vertraut.
Und ich spähe vom Berg mit vorgehaltenen Händen,
Aber in Duft und Schein schwimmet das ferne Gefild.
Amor auch entschlüpfte auf's Land, ich mein' ihn zu sehen,
Wie er mit trippelndem Schritt hinter dem Pfluge sich müht;
Lieder des Landmanns singt er, und ungelehrige Weisen
Bläs't sein schelmischer Mund hell in die Flöte hinein. —
Und wo weilest nun du, mein Liebchen, im fernen Gelände,
Während des Tages Gluth leise am Himmel verglimmt?
Gingst du hinaus mit den Mädchen zu sammeln das Obst auf der Wiese,
Das dem belasteten Baum freudigen Sprunges entfällt?
Drüben vom Waldessaume zieht sachte die Heerde herüber,
Und der Pflüger entschirrt singend das müde Gespann.
Oder kehrest du heim vom Berg durch säuselnde Waldung,
Mit der freundlichen Last saftiger Beeren im Korb?
Droben vom Abhang blicket ein Reh neugierig herunter,
Während güldener Glanz scheidend die Wipfel berührt.

Oder weilst du am Quell unferne dem dämmernden Garten?
 Eben kehret vom Trog munter das scheckige Rind.
Unter die Röhre stellst du den Krug, die Blumen zu tränken,
 Die dir am Fensterlein dort neben dem Bettchen erblüh'n.
Längst schon überstrudelt der Krug, du sitzest am Raine,
 Blickest mit träumendem Aug' in den verrinnenden Bach.
Wüßt' ich doch, wessen du denkst! Und käm' ich, ein staubiger Wandrer,
 Unter dem Mantel versteckt leise die Straße herauf!
Neben dir setzt' ich mich nieder und spräche: Mädchen, mich dürstet!
 Und vom heimlichen Traum fährst du erschrocken empor. —
Warte nur, schelmisches Kind! der Weg ist mir lange zu weit nicht,
 Und in strengere Haft führ' ich den Flüchtling zurück. —
Nein, ich störe dich nicht! Doch kehrst du mir wieder, so sollst du
 Meinem sehnenden Leid reichliche Buße ersteh'n!

Georg Herwegh,

ein Lyriker von großem Ruf, den er durch politische Zeitgedichte und Abenteuer erwarb, aber für die Litteratur selbst ohne Bedeutung, stammte aus Stuttgart von unbemittelten Eltern und wurde am 31. Mai 1817 geboren. Er studirte eine Zeit lang Theologie auf der Tübinger Universität, kehrte aber noch vor dem Abschluß seiner akademischen Laufbahn nach seiner Geburtsstadt zurück, um über Hals und Kopf den Litteraten zu spielen, angezogen von der damals ruhmvoll leuchtenden Sonne des Journalisten und Novellisten August Lewald. Hier suchte er zu glänzen, indem er in dessen Zeitschrift „Europa" neben zu früh gelegten kritischen Eiern eine Anzahl „harmloser" Gedichte aufspeicherte. In dieser Beschäftigung unterbrach ihn eine fatale Unterbrechung: der junge Mann mußte in das würtembergische Militär eintreten, von welcher Pflicht freizukommen, für ihn mit Schwierigkeiten verknüpft sein mochte. Ungern ertrug er den Zwang, bis die Beleidigung eines Offiziers seinem Geschick eine plötzliche und fürs Erste entscheidende Wendung gab. Um der ihn bedrohenden kriegsgerichtlichen Untersuchung zu entrinnen, verließ er Würtemberg durch die Flucht und wurde wenigstens in diesem Einen Stücke seinem Landsmann Schiller ähnlich. Auf freiem Schweizerboden angelangt, betheiligte er sich zunächst als Mitarbeiter an der „Volkshalle", einer von dem bayerischen Flüchtling Wirth in Constanz herausgegebenen Zeitschrift; er setzte seine unreifen Kritiken fort, aber bald mißfiel ihm die Besonnenheit, womit das Blatt bei allem Freisinn redigirt wurde, und seine persönliche Beschränkung.

Ruhmbegierde und Eifer, die Welt zu verbessern, kochten endlich in dem sich fühlenden Autor über, und er sammelte alle Strahlen seiner Kraft in den Brennpunkt lyrischer Ergüsse, welche tiefen Groll über deutsches Staatenwesen und glühende Begeisterung für Volksfreiheit ausschütteten. Diese Produkte erschienen unter dem Titel „Gedichte eines Lebendigen", im Gegensatz zu den „Briefen eines Verstorbenen" von dem Fürsten Pückler-Muskau, einem damals berühmten Touristen, den er selbst in einer Zueignung höhnte.

Eben war um diese Zeit ein regeres politisches Leben in Deutschland erwacht; Friedrich Wilhelm IV. hatte den preußischen Königsthron unter großen Hoffnungen der Nation bestiegen, die Stimmen nach Einheit tönten lauter und die von Thiers aufgestachelten Franzosen waren durch das Becker'sche Rheinlied von der ersehnten Rheingrenze unblutig zurückgeschlagen worden. In solchem Moment machten die Gedichte von Herwegh über alle Maßen Glück; sie waren censurfrei in das damals noch streng censirte Deutschland geworfen worden, sprachen im Ganzen die öffentliche Meinung aus und wurden ein Ereigniß des Tages, welchem selbst ihr Verbot eine gewisse Weihe verlieh. Die Zeitungen, die ihren ephemeren Kampf in Verse umgesetzt sahen, stritten für und wider die Bedeutung, welche dem neuen Freiheitssänger gebühre. Man glaubte, daß dieser in die gleiche Trompete des Flüchtlings zu stoßen fortfahren werde, besonders als man vernahm, daß er die Schweiz verlassen und sich nach Paris gewandt habe, wo Heinrich Heine und andere Titanen lebten.

Als er daher im Jahre 1842 einen Ausflug durch deutsche Lande unternahm, anscheinend ein Wagstück, welches theils wegen seiner Verhältnisse zur würtembergischen Heimath, theils wegen jener freisinnigen Gedichtsammlung Bedenken erregte, so wurde die in ihrem Ziele nach Königsberg gerichtete Reise zu einem in seiner Art einzigen Triumphzuge. Getragen von dem noch brühwarmen Beifall der Menge, stieß er nirgends auf unangenehme Hindernisse, sondern sammelte ungestört die ihm dargebrachten Lorbeeren ein; wie er denn namentlich in Leipzig unter dem Zulauf entzückter Verehrer feierlich bekränzt wurde. In Berlin widerfuhr ihm die Auszeichnung, durch den Leibarzt Schönlein dem geistvollen Monarchen vorgestellt zu werden, der für Kunst und Wissenschaft persönliche Liebe hegte und bereits Schritte gethan hatte das Talent kräftiger zu unterstützen als seine Vorfahren. Was der König gegen den jungen Dichter in dieser Audienz äußerte, verräth in jeder Beziehung, so weit wir davon Kunde haben, eine über den Standpunkt der Partheien erhabene Anschauung des Fürsten. Eine gesinnungsvolle Opposition schätze er, soll Friedrich Wilhelm IV. gesagt und mit den Worten geschlossen haben:

„Wir wollen ehrliche Feinde sein!" Für Herwegh trug diese Audienz gleichwohl keine guten Früchte. Kaum war er auf seiner weiteren Reise nach Königsberg gelangt, so hörte er dort, daß gegen eine von ihm beabsichtigte neue Zeitschrift ein polizeiliches Verbot in Preußen erlassen sei; anstatt den Monarchen, von welchem dieses Verbot nicht ausging, einfach um die Zurücknahme des letztern zu bitten, schrieb er einen taktlosen Brief, der Mögliches und Unmögliches verlangte, indem er sich dem mächtigen Herrscher gewissermaßen ebenbürtig mit Vorwürfen gegenüberstellte. Durch eine zweite Taktlosigkeit des Verfassers, mochte sie auch nicht unmittelbar von ihm selbst verschuldet sein, wurde das Schreiben sofort in deutschen Blättern veröffentlicht, als wollte man sich mit dem Inhalte desselben vor dem Publikum brüsten und so schnell als möglich die Thatsache konstatiren, daß Herwegh der alte Herwegh sei, der sich um Fürstengunst und Fürstenmacht keinen Deut kümmere. Die unverzügliche Ausweisung aus Preußens Grenzen war die Folge solcher persönlicher Anmaßung und entschied vollends den Wendepunkt seines Lebens. Die gerechte und ungerechte Kritik deutscher Zeitungen, die wahrscheinlich nicht anders sich ausgelassen haben würden, wenn auch vollkommene Preßfreiheit geherrscht hätte, verurtheilte oder schmähte den nach der Schweiz zurückgekehrten Dichter ohne Erbarmen. Ja, die Mißstimmung erfaßte selbst die Schweiz in solchem Grade, daß ihm verschiedene Kantone nacheinander das Asylrecht verweigerten, obgleich er nicht ohne Mittel anklopfte, da er eine wohlhabende Gattin von seiner Irrfahrt, gleichsam als einzigen reellen Gewinn derselben, eine Berlinerin jüdischen Stammes, mitgebracht hatte. Endlich erlangte er zwar in einer kleinen Gemeinde von Basellandschaft das Bürgerrecht, doch machte er von dieser Genugthuung keinen Gebrauch, sondern ließ sich in Paris nieder.

Inzwischen war ihm die Muse nicht sonderlich günstig; die produktive Kraft schien dem durch politische Zeitfragen zerstreuten Poeten allmälig zu versagen. Das einzige Nennenswerthe, was er dem Publikum zu bieten vermochte, war ein zweiter Band „Gedichte", die jedoch keineswegs die Wirkung des ersten hatten, sondern hingenommen wurden als schwacher Nachhall früherer Kraftstöße. Da brach die schrankenlose Revolution des Jahres 1848 aus, welche die europäische Welt völlig umzuwandeln verhieß und ihre Wirbel noch bis auf den heutigen Tag fortschwingt. Daß Herwegh, zufolge seiner unglücklichen Erfahrungen, mittlerweile auf das äußerste Extrem gerathen war, durfte Niemand Wunder nehmen; er hielt sich mehr als je dazu berechtigt, „mit Gott und den Königen zu grollen". Weise Gedanken aufzuschreiben fand er jetzt überflüssig, die Zeit der That schien dem Kämpen gekommen zu sein. Daher gehörte er zu denjenigen, welche voreilig

genug waren, die Welt von Grund aus umgestalten und aus dem unbedeutenden Winkel Badens eine deutsche Republik heraufbeschwören zu wollen. Während Hecker und Struve, Phantasten wie er und mit der Stimmung deutschen Generalbasses ebenso unbekannt, das patriotische Verfassungswerk zu Frankfurt schon in der Geburt dadurch ertödteten, daß sie das Gespenst unmittelbaren Bürgerkriegs herauftrommelten, gaben französische sowohl als inländische Blätter die wiederholte Schreckensnachricht, auch der tapfre und heldenmüthige Georg Herwegh werde mit einem in Paris angesammelten Hülfsheere über die deutsche Grenze rücken, um seine früheren Gedichte zu verdolmetschen und das dumme Volk zu befreien. Wirklich wurde auch der lächerliche Spuk bis zu einem gewissen Grade Ernst. Der in den Panzer der Furcht gehüllte Dichter fiel im April 1848, an der Spitze einer aus Deutschen und Franzosen gemischten Arbeiterschaar, endlich in Baden ein, aber der Gott Mars war ihm ebenso abhold wie die Musen in den letzten Jahren. Ein leichtes Treffen fand bei Schopfheim am 27. April statt, der Haufe stob jählings auseinander, glücklicherweise ohne ein so unseliges Blutvergießen, wie Hecker bei Kandern nutzlos anrichtete. Von den Fliehenden war Herwegh nicht der letzte; Augenzeugen haben erzählt, daß der enttäuschte Feldherr in einer leichten Kalesche, zu den Füßen seiner Frau niedergeduckt, welche das Fahrzeug lenkte, alsbald nach der französischen Grenze sich zurückgerettet habe. Seit dieser verunglückten Heldenprobe schweigen die Nachrichten über die ferneren Thaten und Pläne des mit so vielem Geräusch aufgetauchten Poeten; verstummt und in gedrückten Verhältnissen, wie es heißt, lebt er neuerdings in Zürich.

Wessen in jener Epoche der Rheinliebdichter Nikolaus Becker unfähig war, das vermochte Herwegh mit jugendlicher Energie zu leisten: in dem rechten Moment hervortretend, traf er die Stimmung des Augenblicks und wurde der dichterische Sprecher für jenen Theil seiner Zeitgenossen, welcher die bewegende Parthei bildete. Zu Vorbildern hatte er die Dichter Wilhelm Müller, August von Platen und Alexander von Auersperg, welche in den jüngsten Jahrzehnten die bedeutsamsten patriotischen und an den Fortschritt mahnenden Klänge hören ließen; unter den jüngeren Dichtern war er derjenige, dessen Leier den kräftigsten politischen Ton hervorbrachte. Denn Hoffmann von Fallersleben, der gleichzeitig seine „unpolitischen“ Lieder herausschleuderte, vermochte ihm nicht den Preis streitig zu machen. Herwegh überbot ihn an Fülle und Lebendigkeit des Gegebenen; doch ist von dem, was er geschaffen, nur der erste Theil seiner „Gedichte eines Lebendigen“ bedeutungsvoll, und auch unter diesen Produkten nähern sich nur sehr wenige den Ansprüchen der Klassicität. Was ihn kennzeichnet, ist erstlich, daß er mit der „schwäbischen Schule“, obgleich ein Schwabe, nichts gemein hat, wenn wir den Umstand abrechnen, daß er über die Formweise dieser Schule nicht hinausgegangen ist; denn die Platen'sche Meisterschaft zu erreichen war er außer Stande, schon seiner Jugend wegen. Zweitens kennzeichnet ihn vortheilhaft ein starkes

rhetorisches Feuer, womit er in seinen Strophen plänkelt und blitzt, an die Schiller'sche Gluth erinnernd. Und das ist der Punkt, worin man ihn weit überschätzt hat.

Denn was den Gehalt seiner Lyrik anbelangt, leidet er an zwei Hauptgebrechen, an logischer Schärfe und an richtiger Anschauung oder Unpartheilichkeit. In jener Hinsicht ist Fassung und Zusammenhang der Gedanken bei ihm häufig locker, flüchtig und ungenau; in dieser setzt er sich allerlei Fehlgriffen aus, indem er theils ohne System tadelt, verneint und niederreißt, theils gegen jedes System Unangreifbares angreift, wie er denn namentlich die bodenlose Abgeschmacktheit begangen hat, sich an dem herrlichen Ernst Moritz Arndt die Rittersporen verdienen zu wollen! Man möchte an dem gesunden Menschenverstande solcher Zeitdichter zweifeln. Indeß müssen wir dergleichen Fahrlässigkeiten auf blinde Ehrsucht zurückführen und damit entschuldigen, daß die Jugend heutzutag gerne viel bedeuten möchte, ohne etwas geleistet zu haben. Herwegh war zu jung, um einerseits schärfer zu denken, andrerseits das Rechte von dem Falschen zu unterscheiden und sich nicht in Windmühlenkämpfe zu verirren. Dem Ueberblick über sein Zeitalter, wie heftig er auch dessen Interessen vertreten mag, mangelte der Umblick eines unterscheidungsfähigen und partheilosen Auges. Uebrigens riß er Andere auf das Feld politischer Dichtung mit sich fort, unter ihnen Robert Prutz und Ferdinand Freiligrath, die über den gewöhnlichen Troß der Nachäffer emporragten.

Schriften. 1) Gedichte eines Lebendigen. Zürich und Winterthur 1841. Kurz nacheinander siebenmal aufgelegt. 2) Zweiter Band der Gedichte eines Lebendigen. Ebend. 1844. 3) Die deutsche Flotte, eine Mahnung an das deutsche Volk. Zur 6. Säkularfeier der Stiftung des Hansabundes. Ebend. 1841. — Außerdem ist unter seinem Namen erschienen: Lamartine's sämmtliche Werke, übersetzt. Stuttgart 1839—1840. Neue Titel-Ausgabe 1843. 6 Bände. (Der 6. Band ist von Gustav Diezel übersetzt.)

Im Jahre 1843 schrieben über und an ihn 1) Viktor Herrmann, 2) Alexis Publicola, 3) Johann Scherr, 4) Ernst Gottfr. Erk, 5) Friedrich Vogelleim, genannt F. F. Franke; auch erschien ein Schriftchen: Herwegh und die litterarische Zeitung. Leipzig 1843. — Im Jahre 1844 ein Artikel von Friedr. Theod. Vischer, in dessen kritischen Gängen. Tübingen 1844.

Der Freiheit eine Gasse.

Vor'm Feinde stand in Reih' und Glied
Das Volk um seine Fahnen,
Da rief der Struthan Winkelried:
„Ich will den Weg euch bahnen!
Dir, Gott, befehl' ich Weib und Kind,
Die ich auf Erden lasse —“
Und also sprengt' er pfeilgeschwind
Der Freiheit eine Gasse.

Das war ein Ritter noch mit Fug,
Der wie ein heiß Gewitter
Die Knechte vor sich niederschlug —
O wär' ich solch ein Ritter,
Auf stolzem Roß von schnellem Huf,
In schimmerndem Kürasse,
Zu sterben mit dem Donnerruf:
Der Freiheit eine Gasse!

Doch zittert nicht! Ich bin allein,
Allein mit meinem Grimme;
Wie könnt' ich euch gefährlich sein
Mit meiner schwachen Stimme?
Dem Herrscher bildet sein Spalier,
Wie sonst, des Volkes Masse
Und Niemand, Niemand ruft mit mir:
Der Freiheit eine Gasse!

Ihr Deutschen ebnet Berg und Thal
Für eure Feuerwagen,
Man sieht auf Straßen ohne Zahl
Euch durch die Länder jagen;
Auch dieser Dampf ist Opferdampf —
Glaubt nicht, daß ich ihn hasse —
Doch bahnet erst in Streit und Kampf
Der Freiheit eine Gasse!

Wenn alle Welt den Muth verlor,
Die Fehde zu beginnen,
Tritt du, mein Volk, den Völkern vor,
Laß du dein Herzblut rinnen!

Gib uns den Mann, der das Panier
Der neuen Zeit erfasse,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gasse.

Das freie Wort.

Sie sollen Alle singen
Nach ihres Herzens Lust;
Doch mir soll fürder klingen
Ein Lied nur aus der Brust:
Ein Lied, um dich zu preisen,
Du Nibelungenhort,
Du Brod und Stein der Weisen,
Du freies Wort!

Habt ihr es nicht gelesen:
Das Wort war vor dem Rhein?
Im Anfang ist's gewesen,
Und soll drum ewig sein.
Und eh' ihr Einen Schläger
Erhebt zum Völkermord,
Sucht unsern Pannerträger,
Das freie Wort.

Ihr habet zugeschworen
So treu dem Vaterland,
Doch seid ihr All' verloren
Und haltet nimmer Stand,

So lang in West und Osten,
So lang in Süd und Nord,
Das beste Schwert muß rosten,
Das freie Wort!

Ach! es will finster werden,
Wohl finster überall,
Doch ist die Nacht auf Erden
Ja für die Nachtigall.
Heraus denn aus der Wolke,
Die, Sänger, euch umflort:
Erst predigt eurem Volke
Das freie Wort.

Laßt eure Adler fliegen,
Ihr Fürsten, in die Welt,
Und sie nicht müßig liegen
Auf eurem Wappenfeld!
O jagt einmal die Raben
Aus unsern Landen fort,
Und sprecht: Ihr sollt es haben,
Das freie Wort!

Rheinweinlied.

Wo solch ein Feuer noch gedeiht,
Wo solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht' und Link', das Link' und Recht',
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmann's Mühle treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt vorher euch schreiben:
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

An den König von Preußen.

Einst hat ein bessrer Mann gewagt,
Mit seinem Lied vor dich zu treten;
Du kennst ihn, der so unverzagt
Die Tyrannei bei dir verklagt
Und dich um deinen Schutz gebeten;
Um Schutz für jenes arme Land,
Das blutend vor dem Himmel stand
Und keine, keine Hülfe fand,
Als die Verzweiflung der Poeten.

O lebt' er noch, er würde heut
Dich aus dem süßen Schlummer stören;
Ob alle Welt dir Weihrauch streut
Und jeden Siegerkranz dir beut,
Sein stolzes Herz würd' sich empören.
Er spräch dem falschen Jubel Hohn
Und nahte zornig deinem Thron;
Todt ist der Vater, und der Sohn,
Der mächtige, er müßt' ihn hören!

Doch Platen schläft am fernen Meer,
Und Polen ist durch uns verloren;
In Ehrfurcht tret' ich zu dir her,
Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren,
Weil er vor dir, dem Fürst, den Muth
Zu fleh'n hat für dein eigen Gut,
Zu flehen für dein eigen Blut,
Für's deutsche Volk, dem du geschworen!

Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluthen eines Meleager,
Wie sie nach Kampf und That begehrt —
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie in's Lager!
Und frage nicht, wo Feinde sind;
Die Feinde kommen mit dem Wind.
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, deinem Schwager!

Die Sehnsucht Deutschland's steht nach dir,
Fest, wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürst, entfalte dein Panier,
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, du thust nicht Recht,
Wenn du ein moderndes Geschlecht,
Wenn du zu Würden hebst den Knecht!
Nur wer ein Adler, sei von Adel!

Lass', was den Würmern längst verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen;
Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein schöner Ritterspiel,
Als krumme Lanzen grad' zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde schnöden Witz,
Schon tagt ein neues Austerlitz,
Mögst du in seiner Sonne siegen.

Das rathlos auseinanderirrt,
Mein Volk soll dir entgegenflammen.
Steh' auf und sprich: „Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirth,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen!"
Das West und Ost, das Nord und Süd —
Wir sind der vielen Worte müd';
Du weißt, wonach der Deutsche glüht, —
Wirst du auch lächeln und verdammen?

Der Fischer Petrus breitet aus
Auf's Neue seine falschen Netze;
Wohlan, beginn' mit ihm den Strauß,
Damit nicht einst im deutschen Haus
Noch gelten römische Gesetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das soll doch nun und nimmer sein!
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er seine Dolche wetze.

Noch ist es Zeit, noch kannst du stehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannst du treue Herzen sehn,
Die gern mit dir zum Tode gehn,
Zum Tod und Sieg im heil'gen Streite.
Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut.
O eil' dich! eh' der Morgen graut,
Sind schon die Feinde in der Weite!

Nun schweig', du ehernes Gedicht!
Des Fürsten Mund wird bitter schmollen.
Ich weiß, man hört die Sänger nicht,
Man stellt die Freien vor Gericht
Und wirft sie in die Schaar der Tollen.
Gleichviel — wie er auch immer schmollt,
Ich hab' gethan, was ich gesollt;
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Strophen aus der Fremde.

(Auf dem Berge.)

Da wären sie, der Erde höchste Spitzen!
Doch wo ist der, der einst an sie geglaubt!
Das Auge sieht die Sonne näher blitzen,
Doch arm und sonnenlos ist dieses Haupt.

Ich sehe die granit'nen Säulen ragen,
Und endlos wölbt das Blau sich drüberhin;
Doch will das Herz mir tief beklommen schlagen,
Wie unter einem Königsbaldachin.

Hier wollte ich als frommer Parse beten,
Hier singen nach der Sterne reinem Takt,
Hier mit der Donnerstimme des Propheten
Gotttrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte — ja, ich habe mich vermessen —
In diesen Bergen suchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nicht vergessen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straßen,
Dem Druck, der Noth da unten allzumal!
Wie nach den Feinden selbst, die ich verlassen,
Und nach der Menschheit vollster, tiefster Qual!

Ihr glänzt umsonst, ihr Purpurwolkenstreifen,
Und ladet mich gleich sel'gen Engeln ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
Und möcht' doch lieber auf der Erde sein.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluthen—
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schooß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlich möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blüthenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust erklinget.

Du wirst nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen;
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur.
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.



Heinrich August Hoffmann,

gewöhnlich Hoffmann von Fallersleben

nach seinem im Hannöversch-Lüneburgischen gelegenen Geburtsorte Fallersleben genannt, ein volksthümlicher Lyriker von Talent, ein Germanist von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, Handschriftenkenner und Sammler, erblickte das Licht am 2. April 1798. Nachdem er seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Helmstedt erhalten hatte, bezog er die Universität Göttingen, um unter Benecke altdeutsche Philologie und Litteraturgeschichte zu studiren. Er war einer der vorzüglichsten Forscher, welche nach Bodmer und Herder, sowie nach mehreren Mitgliedern der „romantischen Schule", an der Seite gleichdenkender Genossen, der Gebrüder Grimm, Uhland's und Simrock's, in die geistigen Tiefen des Mittelalters einzudringen suchten, um aus der halbvergessenen Blüthe der Vorzeit Nutzen zu schöpfen für den Erfolg vaterländischer Sprachstudien und für den Fortschritt unserer neuhochdeutschen Litteratur. Das vorgesteckte Ziel erreichte er auch so glücklich, daß er einer der Begründer der sogenannten „deutschen" oder „germanischen" Philologie wurde. Von Göttingen begab er sich im Jahre 1819 nach der neuen Universität Bonn, wo damals Arndt in frischer Manneskraft lebte und wirkte; bereicherte später (1821) in den Bibliotheken Leidens seine Kenntnisse, nahm eine Zeit lang seinen Aufenthalt in Berlin und erhielt 1823 eine kleine Stelle als Custos an der Universitätsbibliothek zu Breslau. In Folge seiner Bestrebungen rückte er 1830 zum außerordentlichen, 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität dieser Stadt auf und benutzte seine freie Muße theils zu lyrischen Ergüssen, theils zu wissenschaftlichen Reisen. In diesem Jahrzehnt aber regte sich in Deutschland ein neues politisches Leben und man fing an

die seitherbestehenden öffentlichen Verhältnisse einer schärferen Kritik zu unterziehen, trotz der damals noch herrschenden strengen Censur, welche verhinderte, daß irgend ein Buch gedruckt werden konnte, wenn es nicht zuvor einem amtlich bestellten Censor zur Durchsicht und Begutachtung vorgelegen hatte. Ausnahmsweise erlaubte man eine Zeit lang die Veröffentlichung unbeurtheilter Bücher, die über zwanzig Druckbogen stark waren, und häufig arbeitete aus diesem Grunde ein Autor daraufhin, seinem Werk einen Umfang von mindestens jener Bogenzahl zu geben, damit es undurchgesehen, ungestrichen und unbeschnitten vor das Publikum treten durfte! Auch Hoffmann warf sich um das Jahr 1840 in die Streitigkeiten des Tages, indem er eine Reihe von Liedern an das Licht brachte, die von ihm „unpolitische" Lieder genannt wurden, während sie in der That „politisch" waren; er gab ihnen diesen Titel, um damit anzudeuten, daß der Verfasser für seine Person unpolitisch handle, wenn er dergleichen Pfeile auf staatliche Einrichtungen, Gesetze und Zustände abschieße, ihre Schwäche, Fehler und Mängel zu zeigen. Auch folgte seinem von Vaterlandsliebe ausgegangenen Sturmlauf die Ahndung auf dem Fuße nach. In Folge der erwähnten Lieder und der darin ausgesprochenen Grundsätze, Wünsche und Tendenzen erhielt Hoffmann am 20. December 1842 seine Entlassung aus dem Universitätsamte, ohne daß ihm eine Pension bewilligt wurde. Seitdem sah er sich gezwungen von seinem litterarischen Erwerbe zu leben und von den Unterstützungen Gebrauch zu machen, die ihm von Seiten der damals sehr begeisterten liberalen Parthei, wie man sie nannte, zuflossen. Breslau verlassend, wo seine Wirksamkeit zu Ende war, irrte er längere Zeit durch die deutschen Gaue umher; fast überall wurde er ausgewiesen, aus größeren wie kleineren Provinzen, Städten und Ortschaften, weil die Behörden in dem allzubesorglichen Wahne standen, er vermehre durch sein Erscheinen und Verweilen die Aufregung der Gemüther oder rufe Unzufriedenheit hervor, wo bisher noch Friede zu walten schien. Es hatte damals überhaupt die Epoche der sogenannten „Ausweisungen" angefangen, die vor allen Andern die durch die Presse öffentlich wirkenden Autoren betraf: jeder Schriftsteller, der seine Heimath nicht gesetzmäßig da hatte, wo er sich wohnlich aufhielt, wurde wie ein Bescholtener fortgeschickt und nach seiner Heimath verwiesen, wofern er eine hatte. Jedenfalls bewirkten dergleichen Maßregeln das Gegentheil dessen, was durch sie bezweckt wurde.

Auf Hoffmann zurückzukommen, hatte er auf seiner Landkarte zahlreiche Städte und Landschaften angestrichen, wo er nicht verweilen durfte, sondern stets gewärtig sein mußte ausgewiesen zu werden. So irrte der Abgesetzte bis zum Anbruch des Jahres 1848 in Deutschland umher; nur in Mecklenburg, Hamburg

und andern norddeutschen Gebieten war es ihm verstattet längere Zeit hindurch als Gast bei Freunden einzusprechen, die ihm als fahrenden Dichter das Haus öffneten. Selbst durch die Schweiz und Italien führten ihn seine Wanderungen; am liebsten jedoch hielt er sich im Mecklenburgischen auf, wo ihm im Jahre 1845 das Heimathsrecht verliehen wurde. Da brach die Revolution des Jahres 1848 aus, und dieses abenteuerliche, an das Loos der Minnesänger im Mittelalter erinnernde Leben nahm seine Endschaft. Hoffmann stand, als die Wirren maßlos wurden, in den Reihen der vernünftigen Patrioten, die nichts als Gutes und Würdiges für das große gemeinsame Vaterland im Auge hatten; allein seine wie aller Wohlgesinnten Hoffnungen wurden schmählich getäuscht und endlich traurig zu Grabe getragen. Mißgestimmt zog er sich, obwohl er nach Preußen zurückgehen konnte, dessen Regierung ihm seit 1848 Wartegeld zuerkannt hatte, im Jahre 1854 nach Weimar zurück, wo er fortfährt den früheren wissenschaftlichen Studien zu leben.

Seine gelehrten Verdienste um die deutsche Litteratur können wir hier nur andeuten, sein Wirken als Universitätslehrer, seinen von Handschriftenkenntniß unterstützten Forscher- und Sammlerfleiß, der seines Gleichen sucht. Es ist in diesem Manne eine Art Doppelnatur anzutreffen, eine kindlich-harmlose und eine scharfsinnig-spitze Natur, welche letztere sogar bitter, allenfalls etwas boshaft und ironisch, aber nie bösartig sein kann. Wie bei jedem wahren Dichter ist Güte der Hauptgrundzug seines Charakters. Auch darin hat Hoffmann seinen echten Dichterberuf bewährt, daß er nie etwas Schlechtes vertheidigt, nie etwas Unwürdiges gelobt hat; er kann gefehlt und geirrt haben, aber lediglich in Folge ungründlicher Ueberzeugung, nicht in böser Absicht. So hat er sich denn auch auf politischem Gebiete zum Märtyrer gemacht, nicht dadurch jedoch, daß er eine schlechte und undeutsche, unvernünftige und unedle Politik gepredigt hätte, sondern indem er die Ziele einer guten Politik zu leidenschaftlich anstrebte. Mit andern Worten: er mischte sich in politische Dinge ein, die nicht seiner Beurtheilung pflichtgemäß unterlagen, opferte sich auf und gab seine ruhige Lebensstellung preis.

Eine sehr umfangreiche Dichtergabe besitzt Hoffmann nicht; er ist nur Lyriker und hat sich überdieß auf das leichte Liedchen eingeschränkt, welchem er einen möglichst populären Ton zu geben suchte, wie er ihn bei dem Studium der mittelalterlichen Volkspoesie vorfand. Denn seiner gesammten Geistesrichtung nach konnte es ihm nie beikommen, künstliche Lieder zu verfertigen, welche sich allenfalls an dem Schreibtische lesen und verstehen lassen: er achtete überall auf die Lebensfrische seiner poetischen Produkte im Gegensatze gleichsam zu der Duftlosigkeit der Papierblume. Also wünschte er vorzugsweise sangbare Gedichte zu bieten, nichts Todtes oder wie der Aesthetiker Vischer sich gelegentlich über die heutige Lyrik ausdrückt, nichts nach Druckerschwärze Riechendes. Daß er in seiner Reproduzirung des Volkstones oft zu weit gegangen ist, das Populäre und Sangbare namentlich in den sonderbarsten Refrains gesucht hat, das dürfen wir wohl tadeln; wie er denn nur allzuhäufig das „Hopsa", das „Hussassa", das „Tralleralı" und dergleichen herbeizieht. Was den Gehalt anlangt, ist ein großer Theil seiner harmlosen Gedichtchen flach und wässerig, eine Menge

seiner humoristischen Produkte ohne Eleganz und von prosaischer Haltung, während die „unpolitischen" Lieder eigentlich nichts als Epigramme sind, die einen kecken Gedanken versificirt aussprechen, der Ironie oder Satire durch Strophe und Reim Abrundung verschaffen. So wenig indessen Hoffmann Reichthum der Lyrik entfaltet hat, so vieles Glück machten einzelne seiner Lieder; sie wurden in Gesellschaften gesungen, ja, sollen hier und da im Munde des Volkes gehört worden sein. Die Melodien, nach welchen man sie sang, waren meist ältere, theilweise von ihm selbst erfundene. Denn Hoffmann pflegte in Freundeskreisen seine eigenen Lieder nicht blos zu rezitiren, sondern mit wohllautender Stimme zu singen, wie es einem wandernden Dichter geziemt. Anfangs achtete man nicht viel auf die leichtbeschwingten harmlosen Töne seiner Leier, das persönliche Schicksal ihres Verfassers aber verbreitete auch auf die früheren Produkte einen ungewöhnlichen Glanz, nachdem er durch die Herausgabe der „unpolitischen" Lieder, worin er die öffentliche Meinung des Zeitalters nach vielen Seiten hin vertrat, eine allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Schriften. 1) Lieder und Romanzen. Köln 1821. 2) Alemannische Lieder. Fallersleben 1826. Nebst Worterklärung und einer alem. Grammatik. 5. im Wiesenthale verbesserte und vermehrte Aufl. Mannheim 1843. 3) Gedichte. Breslau 1827. — Gedichte. Leipzig 1834. 2 Theile. — Neue Sammlung. Breslau 1837. — Gedichte. Leipzig 1843. — Gedichte. Als dritte Aufl. Hannover. 4. Aufl. Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt. Ebend. 1853. 4) Jägerlieder. Breslau 1828. 5) Immergrün. Ebend. 1828. 6) Buch der Liebe. Ebend. 1836. 7) Unpolitische Lieder. Hamburg 1840—1841. 2 Theile. 2. Aufl. des 1. Theils 1842. 8) Deutsche Lieder aus der Schweiz. Zürich und Winterthur 1843. 2. Auflage 1845. 9) Funfzig Kinderlieder. Leipzig 1843. 10) Funfzig neue Kinderlieder. Mannheim 1845. 11) Deutsche Gassenlieder. Zürich 1843. 2. Auflage 1845. 12) Deutsche Salonlieder. Ebend. 1844. 13) Hoffmann'sche Tropfen. Ebend. 1844. 14) Maitrank. Paris 1844. 15) Sammlungen und altdeutsche Forschungen. a) Bonner Bruchstücke von Ottfried und Andern. Bonn 1821. b) Bruchstücke aus Tristan und Isolde. Breslau 1823. c) Althochdeutsche Glossen. Ebend. 1826. d) Althochdeutsches. Ebend. 1827. e) Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur. Ebend. 1830—1837. 2 Theile. f) Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen. Ebend. 1834. g) Sumerlaten. Mittelhochdeutsche Glossen. Wien 1834. h) Die deutsche Philologie im Grundriß. Ein Leitfaden zu Vorlesungen. Breslau 1836. i) Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der k. k Hofbibliothek zu Wien. Leipzig 1841. k) Schlesische Volkslieder mit Melodien. Ebend. 1842. l) Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Quellen gesammelt. Ebend. 1844. m) Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit. Ebend. 1843. n) Breslauer Namenbüchlein, das ist Einwohner-Namen der Haupt- und Residenzstadt Breslau, nach Stand und Würden, und sonstigen Eigenschaften geordnet. Für Liebhaber der deutschen Sprache. Ebend. 1843. o) Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte. Ebend. 1844. 2 Bändchen. p) Joh. Christian Günther. Ein litterar-historischer Versuch. Breslau 1832. q) Horae Belgicae. Ebend. 1830—1838. 6 Theile. 7.—10. Theil. Leipzig 1845—1854. r) Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luther. Breslau 1853.

Zehn Aktenstücke über die Amtsentsetzung des Prof. Hoffmann von Fallersleben. Mannheim 1843.

Georg von Frundsberg.

Hast du den Frundsberg nie gesehn?
Der kann Kalender machen,
Der weiß, was heuer soll geschehn,
Der leitet alle Sachen.

Frisch auf, ihr Landsknecht' insgemein
In allen deutschen Kreisen,
Den alten Frundsberg hübsch und fein
Zu singen und zu preisen!

Er hat ein Häubchen aufgesetzt
Voll Pfaffenlist und Witze,
Er hat sein Schwertlein wohl gewetzt,
Die Schneide wie die Spitze.

Er hält das Reich in seinem Arm
Wie's Kindlein zu der Taufe,
Und thät' er's nicht, daß Gott erbarm!
So läg's gleich in der Traufe.

Wie stattlich er zu Rosse sitzt
Voll Kraft und Gottvertrauen!
Seht doch, wie ihm sein Auge blitzt
Aus seinen dunklen Brauen!

Ein frischer Sommer geht daher
Mit Trommeln und mit Pfeifen.
Den Frundsberg greift's an seine Ehr',
Er läßt sein Völkchen streifen.

Wolauf und drauf! die Welt ist sein!
Er hat das Glück im Ranzen.
Drum muß auch Alles, Groß und Klein,
Nach seiner Pfeife tanzen.

Und wer doch wol das Lied erfand?
Das hat ein Knab' gesungen,
Der ist aus seiner Mutter Hand
Dem Frundsberg nachgesprungen.

Des Landsknechts Kirmeßlied.

Jedem das Seine
Am besten gefällt:
Einem sein Mädel,
Dem Andern sein Geld.

Werbe der Teufel
Um Güter und Geld!
Ehrliche Herzen
Gehn grad' durch die Welt.

Wär' ich ein Bettler
Und wärst du gar reich,
Macht uns auf Erden
Die Liebe doch gleich.

Macht uns auf Erden
Auch gleich wohl die Noth.
Auch an den Kaiser
Kommt endlich der Tod.

Warum so traurig?
Wie? hat's dich gekränkt,
Daß du mir neulich
Ein Küssel geschenkt?

Will's nicht behalten,
Es ist kein Gewinn;
Geb' es dir wieder,
Da! nimm es nur hin!

Von.

An meine Heimath dacht' ich eben,
Da schrieb ich mich von Fallersleben.
Ich schrieb's und dachte nie dabei
An Staatscensur und Polizei.

So schrieben sich viel Biederleute
Nach ihrem Ort und thun's noch heute,
Und keiner dachte je daran,
Durch **von** würd' er ein Edelmann.

Veilchen.

Veilchen, unter Gras versteckt,
Wie mit Hoffnung zugedeckt,
Veilchen! freue dich mit mir!
Sonne kommt ja auch zu dir.

Sonne scheint mit Liebesschein
Tief dir in dein Herz hinein,
Trocknet deine Thränen dir —
Veilchen, freue dich mit mir!

Du bist die Sonne, die nicht untergeht;
Du bist der Mond, der stets am Himmel steht;
Du bist der Stern, der, wann die andern dunkeln,
Noch überstrahlt den Tag mit seinem Funkeln.

Du bist das sonnenlose Morgenroth;
Ein heit'rer Tag, den keine Nacht bedroht;
Der Freud' und Hoffnung Wiederschein an Erden —
Das bist du mir, was kannst du mehr noch werden!

O könnt' ich doch ein Spiegel sein,
Ein Spiegel deiner Milde,
So hell und rein wie Sonnenschein,
Ein Bild von deinem Bilde.

Dann würd' ich dir in's Antlitz sehn,
So ohne Angst und Zagen,
Wie güld'ne Stern' am Himmel stehn
Nach sturmbewegten Tagen.

Wie die jungen Blüthen leise träumen
In der stillen Mitternacht!
Schüchtern spielt der Mondschein in den
Bäumen,
Daß die Blüthe nicht erwacht.

So auch flüstert, was ich sing' und sage,
Ziehet wie das Mondenlicht
Leise hin durch deine Blüthentage,
Und mein Lied, es stört dich nicht.

Ich will von dir, was keine Zeit zerstöret,
Nur Schönheit, die das Herz verleiht;
Ich will von dir, was nie der Welt gehöret,
Die engelreine Kindlichkeit.

Das sind des Herzens allerbeste Gaben,
Das ist des Lebens schönste Zier.
Hat dich die Welt, so kann ich dich nicht
haben;
Lebst du der Welt, so stirbst du mir.

Ihr lichten Sterne habt gebracht
So manchem Herzen schon hienieden
Der Engel Eigenthum, den Frieden,
Ihr lichten Stern' in dunkler Nacht!
Wie ihr zu meinen Freuden lacht,
So lächelt auch zu meinen Leiden,
Laßt mich von euch nicht trostlos scheiden,
Ihr lichten Stern' in dunkler Nacht!

Nach uns auch wird die Erde wieder grün,
Der Baum wird knospen, und die Blumen
blüh'n,
Nach uns auch wird das Lied der Nachtigallen
Im laubumbuschten Hage wiederhallen. —
Du Lilienherz, so froh und engelrein,
Du Rosenangesicht voll Himmelsschein,
Warum ist dir hienieden nur Ein Leben,
Warum nur Eine Blüthenzeit gegeben.

Heute.

Nur nicht ängstlich! nur nicht klagen!
Laß doch, was dir nicht behagt!
Willst du nach dem Schicksal fragen?
Hat es je nach dir gefragt?

Willst du wie die Kinder scherzen?
Süß ist wohl der Kindheit Lust;
Wärst du dir im Männerherzen
Jener Freuden auch bewußt?

In der Wiege des Bewußtseins
Liegt der Säugling deines Glücks;
Wirf den Gaukel alles Lustscheins
Der Erinnerung hinterrücks!

Was du liebtest, was dich freute,
Gönn' ihm seinen raschen Flug!
Blieb dir nicht ein frohes Heute?
Athme auf! du hast genug.

Husarenlied.

Husaren müssen reiten
Ueberall durch Stadt und Land,

Husaren müssen streiten
Mit dem Pallasch in der Hand.

Wie könnten wir verzagen
Ohne Geld und ohne Brod?

Husaren müssen jagen
Frohen Muthes in den Tod.

Trompeten und Posaunen
Schmettern uns so süß und fein,

Haubitzen und Kartaunen
Brummen lustig zwischen drein.

Wie könnten wir verderben
Treu bei unserm Feldgeschrei?

Nur siegen oder sterben!
Kamerad, es bleibt dabei!

Mauskätzchen.

Mauskätzchen gab ein großes Fest
Und hatte dazu geladen
Bekannt' und Verwandte von Ost und West
Und lauter Ihro Gnaden.
Miau miau miau.

Sie trieben vielerlei Possen und Scherz,
Und füllten sich weidlich den Ranzen,
Und weil es nun eben war im März,
So wollten die Kätzerlein tanzen.
Miau miau miau.

Doch alle die gnädigen Kätzerlein,
Die gnädigen Kater und Katzen,
Die konnten nichts als miauen und schrein
Und schluchzen und pfuchzen und pfnatzen.
Miau miau miau.

Mauskätzchen schickt nach dem Pudel hin,
Der konnte das Hackebrett schlagen,
Der sollte so was nach ihrem Sinn
Auf dem Hackebrett vortragen.
Miau miau miau.

Der Pudel war ein gescheiter Mann,
Eine bürgerliche Canaille:
„Was geht mich Dero Gesellschaft an,
Ew. Gnaden Katzengebalge?"
Wau wau wau wau.

Müller und Schneider.

Die Müller und die Schneider
Die litten große Noth.
Den einen fehlten Kleider,
Den andern fehlte Brot.

Da hieß es: Jetzo wählet!
Entweder leidet Noth
Und Kummer, oder — stehlet
Euch Petersfleck' und Schrot.

Die Noth die lehret beten,
Mit Stehlen kriegt man Geld;
Und wenn sie's auch nicht thäten,
So glaubt's doch alle Welt.

Mein Vaterland.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit.
Mit der That will ich's erwiedern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Johann Christian Friedrich Hölderlin,

einer der schwäbischen Lyriker, welche der jüngeren „schwäbischen Schule" vorausgingen, mit vorzüglichem Talent begabt, aber nicht zur vollen Ausbildung desselben und daher zu keiner wesentlichen Bedeutung für unsere Litteratur gelangt. Seine Schicksale fingen ebenso traurig an als sie unglücklich endeten. Geboren im Würtembergischen am 29. März 1770 in Lauffen, einer Stadt am Neckar unweit Heilbronn, verlor er zwei Jahre alt seinen Vater, der wie auch der Großvater ein Verwaltungsbeamter war und Wohnung im dasigen Kloster hatte. Aber auch sein Stiefvater, der Kammerrath Gock, der mit der Mutter nach dem ebenfalls am Neckar gelegenen Landstädtchen Nürtingen übergesiedelt war, starb bereits im März 1779. Daher blieb die Obacht für die Erziehung des Knaben und seiner drei Geschwister hauptsächlich der Mutter überlassen, einer frommen und braven Hausfrau, die glücklicherweise in ihrer eigenen Mutter noch eine Stütze hatte. Sie ließ es nicht an der Sorge für eine tüchtige Ausbildung des befähigten Kleinen fehlen. In den herrlichen Umgebungen Nürtingens, wo seiner Familie ein benachbartes Bauergut gehörte, zwischen Gärten, fruchtbaren Hügeln und wildreichen Forsten heranwachsend, besuchte er zuerst die Nürtinger lateinische Schule, die unter der Leitung wackerer Lehrer einen wohlverdienten Ruf genoß und zeitig in ihm die seltenste Vorliebe für das klassische Alterthum weckte. Unter den Mitschülern befand sich auch der um fünf Jahre jüngere Schelling, jener nachmals so hochberühmte Philosoph; ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Hölderlin blieb nicht aus. Der damalige Landesbrauch verlangte aber den Durchgang durch ein theologisches Seminar; so wurde denn Hölderlin nach einer solchen Anstalt im nahen Denkendorf, später nach dem von den Seinigen weit entfernten Seminar zu Maulbronn gewiesen. Aus letzterer Anstalt mit dem Zeugnisse entlassen, daß er „ein planes Latein schreibe, auch schöne deutsche Verse mache", bezog er im Jahre 1788 die Universität Tübingen und trat in das dortige theologische Seminar ein, da die Mutter aus ihm einen Gottesgelehrten zu machen wünschte.

Philosophische Collegien waren zuerst vorgeschrieben; diese hörte er eifrig, las mit dem gleichalterigen Stuttgarter Landsmann Hegel, dem späteren Wettkämpfer Schellings, den Plato in der Ursprache und vertiefte seinen Geist in das neue System Kants. An sie schloß sich der im Jahre 1790 gleichfalls auf der Hochschule eingetroffene Schelling an. Schon im letztgenannten Jahre erwarben sich Hegel und Hölderlin das philosophische Doktordiplom. Während also durch

treffliche Köpfe auf diesem Gebiete eine erwünschtere Anregung kaum möglich war, sorgte die geistige Uebereinstimmung anderer Studiengenossen dafür, daß gleichzeitig seine Neigung für Poesie höher aufflammte. Die vorzüglichsten dieser Musensöhne, mit welchen er Umgang pflegte, waren Ludwig Neuffer, Rudolph Magenau und Gotthold Friedrich Stäudlin; außerdem verband ihn eine innige Freundschaft mit Sinklair und Leo von Seckendorf, zwei Studirenden aus andern deutschen Gauen. Auch die Flöte lernte er während seiner Universitätszeit spielen, ein Instrument, das neben Clavierspiel die einzige Trostquelle für ihn ward, als späterhin über seinen Geist eine lange Dämmerung sich niedersenkte. Was die Theologie betraf, hätte er sie gern mit der Rechtswissenschaft vertauscht; doch um den Lieblingswunsch seiner Mutter zu erfüllen, trieb er sie mit solchem Fleiße, daß er sich in den Stand gesetzt sah, zum Hauslehrergeschäft überzugehen. Denn einen solchen Schritt machten seine äußerlichen Verhältnisse nöthig; die Pläne, auf dem Wege der Schriftstellerei sich zu nähren, schlugen ihm fehl. Sein höchster Ehrgeiz war es freilich, auf dichterischem Felde zu wirken; schon mancherlei lyrische Produkte hatte er hingeworfen und eine größere Dichtung, betitelt „Hyperion", in Angriff genommen. Auch war die persönliche Berührung mit dem Dichter Matthisson, der sich damals in Würtemberg aufhielt, von Einfluß auf seine geistige Richtung gewesen, ungleich mehr noch das Beispiel seines erhabenen Landsmanns Schiller, den er im Herbste 1793 ebenfalls persönlich kennen lernte.

Als dieser daher seine Theilnahme für den jüngeren Bekannten sofort dadurch bethätigte, daß er ihm eine Erzieherstelle bei dem Freiherrn von Kalb auswirkte, der in Waltershausen unweit Meiningen seinen Wohnsitz hatte, so verließ Hölderlin noch im letztgenannten Jahre die Hochschule Tübingen. Allein aus Verdruß darüber, daß die Ausbildung des ihm überantworteten Zöglings nicht glücklich von Statten ging, gab er die sonst angenehme Stellung im Hause der Familie von Kalb auf und wandte sich 1795 nach Jena. Nicht unwahrscheinlich, daß die peinliche Lage, worin er sich als Lehrer befand, zu diesem Entschlusse weniger beitrug als die lockende Hoffnung, der Sehnsucht seines Herzens für Poesie folgen und in einer Stadt sich niederlassen zu können, wo, Weimar dazugerechnet, der regste Verkehr außerordentlicher Talente in jener Epoche statthatte. Aber der jugendliche Traum sollte bald einem prosaischen Erwachen weichen. Die Begierde, womit er dem Philosophen Fichte lauschte, den Umgang mit Schiller, die Annäherung an Woltmann, Niethammer, Wilhelm von Humboldt und Andere suchte, konnte nur so lange befriedigt werden als seine Ersparnisse und die ihm von der Mutter zufließenden Unterstützungen ausreichten. Als diese Quellen stockten, blieb ihm kein

anderer Ausweg, als schwermüthig und getäuscht, vielleicht auch schon etwas verbittert, in das liebe schwäbische Heimathshaus zurückzuflüchten. Schiller war nicht in der Lage, mehr für ihn zu thun als er seither gethan hatte, indem er etliche Versuche des Landsmanns in seine Zeitblätter ermunternd aufnahm; von Goethe, der bislang den jungen Autor kaum oberflächlich gesehen hatte, durfte eine wesentliche Hülfe weder gefordert noch erwartet werden.

Aus den ungünstigen Umständen, die daheim auf Hölderlin drückten, befreite ihn jetzt der obengenannte ehemalige Studienfreund Sinklair, welcher mittlerweile zu einem Homburgischen Regierungsrath aufgerückt war; durch die Verwendung desselben erhielt der edle Dichter 1796 eine Hofmeisterstelle zu Frankfurt am Main, die einstweilen sein Loos auf erfreuliche Weise sicherte. Es war ein angesehenes Bankierhaus, welches seinem Unterricht zwei Knaben und ein Mädchen anvertraute; die Anhänglichkeit der Zöglinge wetteiferte mit dem Wohlwollen ihrer Eltern für den Lehrer. Doch hier war Hölderlin an der gefährlichsten Klippe seines Lebens angelangt, und der Unglückliche scheiterte. Eine leidenschaftliche Liebe zu der Frau des Hauses, die er unter dem Namen „Diotima" durch Lieder gefeiert hat, riß seine leichterglühende Phantasie bezaubernd hin. Vergebens bemühte er sich das verlorene Gleichgewicht der Seele wiederzugewinnen: weder der litterarische Fleiß und die Verbindung mit den Jenaer Freunden, noch die Aufmerksamkeit auf die politischen Weltverhältnisse, welche von Frankreich aus ihre Sturmwellen bis in seine Nähe schleuderten, vermochten ihn zu zerstreuen. Ebensowenig brachte die Ankunft Hegel's, dem er in einer achtbaren Frankfurter Familie eine Hofmeisterstelle verschafft hatte, seinem tiefverwundeten Gemüth Heilung; auch der zufällige Besuch anderer Jugendfreunde und seines Stiefbruders, die in Frankfurt längere Zeit verweilten, änderte nichts an der krankhaften Stimmung seines Busens. Er hielt es endlich für das Beste, im September 1798 seinen Abschied zu nehmen, und eilte nach Homburg zu seinem viel mit Poesie beschäftigten Universitätsgenossen Sinklair, in dessen Gesellschaft er bis in die erste Hälfte des Jahres 1800 seiner Neigung lebte, sinnend und brütend über mancherlei dichterischen Plänen und Entwürfen, die zum Theil mißglückten. Auch seine nach Jena gerichteten Wünsche, die auf eine Professur abzielten, blieben abermals unerfüllt. Zwar hatte er im August 1797 dem in Frankfurt eingetroffenen Goethe von neuem sich vorgestellt; aber wo waren auch jetzt die werthvollen Leistungen seines Talents, durch die der Minister des kleinen Landes zur entschiedenen Gönnerschaft sich aufgefordert fühlen mußte?

Zum zweitenmale daher ging Hölderlin, gebrochen an Körper und Geist, in das mütterliche Haus nach Nürtingen zurück, unterrichtete dann eine Zeit lang die

Kinder eines Freundes in Stuttgart und nahm im December 1800 wieder eine Hofmeisterstelle zu Hauptwil bei Konstanz an, wo er Gelegenheit hatte, seine von innerem Leiden zerrüttete Gesundheit durch die Schweizerluft zu stärken, die Bekanntschaft von Lavater und Zollikofer zu machen. Doch schon im April 1801 gab er leichthin diesen Posten auf, als sich eine reizend schimmernde Aussicht darbot, seine Gedichte gesammelt vor das Publikum bringen zu können. Gesetzt, daß ihm der anscheinend große Wurf gelungen wäre, welcher Nutzen würde ihm daraus für seine persönliche Laufbahn erwachsen sein? Jugendliche lyrische Versuche wiegen nicht schwer in den Augen einer Nation, geschweige denn einer so marklosen Nation, wie die deutsche damals war, die überdieß gerade die gewaltigsten Meister zu bewundern hatte! Das Unternehmen zerschlug sich ohnedem wieder, und Hölderlin hatte jeden Anker für seine Subsistenz vorläufig verloren, so daß er es für ein Glück erachten mußte, zur Hauslehrerschaft zurückgreifen zu können; er übernahm jetzt eine ihm unter vortheilhaften Bedingungen angebotene Hofmeisterstelle bei dem Hamburgischen Consul in Bordeaux. Dabei mußte es ihm willkommen sein, in die Ferne zu gehen und unter einem fremden Himmel den Schmerz zu verwinden, womit ihn seine unglückliche Liebe fort und fort durch heimische Erinnerung stachelte. Anfangs schien ihm wirklich der Aufenthalt in der südlicheren Zone trefflich anzuschlagen, zumal da er in dem Kreise einer herrlichen landsmännischen Familie sich freundlich untergebracht sah und jene französische Stadt reich an klassischen Merkwürdigkeiten war. Allein genesen konnte er nicht mehr von der innerlichen Zerrissenheit, die bereits sein tiefstes Lebensmark vergiftet hatte; es bedurfte keiner unmäßigen und ausschweifenden Zerstreuungen, welche ihm eine böswillige Sage angedichtet hat, um seinen schlimmen Zustand unheilbar zu machen: die Einsamkeit der Fremde rieb den Seelenwunden vollends auf. Bald verstummten seine brieflichen Mittheilungen in die Heimath. Tief erschrocken stand seine Mutter da, als er plötzlich zu Anfange des Monats Juli 1802 in Nürtingen anlangte, die Zeichen des verzweifeltsten Irrsinns in Mienen wie Geberden verrathend. Man vermuthet, daß er in Bordeaux die erschütternde Kunde erhalten habe, Diotima sei von einer in ihrer Familie ausgebrochenen gefährlichen Kinderkrankheit am 22. Juni hingerafft worden, und daß er alsdann zu Fuße durch Frankreich unaufhaltsam heimgeeilt sei, niedergeschmettert von der Botschaft und aus Trauer nicht mehr seines Verstandes mächtig.

Liebevolle Obhut im Mutterhause verbesserte seinen Zustand bis zu einem solchen Grade, daß er sich wieder mit poetischer Produktion, mit Pindar und den griechischen Tragikern beschäftigen konnte, die er so liebgewonnen hatte; auch

Sinklair in Homburg brachte jedes Opfer, um den Freund zu retten, den er selbst im Jahre 1803 unter seine Behausung abholte. Der Landgraf von Homburg gedachte ihn als Bibliothekar mit einem kleinen Gehalte anzustellen. Aber der Irrsinn kehrte zurück und nahm dergestalt überhand, daß der Kranke nach Würtemberg zurückgeschafft werden mußte. Als der umsichtige Heilversuch im Clinicum Tübingens mißlungen war, übergab man ihn der Pflege und Ueberwachung eines Tischlermeisters in jener Stadt, Namens Zimmer, der zugleich wohlhabend und gebildet war. In stillem Wahnsinn bei kurzen lichten Augenblicken verbrachte der Unglückliche dort bis an das Ende seines Lebens; körperlich fast immer gesund, heiter und an nichts Mangel leidend, da man für seine einfachen Bedürfnisse genügend sorgte, erreichte er ein hohes Alter. Eine Menge Freunde und theilnehmende Zeitgenossen besuchten ihn während dieses Halblebens, um dem gleichsam aus dem Menschenverkehr Ausgeschiedenen eine kleine Freude zu bereiten. Er schrieb, dichtete, musicirte, unterhielt sich gern, schnupfte fleißig und rauchte bisweilen Taback, trank auch ein Glas Bier mit den Besuchern und war um so dankbarer für jedes Zeichen der Anerkennung, als in ihm ein stolzes Selbstgefühl nie ganz versiegte. Erst im letzten Winter seines Lebens zeigten sich öftere Spuren des Unwohlseins, und am 7. Juni 1843 starb er nach einem kurzen Krankenlager und einer nahezu vierzigjährigen Geistesblindheit.

Von zartem Organismus, feinfühlend und scharfdenkend, erschöpfte sich erstlich Hölderlin durch tiefernste Studien; zweitens litt er unter dem Drucke äußerlicher Verhältnisse, die mit jenen Studien nicht recht im Einklange standen; drittens gehorchte er bei seinem reizbaren Temperamente dem Zuge der Leidenschaft, anstatt den Geist an Maß zu gewöhnen, an Geduld und Selbstbeherrschung. Der letztere Punkt stellt sich als der schlimmste dar. Denn was ihm vorzugsweise einen jähen Untergang bereitet hat, war, wie uns ein Blick auf sein Jugendleben sagt, Ehrgeiz und unglückliche Liebe. Möglich ist, daß eine krankhafte Schwäche von Geburt an in seinem Organismus lag; gewiß aber war es eine unruhige und ängstliche Hast, die ihn fortwährend peinigte und über die Schranken gewöhnlicher Wünsche hinaus in allerlei Unzuträglichkeiten hetzte, die ein Anderer mit leichterem Blute ohne Schwierigkeit überwunden haben würde, die ihn aber unter Verkennung seiner persönlichen Ansprüche sowohl als der Weltzustände vor der Zeit vernichteten.

Was seine poetischen Leistungen anlangt, so hat er in diesen, wie sein Landsmann Conz, mit der späteren „schwäbischen Schule" nichts gemein, die sich deßhalb auch seiner Bestrebungen kaum mehr erinnert; er hielt sich an die großen Meister seiner Tage, indem er vorzugsweise dem Schiller'schen, nebenbei dem Goethe'schen Muster huldigte. Zugleich richtete er das Auge auf die Urbilder der Hellenen, um die ihm vorschwebenden Ideale auszuschmücken. Doch hat er nichts von eigentlich klassischem Werthe hervorgebracht. Einestheils erlosch das Licht seines Geistes früher, als er sich die Meisterschaft in irgend einer Dichtgattung aneignen konnte; einige Bedeutung hat er lediglich in der Ode, deren Weise er nach

Klopstock mit einer gewissen Selbstständigkeit aufnahm, weicher als dieser wegbahnende Vorgänger und wie Hölty lindere Saiten anschlagend. Doch vermochte er keineswegs, durch seine Jugend gehindert, die formelle Seite in solchem Grade zu bewältigen, daß ihm in der Ode ein entschiedener, über die erste Epoche unserer Litteratur hinausgehender Fortschritt gelungen wäre. Dieser blieb dem Grafen Platen vorbehalten. In den übrigen Gedichten läuft er neben Schiller und Goethe her, ohne bis zu einem charakteristischen Gepräge wie diese vorgedrungen zu sein. Anderntheils gewahrt man über vielen seiner Arbeiten den Schatten einer schon frühzeitigen Kränklichkeit, der sich in überreizter und unklarer Sprache, in mangelhafter oder halbunlogischer Gedankenfolge, noch mehr in einer überspannten Verehrung des klassischen Alterthums äußert. Namentlich der „Hyperion" zeigt, daß Hölderlin die Ideale des Hellenenthums falsch aufgefaßt hatte, um sie mit fieberhafter Erbitterung vor seine Nation hinzustellen, deren Zustände allerdings einen gewaltigen Umschwung zum Besseren erheischten, aber durch die von ihm vorgeführten Träumereien nichts gewinnen konnten. Mit seiner Empfehlung und Abspiegelung des Hellenismus war er in ein phantastisches Extrem verfallen, während Goethe und Schiller an der Spitze der gesunden Geister standen, die nach altklassischem Vorbilde deutsche Marmorgestalten von wahrer Kunst und durchgreifender Wirkung meißelten.

Schriften. 1) Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Tübingen 1797—1799. 2 Bände. Neue Aufl. Ebend. 1822. 2) Sophokles' Trauerspiele, übersetzt. Frankfurt 1804. 2 Theile. (Enthält: Oedipus und Antigone.) 3) Gedichte. Herausgegeben von Uhland und G. Schwab. Stuttgart 1826. 3. Aufl. Miniatur-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und dem Portrait des Verfassers. Ebend. 1847.

Sämmtliche Werke, herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Stuttgart 1846. 2 Bände. (Mit Nachlaß und Biographie.) — Alex. Jung, Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart. Stuttgart 1848.

Menschenbeifall.

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

Sokrates und Alkibiades.

„Warum huldigest du, heiliger Sokrates,
Diesem Jünglinge stets? Kennest du Größ'res nicht?
Warum siehet mit Liebe,
Wie auf Götter, dein Aug' auf ihn?"

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende dem Schönen sich.

Der Neckar.

In deinen Thränen wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspülten mich,
Und all' der holden Hügel, die Dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löst'te des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen: und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmst uns mit
Zum still erhabnen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und lust'gen Inseln.—

Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug' entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde, mir
Zum goldenen Pactol, zu Smyrna's
Ufer, zu Ilion's Wald. Auch möcht' ich

Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh' der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Ioniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt;
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk' in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt und der Mastixbaum
Vom Harze träuft, und Pauk' und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen;

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch,
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

Gesang der Deutschen.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
Dich ungestalte Rebe, daß du
Schwankend den Boden und, wild umirrest.

Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele läugnest.

Doch magst du manche Schöne nicht bergen mir,
Oft stand ich überschauend das sanfte Grün
Im weiten Garten hoch in deinen
Lüften auf hohem Gebirg' und sah dich.

An deinen Strömen ging ich und dachte dich,
Indeß die Töne schüchtern die Nachtigall
Im Dunkel sang und still und klar auf
Dämmerndem Grunde die Sonne weilte.

Und an den Ufern sah ich die Städte blühn,
Die edeln, wo der Fleiß in der Werkstatt schweigt,
Die Wissenschaft, wo deine Sonne
Milde dem Künstler zum Ernste leuchtet.

Kennst du Minervens Volk? Es erwählete,
Den Oelbaum sich zum Lieblinge, kennst du dies?
Noch lebt's! Noch waltet der Athener
Seele, die sinnende, still bei Menschen,

Wenn Platons frommer Garten auch schon nicht mehr
Am stillen Strome grünt und ein dürft'ger Mann
Die Heldenasche pflügt und scheu der
Vogel der Nacht auf der Säule trauert.

O heil'ger Wald! O Attika! Traf der Gott
Mit furchtbar sich'rem Strahle so bald auch dich
Und eilte sie, die dich belebt, die
Flammen entbunden zum Aether über?

Doch wie der Frühling wandelt der Genius
Von Land zu Land. Und wie? Ist denn Einer noch
Von unsern Jünglingen, der nicht ein
Ahnden, ein Räthsel der Brust verschwiege?

Den deutschen Frauen danket! Sie haben euch
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt,
Und sühnet täglich nicht der holde
Friede das böse Gewirre wieder?

Und wo sind Dichter, denen der Gott es gab,
Wie unsre Alten, freundlich und fromm zu sein,
Wo Weise, wie die unsern sind, die
Kalten und Kühnen, die Unbestechbar'n?

Gegrüßt in deiner Schöne, mein Vaterland,
Mit neuem Namen, reifeste Frucht der Zeit,
Du letzte und du erste aller
Musen, Urania, sei gegrüßt mir!

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
Das einzig, wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut, wie du, sei.

Wo ist dein Delos, wo deine Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest,
Doch wie errräth dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

Sieh! freundlich zögernd scheidet vom Auge dir
Das Jahr und in hesperischer Milde glänzt
Der Unterhimmel über deinen
Gärten, den dichtrischen, immer grünen.

Noch da ich deines Festes gedacht' und sann,
Was ich ihm dankend reichte, da winkten noch
Am Pfade Blumen, daß sie dir zur
Blühenden Krone, du Edle, würden.

Doch Andres beut dir, Größeres, hoher Geist,
Die festlichere Zeit, denn es hallt hinab
Am Berge das Gewitter, sieh! und
Klar, wie die ruhigen Sterne, gehen

Aus langem Zweifel reine Gestalten auf,
So dünkt es mir, und einsam, o Fürstin, ist
Das Herz der Freigebornen wohl nicht
Länger im eigenen Glück, dann würdig

Gesellt im Lorbeer ihm der Heroe sich,
Der schöngereifte, ganze, die Weisen auch,
Die Heil'gen sind es werth, sie blicken
Still aus der Höhe des Lebens Alle.

Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimath

Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus;
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr treu geblieb'nen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,
Dieß singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty,

einer der talentvollsten Lyriker aus der ersten Epoche des Wiedererwachens unserer Litteratur und trotz seines frühzeitigen Hinscheidens von klassischer Bedeutung, wurde am 21. December 1748 zu Mariensee bei Hannover geboren, wo sein Vater seit 1742 ein Predigeramt bekleidete, und ging einer ebenso einfachen als kurzen Laufbahn entgegen. Die Erziehung des muntern und wißbegierigen Knaben fiel, da die Mutter ihm bald (1757) entrissen ward, einer Stiefmutter und dem Vater anheim; der letztere gab ihm eine tüchtige häusliche Vorbildung und brachte ihn 1765 auf das Gymnasium nach Celle. Hier fand er Gelegenheit, außer in den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen sich auch in der englischen Sprache zu vervollkommnen, und als er 1769 die Hochschule Göttingen bezogen hatte, um wie sein Vater Theologie zu studiren, dehnte er seinen Eifer für Sprachkenntnisse auf die Erlernung des Italienischen und Spanischen aus. Denn mehr noch als die theologische Fachwissenschaft fesselte ihn die poetische Kunst, für welche damals allerwärts die akademische Jugend glühte, namentlich auch in Göttingen, wo der so berühmt gewordene „Dichterbund" zusammentrat. Es konnte nicht fehlen, daß er in diesen eingeführt ward und neben Voß, Bürger, Leisewitz, K. F. Cramer, den beiden Stolbergen und übrigen Mitgliedern seit 1772 eine glänzende Stelle behauptete, ohne ganz die affektirte Schwärmerei mehrerer von ihnen zu theilen. Nach der Beendigung seiner akademischen Studien erging es ihm wie so vielen andern Studirenden, und wie es um die nämliche Zeit dem armen Bürger und Voß erging: er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, auf eigenen Broderwerb zu denken. Während seine Lieder vereinzelt in den Jahrgängen des Göttinger und Vossischen Musenalmanachs veröffentlicht wurden, suchte er von dem Jahre 1773 ab seinen Unterhalt theils durch Unterricht, theils durch Uebersetzen aus dem Englischen, wobei Voß „anfangs sein Gehülfe war". Eigentlichen Mangel litt er nie, wie Voß berichtet hat; aus Edelmuth und weil er sich leicht behelfen konnte, entsagte er zuletzt der Unterstützung seiner Familie. Aber rasch versiegten ihm die körperlichen Kräfte; schon 1774 zeigten sich Merkmale einer gefährlichen Brustschwäche, die seinem starken Wuchs einen gebückten Gang aufnöthigte, seinem Antlitz Todtenblässe verlieh, seinem blauen Auge und treuherzigen Lächeln den Reiz entführte. Nicht lange dauerte sein Hinwelken; von Leipzig, wohin er zu Michaelis 1774 einen Ausflug machte, kehrte er fortkränkelnd im Mai des nächsten Jahres über Göttingen nach Mariensee zurück, um daselbst die ihm vom Arzte angerathene

Kur fortzusetzen. Wenige Wochen vorher war sein Vater dahingestorben; er selbst hatte sehr geringe Hoffnung auf Genesung. Mit dem Herbste 1775 wandte er sich nach Hannover, um unter ärztlicher Aufsicht „eine kleine Nachkur zu brauchen"; die Vormittagsstunden „mußte er dem Uebersetzen aufopfern", den Rest des Tages widmete er, so weit es sein Befinden gestattete, in der für ihn „höchst unangenehmen" Stadt der lyrischen Muse. Noch glaubte er sein Ende nicht so nahe und beschäftigte sich eifrig mit einer Sammlung seiner gedruckten und ungedruckten Gedichte, als ihn der Tod im noch nicht vollendeten achtundzwanzigsten Lebensjahre am 1. September 1776 abforderte. Nicht lange vor seinem Hinscheiden und ergeben in Gottes Willen, hatte Hölty gleichwohl am 8. Mai des verflossenen Jahres an Voß geschrieben: „Gern lebte ich noch ein Paar Olympiaden, um mit Euch Freunden mich des Lebens zu freun und um nicht unerhöht mit der großen Fluth hinunterzufließen."

Was diesen Dichter auf das vortheilhafteste auszeichnet, ist die Echtheit der Empfindung und die künstlerische Bewältigung der Stoffe. In ersterer Hinsicht sagt Voß mit Recht: „Hölty sang, was sein Herz empfand"; im zweiten Stücke ließ er es nicht an fleißigem Studium fehlen und überbot sogar Klopstock und Ewald Christian von Kleist, seine beiden Hauptvorgänger. So schuf er eine Reihe lyrischer Weisen, namentlich Oden, die zwar kein entschiedener Fortschritt nach Klopstock waren, aber die Herrschaft über diese Form glücklicher als Voß und die beiden Stolberge erweiterten. Glücklicher in so fern nämlich, als er den Odenstoff besser als diese durchgeistigte. Daher müssen wir ihm eine klassische Bedeutung für die Lyrik zuerkennen. Denn Hölty ist kurz und klar und innig; zugleich bewegt er sich, was ihm hoch anzurechnen ist, mit einer für das Zeitalter seltenen Anmuth in allem, was er darstellt. Seine Leier klingt dabei nicht immer rein und voll aus; auch ist sein Gesichtskreis nicht sehr weit, seine Welt vornehmlich die ihn umgebende Natur. Aber wie diese beiden Ausstellungen, welche die Kritik gegen ihn erhebt, ihre Erklärung in der allzujugendlichen Hand finden, womit er die Leier schlug, so steht auch ein dritter Vorwurf, die Weichheit und Sentimentalität des Hölty'schen Gesanges anlangend, unberechtigt da. Denn wo er zuweilen das Maß hierin überschreitet, wissen wir, daß es aus dem Vorgefühle bald annahenden Todes geschehen ist. Im Allgemeinen ist sein Denken kerngesund, sein Humor geistvoll, sein Pathos echt, er mag das harmlose Landleben und die Liebe besingen, oder bei dem Anblicke des Lenzes und bei dem Klange der Nachtigall aufjauchzen oder auch im Mondschein trauern über die Vergänglichkeit aller irdischen Freude. Am nächsten in der Frische seiner Weise ist ihm Salis gekommen; seine Nachfolger Matthisson und Ernst Schulze dagegen haben die obengeschilderten Tugenden Hölty's nicht erreicht, wohl aber seine Sentimentalität im Lyrischen überboten. Auch in der Ode vermochte sein Nachfolger Hölderlin, der gleichfalls Jugendbichter blieb, nichts Schöneres hervorzubringen. Aus dieser Rücksicht und weil Hölty auch manchen vielgerühmten Lyrikern unsers Jahrhunderts keineswegs nachsteht, müssen wir seine jugendlichen Gedichte immer als anziehende Reliquien eines Talents betrachten, welches seinen ganzen Blüthenreichthum nicht entfalten konnte.

Schriften. 1) Die Kenner. Eine Wochenschrift von Towe. Aus dem Englischen. Leipzig 1775. 2) Hurd's moralische und politische Dialogen. Aus dem Englischen. Ebend. 1775. 2 Bände. 3) Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke. Aus dem Englischen. Ebend. 1776. 1. Bd. 2. und 3. Bd. von Voß. 4) Sämmtliche hinterlassene Gedichte. Halle 1782. 3. Auflage 1803. 5) Gedichte. Besorgt durch seine Freunde Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg und J. H. Voß. Hamburg 1783. Mit Hölty's Leben. — 5. Ausgabe. Königsberg 1833. Neueste Ausgabe. Leipzig 1847.

Hölty. Roman von Friedrich Voigts. Hannover 1844.

Lebenspflichten.

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.
Gebt denn Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.

Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauscht entsummen.
Schmeckt, so lang' es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, auch sie zu rauben.

Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod umdüstert,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüstert,
Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher,
Noch der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher.

Frühlingslied.

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Die Blüthen keimen
Auf Gartenbäumen
Und Vögelschall
Tönt überall.

Pflückt einen Kranz,
Und haltet Tanz
Auf grünen Auen,
Ihr schönen Frauen;
Pflückt einen Kranz
Und haltet Tanz.

Wer weiß wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen,
Wer weiß wie bald
Sie, leider, schallt.

Drum werdet froh,
Gott will es so,
Der uns dies Leben
Zur Lust gegeben,
Genießt die Zeit,
Die Gott verleiht.

Der rechte Gebrauch des Lebens.

Wer hemmt den Flug der Stunden? sie rauschen hin
Wie Pfeile Gottes! Jeder Sekundenschlag
Reißt uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eisernen Todesschlafe!

Dir blüht kein Frühling, wann du gestorben bist;
Dir weht kein Schatten, tönet kein Becherklang;
Dir lacht kein süßes Mädchenlächeln,
Strömet kein Scherz von des Freundes Lippe.

Noch rauscht der schwarze Flügel des Todes nicht!
Drum hasch' die Freuden, eh' sie der Sturm verweht,
Die Gott, wie Sonnenschein und Regen,
Aus der vergeudenden Urne schüttet!

Ein froher Abend, welchen der heitre Scherz
Der Freundschaft flügelt, oder das Deckelglas;
Ein Kuß auf deines Mädchens Wangen,
Oder auf ihren gehobnen Busen;

Ein Gang im Grünen, wann du, o Nachtigall,
Dein süßes Mailied durch die Gesträuche tönst,
Wägt jeden Kranz des Nachruhms nieder,
Den sich der Held und der Weise wanden!

Der Kuß, den mir die blühende Tochter giebt,
Ist süßer, als die Küsse der Enkelin,
Die sie dem kalten Hügel opfert,
Wo ich den eisernen Schlummer schlafe.

Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus,
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spiegelt und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorf's, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

An Voß.

Klimme muthig den Pfad, Bester, den Dornenpfad
Durch die Wolken hinauf, bis du den Strahlenkranz,
Der nur weiseren Dichtern
Funkelt, dir um die Schläfe schlingst.

Heißer liebe durch dich Enkel und Enkelin
Gott und seine Natur, herzliche Brudertreu',
Einfalt, Freiheit und Unschuld,
Deutsche Tugend und Redlichkeit.

Stillen Trittes, o Voß, wandelt indeß dein Freund
Durch Gefilde der Ruh', lauschet der Nachtigall
Und der Stimme des leisen
Mondbeschimmerten Wiesenborns;

Singt den duftenden Hain, welchen das Morgenroth
Ueberflimmert mit Gold, oder den Frühlingsstrauß,
Der am Busen des Mädchens,
Mildgeröthet vom Abend, bebt.

Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust,
Seufzt: Du redlicher Jüngling,
Warum barg dich die Gruft so früh!

Heinrich Moritz Horn,

ein Lyriker, Epiker und Novellist, wurde am 14. November 1814 zu Chemnitz im Königreiche Sachsen geboren. Auf dem Lyceum seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Einfach verliefen seine weiteren Geschicke; er setzte die juristische Laufbahn fort und wurde zum Gerichtsassessor in Zittau befördert. Nebenher huldigte er im Stillen den Musen, bis er im Jahre 1852 mit einem versifizirten Märchen vor die Oeffentlichkeit trat, welches „Die Pilgerfahrt der Rose" betitelt war und dadurch, daß Robert Schumann es in Musik setzte, ungewöhnliche Beachtung fand. Seitdem verfolgte er mit doppeltem Eifer poetische Ziele.

Durch Sanftmuth und Weichheit des Charakters an seinen Landsmann Adolf Böttger erinnernd, ist er diesem Dichter überhaupt in der Darstellungsweise ähnlich, obwohl minder formgewandt. Es ist zu wünschen, daß Horn sich aus dem seitherigen allzuengen Kreise zu höheren Stoffen erhebe, diese kraftvoller und kühner entfalte, die Kunstgattung sowohl als die Verskunst genauer nehme und sich ebenso vor leerer Breite im Lyrischen, als vor lyrischer Kürze im Epischen hüte.

Schriften. 1) Die Pilgerfahrt der Rose. Leipzig 1852. 2. Auflage 1853. (In Musik gesetzt von Schumann.) 2) Erzählungen und Arabesken. Zittau 1858. 2 Bände. 3) Die Köhler von Burg. Bairische Sage in Versen. Leipzig 1857. 4) Neue Dichtungen. Prag 1858. 5) Auf dem Schlosse und im Thal. Erzählung. 1858. 2 Theile.

Aus „der Pilgerfahrt der Rose."

I Die Johannisnacht.

Johannis war gekommen,
Das Fest der Rosenzeit,
Da sandte seiner Erde
Der Lenz das Hochzeitskleid.
Es war aus Morgenschimmer,
Aus schwerem Sonnengold,
Mit himmelblauem Flimmer
Zur Seite aufgerollt.
Er sandte seine Boten,
Die Lerchen, in die Welt,
Und ließ die Sänger laden
Aus Fluren, Wald und Feld.
Und zu den Blumen schritten
Die Käfer sonder Rast,
Und stiegen zu den Blüthen
Auf neu begrüntem Ast;
Und zu den Wiesenblumen
Sandt' er die Grillen aus,
Sie allesammt zu laden
In's hochzeitliche Haus.

II. Erwachen.

Auf schlägt das schöne Rosenkind
Wie träumend noch das Augenpaar,
Ein duftdurchfrischter Morgenwind
Wirft Apfelblüthen ihr in's Haar.
„Wo bin ich?" ruft sie hörbar kaum,
„Ist's Wahrheit, ist es nur ein Traum?
Ach nein, es ist kein Zauberbild,
Ich grüß' euch, Lüfte, frühlingsmild,
Im grünen Laub dich, Blüthenschnee,
Geendet ist des Herzens Weh.
Als Mädchen, wandelnd auf der Erden,
Soll ich beglückt durch Liebe werden."
Sie rafft sich auf, das Morgenlicht
Verklärt ihr reizend Angesicht,
Entgegen bringt die Morgenluft
Der jungen Blüthen Balsamduft.
Sie schaut sich um und wie sie so allein,
Quillt aus dem Aug' ein Thränelein.
„Wo find' ich sie, die Lebensquelle,
Nach der die Seele heiß verlangt,
Wo ist die gottgeweihte Stelle,
Da um die Lieb' die Treue rankt?"
Sie steigt den Hügel still hinauf,
Da schaut sie voll Entzücken
In's weite Thal, es prangt bekränzt
Von wald'gen Bergesrücken,
Des Dörfchens kleines Gotteshaus
Schaut friedlich in das Thal hinaus,
Und hoffnungsreich auf blum'gen Wegen
Wallt sie des Dörfchens Ruh' entgegen.

So bist auch du gezogen,
Mein Herz, einst hoffnungsreich,
Ein Wanderbursch', am Hute
Den frischen Frühlingszweig.

Wie lachte dir entgegen
Die Welt, so groß und weit,
Mit ihren Blumenfluren,
Mit ihrem Blüthenkleid.

Du reichtest deiner Liebe
Vollauf geblühten Straus,
Sie aber warf ihn lächelnd
In's kalte Feld hinaus.

Nun sitzest du verlassen,
Verkümmert und beraubt,
Und gleichst dem Ast am Wege,
Von wildem Sturm entlaubt.

Uffo Daniel Horn,

ein Dichter österreichisch-deutscher Zunge, von mittelmäßiger Begabung, aber edlem Bestreben, wurde am 18. Mai 1817 zu Trautenau in Böhmen geboren, besuchte seit dem Jahre 1832 zuerst die Universität zu Prag, dann die zu Wien, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Schon an der ersteren Hochschule warf er sich auf das dramatische Gebiet und verband, nach dem Beispiele französischer Dichter, seine Kraft mit den Kräften eines geistesverwandten Genossen; er verfaßte nämlich gemeinschaftlich mit dem ungleich älteren Wolfgang Adolf Gerle zwei Lustspiele, der „Naturmensch" und die „Vormundschaft". Trotz des ungewöhnlichen Weges, auf welchem es entstanden war, zeichnete sich das zweitgenannte Stück so vortheilhaft aus, daß ihm der von Cotta damals ausgesetzte Preis zuerkannt wurde. Nach Vollendung seiner akademischen Studien unternahm Horn längere Reisen durch deutsche Länder, durch Frankreich und Italien; von dem Jahre 1842 ab hielt er sich bald in Prag, bald in seiner Geburtsstadt auf, neben praktischer Thätigkeit seine poetischen Bestrebungen fortsetzend. Anfangs stand er auf Seiten der in jenen Tagen heftiger auftretenden Czechen, und für ihre Tendenzen schrieb er das mit vielem Beifall aufgenommene Trauerspiel „König Ottokar"; doch als die Stürme von 1848 hereinbrachen, trat er von dieser Parthei zurück und schloß sich der deutsch-böhmischen Bewegung an, indem er mit richtigem Blicke erkannte, daß die Czechen um so sicherer verloren sein müßten, je eifriger sie darauf hinarbeiteten, die deutsche Macht zu schwächen und die Gefahren des Zwiespalts zu steigern. Nur zu früh gingen die berechtigten Wünsche der Nation mit den unberechtigten Ansprüchen äußerster Partheien zu Schanden. Als der letzte Schimmer heilsamer Umgestaltung im Jahre 1850 zu erlöschen drohte, eilte Horn auf den norddeutschen Kriegsschauplatz und ließ sich als Gemeiner in die zweite schleswig-holsteinische Jägerabtheilung einreihen. Auch hier sollte der Sieg nicht erfochten werden, und unser Dichter kehrte, nachdem Oesterreichs Regierung den Dänen beigestanden hatte, nach Trautenau zurück, um die früheren litterarischen Beschäftigungen wieder aufzunehmen.

Fließende leichte Sprache treffen wir in seinen Dichtungen durchweg an, aber man kann nicht sagen, daß Eleganz darin vorherrscht, seis in Rücksicht auf Wahl der Stoffe und Gedanken, oder auf deren Ausdruck. Horn singt sein Liedchen in die Welt hinein, weder vor alltäglichen Ideen zurückscheuend, noch aus der Seltsamkeit romantischer Stoffe die Perle der Wahrheit fischend. Weniger die Frische fehlt ihm als die Tiefe: er schöpft fast immer nur von der Oberfläche, was man deutlich inne wird aus seiner kleinen epischen Dichtung, der

„Bauernkrieg", die unter seine vorzüglichsten Versuche gehört. Denn nicht zu gedenken mancher unangenehmen Breite, sehen wir uns darin vergebens nach einer Idee um, die uns sowohl ihrem Werthe nach befriedigte als befriedigend dargestellt wäre, das heißt, lichtvoll hervorträte in allmäliger epischer Entfaltung, während Schritt vor Schritt ein der Theilnahme würdiges Ereigniß vorgeführt würde. Bloße Rache durch Aufruhr und Blutvergießen, ein tragischer Ausgang ohne Zweck, daher auch ohne jedes Interesse, wie es der Dichter erregen soll. Ebenso kahl sind außer andern Liedern seine Balladen „Vom treuen König", „Marlinsky" und „Huß und Hieronymus".

Schriften. 1) Die Vormundschaft. Lustspiel in 2 Aufzügen von W. A. Gerle und Uffo Horn. (Enthalten in dem 2. Jahrgange der Theater-Revue von August Lewald. Stuttgart 1836. 2) Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in 1 Akt. Wien 1839. 3) König Ottokar. Trauerspiel in 5 Akten. Prag. 3. Aufl. 1850. 4. Aufl. 1859. 4) Böhmische Dörfer. Leipzig 1847. 2 Bände. 5) Gedichte. Ebend. 1847. 6) Von Idstädt bis zu Ende. Hamburg 1851. 7) Aus drei Jahrhunderten. Leipzig. 1851. 8) Bunte Kiesel. Erzählungen. Prag 1859.

Der Gang über den Ohio.

„Mein Kind, mein Kind! verkauft um Geld,
Vom Herzen mir gerissen;
Das Heiligste auf dieser Welt
Tritt fremder Geiz mit Füßen,
Umsonst, umsonst wär' alles Flehn,
An taubem Ohr vorübergehn
Wird, was ich ihm auch sage,
Der Mutter Weh und Klage.

Woher das Recht, aus meinem Arm
Das süße Kind zu stehlen?
Ein Herz so treu und liebewarm
Mit solcher Pein zu quälen?
Woher die Macht für diesen Mann,
Daß er mein Glück zertreten kann
Und trennen — o der Sünde! —
Die Mutter von dem Kinde?"

So jammert das Mulattenweib,
Und um des Sohnes Lende,
Um seinen weichen schlanken Leib
Schlingt brünstig sie die Hände.
Sie drückt ihn fest, sie küßt ihn heiß,
Trotz wird dem starren Wintereis,
Des Flockensturmes Wüthen
Die Glut der Liebe bieten.

„Ich laß' dich nicht, ich will ja gern
Zehnfachen Tod erleiden,
Als dich, du meinen Augenstern,
Mein süßes Kind zu meiden!
Wir fliehen jetzt in dunkler Nacht,
Das Aug' des Herrn am Himmel wacht,
In dessen ew'gen Reichen
Sich Herr und Sklave gleichen."

Jenseits des Stromes sind sie frei,
Er trennt zwei reiche Lande,
Den Süd vom Nord — die Sclaverei
Hört auf am andern Strande.
Am andern Strande ohne Maal,
So rein wie lichter Sonnenstrahl,
Erglänzt durch alle Fernen
Das Banner mit den Sternen.

Ohio! du der Ströme Preis,
In Winters Bann geschlagen,
Du wirst auf deinem blanken Eis
Die Zwei hinübertragen!
Die Flut so starr wie Marmelstein
Wird ihre Rettungsbrücke sein.
Eilt nun ihr Zwei — bei Zeiten,
Sie glücklich zu beschreiten!

Doch weh' es bricht des Winters Macht
Ein Tag voll Sonnenschimmer,
Des Eises Rinde springt und kracht
Und morgen geht's in Trümmer.
Um einen Tag kommt ihr zu spät,
Des Westes lauer Odem weht;
Der Nachts euch wärmt im Flüchten,
Wird euch am Tag vernichten.

Am Ufer steht sie schreckensmatt
Und sieht mit stieren Blicken,
Wie schon die Fluth begonnen hat
Die Rinde zu zerstücken.
Wie das unheimlich klingt und klirrt,
Wie jede Spalte breiter wird,
Und wie sich lösen wollen
Die rings geborst'nen Schollen!

Da kommt ein zweiter Schreckenslaut
An's bange Ohr geschossen,
Es ist als ob den Boden haut
Der Huf von flücht'gen Rossen;
Sie nahen schnell wie Wirbelwind,
Wie Falken, die im Stoße sind,
Jetzt siegen oder sterben:
Euch drohen zwei Verderben!

Vor ihr des Stromes off'ne Gruft
Und in dem Schall der Hufen
Im Rücken; deutlich durch die Luft
Klingt der Verfolger Rufen,
Da holt sie Athem tief und spricht:
„Bei Menschen hoff' ich Gnade nicht!"
Und springt mit ihrem Kinde
Auf die geborstne Rinde.

Von Stück zu Stück — das erste bricht,
Das zweite berstet wieder —
Auf's dritte — auch das trägt sie nicht,
Es schwankt und tauchet nieder; —
So fort und fort: die Kräfte spannt
Sie fieberhaft und unverwandt,
Das Kind im Arm, die Blicke
Zum Ufer hin: zum Glücke!

Doch weh'! der schöne Strom ist breit
Und wüstes Grau bedeckt ihn,
Noch ist der and're Strand so weit,
Kein menschlich Aug' entdeckt ihn.
Den Stern der Hoffnung sieht allein
Der Mutterblick im gold'nen Schein,
Er winkt, er strahlt im grauen
Nachtnebel dem Vertrauen.

Und ist der Weg auch noch so lang,
Der Himmel noch so trübe,
Ihr Kompaß ist des Herzens Drang
Und ihr Magnet die Liebe!
Was ist, das ihr unmöglich wär'?
Was allen Kräften viel zu schwer,
Was Helden nicht erzwingen,
Die Liebe wird's vollbringen! —

Sie hat's vollbracht! an's Ufer springt
Sie jetzt — sie ist geborgen, —
In wilder, tiefer Flut versinkt
Die letzte ihrer Sorgen:
„Gerettet, Gott! aus Schmach und Tod,
Gerettet frei aus aller Noth,
Ich und mein Kind, mein süßes,
Am Thor des Paradieses!"

Die Feinde stehn und staunen dort
Und trau'n nicht ihren Blicken:
Der Sprung vom hohen Uferbord —
Die Fahrt auf losen Stücken —
Das Brechen, Schwanken, Weiterfliehn,
Als wie ein Ammenmärchen schien
Es jeden anzuwehen,
Obwohl er's selbst gesehen.

Du aber Kind, zum zweiten Mal
Hat dir das holde Leben,
Hat dir des Lichtes goldnen Strahl,
Der Mutter Lieb' gegeben.
In dieser schweren Winternacht
Hat sie dich muthig freigemacht.
Drum zwiefach bist du auch dafür
Verpfändet für das Leben ihr!

Doch wirst du's nie erreichen,
Wettmachen nie was sie gethan:
Denn keine Lieb' auf Erden kann
Der Mutterliebe gleichen.

Der Flüchtling.

Wie gern Geliebte! möcht' ich sagen:
Ich bleibe dein, für immer dein,
Doch nicht für seine Liebe schlagen
Darf dieses arme Herz allein,
Und müßt' es auch vor Weh zerspringen,
Und untergehn im eig'nen Brand —
Wenn meines Volks Trompeten klingen,
Muß ich zurück in's Vaterland!

Dem schönen Land, das mich geboren,
Bin ich verlobt für alle Zeit,
Ihm hab' ich ew'ge Treu' geschworen,
Und Götter hüten diesen Eid —
Sein Ruf wird üb'rall zu mir dringen,
Einstürzend jede Scheidewand:
Wenn meines Volks Trompeten klingen,
Muß ich zurück in's Vaterland!

Würd' ich die Treu' der Heimath brechen,
Verloren wärst du dann mit mir —
Den Meineid würde blutig rächen
Die Freiheit, Arme! auch an dir!
Schnell wie der Blitz sind ihre Schwingen,
Allmächtig die metall'ne Hand;
Wenn meines Volks Trompeten klingen,
Muß ich zurück in's Vaterland!

Und lägst du gleich vor meinen Füßen,
Am Busen uns'rer Liebe Kind,
Ich stürmte dennoch losgerissen,
Hinaus, hinaus in Nacht und Wind!
Dahin wo meine Brüder ringen,
Der Leu sich hebt zum Widerstand;
Wenn meines Volks Trompeten klingen,
Muß ich zurück in's Vaterland!

Auf mich gezählt ist in dem Streite,
Die Hoffnung ist mein Paradies;
Sie nahm ich einzig mit in's Weite,
Als fliehend ich die Heimath ließ.
Wann wird die Frühlingsschwalbe singen:
„Kehrt wieder heim ihr, die gebannt!" —
O möchte bald dein Ruf erklingen
Zu Kampf und Sieg, mein Vaterland!

Kleine Lieder.

Kleine Lieder wachsen mächtig
Wie die Nachtviole sprießt,
Wie die Lotosblume prächtig
Nur dem Monde sich erschließt!
Wachsen nicht wie stolz die Palme,
Durch vergang'ner Jahre Macht,
Sie ersteh'n wie junge Halme
Aus der Erde über Nacht!

Vögel seid ihr, kleine Lieder,
Vor dem Fenster, auf dem Baum,
Lustig hüpfend auf und nieder
Graut der helle Morgen kaum!
Knospen seid ihr, kleine Lieder,
Die der junge Tag erschließt,
Und auf die der Abend wieder
Seines Thaues Kühle gießt!

Thränen seid ihr, kleine Lieder,
Die ein liebend Auge weint,
Weil der Glanz des Tages wieder
In des Glückes Dämmer scheint!



Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt,

ein ausgezeichneter Sprachforscher und Humanist, der Freund Schiller's und ein begabter Forscher im Reiche der Wissenschaft, der sich auch in der lyrischen Kunst versucht hat, wurde am 22. Juni 1767 zu Potsdam geboren, zwei Jahre früher als sein gleichberühmter und gleichverdienter Bruder Alexander, welcher am 14. September 1769 das Licht erblickte. Was die Familie anlangt, welcher die beiden Heroen entsproßten, war sie seit Jahrhunderten in Pommern angesessen und ihre Mitglieder pflegten als Soldaten oder Beamte ihrem Landesherrn zu dienen. Auch der Vater des Paars war Major und im siebenjährigen Kriege Adjutant des Herzogs von Braunschweig gewesen; nach dem Friedensschlusse vermählte er sich (1766) mit der Wittwe eines Baron von Holwede, seinen Aufenthalt theils zu Berlin nehmend, theils auf seinem drei Stunden von der Hauptstadt entfernten Schlosse Tegel. In den alterthümlichen Räumen des letztern wurden die beiden Söhne gemeinschaftlich erzogen; ihr erster Lehrer war der vortreffliche Jugendschriftsteller Joachim Heinrich Campe, ihr zweiter Christian Kunth, ein Mann von ebenso vorurtheilslosem als umsichtigem Charakter, welchem die Mutter, nach dem schon 1779 erfolgten Hingange des Vaters, das Geschäft der Erziehung in allen wesentlichen Stücken zur selbstständigen Regelung übergab. Wilhelm bewies schon damals Vorliebe für die alten Sprachen, während Alexander größere Neigung für das Studium der Natur verrieth. Nachdem die Gebrüder ihre weitere Vorbildung zu Berlin genossen hatten, wohin sie der Hülfsmittel wegen mit dem Jahre 1783 übergesiedelt waren, bezogen sie im Herbst 1787 die Universität Frankfurt a. d. O., der ältere, um Jurisprudenz, der jüngere, um Kameralwissenschaften zu studiren. Von dort wandten sie sich im Frühjahr 1789 nach der Hochschule Göttingen, an welcher der Philolog Heyne und der gefeierte Naturforscher Blumenbach wirkten;

mit beiden Gelehrten setzten die Jünglinge sich in den einflußreichsten Wechselverkehr, wie verschieden auch das Interesse sein mochte, das ihre persönliche Neigung zu leiten schien. Denn bereits durch Kunth war es ihnen klar geworden, daß sie, um dermaleinst Außergewöhnliches zu leisten, nicht einseitig auf ein Fach sich abschließen, sondern nach einer möglichst umfassenden Bildung streben mußten. Man darf wohl sagen, daß der eine Bruder gegenseitig den andern für dasjenige, was dem Einzelnen besonders am Herzen lag, zu gewinnen wußte, und daß sie auf diese Weise einander ergänzten, förderten und für erhabene Ziele begeisterten. Mit dem nächsten Frühjahre (1790) trennten sich zum ersten Male die Wege der Brüder äußerlich: Alexander trat an der Seite des Weltumseglers Georg Forster, der Heyne's Schwiegersohn war, seine erste wissenschaftliche Reise an, die ihn nach dem Rheine führte, während Wilhelm fortan denjenigen Sternen folgte, die der von ihm gewählten Laufbahn leuchteten. Aber wie sie seither in engster Gemeinschaft ihren jugendlichen Studien gelebt hatten, so blieben sie auch als innigverwandte Geister für die Fortdauer ihres Lebens in seltenster Liebe mit einander verbunden, bis der Tod sie trennte.

Nach seiner Vermählung, die im Jahre 1791 mit Karoline von Dacheröden stattfand, weilte Wilhelm von Humboldt zunächst eine Zeit lang auf den Gütern seiner Gattin in einer den Musen geweihten Einsamkeit; aber nicht länger als bis zum Anbruch des Jahres 1794 vermochte er sich der Anziehungskraft zu entwinden, welche die mit der seinigen so übereinstimmende Natur, Denkweise und Richtung des damals ruhmvoll hervorgetretenen Schiller auf ihn ausübte. Er eilte nach Jena, um diesem Dichter in persönlicher Freundschaft nahe zu rücken und mit ihm, wie er nachmals selber sich ausgedrückt hat, „seine ideenreichsten Tage zuzubringen". Denn eine nicht lange Unterbrechung abgerechnet, setzte er bis zum Jahre 1797 den täglichen Umgang mit Schiller fort, und am Schlusse dieses Zeitraums führte in ihren Bund ein günstiger Genius auch Alexander von Humboldt ein, der, für eine große Weltfahrt sich rüstend, zu verschiedenen Malen in Jena und Weimar vorsprach. Die Lehren von Kant und Fichte bildeten neben altklassischen und poetischen Beschäftigungen den Hauptstoff für wissenschaftliche Betrachtung. Goethe zugleich erhöhte den Reiz ihres Zusammenlebens, und daß die Anregung mancher anderer Talente hinzutrat, ließ sich von der glücklichen Sonne erwarten, die zu jener Zeit über dieser deutschen Provinz strahlte.

Nach solcher Vorbereitung, wie man den Jenaer Aufenthalt wohl nennen darf, begab sich Wilhelm von Humboldt, zur Erweiterung seines Weltblicks, von 1797 bis 1799 nach Paris, machte alsdann eine Reise durch Spanien und trat

mit dem Jahre 1801 in preußische Staatsdienste ein. Anfangs übertrug ihm der König Friedrich Wilhelm III. die Stelle eines Ministerresidenten, später (1806) eines bevollmächtigten Ministers in Rom. Da man aber daheim seiner Erfahrung bedurfte, wurde er im Jahre 1808 als geheimer Staatsrath in's Ministerium des Innern nach Berlin zurückberufen. Als solcher nahm er vorzüglichen Antheil an der Gründung einer Universität in dieser Stadt und an den Maßregeln für „Preußens Wiedergeburt"; ward dann hintereinander Minister des Cultus, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei verschiedenen Höfen und Congressen, als Napoleon endlich gestürzt war, und ließ sich im Jahre 1819 sogar zur Verwaltung des Ministeriums des Innern bereit finden. Allein da er so viel staatsmännischen Vorausblick besaß, um das politische System seines Collegen Fürsten Hardenberg verwerfen zu müssen, welches den Volkszuständen und Anforderungen der Zeit nicht Rechnung trug, zog er sich noch in dem nämlichen Jahre aus dem öffentlichen Leben in die Stille seines Landsitzes Tegel zurück, fernerhin ämsiger als je den Musen huldigend, die ihn selbst im Weltgeräusch nie verlassen hatten. Nur kurze Zeit betheiligte er sich nochmals an den Sitzungen des Staatsraths, als das Jahr 1830 in Europa neue Wirren und Warnungen brachte: seine Vorschläge für einen heilsamen Umschwung der öffentlichen Verhältnisse, damit späteren Unwettern vorgebeugt werde, fanden ebensowenig Anklang wie früher. Ueber das Fehlschlagen edler Wünsche, die der große Mann in seiner echtdeutsch gesinnten Brust hegte, half ihn jetzt sein Bruder Alexander trösten, der inzwischen von seinen Weltreisen zurückgekehrt war und seit dem letztgenannten Jahre seinen gewöhnlichen Wohnsitz zu Berlin aufgeschlagen hatte; in den Armen desselben verschied er zu Tegel am 8. April 1835.

Abgesehen von dem Nutzen seiner genialen allgemeinen Sprachforschungen, gründet sich Wilhelm von Humboldt's klassische Bedeutung für unsere Litteratur auf das große Verdienst, daß er das griechische Muster für unsere Kunstpoesie beobachtet wissen wollte, obgleich er diese Richtung nur durch die Uebersetzung des Aeschyleïschen Agamemnon mit Entschiedenheit vertreten hat. Dieser fleißige Versuch indessen, der ihn Jahre lang beschäftigte, wurde neben den Aristophanischen Nachbildungen des ausgezeichneten Humanisten F. A. Wolf für den Weg und den Fortschritt unserer Poesie maßgebend. Ihnen schloß sich als dritter im Bunde bald darauf Friedrich Thiersch durch seine Uebertragung des Pindar an. Diese drei Männer erhielten nämlich durch ihr Beispiel die hohe Aufgabe, deren sich Klopstock zuerst nachdrücklich unterzogen hatte, für spätere Meisterhände lebendig; was J. H. Voß und A. W. Schlegel allein schwerlich vermocht hätten, ward durch sie ausgerichtet. Platen erschien, um den Schlußstein der Kunst auf die seitherigen Bemühungen folgen zu lassen. Allerdings waren Humboldt, Wolf und Thiersch nicht eben weit über den Standpunkt von Voß hinausgegangen; aber sie waren vermöge ihres Wollens und Strebens gleichsam die eigentlichen

Träger des einzuhaltenden Kunstverfahrens, und es möchte zu bezweifeln sein, ob Platen, der auf ihre Schultern trat, ohne ihren leuchtenden Vorgang das von ihm so glücklich gelöste Räthsel deutscher Verskunst überhaupt in das Auge gefaßt hätte. Denn leicht konnte er auf minder wichtige Bahnen gerathen!

Die eigenen lyrischen Produkte Wilhelm von Humboldt's haben eine ungleich geringere Wichtigkeit; sie zeigen den gemüthstiefen und klaren Denker an, aber verdienen mehr um der Persönlichkeit ihres Verfassers willen Beachtung als von Seiten ihrer Originalität und rhythmisch-sprachlichen Vollendung. Sie sind, wie sein Bruder Alexander treffend sagt, „das Tagebuch, in dem ein edles, stillbewegtes Leben sich abspiegelt". Im Uebrigen hat Joseph Hillebrand ein Bild von Wilhelm von Humboldt entworfen, dessen Züge nicht schöner gefaßt sein könnten. Er sagt nämlich von ihm: „Nur wenige Jahre seinem gleichgesinnten und geistig gleichbegabten Bruder Alexander an Alter voraus, theilte er mit demselben, wenn auch nicht gleiche Lebensbahn, doch im Ganzen gleiche Lebensführung. Vergebens möchten wir uns wohl in der Geschichte nach einem zweiten Beispiele umsehen, wo ein so ausgezeichnetes Brüderpaar, in so inniger Liebe verbunden, mit demselben Hochsinne die schönen Geistesgaben, die Gunst des Standes sowie das Glück der Wohlhabenheit dem Höchsten, der Idee des Menschlichen und der Menschheit nämlich, mit demselben Ernste der Arbeit und demselben Erfolge gewidmet hätte, als dieses. Mit Recht hat man die Brüder wohl Dioskuren genannt, denn keine Andern haben so die Unsterblichkeit ihres Namens mit einander gemein als sie. Wilhelm von Humboldt's Leben bewegt sich in allen Phasen, die es durchlaufen, in dem Elemente ideal-geistiger Thätigkeit. „Der Maßstab der Dinge in mir", schreibt er 1803 von Rom aus an Schiller, „bleibt fest und unerschüttert. Das Höchste in der Welt bleiben und sind die Ideen. Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu sein." Im Interesse der Idee vertiefte er sich wie sein Freund Schiller in die Kant'sche Philosophie, welche, wie er schreibt, „seine Arbeiten über die Griechen erst einleiten soll." Sein Geist strebte überall aus dem Gebiete des Wirklichen in die höhere Region des Allgemeinen — er war Philosoph in seiner ganzen Weise, die Welt, Wissenschaft und das Leben aufzufassen. Die Macht der Idee begleitete ihn auf allen Wegen seiner Bildung. Sie führte ihn ins Alterthum, wie sie ihn nach Jena wies, zu dem Musensitze, wo um den Anfang der neunziger Jahre die idealen Interessen vornehmlich gepflegt wurden, in die Nähe der Männer, die wie Goethe, Schiller und Wolf in Halle als Hohepriester derselben walteten. Auf den einsamen Höhen des Montserrat bei Barcelona in Spanien wie unter dem klaren Himmel Roms und in den „himmlischen Gegenden" um den Albaner See überdenkt er mitten im Genusse alles Schönen die Stellung des Menschen in Natur und Geschichte, das Geschick der Menschheit und das Walten der Weltgeschichte. Aus dem Strudel der Pariser Welt wie aus der Mitte der antiken Denkmäler in Rom senden uns seine Briefe die Sehnsucht nach idealer Betrachtung der Dinge zu. In seinem Amte als Chef des Cultus und des öffentlichen Unterrichts bezielt er die freie Entwicklung des Geistes gegenüber den bloßen Bedürfnissen der Praxis; selbst in dem Wirrwarr der Geschäfte während des Wiener Congresses finden wir ihn mit ernsten, höheren Studien beschäftiget, und sein großes Werk über die „Kawi-Sprache", womit er sein litterarisches Wirken wie sein Leben gewissermaßen beschloß, es ist eine Art Epos von der Idee der Menschheit, welche er in der vergleichenden Anschauung und Kombination der Sprachen suchte. Der Glaube an den Fort-

schritt der Menschheit begleitete und erhob ihn in den weitschichtigen und schwierigen Untersuchungen, welche dieses Werk uns darlegt. Daß Humboldt auch in politischer Hinsicht diesen Fortschritt wollte, daß er für Deutschland die Volksvertretung anstrebte, daß er überhaupt das Princip der neuen Zeit in seine staatsmännische Verwaltung hinübernahm und daß er, als ihm der Wandel der Verhältnisse dessen Durchführung nicht gestattete, und die damalige Reaktion auf ihrem Höhepunkte stand (1819), von seinem hohen Posten abtrat, sind Erscheinungen seines Lebens, welche unsere vaterländische Geschichte stets mit Anerkennung nennen wird. Fast mehr als alle deutschen Staatsmänner von damals erkannte er die Zeichen der Zeit, mit patriotischer Gesinnung weise Einsicht in die Bedürfnisse, Grundlagen und Gewähre unserer nationalen Zukunft eng verbindend. Die Verhandlungen des Wiener Congresses, an denen er sich eifrig betheiligte, geben hiervon Zeugniß. Vergleichen wir so des seltenen Mannes Geist, Bildung und Lebenshaltung, so mögen wir ihn wohl gern mit August Böckh, dem ersten Kenner alterthümlicher Verhältnisse, einen „Staatsmann von Perikleïscher Hoheit des Sinnes" nennen. — Die Worte, welche er in dem Sonette „Letztes Eigenthum" spricht, lauten wie eine Erklärung zum Texte seines Lebens:

„Wenn um ihn schrumpft in Nichts die Welt zusammen,
Währt fort des Geistes unzerstörbar Flammen,
Und wenn er, wie auf Vesta's heil'gem Heerde,
Mit stiller Treue diese Flamme nähret,
Die sich im Wandel keines Seins verzehret,
Verläßt er, weisem Pilger gleich, die Erde."

Schriften. 1) Aesthetische Untersuchungen. Berlin 1799. 1. Theil. 2) **Rom.** Eine Elegie. Ebend. 1806. 2. Ausgabe 1826. 3) Aeschylos' Agamemnon. Metrisch übersetzt. Leipzig 1816. Neuer Abdruck Ebend. 1857. 4) Berichtigungen und Zusätze zu Adelung's Mithridates. Berlin 1817. 5) Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache. Ebend. 1821. 6) Ueber den Dualis. Ebend. 1824. 7) Ueber die Verwandtschaft der Ortsadversarien mit den Pronomen in einigen Sprachen. Ebend. 1830. 8) Briefwechsel zwischen Schiller und ihm. Stuttgart 1830. 9) Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Berlin 1836—1840. 3 Bände. 10) Ueber den Organismus des menschlichen Sprachbaus. Ebend. 1836. 11) Briefe an eine Freundin. Leipzig 1847. 2 Theile. Mehrfach neu aufgelegt. — Wohlfeile Ausgabe 1859. 12) Sonette. Berlin 1853.

Sämmtliche Werke. Berlin 1841—1852. 7 Bände. — G. Schlesier, Erinnerungen an W. von Humboldt. Stuttgart 1843—1846. 2 Bände. — W. von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. 4. Aufl. 1859. — Charakteristik W. von Humboldt's von Varnhagen von Ense. Vermischte Schrift. S. 118 u. f.

An die Sonne.

Als, vom erblindeten Seher der Heimkehr Pfade zu spähen,
Penelopeiens Gemahl schifft' an die Grenzen der Nacht,
Schaut' er, vom Rauschen umflattert des nichtigen Volkes der Schatten,
Auch Herakles Kraft, bogen- und köcherbewehrt;
Doch nicht selber, den Heros; den Uebergewaltigen träget
Nicht charontischer Kahn über den stygischen Sumpf.
Nur sein Schattengebild' irrt dort, schwarzdunkelnder Nacht gleich,
Spannt das Todesgeschoß, immer zu treffen bereit.
Aber er selbst weilt oben im götterumthronten Olympos,
Hebe, des Donnerers Zeus herrlicher Tochter, gesellt.
Aehnlich Laertes Erzeugtem, erschaun auch wir, die wir wohnen
Hier um den traurigen Nord, nimmer, o Sonne, dich selbst.

Nur dein Schatten durchwanket den wolkenumfloreten Himmel,
Scheint zu entsenden den Strahl, aber entsendet ihn nie.
Du, das geliebteste Kind des erzeugenden, ewigen Aethers,
Der er der eigenen Kraft leuchtendste Reinheit verlieh,
Wählst dir beglücktre Gefilde der menschenumwohneten Erde,
Wo dein siegender Strahl leuchtet in Fülle und Kraft;
Jenseits, dort wo den Stürmen des eisigen Nordens der Alpen
Mächtige Felswand setzt wehrend den trennenden Wall,
Um Albano's Gebirg', um die siebengehügelte, große
Stadt, um Ilissos Gestad', oder Taygetos Höhn,
Schreit'st du vom Morgen zum Abend, und tauchst, heiß löschend, die Glanzflut
In des unendlichen Meers funkenumsprüheten Saum,
Bis in der Kühle der Nacht dich der goldene Becher zurückträgt
Durch Okeanos' Strom, neu zu erfreuen die Welt.

Wiedererkennen.

Wenn man ein fernes Land im Sinne träget,
Das man mit Augen niemals hat erblicket,
Ist, wie in wachem Traum, man oft entzücket,
Und tausend Wunderdinge bei ihm leget.

Doch wenn der Sehnsucht, die sich mächtig reget,
Befriedigung dann endlich mühvoll glücket,
Fühlt man sich in kein Feenland entrücket,
Und bald, wie in der Heimath, sich beweget.

So ist es auch vielleicht mit jenem Lande,
Des dunklen Todesstroms jenseit'gem Strande,
Dem man sehnsüchtig oft entgegen ringet.

Wie Heimath es vielleicht uns einst durchdringet,
Daß, wenn wir von der Erde dort genesen,
Uns ist, als wären längst wir da gewesen.

Erfüllte Bestimmung.

Dem ziemt der Preis, daß wahrhaft er gelebet,
Der, hätt' er wenig auch in That erstrebet,
Als Lücke in der Menschheit wird empfunden,
Wenn er den Lebensfaden abgewunden.

Denn an der Menschheit reichem Teppich webet
Nur, wer aus innrer Kraft sich frei erhebet,
Und wer in ihren Blüthenkranz gebunden,
Was nur er konnt' in eigner Brust erfunden.

Der lebt dann fort im menschlichen Gemüthe.
Wie jeden Lenz der Erde sich entwindet
Auf seinem Grabe neu verjüngte Blüthe;

So, wenn in Dunkel auch sein Name schwindet,
Das Feuer, das ihn heilig einst durchglühte,
In später Zeit noch lichte Funken zündet.

Das Bleibende.

Von dem, was Dichter voll Begeist'rung sangen,
Was ist in freier Rede Fluß geschrieben,
Ist Weniges nur bis auf uns geblieben,
Unendliches ist unter längst gegangen.

Kann keine Dauer Geisteswerk erlangen,
Kann Geisteskraft auch nie in Nichts zerstieben;
Das Werk ist Blüthe nur, die sie getrieben;
Die welkt, ihr bleibt ihr strebendes Verlangen.

Wohin die Körperlose einst entschwebet,
Ist zwar in ew'gen Dunkels Nacht gehüllet.
Doch daß sie aufwärts nicht vergebens strebet,

Verbürgt die Glut, die hier schon in ihr lebet;
An neuem Stoffe sie die Sehnsucht stillet,
Und neuer Born ihr höh'ren Fühlens quillet.

Griechische Sprache.

Der Völker Sprachen grübelnd zu vergleichen,
Heißt tief in ihres Geistes Wesen dringen;
Denn wie die Welt zu fassen sie erreichen,
So sinnbegleitend ihre Töne klingen.

Das Leiseste muß finden schallend Zeichen,
Der Laut umsonst nicht mit dem Geiste ringen,
Und wie der Siegerwagen flücht'ge Speichen,
Muß sich der Rede Wechselfügung schwingen.

Nicht alle Völker dieses Ziel ereilen,
Nicht alle dieses Sieges Palme theilen,
Doch Einem war dies hohe Loos beschieden:

Dem Volk von der Pelasger altem Stamme
Entbrennete des Geistes heil'ge Flamme
Tonreich, wie keinem andern Volk hienieden.

Johann Georg Jacobi,

ein vorzüglicher Lyriker aus der ersten Epoche des Wiedererwachens unserer Litteratur, der ältere Bruder des berühmten Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, eines gleichfalls poetischbegabten Mannes, der sich auf dem Gebiete des Romans ausgezeichnet hat. Er wurde am 2. September 1740 zu Düsseldorf geboren, widmete sich seit 1758 theologischen Studien zu Göttingen und setzte diese, nachdem ihn die damaligen Kriegsereignisse für Jahresfrist nach Helmstedt gescheucht hatten, so lange fort, bis er nach überstandenem philosophischem Doktor=Examen im Jahre 1765 einen Ruf als Professor nach Halle erhielt. Letztere Stellung verdankte er dem um dieselbe Zeit dorthin berufenen Professor Klotz, den er zu Göttingen kennen gelernt, dem nachmaligen Gegner Lessing's; doch blieb er ohne Besoldung für die Vorlesungen, die ihm über die schönen Wissenschaften oblagen. Es mußte ihm daher erwünscht sein, im benachbarten Bade Lauchstädt 1766 mit Gleim von Halberstadt in die innigste Freundschaft zu kommen, wie sie nur immer aus gleicher Anschauung, gleichen Gefühlen und Neigungen erwachsen konnte; auch ruhte Gleim nicht, bis es ihm 1769 gelang, dem jungen Dichter, der schon 1764 „poetische Versuche" herausgegeben hatte, ein Kanonikat in Halberstadt zu verschaffen. Zunächst brachte Jacobi daselbst eine „Sammlung" seiner Werke zu Stande; um alsdann seine litterarische Thätigkeit zu erweitern, gründete er in seinem Geburtsorte Düsseldorf eine Quartalschrift, die „Iris", welche der sittlichen und ästhetischen Ausbildung des schönen Geschlechts gewidmet war und durch Beiträge von Gleim,

Goethe, Heinse und Andern unterstützt, in den Jahren 1774 bis 1776 erschien. Endlich lief er in den Hafen ein, wo es ihm bis an sein Lebensende wohlgefiel: er übernahm, dem Wunsche des Kaisers Joseph II. gemäß, im Jahre 1784 die Professur der schönen Wissenschaften an der Universität Freiburg im Breisgau. Die Herausgabe von Taschenbüchern war es vorzugsweise, durch die er sich auch ferner in Verbindung mit den berühmtesten deutschen Dichtern seines Zeitalters erhielt. Das eine dieser Taschenbücher, welchem er wie jener vierteljährigen Zeitung den Titel „Iris“ beigelegt hatte, setzte er von 1803 bis 1813 in elf Jahrgängen bis an seinen Tod fort, der am 4. Januar 1814 erfolgte.

Jacobi hat sich ein wirkliches Verdienst dadurch erworben, daß er eine kleine Anzahl von Liedern hervorbrachte, welche nicht von einem Scheingefühl ausgegangen waren, sondern auf Wahrheit der Empfindung beruhten und zugleich eine anmuthigere Form aufzeigten, als Hagedorn und Christian Ewald von Kleist, seine nächsten Vorgänger, ihren Produkten zu geben vermocht hatten. Er wirkte daher neben Hölty und Bürger für die Erneuerung der echten Lyrik, die zuerst durch Goethe ihre feste Grundlage zurückerhielt. Einem Klopstock gegenüber mußte er freilich unbedeutend erscheinen, sowohl dem allgemeinen Werthe der Stoffe als der Formen nach; deßhalb er nicht nur von diesem und den Verehrern desselben, sondern auch von andern urtheilsfähigen Zeitgenossen über die Achseln angesehen wurde. Denn die Mehrzahl seiner lyrischen Poesien, um von seinen dramatisirten Kleinigkeiten ganz zu schweigen, bestand allerdings in gehaltlosen, schwächlichen und gebrechlichen Spielereien. Giebt man aber zu, daß Jacobi durch mancherlei Gelungenes die leichte Gattung der lyrischen Poesie gefördert hat, so darf man doch diese Beweise seines Talents nicht so hoch veranschlagen, als es von Seiten früherer Kritiker, neuerdings von Karl Gödeke durch einen doppelten Lobspruch geschehen ist. Erstens nämlich sagt Gödeke, Jacobi habe „die Lyrik auf rein menschliche Empfindungen geführt, und in dieser Beziehung stehe er neben Goethe, dem man einige seiner Lieder untergeschoben, und der selbst ein Jacobi'sches kleines Gedicht für sein Eigenthum angesehen“. Ist dadurch der Goethe'sche Standpunkt bewiesen, welchen ihm Gödeke zuweist? Das Unterschieben ist nichtssagend, die angebliche Verwechslung von Goethe selbst nicht einmal ganz festgestellt. Denn Gödeke stützt sich lediglich darauf, daß Jacobi das Liedchen immer in seine Werke aufgenommen, Goethe es erst nach Jacobi's Tode unter seine Gedichte gestellt habe, während es von dem frühsten Nachdrucker der Goethe'schen Schriften, Himburg in Berlin, schon im Jahre 1779 als Goethe'sches Produkt nachgedruckt worden. Das kleine Lied ist hübsch und lautet:

Der Sommertag.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Lüfte so rein!
Wie laut, im hellen Sonnenstrahl,
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach! aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt —
Wo blieb die Erde weit und breit,
Mit aller ihrer Herrlichkeit?

Doch selbst in dem Falle, daß Jacobi der Eigenthümer ist, erhebt der Werth dieses einzelnen Produkts keineswegs die lyrische Gesammtleistung desselben auf die Goethe'sche Stufe. Ebenso wenig vermag man dem zweiten Lobspruche beizupflichten, wenn Gödeke hinzufügt: „Die späteren Dichtungen Jacobi's geben an Tiefe des Gefühls und Schönheit der höheren Form den besten Gedichten unserer berufensten Dichter nichts nach." Wenn Gödeke unter den „berufensten Dichtern" unsere größten Klassiker versteht, so möchte er den Beweis für diese Behauptung durch Beispiele zu führen kaum im Stande sein; Recht hat er indessen, wenn er die vielgerühmten Modelyriker unsers Jahrhunderts mit Jacobi vergleicht.

Schriften. 1) *Poetische Versuche.* Düsseldorf 1764. Mit neuem Titel. Frankfurt 1765. 2) Der Tempel der Wissenschaften. Düsseldorf 1764. 3) Leander und Seline. Mannheim 1765. 4) Romanzen aus dem Spanischen des Gongora. Halle 1767. 5) Briefe von Gleim und Jacobi. Herausgegeben von einem Ungenannten ohne Wissen der Verfasser. Berlin 1768. Neue Auflage 1778. 6) *Die Dichter.* Eine Oper. Halberstadt 1772. Briefe über diese Oper. Ebend. 1772. 7) *Phädon und Naide.* Singspiel. Leipzig 1788. 8) *Iris.* Zeitschrift für Frauenzimmer. Düsseldorf und Berlin 1774—1776. 8 Bände. — *Taschenbuch.* Königsberg und Basel 1795—1799. 4 Jahrgänge. — *Ueberflüssiges Taschenbuch.* Hamburg 1800—1802. — *Iris.* Taschenbuch. Zürich 1803—1813.

Sämmtliche Werke. Halberstadt 1770—1774. 3 Theile. Mehrmals abgedruckt. — Vermehrte Aufl. Zürich 1807—1822. 8 Bände. (Der 8. Band enthält die Biographie des Verfassers von J. A. von Ittner.) — Neueste Auflage. Ebend. 1825. 4 Bände. — *Auserlesene Lieder.* Herausgegeben von J. G. Schlosser. Basel 1784.

Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Die auf dem einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Dir birgt ein andrer neben dir,
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallte schon die Trauer.
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen.
Sie schlummern fort. Du aber schlägst
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben grenzen.
Doch ewig kannst du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen.
Es trocknet schon der Jugend Saft
In dir, Verwesung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

Wenn aber dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln;
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
In dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen:
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

Hochzeitlied.

Willst du frei und lustig gehn
Durch dieß Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unter'm Himmel;
Jedes hüpft und singt und heckt
Ohne Gram und Sorgen,
Schläft, vom grünen Zweig bedeckt,
Sicher bis am Morgen.

Jedes nimmt ohn' Argelist,
Was ihm Gott beschieden,
Und mit seinem Fräulein ist
Männlein wohl zufrieden;
Keines sammelt kümmerlich
Vorrath in die Scheunen;
Dennoch nährt und labt es sich
Mit den lieben Kleinen.

Keines bebt im Sonnenstrahl
Vor den fernen Stürmen;
Kommt ein Sturm, so wird's im Thal
Baum und Fels beschirmen.
Täglich bringt es seinen Dank
Gott für jede Gabe,
Flattert einstens mit Gesang
Leicht und still zum Grabe.

Willst du frei und lustig gehn
Durch dieß Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unter'm Himmel.
Wie die Vöglein, haben wir
Unsern Vater droben;
Laß ein treues Weib mit dir
Lieben und ihn loben!

Trauer der Liebe.

Wo die Taub' in stillen Buchen
Ihren Tauber sich erwählt,
Wo die Nachtigallen suchen,
Und die Rebe sich vermählt;
Wo die Bäche sich vereinen,
Ging ich oft mit leichtem Scherz,
Ging ich oft mit bangem Weinen;
Suchte mir ein liebend Herz.

O, da gab die finstre Laube
Leisen Trost im Abendschein;
O, da kam ein süßer Glaube
Mit dem Morgenglanz im Hain;
Da vernahm ich's in den Winden;
Ihr Geflüster lehrte mich:
Daß ich suchen sollt' und finden,
Finden, holde Liebe! dich.

Aber ach! wo blieb auf Erden,
Holde Liebe, deine Spur?
Lieben, um geliebt zu werden,
Ist das Loos der Engel nur.
Statt der Wonne fand ich Schmerzen,
Hing an dem, was mich verließ;
Frieden giebt dem treuen Herzen
Nur ein künftig Paradies.

Jean Paul,

siehe

Johann Paul Friedrich Richter.

Karl Leberecht Immermann,

ein Lyriker, Dramatiker und Novellist, welcher ein vorzügliches Talent nur in einem seiner letzten Produkte, dem Roman „Münchhausen", offenbart hat, sonst in keinem seiner zahlreichen Werke über die Mittelmäßigkeit hinaus bis zur klassischen Vollendung vorgedrungen ist. Er wurde am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren, bezog die Universität Halle und wählte zu seinem Brodstudium die Rechtswissenschaft, während die Poesie ihm als Hauptaufgabe des Lebens galt. Ein heftiges Zerwürfniß mit der „Burschenschaft", einer Studentenverbindung, die in jenen Tagen große Pläne gefaßt hatte, verbitterte nicht allein seine Universitätsjahre, sondern wirkte auch auf die Stimmung seines ganzen Lebens, bei Eigensinn des Charakters, Reizbarkeit und Ehrgeiz, nachtheilig ein. Als er die akademische Laufbahn zurückgelegt, trat er in preußischen Staatsdienst; zuerst erhielt er die Stelle eines Divisions-Auditeurs und Unterleutnants bei der zu Münster garnisonirenden Militärabtheilung, wurde aber schon 1824 zum Regierungsrath in Magdeburg befördert. Bereits zwei Jahre zuvor hatte er mit lyrischen und dramatischen Gedichten bei dem Publikum sich eingeführt, nicht lange darauf eine nähere Bekanntschaft mit Heinrich Heine angeknüpft, die leider für seine poetische Laufbahn verderblich und verhängnißvoll ausschlug. Denn er wurde durch dessen Einfluß auf schiefe Kunstwege gerissen, wohin sein unreifer Geschmack ohnehin neigte, und zu jenen gehässigen Anfeindungen Platen's verlockt, eines Dichters, welcher sich nie um die beiden Verbündeten gekümmert hatte. In eitler Selbsttäuschung befangen, glaubten sie mit ihm spielen zu können, aber Platen war dem Angreiferpaar an Talent weit überlegen: der „romantische Oedipus" brachte (1829) über sie ein rasches Gericht. Während Heine indessen, leichtfertig wie er war, die furchtbaren Schläge kaltblütig hinnahm, welche ihm die vor dem Publikum aufgesteckte Maske des Genies ein für alle Mal durchlöcherten, und vermittelst schamloser Verleumdungen sich den Rücken zu decken suchte, erfuhr Immermann seinerseits die härteste Strafe und strengte sich vergebens an, die Folgen seiner unverantwortlichen Uebereilung aus dem Andenken der Menschen auszulöschen. Seine erneuten Satiren gegen Platen verhallten machtlos im Publikum, wie eifrig auch das zeitgenossische Cliquenwesen, das sich ganz auf seine Seite geschlagen hatte, für ihn arbeitete. Zu seinem Lobe aber muß gesagt werden, daß Immermann endlich alle seine Kräfte zusammenraffte, um durch gute Werke die selbstverschuldete Niederlage thunlichst auszuwetzen. Schade nur, daß es fast zu spät

für ihn war, neue Bahnen zu gehen; er blieb immer und immer wieder an eingerosteten Vorurtheilen hängen.

Ehe noch das Platen'sche Rachegewitter über ihn heraufzog, war er aus seiner Geburtsstadt nach Düsseldorf versetzt und im Jahre 1827 daselbst mit dem Amt eines Landgerichtsrathes betraut worden. Das dramatische Gebiet pflegte er in dieser Epoche vorzugsweise. Mit richtigem Blick ermessend, daß ein Bühnendichter ohne Bühne dem Fische ohne Wasser gleiche, übernahm er die Verwaltung des Düsseldorfer Stadttheaters, zugleich in der löblichen Absicht, durch sein Beispiel auf den gesunkenen Zustand des gesammten deutschen Bühnenwesens anregend einzuwirken. Allein das damalige Publikum erfüllte die Hoffnungen nicht, die er für ein gedeihliches Streben auf die Unterstützung desselben gesetzt hatte. Nach einer zweijährigen, mit Verlusten verbundenen Aufopferung trat er wieder in seine amtliche Stellung zurück. In der letzten Epoche seines Lebens bevorzugte Immermann das Fach der prosaischen Erzählung, und hier war er so glücklich, nach mancherlei Versuchen im „Münchhausen" eine Leistung hervorzubringen, die in ihren Haupttheilen seinen Dichterberuf, der bisher zweifelhaft scheinen mußte, außer allen Zweifel gestellt hat. Eben war er mit der Niederschrift seiner „Memorabilien" beschäftigt, als ein plötzlicher Tod am 25. August 1840 seinen Lebensfaden frühzeitig abschnitt und die Hoffnung auf weitere Fortschritte seines Talents zu nichte machte. Eine mit Kühnheit begonnene Dichtung, welche die Sage von „Tristan und Isolde" in gereimten Strophen darstellte, blieb ein umfangreiches Fragment. Im Jahre 1838 hatte die philosophische Fakultät der Universität Jena seine Verdienste dadurch gewürdigt, daß sie ihn zum Doctor der Philosophie ernannte.

Immermann ist einer der unglücklichen Köpfe, die ihre dichterische Laufbahn verfehlt haben; und er gerade verfehlte die seine hauptsächlich, wie es scheint, durch eigene Schuld. Denn was ihn gehindert hat, ein bedeutendes Ziel zu erreichen, war nicht sowohl Mangel an Talent als ein gewisser persönlicher Hochmuth, der sein Talent abschwächte. In der Meinung, bereits zu sein, was er erst werden mußte, versäumte er auf seinem Bildungsgange den Weg der Gründlichkeit, welcher allein zur Kunsthöhe führt; während er nämlich einen äußerst schwachen Gehalt darbot und in der Form stümperte, hielt er sich für einen Schöpfer neuer Welten und für einen Meister der Form, in der Anlage des Ganzen sowohl als in der sprachlichen Ausführung. Schon aus diesem Grunde ergiebt sich, daß Platen, den er verachten zu dürfen glaubte, ein ungleich größeres Talent besaß, weil dieser Dichter mit seinem hohen Talente zugleich ein ebenso hohes Streben verband, Bescheidenheit in der Tiefe seiner Seele und Wahrheit gegen sich selbst wie gegen Andere beobachtete. Immermann dagegen heuchelte, baute auf das Cliquenwesen und bediente sich der Lüge, wie sein Freund Heine, der Lüge gegen sich selbst und gegen das Publikum, um das letztere absichtlich oder unabsichtlich zu täuschen. Dazu mischte sich ein krankhafter Ehrgeiz, der unbefriedigt blieb und unbefriedigt

bleiben mußte, weil die von ihm geschaffenen Werke nicht so ausfielen, daß sie das Publikum zu einer Anerkennung bestimmen konnten, wie sie der Autor zuversichtlich träumte. Als diese Träume aber sich nicht erfüllten, ward er mißmuthig, hochfahrend und höhnisch. Daher griff er denn auch aus Scheelsucht den ruhmvoll hervorgetretenen Platen, mit ihm zugleich den edeln Friedrich Rückert, durch etliche sogenannte Xenien an, die von Heine im zweiten Bande seiner burlesken „Reisebilder" 1826 ohne alle Veranlassung aufgenommen und mitgetheilt wurden. Anstatt das Verständniß der Platen'schen und Rückert'schen Lyrik aufzusuchen und vor ihrem Geist den seinigen zu beugen, verfiel Immermann auf jene arroganten Witzeleien, die schon deshalb geistlos und frech waren, weil sie die Wahrheit verletzten, das echte Verdienst und die für ihn unerreichbare Meisterschaft des fränkischen Dichterpaares muthwillig begeiferten. Einen Fehlgriff einzugestehen, bringt niemals Unehre; auch strebte Immermann wirklich eine Aussöhnung mit Platen durch den wackern Freiherrn Friedrich von Rumohr an, als dieser sich in den dreißiger Jahren zu Dresden aufhielt, wo der zu Düsseldorf residirende Dramatiker dem alten Gönner Tieck seine Aufwartung machte. Aber Rumohr erklärte ihm, daß Platen, soweit er ihn kenne, einen an ihn gerichteten Brief Immermann's — unbeantwortet lassen werde. Es steht dahin, ob Rumohr ganz im Geiste Platen's gehandelt hat*). Vielleicht würden wir geradezu bedauern müssen, daß Platen über den Angreifer mit schonungsloser Waffe hingefahren ist, wenn die stille Reue, von welcher Immermann bis an sein Lebensende ohne Zweifel gepeinigt wurde, ganz aufrichtig gewesen wäre. So aber wagte er selbst noch in seinem „Münchhausen" nebenbei von angeblichen „Thorheiten und Mißgriffen" Platen's zu fabeln, obwohl er gleichzeitig zugestand, daß derselbe „in die Walhalla des Königs Ludwig von Bayern aufgenommen zu werden verdiene." Er war also immer noch nicht von dem eigenen Unrecht gegen Platen und von der Gerechtigkeit der unbestechlichen Nachwelt vollständig überzeugt.

Doch genug von diesem Zwischenereigniß, welches in Bezug auf Platen's kühne That denkwürdig bleiben wird und der künstlerischen Entwickelung des deutschen Dramas für alle Zukunft unsäglich genutzt hat. Fragen wir jetzt, was Immermann durch seine Produktivität auf poetischem Felde geleistet haben möge, so schicke ich zur Uebersicht das allgemeine Urtheil von Karl Gödeke voraus. Treffend sagt er nämlich: „Immermann's litterarische Wirksamkeit hatte keinen festen Mittelpunkt und schwankte zwischen Schulen und Gattungen unentschieden umher. Goethe, die Romantiker und ihre Quellen, vorzüglich Shakespeare, gaben seinem dichterischen Charakter Färbung, aber keine Haltung." Außerdem legt Gödeke ihm „vornehme Kälte und unsichre Bewältigung des nie recht in Fluß gebrachten Stoffes" bei. Von seinen lyrischen wie von seinen dramatischen Erzeugnissen gilt dieses Urtheil durchweg: weder die einen noch die andern sind von klassischer Reife und Durchbildung. Denn wie seine Lyrik deswegen Mittelgut ist, weil sie nichts Großartiges in ihrem Gedankenkreise, nichts Ansprechendes und Liebliches in ihrem Ausdrucke hat, und von einem Verdienst um die Formen vollends keine Spur aufzeigt: so sind auch alle seine Dramen nichts als schwächliche architektonische Risse geblieben, Versuche, welche im Technischen kaum für die Bühnen-

*) Interessant ist es, daß Immermann die Hamburger Ausgabe seiner Tragödie „Kaiser Friedrich der Zweite" vom Jahre 1828 mit dem Motto Platen's geschmückt hat: „So viel Arbeit um ein Leichentuch?"

wirkung genügten, weder in ihren Stoffen vermittelst einer tüchtigen Verarbeitung, noch in ihrer Sprache vermittelst eines klaren, gefälligen und charakteristischen Styles die Nation anziehen konnten. In der Lyrik Frost, Prosa und Ungeschick, im Drama Halbheit, Unbedeutendheit und Mangel an Harmonie nach allen Seiten hin. Wie hätten daher seine Lieder dem Volke Beifall abgewinnen, seine Dramen Epoche machen können? Einen fast komischen Eindruck erregt der Anlauf, welchen Immermann nach dem Erscheinen des „romantischen Oedipus" in seiner dramatischen Versform genommen hat, indem er einen Versuch wagte, die von Platen zum ersten Mal mit Meisterhaftigkeit gehandhabten antiken Weisen zu gebrauchen, gleichsam als wolle er zeigen, daß ihm dergleichen Kunst ebenfalls zu Gebote stehe, vielleicht noch besser. Allein dieses Probestück ist ihm vollkommen fehlgeschlagen. Man darf nur einen Blick auf seinen Epilog „Eudoxia" werfen, um alsbald zu erkennen, daß er weit entfernt, dem angefeindeten Meister ebenbürtig zu sein, aus Mangel an Sprachbeherrschung die antike Form auf eine sehr häßliche Weise mißgeboren und den im Oedipus empfangenen Titel eines „schwulsteinpöklerischen Musensohnes" mehr als je gerechtfertigt hat. Denn Unklarheit, Pomp und Schwulst neben unrhythmischer Messung ist es, was in den Scenen des genannten Stücks unerträglich vorherrscht, obgleich es nicht an talentvollen Wendungen fehlt.

Vielleicht mochte Immermann endlich selbst inne werden, daß er im deutschen Dramenstyl sich vergebens abmühe und abängstige. Daher warf er sich jetzt mit aller Macht auf die Prosa; und seinen Roman „die Epigonen" darf man als einen Fortschritt gegen seine früheren Versuche auf erzählendem Gebiete betrachten, obwohl er auch in diesem Produkte den Stoff nicht so in Fluß brachte, daß man im Stande gewesen wäre, ohne Langweile über den zweiten Theil desselben hinauszuschiffen. Erst im „Münchhausen" erhob er sich zur klassischen Meisterschaft, ein Talent entfaltend, wie es in ungebundener Darstellung kaum größer vor unsere Nation getreten ist. Bei seinem Erscheinen hofften die ihn dießmal mit Recht preisenden Kritiker, dieser Roman werde ein „Volksbuch" werden, wie die Deutschen kein zweites aufzuweisen hätten. In der That würde auch meines Dafürhaltens diese günstige Prophezeiung in Erfüllung gegangen sein, wenn das Werk freigewesen wäre von etlichen Gebrechen. Erstens mußte der Verfasser mehrere Abschnitte oder Episoden, die das fünfte Rad am Wagen sind, wie die lahme Satire gegen Justinus Kerner, die unglückliche Ziegen-Parnaß-Geschichte und ähnliche Auswüchse tilgen und dafür gediegenere Kapitel einsetzen: das Mißlungene ausscheidend und das Gelungene durch eine Fülle neuer Vorstellungen, Erfindungen und Scherze bereichernd. Wie wäre dieß jedoch möglich gewesen, da Immermann aus Unruhe des Ehrgeizes den Erfolg nicht abwarten mochte, sondern die Schilderung, ehe das Ganze noch vollendet war, bandweise herauswarf? Zweitens mußte er von allerlei oberflächlichen Seitenhieben auf eine erbärmliche Tageslitteratur ganz absehen; drittens auf die politischen Zustände seines Zeitalters eine entschiedenere Rücksicht nehmen, so langweilig auch gerade die Weltepoche war, worin die geistvolle Dichtung entstand. Sein früher Tod verhinderte überdieß den Gebrauch einer strengeren Feile, wenn der Verfasser überhaupt seinem Werke eine solche Herablassung geschenkt hätte.

In der gereimten Erzählung „Tristan und Isolde" ist der Dichter wiederum einen Schritt zurückgegangen, anstatt die von jenem Roman datirenden Erwartungen zu rechtfertigen. Vers und Strophe vermochte einmal Immermann nicht ganz zu bewältigen,

auch sank er bei diesem Stoffe in seine alten romantischen Nebelflüge zurück; doch läßt sich über diesen letzten Versuch nicht entschieden urtheilen, da er unvollendet geblieben, auch in der äußerlichen Form nicht recht durchgearbeitet ist, wie selbst die Begrenzung der Satzgefüge und die Abtheilung der Strophen hin und wieder verräth.

Schriften. 1) Die Prinzen von Syracus, romantisches Lustspiel. Hamm 1821. 2) Trauerspiele. Ebend. 1822. 3) Die Papierfenster eines Eremiten. Ebend. 1822. 4) Gedichte. Ebend. 1822. 5) Gedichte. Neue Folge. Stuttgart 1830. 6) Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey. Münster 1823. 7) König Periander und sein Haus. Trauerspiel. Bonn 1823. 8) Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre. Münster 1823. 9) Das Auge der Liebe. Lustspiel. Hamm 1824. 10) Cardenio und Zelinde. Trauerspiel. Berlin 1826. 11) Ueber den rasenden Ajax. Eine ästhetische Abhandlung. Magdeburg 1826. 12) Das Trauerspiel in Tyrol. Dramatisches Gedicht. Hamburg 1827. 13) Die Verkleidungen. Lustspiel in 3 Aufzügen. Ebend. 1828. 14) Kaiser Friedrich II. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Ebend. 1828. 15) Die Schule der Frommen. Lustspiel. Stuttgart 1829. 16) Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier. (Lyrische Ausfälle gegen Platen enthaltend.) Hamburg 1829. 17) Miscellen. Stuttgart 1830. 18) Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in drei Gesängen. (Keineswegs auch gegen Platen gerichtet.) Hamburg 1830. 19) Alexis. Eine Trilogie. Düsseldorf 1832. 20) Merlin. Eine Mythe. Ebend. 1832. 21) Reisejournal. Ebend. 1833. 22) Die Epigonen. Ebend. 1836. 3 Bände. 23) Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. Ebend. 1838—1839. 4 Theile. 24) Memorabilien. Hamburg 1840—1843. 3 Theile. 25) Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen. Düsseldorf 1841. 26) A. Schrödter's Bild von der Flasche. Humoristisch zu deuten gesucht von C. Immermann und W. Cornelius. Straßburg und Berlin 1840.

Schriften: Düsseldorf 1835—1843. 14 Bände. (Darunter enthält der 12. Band in 3 Theilen die Memorabilien.) — Ferd. Freiligrath, Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Mit Immermann's Bildniß in Stahlstich nach einer Zeichnung von C. F. Lessing. Stuttgart 1842. — Taschenbuch dramatischer Originalien von Franck. 3. Jahrgang. Leipzig 1839. Enthält: Die Opfer des Schweigens. Trauerspiel von Karl Immermann.

Aus dem Trauerspiel „Kaiser Friedrich der Zweite".

(Schluß des vierten Aufzugs.)

Siebenter Auftritt.

Der Kaiser (tritt aus dem Zelte). Ihm folgt: Marinus von Ebulo. Vorige (Manfred und Roxelane).

Kaiser (tritt vor und erblickt Manfred).

Halt rein von Mord, Allmächt'ger, meine Hand!

Manfred.

Vergieb mir, Vater —

Roxelane.

Herr, verzeih dem Sohn,
Dem Reuigen, dem schwer vom Gram Gedrückten!

Kaiser.

Du flehst für ihn? Weißt Du, was er gethan?
Den Bruder hat er an den Feind verrathen.

Manfred.

Das ist nicht wahr!

Marinus.

Ja wohl ist's wahr; Gott besser's.

Roxelane (zu Manfred).

O Lügner, schwarz wie Nacht! Verworfner Lügner!

(Zum Kaiser.)

Du bist der Kaiser! Herr, thu' Deine Pflicht!

Kaiser zu Marinus).

Bring' mir die Ritter, die der Mensch geführt,
Laß durch den Henkersknecht sein Wappen brechen!

(Marinus ab.)

Manfred.

O Himmel!

Kaiser.

Bastard, dessen Mutter log,
Er sei mein Sohn —

Manfred.

Hör' mich, mein Vater, hör' mich!

Kaiser.

Sei Du verflucht vom Haupt bis zu den Sohlen!

(Manfred sinkt sprachlos in die Knie.)

Sei Du verflucht vom Morgen bis zum Abend!
Dein Tagwerk sei verflucht! Den Schlummer störe
Mit wilden Larven gräßlich Dir der Fluch!
Elend soll sein Dein Leben und Dein Tod!
Du sollst Dein Antlitz bergen vor den Menschen;
Du sollst kein Haus, Du sollst kein Obdach haben,
Sollst irren gleich dem ersten Mörder Cain,
Und keines Namens Dich auf Erden rühmen.

Roxelane.

Und wisse auch, daß Du betrogen bist
Um Deines Frevels Lohn. Denn Du verriethst
Den Bruder um die Schwester!

Manfred.

O Uebermaaß des Elends! Schwester Du?—

Achter Auftritt.

Boso von Doaro. Vorige.

Boso (zum Kaiser).

Dein Sohn, o Herr, der König, ist gefangen!

Kaiser.

So laß uns gehn, den König zu befrein.

(Er geht mit Boso ab.)

Roxelane.

„So laß uns gehn, den König zu befrein."
Das sei mein Wahlspruch auch.

(Sie will gehn.)

Manfred

(richtet sich aus seiner Betäubung empor, und tritt ihr in den Weg).

Verweile, Schwester!
Weshalb verwünscht der Vater mich? Weshalb
Läßt er auf's Haupt mir die Verdammniß regnen?
Hier waltet ein entsetzlich Mißverständniß.
Ich bin entehrt, geschändet und verflucht!
Warum denn bin ich es? Laß Du mich nicht
In dieser Nacht allein! Bist Du die Schwester,
So denke, daß Du einen Bruder hast!

Roxelane.

Ja wohl, das denk' ich auch, und will's beweisen.
In seinen Kerker flieg' ich, den du ihm,
Ein Grab im Leben, aufgethan. Ich rett' ihn,
Wenn Rettung möglich ist. Siehst Du, ich denke
Des Bruders wohl; Dich aber kenn' ich nicht.

Manfred.

Das ist Dein Abschiedswort?

Roxelane.

Verzweifle, Manfred!

(Beide gehn zu verschiedenen Seiten ab.)

Neunter Auftritt.

Ebne. Schlachtfeld. Ein Getümmel. Dann treten auf: Zwei Ritter.

Erster Ritter.

Dreimal schlug schon der Kaiser bis zur Brücke
Den Feind zurück, und dreimal drang die Fluth
Der übermächt'gen Welfen wogend vor.
Wir sind zu schwach. Ein Tropfen in dem Meer.

Zweiter Ritter.

Habt guten Muth. Der Kaiser ist ein Heer.
Kommt hin zu ihm! Wer heute übrig bleibt,
Der hat von ihm gelernt, was Fechten heißt.

(Sie gehn ab.)

Zehnter Auftritt.

Flüchtige Ritter und Reisige (von der einen Seite auftretend. In der Ferne hört man einen Tusch von kriegerischen Instrumenten und das Geschrei: Hoch die Welfen!) Gleich darauf: Der Kaiser (von der andern Seite auftretend). Später: Marinus von Ebulo. Zuletzt: Der Kardinal.

Die Fliehenden.

Die Welfen nahn! Flieht! Flieht!

Der Kaiser (tritt auf).

Ihr sucht den Kaiser?
Nicht wahr: Ihr sucht den Kaiser? Denn was hättet
Ihr außer Eurem Kaiser hier zu suchen?
Hier ist er, den Ihr sucht. Bei meiner Krone,
So lang' ich athme, sollt Ihr kämpfen. Steht!

Marinus (tritt auf).

Befiehl den Rückzug, Herr, die Uebermacht
Des Volkes ist zu groß.

Kaiser.

Mein Muth ist größer!
Zehntausend Schwerter glühn in diesem Arm,
Den Rückzug ich befehlen? Und mein Kind,
Mein liebes Kind seufzt dort in ihren Krallen!
Die Löwin scheut den Troß der Meute nicht,
Und uns beschämte ein vernunftlos Raubthier?
Voran zur Schlacht! Den macht dies Schwert zur Leiche,
Der nicht, bis daß er fällt als Leiche, steht!

(Indem sie abgehn wollen, tritt der Kardinal mit Truppen von der andern Seite auf.)

Kardinal (zum Kaiser).

Traum Deines frühern Glücks! Scheinkaiser! Herr
Im Land der Einbildung! Entthronte Majestät!
Weshalb greifst Du mit lächerlichem Starrsinn
Nach unsres Sieges sternenhohem Kranz?
Du sagst, Du seist den Wolken nah gezeugt:
Zeuch in die Wolken hin zu Jupitern;
Das Reich der Luft will ich Dir nicht mißgönnen.
Laß uns die Erde nur, Du Sohn der Luft!

Kaiser.

Es ist der Bauern Art, im Glücke prahlen,
Und nicht verläugnest Du den niedern Ursprung.
Ich bin ein größrer Herrscher jetzt, als je,
Denn ich beherrsche lauter treue Herzen.
Nur der ist König, dem der Diener dient,
Scheinkaiser war ich aller derer, die
Ich jetzt bei Dir mir gegenüber sehe.
Glaubst Du, Du siegst, wenn Du mich heut erdrückst?
Betrogener Betrüger, der Du bist!
Der kaiserliche Aar stöhnt flügelwund,
Und dreht ein sterbend Schmerzensaug' zum Himmel;
Ein Cherub sieht's, und schleift sein rächend Schwert.
Und nun kein Wort mehr! Nur mein Flamberg soll
Zu Dir, Du falscher Priester, ferner sprechen!

Kardinal.

Antwort bekommst Du, Ketzer, glaube mir's!

Kaiser (zu seinen Truppen).

Helft mir den Sohn erobern! Drauf und dran!

(Gefecht. Die Parthei des Kardinals wird zurückgedrängt. Der Kaiser und der Kardinal gehn, miteinander fechtend, ab.)

Eilfter Auftritt.

Ein andrer Theil des Schlachtfeldes. Ein Ritter. Prinz Manfred (begegnen sich).

Ritter.

Flieht, Prinz!

Manfred.

Weshalb? Der Fluch folgt überall.

Ritter.

Verloren ist die Schlacht.

Manfred.

Mir, Freund? Du irrst,
Mir geht nichts mehr verloren.

Ritter.

Euer Vater,
Von eines tück'schen Pfeiles Schuß getroffen,
Liegt, schwer verwundet, blutend im Gebüsch.

Manfred.

Das ist was Andres. Reich mir Deinen Helm,
Den eisernen, nimm meinen goldgetriebenen.
Reich mir Dein Kleid von Linnen, und empfang'
Dafür des Kaisersohnes Purpurmantel.

(Sie wechseln Mantel und Helm.)

So werd' ich unscheinbar und namenlos,
Wie mir zu sein der Vater hat befohlen.
Denn ich gebiete Dir bei meinem Zorn,
Verrathe nicht, daß in dem schlechten Linnen
Sich birgt der Erbe Friederichs des Zweiten.
In Allem will ich pünktlich mich verhalten
Nach seinem Spruch, nach der Geliebten Wort.
Ich schließe das Visier. In Nacht begrab' ich
Das Haupt, von dem der Tag der Ehre wich.

(Er schließt das Visier.)

Und da Verzweiflung mir im Herzen wohnt
So bin ich gänzlich nun, wie ich gesollt.
Sind nach Apulien die Wege offen?

Ritter.

Sie sind es noch. Marinus deckt die Straße.

Manfred.

Zeig' mir den Busch, worin der Kaiser stöhnt.
Dann gehe nach Apulien, und sprich
In Firenzuola vor beim Erzbischof.
Ihm will ich den unmilden Vater bringen,
Das hat er mir zum Glücke nicht verboten,
Zu schützen seines Lebens letzten Tag,
Mit meinem Blut, vor Feindes Hohn und Schmach!

(Mit dem Ritter ab.)

Zwölfter Auftritt.

Ein Triumphmarsch. Kardinal Octavian Ubaldini (tritt auf mit) Truppen. Enzius (gefangen). Ugone. Später: Visconti.

Kardinal.

So reift die Frucht der frevelnden Empörung
Wider das Heilige und seine Macht.

(Zu Enzius.)

Ihr sollt das Bittre auf das Süße kosten.
Ich will der Arzt sein Eurer Eitelkeit.
Nehmt Abschied von der Welt und ihrer Lust!
Hinfort begräbt der Kerker Euren Hochmuth.

Enzius.

Vergißt Du, daß ein König vor Dir steht?

Kardinal.

Du willst mich wohl mit Deiner Würde schrecken?
Führt diesen Jüngling nach Bologna ab!
Ugone, Eurer Haft ist er befohlen.

Ugone.

Bewahren will ich ihn, daß Luft und Licht
Die einz'gen Gäste sind, die ihn besuchen.

Enzius.

O schöner Traum des Lebens und des Glückes,
Vom goldnen Bild des Zepters hell durchstrahlt!
So kurz geträumt! Träumt' ich nicht reines Herzens?
Verbrach ich was in Traumes weichen Armen?
Warum erwach' ich denn so fürchterlich?

(Er wird abgeführt.)

Kardinal.

Du wärst dahin! Die Deinen soll'n Dir folgen,
Zur Nacht des Erebus die ganze Rotte!

(Zu seinen Truppen.)

Glorreicher Tag! Seht, unsre Fahnen wallen,
Von stolzer Freude aufgebläht, im Winde.
Auf allen Straßen fliehen die Empörer,
Und hier und heut' erglänzt auf's Neu' der Tag,
An welchem Michael des Aufruhrs Fürsten
Aus den azurnen Räumen niederstürzte
Zum gluthenvollen Abgrund! — Meine Freunde,
Die Kirche dankt für wohlerfüllte Pflicht.

Visconti (kommt mit einer Krone).

Mein Feldherr, in des Kaisers Zelt fand ich
Die Krone. Nimm von mir dieß Siegeszeichen.
Das Dir gebührt, und Dir nur ziemen mag.

Kardinal.

(Der die Krone von Visconti empfangen hat.)

Jetzt bist du, Krone, in der rechten Hand.
Nun, Friedrich, bin ich noch ein Elender? —
Des Boten brauche ich — wo ist Ambrosius?

Ugone.

Davon; wir wissen nicht, wohin. Canale
Verlangte und empfing vor seinem Tode —
Der ihm bereitet ward, wie Du's befahlst —
Zuspruch von ihm. Was der mit ihm gesprochen,
Das weiß ich nicht. Doch nach Gherardos Sterben
Ist er entwichen unter bittern Reden,
Die ich nicht wiederholen mag.

Kardinal.

Der Schwächling!
Er fahre hin. Wir sind so hoch gestiegen,
Daß uns auf Erden nichts mehr schrecken darf.

(Er giebt die Krone dem Visconti.)

Leg' zu den Füßen sie des heil'gen Vaters!
Der nach der Fülle seiner Weisheit, und
Nach angehörtem Rathe seiner Brüder,
Der Kardinäle, zu bestimmen hat,
Welch neues Haupt verdiene, sie zu tragen.
Wir haben unsre Pflicht gethan. Das Haus
Der Hohenstaufen hörte auf zu herrschen.

(Visconti ab.)

(Zu den Uebrigen.)

Ihr aber folgt mir nach Apulien,
Wohin der Kaiser floh. Das Siegel fehlt
Noch unter die Urkunde des Triumphes.
Das Werk ist fertig, doch noch nicht gekrönt,
Gott wird allein durch Friedrichs Tod versöhnt.

(Ein Marsch. Der Kardinal geht mit seinem Gefolge und den Truppen ab.)

Aus dem Münchhausen (dritter Theil, Bruchstück des 4. Kapitels).

Um nicht aus dem Schlosse des Barons Schnuck-Muckelig als lästiger Gast hinausgeworfen zu werden, heuchelte der Freiherr von Münchhausen einen chronischen Schlaf. Der Baron sucht Mittel und Wege, um sich des Betrügers, wofür er ihn endlich erkennt, zu entledigen.

Er ging in das Zimmer des Freiherrn. Dieser saß auf seinem Stuhle und das Haupt hing ihm auf die Brust hinab. Er schlief fest und tief. Der alte Baron nahm eine Feder, setzte sich vor ihn, kitzelte ihn mit der Feder um den Mund und rief: Münchhausen, wach auf!

Einer kitzelnden Feder mußte selbst der beharrliche Schlummer des Freiherrn weichen. Er kratzte sich an der gekitzelten Stelle, riß die Augen weit auf, sah seinen Wirth wüst an und fragte dann matt und verdrossen: Was willst du, Schnuck? Warum lässest du mich nicht in Ruhe?

Ich wünschte von dir zu erfahren, wie lange du hier noch zu schlafen gedenkst? sagte der alte Baron sehr ernst.

Ich wünschte, daß du mich lieber fragtest, woher dieser chronische Schlummer rührt? versetzte in gedehntem Tone der Freiherr.

Ich wünschte allerdings, daß du auch darüber mir eine Aufklärung geben möchtest, sprach der alte Baron.

Ich wünschte, daß du dich an meine Jugendbildungsgeschichte erinnertest, die ich dir einst vortrug, versetzte der Freiherr, schon wieder lallend und nur noch das braune Auge offenhaltend; denn das blaue war ihm bereits von Neuem zugefallen. — Habe ich dir nicht erzählt, daß mein sogenannter Vater mich in so vielen Sprachen und Wissenschaften unterrichtete, daß an gewöhnlichen, ausreichenden Schlummer damals nicht zu denken war? Es blieb also in meiner Jugend aller Schlaf, welchen andere Menschen zu der Zeit abmachen und entwickeln, in mir unabgemacht und unentwickelt stecken. Dieser versetzte und zurückgehaltene Schlaf bricht nun jetzt in meinen Mannesjahren aus, er entfaltet sich unaufhaltsam und wird nicht eher zu Ende sein, als bis ich nachgeholt habe, was ich in der Jugend versäumte. Dieses ist die natürliche Erklärung meines gegenwärtigen Zustandes, über den mich ein Traum inspirirte.

Wohl. Wer mit dir verkehrt, muß sich immer auf Wunderdinge gefaßt halten. Kalt will ich also bei dieser inspirirten Ankündigung bleiben, ganz kalt, und dich nur in aller

Seelenruhe fragen: Wie lange dauerte jener anstrengende Jugendunterricht, und wie viel weniger als andere Menschen schliefest du während desselben?

Drei Jahre. Mäßig angeschlagen, büßte ich Nacht für Nacht sechs Stunden Schlummer ein, erwiederte der Freiherr kaum hörbar und träumerisch das Haupt hin und her wiegend.

Der alte Baron schob seinen Stuhl an den Tisch, nahm ein Stück Kreide, welches dort lag und rechnete auf dem Tische. Nachdem er den Strich unter den Zahlen gezogen hatte, sagte er: Vorausgesetzt, daß unter jenen drei Jahren kein Schaltjahr war, so hast du während derselben sechstausend fünfhundert und siebenzig Stunden Schlafdeficit gehabt, und würdest folglich neun Monate, drei Tage und achtzehn Stunden jetzt bei mir nachschlummern müssen. Wie?

Er wendete sich um, da er keine Antwort bekam und sah, daß der chronische Zustand seines Gastes schon wieder eingetreten war. — Stolz erhob er sich und rief: Keine Rücksicht der Gastfreundschaft und Höflichkeit kann mich verpflichten, einen Menschen neun Monate, drei Tage und achtzehn Stunden bei mir schlafen zu lassen. Ich habe an dir gehandelt, wie ein Cavalier sich gegen den Anderen benehmen soll, die Geduld ist aber nun erschöpft, und — höre es, oder höre es nicht — ich kündige dir hiemit Krieg und Fehde an. Darunter verstehe ich, daß ich dich aus dem Schlosse zu bringen wissen werde, in dem du nichts als Unheil und Verwirrung gestiftet hast.

Nach dem Abgange des Schloßherrn öffnete Münchhausen die Augen und sagte zu Karl Buttervogel, der ein stummer Zeuge dieser Scene gewesen war: Karl, willst du mir treu bleiben? — O mein gnädiger Herr, rief Karl Buttervogel, wie könnte ich es wohl über das Herz bringen, Ihnen untreu zu werden, da sie mir so eben noch vor Kurzem meinen vollen Lohn gegeben haben, zwölf Gulden vierundzwanzig Kreuzer. Nein, wenn der Mensch Geld kriegt, so muß er treu sein, wie ein Hund, und Häuser muß man auf ihn bauen können, und so lange wie der letzte Kreuzer vorhält, muß er an seinem Herrn halten, denn dafür ist er Bedienter, und ein Bedienter, der seinen Herrn verräth, der ihn ordentlich bezahlt, ist kein Bedienter nicht, sondern ein Schuft.

Schweige! rief Münchhausen. Rede nicht, sondern handle, Buttervogel. Es liegt mir jetzt Alles daran, allein im Schlosse zu sein, aus dem mich der Alte forttreiben will. Locke daher das Fräulein ins Freie —

Das wird nicht nöthig sein, fiel Karl Buttervogel ein, denn sie hat sich selber schon, ganz blümerant aufgetakelt, ins Freie gelockt, ich habe sie eben mit einem großen Dinge unter der Schürze nach meinem Schneckenberge gehen sehen.

Gut, das halbe Werk ist sonach gethan. Locke denn also noch den Alten ins Freie.

Ich will so thun, als ginge ich nach der Stadt in die Apotheke für Sie, um wieder Species zu holen fürs chemische Schmieren, und wenn ich an ihm im Hause vorbeigehe, so will ich munkeln: Ja, wenn ich sprechen dürfte — so wird er mir nachgegangen kommen, um mich auszufragen.

Thue das, Karl, mache mir das Schloß rein von allem lästigen Personal, ich will daraus eine Festung für mich schaffen, sprach der Freiherr von Münchhausen mit seiner ganzen ihm so eigenthümlichen Würde.

Auf dem Vogelheerde saß also, verlockt von dem scheinbaren Stadtgange des Bedienten, der alte Baron, während Emerentia dieses nämlichen Bedienten, der für sie kein Bedienter war, mit einem leckeren Gerichte am Schneckenberge harrte. Der Schloßherr hatte seinen Plan entworfen. So geradezu Jemand aus dem Schlosse zu bringen, der sich darauf versteift zu haben schien, bei ihm neun Monate, drei Tage und achtzehn Stunden mit den Wachpausen für Essen und Trinken abzuschlafen, konnte mißlich erscheinen. Der alte Baron wünschte daher nichts mehr, als irgend einen Umstand zu erkunden, welcher ihn allenfalls berechtigte, die öffentliche Macht gegen den Propheten anzurufen, der ihm nun wie ein Tagedieb vorkam. Einen solchen Umstand hoffte er von dem Bedienten Karl Buttervogel herauszubringen, denn das Wort „Munkel" und die beständige Erwähnung von ungeheuren Geheimnissen, welche um die Persönlichkeit des Freiherrn nebelten, deutete nach seiner

Meinung offenbar auf Verschuldungen oder wenigstens auf Verwickelungen hin, die ihm den Arm der Polizei, so hoffte er, wider den chronischen Schläfer willfährig machen sollten.

Er hatte sich mit diesen Gedanken unter eine Vogelbeerstaude gesetzt und überlegte die Mittel, mit denen er Karl Buttervogel'n plaudern machen wollte. Der Mensch hatte ihn immer so freundlich und gerührt, wir wissen weßhalb? seither angesehen, daß er hoffte, auf sein Gefühl wirken und seinen Mund durch Liebe und Dankbarkeit aufschließen zu können. Er nahm sich daher vor ihn auf bewegliche Weise zu bewegen.

Karl saß indessen, um seinen Stadtgang glaublich zu machen, eine halbe Stunde vom Vogelheerde in einem Kruge und vertrank einen Theil des Lohnes, den ihm die diplomatischen Mißverständnisse zwischen dem Fräulein und seinem Herrn gespendet hatten. Dem alten Baron wurde darüber die Zeit lang und da er an seiner Kriegslist nichts mehr zu denken fand, so nahmen seine Vorstellungen eine andere Richtung, welche folgendes Selbstgespräch offenbarte.

Ich habe mich resignirt, sagte er. Der heutige Tag zeigt mir meine Lage im wahren Lichte. Münchhausen erscheint mir als das, was er ist, als ein großer Frevler. Vielleicht ist er der Vater von Kaspar Hauser. Möglich auch, daß er ein berüchtigter Giftmischer ist wegen der beständigen chemischen Experimente. Auf jeden Fall ein Mann, dem zu vertrauen bedenklich sein muß. Ein unnatürlicher Charakter, abnorm in jeder Beziehung. Welcher Mensch außer ihm, sammelt Schlaf von seiner Jugendzeit auf für neun Monate, drei Tage, achtzehn Stunden. Es ist zwar eine Klage manches Schulmanns, wie ich gelesen habe, daß auch die jetzt gar zu sehr angestrengte Jugend nachher schläfrig werde, aber dann schlafen sie mit offenen Augen, die Jungens werden rein dumm vom vielen Lernen, natürlichen Nachschlaf kriegen sie aber deßhalb nicht. Dieser Nachschlaf ist folglich wieder ganz eine Veranstaltung à la Münchhausen.

Ich traue ihm nicht mehr. Seit heute verlasse ich mich auf meine gesunden Sinne und nicht auf Flirren und Flausen. Luft ist Luft und wird mein Tage nicht Stein. Das ganze Project ist Windbeutelei und die Luftverdichtungsactiencompagnie nicht so viel werth.

Der alte Baron blies bei den letzten Worten über seine flache Hand hin, senkte dann tiefsinnig das Haupt und sprach nach einer Pause: Wunderbar! — Wie demjenigen, der eine große Wahrheit entdeckt, zugleich viele andere Wahrheiten mit einem Schlage aufzugeben pflegen, so zerstört die Zerstörung eines großen Irrthums auch seine Nachbarn. Seit ich nicht mehr an versteinerte Luft glaube, bin ich auch mißtrauisch geworden über die Rückkehr der alten Verhältnisse und meinen Eintritt in das höchste Gericht als geborener Geheimerrath. Es ist zu viel Gras darüber hingewachsen, meine Tage sind gezählt; ich erlebe es nicht mehr, das fühle ich wohl.

Und so wäre ich denn ein armer, alter, zerbrochener, abgebrauchter Mann? — Nein! Mit nichten. Schon regen sich neue Gedanken in mir, die jugendliche Kräfte aufwecken. Das ist eben der wunderbare Segen der Gegenwart, daß Niemand untergehen kann, der sich mit rüstigem Arm und beherzter Brust in ihre Fluthen wirft. Erlischt hier ein Licht, so flammt es da wieder auf, die unendliche Mannigfaltigkeit der Mittel, Gedanken und Anregungen macht jede welkende Hoffnung zu einem Phönix, der sich zwar bestattet, aber aus dem Feuergrabe immer wieder auflebt.

Ich habe schon wieder Aussicht, Muth, eine Zukunft. Ich glaube nicht mehr an den geborenen Geheimenrath, ich glaube nicht mehr an die Luftverdichtungscompagnie; ade Syndicat! Ade Ihr sechsmalhunderttausend Luftsteine, mit denen ich salariirt werden sollte — Fahret wohl, Ihr nichtigen Träume und Schäume und macht einem soliden Geschäfte Platz. — Das religiöse Bedürfniß ist mächtig erwacht in der Zeit und schmachtet nach der Herstellung der Hierarchie. Diesem Bedürfnisse zu genügen muß ein großartiges Institut in das Leben gerufen werden. Ich werde Jesuiten auf Actien kommen lassen. Schon morgen reise ich, um die nöthige Protection und Förderung mir zu verschaffen, wenn ich inzwischen Münchhausen los werden kann, nach —

Der alte Baron gab nicht an, wohin er reisen wollte, denn es unterbrach ihn ein Geräusch unten auf der Straße. Er sah den Bedienten kommen und rief ihn an. Karl Buttervogel murmelte für sich, indem er dem Rufe auf den Vogelheerd folgte: Treu bin

ich meinem Herrn bis fünf Thaler, wenn er aber mehr geben will, da kann der Mensch nicht widerstehen.

So kamen Beide auf dem Vogelheerde zusammen; der Bediente mit der Absicht, sich um mehr als fünf Thaler bestechen zu lassen, der Schloßherr in der Meinung, ihn durch Güte zu rühren, denn außer Güte hatte er nichts bei sich.

Er hat wohl auch von dem Wege viel Mühe gehabt bei der Wärme, mein Freund? Setze Er sich mir da gegenüber unter die Rüster — sagte der Schloßherr im gütigsten Tone. — Ich kann schon stehen, versetzte der Bediente, ich würde unter der Rüster sitzen wie auf Kohlen und mir, mit Respect zu melden, das Gesäß verbrennen, wenn ich in Gegenwart von einem so gnädigen Herrn sitzen thun sollte. Jeder an seinem Platz und an seinem Ort, das ist so das Beste, der Herr Baron sitzend und ich hier stehend in alle Ewigkeit.

Es kommt mir so vor, als halte Er etwas auf mich, sagte der alte Baron nach einer Pause, während welcher er vergeblich nach einem schicklichen Anknüpfungspunkte suchte.

O gnädiger Herr, rief Karl Buttervogel erregt, beugte sich zu dem Schloßherrn nieder und küßte dessen Rock, wie ich Sie liebe, das kann keine Menschenzunge aussprechen. Denn warum sollte ich Sie denn auch nicht lieben, da Wurst und Eier bis jetzt nicht gemangelt haben, und da ich gewiß fernerweite gute Verköstigung kriege, und der gnädige Herr so ein ehrwürdiges Ansehen haben, und die ganze Positur so etwas Martialisches und da die nähere Verbindung bevorsteht, und Schwiegersöhne Schwiegerväter schon aus Pflicht lieben müssen, und da —

Nun wohl, Buttervogel, rief der alte Baron, laß' Er die vielen Gründe, die mir auch zum Theil dunkel sind, denn ich weiß nicht, was Er mit der Wurst und mit den Eiern und den Verbindungen und den Schwiegervätern und Schwiegersöhnen sagen will. Wenn Er wirklich auf mich etwas hält, so kann Er mir einen Gefallen thun, und ich ersuche Ihn darum.

Tausend Gefallen für Einen, gnädiger Herr! rief Karl Buttervogel. Soll ich Ihnen den grünen Rock ausbürsten, oder an dem Schlafrock mit den Weinranken das Loch im Aermel zunähen, oder —

Nichts von allem dem. Sondern mich interessirt Sein Herr bis in die kleinsten Umstände seines Lebens und über Manches möchte ich Aufschluß haben. Erinnere Er sich nun, wie gut ich an Euch gehandelt habe, sei Er dankbar für so viele Gastfreundschaft, erwäge Er, was Er mir für meine Güte schuldig ist, und wenn dadurch in Ihm ein richtiges Gefühl entstand, so sage Er mir, warum Sein Herr Seine Grobheiten vermischt mit geheimen Anspielungen duldet? denn dahinter muß nothwendig etwas stecken.

Dahinter steckt auch etwas, sagte Karl Buttervogel ernsthaft. Und ich wollte mich wohl verführen lassen aus Liebe und Erkenntlichkeit zu dem gnädigen Herrn Baron und zum Delinquenten an meinem Herrn von Münchhausen werden, wenn nur . . . Er sah starr nach der Hosentasche des alten Barons.

Was, Karl? Spreche Er sich deutlich aus, mein Sohn.

Karl Buttervogel machte eine krumme Hand und sah den Schloßherrn dabei gerührt an. Sie haben als Vater an uns gehandelt, und wer so ist, wie Sie, der macht mich weichherzig und da kenne ich gar keine Pflichten und laß' meinen eigenen Bruder im Stich. Aber insofern . . .

Aber insofern? — Stocke Er doch nicht so oft. Heraus mit der Sprache! Was versteht Er unter dem Munkel, wie Er Seinen Herrn nennt, und unter den Geheimnissen der Erzeugung?

Karl Buttervogel spuckte vor sich nieder, sah dann wieder nach der Hosentasche des alten Barons, machte den Gestus des Geldzählens und fuhr darauf plötzlich, als der Schloßherr diesen Geberden stumm und verwundert und ohne auf den Sinn ihrer Forderung einzugehen, zusah, mit der Frage heraus: Haben Sie wohl über fünf Thaler bei sich?

Nein, versetzte der alte Baron etwas verlegen. Ich trage kein Geld bei mir.

So bleibt auch das Geheimniß bei mir, sagte Karl Buttervogel.

Der alte Baron rief entrüstet: Also aus Liebe zu mir will Er mir nichts sagen, aber für Geld würde Er Seinen Herrn verrathen!

Ja, rief der Bediente, für Geld kann man Alles kriegen, denn die Zeiten sind theuer und ohne Nebenverdienst geht es einmal nicht in der Welt, und weil es in der Freundschaft bliebe, so wäre es auch kein Verrath, und die Liebe zu Ihnen ist zu groß, und Sie könnten es mir gewissermaßen befehlen von wegen der kindlichen Ehrfurcht, die ich gegen Sie haben thun muß, und warum fängt mein Herr solche Sachen an und ich würde es auch nicht für ein Paar Groschen thun, denn das wäre schimpflich, aber fünf Thaler machen einen Unterschied, und das Hembe ist mir näher als der Rock, und Bestechung ist nur ein Vorurtheil, aber ohne Geld und Gaben bin ich meinem Herrn so treu wie Gold, und keine Menschenmacht soll mich von meiner Schuldigkeit abwendig machen, und das können Sie mir auch gar nicht verdenken, denn Sie würden sich auch so einen ehrlichen Kerl zum Bedienten wünschen, der Alles mit sich in die Sterbegrube nähme, wenn Sie sich chemisch schmieren müßten, weil nämlich —

Schweige Er! rief der alte Baron, welcher befürchtete, daß Karl Buttervogel sich in ein neues Meer von Gründen stürzen würde. Verdrießlich riß er Blätter von den Stauden, zwischen denen er saß, und zerpflückte sie. Karl Buttervogel entfernte sich gleichfalls verstimmt über die unverletzte Treue, die er seinen Grundsätzen gemäß dem Herrn bewahrt hatte, von dem Vogelheerde.

Abraham Gotthelf Kästner,

ein vorzüglicher Epigrammatiker aus der ersten Epoche des Wiedererwachens unserer Litteratur und ein tüchtiger Mathematiker, wurde zu Leipzig am 27. September 1719 geboren. Sein Vater, Professor an der dasigen Universität und Doctor der Rechte, beschleunigte die frühe Ausbildung der trefflichen Anlagen des Knaben dergestalt, daß derselbe, nachdem er schon im zehnten Jahre den väterlichen Vorlesungen beigewohnt, 1731 als zwölfjähriger Student der Rechtswissenschaft aufgenommen werden konnte. Neben juristischen Vorträgen aber hörte er nicht allein philosophische, mathematische und historische, sondern lernte auch unter Anleitung seines Oheims Rudolph Pommer, jenes berühmten Rechtsgelehrten, eine Reihe von Sprachen, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Schwedisch und Holländisch; zugleich schloß er sich an den eben zum Professor ernannten Gottsched an, welcher in jenen Tagen das achtungswerthe Verdienst hatte, die akademische Jugend und das Publikum auf die Möglichkeit einer Erneuerung deutscher Poesie zu lenken. Nicht minder rasch als bisher waren die weiteren Fortschritte des jungen Kästner, außerordentlich selbst bei den geringen Ansprüchen des Zeitalters. Vierzehnjährig wurde er Notar, siebzehnjährig Baccalaureus, achtzehnjährig (1737) Magister der sieben freien Künste und zwanzigjährig Dozent in der Philosophie und Mathematik an der Universität. Auf eine Professur jedoch mußte er sich länger gedulden; sieben

Jahre verflossen, bis er (1746) zum außerordentlichen Professor der Mathematik vorrückte. Unterdessen beschäftigte er sich auch mit dem Anbau des schöngeistigen Gebietes, worauf er freilich keine Rosen erntete; desto größeres Ansehn verschaffte ihm seine wissenschaftliche Wirksamkeit, und um dieser willen erhielt er 1756 einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik. In dieser mit der Vorstandschaft der Sternwarte verbundenen Stellung verharrte er bis an seinen Tod, der am 20. Juni 1800 erfolgte; für die Poesie machte er sich nützlich als Aeltester der in Göttingen bestehenden Deutschen Gesellschaft. Ehrenbezeigungen blieben ihm nicht aus; im Jahre 1765 war ihm der Titel eines großbritannischen und braunschweigischen Hofraths verliehen worden.

Kästner war eins jener witzigen Leipziger Kinder, deren vorwiegende Verstandesrichtung der strengen Wissenschaft etwelchen Nutzen brachte, aber für die Poesie nicht ausreichte. Nüchternheit kennzeichnet seine dichterischen Versuche durchweg, ohne daß man anzunehmen hat, das Gottsched'sche Beispiel habe Schuld daran; denn Phantasie und Gefühlstiefe konnte Gottsched dem Schüler nicht verleihen. Kästner, der Mathematiker, hatte gerade so viel Verstandesüberfluß, um sich desselben mit Erfolg in Epigrammen zu entledigen, wobei ihm ein ziemlich furchtloser Charakter zu Statten kam. Die meisten dieser Epigramme sind veraltet, wie es schon ihre Form mit sich brachte, die bei allen Sprachkenntnissen des gelehrten Mannes nicht viel Sprachkunst dokumentirt hat. Doch verdient er Beachtung als einer der ersten, die auf diesem beschränkten, immerhin aber nützlichen Gebiete sich auszeichneten. Zugleich war er frei von der Thorheit so vieler Pedanten, welche auf ihre Wissenschaft sich klemmend selbst in unsern Tagen fortfahren, die poetische Kunst über die Achsel anzusehen; er zeigte sich dem erhabenen Fortschritte der deutschen Litteratur stets förderlich, was er auch dadurch bewies, daß er dem „Göttinger Dichterbunde" allen nur möglichen Vorschub leistete.

Schriften. 1) Vermischte Schriften. Altenburg 1755 u. f. 2 Theile. 3. Auflage 1783. 2) Neueste großentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle. (Von Fr. Höpfner zu Darmstadt veranstaltet, ohne Vorwissen des Verfassers und von diesem abgelehnt.) Gießen 1781. Neue Auflage 1782. — Zweite Sammlung derselben, besorgt von Wilh. Justi zu Marburg. (Mit Billigung des Verfassers.) Marburg 1800. Neue Auflage 1820. 3) Ueber den Vortrag gelehrter Kenntnisse in der deutschen Sprache. (Bei der 50jährigen Jubelfeier der Universität.) Göttingen 1793. 4) Dreißig Briefe und mehrere Sinngedichte. Herausgegeben von Amalie von Gehren, geb. Baldinger. Darmstadt 1810. 5) Anfangsgründe der Mathematik. Göttingen 1758—1769. 4 Bände. — 6. Auflage 1800. 6) Einige Vorlesungen. Altenburg 1768 bis 1773. 2 Theile. 7) Lobschrift auf Leibnitz. Ebend. 1769. 8) Geschichte der Mathematik. Göttingen 1796.

Gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin 1841. 4 Bände. (Im 4. Bande die Biographie des Verfassers.)

Auf einen Trauerspieldichter.

Den Zweck des Trauerspiels, den weiß er zu erreichen:
Das Mitleid mit dem Stück, die Furcht vor mehr dergleichen.

Anmerk. Aristoteles hat den Satz aufgestellt, das Trauerspiel solle „Furcht und Mitleid" erregen.

An einen Virtuosen.

Daß er durch mächtigen Gesang
Der Löwen Grimm, der Felsen Härte zwang,
Der Ruhm war einst dem Orpheus eigen;
Doch du thust mehr: du machst die Damen schweigen.

Hippokrene auf Deutsch.

Ein Gallier, der gallisch nur verstand,
Und das allein reich, stark und zierlich fand,
Den bat ich: „Nennt mir doch auf Gallisch
Hippokrene!“ —
„Herr Deutscher, könnt ihr mich im Ernst so
seltsam fragen?
Der Gallier behält die griech'schen Töne.“ —
„Nun wohl, Monsieur, wir können Roß-
bach sagen.“

Der Egoist.

Tiefsinnig untersucht der Mann,
Warum sein Ich was wissen kann?
Viel nützlicher wär' ihm sein Fleiß,
Fragt' er sich: Ob sein Ich was weiß?

Widerlegung eines königlichen Schriftstellers.

Er schreibt ein Buch zu Frankreichs Ehre,
Der Philosoph von Sanssouci;
Doch diesem Buche glaub' ich nie,
Längst widerlegten's Friedrichs Heere.

Der Kompilator.

O spräche doch der Sammler Fulvius
Nicht selbst nunmehr als Kritikus;
So lang er uns nur Andrer Meinung gab,
Schrieb er doch manchmal noch was Klu-
ges ab.

Leibnitz.

Von mir ward Leibnitz dir gegeben,
Warf Sachsen einst Hannover vor;
Dir, sprach Cheruskien, hieß ihn ein Zufall
leben,
Mir sein erkannter Werth, nach dem ich ihn
erkor.
Das Glück gab dir ihn erst; du ließest dir ihn
nehmen;
Ist das zum Prahlen Grund? Ist's einer
sich zu schämen?

Ein alter Dichter (Homer).

Was ich gesungen haben soll,
Las seit Jahrtausenden die Welt empfin-
dungsvoll.
Kalt, kritisch, wird nunmehr gelesen,
Was darthut: Ich sei nie gewesen.

Der Blinde.

Zween Kenner, die ein Werk von Dürer's
Kunst erhoben,
Hört' einst ein Blinder lachend an.
Wie sprach er, könnt ihr was so ungemäßigt
loben,
Wo ich nichts Sanftes fühlen kann?
Erklärt mir das Gewäsch von Zeichnung,
Farbe, Schatten,
Wo nicht, so gebt mir zu, daß es nur Grillen
sind.
Die Antwort, als sie ihn genug gehöret
hatten,
War in drei Worten: Du bist blind!

Das Glück, die Wahrheit zu erfinden,
Das Glück, das Weise nur empfinden,
Hört man die Thoren öfters schmähn;
Wer kann dafür, daß sie nicht sehn?

Eine mütterliche Warnung.

Viktorien hörte ich jüngst ihren Sohn be-
lehren:
„Fritz, sieh' die Mädchen an, als ob es Gänse
wären!“
Madam, sprach ich, Sie kennen Ihr Ge-
schlecht;
Folgt Ihnen Fritz, so denkt er meistens Recht.

Als die Tochter Vorstehendes übel aufnahm.

Was ich von Gänsen hier geschrieben,
Trifft Sie, Mamsell, gewißlich nicht;
In Gänse, so wie die, von denen Mutter
spricht,
Kann man sich ja verlieben.

Tragische Todesarten.

Eh' noch der Held den Dolch, die Heldin Gift
erkor,
Starb schon das Drama selbst den sanftern
Tod — erfror.

Anonymität der Recensenten.

A.

Verwegen, weil er sich nicht nennt,
Schmäht meuchlerisch der Recensent.

B.

Und müßt' er sich auch nennen,
Wer wird den Narren kennen!

Auf gewisse Gedichte.

Aufgedunſ'nes Gewäſch in reimlos amet-
riſchen Zeilen,
Verſe nennt ihr's? Es iſt nur tollgewordene
Proſa.

Anmerkung. Er meint die willkürlichen rhythmiſchen Reihen und Strophen, die man dithyrambiſch zuſammenwürfelte, in der Meinung, der Begeiſterung die allzuſtrenge Feſſel wegzunehmen und einen recht natürlichen Ausdruck zu geſtatten.

Auf eine Republik.

(Am 20. Juni 1795.)

Viel fing ſie eifrig an, und riß es wieder
ein;
Vollbrachte Rauben nur, Zerſtören, Mor-
den, Schaden.
Nun zählt ſie Alles nach Dekaden;
Wird Eine wohl die Zahl von ihren Jahren
ſein?

Gottfried Keller,

ein Lyriker und Novelliſt ſchweizeriſch-deutſcher Zunge, geboren am 19. Juli 1819 zu Glattfelden im Kanton Zürich, widmete ſich der Malerei und verweilte mehrere Jahre in Berlin. Worauf er ſich im heimiſchen Zürich niederließ, neben ſeiner Kunſt die Poeſie pflegend.

Nicht ohne Friſche und Eigenthümlichkeit, obwohl nicht immer glücklich in der Wahl und Ausführung ſeiner Stoffe. Was dem Maler glückt, indem er einen charakteriſtiſchen Moment herausgreift, deſſen richtige Darſtellung ſelbſt im ſchlimmſten Falle durch das Ungewöhnliche für das Auge Anziehungskraft behauptet, eignet ſich nicht unbedingt oder reicht nicht aus für ein lyriſches Gedicht, welches beſtimmt iſt vor Allem Wohlgefallen zu erregen. Daher ſind Keller'ſche Produkte wie „der alte Bettler" intereſſant, aber in ihrer geſammten Entfaltung weder anmuthig, noch ergreifend. Anderwärts iſt Keller's lyriſche Betrachtung nicht ſtichhaltig. So beklagt er in einem Sonett „des Knechtſinns zeitiges Vollenden", indem er zuſammengekoppelte Kinder Pferde ſpielen ſieht, geleitet von den Händen eines kleinen Knirpſes; aber der Dichter hat dabei außer Acht gelaſſen, daß die Leitung und das „Leitſeil" unter den Kindern abwechſelt. Endlich vermiſſen wir häufig die Klarheit deſſen, was er darſtellt, und die äußerliche Form des Rhythmus zeichnet ſich nicht beſonders aus.

Schriften. 1) Gedichte. Heidelberg 1846. 2) Neue Gedichte. Braunſchweig 1850. 3) Der grüne Heinrich. Roman in vier Bänden. Ebend. 1854—1855. 4) Die Leute von Seldwyla. Erzählungen. Ebend. 1856.

Im Sommer.

Ich liege beſchaulich
An klingender Quelle
Und ſenke vertraulich
Den Blick in die Welle;
Ich ſuch' in den Schäumen,
Weiß ſelbſt nicht, wonach?
Verſchollenes Träumen
Wird in mir wach.

Da kommt es gefahren
Mit lächelndem Munde,
Vorüber im klaren
Kryſtallenen Grunde,
Das alte, vertraute,
Das Weltangeſicht!
Sein Aug' auf mich ſchaute
Mit tiefblauem Licht.

Wohin ist's geschwommen
Im Wellengewimmel?
Woher ist's gekommen?
Vom blauenden Himmel!
Denn als ich in's Weben
Der Wolken gesehn:
Da sah ich noch eben
Es dort vergehn.

Ich seh' es fast immer,
Wenn's windstill und heiter,
Und stets macht sein Schimmer
Die Brust mir dann weiter.
Doch wenn sein Begegnen
Der Seele Bedarf,
Wird selbst es im Regnen
Mir deutlich und scharf!

Im Wald.

Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen;
Heut' hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rand fing eine junge Eiche an sich sacht zu wiegen,
Und dann ging es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen;

Kam es her in mächt'gem Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen;
Hoch sich durch die Wipfel wälzend kam die Sturmeswuth gezogen.

Und nun sang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften,
Und dazwischen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine:
Donnernder erscholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen,
Alles Laub war, weißlich schimmernd, starr nach Süden hingestrichen.

Also streicht die alte Geige Pan, der Alte, laut und leise,
Unterrichtend seine Wälder in der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er unerschöpflich auf und nieder,
In den sieben alten Tönen, die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken.



Justinus Andreas Christian Kerner,

der älteste Dichter der „schwäbischen Schule“ und nächst Uhland der Begründer derselben, obgleich er sie als „Schule“ nicht anerkannt hat, seinem Berufe nach ein praktischer Arzt und auf dem Gebiete der Natur durch eigenthümliche Forschung ausgezeichnet. Er wurde am 18. September 1786 zu Ludwigsburg in Würtemberg geboren und hatte eine im Allgemeinen sehr trübe Jugend zu bestehen. Das jüngste von sechs Kindern, kränklich und im regelmäßigen Unterricht gehindert, verlor Kerner 1799 im dreizehnten Lebensjahre seinen inzwischen nach Maulbronn versetzten Vater, welcher Oberamtmann mit dem Titel Regierungsrath war. Erst als die Mutter nebst der Familie sich nach Ludwigsburg zurückgewandt, ward dem Knaben das Glück eines wohlgeordneten Schulunterrichts zu Theil; doch als mit seiner Konfirmation die Wahl eines Lebensberufs getroffen werden mußte, erlaubten es die gesunkenen Verhältnisse des mütterlichen Einkommens nicht, daß er wie seine Brüder zur Universität überging. Man suchte ihn zu bereden, Conditor zu werden und ein Geschäft zu ergreifen, welches sein Witz und Geist sehr vortheilhaft gestalten könne; er aber entschloß sich lieber zur Kaufmannschaft und wurde in die herzogliche Tuchfabrik seiner Geburtsstadt als Lehrling gebracht. Geraume Zeit kämpfte er mit seiner Neigung und der übernommenen Aufgabe, für die sein ganzes Wesen um so weniger geeignet war, als sie in den gröbsten Handarbeiten sich bewegte; da schlug sich endlich „sein väterlicher Freund Conz“ ins Mittel, der im Jahre 1804 das Diakonat zu Ludwigsburg mit der Tübinger Professur der klassischen Sprachen vertauscht hatte. „Auf mein Schreiben“, erzählt Kerner selbst, „drang er in mich, zum Studium der Naturwissenschaften mich nach Tübingen zu begeben; zugleich belehrte er meine Mutter und meinen Bruder Karl, daß die Kosten eines Studiums in Tübingen, wenn ein junger Mensch zu sparen wisse,

nicht so groß seien; auch wolle er für Kost und Logis um eine billige Entschädigung unter seinem eigenen Dache sorgen. Daß meine Vorkenntnisse zur Beziehung der Universität genügten, wisse er."

Im Herbst des Jahres 1804 verabschiedete Kerner sich von Ludwigsburg und seinen Tuchballen, um nach der Hochschule zu wandern. Während eines fünfjährigen Studiums hatte er Gelegenheit mit seinem Altersgenossen Uhland den innigsten Freundschaftsbund zu knüpfen; in der Heilkunde wohlunterrichtet, verließ er im Jahre 1809 Würtemberg und begab sich auf Reisen, um seine weitere Ausbildung in Hamburg, Berlin und Wien zu suchen. Trotz der schlimmen Zeitlage trat er mittlerweile auch als Schriftsteller und Dichter vor das Publikum. Nach seiner Heimath zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1819 als Oberamtsarzt in dem bekannten Städtchen Weinsberg angestellt, wo er sich unter den Trümmern der Burg „Weibertreu" in angenehmer Lage ein eigenes Haus erbaute und der ärztlichen Praxis, der Dichtung und naturwissenschaftlichen Beobachtungen sein Leben weihte. Der gemüthliche sanfte Mann, dessen Lieder das Publikum weit und breit ansprachen, sah immer Gäste um sich und machte seinen vielbesuchten Heerd in ganz Deutschland berühmt; „von der Thurmwarte dieser gastfreundschaftlichen Wohnung hat schon mancher Trostsuchende getröstet, mancher Kranke gesundend, mancher Dichter dichtend in die Rebenhügel und grünen Thäler des schwäbischen Unterlands hineingeblickt."

Freundlich blieben seine Geschicke bis in das höhere Alter, wo die Sehkraft seiner Augen bedenklich abnahm; die mit diesem Leiden verbundene Hülflosigkeit bewog den König Ludwig von Bayern zur Theilnahme, und einer der letzten Schritte dieses kunstsinnigen Monarchen, ehe er das Zepter niederlegte, bestand darin, daß er den schwäbischen Sänger mit einer Pension von 400 rheinischen Gulden unterstützte. Endlich, da gänzliche Erblindung drohte, legte Kerner im Jahre 1851 sein Amt nieder. Theobald, sein Sohn, machte ihm die Freude, in die väterlichen Fußtapfen zu treten, obwohl er mehr den „Wald" besang, als die Hoffnungen der Nation, für die sein Jugendmuth in dem stürmischen Zeitraum von 1848—1849 gerungen und gelitten hatte.

Von Seltsamkeiten können wir weder den ärztlichen Naturforscher, noch den lyrischen Dichter freisprechen; doch in ersterer Beziehung müssen wir ihm gegen voreilige Spötter das Wort reden. Die von ihm angestellten Versuche, das Wesen der magnetischen Kräfte zu ergründen, führten ihn allerdings auf den kühnen Gedanken, in die überirdische Geisterwelt einzudringen, weßhalb man ihn für einen abergläubischen, abenteuerlichen und halb geistesirren Mystiker ausschrie, obgleich er persönlich den liebenswürdigsten Charakter gegen Jedermann bewährte. Allein so lächerlich und der Verhöhnung würdig waren seine Bestrebungen auf

diesem dunkeln Gebiete keineswegs, und es steht sehr dahin, ob nicht künftige Jahrhunderte, wenn die wissenschaftliche Erkenntniß fortschreitet, dasjenige sehr ernst finden wird, was man heutzutag blindlings oder voreilig verspottet. Am ärgsten und man kann wohl sagen auf eine bodenlos abgeschmackte Weise verfuhr Karl Immermann gegen den sinnvollen Naturforscher in mehreren Abschnitten seiner sonst so trefflichen Dichtung „Münchhausen", wahrscheinlich durch Heinrich Heine dazu hingerissen, der damals gegen die „schwäbische Schule" fortwährend polemisirte. Unerquicklich sind die satirischen Ausfälle, womit Immermann die Geisterseherei des Mannes durchgehechelt hat. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß Kerner in seinen Schriften unvorsichtig dem kalten Urtheile mancher sogenannter freisinniger Richter sich ausgesetzt und in der Erforschung hehrer Dinge manche Blöße gegeben hat, woran seine allzurege poetische Phantasie Schuld war. Vielerlei thörigte Dinge erzählt er selbst, wo eine gesunde Ueberlegung ihm sagen mußte, er gebe sich dadurch muthwillig dem Gelächter preis. Daß er mit der unbedachten Menge auch über den Wahn des „Tischrückens" gefabelt hat, will ich nicht besonders rügen. Aber schlecht für seinen Ruhm haben die Freunde gesorgt, die mancherlei Geschichtchen über ihn mittheilen, als ob sie höchst denkwürdige Vorfälle bezeichneten, wie unter anderem die Verlegenheit, die ihm einstmals mit der Ausstellung eines Rezepts begegnete. Mitten im freien Felde nämlich, wo ihm eine kranke Frau entgegen kam, die seiner Hülfe rasch bedurfte, rief er einen vorübergehenden Landmann zu sich heran und — bittet ihn um einen Bleistift und ein Endchen Papier. Dieser war nur im Besitz eines Stückchens weißer Kreide, und wie hilft sich Kerner? Er schreibt dem herbeigerufenen Manne das Rezept für die Kranke auf den Rücken; worauf diese mit ihm sich zur Apotheke nach Weinsberg begiebt, während unser Arzt aus dringender Eile seine Straße weiter zieht. Worin soll der Witz einer solchen Mittheilung liegen? Wir sehen in Kerner's Verhalten nichts Anderes, als einen echten — Schwabenstreich. Denn daß ein Arzt, über Land gehend, Papier und Stift bei sich trage, ist wohl die nächste, natürlichste und billigste Forderung.

Seine Lyrik anlangend, offenbarte Kerner ein seltenes Talent im Volksliede; denn das Studium des letztern hatte er, neben der Medizin, vorzugsweise in's Auge gefaßt, und es glückte ihm, den volksthümlichen Ton so glücklich zu treffen, daß selbst gute Beurtheiler dieser Weise, wie Arnim und Brentano, getäuscht wurden und in ihre Sammlung „des Knaben Wunderhorn" ein Kerner'sches Lied für ein altes Volkslied aufnahmen. Doch hat die Kritik richtig bemerkt, daß seine Volkslieder ein Merkmal haben, welches sie von den echten Volksliedern unterscheidet; die letztern sind meistentheils ernsthaft oder heiter, während der Grundzug der Kerner'schen Poesie traurig und schmerzvoll ist, also durch eine subjektive Besonderheit sich kenntlich macht. Denn in Kerner's Augen ist die Poesie selbst nur eine Ausgeburt des Schmerzes, und der Schmerz erscheint ihm als der Grundton der Natur. Durch alle seine Lieder finden wir das bestätigt, die Gelegenheitsgedichte ausgenommen. Wilhelm Müller, der Griechenliedersänger, sagt in einer seiner geschmackvollen Rezensionen (vom Jahre 1827) über die Kerner'sche Weise: „Die wehmüthige Sehnsucht seiner Lieder schwankt zwischen Himmel und Erde; sie weiß nicht recht zu sagen, was sie verloren und was sie suche, und doch fühlt sie, daß ihr Etwas fehlt, dessen Bild ihr in den Blüthen der Erde und den Sternen des Himmels vorgespiegelt wird." Es scheint mir aber, daß Müller zu mild geurtheilt hat; denn Kerner versinkt nicht selten in eine falsche Sentimentalität, die in neuerer Zeit, theilweise nicht ohne dieses Dichters Mitschuld, Mode geworden ist und

gegen die Mitte unsers Jahrhunderts die berüchtigte Weltschmerzpoesie hervorgebracht hat. Seine Lieder befriedigen daher selten ein Gemüth, das in der Poesie eine Quelle des Trostes und der Erhebung sucht; er läßt es bei den schmerzlichen Thränen bewenden und keinen Stern der Hoffnung in der Trübsal aufleuchten. Vielen seiner Gedichte mangelt der eigentliche Athemzug aus dem Lande der Poesie: der höhere Grund der Betrachtung, oder die Anschauung, die uns aus der Tiefe des gemeinen Lebens rettend über Tod und Todesfurcht emporträgt. Denn nicht immer findet sich Satz, Gegensatz und Auflösung kunstgerecht, wie in folgendem Liede:

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drin freudvoll war ein Herz,
Sind's wenige Stunden nur,
Die andern trug es Schmerz.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drin blau der Himmel blieb,
Sind's wenige Tage nur,
Die andern war es trüb.

Drum, da der Himmel selbst
So oft in Thränen steht.
Klag' immer, Menschenherz,
Daß dir's nicht besser geht.

An diesem einfachen Liede kann man seine Freude haben, es befriedigt, und der Trost, den es bietet, knüpft sich an die Betrachtung der Natur. Sind indeß schon Kerner's Lieder meist düster, so sieht es um seine Romanzen noch schlimmer aus; die nämliche Phantasie, die ihn in der Naturwissenschaft zum Sonderling machte, waltet auch in den Romanzen vor, deren Thema das Schauerliche, Gräßliche und Geisterhafte verfolgt: besonders mit Leichen, Grüften und Todtenbahren macht er sich darin zu schaffen. Eine immer unerfreuliche Richtung der Phantasie.

Was sonst noch an der Kerner'schen Dichtungsweise ausgestellt werden muß, ist ein Doppeltes. Wir finden erstens mancherlei seltsame Bilder und Vergleichungen angewandt, zweitens eine unbehülfliche Wortstellung, die theils dem Redeflusse schadet, theils dem Rhythmus des Verses. Zur Seltsamkeit des bildlichen Ausdrucks mochte ihn das lobenswerthe Streben nach neuen Wendungen verführen: mit der äußerlichen Form war er nachlässig, er mochte nicht feilen, corrigiren und bessern, da er die damals verbreitete und heutzutag noch bei Vielen herrschende Meinung theilte, man müsse, um recht ungekünstelt und natürlich zu schreiben, den ersten Vers- und Strophenwurf als den ursprünglichen und allein echten Guß beibehalten. Nicht so sein Altersgenoß Uhland, der manche Strophe seiner Jugendlieder, wo die Sprache gar zu gewaltthätig mißhandelt war, nachcorrigirte.

Sehen wir aber von diesen Gebrechen ab, so verdienen die Kerner'schen Lieder das ihnen von K. Gödeke zuerkannte Lob, daß sie „den wahrhaften Charakter des Liedes tragen:" sie sind „seelenvoll, kurz und schlagend", überraschen auch durch bildliche Wendungen, „körnigen Humor und scharfen Witz". Für die Ereignisse des Tages hat dieser Dichter sein Auge keineswegs verschlossen gehalten, er schwebt nicht immer in phantastischen Träumereien, er lebt und sieht mit uns Andern. Doch müssen wir bedauern, daß seine Zeitlieder nicht immer mit den Wünschen der Nation, so gerecht diese auch sind, Hand in Hand gehen. Ueberhaupt ist seine Weltanschauung auf lyrischem Gebiete keine sehr weite; wie denn das vorherrschende Streben nach entschiedener Volksthümlichkeit seinem Gehalt Abbruch gethan hat. Daher wir die populäre Seite des Dichters nicht so hoch veranschlagen, als sie häufig veranschlagt wird

Selbst das obengedachte Lied, welches die Herausgeber des Wunderhorns verwechselt haben, bis es von Kerner als sein Eigenthum beansprucht wurde, ist nicht geeignet für ein günstigeres Urtheil. Das Produkt ist überschrieben „Handwerksburschenlied" und lautet:

Mir träumt', ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen,
Bis vor Feinsliebchens Haus.

Feinsliebchen ist betrübt,
Als ich so flieg', und weint:
Wer dich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Feind.

Feinsliebchen, was hilft hier lügen,
Da du doch Alles weißt:
Wer mich so fliegen lehrt,
Das ist der böse Geist.

Feinsliebchen weint und schreiet,
Daß ich am Schrei erwacht,
Da lieg' ich, ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.

Und morgens muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schwank' ich in freier Luft.

Den Werth dieses Handwerksburschenliedes wollen wir ununtersucht lassen: er ist so zweifelhaft wie der Werth vieler Volkslieder aus dem Mittelalter, die man um ihres charakteristischen Tones willen zu überschätzen pflegt. Denn eine Menge von ihnen sind leer an eigentlichem Gehalt. Gesetzt, Kerner's Lied dränge in's Volk ein und würde von wandernden Burschen oder von dem Handwerkerstande gesungen, so sieht man nicht, welchen Nutzen und geistigen Gewinn ein solches Produkt für den gemeinen Mann haben könne: selbst moralisch kann ihn die Situation nicht fördern. Denn jedenfalls hat der böse Geist oder der Satan den eingekerkerten Burschen zu einer schlechten Handlung fortgerissen, weßhalb er zu seiner Belohnung am Galgen in der Luft fliegen lernen soll. Der Singende müßte das Produkt von der komischen Seite betrachten, und das ist nicht der Rede werth.

Schriften. 1) Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux. Heidelberg 1811. 2) Poetischer Almanach für 1812. (Mit Fouqué, Karl und August Mayer, G. Schwab, Uhland u. A.) Stuttgart 1812. 3) Deutscher Dichterwald. Ebend. 1813. 4) Romantische Dichtungen. Karlsruhe 1817. 5) Gedichte. Stuttgart 1826. 6) Dichtungen. Ebend. 1834. 3. Auflage 1841. 2 Bände. 7) Lyrische Gedichte. Ebend. 1847. 5. sehr vermehrte Auflage. (Miniatur-Ausgabe in engl. Einbande mit Goldschnitt und 1 Stahlstich) 1854. 8) Der letzte Blüthenstrauß. Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt. Ebend. 1852. 9) Forschungen; a) Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkung auf den thierischen Organismus. Ebend. 1822. b) Geschichte zweier Somnambülen. Karlsruhe 1824. c) Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Stuttgart 1830. 4. vermehrte und verbesserte Auflage mit 8 Steintafeln und dem Bildniß der Seherin. 1846. d) Blätter aus Prevorst. (Mit Eschenmayer.) Karlsruhe 1831—1838. e) Geschichte Besessener neuerer Zeit. Ebend. 1834. f) Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt. Stuttgart 1836. g) Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins eines dämonisch-magnetischen Leidens und einer schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart. Ebend. 1836.

Ueber ihn: D. F. Strauß. Zwei friedliche Blätter. Altona 1839.

Die schwerste Pein.

Im Feuer zu verbrennen,
Ist eine schwere Pein,
Doch kann ich eine nennen,
Die schmerzlicher mag sein.

Die Pein ist's, das Verderben,
Das Loos, so Manchem fällt:
Langsam dahinzusterben
Im Froste dieser Welt.

Alte Heimath.

In einem dunkeln Thal
Lag ich jüngst träumend nieder,
Da sah ich einen Strahl
Von meiner Heimath wieder.

Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen:
Wie war der Himmel blau!
Die Flur, wie reich an Segen!

Wie war mein Heimathland
Voll Gold und Rosenhelle!
Doch bald der Traum verschwand,
Schmerz trat an seine Stelle.

Da irrt' ich weit hinaus
In's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, such' das Haus,
Und find' es nicht vor Thränen.

Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben! Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht stehn;
Es treibt sie, durch Länder und Meere zu gehn;
Die Woge nicht haftet am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne manch heimathlich Lied.
So treibt es den Jüngling durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter, der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel bekannt über'm Meer,
Sie zogen von Fluren der Heimath hierher;
Da duften die Blumen vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande die Lüfte dahin.

Die Vögel, sie kennen sein väterlich Haus,
Die Blumen einst wand er der Liebe zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm, sie geht ihm zur Hand;
So wird ihm zur Heimath das fernste Land.

Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in guter Ruh',
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu,

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
In Trauermelodie
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh!"

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer;
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Frühlingsklage.

Die Sänger frei sich schwingen
Aus diesem Thränenthal,
Fröhlich im Sonnenstrahl
Ein helles Lied zu singen.

Ich blick' empor mit Sehnen,
Befangen schlägt das Herz,
Mein Lied erzeugt der Schmerz,
Schnell stirbt es hin in Thränen.

Die Sänger ruh'n mit Wonne
Im grün gewölbten Baum,
Sie träumen hellen Traum
Von Sternen, Mond und Sonne.

Ich sitz' in enger Zelle,
Kein Traum löſ't meinen Harm,
Ich sitze krank und arm,
Schmerz macht mir jede Helle.

Morgengefühl.

Der Morgenröthe Schein
Den neuen Tag verkündet,
Es steht der junge Hain
Von Liebesgluth entzündet.

Die Sterne, Wanderns satt,
Sind längst hinabgestiegen,
Die Vögel an der Statt
Froh durch den Himmel fliegen.

Das arme Herz voll Pein
Ist bang und schwer befangen;
Es sitzt ein Vögelein
Krank hinter Eisenstangen.

Wohl hört es den Gesang,
Den frohen Flug der andern,
Da sitzt es, matt und krank,
Kann singen nicht, noch wandern;

Und meinte doch im Traum,
Das Haupt versteckt im Flügel,
Es säng' auf einem Baum,
Flög' über Thal und Hügel.

Erlisch, du Sonnenstrahl!
Nacht komm' emporgestiegen,
Daß über Berg und Thal
Wir wieder fröhlich fliegen!

Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht:
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle."
Sprach der Kurfürst von dem Rhein:
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein."

„Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig Herr zu Bayern sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer.

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!"

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, ihr seid der reichste!
Euer Land trägt Edelstein."

Wär' Alles nur ein Traum!

Wenn man so sitzt im trüben Muth
Und sich kann fassen kaum,
So denkt man oft: Wie wär's so gut,
Wär' Alles nur ein Traum!
Ist denn kein Traum die bange Nacht,
Das schwere Herz? Vielleicht
Ist's möglich, daß man doch erwacht
Und Alles, Alles weicht.

Blickt man zum Himmel, stehet der
Umwölkt auch wie im Leid,
Weht doch ein Wind wohl bald daher,
Bringt ihm ein blaues Kleid.
Wind, wehst du weg des Himmels Nacht,
O weh' auch mir um's Haupt,
Daß es, von Sonnenschein umlacht,
Geträumt zu haben glaubt.

Johann Gottfried Kinkel,

ein Lyriker von großem Ruf, aber mehr seiner persönlichen Schicksale wegen merkwürdig als für die Litteratur bedeutend, wurde am 11. August 1815 in Oberkassel geboren, einem Orte nicht weit von Bonn, am Fuße des Siebengebürgs gelegen. Der Sohn eines Pfarrers, in ländlicher Einsamkeit erzogen und heraufgewachsen, genoß er einerseits das Glück, seine Phantasie frühzeitig „in der herrlichen Rheingegend seiner Heimath" zu nähren und zu stärken; andrerseits war es natürlich, daß in dem Knaben durch väterlichen Einfluß eine gewisse Hinneigung zu strengreligiösen Anschauungen entstand. Wir sehen daher, daß Kinkel im Jahre 1831 auf die Hochschule in der Absicht ging, um Theologie zu studiren, erst in Bonn, dann in Berlin. Es schien auch, als ob er der eingeschlagenen und ihm von Kindheit an vorschwebenden Laufbahn treu zu bleiben fest entschlossen sei; denn indem er im Jahre 1837 als Licentiat promovirte, habilitirte er sich an der Universität zu Bonn für historische Theologie, und zwar, wie kaum bemerkt zu werden braucht, bei der evangelisch-theologischen Fakultät. Kurz darauf aber starben ihm Vater und Mutter rasch hintereinander weg, er sah seine eigene Gesundheit angegriffen und begab sich, zur Herstellung derselben und um Geschichte der christlichen Kunst zu studiren, im Jahre 1838 auf eine Reise nach Italien. In die Heimath zurückgekehrt, verharrte er noch eine Zeit lang in seiner früheren Stellung und übernahm nebenher sogar für das Jahr 1840 das Amt eines Hülfspredigers in Köln, darauf das Amt eines evangelischen Religionslehrers am Bonner Gymnasium. Um jene Zeit, wo er als theologischer Privatdozent wirkte, bis gegen das Jahr 1845 hin stand der strebsame Kinkel in den Kämpfen der Gegenwart, wie Karl Gödeke berichtet hat, auf Seiten der religiösen Denkfreiheit

gegen alle Tendenzen, welche in unsern Tagen eine frühere morschgewordene Gestalt des religiösen Lebens wieder einzuführen suchen. Im Politischen huldigte er gleichzeitig, wie Gödeke hinzufügt, dem konstitutionellen Prinzipe, nicht dem philosophisch-radikalen, und diese Tendenzen hätten ihn schon in jenen Jahren nach vielen Seiten hin in Kämpfe und Leiden geführt, wovon auch die Gedichte des Mannes Zeugniß abgelegt hätten. Denn Kinkel befaßte sich neben der Theologie, wie es seine schon im Knabenalter angeregte Phantasie erwarten ließ, mit poetischer Verkörperung der ihn bewegenden Ideen und Gefühle. Bis zum Jahre 1845 hielt er denn durchweg eine gemäßigte Richtung ein, und in jener Epoche seines Lebens mochte er wohl trefflich mit seinem Landsmann Karl Simrock in Bonn übereinstimmen.

Allein von dem letztgenannten Jahre ab begannen sich seine Ansichten und Stimmungen entschieden zu verändern. Um diesen Zeitpunkt vermählte er sich mit Johanna Mockel, die in unglücklicher Ehe mit dem Buch- und Musikalienhändler Mathieux in Köln gelebt hatte und von demselben geschieden worden war. Die unter dem Namen **Johanna Kinkel** so berühmt wie ihr Gatte selbst gewordene Frau gehörte der katholischen Confession an, trat aber nach ihrer Verheirathung zum Protestantismus über; geistvoll wie sie war gab sie 1849 einen Band „Erzählungen" in Stuttgart heraus, die 1851 von neuem aufgelegt wurden. Außerdem veröffentlichte sie (1852) ein Werk über Musik, das für lehrreich gilt, unter dem Titel: „Acht Briefe an eine Freundin über Klavier-Unterricht." Ihr Gatte, Gottfried Kinkel, verließ seinerseits die bisherige theologische Richtung, indem er 1845 in die philosophische Fakultät übertrat; worauf er auch im folgenden Jahre zum außerordentlichen Professor ernannt wurde, als welcher er Kunstgeschichte und Aesthetik zu seinem Hauptfach wählte. Von seiner Befähigung für Dichtkunst legte er gleichsam ein letztes Zeugniß durch eine epische Darstellung ab, welche unter dem Titel „Otto der Schütz" 1846 erschien und so viel Glück machte, daß sie bereits 1854 die vierzehnte, 1859 die vierundzwanzigste Auflage erlebte. War die in ihm eingetretene Veränderung auf theologisch-philosophischem Gebiete nicht gering, so war sein Abfall von der gemäßigten Richtung auf politischem Felde noch ungleich weiter. Es mag indeß zu viel behauptet sein, wenn Georg Weber den mächtigen Umschwung seiner Ideen „der poetisch und musikalisch hochbegabten Gattin Johanna" Schuld giebt, indem er mit dürren Worten hinwirft, daß diese Frau „ihren Gemahl zur Freigeisterei und zum Pantheismus geführt, dem sie schon lange gehuldigt habe". Ein regsamer und strebsamer Mann, wie es Kinkel, der phantasievolle, schon vor seiner Bekanntschaft mit ihr gewesen war, läßt sich durch die Vorstellungen eines Weibes nicht blindlings hinreißen; wahrscheinlich ist nur,

daß die kühn und phantastisch denkende Johanna die in ihrem Gemahl ausbrechende Sinneswandlung gefördert hat. Im Uebrigen war es der eigene Einfluß der damaligen Zeitströmung, dessen Gewalt ihn fortriß in derselben Weise wie den Altersgenossen Ferdinand Freiligrath, und um die nämliche Epoche wie diesen (von 1844—1845). Die deutschen Dichter (unter diese zählte sich Kinkel doch sicherlich mit Eifer) trugen sich in jenen Jahren mit der etwas überschwänglichen und überspannten Idee, durch ihre Poesien das deutsche Volk zur nationalen Größe und Freiheit erheben zu sollen; der Pegasus wurde an das Joch der Politik angespannt und sollte das Volk mit sich fortziehen: eine Verkennung der Aufgabe sowohl als der Macht der Poesie. Diese Himmelsgabe kann nie solchen Einfluß ausüben, daß sie ein Volk der modernen Welt bekehre; sie kann nur die herrlichen Ideen ausschmücken, die eine Nation groß und frei machen, und auf diesem indirekten Wege beitragen, daß Wahrheit und Schönheit auf Erden triumphire. Ohnmächtig ist sie dagegen für sich allein, ein Volk zu solcher Begeisterung zu entflammen, daß es seine staatlichen und öffentlichen Verhältnisse durch schleuniges Handanlegen umgestalte zum Besseren. Noch weniger ist es ihre Aufgabe, und kann es auch nicht sein, Revolutionen hervorzurufen; wie sie selbst Maß ist, verdammt sie auch das maßlose Beginnen. Ueberhaupt dürfen wir mit nichten wähnen, daß die Revolution von 1848—1849 durch die poetische Litteratur und prosaische Zeitungspresse bewirkt worden sei. Das sind verstandlose Ansichten mancher Egoisten und Krämerseelen, die sich vor freien Aeußerungen fürchten, und mancher kurzsichtigen Staatsmänner; denn Revolutionen entstehen auf ganz andere Weise, und würden ohne die Litteratur und Buchdruckerpresse noch ungleich schlimmer eintreten. Die thatsächliche Lage des Staatslebens, die durch die Noth bedingten Verhältnisse sind es, welche unbeachtet früher oder später zur Umwälzung führen müssen, so lange der Menschengeist noch sich zu rühren vermag, und die Presse zeigt lediglich die Symptome der vorhandenen Krankheit an, beschleunigt allenfalls ihren Ausbruch, mäßigt ihn aber auch.

Genug, Gottfried Kinkel, phantasiereich und gewiß das Edle wollend, aber von persönlicher Ueberschätzung angespornt, verwickelte sich von 1848 ab in die damals modewerdenden und von Frankreich mit neuer Ueberredungskraft einwandernden demokratischen oder republikanischen Pläne, Träume und Hirngespinnste; er schloß sich der anfangs sehr schwachen Parthei an, die eine plötzliche gewaltsame Umänderung aller Verhältnisse begehrte. So ward er denn auch zum Mitglied der im Sommer gleichzeitig mit dem Frankfurter Parlament in Berlin zusammentretenden preußischen „Constituirenden Versammlung" erwählt; als Mitglied dieser

aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzten Volksvertretung ergriff er, wie Georg Weber sagt, „mit dichterischer Erregtheit die äußerste Richtung bis zum offenen Aufstand". Daß gerade die Berliner Versammlung die Frankfurter paralysire, scheint ihm dabei vollständig entgangen zu sein. Als hierauf die beschlossene Reichsverfassung, mit dem preußischen Wahlkaiser an der Spitze, im Mai 1849 nicht anerkannt wurde, so brachen in deutschen Ländern mehrfache übereilte Bewegungen aus: Kinkel trat, mit dem Gewehr in der Hand, unter die in Baden kämpfenden Heerhaufen, als Preuße gegen die einrückenden Preußen fechtend! Man sagte, er habe schon lange vorher der aufgeregten leidenschaftlichen Parthei sein Ehrenwort verpfändet, rechtzeitig mit der That für seine Reden und Ansichten einzustehen; und deßhalb habe er nicht umhin gekonnt, blindlings einer schon von Anfang an verlorenen Sache sich aufzuopfern. Als die empörten Schaaren nach blutiger Gegenwehr auf einzelnen Punkten geschlagen waren, hatte der Bonner Professor das Unglück, von seinen eigenen Landsleuten gefangen genommen zu werden, die unter dem Prinzen von Preußen, nach der Eroberung von Rastatt, das Badensche Land besetzten. Das kriegsgerichtliche Urtheil mußte ihm Todesstrafe bringen, und er würde sofort standrechtlich erschossen worden sein, wenn ihm nicht irgend ein Zufall bei dem Kriegsgericht zu Hülfe gekommen wäre. Vergebens hatte sich seine Gattin Johanna von Bonn aufgemacht, um Gnade für sein Leben zu erflehen, wenigstens den Tod von ihrem Gatten abzuwenden. Aus dem ausführlichen Berichte, welchen Johanna selbst darüber in einer Rheinischen Zeitschrift von 1849 veröffentlicht hat, ergiebt sich mit Gewißheit, daß alle ihre Schritte, die sie bittend vor dem General der preußischen Truppen wagte, fruchtlos ausfielen. Das Glück indessen wollte es, daß Kinkel durch das Standgericht nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglicher Haft in einer Strafanstalt verurtheilt wurde. Auf Begnadigung konnte der Unglückliche fürs Erste nicht rechnen; auch unterwarf man ihn einer nicht eben gelinden Strafweise.

Nachdem er nämlich aus Baden nach Berlin geleitet, zuerst in Naugardt eingesperrt, dann in die Zucht- oder Zwangsanstalt zu Spandau abgeliefert worden war, mußte der Gefangene, gemeinen Verbrechern gleich, Wolle spinnen, da man ihm untersagte sich mit geistigen Arbeiten zu beschäftigen. Die Tagesblätter berichteten öfters über das schaudervolle Loos, welches dem Gelehrten und Kunstkenner verhängt war, an den Gegensatz seiner früheren Stellung erinnernd. Wie lange soll die Marter dauern, wenn keine Begnadigung eintritt, frug die öffentliche Meinung; ein Entrinnen aus den Mauern der strengbewachten Festung hielt man für unmöglich. Da geschah zum Erstaunen des Publikums das ganz Unerwartete.

Eines Morgens, im November 1850, nachdem der politische Verbrecher fast ein Jahr Wolle gesponnen hatte, verlautete die Kunde, Gottfried Kinkel sei aus Spandau entflohen und spurlos verschwunden; eifrig ward der Richtung nachgeforscht, die er in mitternächtiger Flucht eingeschlagen haben möge. Man fand nur Merkmale, daß sein Entkommen nicht ohne Beihülfe eines oder des andern Aufsehers selbst gelungen sein könne; die Untersuchung ergab auch, wenn ich nicht irre, daß Bestechung stattgefunden hatte. Geraume Zeit drang nichts Näheres über die Art und Weise der Entweichung Kinkels in die Oeffentlichkeit; man hörte nur bald darauf, daß der Befreite glücklich in England angelangt war, jenem gastfreien Reiche, welches politische Flüchtlinge ohne Unterschied der Farbe und des Ranges, den vertriebenen Regenten wie den gestrandeten Unterthan, aufnimmt und unter die schützenden Landesgesetze stellt. Endlich jedoch wurde von den Betheiligten selbst Bericht über das Räthsel gegeben: man erfuhr, daß ein jugendlicher Gesinnungsgenoß und begeisterter Verehrer Kinkel's, der Studiosus Schurz, seine Befreiung durchgesetzt, unter geschickter Verkleidung und mit einer bedeutenden Geldsumme ausgerüstet, die von Freunden Kinkel's zusammengeschossen worden war, in die Festung Spandau sich begeben, jeden Verdacht bei seinem Erscheinen zu vermeiden gewußt, einen Hauptaufseher bestochen und in der Nacht den Gefangenen durch Mauer und Thor weggeführt habe. Unterwegs von politischen Glaubensverwandten verborgen gehalten und weiter befördert, sei Kinkel nebst Schurz durch Mecklenburg zur Ostseeküste gelangt und habe dort ein Schiff bestiegen, welches nach England unter Segel zu gehen bereit war.

Den Gastfreunden, die ihn unterwegs schutzreich aufgenommen, widmete der Befreite von England aus im folgenden Jahre zur Anerkennung ein lyrisches Gedicht, das nicht von Bedeutung war, sondern nur Dankgefühl und Hoffnung auf die Zukunft in nicht sehr origineller Weise aussprach. Als der Verbannte eine Zeit lang in England sich umgesehen, wo es ihm nicht ganz nach Wünschen gefallen mochte, begab er sich im Herbst 1851 nach Nordamerika, dem gelobten und bis vor wenig Jahren noch weit überschätzten Lande der Freiheit; und jedenfalls reiste er in der Zuversicht ab, daß er dort doch wenigstens theilweise das politische Ideal, das er sich von einem Staate entworfen hatte, ausgeführt und in Wirksamkeit gesetzt antreffen werde. Allein es erging ihm wie so manchem Anderen: auch eine geringe Erwartung, die er hinbrachte, scheint nicht befriedigt worden zu sein. Denn er kehrte, obwohl man ihn nicht ohne mancherlei Ehrenbezeigungen aufgenommen, bald zurück mit dem Entschlusse, in England sein Fortkommen zu suchen, mindestens so lange, bis vielleicht ein politischer Umschwung der Dinge in Europa

einträte, der seine Heimkehr nach Deutschland, nicht blos seine Amnestirung, sondern gleichsam seine triumphirende Wiederkehr ermöglichte. In England hielt er denn, wie man hörte, Vorlesungen über Kunst, deutsche Litteratur und Aehnliches, um durch eigene Kraft seinen Unterhalt zu erwerben. Erst im Herbst 1858 erfuhr indessen das deutsche Publikum, daß es ihm nicht leicht geworden sei, mit seiner ihm nachgefolgten Familie sich in London vor Hunger zu schützen und anständig zu fristen. Bekanntlich sind die Engländer ein abgeschlossenes stolzes Volk, dem mit Vorsicht und Klugheit der Fremdling und namentlich der Verbannte gegenübertreten muß, um in die einheimischen, oder in die vertrauteren Kreise desselben zugelassen zu werden. Kinkel kämpfte mehrere Jahre lang mit ziemlich drückenden Nahrungssorgen, ohne daß irgend Jemand im Publikum etwas davon ahnte, ja, was noch schlimmer war, ohne daß man ein derartiges Vorhandensein von Noth für möglich hielt. Der Ruhm seines Namens selbst schadete ihm in seinem Fortkommen; denn sobald Jemand äußerte, man möchte doch diesen oder jenen Vortheil, Erwerb oder Verdienst der Kinkel'schen Familie zuwenden, damit diese nicht etwa in Noth gerathe, da hieß es beständig: „Ei, was da! Der Kinkel weiß sich schon zu helfen, dem kann es nicht fehlen, für den brauchen wir nicht zu sorgen." Auf solche Weise geschah es, daß Niemand für Kinkel sich bemühte und seine hülflose Lage zu erleichtern trachtete, weil Jedermann über die Versicherung, er sei in Verlegenheit, als über etwas sehr Unwahrscheinliches lächelte. Während Andern ein bekannter Name zum Fortkommen hilft, begegnete aus diesem zufälligen Grunde der in der Verbannung lebenden Familie das Gegentheil; der Ruf ihres Namens war geradezu ein Unglück.

Nach Verlauf einiger Jahre indessen, ungefähr mit dem Jahre 1857, wie die Frau Johanna Kinkel in Briefen an deutsche Freundinnen selbst erzählt hat, gelang es den vereinten Bemühungen der beiden Ehegatten ihre Erwerbsquellen so zu verbessern, daß sie mit sorgenfreierem Blicke in die Zukunft ihrer Verbannung sehen konnten. Von eigentlich gelehrten Vorlesungen und wissenschaftlichen Arbeiten, wie sie seiner geistigen Bildung angemessen gewesen wären, vermochte er sich und die Seinigen nicht zu ernähren: er fand keine Zuhörer, keine Arbeiten und keine Schüler von solcher Reife, wie er sie als Gelehrter für den Unterricht gewünscht hätte. Es blieb ihm nichts übrig, ihm, dem deutschen Professor, Kunstkenner und Dichter, als zum Elementarlehrer herabzusteigen! Und seine geistreiche Frau Johanna sah sich zu gleichem Loose herabgewürdigt, sie betheiligte sich an dem Unterricht und so begründeten Beide eine Privatschule, die nach und nach eine hinreichende Anzahl von Zöglingen erlangte. Außerdem glückte es endlich der

Thätigkeit Kinkel's, noch andere Theilnehmer für höheren Unterricht anzuwerben. So war denn also die Familie Kinkel in London gleichsam nach langwierigen Schicksalsungewittern wieder in eine friedlichere Region vorgedrungen und durfte hoffen die größte Noth überwunden zu haben. „Mein Gatte," schrieb Johanna hocherfreut im Jahre 1857 nach Berlin, „sieht sich nach langen Kämpfen mit widriger Theilnahmlosigkeit, Gott sei Dank, endlich wieder in eine Lage versetzt, wo er sich erlauben darf, seine wissenschaftlichen Arbeiten fleißiger als früher hervorzusuchen und an einer seines Geistes würdigeren Nahrung sich zu stärken." Aber leider sollte das arbeitsame Leben der beiden Exilirten, nachdem die herbste Sorge gewichen war, nicht lange ungestört fortdauern, ein herbster Schlag auf sie hereinbrechen. In den letzten Jahren hatte die seit ihrer Jugend von Angst und Unheil gefolterte, hin und her getriebene Johanna Kinkel ein Herzleiden zu erdulden; einzelne Anfälle waren schon erfolgt, ohne daß jedoch der angerufene Arzt eine besondere Furcht in Betreff ihres Zustandes geäußert hätte. Im Spätsommer des Jahres 1858 zog sie sich, von einem erneuten Krampf des erkrankten Herzens erfaßt, in ihr Zimmer im dritten Stock des Hauses zurück, um durch Ruhe den Leidensausbruch zu hemmen und zu beseitigen, wie der Hausarzt angerathen. Während ihre Magd abgeschickt ward, ein kühlendes Getränk heraufzuholen, verweilte sie allein in dem Gemache, in welches sie heiter eingetreten war, nachdem sie noch an ihren etwas besorgten Gemahl vertrauensvolle Worte über die Zukunft gerichtet hatte. Dieser ertheilte inzwischen seinen für den Tag angesetzten Privatunterricht im zweiten Stock fort. Da findet die in das obere Zimmer zurückkehrende Magd ihre deutsche Herrin nicht: das Gemach war leer, die Unglückliche hatte sich, wie alsbald nach englischem Gebrauch durch das Urtheil Geschworener festgestellt wurde, wahrscheinlich in einem heftigen Schmerzanfalle zu dem Fenster hinausgebogen, um frische Luft zu schöpfen, und war bei der tiefen Lage der Brüstung bewußtlos in den Hof hinuntergestürzt. Augenblicklicher Tod hatte sie am Boden getroffen, und ihr Schicksal erregte in Deutschland das allgemeinste Mitleid. Ihr trauernder Gatte, umgeben von vier verwaisten Kindern, harrt gegenwärtig noch in London des Tages, der ihm vergönnen wird nach seinem Vaterlande zurückzukehren.

Ueberblicken wir diesen gewiß merkwürdigen und im Ganzen verhängnißvollen Gang, welchen Kinkel's Leben genommen hat, so können wir zwar unpartheiischerweise nicht umhin, einem Lebenslaufe unsere Theilnahme zu schenken, wie wir sie dem Geschick ungewöhnlicher Menschen zu schenken gewohnt sind. Aber den Sturmdrang seiner Wirksamkeit zu billigen und zu loben, möchten wir uns nicht herbeilassen; noch weniger sind wir im Stande, sein

Märtyrerthum zu preisen. Das letztere ist zu unglückselig ausgefallen, sein leidenschaftliches Stürmen, wie sein ruhigeres Bemühen ohne rechte Frucht geblieben. Wir wissen freilich, das Heraustreten Kinkel's aus seiner Sphäre, sein Erscheinen auf dem Schlachtfelde hat Aufsehen in ganz Europa erregt mit den nachfolgenden Mißgeschicken; aber wozu so viele Arbeit? Hat einerseits, fragen wir, sein Beispiel zur allgemeinen Begeisterung für den Fortschritt beigetragen? Schwerlich, wenn wir von einer Anzahl ebenso blinder Fanatiker absehen; denn wahrhafte Begeisterung konnte sein politischer Heldenmuth unmöglich in besonnenen und klaren Köpfen aufwecken, weil dieser Heldenmuth ein unzeitiger war. Von Demokratie oder Republik mochte die ungeheuere Mehrzahl des deutschen Volks in jenen Tagen nichts wissen; man verabscheute vielmehr den Bürgerkrieg, der in einzelnen Landschaften angeschürt wurde, man wollte nicht einen blutigen Reigen aufführen für eine nebelhafte Partheisache. Hat andrerseits, fragen wir weiter, die konsequente Kühnheit Kinkel's irgend einen Theil der Widersacher entwaffnet und eingeschüchtert? Gewiß nicht viele, im Gegentheil hat sein und seiner Parthei Verfahren nur die Erbitterung zu einer sehr schlimmen Zeit gesteigert. Ein Jeder, der mit den Volkszuständen nicht ganz unbekannt war, fürchtete sogar den Rückschlag für dergleichen Tollheiten, die verderbenvolle Rache der Gegner, die nachher auch eingetreten ist zum Schaden des Fortschritts, der Freiheit und Cultur überhaupt.

Wenn ich indeß verneine, daß seine gesammte Laufbahn als Gelehrter und Staatsbürger zu billigen sei, so berufe ich mich außer dem Nachweis, daß sein Märtyrerthum ein verfehltes gewesen, noch auf folgenden Grund. Aus Kinkel ist weder ein so tüchtiger gelehrter Forscher, als er hätte vielleicht werden können, noch ein so großer Dichter geworden, als ihm möglicherweise beschieden war, weil er den einen und wahren Pfad verlassen und getheilte Wege gegangen. Anstatt sich ganz auf gelehrte Forschung oder ganz auf die Dichtkunst zu werfen, hat er die schönste Muße seines Lebens von Wissenschaft und Kunst abgelenkt durch das Haschen nach Einfluß auf die Gestaltung des Staats: er wollte forschen und dichten, aber zugleich auch durch praktisches Einschreiten den Staat kuriren. Mit dem stillen Studium verträgt sich das geräuschvolle Leben des Tages schlecht, wenigstens ist es dem Musendienste selten gedeihlich. Daher kommt es denn, daß Kinkel im Ganzen die klassische Höhe poetischer Darstellung nicht erreicht hat, und daß fast keins seiner Gedichte in jeder Beziehung sich über das Mittelmäßige hinaus erhebt. Wenn Karl Gödeke im Jahre 1843 bemerkt hat, daß Kinkel's Gedichte „eine im hohen Grade selbstständig-eigenthümliche Natur verriethen," so kann ich diesem Urtheil nicht beistimmen, weil sich die Originalität nirgends, weder in dem Gehalt noch in der Form, auf eine meisterhafte Weise Bahn gebrochen hat. Ebenso wenig finde ich es richtig, wenn Gödeke hinzufügt, Kinkel dichte „glücklicher in modernen Formen als in klassischen;" denn seine modernen Formen sind ebenso mangelhaft als seine klassischen, in Sprache und Rhythmus nicht so durchgearbeitet, daß sie außergewöhnlichen Ansprüchen genügten. „Die Gedanken standen ihm höher, als die Form," wird die heutige Kritik einwenden, indem sie eine stolze Miene annimmt. Aber abgesehen davon, daß unter fehlerhafter Form auch die Schönheit der Gedanken leidet, halten die Kinkel'schen Gedanken häufig nicht Stich, wenn wir ihre Logik und Wahrheit genauer untersuchen. So stoßen wir in dem Gedichte „Menschlichkeit" auf schiefe, falsche oder über die Schnur hauende Aussprüche; wenn er darin sagt:

Ich weiß, daß nie ein Tag erglommen,
Der froh nicht Eine Brust gemacht,

so weiß der Dichter allerdings nicht viel; auch wäre es ein sehr schlechter Trost, wenn blos Eine Brust aus mehr als Tausend Millionen froh gemacht sein sollte. Sagt er weiterhin, er wisse,

Daß Nachts zum ernsten Sterngewimmel
Allwärts ein gläubig Auge schaut,

so scheint das wieder zu viel gesagt. Oder soll etwa durch dergleichen Wendungen sich ein eigenthümlicher Denker verrathen? Nun, der eigenthümliche Denker soll und muß zugleich wahr, treffend und recht denken.

Daß Kinkel übrigens das letztverflossene Jahrzehent für die Poesie verloren hat, ergiebt schon der im Obigen mitgetheilte Umriß seiner äußerlichen Geschicke. Er hat seit jener unruhvollen Periode nicht ein einziges Werk von größerem Umfange geschaffen; natürlich eine Folge des Umstandes, daß er es vorgezogen hatte, Thaten zu thun, da kunstreiche Worte ihm keine Thaten mehr scheinen mochten. Etliche Lieder aus den letzten Jahren sind im Musenalmanach von Christian Schad veröffentlicht worden, Produkte ohne ein Merkmal dichterischen Fortschritts und ihrem Werthe nach unbedeutend, da sie, wie es die gedrückte Stimmung des Verfassers mit sich brachte, auf subjektive Ergüsse von keiner Erheblichkeit sich beschränken. Ist doch die Subjektivität nur in den Fällen interessant, wo sie entweder eine außergewöhnliche Erscheinung bietet oder auf nationale Momente Bezug nimmt. Aber auch die frühere Lyrik Kinkel's zeichnet sich nicht eben durch reiche Entfaltung und Großartigkeit der Anschauung aus; der erste Zeitraum, wo er jugendlich dichtete, mochte ihm eine allzutrockene Sphäre sein, und als eine bewegtere Periode eintrat, stürzte er sich in die Bewegung selbst. Dabei wird überall in seiner Darstellungsweise eine gewisse Dürftigkeit der Farben bemerkbar, sei es, daß ihm die Fülle überhaupt fehlt oder daß ihm, aus Mangel an Herrschaft über das Sprachmaterial, der rechte Ausdruck versagt.

Auch an seiner umfangreicheren Dichtung „Otto der Schütz" werden wir dieß sehr unangenehm inne. Die genannte vielgelesene Erzählung ist weder nach Gehalt noch nach Form ein Meisterstück. Episch ist, bis auf das im fünften Gesange eingeschaltete Lied, die Schilderung allerdings nach der Kunstregel gehalten, so weit es die höchst einfache vierfüßige Jambenzeile oder die auf vier Hebungen beschränkte Reihe gestattet hat. Zugleich führt uns der Dichter wenigstens drei Personen vor, die unserer Achtung würdig sind, Otto, Hugo und Dieterich. Aber für deren Charakterisirung hat sich der Verfasser zu wenig Raum gegönnt, vorausgesetzt, daß die gewählte Form eine breitere Entfaltung zuließ. Diese Form nämlich ist ein so engbauchiges Gefäß, daß sie nicht viel in sich aufnehmen kann; überdieß verstand Kinkel sie leider nicht so zu beherrschen, daß er sich durchweg in ihr ungezwungen und anmuthig bewegte. Leere Zeilen und leere Reime mit platten und unbehülflichen Redensarten verrathen die ohnmächtige Hand des Epikers zur Genüge. Daher ist „Otto der Schütz" eine Geschichte von unschuldigem Interesse für ein harmloses Publikum wie etwa die „Ostereier" für das Kindesalter; auch ist sie verhältnißmäßig gewichtiger als „Waldmeisters Brautfahrt" von Roquette, eine Dichtung, die lediglich in bunten Phantasien schwelgt. Der eigentliche höhere Gehalt indessen mangelt dem Kinkel'schen Produkte oder ist vielmehr sammt der Kunstseite der Form zu sehr vernachlässigt; nur die Reimerei ist es, die trotz ihrer Kalenderfärbung das reimsüchtige Publikum anzieht.

Wenn von irgend Jemand, gilt wohl von Kinkel das Sprüchwort: Jeder ist seines Glückes Schmied. Die Vorsehung bedient sich der verschiedenartigsten Werkzeuge für ihre Pläne, und vielleicht hat Kinkel in praktischer wie litterarischer Hinsicht gerade so viel Nutzen gestiftet, als im Geiste und Wesen dieses Mannes lag.

Schriften. 1) Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi. Köln 1842. 2) Gedichte. Stuttgart 1843. 6. Auflage 1857. (Eine Miniatur-Ausgabe in engl. Einbande mit Goldschnitt als 5. Auflage 1857.) 3) Die altchristliche Kunst. Bonn 1845. 4) Otto der Schütz. Stuttgart 1846. 14. Auflage 1854. 24. Auflage 1859. (Miniatur-Ausgabe.)

Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unter'm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durch's Thal die Fluthen rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort.

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

Abends.

In stiller Dämmerstunde,
O Liebste, denk' ich dein;
Es perlt im Herzensgrunde
Mir der Erinn'rung Wein.

In diesem halben Schimmer,
Vom Tag nicht mehr belauscht,
Hast du mit mir ja immer
Der Liebe Lust getauscht.

Aus dieser Büsche Düster
Ringt sich ein Säuseln los —
So hört' ich dein Geflüster,
Mein Haupt auf deinem Schooß.

Es brennt auf meinen Wangen
Durch's Laub des Abends Gluth,
Wie gestern voll Verlangen
Die Deinen dort geruht.

Im Busen tief beklommen
Hör' ich des Herzens Schlag,
Wie ich ihn da vernommen,
Als ich an deinem lag.

Die Lippen mir ein lindes
Erbeben süß durchzückt;
Die langen Küsse sind es,
Die du auf sie gedrückt.

Doch still ist's in der Runde,
Und ich bin, ach, allein —
In weicher Dämmerstunde,
O Liebste, denk' ich dein!

Dietrich von Berne.

Nun höre mich, Vater, nun höre mein Wort!
Nun hole mich heim zu dir.
Bin satt des Lebens und will nun fort;
Was soll der Alternde hier?
Mein dunkler Vater, nun höre geschwind,
Dich ruft dein gewaltiges Heldenkind,
Der alte Dietrich von Berne.

Seit ächzend die Mutter an's Licht mich gebracht,
Hab' ich nimmer dein Antlitz geschaut.
Nun komm, du dunkler Elfe der Nacht,
Vor dem den Sterblichen graut!
Das Feuer, das du mir gegossen in's Blut,
Es lohet zu scharf, es verzehret die Gluth
Den alten Dietrich von Berne.

Bin werth, o Vater, ich bin dein werth!
Genug nun hab' ich geschafft;
Es hat zum Tode mein Hunnenschwert
Genug der Helden gerafft.
Mich scheuet der Tod, seit ich Hagnen schlug,
Du hole mich nun, das ist Ehre genug
Dem alten Dietrich von Berne.

Nicht blieb zu bekämpfen ein Feind zurück,
Zu Bern steht fest mein Pallast;
Die Ruhe, des weichen Alters Glück,
Ist meinem Marke verhaßt.
Wohl jag' ich den Ur in dem finstern Wald,
Doch ist's zu gering mir, drum hole mich bald,
Den alten Dietrich von Berne.

So rief der König, er stand im Forst:
Das hörte der Vater bald:
Auf lauschte der Held, das Gezweige borst,
Ein Hirsch brach her aus dem Wald.
Wohl griff Herr Dietrich zum Waidgeschoß,
Doch hatt' er zur Stelle kein schnelles Roß,
Der alte Dietrich von Berne.

Und wie er sich umsah unmuthsvoll,
Da stand ein mächtiges Roß,
Deß ungeberdiger Hufschlag scholl
Und Schaum vom Gebiß ihm floß,
War schwarz und glänzend, da schwang er sich auf,
Und spornt' es zum Jagen im schnellsten Lauf,
Der alte Dietrich von Berne.

Da schnaubet das Roß, daß Feuer und Rauch
Den offenen Nüstern entloht
Und stürmet dahin wie ein Wüstenhauch,
Dem folget der schwarze Tod.
Da hebt sich jauchzend die Heldenbrust,
Da fühlt sich jung wie in Schlachtenlust
Der alte Dietrich von Berne.

Doch jäher und jäher nun wird der Ritt,
Vorbei jagt Felsen und Baum.
Wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der straffe Zaum:
Es stürmt, das ist nicht Galopp noch Trab,
Ist Windsbrautsausen; nicht kann er herab,
Der alte Dietrich von Berne.

Ihm schließt sich das Aug' und es starret das Blut;
Doch als er, betäubt noch, erwacht,
Da schaut er, und höher wächst ihm der Muth,
Den Vater, den Elfen der Nacht.
Der fasset die Hand ihm, wie fühlt er sich stark,
Wie schwillt in dem Knochen ihm jugendlich Mark,
Dem alten Dietrich von Berne!

So sprach der Vater: Mein stolzer Sohn,
Du hast dich in Ehren bewährt,
Wohl mußt' ich selber dich holen schon,
Schon rittst du ein Geisterpferd:
Drum auf, dich grüß' ich, Schwarzelfe der Nacht,
Nun jagst du mit mir in der wilden Jagd,
Mein starker Dietrich von Berne!

Menschlichkeit.

Wohl haben auf ergrauter Erde
Die Völker zahllos schon gewohnt,
Und auf verschied'nem Opferheerde
Die Götter mannigfach gethront.

Auch nach uns werden andre Frommen
Dem Herrn noch schönern Altar weihn,
Es werden junge Leiden kommen,
Und neue Freuden werden sein.

Mich irrt es nicht! Mit Liebesblicke
Schau' ich der Zeiten Ringen an:
Es wechseln Völker und Geschicke,
Die Menschheit geht die gleiche Bahn.

Ich weiß, daß nie ein Tag erglommen,
Der froh nicht Eine Brust gemacht;
Daß nie nach Frost ein Lenz gekommen,
Der nicht ein Lied der Welt gebracht.

Ich weiß, daß aus des Bechers Gusse
Ein Schöpferstreben aufwärts schießt;
Daß sich in süßem Frauenkusse
Ein milder Born von Kraft erschließt.

Ich weiß, daß überall der Himmel
Mit Wolken droht, mit Lächeln blaut,
Und Nachts zum ernsten Sterngewimmel
Allwärts ein Auge gläubig schaut.

So schau' ich ewig nur das Gleiche,
Das jede Menschenbrust durchzieht,
Und Brüder nur, wohin im Reiche
Des Weltenrunds mein Auge sieht.

Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenheit;
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menschlichkeit.

Aus „Otto der Schütz".

Achtes Abenteuer. (Die Reiherbeize.)

— Schön Elsbeth mit dem Schützen ritt
In's Thal hinab in sachtem Schritt.
Schon witterten den Wasserduft
Die Falken, gierig nach dem Raube,
Und schrieen wild nach Licht und Luft,
Laut schüttelnd die verhaßte Haube.
Schon zeigte sich des Waidwerks Ziel;
Der kleinen Wasservögel viel
Verkrochen sich im Schilf am Weiher.
Doch stehen blieb ein starker Reiher,
Der schaute trotzig und verwegen
Des Feindes Angriffsstoß entgegen.
Schön Elsbeth lös't des Falken Band.
Er reckte sich auf ihrer Hand,
Und sträubte zornig sein Gefieder,
Doch duckt' er sich gehorsam wieder,
Nun aber hub sie seinen Hut,
Da schwang der Vogel keck die Schellen
Und stürmte hoch mit wildem Muth
Und ließ den Jubelruf ergellen.
Schnell faßt sein scharfes Aug' den Feind,
Der seinem Groll zu trotzen scheint;
Fast naht er ihm in jähem Lauf,
Da schwingt der Reiher rasch sich auf
Und beut mit starken Flügelschlägen
Dem Gegner seine Brust entgegen.
Nun strebt ein Jeder obzusiegen
Und will den Andern überfliegen,
Und Beide wild mit Pfeilesschnelle
Erheben sich zur Sonnenhelle.
Der Reiher stellt sich unbehut,
Da stößt behend auf ihn der Falk —
Drauf harrte längst mit tück'schem Muth
Der wohlerfahrne arge Schalk —
Schnell reckt er vor den spitzen Schnabel
Und spießt den Falken auf die Gabel;
Recht mitten brach die Brust entzwei,
Er endete mit kurzem Schrei
Und fiel mit schwirrendem Gefieder
Zu seiner Herrin Füßen nieder.
Der Reiher aber im Triumph
Sah nieder auf des Feindes Rumpf,
Und schwang in blinder Siegeslust
Die weiten Kreise stolzbewußt.
Da ward vom Tod er doch ereilt;
Denn Otto hat schon unverweilt
Auch seinen Falken losgebunden,
Den besten, den man je gefunden.
Den hatt' er nach der Kunst gelehrt,
Wie man des Reihers Waffen wehrt,
Und nun im rechten Augenblick
Zog er die Haub' ihm vom Genick.
Jach rauscht' er auf: in weitem Kreis,
Umzog den Sieger er mit Fleiß,
Mit manchem trügerischen Stoß
Macht' er ihn kühn und sorgenlos,
Als wär' zu bang er, bei dem Nacken
Den starken Gegner anzupacken.
Zuletzt, da schon der Reiher träg,
Hub er sich über ihn und schräg
Schoß er zum Halse links hernieder.
Weit stob des Vogels weiß Gefieder,
Und nun im wilden Todeskampfe
Mit gellem Schrei und grimmem Krampfe
Strebt fort des Wunden matter Flug,
Der oft im Flattern überschlug;
Doch mit des Schnabels spitzem Zahn
Hielt sich der Falke grimmig an,
Indeß die Schenkel stark von Fängen
Sich in des Gegners Seiten drängen.

So ließ er sich entlang dem Weiher
Fortschleppen von dem matten Reiher.

Rasch ritt schon Otto beiden nach
Und spähte nach des Vogels Falle,
Da — rechts von ihm ein jäher Krach!
Die junge Fichte sprang mit Knalle,
Durch dicht Geheg in schneller Flucht
Brach eines Ungeheuers Wucht:
Es war der Auerstier! Mit Macht
War er vorbeigestürmt der Jagd
Und wollte durch das tiefe Moor
Zum hohen Bergeskamm empor,
Von wo er sich zu seinem Schaden
Beim niedern Wald zu Gast geladen.
Nun schoß er mit gewalt'gem Satz
Hervor auf offnen Wiesenplatz,
Ein Sohn der Hölle, schwarz und wild,
Unbänd'ger Kraft ein schaurig Bild.
Dumpf drang aus seiner Brust die Stimme,
Er schnaubte wild im Rachegrimme,
Denn aus den Seiten grausig floß
Ihm Schweiß von Speeren und Geschoß;
Die Klauen troffen ihm vom Blute
Der Hunde, die er niederwarf,
Wenn sie mit allzukeckem Muthe
Begegneten dem Horne scharf.
Und als die Beiden er erschaut,
Die neuen Feinde auf dem Plan,
Rollt' er den Schweif und brüllte laut
Und stierte glasigen Aug's sie an.
Doch Elsbeths bunter Federhut
Und ihres Zelters weiße Pracht
Empörten zu Vernichtungswuth
Den düstern Sohn der Waldesnacht.
Still stand er einen Augenblick —
Dann sträubt er borstig sein Genick
Und senkte schon zum Stoß im Zorn
Tod drohend das gewaltige Horn.
Umsonst, daß Otto's lauter Schrei
Ihn lockte zum erneuten Streite —
Er saus'te wild an ihm vorbei
Und schoß voran nach Elsbeths Seite.

Doch wo der Mensch des Lebens Zier
Verloren giebt dem Ungeheuern,
Da bleiben Listen noch dem Thier,
Die es zur Rettung kühn befeuern.
Denn Elsbeths Pferd, gewandt und klug,
Zog rasch den straffen Zügel freier
Und braus'te langgestreckt im Flug
Vorüber zwischen Wald und Weiher.
Auch Otto, männlich rasch gefaßt,
Legt ein den kurzen Jägerspeer,
Und spornt sein Roß zu wilder Hast.
So saus'ten sie am Ufer her:
Elsbeth zuerst, der Ur sodann,
Und hinter ihm der kühne Mann.
Bald hätte nun des Zelters Kraft
Die Maid dem trägen Feind entrafft;
Schon that sich auf des Waldes Wilde,
Dort siegte wohl der Renner leicht,
Wenn erst das ebne Blachgefilde
Sein angstbeschwingter Lauf erreicht:
Doch weh, es zwingt das Todesgrauen
Die Maid, im Ritt sich umzuschauen —
Umsonst, daß Otto's lautes Wort
Sie drängt zur linken Seite fort;
Den Zügel zieht sie an im Krampf —
Was frommte nun des Thieres Kampf!
Zur Rechten wird es abgelenkt,
Wo vorn der Wald den Weg verengt,
Und rechts des Weihers düstre Fluth
Wie lauernd auf ein Opfer ruht.
Jetzt jagen sie auf hohem Damm —
Da springt hervor ein Eichenstamm,
Der tief in harten Fels gezwängt
Plötzlich den Pfad zusammendrängt.
Ringsum die jähen Klippen düstern:
Das Pferd hält an mit weiten Nüstern,
Und schnaubend, zitternd starrt es an
Des Feindes todverkündend Nah'n.
Auch Otto im Verzweiflungsgraus
Sah schon den sichern Stoß voraus —
Da hub sich Elsbeth hoch im Bügel,
Fest packte sie die straffen Zügel,
Und riß das Thier mit klarem Muth
Herüber zu des Weihers Fluth.
Mit aller Kraft ein Gertenhieb
Das Pferd zum kühnen Sprunge trieb,
Der von dem steilen Damm im Flug
Hinunter in den Abgrund trug.
Das Thier setzt an — allein es kürzt
Verzagt den Satz im halben Sprunge,
Und über seinen Nacken stürzt
Elsbeth hinab in jähem Schwunge.
Das Pferd, sich selber überlassen,
Weiß bald den besten Rath zu fassen,
Und rennt an dem gewalt'gen Ur
Vorbei auf kaum verlassner Spur,
Vorbei an Otto dann, und leicht
Hat's bald den freien Raum erreicht.
Still steht der Ur mit stieren Blicken
Und will zum Sprung hinab sich schicken,
Wo Elsbeth aus den Fluthen winkt
Und tiefer, tiefer schon versinkt.
Da trifft ihn Otto's Meisterstoß
Recht wo das Ohr am Nacken schließt,

Wo aus des Lebens tiefem Schooß
Das dunkle Blut zum Haupte fließt.
Ab brach der Speer im mächt'gen Pralle,
Und Otto selber kam zu Falle,
Weil ihm sein toderschöpftes Roß
Im Gegenstoß zu Boden schoß.

Da war er hin dem Feind gegeben,
Und sie versank im kalten Grab,
Wenn nicht ein neu versiegelt Leben
Den Beiden die Frau Minne gab.
Denn eh' noch Otto auf sich schwingt,
Ertönt ein Horn, und grimmgemuthet
Hervor ein mächtger Rüde springt:
Der packt den Ur, der matt verblutet.
Der Förster Hugo eilt ihm nach,
Der schnell des Ures Spur erjagte;
Kaum schaut er die Gefahr und jach
Beginnt den Kampf der Unverzagte.
Geschützt von dem gewalt'gen Hunde
Giebt er dem Grausen Wund' auf Wunde.
Doch Otto stürzt sich in die Fluth —
Ach längst ist Elsbeth schon gesunken!
Doch schwimmt noch hoch ihr Federhut
Und zeigt, wo sie den Tod getrunken.
Er taucht hinab — o Glück! er faßt
Mit starkem Arm die süße Last;
Er taucht hinauf mit kräft'gem Stoß:
Ein starker Schwimmer, sammt der Bleichen
Er zwingt das dunkle Todesloos
Und hebt sie zu des Lichtes Reichen.
Ihr Haar vom Naß des Hafts beraubt,
Umfließt sein kühngehobnes Haupt —
Das Leben spürt er neu sich regen,
Sie neigt sich seiner Brust entgegen,
Sie fühlt mit innigem Erwarmen
Sich in des Vielgeliebten Armen.
Er schwimmt mit ihr zum Ufersaum;
Da stand ein junger Weidenbaum;
Den faßt er bei den schwanken Zweigen,
Die sich zum Wasserspiegel neigen,
Und hebt mit seiner nervigen Hand
Sie auf des Ufers trocknen Sand.
Sie schlägt die Augen auf zum Licht,
Sie schaut ihm still in's Angesicht,
Sie preßt die Lippen bleich und kalt
Auf seinen Mund in sel'gen Schmerzen
Und hält mit liebender Gewalt
Ihn fest und fester an dem Herzen.
Da faßt auch ihn ein Wonneschauer,
Vergessen Sorg' und Angst und Trauer!
Er schmiegt in stolzer süßer Lust
An ihren Busen seine Brust.

O Priester Tod, du treuer, ächter!
Du schmiedest fest der Liebe Band;
Du mehr als Welt und Glück gerechter,
Rasch einst du Busen, Mund und Hand.
Du sprengst im ungeheuern Schwanken
Des Lebens scharfgezogne Schranken;
In deinem grausen Donnerlaut
Ergiebt dem Mann sich kühn die Braut.
Denn vor der aufgesprengten Pforte,
Die eine Ewigkeit erschließt,
Da gilt das Herz nur statt der Worte,
Das dann sein tiefst Gefühl ergießt. —

Theodor Klein,

ein Lyriker elsässisch-deutscher Zunge, wurde am 20. März 1820 zu Straßburg geboren, wo er sich auch niederließ, anfangs Notar und später Vorstand einer Assekuranz-Gesellschaft.

Einer jener trefflichen Charaktere, welche trotz des französischen Zepters das deutsche Element nicht zu verläugnen im Stande sind, sondern durch Poesie, vorzugsweise lyrische, fortpflanzen. Die Tiefe ihres Gemüths, welche den rechten Ausdruck sucht, hindert sie, die französische Sprache der ungleich reicheren und fügsameren deutschen vorzuziehen.

Schriften. 1) Frühlingsblüthen. Straßburg 1840. 2) Lieder. Mühlhausen im Elsaß 1846.

Beim Herbststurm.

Der Sturm in kecken Sätzen
Durchtos't der Lüfte Schooß,
Als ging das wilde Hetzen
Des Geisterjägers los.

Er peitscht im Felsenbecken
Des Bächleins Wellenschaum,
Gleich einem dünnen Stecken
Knickt er den stärksten Baum.

Dann fährt von Bergesgipfeln
Herab der Nimmersatt
Und raubt den kahlen Wipfeln
Das letzte gelbe Blatt.

Es will mich fast gemahnen
Solch Treiben keck und wild
An eigner Lebensbahnen
Verdämmernd fernes Bild.

Da war dem Jugendmuthe,
All' seiner Fesseln los,
Daß er's nicht überfluthe,
Kein Hinderniß zu groß!

Ach, Gott, das ist die Sage —
Wie klingt sie bittersüß —
Von goldner Frühlingstage
Versunk'nem Paradies!

An meine ersten Lieder.

Ihr Lieder, die ihr einst der Brust
Als leichte Schwalben keck entflattert,
Wie haltet ihr mit junger Lust
Noch jetzt mein altes Herz umgattert!

Der jubelnd euch in's Dasein rief,
Der Frühling ist schon längst entschwunden,
Dieweil ihr noch die Seele tief
Durchweht in heil'gen Weihestunden.

Ihr habt den Jüngling oft beglückt
Im Drang der Lust, im Drang der Schmerzen,
Und auch der Mann lauscht noch entzückt,
Wenn ihr erwacht im öden Herzen.

Des Alltagslebens schwüler Haft
Mit seinen kalten Forderungen
Er dann vergessend sich entrafft,
Durch eures Zaubers Macht bezwungen.

Und seiner Träume Paradies
Erschließt ihm nun die goldnen Hallen;
Durch's öde Herz fühlt mild und süß
Er wieder Frühlingsdüfte wallen.

Er lebt die alte Rosenzeit
Noch einmal durch mit allen Wonnen,
Bis unter'm Kuß der Wirklichkeit
Das flücht'ge Traumesglück zerronnen.

Ewald Christian von Kleist,

ein Lyriker aus der ersten Epoche des Wiedererwachens unserer Litteratur, wichtig durch seine einfache Mitwirkung für die Erneuerung unserer Poesie, stammte aus einem alten wackeren Geschlechte und wurde am 5. März 1715 auf dem väterlichen Stammgute Zeblin bei Köslin in Pommern geboren. Die Eltern sorgten durch Hauslehrer für eine tüchtige Erziehung des Knaben, der sich anfangs mehr für den

Militärstand und körperliche Uebungen interessirte als für ein wissenschaftliches Zimmerleben; gleichwohl wünschten sie, daß er sich dem Civilstaatsdienste widmen möchte. Schon im neunten Lebensjahre schickten sie ihn daher auf die Jesuitenschule zu Cron in Groß-Polen, im funfzehnten auf das Gymnasium zu Danzig; inzwischen hatte seine Liebe für die Wissenschaften zugenommen, so daß er im Alter von sechszehn Jahren (1731) nach Königsberg ging, um an der dortigen Universität die Rechte zu studiren, und aus eigenem Antriebe seine Wißbegierde auf alte Litteratur, Sprachkunde, Philosophie und Mathematik ausdehnte. Nach einigen Jahren veranlaßten ihn die geringen Mittel seiner Familie und der Mangel an Aussichten, welche ihm das Vaterland darbot, zu seinen einflußreichen Verwandten in Dänemark sich zu begeben. Aber auch dort gelang es ihm nicht durch Hülfe seiner Vettern, der Generäle von Staffelt und von Folkersahm, eine Anstellung im Civildienste zu finden. Auf solche Weise erfuhr sein Schicksal die Wendung, daß er im Jahre 1736 als dänischer Offizier untergebracht wurde. Fleißig bildete er sich jetzt in den Kriegswissenschaften aus, doch erwachte auch gleichzeitig in ihm eine lebhafte Neigung für die Poesie, indem er seine geistige Nahrung aus den lateinischen Klassikern schöpfte, namentlich aus Horaz und Virgil. Mit dem Regierungsantritte Friedrich's des II. trat er in vaterländische Dienste über; dem großen Könige persönlich vorgestellt, wurde er von ihm im Jahre 1740 zum Leutnant bei dem Regimente des Prinzen Heinrich ernannt. Nach den Feldzügen von 1744 bis 1745 aus Böhmen zurückgekehrt, stieg er 1749 zum Stabskapitän auf, erhielt 1751 eine Kompagnie, besuchte 1752 die Schweiz als preußischer Werber und wurde 1757 zum Major bei dem Hausen'schen Regimente befördert, welches mit dem Ausbruche des siebenjährigen Kriegs von Halle nach Leipzig rückte. Unterdessen hatte Kleist Freundschaft mit verschiedenen Dichtern geschlossen, die der vielumhergeschlagene Soldat nach und nach persönlich kennen lernte, mit Gleim, Ramler, Bodmer und Wieland; sein Name war bereits durch eine im Jahre 1749 erschienene Dichtung „der Frühling" berühmt geworden. In Leipzig machte er auch die vertraute Bekanntschaft von Gellert, Weiße und Lessing.

Doch der verhängnißvolle Krieg sollte des Mannes Laufbahn, welche ihm außer den militärischen auch die schönsten poetischen Lorbeeren verhieß, frühzeitig abkürzen. Nachdem er 1758 in der Armee des Prinzen Heinrich gegen die Oesterreicher und 1759 in Franken gefochten hatte, mußte er noch in dem nämlichen Jahre unter dem General Fink gegen die Russen ausrücken; die entsetzliche Schlacht bei Kunersdorf entbrannte am 12. August, welche für die Preußen verloren ging.

Durch Tapferkeit wie immer sich auszeichnend, hatte der Major Kleist bereits mehrere Kontusionen empfangen, den Degen aus der verwundeten rechten Hand in die linke genommen und schon drei Batterien der Russen mit seinem Bataillon erobert, als er bei dem Ansturm gegen die vierte Batterie einen Schuß in den linken Arm erhielt, so daß er die Waffe wieder in die Rechte faßte, ohne sich im Vordringen aufhalten zu lassen. Kaum war er noch dreißig Schritte von der zu erstürmenden Batterie entfernt, da zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel das rechte Bein, er sank bewußtlos vom Pferde mit dem Ausrufe: „Kinder, verlaßt euern König nicht!" Zwar gelang es noch den Seinigen, den Herabgestürzten hinter die Fronte zu schaffen, aber der Feldscheer, der ihn verbinden wollte, wurde in den Kopf geschossen, die Kosacken sprengten vor und warfen den preußischen Offizier, nachdem sie ihn geplündert, nackend in einen Sumpf. Im Verlaufe der Nacht nahmen sich etliche vorüberziehende russische Husaren seiner an, zogen ihn aufs trockene Feld und beschenkten ihn mit einem Mantel; auch warf ihm einer derselben ein Geldstück zu. Allein die Kosacken kehrten am Morgen wieder und beraubten ihn abermals ohne Erbarmen. Endlich gegen Mittag rief der Verschmachtende einen russischen Offizier an, welchen der Zufall in seine Nähe geführt hatte; dieser ließ ihn noch vor dem Anbruche der Nacht nach Frankfurt an der Oder geleiten, wo eine elf Tage nach der Schlacht eintretende Verblutung am 24. August 1759 seinem verstümmelten Körper den Tod brachte.

Zur völligen Durchbildung seiner poetischen Begabung vermochte Kleist nicht zu gelangen, gehindert durch das Zeitalter, in welchem er lebte, durch das wirre kriegerische Treiben und den frühzeitigen Schlachtentod, welchen er im Kampfe gegen russische Barbaren erlitt. Demungeachtet hat er eine klassische Bedeutung gewonnen: er war einer der wenigen Dichter, welche schon vor Klopstock's Auftreten unsere Lyrik auf Naturwahrheit zurückzuführen strebten. Wie oberflächlich auch manche seiner Darstellungen ausgefallen sind, wie häufig ihnen die Plastik im Einzelnen, die künstlerische Abrundung im Ganzen gebricht, sie zeichnen sich vor den gemachten Papierblumen der Vorgänger dadurch aus, daß sie seine Persönlichkeit ohne Heuchelei zum Ausdruck bringen, seinen mannhaften Charakter, seinen mit freundlicher Milde gepaarten edeln Ernst, seine reine Seelenstimmung in Freude und Schmerz. Daher wir ihn denjenigen Geistern beizählen müssen, die, obwohl auf beschränktem Gebiete, bahnbrechend vorausgingen und mustergültig wurden. Mit seinem Zeitgenossen Haller theilt er sowohl die Liebe zur Natur als die vorwiegende Richtung zum Reflektiren, wie am deutlichsten aus seinem vornehmsten Gedichte „dem Frühling" erhellt; der Dichter Uz steht von dieser Weise nicht fern ab. Im Allgemeinen aber schlug Kleist jenen elegischen und anmuthigen, leichten und gefälligen Ton an, wie er in der Idylle späterhin durch Voß, Hebel und Andere, in landschaftlichen Gemälden und Naturschilderungen durch Hölty, Göckingk, Salis und Matthisson fortgebildet wurde.

Rücksichtlich seiner äußeren Form ist es merkwürdig, daß er dem Hexameter, welcher dem Publikum vor Klopstock nicht recht munden wollte, eine eigenthümlich deutsche Gestalt zu geben versucht hat, indem er im „Frühling" vor den eigentlichen Rhythmus des antiken Sechsmessers eine Vorschlagsylbe setzte. Das nämliche unangemessene Manöver dehnte er sogar auf das ganze elegische Distichon aus. Doch an der Vollendung der Form fehlte ihm schon in den Augen Ramlers so viel, daß dieser, der die Manie zu corrigiren hatte, nicht unterließ an den Gedichten des Freundes zu feilen, wie sehr Kleist sich auch gegen das rauhe Verfahren sträubte.

Schriften. 1) Der Frühling. Berlin 1749. Neue Auflage 1750. 2) Gedichte. Ebend. 1756. 3) Neue Gedichte. Ebend. 1758. 4) Cissides und Paches, in drei Gesängen. Ebend. 1759.

Sämmtliche Werke. Berlin 1760. 4. Auflage 1782. 2 Bände. (Mit Ramler's Correcturen.) — Dieselben. Herausgegeben mit des Dichters Leben von Wilhelm Körte. Ebend. 1803. 2 Bände. 4. Aufl. 1840. (Neue Original-Ausgabe.)

Einladung aufs Land.

An Ewald.

Der Westwind fliehet Flur und Weiden,
Die nicht mehr blühn;
O Thyrsis! sollen Scherz und Freuden
Mit ihm entfliehn?

Nein, der Orkane wildes Blasen,
Die um mein Gut
Izt heulend, ausgeschlossen, rasen,
Hemmt nicht den Muth.

Komm mit mir in der öden Fluren
Bereiftes Gras,
Verfolg' mit mir des Wildes Spuren
Im Wald von Glas.

Und hör' des Hains Gewölbe schallen,
Wenn's Horn erwacht;
Und sieh von hohen Bergen fallen
Die schnelle Jagd.

Dann eil' in meine Wohnung wieder,
Müd' aus dem Hain,
Und singe mit mir süße Lieder
Bei frohem Wein.

Und Chloris, die durch ihre Saiten
Dein Herz entwandt,
Soll Lalagens Gesang begleiten
Mit kluger Hand.

Sieh hin! die Sterne sind erschienen,
Und Luna winkt;
Sie streiten gleichsam, wer von ihnen
Am besten blinkt.

Den Scherz mit Küssen zu verschwistern,
Und, fern von Neid,
Den langen Abend zu verflüstern,
Ist's itzo Zeit.

Komm! laß uns unsern Geist erheitern.
Wen Gold ergötzt,
Mag in der Flut am Felsen scheitern,
Der sich entsetzt.

Ruhm, Reichthum, Pracht, des Hofs Beschwerde,
Vom Volk verehrt,
Ist Wahn, und nicht des Herrn der Erde,
Des Weisen, werth.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land,
Jenseit des Meers, zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er.
In sich gekehrt, ich half so viel als ihr
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur, ach, wie wirds
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land in's Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, itzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.
Nach vielem Ruh'n sah er das beßre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.
„Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers giebt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch."

Aus „dem Frühling."

Aus rosenfarbnem Gewölk, mit jungen Blumen umgürtet;
Sank jüngst der Frühling vom Himmel: da ward sein göttlicher Odem
Durch alle Naturen gefühlt; da rollte der Schnee von den Bergen,
Dem Ufer entschwollen die Ströme, die Wolken zergingen in Regen,
Die Wiese schlug Wellen, der Landmann erschrack. — Er hauchte noch einmal:
Da flohn die Nebel und gaben der Erde den lachenden Aether,
Der Boden trank wieder die Fluth, die Ströme wälzten sich wieder
In ihren beschilften Gestaden. Zwar streute der weichende Winter
Bei nächtlicher Wiederkehr oft von kräftig geschüttelten Schwingen
Reif, Schneegestöber und Frost, und rief den unbändigen Stürmen;
Die Stürme kamen mit donnernder Stimm' aus den Höhlen des Nordpols,
Verheerten heulende Wälder, durchwühlten die Meere von Grund auf —
Er aber hauchte noch einmal den allbelebenden Oden:
Die Luft ward sanfter; ein Teppich, mit wilder Kühnheit aus Stauden
Und Blumen und Saaten gewebt, bekleidete Thäler und Hügel.
Nun fielen Schatten vom Buchbaum herab; harmonische Lieder
Erfüllten den dämmernden Hain. Die Sonne beschaute die Bäche:
Die Bäche führeten Funken. Gerüche flossen im Luftraum;
Und jeden schlafenden Nachhall erweckte die Flöte der Hirten.

Ihr, deren betrogene Seele, wie wolkichte Nächte des Winters,
Kein Strahl der Freude besucht! verseufzet in Zweifel und Schwermuth
Die flüchtigen Tage nicht mehr. Es mag die sklavische Ruhmsucht,
Die glühende Rachgier, der Geiz und die bleiche Mißgunst sich härmen:
Ihr seid zur Freude geschaffen; der Schmerz schimpft; Tugend und Unschuld
Trinkt Wollust! Für euch ist die Wollust! Sie wallt und tönet in Lüften,
Und grünt und rieselt im Thal. — Und ihr, Freundinnen des Lenzen,

Ihr blühenden Schönen! o flieht den athemraubenden Aushauch
Von goldenen Kerkern der Städte! Kommt! Echo lacht euch entgegen,
Und Zephyr erwartet sein Spiel mit euern geringelten Locken,
Indem ihr durch Thäler und Haine tanzt oder, gelagert am Bache,
Violen pflücket zum Strauß vorn an den unsträflichen Busen.

Komm, Muse! Laß uns im Thale die Wohnung und häusliche Wirthschaft
Des Landmanns betrachten. — Hier steigt kein parischer Marmor in Säulen
Empor, und bückt sich in Kämpfern. Hier folgt kein fernes Gewässer
Dem mächtigen Rufe der Kunst. Ein Baum, worunter sein Ahnherr
Drei Alter durchlebte, beschattet ein Haus, von Reben umkrochen,
Durch Dornen und Hecken beschützt. Im Hofe dehnt sich ein Teich aus,
Worin, mit Wolken umwälzt, ein zweiter Himmel mich aufnimmt,
Wenn jener sich über mir ausspannt: ein unermeßlicher Abgrund!
Die Henne jammert am Ufer mit strupfigten Federn und locket
Die jüngst gebrüteten Entchen; sie fliehn der Pflegerin Stimme,
Durchplätschern die Fluth und schnattern im Schilf. Langhälsige Gänse
Verjagen von ihrer Zucht mit hochgeschwungenen Flügeln
Den zottigen Hund; nun beginnen ihr Spiel die gelbhaarigten Kinder,
Verstecken am Wasser den Kopf und hangen mit rudernden Füssen
Im Gleichgewichte. — Dort läuft ein kleines geschäftiges Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitschreitenden Hühnern.
Nun steht es und täuscht sie leichtfertig mit eitlem Wurfe, begießt sie
Nun plötzlich mit Körnern und sieht sie vom Rücken sich essen und zanken.
Dort lauscht in dunkler Höhle das weiße Kaninchen und drehet
Die rothen Augen umher. Aus seinem Gezelte geht lachend
Das gelbe Täubchen und kratzt mit röthlichen Füßen den Nacken,
Und rupft mit dem Schnabel die Brust, und untergräbet den Flügel,
Und eilt zum Liebling auf's Dach. Der Eifersüchtige zürnet,
Und dreht sich um sich und schilt. Bald rührt ihn die schmeichelnde Schöne:
Dann tritt er näher und girrt. Viel Küsse werden verschwendet!
Jetzt schwingen sie lachend den Flügel und säuseln über den Garten.

O grünet, ihr holden Gefilde! Ihr Wiesen und Schlösser vom Laube!
Grünt, seid die Freude des Volks! Dient meiner Unschuld auf immer
Zum Schirm, wenn Bosheit und Stolz aus Schlössern und Städten mich treiben.
Mir wehe Zephyr aus euch, durch Blumen und Hecken noch öfter
Ruh' und Erquickung in's Herz! Laßt mich in euren Revieren
Den Herrn und Vater der Welt, der Segen über euch breitet
Im Strahlenkreise der Sonnen, im Thau und in träufelnden Wolken,
Noch fern auf Flügeln der Winde, in eurer Schönheit verehren,
Und melden voll heiliger Regung sein Lob antwortenden Sternen!
Und wenn nach seinem Geheiß mein Ziel des Lebens herannaht,
Dann sei mir endlich in euch die letzte Ruhe verstattet!



Heinrich von Kleist,

ein dramatischer Dichter und Novellist von vorzüglicher Begabung, doch nur in etlichen Schauspielen von klassischer Bedeutung, im Allgemeinen von nicht ganz befriedigendem Interesse, wurde am 10. Oktober 1776 in Frankfurt an der Oder geboren, trat als Fahnenjunker in preußische Dienste und nahm als Leutnant an dem Feldzuge gegen Frankreich Theil, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts stattfand. Nach Herstellung der Waffenruhe studirte er von 1799 bis 1800 an der Universität seiner Vaterstadt die Rechte; worauf er im Ministerium des Auswärtigen unter Struensee eine Anstellung in Berlin erhielt. Doch bald nahm er sich Urlaub, um auf Reisen zu gehen; er verweilte ein Jahr in Paris, besuchte auf längere Zeit die Schweiz, ging im Sommer 1803 nach Dresden und begab sich noch ein zweites Mal über die Schweiz nach Frankreich. In Berlin wieder eingetroffen, ließ er sich um die Mitte des Jahres 1806 im Finanzministerium anstellen, obgleich ihm das ruhige Geschäftsleben nicht sonderlich mehr zusagen konnte. Nur allzubald wurde die unglückliche Schlacht von Jena geschlagen, welche ganz Deutschland in Napoleon's Hände lieferte; Kleist flüchtete mit seinen Amtsgenossen nach Königsberg und sah sich in der Lage, seine Entlassung nachzusuchen. Die in Preußen herrschenden Franzosen nahmen ihn vor den Thoren Berlins gefangen und schleppten ihn im Februar 1807 über ihre Grenzen nach Joux und Chalons; schon im nämlichen Jahre erhielt er zwar seine Freilassung und durfte sich nach Deutschland zurückbegeben, aber seit diesem Augenblicke bemächtigte sich des großgesinnten und geistreichen Mannes, der ohnehin schon zum Trübsinn neigte, eine wachsende Schwermuth über das namenlose Unglück, welches das gemeinsame Vaterland niedergeschmettert hatte. Auch die Umstände seiner äußerlichen Lage waren so trübselig geworden, daß sie seine Hoffnungslosigkeit sowohl nach

allen Seiten hin als in Bezug auf seine eigene Person und Wirksamkeit steigern mußten. Vergebens suchte er im Musendienste Erheiterung, nachdem er sich schon seit seinem ersten schweizerischen Aufenthalte mit allerlei poetischen Arbeiten beschäftigt hatte; diese Aufgaben setzte er in Dresden, wo er von 1807—1810 eine Zuflucht fand, über die Gegenwart sich erhebend fort, bis ihn die Verhältnisse nach Berlin zurückführten, wo er mehrere seiner Schriften herausgab. Wir dürfen annehmen, daß ihn die öffentliche Trübsal wie das mehrjährige Elend seiner Lage zu einer Verzweiflung brachte, die er zu bannen nicht mehr Geisteskräfte genug besaß: zum heiteren Ausblick in die Zukunft vermochte er sich nicht rechtzeitig emporzuraffen. Ungeduldig wie er war, verstand er sich nicht dazu, an gleichgesinnten Freunden sein Herz aufzurichten und die Hoffnung auf die Wiedergeburt des Vaterlandes zu nähren, so daß ein sehr unbedeutendes Zusammentreffen von Umständen genügte, sein Schicksal zu einem schnellen tragischen Ende zu führen. Er hatte einer Freundin, der Gattin eines Kaufmanns, welche, wie sie glaubte, an einer unheilbaren Krankheit siechte, unbedacht sein Ehrenwort gegeben: ihr einen Dienst zu leisten, sobald sie ihn fordern werde; ihr Name war Adolphine Sophie Henriette Vogel, geborne Keber. Um den Schmerzen ihres Uebels zu entgehen, forderte diese vielleicht halbirrsinnige Frau den schwermüthigen Dichter auf, sie zu tödten; dieß geschah am 21. November 1811 in einem Gehölz bei Potsdam, indem er mit dem Pistol zuerst sie, dann aber auch sich selbst erschoß. Beide wurden, wie sie gewünscht hatten, auf der Stelle, wo sie hingesunken waren, nebeneinander begraben.

Daß die von Heinrich von Kleist binnen eines sehr kurzen Zeitraums hingeworfenen Werke einen ebenso talentvollen Künstler als ungewöhnlichen Charakter beurkunden, darüber ist die litterarhistorische Kritik einverstanden. Werden doch von seinen dramatischen Arbeiten „das Käthchen von Heilbronn“ und „der Prinz von Homburg“ noch heutzutag mit einer größeren Bühnenwirkung aufgeführt, als die meisten Stücke unserer jüngsten berufensten Theaterdichter. In der traurigen Epoche nach Schiller's Tode war er der erste Dramatiker, welcher eine selbstständige Bahn eingeschlagen hat Aber selbst seine besten Leistungen bringen uns zu dem Schlusse, daß er weder zur rechten Erkenntniß, noch zur völligen Durchbildung seines Talents gelangt ist. Anstatt von den Bahnen eines Schiller auszugehen, hatte er sich in dem Irrgarten der damals in Blüthe stehenden Romantik verfangen, ohne die Fessel ganz abschütteln zu können. Denn wie Ludwig Tieck sogar in seinen letzten Novellen, Karl Immermann in seinem „Münchhausen“ nicht unterlassen konnten, mitten aus ihrem klassischen Himmel immer wieder in die trübe Sphäre ihrer jugendlichen Romantik zurückzufallen, ebensowenig vermochte sich auch Kleist von den bizarren Auswüchsen jener deutsch-romantischen Nebelzone frei zu erhalten und in die reine Region harmonischer Anschauung und Empfindung zu retten, vermuthlich durch das Mißverständniß geleitet, nur dasjenige sei poetisch, was

sich zugleich recht absonderlich oder abenteuerlich ausnehme. Daher kam es auch, daß Goethe, wiewohl er sein Talent anerkannte, sich weniger für seine Schriften interessirte als Tieck, der Meister der „romantischen Schule.“ Was aber verhinderte ihn mehr zu leisten als vermittelst eines genialen Kunstvermögens geleistet werden kann, das sich für ein höchstes Ziel zusammenrafft? Unruhig in einem unruhigen Zeitalter hin und her getrieben, einsam mit seinem heldenhaften Charakter in einer erbärmlichen Epoche stehend, war Kleist eine jener unglücklichen Persönlichkeiten, welche wie Hölderlin es nicht über sich gewinnen konnten, Maß zu halten und ihre leidenschaftliche Natur zu zügeln. Das Studium der Kunst und die Ausbildung des Geschmacks war ihm nicht sonderlich ans Herz gewachsen; er hatte meines Erachtens nicht die Absicht, der Dichtkunst ganz sich zu weihen, denn sonst würde er vor allen Dingen in seiner Stimmung und in seiner Lage Lyriker geworden sein: er bediente sich, scheint es, der Dichtkunst lediglich zu dem Zwecke, durch eine möglichst großartige Darstellung seiner Ideen sofort einen praktischen Nutzen zu schaffen, nachdem er durch die Zeitumstände zur Unthätigkeit verurtheilt war. Andernfalls müßte man annehmen, daß seine Natur von Haus aus an einem ungesunden Element gelitten hätte; eine Annahme, welche freilich nur allzusehr mit dem äußerlichen Verlaufe seiner Geschicke übereinstimmt, welcher nichts Erfreuliches hat.

Neuerdings sind die Schriften dieses Autors durch den Journalisten Julian Schmidt gesammelt und bevorwortet herausgegeben worden. Die ästhetische Abschätzung der Kleist'schen Produkte, die in diesem Vorwort aufgespeichert ist, übergehe ich mit Stillschweigen, nachdem ein österreichischer Kritiker in dem Septemberhefte (Jahrgang 1859) der von Adolph Kolatschek redigirten „Stimmen der Zeit“ darüber zu Gericht gesessen hat. Er empfängt nämlich den einleitenden Herausgeber mit folgenden Worten: „Julian Schmidt, der Apostel Boz Dickens, „der Bewunderer G. Freitag's, der Nicolai unserer Tage, der große Kritiker, der Goethe „den subjektiven und Schiller den objektiven Dichter nannte, derselbe Mann wurde dazu aus„erkoren, Heinrich von Kleist's gesammelte Schriften, die eben in einer neuen Auflage „erscheinen, zu revidiren, zu ergänzen und mit einer biographischen Einleitung zu versehen. „Eine unzartere Hand hätte Kleist kaum anfassen und ein gerade zur Charakterisirung solcher „Dichternaturen weniger geeigneter Aesthetiker sich kaum einfinden können. Ich will diese „herbe Behauptung zu beweisen suchen.“ Wie er hierauf seinen Beweis gründlich führt und die jeder Logik entbehrende Flachheit des geschmacklosen Beurtheilers nach allen Seiten hin bloßlegt, unterlasse ich mitzutheilen: schon die obige Charakterisirung desselben genügt für den denkenden Leser. Dagegen hebe ich aus der trefflichen Kritik seines Richters etliche Bruchstücke aus, welche den Standpunkt unsers Autors aufhellen. Er bemerkt unter Anderm: „Heinrich von Kleist wird nur durch Eine Linie von dem größten Poeten getrennt; freilich durch eine nicht unwichtige. Ich kenne in der Weltlitteratur nur noch ein Beispiel, daß ein Dichter das höchste bildende Vermögen und zugleich den eminentesten Kunstverstand, bei solcher Abwesenheit von Ideen, in sich vereinigt hätte, wie eben Heinrich von Kleist, und der ihm ähnliche Dichter heißt Walter Scott.“ Ich möchte hier, ohne die Richtigkeit des Vergleichs im Ganzen anzufechten, zum Vortheil Walter Scott's erstlich einschalten, daß der englische Dichter durchweg ein Epiker ist, dessen Ideen vornehmlich durch die aufgeführten Persönlichkeiten in der objektivsten Weise veranschaulicht werden mußten. Zweitens, daß Walter Scott, wie sehr auch für den Deutschen alle seine Romane „an einer geistigen Monotonie leiden“

mögen, doch nicht „ideenlos" zu nennen ist; überall nämlich führt er als Nationaldichter für den Britten eine herrliche Grundidee durch, die des Patriotismus. Deßhalb bewundert ihn ganz England, während bei Kleist diese Idee in den wenigsten Fällen siegreich vortritt; der deutsche Dichter, der sein Vaterland aufgelöst sah, erhob sich nur selten über den Wirrwarr seiner Tage, meistentheils lassen uns seine Gestalten im Stich. Weiterhin fährt denn auch jener Kritiker mit richtiger Individualisirung unsers Dichters fort: „Heinrich von Kleist's Dramen und Novellen — der Prinz von Homburg, der zerbrochene Krug, das Erdbeben in Chili und die Verlobung auf St. Domingo ausgenommen — leiden an einer Zähigkeit des Trübsinns, den wir aber nur zum Theil als Ausfluß der besonderen Organisation dieses Dichters ansehen können, weil der Einblick in die „„gebrechliche Einrichtung der Welt"" jeden wahren Poeten mit jenem Trübsinn erfüllt hat und erfüllen wird; der volle Genius schwingt sich freilich darüber hinaus und hebt die gebrechliche Einrichtung der Welt auf, indem er sich unter die Nothwendigkeit derselben wie unter einen Schutz begiebt. Das vermochte Kleist nicht, und hier sind wir an seine Schranke gerückt. Jeder Alles umfassende Dichter bringt es zu diesem himmlischen Frieden, zu dieser ewigen Ruhe, die das gesättigte Leben darstellt, während sie sonst immer den Tod bedeutet, und zwar erreicht dieß jeder auf seine Weise. Schiller, dessen Gestalten schon von Anfang an sinnlich abgeschwächt dem Weltganzen gegenüber stehen, entschädigt uns für das mattere Einzelleben durch das ungeheure Fieber, das den ganzen Kreis beherrscht, und das in die ethischen Mächte, deren Kampf mit der selbstständigen Erscheinung es hervorrief, zurückebbt. Goethe, der lyrische und epische Dichter der die ethischen Mächte unter das Naturgesetz stellt, gegen welches seine mit dem schwellendsten Leben ausgestatteten Gestalten halb unbewußt sich auflehnen, entschädigt uns für die mangelnde Energie der reinsittlichen Forderungen durch die Anmuth der Individuen, die in dem Grade, als sie schön sind, ob ihrer Sünden leiden. Schiller erlöst uns von der Erscheinung, indem sich seine Helden selbst, der Erhaltung des Ganzen zu Liebe, das er als Familie oder als Volk veranschaulicht, entweder opfern oder freiwillig bescheiden. Goethe erlöst uns von der Erscheinung, indem er zeigt, wie seine Individuen nie so tief in Sünde, Schmerz und Unglück gerathen, daß sie ihren Schwerpunkt verlieren, vom Verhängniß einmal ereilt, ihren Kreislauf vollendet und keine Form mehr abzustreifen haben."

„Heinrich von Kleist jedoch, der die Gegensätze zwar scharf genug herausarbeitet, legte dem Individuum einerseits zu viel Werth bei und schreckte andererseits vor dem Ungethüm Welt zu sehr zurück. Er ist nicht mit sich und in sich fertig geworden, und er hätte auch dann nicht mit sich fertig werden können, wenn sein äußeres Leben und seine Verhältnisse anders gewesen wären. Poet und Künstler entwickeln sich in ihm nicht gleichmäßig; der Poet, oder was dasselbe sagt, der Mensch, sieht gar nicht ab, wie und wo der ewige Widerspruch zwischen dem Individualismus und der Allheit besänftigt und versöhnt werden könne, aber der Künstler sah wohl ein, daß ohne die Darstellung des Siegs der allgemeinen Mächte eine Kunstschöpfung unmöglich sei. Seine meisten Gestalten verbrauchen ihre Lebensflamme mit einer Hast und Angst, als spürten sie schon den Sturm, der sie ausblasen wird, noch ehe er hereingebrochen, man verweilt auf keinem unbefangenen Antlitz, ohne ihm die Furcht anzumerken, daß bald unheimliche Schatten es umziehen, und keine noch so edle Menschennatur tritt vor uns hin, ohne daß sie uns rasch ihre dämonische Lust verriethe: sich auf Leben und Tod mit dem Geschick zu messen. Alle haben sie scheinbar den besten Willen, mit der

Welt im Einklang zu bleiben, und selten sind es wilde Triebe und Leidenschaften, sondern am häufigsten ist es das sittliche Selbstbewußtsein, das plötzlich einen Anprall von außen erfährt. Sie empfinden daher das erlittene Unrecht um so tiefer, und während gerade die Einbildung von der sittlichen Vollkommenheit ihrer Natur schon von vornherein ihre Schuld ausmacht, sehen sie den Zwiespalt immer nur außerhalb ihres eigenen Wesens und verfolgen dann darin den Feind, dem sie Thür und Thor geöffnet, als ob sie von ihm überfallen worden wären. Aus diesem Gemisch von persönlicher Sicherheit und Furcht geht im Kohlhaas, in der Familie Schroffenstein, in der Penthesileia das Tragische hervor, nicht aber, wie Julian Schmidt meint, aus Mißverständnissen."

„Immer — und hier nehme ich höchstens den Prinzen von Homburg und die Verlobung auf St. Domingo aus — führt bei Kleist zuerst die Welt Schläge auf das Individuum, indeß bei allen übrigen großen und bedeutenden Dichtern zuerst die Individuen gegen die Welt anstoßen. Kleist empfindet einen bittern Reiz, diesen „spröden Widerstand der Welt" gegen Individuen zu veranschaulichen, die so viel als möglich sittlich in sich gefestigt waren und die durch den Kampf aus ihrer Bahn geschleudert werden, während die Shakespeare'schen, Goethe'schen, Schiller'schen Individuen durch den Kampf erst den sittlichen Halt gewinnen. Kleist vernichtet ebenfalls die Einzelerscheinung, aber wir fühlen dabei, der Dichter habe ein Compromiß geschlossen und das zu Boden gerungene Individuum sei mehr werth, als das ganze Kunstwerk, um dessentwillen es geschah. Die Helden sind so stark am Ende wie am Anfang, die Stimmung bleibt auch nach dem Gewitter elektrisch geladen, und wir begegnen einem suchenden, statt einem findenden Dichter. Der ewig denkende Hamlet nöthigt uns, wenn wir die Tragödie überblicken, nicht für eine Sekunde den Klagruf ab: Die Welt sähe doch anders aus, wenn die That an die Stelle des Grübelns und Sinnens getreten wäre! Der ewig handelnde Macbeth zwingt uns nicht, das Gegentheil herbeizuwünschen. Die Erscheinungen werden von Shakespeare stets auf die ewigen Nothwendigkeiten zurückgeführt, und weil Kleist dieß nicht konnte, so stellte sich bei ihm das Tragische fast immer in sekundärer Gestalt dar, doch nie in der Form des Mißverständnisses und des Irrthums, denn Tragisch und „„Mißverständniß"" ist eine contradictio in adjecto. Hat man sich aber einmal jenen Mangel Kleist's deutlich gemacht, dann begreift man auch, warum seine Figuren — der Prinz und der große Kurfürst ausgeschlossen — keine typische Seite besitzen, und dieß erklärt wieder Kleist's ausschweifende Plastik, da man Menschen, die so ungeheuer weit vom allgemeinen Mittelpunkt entfernt wurden, besser greifen und sehen kann, als solche, deren Wesen sich bald hier, bald dort im Urprincip alles Menschlichen verliert. Die Kleist'schen Individuen haben daher, trotz ihrer ausgeprägten und lebendigen Physiognomie, dennoch einen gewissen starren Blick: sie sehen nämlich sämmtlich unverrückt auf das jedesmalige Problem hin, das Kleist auf- und abwickelt; jede Bewegung des Churfürsten, des Prinzen von Homburg, Natalien's, der Offiziere und der Nebenfiguren, der kleinste Zug im Kohlhaas, im Knecht Herse und im Luther, im Dorfrichter Adam, in dessen Schreiber, in Marthe Rull, in Ruprecht u. s. w. Alles deutet zudringlich auf das Centrum des Gedichts, scheinbar überflüssige Bewegungen, gleichsam beiläufige Züge nehmen wir nicht wahr; die Gestalten erinnern an die frommen Juden, die sich beim Gebet mit dem Gesicht nach Osten wenden. Das thut aber der Künstler Kleist, weil die ganze Composition auseinanderliefe, wenn er die nur durch die Verknüpfung der Gestalten mit dem Weltcentrum mögliche, also Kleist's Individuen fehlende

höchste Nothwendigkeit und höchste Freiheit nicht durch die tyrannische Gebundenheit dieser blos bedingt nothwendigen Figuren an den Kern des Gedichts annähernd zu ersetzen strebte.“ —

„Merkwürdiger und geheimnißvoller als die Art, wie sich der vorzugsweise lyrische Kleist in epischer Gegenständlichkeit und in dramatischer Dialektik uns veranschaulicht, kann im Bereiche der Kunst kaum Etwas erscheinen. Kleist, der Mensch, ist lyrisch durch und durch, Kleist, der Künstler, ist außer Stande, in anderen als plastischen Bildern sich auszusprechen; ein Stummer, dessen volle Empfindung Bewegungen und Geberden ausströmt.“ So weit dieser ungenannte Kritiker, nach dessen Urtheil übrigens drei Produktionen Kleist's vollendet oder klassisch sind: der Prinz von Homburg, das Erdbeben in Chili und die Verlobung auf St. Domingo. Doch ließe sich das gleiche Lob nicht minder von dem Lustspiele „der zerbrochene Krug“ aussagen. Ich für meine Person möchte die Novellen, schon ihrer etwas affektirten Prosa wegen, nicht so hoch halten.

Schriften. 1) Die Familie Schroffenstein. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zürich 1803. 2) Amphitryon. Lustspiel. Dresden 1808. Neue Auflage von A. H. Müller. Ebend. 1818. 3) Penthesilea. Trauerspiel. Stuttgart 1808. 4) Phöbus. Journal für Kunst. (Gemeinschaftlich mit A. H. Müller.) Dresden 1808. 5) Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Ein großes historisches Ritterschauspiel. Berlin 1810. 6) Erzählungen. Ebend. 1810—1811. 2 Bände. 7) Der zerbrochene Krug. Lustspiel. Ebend. 1811. 8) Hinterlassene Schriften. Herausgegeben von L. Tieck. (Mit einer Vorrede über Kleist's Leben und Schriften.) Ebend. 1821. 2 Bände.

Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tieck. Berlin 1826. 3 Bände. Neue Auflage revidirt, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung von Julian Schmidt. Ebend. 1859. — Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Demselben. Ebend. 1846. 4 Bände.

Aus dem „Prinzen von Homburg“ (Schluß des dritten Akts).

Fünfter Auftritt.

Der Prinz von Homburg tritt auf. — Die Vorigen. (Die Kurfürstin, Natalie und eine Hofdame.)

Prinz von Homburg
(er läßt sich auf den Knieen vor ihr nieder).
O meine Mutter!

Kurfürstin.
Prinz! was wollt ihr hier?

Prinz von Homburg.
O laß mich deine Knie umfassen, Mutter!

Kurfürstin
(mit unterdrückter Rührung).
Gefangen seid ihr, Prinz, und kommt hierher!
Was häuft ihr neue Schuld zu eurer alten?

Prinz von Homburg (dringend).
Weißt du, was mir geschehn?

Kurfürstin.
Ich weiß um Alles!
Was aber kann ich, Aermste, für euch thun?

Prinz von Homburg.
O meine Mutter, also sprächst du nicht,
Wenn dich der Tod umschauerte, wie mich!
Du scheinst mit Himmelskräften, rettenden,
Du mir, das Fräulein, deine Frau'n, begabt,
Mir Alles rings umher; dem Troßknecht könnt' ich,
Dem schlechtesten, der deiner Pferde pflegt,
Gehängt am Halse flehen: rette mich!
Nur ich allein, auf Gottes weiter Erde,
Bin hülflos, ein Verlass'ner, und kann nichts.

Kurfürstin.
Du bist ganz außer dir! was ist geschehn?

Prinz von Homburg.
Ach! auf dem Wege, der mich zu dir führte,
Sah ich das Grab beim Schein der Fackeln öffnen,
Das morgen mein Gebein empfangen soll.

Sieh diese Augen, Tante, die dich anschaun,
Will man mit Nacht umschatten, diesen Busen
Mit mörderischen Kugeln mir durchbohren.
Bestellt sind auf dem Markte schon die Fenster,
Die auf das öde Schauspiel niedergehn,
Und der die Zukunft auf des Lebens Gipfel
Heut' wie ein Feenreich noch überschaut,
Liegt in zwei engen Brettern leblos morgen,
Und ein Gestein sagt dir von ihm: er war!

(Die Prinzessin, welche bisher auf die Schultern der Hofdame gelehnt, in der Ferne gestanden hat, läßt sich bei diesen Worten erschüttert an einem Tische nieder und weint.)

Kurfürstin.

Mein Sohn! wenn's so des Himmels Wille ist,
Wirst du mit Muth dich und mit Fassung rüsten!

Prinz von Homburg.

O Gottes Welt, o Mutter, ist so schön!
Laß mich nicht, fleh' ich, eh' die Stunde schlägt,
Zu jenen schwarzen Schatten niedersteigen!
Mag er doch sonst, wenn ich gefehlt, mich strafen,
Warum die Kugel eben muß es sein?
Mag er mich meiner Aemter doch entsetzen,
Mit Cassation, wenn's das Gesetz so will,
Mich aus dem Heer entfernen: Gott des Himmels!
Seit ich mein Grab sah, will ich nichts, als leben,
Und frage nicht mehr, ob es rühmlich sei!

Kurfürstin.

Steh' auf, mein Sohn; steh' auf! was sprichst du da?
Du bist zu sehr erschüttert. Fasse dich!

Prinz von Homburg.

Nicht, Tante, eh'r, als bis du mir gelobt,
Mit einem Fußfall, der mein Dasein rette,
Fleh'nd seinem höchsten Angesicht zu nahn!
Dir übergab zu Homburg, als sie starb,
Frau Hedwig mich, und sprach, die Jugendfreundin:
Sei du ihm Mutter, wenn ich nicht mehr bin.
Du beugtest tiefgerührt, am Bette knieend,
Auf ihre Hand dich und erwiedertest:
Er soll mir sein, als hätt' ich ihn geboren.
Nun, jetzt erinnr' ich dich an solch ein Wort!
Geh' hin, als hätt'st du mich erzeugt, und sprich:
Um Gnade fleh' ich, Gnade! laß ihn frei!
Ach, und komm mir zurück, und sprich: du bist's!

Kurfürstin (weint).

Mein theurer Sohn! es ist bereits geschehen,
Doch Alles, was ich flehte, war umsonst.

Prinz von Homburg.

Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück.
Nataliens, das vergiß nicht, ihm zu melden,
Begehr' ich gar nicht mehr, in meinem Busen
Ist alle Zärtlichkeit für sie verlöscht.
Frei ist sie, wie das Reh auf Haiden, wieder,
Mit Hand und Mund, als wär' ich nie gewesen.
Verschenken kann sie sich, und wenn's Karl Gustav,
Der Schweden König ist, so lob' ich sie.
Ich will auf meine Güter gehn am Rhein,
Da will ich bauen, will ich niederreißen,
Daß mir der Schweiß herabtrieft, säen, ernten,
Als wär's für Weib und Kind, allein genießen,
Und wenn ich erntete, von neuem säen,
Und in den Kreis herum das Leben jagen,
Bis es am Abend niedersinkt und stirbt.

Kurfürstin.

Wohlan! kehr' jetzt nur heim in dein Gefängniß,
Das ist die erste Fordrung meiner Gunst!

Prinz von Homburg

(steht auf und wendet sich zur Prinzessin).

Du armes Mädchen, weinst! die Sonne leuchtet
Heut alle deine Hoffnungen zu Grab!
Entschieden hat dein erst Gefühl für mich,
Und deine Miene sagt mir, treu wie Gold,
Du wirst dich nimmer einem Andern weihn.
Ja, was erschwing' ich, Aermster, das dich tröste?
Geh' an den Main, rath' ich, in's Stift der Jungfraun,
Zu deiner Base Thurn, such' in den Bergen
Dir einen Knaben blondgelockt wie ich,
Kauf' ihn mit Gold und Silber dir, drück' ihn
An deine Brust und lehr' ihn Mutter! stammeln;

Und wenn er größer ist, so unterweis' ihn,
Wie man den Sterbenden die Augen schließt.—
Das ist das ganze Glück, das vor dir liegt!

Natalie
(muthig und erhebend, indem sie aufsteht und ihre Hand in die seinige legt).

Geh', junger Held, in deines Kerkers Haft,
Und auf dem Rückweg schau noch einmal ruhig
Das Grab dir an, das dir geöffnet ward!
Es ist nicht finsterer und um nichts breiter,
Als es dir tausendmal die Schlacht gezeigt!
Inzwischen werd' ich in den Tod dir treu
Ein rettend Wort für dich beim Oheim wagen:
Vielleicht gelingt es mir, sein Herz zu rühren
Und dich von allem Kummer zu befrein!
(Pause.)

Prinz von Homburg
(faltet, in ihrem Anschauen verloren, die Hände).

Hätt'st du zwei Flügel, Jungfrau, an den Schultern,
Für einen Engel wahrlich hielt ich dich! —
O Gott, hört' ich auch recht? du für mich sprechen?
— Wo ruhte denn der Köcher dir der Rede
Bis heute, liebes Kind, daß du willst wagen,
Den Herrn in solcher Sache anzugehn?
— O Hoffnungslicht, das plötzlich mich erquickt!

Natalie.

Gott wird die Pfeile mir, die treffen, reichen! —
Doch wenn der Kurfürst des Gesetzes Spruch
Nicht ändern kann, nicht kann: wohlan! so wirst du
Dich tapfer ihm, der Tapfre, unterwerfen:
Und der im Leben tausendmal gesiegt,
Er wird auch noch im Tod zu siegen wissen!

Kurfürstin.

Hinweg! — die Zeit verstreicht, die günstig ist!

Prinz von Homburg.

Nun, alle Heil'gen mögen dich beschirmen!
Leb' wohl! leb' wohl! und was du auch erringst,
Vergönne mir ein Zeichen vom Erfolg!
(Alle ab.)

Schluß des vierten Akts.

Scene: Gefängniß des Prinzen.

Dritter Auftritt.

Der Prinz von Homburg hängt seinen Hut an die Wand und läßt sich nachlässig auf ein auf der Erde ausgebreitetes Kissen nieder.

Prinz von Homburg.

Das Leben nennt der Derwisch eine Reise,
Und eine kurze. Freilich von zwei Spannen
Diesseits der Erde nach zwei Spannen drunter.
Ich will auf halbem Weg mich niederlassen!
Wer heut sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es schon morgen zitternd auf den Leib,
Und übermorgen liegt's bei seiner Ferse.
Zwar, eine Sonne, sagt man, scheint dort auch,
Und über buntre Felder noch als hier:
Ich glaub's! nur Schade, daß das Auge modert
Das diese Herrlichkeit erblicken soll.

Vierter Auftritt.

Prinzessin Natalie tritt auf, geführt von dem Rittmeister Graf Reuß. Hofdamen folgen Ihnen voran tritt ein Läufer mit einer Fackel. — Der Prinz von Homburg.

Läufer.

Durchlaucht Prinzessin von Oranien!

Prinz von Homburg (steht auf.

Natalie!

Läufer.

Hier ist sie selber schon.

Natalie
(verbeugt sich gegen den Grafen).

Laßt uns auf einen Augenblick allein!
(Graf Reuß und der Läufer ab.)

Prinz von Homburg.

Mein theures Fräulein!

Natalie.

Lieber guter Vetter!

Prinz von Homburg (führt sie vor).

Nun sagt, was bringt ihr? sprecht! wie stehts mit mir?

Natalie.

Gut. Alles gut. Wie ich vorher euch sagte,
Begnadigt seid ihr, frei; hier ist ein Brief
Von seiner Hand, der es bekräftiget.

Prinz von Homburg.

Es ist nicht möglich! nein! es ist ein Traum!

Natalie.

Les't! les't den Brief! so werdet ihr's erfahren.

Prinz von Homburg (liest).

„Mein Prinz von Homburg, als ich euch gefangen setzte,
Um eures Angriffs, allzufrüh vollbracht,
Da glaubt' ich nichts, als meine Pflicht zu thun;
Auf euren eignen Beifall rechnet' ich;
Meint ihr, ein Unrecht sei euch widerfahren,
So bitt' ich, sagt's mir mit zwei Worten —
Und gleich den Degen schick' ich euch zurück."

(Natalie erblaßt. Pause. Der Prinz sieht sie fragend an.)

Natalie
(mit dem Ausdruck plötzlicher Freude).

Nun denn, da steht's! Zwei Worte nur bedarfs —
O lieber süßer Freund!

(Sie drückt seine Hand.)

Prinz von Homburg.

Mein theures Fräulein!

Natalie.

O sel'ge Stunde, die mir aufgegangen! —
Hier, nehmt, hier ist die Feder; nehmt, und schreibt!

Prinz von Homburg.

Und hier die Unterschrift?

Natalie.

Das F; sein Zeichen! —
O Bork! o freut euch doch! — O seine Milde
Ist uferlos, ich wußt' es, wie die See. —
Schafft einen Stuhl nur her, er soll gleich schreiben.

Prinz von Homburg.

Er sagt, wenn ich der Meinung wäre —

Natalie (unterbricht ihn).

Freilich!
Geschwind! setzt euch! ich will es euch dictiren.

(Sie setzt ihm einen Stuhl hin.)

Prinz von Homburg.

— Ich will den Brief noch einmal überlesen.

Natalie
(reißt ihm den Brief aus der Hand).

Wozu? — saht ihr die Gruft nicht schon im Münster
Mit offnem Rachen euch entgegengähnen? —
Der Augenblick ist dringend. Sitzt und schreibt!

Prinz von Homburg (lächelnd).

Wahrhaftig, thut ihr doch, als würde sie
Mir wie ein Panther über'n Nacken kommen.

(Er setzt sich, und nimmt eine Feder.)

Natalie (wendet sich und weint).

Schreibt, wenn ihr mich nicht böse machen wollt!

(Der Prinz klingelt einem Bedienten; der Bediente tritt auf.)

Prinz von Homburg.

Papier und Feder, Wachs und Pettschaft mir!

(Der Bediente, nachdem er diese Sachen zusammengesucht, geht wieder ab. Der Prinz schreibt. — Pause. Indem er den Brief, den er angefangen hat, zerreißt und unter den Tisch wirft.)

Ein dummer Anfang.

(Er nimmt ein anderes Blatt.)

Natalie (hebt den Brief auf).

Wie? was sagtet ihr? —
Mein Gott, das ist ja gut; das ist vortrefflich.

Prinz von Homburg (in den Bart).

Pah! — eines Schuftes Fassung, keines Prinzen. —
Ich denk' mir eine andre Wendung aus.

(Pause. — Er greift nach des Kurfürsten Brief, den die Prinzessin in der Hand hält.)

Was sagt er eigentlich im Briefe denn?

Natalie (ihn verweigernd).

Nichts, gar nichts!

Prinz von Homburg.
Gebt!

Natalie.
Ihr las't ihn ja!

Prinz von Homburg (erhascht ihn).
Wenn gleich!
— Ich will nur sehn, wie ich mich fassen soll.
(Er entfaltet und überliest ihn.)

Natalie (für sich).
O Gott der Welt! jetzt ist's um ihn geschehn!

Prinz von Homburg (betroffen).
Sieh' da! höchst wunderbar, so wahr ich lebe!
— Du übersahst die Stelle wohl?

Natalie.
Nein! — welche?

Prinz von Homburg.
Mich selber ruft er zur Entscheidung auf.

Natalie.
Nun ja!

Prinz von Homburg.
Recht wacker, in der That, recht würdig!
Recht, wie ein großes Herz sich fassen muß!

Natalie.
O seine Großmuth, Freund, ist ohne Grenzen!
— Doch nun thu' auch das deine du, und schreib,
Wie er's begehrt; du siehst, es ist der Vorwand,
Die äußre Form nur, deren es bedarf:
Sobald er die zwei Wort' in Händen hat,
Flugs ist der ganze Streit vorbei!

Prinz von Homburg (legt den Brief weg).
Nein, Liebe!
Ich will die Sach' bis morgen überlegen.

Natalie.
Du Unbegreiflicher! welch eine Wendung? —
Warum? weshalb?

Prinz von Homburg (erhebt sich leidenschaftlich vom Stuhle).
Ich bitte, frag' mich nicht!
Du hast des Briefes Inhalt nicht erwogen!
Daß er mir Unrecht that, wie's mir bedingt wird,
Das kann ich ihm nicht schreiben; zwingst du mich,
Antwort in dieser Stimmung ihm zu geben,
Bei Gott! so setz' ich hin: du thust mir Recht!
(Er läßt sich wieder mit verschränkten Armen an den Tisch nieder und sieht in den Brief.)

Natalie (bleich).
Du, Rasender! was für ein Wort sprachst du?
(Sie beugt sich gerührt über ihn.)

Prinz von Homburg (drückt ihr die Hand).
Laß, einen Augenblick! mir scheint —
(Er sinnt.)

Natalie.
Was sagst du?

Prinz von Homburg.
Gleich werd' ich wissen wie ich schreiben soll.

Natalie (schmerzvoll).
Homburg!

Prinz von Homburg (nimmt die Feder).
Ich hör'! was giebt's?

Natalie.
Mein süßer Freund!
Die Regung lob' ich, die dein Herz ergriff;
Das aber schwör' ich dir: das Regiment
Ist commandirt, das dir, Versenktem, morgen
Aus Carabinern, über'm Grabeshügel,
Versöhnt die Todtenfeier halten soll.
Kannst du dem Rechtsspruch, edel wie du bist,
Nicht widerstreben, nicht, ihn aufzuheben,
Thun, wie er's hier in diesem Brief verlangt:
Nun so versichr' ich dich, er faßt sich dir
Erhaben, wie die Sache steht, und läßt
Den Spruch mitleidslos morgen dir vollstrecken!

Prinz von Homburg (schreibend).
Gleichviel!

Natalie.
Gleichviel?

Prinz von Homburg.
Er handle, wie er darf;
Mir ziemt's hier zu verfahren, wie ich soll!

Natalie (tritt erschrocken näher).

Du Ungeheuerster, ich glaub', du schreibst?

Prinz von Homburg (schließt).

„Homburg! gegeben, Fehrbellin, am zwölften —;"
Ich bin schon fertig. — Franz!

(Er couvertirt und siegelt den Brief.)

Natalie.

O Gott im Himmel!

Prinz von Homburg (steht auf).

Bring' diesen Brief auf's Schloß, zu meinem Herrn!

(Der Bediente ab.)

Ich will ihm, der so würdig vor mir steht,
Nicht ein Unwürd'ger gegenüber stehn!
Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust,
Wie ich es wohl erkenne; kann er mir
Vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite,
So mag ich nichts von seiner Gnade wissen.

Natalie (küßt ihn).

Nimm diesen Kuß! — Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: du gefällst mir;
— Inzwischen, wenn du deinem Herzen folgst,
Ist's mir erlaubt, dem meinigen zu folgen.
— Graf Reuß.

(Der Läufer öffnet die Thür; der Graf tritt auf.)

Graf Reuß.

Hier!

Natalie.

Auf, mit eurem Brief
Nach Arnstein hin zum Obersten von Kottwitz!
Das Regiment bricht auf, der Herr befiehlt's;
Hier, noch vor Mitternacht, erwart' ich es!

(Alle ab.)

Kriegslied der Deutschen.

Zottelbär und Pantherthier
Hat der Pfeil bezwungen,
Nur für Geld im Drathspalier
Zeigt man noch die Jungen.

Auf den Wolf, so viel ich weiß,
Ist ein Preis gesetzet;
Wo er immer hungerheiß
Geht, wird er gehetzet.

Reinecke der Fuchs, der sitzt
Lichtschen in der Erden,
Und verzehrt, was er stipitzt,
Ohne fett zu werden.

Aar und Geier nisten nur
Auf der Felsen Rücken,
Wo kein Sterblicher die Spur
In den Sand mag drücken.

Schlangen sieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Greuelheer
Mit geschwollnen Bäuchen.

Nur der Franzmann zeigt sich noch
In dem deutschen Reiche;
Brüder, nehmt die Büchse doch,
Daß er gleichfalls weiche!



Friedrich Gottlieb Klopstock,

der große Erneuerer und Gründer der neuhochdeutschen Poesie, ein Dichter ersten Ranges auf lyrischem und epischem Gebiete, wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, das älteste von zehn Kindern, der Sohn eines biederen, wackeren und originellen fürstlich Quedlinburgischen Kommissionsraths. Seine Knabenzeit verlebte er größtentheils zu Friedeburg im Preußisch=Mansfeldischen, auf einem von seinem Vater gepachteten Amtsgute; ein Hauslehrer ertheilte ihm den ersten Unterricht daselbst, während die ländliche freie Natur seinen körperlichen Organismus kräftigte. Als er in das dreizehnte Jahr getreten war, kehrten die Eltern nach Quedlinburg zurück; dort besuchte er ein Triennium hindurch das städtische Gymnasium, ohne besondere Fortschritte zu machen, ausgenommen in der letzten Zeit, wo er aus jugendlichem Ehrgefühl seine Kräfte zusammenraffte. Denn freudig hatte er seines Vaters Entschluß vernommen, ihn nach der berühmten Anstalt Schulpforte zu bringen, was im Jahre 1739 geschah. Hier erwachte in ihm eine innige Liebe zu den Wissenschaften und zu den vorzugsweise auf jener Schule gepflegten antiken Sprachen, doch brachte es die damalige Zeitrichtung mit sich, daß er privatim, gegen den allgemeinen Brauch der Anstalt, seine Aufmerksamkeit auch auf deutsche Sprache, Poesie und Litteratur erstreckte, als neben Gottsched gleichzeitig Gellert, Haller, Hagedorn und Andere hervortraten, die auf den vielgelesenen Johann Christian Günther anregend folgten.

Nach sechsjähriger Vorbereitung bezog er (1745) die Universität Jena, wo der sinnreiche Jüngling, anstatt sich in einseitige und unfruchtbare Sprachstudien zu vertiefen, den schon auf der Schule gefaßten Gedanken ausführte, ein großes Epos selbstschöpferisch zu entwerfen und zwar in der bislang ziemlich verachteten

Muttersprache. Die religiöse Stimmung seines Zeitalters bestimmte ihn zu der Wahl eines religiösen Stoffes: die Leiden des Messias waren es, deren Darstellung er sich seit geraumer Zeit zurechtgelegt, und in Jena schrieb er die ersten drei Gesänge, welche diesen erhabenen Gegenstand behandelten, in Prosa nieder. Anfänglich hatte er beschlossen den Angriff eines so ausgedehnten Werkes bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre zu verschieben; wußte er doch kein Versmaß zu finden, welches ihm für die poetische Erzählungsweise in deutscher Sprache geeignet schien. Allein der Sturm des Jugendmuthes übersprang die aus Bedachtsamkeit gezogene Schranke, und als er sich im Frühjahre 1746 zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig begab, wagte er es insgeheim die in Prosa hingeworfenen Gedanken dieser drei Gesänge in deutsche Hexameter umzuprägen. Sein Verwandter und Freund Schmidt, der nachmalige Weimarische Geheimrath und Kanzler, verrieth im jugendlichen Eifer das Geheimniß, welches über dem ersten Versuche vorläufig schweben sollte, an ihren beiderseitigen Studiengenossen Cramer. Dieß hatte zur Folge, daß Klopstock von dem Vorsatze, in der Stille das ganze Werk zu vollenden, abging und sofort den Anfang desselben in den „Bremer Beiträgen" veröffentlichen ließ.

Ungeheures Aufsehen, trotz des Widerstands des Gottsched'schen Anhangs, erregte das Erscheinen dieses epischen Bruchstücks nach Inhalt wie Form in ganz Deutschland und lenkte das Interesse auf den ungenannten Verfasser, welchen die Studiengenossen jetzt in den Leipziger Dichterverein aufnahmen. Doch verließ Klopstock, nachdem seine gleichgesinnten Freunde, unter ihnen auch Rabener, Zachariä und J. E. Schlegel, von Leipzig geschieden waren, im Jahre 1748 die Hochschule ebenfalls und wandte sich zunächst als Hauslehrer zu einem seiner Verwandten, Namens Weiß in Langensalza. Während seines dortigen Aufenthalts trat er der Schwester des obengenannten Schmidt durch persönlichen Umgang näher und faßte zu ihr eine schwärmerische Neigung; er feierte sie unter dem Namen Fanny durch Oden und Elegieen, ohne daß seine Liebe erwiedert wurde. Dieser Umstand versenkte ihn eine Zeit lang in eine tiefe Schwermuth, welche rastlose Thätigkeit nicht zu bannen vermochte; da erlöste ihn aus seiner Verstimmung die freundliche Einladung des Schweizer Dichters Bodmer, zu dessen Kunde der mittlerweile in Deutschland bekannt gewordene Name des Messiasverfassers gedrungen war. Klopstock reiste denn im Sommer 1750 in Begleitung des Philosophen Sulzer nach Zürich ab und sah sich von den dortigen Freunden deutscher Poesie, welche den Verkehr mit den kräftigen Geistern Norddeutschlands suchten, auf die liebreichste und ehrenvollste Weise aufgenommen; er würde sich in diesem großartigen

Alpenlande niedergelassen haben, wenn er unabhängig gewesen wäre, aber aus Mittellosigkeit mußte er an die Rückkehr denken.

Er hatte Hoffnung, als er nach drei Vierteljahren die Heimreise antrat, eine Anstellung am Carolinum in Braunschweig zu erhalten, empfohlen durch den Abt Jerusalem. Gegen Nahrungssorgen würde er als Lehrer an einer solchen Anstalt geschützt worden sein, aber offenbar zum Schaden seines erhabenen Berufes. Liebhaber der Poesie fanden sich in jenem Zeitalter noch eher als heutzutag; thatkräftige Gönner fehlten fast immer. Was Klopstock indessen versprach, hatte ein geistreicher Mann erkannt, der Graf von Bernstorff, Minister des Königs Friedrich des V. von Dänemark und ein Bewunderer des bisher veröffentlichten Anfangs der Messiade: er ließ ihn durch den Grafen Moltke dem Könige empfehlen, welcher obwohl ein nichtdeutscher Fürst den deutschen Dichter nach Kopenhagen einlud und durch einen damals ansehnlichen Jahrgehalt von 400 Reichsthalern in die Lage versetzte, sein weitschichtiges Epos unabhängig zu vollenden. Durch eine so außerordentliche Fügung gegen Mangel geschützt, begab sich Klopstock im Jahre 1751 von Quedlinburg über Hamburg, wo er die Bekanntschaft seiner nachherigen ersten Gattin machte, nach Dänemark und fand in Kopenhagen eine freundliche Aufnahme sowohl bei Bernstorff als bei dem Könige selbst, welcher ihn mit dem Hofe auch im Sommer auf das Land kommen ließ. Ein Ausflug nach Hamburg hatte die Folge, daß er sich mit der Geliebten seines Herzens, Namens Margaretha Moller, die er in seinen Gedichten Cidli nannte, im Jahre 1754 ehelich verband; allein schon 1758 wurde sie ihm durch den Tod von der Seite gerissen.

Sein Aufenthalt in Kopenhagen dauerte bis zum Jahre 1771, wo der Graf Bernstorff aus dem Ministerium zurücktrat; da verließ auch er, mit dem Titel eines Legationsraths geschmückt und ohne seine Pension einzubüßen, das ihm zum zweiten Vaterlande gewordene Dänemark und wählte Hamburg zu seinem Wohnort. Endlich zeichnete ihn auch ein deutscher Herrscher aus: der Markgraf Friedrich von Baden, welcher die unterdessen fortgeschrittenen Leistungen des berühmten Dichters zu würdigen wußte, hatte ihn zu einem Besuche nach Karlsruhe aufgefordert; Klopstock gehorchte der Einladung 1774 und kehrte nach einjährigem Aufenthalte, mit einer Pension auch von Seiten dieses Fürsten und dem Titel eines Badenschen Hofraths beschenkt, in die freie Elbstadt zurück. Schon im Jahre 1773 war der Schluß seines Messias erschienen, während eine Reihe trefflicher Oden und anderer lyrischer Produkte die Aufmerksamkeit der Nation nicht minder beschäftigten; auch versuchte er sich mit dramatischen Dichtwerken und veröffentlichte seine Erfahrungen,

Ansichten und Wünsche über deutsche Sprache, Rechtschreibung und Dichtung. Sein häusliches Leben anlangend, schloß er noch in seinem Alter (1791) eine zweite Ehe mit einer vieljährigen Freundin, Johanne von Winthem, geborenen Dümpfel.

Die um diese Zeit ausgebrochene französische Revolution von 1789, welche anfangs so viele Ideale verwirklichen zu wollen schien, begeisterte auch den hochfliegenden Sinn unsers Dichters; mehrere seiner Oden feierten den Morgen der Freiheit, wodurch sich die Vertreter des Pariser Regiments bewogen fanden, den deutschen Sinnesgenossen durch das französische Bürgerrecht und die Mitgliedschaft des Nationalinstitutes auszuzeichnen. Als aber die blutigen Gräuel der aufgelösten Gesellschaft hinterher den Abscheu der Welt erregten und die Häupter des Königspaares gefallen waren, kehrte sich Klopstock ebenso wie andere Menschenfreunde, welche in der Hoffnung frühzeitiger Früchte getäuscht waren, ebenso rasch wieder von der Barbarei der Nachbarn ab und sandte das ihm verliehene Bürgerrecht an die französischen Schreckensmänner zurück. Es war für die Zeitgenossen zu schwer, den Prozeß der gewaltigen Revolution zu überschauen. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens verbrachte er vorzugsweise mit der Aufgabe, die Sammlung seiner Werke für den Druck zu ordnen; doch nur das Erscheinen der drei ersten Bände sollte er noch mit eigenen Augen sehen. Der Tod überraschte ihn am 14. März 1803 im neunundsiebzigsten Jahre seines Alters zu Hamburg.

Die Begräbnißfeier des großen Mannes hatte einen solchen Glanz, wie er seither noch keinem deutschen Dichter zu Theil geworden. Die Glocken erschollen von allen sechs Thürmen der Stadt, als der Leichenzug sich in Bewegung setzte: eine Reihe von sechsundsiebzig Wagen folgten dem Sarge mit den Behörden und Bürgern Hamburgs, mit der Geistlichkeit, den Lehrern und Zöglingen der öffentlichen Schulen und einer Ehrenwache von hundert Mann zu Roß und Fuß; auch fehlten nicht die dermaligen Gesandten und Geschäftsträger deutscher und fremder Staaten. So fuhr der mit vier Pferden bespannte Leichenwagen entlang einer unabsehbaren Zuschauermenge durch die Hauptstraßen der Stadt aus dem Millernthore nach Altona. Daselbst lösten holsteinische Husaren dänischerseits die Hamburger Ehrenwache ab und achtundvierzig Trauerwagen aus Altona selbst vermehrten das endlose Geleite; auf allen Schiffen im Elbhafen flatterten Trauerflaggen. Von dort bewegte sich der Zug nach dem Dorfe Ottensen, in dessen Kirche eine besondere Feier veranstaltet wurde. Man schmückte den angelangten Sarg mit Lorbeerzweigen und legte den aufgeschlagenen Messias darauf; nachdem unter gedämpfter Trauermusik und von klagenden Chören das „Vaterunser" des großen

Dichters und sein „Heilig" gesungen worden, trug der Domherr Meyer eine Stelle aus dem zwölften Messiadengesange vor, an welcher der Hingeschiedene sich noch in seinen letzten Stunden erfreut hatte. Als dieß geschehen, wurde endlich der Sarg unter dem erhebenden Gesange des Klopstock'schen „Auferstehn, ja, auferstehn" unter eine Linde auf dem Gottesacker des Dorfes geleitet, in die Gruft gesenkt, wo des Todten jungverstorbene Gattin Margaretha ruhte, und mit den ersten Blumen des Frühlings aus der Hand von Jünglingen und Jungfrauen überschüttet, während eine allgemeine Stille über der Versammlung schwebte.

Klopstock hat **das tiefe Fundament unserer Poesie** umfassend gelegt, indem er der seit Luther's herrlichem Vorgang zurückgeschrittenen Sprache seinen genialen Charakter aufdrückte und ihre rhythmische Form unter feste Regel stellte, mit einer Fülle herrlicher Ideen diese Form durchdringend, belebend und verjüngend. Das Geheimniß poetischer und prosaischer Redegestaltung schien den Deutschen mit dem Mittelalter verloren gegangen; selbst die Beispiele der Italiener, Franzosen und Engländer winkten vergebens. Schwächlich, verwaschen und fad war die Ausdrucksweise in Poesie wie in Prosa geworden, oder auch schwülstig, unnatürlich und geschmacklos: lateinische Wörter und französische Floskeln namentlich kämpften um den Vorrang mit dem germanischen Ursprachstamm, da die Gelehrten latinisirt, die Höfe und vornehmen Klassen französirt waren. Geringe Dichtertalente, das Haller'sche, Hagedorn'sche und ähnliche, hatten bereits angefangen das trübe Element wieder zu reinigen, doch ohne rechten Erfolg; Gottsched, der das Verdienst hatte, auf einer stolzen Universität die Schranken des unfruchtbaren Gelehrtenthums zu durchbrechen, klemmte sich einseitig auf die Nachahmung der Franzosen und ihres konventionellen Formalismus. Da trat Klopstock auf, in dessen Geist, wie Friedrich von Schlegel sagt, „ein erhabener Begriff von einer neuen und besonders deutschen Poesie lag", wovon schon seine jugendliche Abgangsrede, als er das Gymnasium verließ, ein merkwürdiges Zeugniß darbot. Und wie hat er diesen Begriff zur Geltung gebracht? Dadurch daß er das stehende Gewässer der Sprache in Bewegung setzte; daß er eine Sprache schuf, die er auf ihre eigenen Hülfsmittel vorzugsweise stützte, die er durch den Wettstreit mit der antiken und englischen Litteratur kräftigte, die er für die Poesie vermittelst eines durchgreifenden rhythmischen Prinzips schwunghaft machte, so daß sie Würde, Adel und Hoheit zurückgewann, während aus ihren Bronnen jene Innigkeit wiederstrahlte, wovon sein eigenes deutsches Gemüth erfüllt war. Die **entschiedenste Epoche** machte die durch ihn herbeigeführte Umwandlung, nicht allein für den Moment seines Hervortretens, sondern für die gesammte Zukunft unserer Litteratur. Große Talente, Wieland, Lessing, Herder und Goethe, bemerkt Joseph Hillebrand, „drängten sich auf der Bahn, welche Klopstock erschlossen, und kaum dürfte eine andere Litteratur einen solchen raschen und umfassenden Um- und Anbau der Sprache in irgend einer Epoche ihrer Fortbildung aufweisen können". Denn nachdem Klopstock gleichsam das Eis gebrochen, wies zunächst Herder auf die Natur am nachdrücklichsten hin, Lessing auf die Kunst und die besten zu befolgenden Muster, Wieland auf die Eleganz und Leichtigkeit der Franzosen und Griechen, Voß, Ramler und Andere wirkten in zweiter oder dritter Linie nachhelfend und bessernd. Durch solche Kräfte wurde die erste Glanzepoche unserer Litteratur vorbereitet, deren vornehmstes

Gestirn in Goethe und Schiller aufging und vollen Glanzes noch bei Lebzeiten des poetischen Reformators strahlte, diesen zuletzt selbst verdunkelnd. Gegen das Ende des hundertjährigen Zeitraums setzte August von Platen dem gesammten Kunstgebäude die Krone auf, vollendend was Klopstock begonnen hatte, die Bahnen desselben sichernd, erweiternd und erhöhend, indem er an Goethe und Schiller sich anlehnte und das ganze Feld künstlerischer Darstellung frei machte.

Nicht klein war der Gesichtskreis Klopstock's, nicht eng seine Welt. Himmel und Erde durchschweifte sein Flug, er gehörte unter die großen Dichter, welche ihr Zeitalter überschauen und beherrschen, welche denken und fühlen wie die Nation selbst, in welcher sie leben, und für die Nation das rechte Wort finden. Wie hätte er sonst, bei aller persönlichen Begabung, durch seine Arbeiten eine so ungeheuere Theilnahme, eine so mächtige und nachhaltige Wirkung ausüben können, daß sein Auftreten zu einem Ereigniß für die Mitwelt wurde? Das Höchste, was den Menschengeist bewegen kann, Religion, Freundschaft, Liebe und Vaterland, macht den Hauptinhalt seiner Schöpfungen aus. Um die Zeit seiner Jugend stand die religiöse Anschauung im Vordergrunde, wie später und heutzutag die politische: in ihm pulsirte das Herz des Volkes, er schritt zur Ausführung der Messiade, einer Dichtung, die, wie er wünschte, ein unvergängliches Nationalwerk sein sollte und die auch mit allgemeinem Enthusiasmus begrüßt wurde. Wie er ferner das Gefühl der Freundschaft und Liebe echtdeutsch, rein und warm aussprach, so war er auch der erste bedeutende Dichter unsers Volkes, welcher das Vaterland feierte, obgleich damals das nationale Bewußtsein noch schlummerte, so daß ihm nichts Anderes übrig blieb als die Flamme des Patriotismus durch die Erinnerung an urzeitliche Bilder unsers Volksstammes anzufachen. Ueberall herrscht bei ihm Wahrheit der Empfindung, sie mag in ihrem Ausdruck verdunkelt sein oder nicht, und wie jeder wirkliche Dichter schlug er einen elegischen Grundton an. Fügen wir außerdem hinzu, daß in seinem Messias wie in seinen lyrischen Gedichten ein Meister mit seiner vollen Individualität sich kundgegeben hat oder daß in diesen Produkten, wie Karl Gödeke sagt, „ein ganzer Mensch mit der ganzen Anstrengung seiner edelsten Natur thätig" ist, so haben wir genugsam die großartigen Eigenschaften gepriesen, welche den dichterischen Charakter Klopstock's auszeichnen. Denn es wäre falsch, so weit zu gehen wie Gödeke, welcher die Behauptung anknüpft: „seit anderthalbhundert Jahren, für das Bewußtsein jener Zeit also zum erstenmale habe der Messias einen Dichter gezeigt, der mit allen Kräften des Geistes und der Seele, des Verstandes und Herzens, mit Anspannung seines ganzen Wesens an der Darstellung seines dichterischen Stoffes arbeitete". Es ist dieß eine unnütze Uebertreibung, die, wenn nicht durch einen Paul Flemming, doch durch einen Johann Christian Günther entschieden widerlegt wird.

Das dem „Reformator unserer Poesie" zuerkannte Lob theilweise durch Tadel wieder aufzuheben, wie es unsere Litterarhistoriker zu thun pflegen, ist in der Art und Weise, wie es geschieht, ein verkehrtes und unlogisches Verfahren. Sie stützen sich auf die Thatsache, daß die Dichtungen Klopstock's bis auf eine Anzahl Oden rasch vergessen wurden oder ungelesen blieben, während man nur noch seinen Namen zu feiern sich gewöhnte. Durch diese Wahrnehmung bewogen, zwackten sie so viel von seinem Talent ab, daß nichts übrig bleibt. Bald wirft man ihm seltsamerweise vor, es habe ihm der geniale Sinn und die ästhetische Freiheit, bei aller Originalität der eigentlich schaffende und bildende Genius gefehlt!

Bald soll sich ihm das Leben der Geschichte ebenso wenig wie das der unmittelbaren Gegenwart zu reiner Anschauung aufgethan haben! Bald vermißt man eine angemessene numerose Periodirung sowie ein getragenes rhythmisches Pathos, findet dagegen das Dunkel unnatürlicher Wendungen und Verstiegenheit, Lohenstein'schen Schwulst, den Gewaltschritt eines angezwungenen Kothurns, die Kraftgenialität gewagter und verwogener Wort- und Satzbildung: im Ganzen wolle ihm die poetische Individualisirung und die reine plastische Darstellung nicht gelingen! Diese und ähnliche Ausstellungen, die vielfach erhoben werden, füge ich nach der wörtlichen Fassung Hillebrand's zusammen, die im Vergleich mit den Ausfällen schamloser moderner Unkritik noch am mildesten gehalten ist. Und gleichwohl muß jeder Unbefangene einsehen, daß, wie gemessen sich auch Hillebrand auszudrücken scheint, die in einem so schneidenden Contrast angebrachten Vorwürfe widersinnig sind. Denn wären sie auch nur zur Hälfte wahr, so müßte man es für ein Wunder erklären, daß ein solcher lahmer Autor eine neue Aera, die Klopstock zugestandenermaßen hervorgerufen hat, für unsere Litteratur heraufzuführen im Stande gewesen.

Es mildert nichts an der Rüge, wenn Hillebrand seiner Aufzählung der angeblichen Mängel die Bemerkung vorausschickt, daß Klopstock „bei so löblichen Strebungen hinter seinem erhabenen Ziele dennoch zurückgeblieben sei". Zunächst liegt im Gegentheil die historische Thatsache vor, daß „der außerordentliche Mann", wie Klopstock von Goethe genannt wird, sein erhabenes Ziel vollkommen erreicht hat. Vollkommen sage ich; denn er hat die deutsche Litteratur erweckt, gestaltet und für alle Zukunft gefestigt. Ferner ist es weder ein Zeichen von Pietät, noch von historischem Verständniß, in solcher Nacktheit und so widerspruchsvoll die Schwächen zu signalisiren, die dem Bahnbrecher anhaften, der doch unmöglich alle Steine mit Einem Stoße aus dem Wege räumen, alles Unkraut zur Seite schieben konnte, das sich um seine arbeitende Hand herum ansammelte. Ein für allemal seis einfach gesagt, daß Klopstock, wie die übrigen Deutschen bei der geistigen Richtung jener Epoche, seine Schwäche in der Kunstgestaltung hatte, oder vielmehr, daß er außer Stande war, in seinem gewaltigen Anlaufe gleichzeitig die höchste Blume der Kunst siegreich zu erobern und aus der Wildniß einen englischen Garten zu zaubern, worin die reine Stimme der Nachtigallen flötete. Was derartige Unvernunft der Kritik von ihm fordert, läuft auf nichts Geringeres hinaus, als daß er hätte der **Platen** des neunzehnten Jahrhunderts sein sollen. Und da Platen sogar, trotz der Reife seiner Kunst, den allzuwitzigen Kritikern unsers Jahrhunderts nicht Genüge leistet, so müßte man eigentlich zur allseitigen Befriedigung solcher Theoretiker von Klopstock fordern, daß er noch vollendeter als Platen, der dritthalb Menschenalter später seine geniale Kraft von neuem erprobte, hervorgetreten wäre. Die Abgeschmacktheit solcher Anforderung muß selbst dem Knabenverstande einleuchten; denn ihre Abgeschmacktheit ist ebenso ungeheuer, als wenn ein Pedant von dem Ennius der Römer verlangte, er hätte der Virgil dieser Nation sein sollen. Niemand hat besser als Platen am Schlusse des „romantischen Oedipus" das Klopstock'sche Verdienst charakterisirt, indem er sagt, daß die deutsche Sprachkunst nach Luther „noch lange dahingeschlichen, noch lange nachahmende Fessel geschleppt und geseufzt" habe:

Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung,
Und das Maß herstellt, und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft,
Zwar starr noch und herb, und zuweilen versteint, auch nicht Jedwedem genießbar.

Halten wir diesen Standpunkt fest, so dürfen wir im Uebrigen das scharfe Urtheil billigen, welches Hillebrand über den Messias als Kunstwerk fällt, und wovon ich das Wesentliche aushebe. Die Messiade, sagt er, „wurde der eigentliche Sammelplatz seiner tiefsten Empfindungen und Gedanken, seiner innigsten Lebensbezüge und heiligsten Stimmungen, und die schönsten Jahre seines Lebens (1748—1773) hat er ihm gewidmet. Was Wunder, wenn daher alle seine übrigen Dichtungen nicht viel Anderes sind, als Variationen über Motive der Messiade. Sehen wir davon ab, daß das Werk, welches in seinen zwanzig Gesängen gleichsam die ungefähren zwanzig Jahre seiner Geburt an sich darstellt, in seinen zwei poetisch sehr ungleichen Hälften nothwendig die Spuren dieser langen und langsamen Ausbildung tragen und uns daher in seiner Gesammtheit wohl mit verschiedenen Tönen entgegenklingen muß; fragen wir dagegen nach seinen eigentlich ästhetischen Ansprüchen überhaupt, so ist nicht zu verkennen, daß diese nicht sowohl in der klassischen Haltung des Ganzen, als vielmehr nur in gelungenen Einzelnheiten gegründet sind. Das Werk bietet poetische Schönheiten, ohne in seiner Gesammtheit poetisch-schön zu sein. Wo des Dichters Herz redet, ist seine Sprache die reinste Dichtung, mag sie Freude oder Schmerz, Liebe oder edeln Zorn besingen. Mit ergreifenden Tönen versteht er die elegische Wehmuth wie das mächtig erschütternde Pathos tiefster Empfindung auszusprechen; allein wie aus den leeren Hallen eines hohen und weiten Gebäudes klingen uns jene vereinzelten Töne entgegen aus dem großen Ganzen der Dichtung, in welcher die religiös-moralische Tendenz und die dogmatische Befangenheit den freien Gang der epischen Muse fast bei jedem Schritte hemmen. Wenden wir uns daher von solchen lyrischen und elegischen Sonderheiten ab, um, wie es das Werk verlangt, den Maßstab der Epopöe anzulegen, so bleibt dasselbe fast selbst hinter den billigsten Forderungen, die man an diese Dichtart zu stellen hat, zu sehr zurück, als daß ihm der Ruhm eines national-klassischen Epos, oder gar dem Dichter der Name eines deutschen Homer zugestanden werden dürfte, womit er seiner Zeit vielfach begrüßt wurde. Vor Allem fehlt ihm die epische Substanz, die inhaltliche Entwicklung der Handlung, die angemessene Benutzung und Bewältigung der gegebenen Beziehungen in Geschichte und Leben, kurz, die freie Hingabe an die gegenständliche Welt und Wahrheit, an die Mannigfaltigkeit sinnlicher Anschauung und Lebensverhältnisse, woraus denn nothwendig eine höchst unpoetische Einförmigkeit für das Ganze hervorgehen mußte. Die Dogmatik bietet für jenen Mangel ebenso wenig Ersatz, als die nordische Mythologie in den Bardengesängen des Dichters die nationale Wesenheit ersetzen kann; vielmehr hat gerade die Herrschaft der Theologie über die freie religiöse Weltanschauung das Gedicht in seiner episch-objektiven Bewegung vielfach behindert und gehemmt. Ebensowenig vermag die subjektive Begeisterung, welche ohnedieß nicht selten den Schein der Anstrengung verräth, uns über die Dürftigkeit des Gehalts zu trösten. Das erhabene Verstummen der Bewunderung vor dem Unendlichen, die oft erzwungenen Situationen der Anbetung und stillen Betrachtung, die verschleierten Reflexionen und maskirten Allgemeinheiten, die Kühnheit der Gleichnisse wie der Schimmer wiederkehrender Bilder täuschen uns ebensowenig hinsichts der Leerheit und Bewegungslosigkeit der Handlung, als der vordringliche Ton einer nicht selten gesuchten Erhabenheit oder die Ueberschwänglichkeit der ideellen Anschauung und Gefühlsverstiegenheit dem Ganzen epische Hoheit und Würde, die vielen Thränen aber, das Jauchzen und stille Beten der Seraphim, dazwischen die interjektiven Seufzer und Apostrophen, der Dichtung

selbst Leben zu ertheilen geeignet sind. Zu oft erinnert uns der Dichter ausdrücklich an das Unaussprechliche, und doch fordert gerade die epische Poesie die Klarheit des Aussprechlichen und des Aussprechens zugleich in hohem Grade."

Was seine Oden anlangt, ist einem Theile derselben die Unsterblichkeit ebenso sicher wie unserer Sprache; die Meisterstücke unter ihnen zeigen alle Vorzüge des Messias ohne dessen Mängel. Doch möchte ich keineswegs in Betreff dieser durch Schwung des Geistes wie des Rhythmus ausgezeichneten Gedichte die Zuversicht hegen, welche Gödeke über sie dahin äußert, daß sie „ganz dieselbe Umgestaltung der Litteratur hervorgebracht haben müßten, wie der Messias, wenn sie, in verborgener Stille geschaffen, gesammelt statt des letztern schon 1748 wie 23 Jahre später hervorgetreten wären". Gödeke nimmt dieß aus dem Grunde an, weil sie „den großartigen Charakter", der nach seinem Dafürhalten die Wirkung des Messias veranlaßte, „noch klarer und unmittelbarer herausstellen". Diesen Vorzug, welcher ohne Zweifel durch eine derartige Muthmaßung angedeutet werden soll, will ich der Klopstock'schen Lyrik nicht bestreiten. Allein was auf dem Felde unserer Litteratur geschehen wäre, wie der Gang derselben verlaufen sein würde, wenn Klopstock ein Paar Jahrzehnte später und vielleicht nur mit seiner allmälig entstandenen Odensammlung aufgetreten wäre, darüber zu conjekturiren, ist für den Sterblichen mißlich. Ich meines Orts wage kaum zu äußern, daß die deutsche Nation wahrscheinlich von den Oden Klopstock's, wenn der Messias ihnen nicht als Herold vorausgegangen, eine ebenso geringe Notiz genommen haben würde als sie heutzutag im Allgemeinen von Odensammlungen nimmt. Bleiben wir daher bei der Ansicht stehen, die seither immer gegolten hat, daß der Messias und die Oden sich wechselseitig für den Eindruck unterstützten und nebeneinander aufschießend jenen Schwerpunkt bildeten, von welchem die allmälige Gestaltung unserer Litteratur abhing. Ebenso kümmern wir uns nicht um das kleinliche Gebahren neuester Kritikaster, die ihre Versuche nicht unterlassen können, dem Altanerkannten immer wieder einen Theil der Anerkennung zu entwinden; wie man denn neuerdings sogar das Klopstock'sche Verdienst um den Hexameter abschwächen möchte. Es wird nämlich von Solchen, die sich den Anschein eines gerechten und gründlichen Urtheils geben, auf Gottsched hingewiesen, der bereits vor Klopstock besser gemessene Hexameter geschrieben habe, und folglich der eigentliche Vater dieser Versform sei. Allein weder gerecht noch gründlich wird dergestalt geurtheilt, sondern lediglich nach dem äußeren Anschein. Derjenige, welcher einigermaßen die Bedeutung dessen kennt, was rhythmisch ist, wird nicht zur Ehrenrettung Gottsched's dadurch beitragen wollen, daß er etliche Aeußerlichkeiten der Messung herausgreift und belobt, sondern sein erprobtes Gefühl wird ihm sagen, daß es in der Verskunst auf die Belebung des Rhythmus, sie mag bewußt oder unbewußt auftreten, hauptsächlich ankommt. Dieser Punkt aber, wird er einsehen, entscheidet hier für die Ehre dessen, dem sie allgemein zuerkannt worden ist, für die hexametrische Vaterschaft Klopstock's.

Die Gelehrtenrepublik unsers Dichters, die nie die verdiente Würdigung im Publikum erfahren hat, wird Niemand geringschätzen, der die Versicherung Goethe's gelesen hat, daß diese Leistung „ihm neues Leben in die Adern gegossen". Von seinen Schauspielen endlich urtheilt Gödeke richtig, daß Klopstock „in ihnen mit derselben erhöhten Thätigkeit des ganzen Wesens für die höchsten Güter des Vaterlandsfreundes, für Freiheit und Kraft, begeistert ist wie er es im Messias für die Erlösungsidee gewesen".

Eine eigentliche „Schule" hat Klopstock nicht gebildet, nur in allen Richtungen, die er einschlug, eine Menge Nachahmer gefunden. Dieß verringert indeß seine Bedeutung nicht im mindesten, die ich im Eingange meiner Schilderung angegeben: er ist der Prometheus, der unserer Litteratur das erwärmende und die Kunst ermöglichende Feuer gebracht hat! Mit diesem Satze schließe ich denn, nicht mit dem Satze Joseph Hillebrand's welcher so lautet: „Können wir nun nach diesem Allen Klopstock den Ruhm nicht zuerkennen, an der Spitze der klassischen Wiedergeburt unserer Nationallitteratur zu stehen, so ist ihm doch das große Verdienst nicht abzusprechen, vorzugsweise die Initiative und wesentliche Vermittlung dafür gegeben zu haben". Ein Satz, der um so absonderlicher dasteht, als der Nachsatz den Vordersatz gründlich aufhebt.

Schriften. 1) Der Messias. (Erschienen von 1749 bis 1773 in einzelnen Abtheilungen.) Die drei ersten Gesänge in den Bremer Beiträgen, sofort nachgedruckt Halle 1749. Alsdann erschien die erste Ausgabe des Messias 1751—1773. Ebend. 4 Bände. — Neue verbesserte Auflage. Kopenhagen 1755—1768. 3 Bände. (Auf königliche dänische Kosten. Ohne den Schlußband.) — Vollständig neu aufgelegt. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. Altona 1780. 2 Bände in doppeltem Abdruck. — Später in die gesammelten Werke aufgenommen. Außerdem Uebersetzungen ins Französische, Englische, Italienische, Holländische und Schwedische; einzelne Gesänge übertrug man selbst in das Lateinische und Griechische. 2) Einzelne Oden. a) Zwei Oden. Zürich 1750. b) Ode an Gott. Rostock 1751. Hamburg 1751. (Ohne Klopstock's Wissen.) Neu und rechtmäßig Hamburg 1752. c) Ode an den König. Hamburg 1752. Und dergl. mehr. 3) Oden und Elegien. Darmstadt 1771. (Veranlaßt durch die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, nach den ersten Lesarten gesammelt, aber mit Unechtem vermischt und nur in 34 Exemplaren abgedruckt.) 4) Oden. Starkverbesserte Ausgabe. Hamburg 1771. (Vom Dichter selbst gesammelt.) Neue Auflage Leipzig 1787. — Nachlese zu dieser Sammlung: Einige Oden. Wetzlar 1779. (Gesammelt von dem hessischen Regierungsrathe K. G. von Zangen.) 5) Oden. Mit erläuternden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von J. G. Gruber. Leipzig 1831. 2 Bände. 6) Geistliche Lieder. 1. Theil. Kopenhagen 1758. 2. Theil. Ebend. 1769. — Neue Ausgabe. Ebend. 1786. 2 Theile. Die Oden und geistlichen Lieder wurden vielfach in Musik gesetzt und in andere Sprachen übertragen. 7) Schauspiele. a) Der Tod Adams. Kopenhagen und Leipzig 1757. — 5. Auflage. Leipzig 1804. b) Salomo. Trauerspiel. Magdeburg 1764. c) Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg und Bremen 1769. Neue Auflage. Ebend. 1784. (Später nochmals abgedruckt und nachgedruckt.) d) Hermann und die Fürsten. Ein Bardiet. Hamburg 1784. e) Hermanns Tod. Ein Bardiet. Ebend. 1787. f) David. Ein Trauerspiel. Ebend. 1772. 8) Prosaische Schriften. a) Drei Gebete, eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs. Hamburg 1753. b) Die deutsche Gelehrtenrepublik. Erster Theil. Ebend. 1774. c) Ueber die deutsche Rechtschreibung. Ebend. 1778. d) Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente. Ebend. 1779 bis 1780. 3 Theile. e) Grammatische Gespräche. Altona 1794.

Werke. Leipzig 1768—1821. 12 Bände. — Sämmtliche Werke. Ebend. 1823—1830. 18 Bände. — Dieselben in Einem Bande. Ebend. 1839. — Dieselben. Ebend. 1839. 9 Bände. — Sämmtliche Werke. Erste vollständige Ausgabe in 10 Bänden. Ebend. 1844.

Klopstock, Er und über ihn, von K. F. Cramer. Hamburg, Dessau, Leipzig und Altona 1780 bis 1793. 6 Bände. — Briefwechsel Klopstocks und seiner Freunde. Herausgegeben von Klamer Schmidt. Halberstadt 1810. 2 Bände. — Klopstock, wie er seit einem halben Jahrhundert als Dichter auf die Nation und als Schriftsteller auf die Litteratur gewirkt hat, von J. O. Thieß. Altona 1805. — Klopstock als vaterländischer Dichter. Von Morgenstern. Leipzig und Dorpat 1814. — Klopstock's Leben von Heinrich Döring. Weimar 1825.

Die künftige Geliebte.

1749.

Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichsten Thränen,
Sing' ich traurig allein dieß wehmüthige Lied.

Nur mein Auge soll's mit schmachtendem Feuer durchirren,
  Und, an Klagen verwöhnt, hör' es mein leiseres Ohr!
Ach! warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
  Gabst du zu dem Gefühl mir ein zu biegsames Herz?
Und in's biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
  Daurend Verlangen, und ach keine Geliebte dazu?
Die du künftig mich liebst, (wenn anders zu meinen Thränen
  Einst das Schicksal erweicht eine Geliebte mir giebt!)
Die du künftig mich liebst, o du aus allen erkohren,
  Sag', wo dein fliehender Fuß ohne mich einsam itzt irrt?
Nur mit Einem verrathenden Laute, mit Einem der Töne,
  Die der Frohen entfliehn, sag' es, einst Glückliche, mir!
Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,
  Ohne daß du mich kennst; o so verhehle mir's nicht!
Sag' es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleicht,
  Das aus innerster Brust Klage seufzet, und stirbt.
Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lippe,
  Daß, die ich liebe, du mir immer unsichtbar noch bist!
Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder Arm aus,
  Und umfasset ein Bild, ach das deine vielleicht!
Wo, wo such' ich dich? wo werd' ich endlich dich finden?
  Du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!
Jener Ort, der dich hält, wo ist er? wo fließet der Himmel,
  Welcher dein Aug' umwölbt, heiter und lächelnd vorbei?
Werd' ich mein Auge zu dir nicht, segnender Himmel, erheben,
  Und umarmet die sehn, die aufblühen du sahst?
Aber ich kenne dich nicht! Es ging die fernere Sonne
  Meinen Thränen daselbst niemals nicht unter und auf.
Soll ich jene Gefilde nicht sehn? Führt nie dort im Frühling
  Meine zitternde Hand sie durch ein blühendes Thal?
Sinkt sie von süßer Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
  Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust?
Ach, wie schlägt mir mein Herz! Wie zittern durch meine Gebeine
  Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich dahin!
Unbesingbare Lust, ein süßer begeisternder Schauer
  Eine Thräne, die mir still von den Wangen entfiel;
Und, o ich sehe sie! mitweinende, weibliche Zähren;
  Ein mir lispelnder Hauch, und ein erschütterndes Ach;
Ein zusegnender Laut, der mir rief, wie ein Schatten dem Schatten
  Liebend ruft, weissagt, dich, die mich hörete, mir.
O du, die du sie mir und meiner Liebe gebahrest,
  Hältst du sie, Mutter, umarmt; dreimal gesegnet sei mir!
Dreimal gesegnet sei mir dein gleichempfindendes Herze,
  Das der Tochter zuerst weibliche Zärtlichkeit gab!
Aber laßt sie itzt frei! Sie eilt zu den Blumen, und will da
  Nicht von Zeugen behorcht, will gesehen nicht sein.
Eile nicht so! Doch mit welchen Namen soll ich dich nennen,
  Du, die unaussprechlich meinem Verlangen gefällt?
Heißest du Laura? Laura besang Petrarcha in Liedern,
  Zwar dem Bewunderer schön, aber dem Liebenden nicht!
Wirst du Fanny genannt? Ist Cidli dein fei'rlicher Name?
  Singer, die Joseph und den, welchen sie liebte, besang?
Singer! Fanny! Ach Cidli! ja Cidli nennet mein Lied dich,
  Wenn im Liede mein Herz halbgesagt dir gefällt!

Eile nicht so, damit kein Dorn der verpflanzeten Rose
  Deinen zu flüchtigen Fuß, wenn du eilest, verletzt;
Daß kein schädlicher Duft des werdenden Frühlings dich anhaucht;
  Daß sich dem blühenden Mund reinere Lüfte nur nahn.
Aber du gehest denkend und langsam, das Auge voll Zähren,
  Und jungfräulicher Ernst deckt dein verschönert Gesicht.
Täuschte dich jemand? Und weinst du, weil deiner Gespielinnen eine
  Nicht, wie von ihr du geglaubt, redlich und tugendhaft war?
Oder liebst du, wie ich? Erwacht mit unsterblicher Sehnsucht,
  Wie sie mein Herz mir empört, dir die starke Natur?
Was sagt dieser erseufzende Mund? Was sagt mir dieß Auge,
  Das mit verlangendem Blick sich gen Himmel erhebt?
Was entdeckt mir dieß tiefere Denken, als sähst du ihn vor dir?
  Ach, als sänkst du an's Herz dieses Glücklichen hin!
Ach du liebest! So wahr die Natur kein edleres Herz nicht
  Ohne den heiligsten Trieb derer, die ewig sind, schuf!
Ja, du liebest, du liebest! Ach wenn du den doch auch kenntest,
  Dessen liebendes Herz unbemerket dir schlägt;
Dessen Seufzer dich ewig verlangen, dich bang vom Geschicke
  Fodern, von dem Geschick, das unbeweglich sie hört.
Weheten doch sanftrauschende Winde sein innig Verlangen,
  Seiner Seufzer Laut, seine Gesänge dir zu!
Winde, wie die in der goldenen Zeit, die vom Ohre des Schäfers
  Hoch zu der Götter Ohr flohn mit der Schäferin Ach.
Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,
  Schauert hin durch den Wald, rauscht, und verkündet mich ihr!
Ich bin redlich! Mir gab die Natur Empfindung zur Tugend;
  Aber mächtiger war, die sie zur Liebe mir gab.
Zu der Liebe, der Tugenden schönsten, wie sie den Menschen
  In der Jugend der Welt stärker und edler sie gab.
Alles empfind' ich von dir; kein halb begegnendes Lächeln;
  Kein unvollendetes Wort, welches in Seufzer verflog;
Keine stille mich fliehende Thräne, kein leises Verlangen,
  Kein Gedanke, der sich mir in der Ferne nur zeigt;
Kein halb stammelnder Blick voll unaussprechlicher Reden,
  Wenn er den ewigen Bund süßer Umarmungen schwört;
Auch der Tugenden keine, die du mir sittsam verbirgest,
  Eilet mir unerforscht und unempfunden vorbei!
Ach, wie will ich, Cidli, dich lieben! Das sagt uns kein Dichter,
  Selbst wir entzückt im Geschwätz trunkner Beredsamkeit nicht.
Kaum, daß noch die unsterbliche selbst, die fühlende Seele
  Ganz die volle Gewalt dieser Empfindungen faßt!

Der Zürchersee.

1750.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
  Das den großen Gedanken
  Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
  Komm in röthendem Strahle
  Auf den Flügeln der Abendluft!

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter
sein,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich!

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen
Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner
nährt;
Schon war manches Gebirge,
Voll von Reben, vorbei geflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfin-
dender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

„Haller's Doris," die sang, selber des Liedes
werth,
Hirzel's Daphne, den Kleist innig wie Glei-
men liebt;
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden wie Hagedorn.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel
krönt;
Da, da kamest du, Freude,
Volles Maßes auf uns herab!

Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfan-
den dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Mensch-
lichkeit,
Deiner Unschuld Gespielen,
Die sich über uns ganz ergoß!

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeist'rung
Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein
Oden sanft
In der Jünglinge Herzen,
In die Herzen der Mädchen gießt.

Ach, du machst das Gefühl siegend, es steigt
durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe'
Nun entzauberter Mund durch dich.

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfin-
dungen,
Beßre, sanftere Lust, wenn er Gedanken
weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

Reizend klinget des Ruhms lockender Silber-
ton
In das schlagende Herz, und die Unsterblich-
keit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Ent-
zückung Ton
Oft bei'm Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her.

Wenn er dringt bis in's Herz, und zu Ent-
schließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken
weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

Dann ihr sanfteres Herz bilden und, Liebe,
dich,
Fromme Tugend, dich ausgießen in's sanfte
Herz,
Ist beim Himmel! nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In den Armen des Freund's wissen ein
Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattun-
gen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenk-
tem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne
liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir
verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand!

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium.

Der Eislauf.

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft.
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, muthig im Lauf, niemals gab,
Welche der Reih'n selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteren Schwungs fliegt er hin,'
Kreiset umher, schöner zu sehn.

Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik! Drum gieb dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut!

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt,
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst!
Also! Nun fleug schnell mir vorbei!

So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht über's Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonst späht dein Ohr ja Alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Fluth.
O wie tönt's anders, wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn, wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod.
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach, dorthin!
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst.

Die frühen Gräber.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib' Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

Ihr Edleren, ach! es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
Ach, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

Psalm.

(1789.)

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
Vater unser, der du bist im Himmel.

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
Geheiliget werde dein Name!

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
Zu uns komme dein Reich.

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete!
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden.

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor,
Reifet den goldenen Apfel, die Purpurtraube.
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halm, am Zweig, an dem Hügel und im Walde!
Unser tägliches Brod gieb uns heute!

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
Vergieb uns unsre Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit.
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.
Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Uebel.

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wandrer labt,
Anbetung dir!
Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen!

Heinrich der Vogler.

Der Feind ist da! die Schlacht beginnt!
Wohlauf zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
Im ganzen Vaterland!

Heut' fühlet er die Krankheit nicht,
Dort tragen sie ihn her!
Heil, Heinrich! Heil dir, Held und Mann,
Im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier,
Und herrscht den Sieg herbei!
Schon ist um ihn der Edlen Helm
Mit Feindes Blut bespritzt!

Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Schwert in des Kaisers Hand,
Daß alles tödtliche Geschoß
Den Weg vorüber geh'!

Willkommen Tod für's Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
Mit Ruhm für's Vaterland!

Wenn vor uns wird ein offnes Feld
Und wir nur Todte sehn
Weit um uns her, dann siegen wir
Mit Ruhm für's Vaterland!

Dann treten wir mit hohem Schritt
Auf Leichnamen daher!
Dann jauchzen wir im Siegsgeschrei!
Das geht durch Mark und Bein!

Uns preist mit frohem Ungestüm
Der Bräut'gam und die Braut;
Er sieht die hohen Fahnen wehn,
Und drückt ihr sanft die Hand;

Und spricht zu ihr: Da kommen sie,
Die Kriegesgötter, her!
Sie stritten in der heißen Schlacht
Auch für uns beide mit!

Uns preist der Freudenthränen voll
Die Mutter und ihr Kind!
Sie drückt den Knaben an ihr Herz,
Und sieht dem Kaiser nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
Wenn wir gestorben sind,
Gestorben für das Vaterland
Den ehrenvollen Tod!

Der Messias.

Erster Gesang (Anfang).

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet, und verherrlichet, wieder erhöht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf: er thats, und vollbrachte die große Versöhnung.

Aber, o That, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen die Dichtkunst?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete,
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit, entgegen,
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen aus Staube gemacht zum Tempel sich heiligt!
Rein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen,
Und die furchtbare Bahn, mit verzieh'nem Straucheln, durchlaufen.

Menschen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfinget;
Da der Schöpfer der Welt Versöhner wurde; so höret
Meinen Gesang, und ihr vor allen, ihr wenigen Edlen,
Theure, herzliche Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgerichte vertrauliche Seelen,
Hört mich, und singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.
Nah an der heiligen Stadt, die sich jetzt durch Blindheit entweihte,
Und die Krone der hohen Erwählung unwissend hinwegwarf,
Sonst die Stadt der Herrlichkeit Gottes, der heiligen Väter
Pflegerin, jetzt ein Altar des Bluts vergossen von Mördern;
Hier war's, wo der Messias von einem Volke sich losriß,
Das zwar jetzt ihn verehrte, doch nicht mit jener Empfindung,
Die untadelhaft bleibt vor dem schauenden Auge der Gottheit.
Jesus verbarg sich diesen Entweihten. Zwar lagen hier Palmen
Vom begleitenden Volk; zwar klang dort ihr lautes Hosanna;
Aber umsonst. Sie kannten ihn nicht, den König sie nennten,
Und, den Gesegneten Gottes zu sehn, war ihr Auge zu dunkel.
Gott kam selbst von dem Himmel herab. Die gewaltige Stimme:
Sieh', ich hab' ihn verklärt, und will ihn von Neuem verklären!
War die Verkündigerin der gegenwärtigen Gottheit.
Aber sie waren, Gott zu verstehn, zu niedrige Sünder.
Unterdeß nahte sich Jesus dem Vater, der wegen des Volkes,
Dem die Stimme geschah, mit Zorn zu dem Himmel hinaufstieg.
Denn noch Einmal wollte der Sohn des Bundes Entschließung,
Seine Menschen zu retten, dem Vater feierlich kundthun.
Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsame Nächte
Unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg. Der fromme Johannes
Er nur folgt' ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhub sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen in's Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz.
Und der Seraph, der Jesus zum Dienst' auf der Erde gesandt war,
Gabriel nennen die Himmlischen ihn, stand feiernd am Eingang
Zwoer umdufteter Cedern, und dachte dem Heile der Menschen,
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöser
Seinem Vater entgegen vor ihm in Stillem vorbeiging.
Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlösung herankam.
Diese Betrachtung entrückt' ihn, er sprach mit leiserer Stimme:

Willst du die Nacht, o Göttlicher, hier im Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach seiner Erquickung?
Soll ich zu deinem unsterblichen Haupt ein Lager bereiten?
Siehe, schon streckt der Sprößling der Ceder den grünenden Arm aus,
Und die weiche Staude des Balsams. Am Grabe der Seher
Wächst dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
Ach wie bist du, Erlöser, ermüdet! Wieviel erträgst du
Hier auf der Erd', aus inniger Liebe zu Adams Geschlechte!

Gabriel sagts. Der Mittler belohnt ihn mit segnenden Blicken,
Steht voll Ernst auf der Höhe des Berges am näheren Himmel.
Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als sie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn sie war es nicht mehr des Fluches Stimme, die Stimme
Angekündet im Sturm, und in donnerndem Wetter gesprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unsterblicher Schöne sie einst zu verneuen beschlossen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämm'rung,
Gleich als blühten sie wieder, nach Edens Bild geschaffen.
Jesus redete. Er, und der Vater durchschauten den Inhalt
Grenzlos; dieß nur vermag des Menschen Stimme zu sagen:

Göttlicher Vater, die Tage des Heils, und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage zu größeren Werken erkohren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reih' durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schaun bezeichnet, und glänzender sahen.
Dir nur ist es bekannt, mit was vor Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam, und ohne Geschöpfe,
Waren wir beieinander. Voll unsrer göttlichen Liebe,
Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter.
Edens selige Kinder, ach unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde!
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von Neuem uns schaffen!
Also beschlossen wir unser Geheimniß, das Blut der Versöhnung,
Und die Schöpfung der Menschen verneut zu dem ewigen Bilde!
Hier erkohr ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel wie innig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Ernied'rung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und o Kanan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechte der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir: bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen, und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich, und einsam
Kommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn.
Schon durchdringt mich ein Schauer dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödtetest, unempfindbar! Ich seh' den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg', und bet', und winde mich, Vater, in Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater! Ich will des Allmächtigen Zürnen,

Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht, und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt! Hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten; so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück in Triumph zu deinem erhabenen Throne!
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod ich Ewiger leiden!

Weiter sagt' er, und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.

Jesus sprach's, und erhub sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruh', und Ernst, und Erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben.

Also sprach er, und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten, und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag, wartend,
Wie vor dem nahen Gewitter die Erde, sein schweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Christen
Seelen, und süß betäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos, und zur Verzweiflung nur noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geister der Hölle. Da jeder dahinsank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.
Jesus stand noch vor Gott, und jetzt begannen die Leiden
Seiner Erlösung, ein Vorgefühl, so in furchtbarer Nähe
Grenzt' an das wirkliche: Wie, ihn zu richten, Gott von des Throns Höhn
Kommen, mit Schuld ihn belasten der Spruch der verworfensten Menschen,
Er, mit Blute beströmt, den Tod der Kreuzigung sterben
Würd' auf Golgatha. Gabriel lag in der Fern' auf dem Antlitz
Tief anbetend, von neuen Gedanken mächtig erhoben.
Seit den Jahrhunderten, die er durchlebt, so lang' als die Seele
Sich die Ewigkeit denkt, wenn sie dem Leib' in Gedanken
Schnelles Fluges entfleugt, seit diesen Jahrhunderten hatt' er
So erhabne Gedanken noch nie empfunden. Die Gottheit,
Ihre Versöhnten, die ewige Liebe des göttlichen Mittlers,
Alles eröffnet sich ihm. Gott bildete diese Gedanken
In des Unsterblichen Geiste. Der Ewige dachte sich jetzo
Als den Erbarmer erschaffner Wesen. Der Seraph erhub sich,

Stand, und erstaunt', und betet', und unaussprechliche Freuden
Zitterten durch sein Herz, und Licht und blendendes Glänzen
Ging von ihm aus. Die Erde zerfloß in himmlische Schimmer
Unter ihm hin, so dacht' er. Ihn sah der göttliche Mittler,
Daß er den Gipfel des ganzen Gebirgs mit Klarheit erfüllte.

Gabriel, rief er, hülle dich ein, du dienst mir auf Erden!
Mache dich auf, dieß Gebet vor meinen Vater zu bringen,
Daß die edelsten unter den Menschen, die seligen Väter,
Daß der versammelte Himmel der Zeiten Fülle vernehme,
Die er mit innigem, heißem Verlangen verlangte. Dort leuchte,
Als der Gesendete Jesus, des Mittlers, im Glanze der Engel!
Schweigend, mit göttlichheitrer Geberd', erhub sich der Seraph.
Jesus schaut' ihm vom Oelberg nach. Der Göttliche sah schon,
Was der Seraph that, an dem Throne der Herrlichkeit Gottes,
Eh' der eilende noch des Himmels Sonnen erreichte.
Jetzo erhuben sich neue, geheimnißvolle Gespräche
Zwischen ihm und dem Ewigen, schicksalenthüllendes Inhalts,
Heilig, und furchtbar, und hehr, voll nie gehoffter Entscheidung,
Selbst Unsterblichen dunkel, Gespräche von Dingen, die künftig
Gottes Erlösung, vor allen Erschaffnen, verherrlichen werden.

Aus dem zweiten Gesange.

Satan ging indeß, mit Dampf und mit Wolken umhüllet,
Hin durch Josaphats Thal und über das Meer des Todes,
Stieg von da auf den wolkigen Karmel, vom Karmel gen Himmel.
Hier durchirrt' er mit grimmigem Blick den göttlichen Weltbau,
Daß er, nach so vielen Jahrhunderten seit der Erschaffung,
In der Herrlichkeit strahlte, die ihm der Donnerer anschuf.
Gleichwohl ahmt' er ihm nach und änderte seine Gestalten
Durch ätherischen Glanz, daß die Morgensterne, wie dunkel
Und verworfen er sei, in stillem Triumphe nicht sähen.
Doch dies helle Gewand war ihm bald unerträglich; er eilte
Aus der schreckenden Schöpfung Bezirk zu der Hölle zu kommen.
Jetzo hatt' er sich schon bei den äußersten Weltgebäuden
Stürmisch heruntergesenkt. Unermeßliche dämmernde Räume
Thaten vor ihm wie unendlich sich auf. Die nennt er den Anfang
Weiterer Reiche, die Satan durchherrscht. Hier sah er von ferne
Flüchtigen Schimmer, so weit die letzten Sterne der Schöpfung
Noch das unendliche Leere mit sterbendem Strahle durchirrten.
Doch hier sah er die Hölle noch nicht. Die hatte die Gottheit
Ferne von sich und ihren Geschöpfen, den seligen Geistern,
Weiter hinunter in ewige Dunkelheit eingeschlossen.
Denn in unserer Welt, dem Schauplatz ihrer Erbarmung,
War kein Raum für Orte der Qual. Der Ewige schuf sie
Furchtbar, zu dem Verderben, zu seinem strafenden Endzweck
Weit hinreichend, vollkommen. In drei erschrecklichen Nächten
Schuf er sie, und verwandte von ihr sein Antlitz auf ewig.
Zween der heldenmüthigsten Engel bewachten die Hölle.
Dies war Gottes Befehl, da er sie mit mächtiger Rüstung
Segnend umgab. Sie sollten den Ort der dunkeln Verdammniß
Ewig in seinem Kreis erhalten, damit der Empörer
Kühn mit seiner verfinsterten Last nicht die Schöpfung bestürmte

Und das Antlitz der schönen Natur durch Verwüstung entstellte.
Wo an der Pforte der Hölle mit herrschendem Auge sie ruhen,
Dorther senkt sich ein strahlender Weg, wie von Zwillingsquellen,
Hell die Wogen, ein Strom, den noch die Wendung nicht krümmte,
Gegen den Himmel gekehrt, nach Gottes Welten hinüber,
Daß in der Einöd' hier es ihnen an heiliger Freude
Ueber die mannigfaltige Schöne der Schöpfung nicht fehle.

August Kopisch,

ein Maler und Dichter, reichbegabt in der Lyrik und auf dem Felde der humoristischen Gattung von klassischer Bedeutung, wurde am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren und hatte bei seiner „höchst originellen Persönlichkeit einen bunten, krausen Entwicklungsgang" seiner Jugend. Denn so faßt Karl Gödeke mit Recht die Darstellung auf, welche über die Geschicke desselben von Freundeshand im dritten Bande des Brockhausischen „Konversationslexikon der Gegenwart" ziemlich ausführlich gegeben worden ist. Sein Vater war, wie Karl Bötticher, der Herausgeber der „Gesammelten Werke", in gedrängter Zusammenfassung berichtet hat, der Kaufmann Chr. Gottl. Kopisch, seine Mutter Johanne Beate, eine geborene Scholz. Er besuchte das damals unter Manso stehende Marie-Magdalenen Gymnasium bis zur Prima; er schied jedoch ohne die Abiturienten-Prüfung zu absolviren. Der Zeichnenlehrer des Gymnasiums Kalter wie der Bildhauer Mattersberger an der Baugewerkschule, besonders der letztere, der als verständiger Lehrer von Kopisch immer gerühmt wurde, mögen wohl die ersten Keime der Neigung zur Kunst in ihm erweckt haben. Seine Studien in der Malerei, für deren Praxis er sich entschieden, begann er in Dresden; von da ging er im 18. Jahre zum Besuche der Kunstakademien nach Prag und Wien 1815—1818. Dann folgte Italien; zuerst Rom, hierauf Neapel, wo er ganzer fünf Jahre verweilte. Aus Italien im Jahre 1830 zurückgekehrt, lebte er ein Jahr in Schlesien und ging sodann nach Berlin; in den letzten vier Jahren hatte er sich ganz nach Potsdam übersiedelt.

Eine unglückliche Liebe, so viel wir aus andern Berichten wissen, hatte nicht nur über seine jugendliche Laufbahn, sondern auch über sein späteres Leben einen düsteren Schatten geworfen. Dieser Umstand mochte ebensowohl als die Anregung der künstlerischen Sphäre, worin er emporwuchs, seinen Entschluß beschleunigt

haben nach Italien zu gehen, während es vielleicht besser gewesen wäre, die Reise „nach dem wunderbaren Südlande", wohin ihn die Sehnsucht rief, „bei größerer künstlerischer Reife" anzutreten. Am meisten lockte ihn die Natur, Poesie und Geschichte Unteritaliens, und als später (1827) der Graf Platen in Neapel eintraf, wurde er dieses Dichters vertrautester Freund und ein begeisterter Verehrer der altklassischen Litteratur. Schon frühzeitig hatte er sich neben der Kunst, die „das Auge durch farbigen Reiz lockt", auf poetischem Felde versucht, indem er Gelegenheitsgedichte an seine Lehrer, an Vater und Mutter, von dem neunten Lebensjahre ab richtete. Das erste Aufsehen erregende Gedicht, wie Bötticher bemerkt, war der in Rom entstandene „Noah". Dieß und noch andere nur in Abschrift circulirende Dichtungen „machten ihn Platen werth", als er mit diesem in Neapel zusammentraf. Die Zeit des Umganges mit ihm „befruchtete die poetischen Triebe in Kopisch und entfaltete sie sehr schnell zur vollen Reife".

Das äußerlich bedeutendste Erlebniß, fügt Bötticher hinzu, welches im Südlande seinen Namen im Munde des Volkes beständig weiter trägt und mit einer bestimmten Oertlichkeit verknüpft, die Entdeckung jener wunderbaren Grotte unter dem Felsengestade Capri's, der sogenannten „blauen" Grotte, das hat er selbst reizend genug beschrieben. Zu den seltsamen Erzeugnissen seiner italischen Muße, fährt der nämliche Berichterstatter an einer andern Stelle fort, gehört auch das Modell der Insel Capri aus Stuck gearbeitet, in den relativ natürlichen Erhebungen der Felseninsel, so weit er dieselben ermitteln oder vergleichend beobachten konnte. Später, in Berlin, fügte er diesem noch ein Modell der blauen Grotte hinzu, welches in seiner wunderbar täuschenden Wiedergabe der Form und Beleuchtung das Auge optisch so betrog, daß man bei der guckkastenähnlichen Einsicht in die Bildung den natürlichen Maßstab und die Wirklichkeit der Grotte vor sich zu haben meinte. Die interessantesten Arbeiten, welche ihm gleich nach seiner Rückkehr aus Italien ihre Entstehung verdankten, waren ein großes Diorama von Taormina auf Sicilien und das Pleorama des Golfes von Neapel, beides im Vereine mit mehreren Künstlern in Breslau und in Berlin zu Stande gebracht. Daran schlossen sich dann eine Anzahl Oelbilder, unter welchen der Wasserfall bei Terni und die pontinischen Sümpfe besonders hervorgehoben werden müssen.

Von seinen poetischen Arbeiten bemerkt Böttícher, daß „Chrimhield" und „Walid", zwei Trauerspiele, jedes in fünf Akten, in Italien entstanden sind; die Bearbeitung zweier italienischer Komödien, zu der ihn die Bekanntschaft mit Donizetti und Camerano in Neapel anregte, nebst den „Agrumi", ebenfalls; vielleicht auch „Serlon". Alles übrige gehört seiner Heimkehr aus Italien an;

so namentlich die Uebersetzung des Dante mit allen zugegebenen Erläuterungen. Durch den König Friedrich Wilhelm IV., der als Kronprinz seiner Führerschaft in der Umgegend Neapels sich bedient hatte, erhielt er später ein Jahrgeld und 1844 den Professortitel; auch war ihm seit dem Jahre 1837 der Auftrag geworden, eine Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam abzufassen, eine Arbeit, die „ihn bis zu seinem Tode andauernd beschäftigt hat". Dieses Werkes halber, und „um die Oertlichkeiten und Anlagen, von welchen er handeln sollte, beständig rekognosciren zu können, übersiedelte sich Kopisch erst theilweise nach Potsdam, bald hier bald dort in einem der königlichen Gärten wohnend. Zuletzt gründete er in dem Gärtnerhause auf dem ehemals Vogel'schen Weinberge, welches ihm die königliche Munifizenz zur Wohnung anwies, seinen eigenen Herd für sich und seine Gattin, die er in Marie von Sellin, einer Verwandten der ihm so lieben Winterfeldt'schen Familie, gefunden hatte."

„Am 12. Juli 1851 zu Berlin im Kreise dieser Familie vermählt, führte Kopisch sein Weib, das ihn in seinem ganzen vollen Werthe erkannt hatte und deswegen über alles liebte, hinüber nach Potsdam. Aber nur zwei kurze Jahre, die glücklichsten seines ganzen Lebens, sollte dieß Eheband dauern, als es sein Abscheiden löste. Wunderbar genug war dieser Abschied. Ohneradchtet des reinsten Glückes, das er an der Hand seiner Gattin genießt, drängt es ihn doch unruhig das Werk zu vollenden, dessen wegen er Berlin verlassen hatte; Potsdam ist ihm zu einförmig geworden, er sehnt sich wieder nach Berlin zurück, mit den alten Freunden den geistigen Verkehr zu erneuen. Endlich im Februar 1853 hat er die lang andauernde für ihn so mühereiche Arbeit vollbracht, er hat die letzte Zeile niedergeschrieben und eilt mit seiner Lieben nach Berlin zu den Verwandten in das Haus, das ihm zum Vaterhause geworden war. Gleich sucht er die alten Freunde auf, um ihnen zu sagen, wie er mit Beginn des Frühjahrs wieder in ihren Kreis einziehen, wieder ganz der ihrige sein werde; er theilt seine jüngsten Dichtungen mit, er ist heiterer und glücklicher denn jemals. Da nimmt ihn plötzlich am 6. Februar mitten in der Nacht ein augenblicklicher Tod sanft hinweg, ohne daß er selbst oder die Seinen die mindeste Vorahnung davon gehabt hätten."

So viel zur Uebersicht entlehne ich den kurzen Mittheilungen Böttichers, die, so dankenswerth sie sind, eine regelmäßige Anordnung sehr vermissen lassen. Auch seine kritischen Urtheile, die er hier und da eingeflochten hat, möchte ich nicht für befriedigend halten, obwohl sie nach einzelnen Seiten hin die Wahrheit treffen. So wirft er die ganz richtige Bemerkung hin, man müsse im Allgemeinen drei Momente aus dieses Mannes Leben herausheben, welche ihm die Richtung gegeben hätten, die sein Schaffen und Wirken bezeichnet, nämlich die Reise nach Italien, die Bekanntschaft mit Platen und die Erscheinung des Königs Friedrich Wilhelms IV.

noch als Kronprinz in Neapel. Denn die Reise nach Italien entschied seinen Künstlerberuf überhaupt, die Bekanntschaft mit Platen erhöhte seinen Eifer für litterarische Produktion und die Huld jenes Monarchen bedingte seine äußere Lage. Wie aber hat sich die Richtung, welche dergestalt sein Leben nahm, geltend gemacht in seinem poetischen Wirken und Schaffen?

Eine außerordentliche Begabung dürfen wir diesem Dichter nicht aberkennen: Originalität, Reichthum der Phantasie, Gemüth, Geist und Witz sprechen sich in vielen seiner Produktionen aus, wenn auch nicht in jener Fluth von Gelegenheitsgedichten, die meist sehr gering ausgefallen sind. Zur eigentlichen poetischen Meisterschaft indessen hat sich Kopisch nicht erhoben, oder vielmehr, er ist zu derjenigen Höhe sprachlicher Vollkommenheit nicht gelangt, welche der neuere Standpunkt forderte und deren Erreichung in seinem Talente gelegen haben dürfte. Zwischen zwei Künsten, der Malerei und Poesie, ohne Unterlaß hin und herschwankend, blieb er, wo nicht in beiden, doch in der letztern ein bloßer geistreicher Dilettant. Dieß Urtheil findet seine Begründung darin, daß er, bei allem Kunstverstande und einer tüchtigen Erfindungskraft, in der äußeren Form und Gedankenfassung durchweg nachlässig ist; ein Zeichen, daß er des Sprachmaterials nicht Herr ward. Es mangelt ihm an Gehör, an Gewalt über Vers und Rhythmus, an geschmackvoller Feinheit in Wort und Wendung. Zwar möchte es auf den ersten Anblick scheinen, daß er mit allzugroßer Leichtigkeit und Raschheit gearbeitet, und manche Kritiker sind auf die Annahme verfallen, er habe seine Gedichte meist „improvisirt"; allein beides ist unbegründet, und daraus leitet sich seine Unfertigkeit in der Form keineswegs her. Denn der von seiner Dichtungsweise genau unterrichtete Karl Bötticher versichert ausdrücklich, man habe ihn mit Unrecht zum Improvisator nach italienischer Weise stempeln wollen, und kaum möchte es wohl eine gleichbegabte Dichternatur gegeben haben, welche sich weniger zur Improvisation geneigt als gerade die seinige. Wer auch nur entfernt mit Kopisch in Berührung gestanden, werde wissen, wie er nicht den kleinsten Scherz bei fröhlichen Gelegenheiten frei gesprochen, sondern stets vorgelesen und sogar das Impromptu gescheut habe, aus einem natürlichen Widerwillen gegen Alles, was in die Oeffentlichkeit getreten und dennoch im Gedanken wie in der Form nicht reif und vollendet gewesen. Bei diesen Ansichten des Dichters müssen wir also um so mehr fragen, woher jene mangelhafte und anscheinend flüchtige Schreibweise stammt, die uns an seinen lyrischen Gedichten sowohl als an seinen dramatischen Produkten auffällt? Man sollte meinen, daß seine Gaben unter dem Zauberhimmel Italiens und an der Seite eines Platen vollständig zur Reife hätten kommen müssen, wie es bei dem Letzteren, bei Goethe und Andern der Fall gewesen. Offenbar erklärt sich die Formschwäche, die er nicht besiegen konnte, vorzugsweise aus dem Mangel genügender Jugendbildung: Kopisch ging nach Italien, ohne die klassischen Studien bereits zu einem gewissen Abschlusse gebracht zu haben. Vergebens suchte er in diesem Lande und später in der Heimath nachzuholen, was er auf Schulen versäumt hatte; die rechtzeitige Grundlage fehlte, und als er dieses inne ward, wandelte er den großen Mustern nach, deren Bedeutung ihn tief ergriffen hatte, aber ohne sichern Plan seinen Weg verfolgend, gelangte er nicht über die Pfuscherei hinaus, sobald er die Farben der Kunstweisen mischte.

Wem darüber noch ein Bedenken aufsteigen sollte, dem wird das Urtheil genügen, welches Platen in einem Briefe an Kopisch schon in Italien rückhaltslos ausgesprochen hat. Bötticher schickt der Mittheilung dieser brieflichen Kritik folgende Einleitung voraus. „Kopisch hat," sagt er, „Platen's belehrendem und befruchtendem Umgange unendlich viel zu danken, und

wie sehr er dieß erkannte, gestehen die Oden genugsam ein, die er seinem Freunde gesungen. Es ist auch zu natürlich, daß der bereits geistig reife Platen, der ebenso des Gedankens wie der Form schon in vollem Maße mächtig war, für ihn ein lebendiges Vorbild der Nacheiferung sein mußte. Wie bestimmend und rathend er denselben auch in seine Gedanken und Produktionen eingreifen ließ, wie belehrend und rücksichtslos verweisend Platen gegen ihn verfuhr, erhellt aus Beider Briefwechsel. Ich will nur ein Beispiel aus diesem herausheben. Einst verlangt Kopisch von Neapel aus (13. März 1828) von Platen die Uebersetzung des Pindar von Thiersch: „„Wenn du mir doch durch deine Bekanntschaft in München den Pindar von Thiersch verschaffen könntest! Er möchte mich kosten was er wollte; wenn ich ihn nur hier haben kann, bin ich zufrieden. Auch Jacobs griechisches Handbuch wäre mir lieb, da ich nun im Ernst griechisch lernen will. Gündel hat mich sehr dazu ermuntert. Vossens Aristophanes und Theokrit hast du wohl selbst?““ — Wer da weiß, was von einer Verdeutschung Pindars zu halten sei, der wird begreiflich finden, wie Platen dem jungen Dichter das verlangte Buch nur mit warnender Zögerung zusendete. Doch schickt er den Pindar; als er aber des Freundes Nachahmungen liest, schreibt er ihm unter andern: „„Ich gehe auch in diesem Punkt Schritt vor Schritt, und möchte nicht eher eine pindarische Ode schreiben, bis ich nicht wenigstens im Stande wäre, ein gutes Sonett zu machen. Wenn ich von diesem zufälligen Vergleichungspunkte auf den Pindar selbst kommen darf, so muß ich gestehen, daß ich ihn dir mit schwerem Herzen geschickt habe; überzeugt, daß kein Buch in der Welt dir in diesem Augenblick in solchem Grade verderblich sein könne. Diese wie andere Uebersetzungen, nach denen du deinen Styl gebildet hast, anstatt deutsche Dichter zu lesen, sind gerade das Gegentheil von den Originalen, ebenso steif und hart, als jene leicht und natürlich sind. So sind deine eigenen Gedichte wie Uebersetzungen gerathen, in denen man die Sprödigkeit des Ausdrucks wegen der Schönheit des Gedankens verzeiht, die aber ebendeswegen erst nach einer langen Reflexion ansprechen können. Weit entfernt den Pindar zu studiren, würde ich dir rathen, vorerst Gedichte oder ein längeres Gedicht in einem ganz einfachen Versmaß zu schreiben, dem du vollkommen gewachsen bist, um das eigentlich Poetische und Ursprüngliche ruhig hervortreten zu lassen. Deswegen habe ich dir auch immer gerathen, etwas Episches zu schreiben. Gewiß wäre die Bekehrung der Preußen ein sehr günstiger Stoff, wenn dir jetzt nicht die Hülfsmittel dazu fehlten. Daß du aus jenen abscheulichen Uebersetzungen den Gedanken herauszufinden verstehst, verdient alles Lob; aber daß du Sachen lesen kannst, die gar nicht deutsch sind, ist auf der andern Seite wieder sehr verdächtig.““

So weit Platen, der außerdem in einer „Nachschrift“ mehrere Einzelnheiten an den Oden des Freundes aufsticht, vor undeutschen Wendungen, mangelhaftem Rhythmus und schwülstigem Ausdrucke warnend. Der Kenner wird nicht anstehen, das Platen'sche Urtheil zu unterschreiben, mit Bedauern darüber, daß Kopisch auch in allen seinen nachfolgenden Kunstgedichten vergebens sich abgemüht hat, die rechte Klassizität des Styles zu gewinnen. Seine antiken Formen sind in der Ode wie im Drama so unvollkommen geblieben, daß man es der Kunst schuldig ist, ihr Gepräge als entschieden mißrathen zu bezeichnen. Verwerfen müssen wir daher das Urtheil von Böttiger, welcher die ernste Seite des Dichters, wie sie in seinen Produkten feierlichen Inhalts sich offenbart, weit über die „heiteren Scherze und humoristischen Sagen“ desselben gesetzt hat. Unsere Ansicht vermag auch die Berufung

auf den Verfasser nicht abzuändern, welcher gelegentlich selbst, als man wieder einmal seine „neckischen" Gedichte rühmend hervorhob, die Aeußerung that, „es sei ihm doch recht schmerzlich, daß die Welt gar nicht seine ernsten Dichtungen beachten und verstehen wolle." Denn wie die Verfasser bisweilen ihre eigenen Leistungen verkehrt abschätzen, so hat auch Kopisch nicht erkannt, daß gerade auf dem nichternsten Gebiete sein Hauptverdienst beruht; hier steht Form und Inhalt im Einklang, und man nimmt es mit den Gebrechen der erstern, mit dem Geholper und Gestolper, nicht so genau, da der allgemeine Ton solcher Dichtungen wenig über die Prosa sich erhebt. Mit Recht lobt diese Seite des Dichters auch Karl Gödeke. Seine Poesie, sagt er, ist ungemein glücklich im treuherzigen Humor, mit Vorliebe der Verherrlichung des Weins zugethan und mit den kleinen zierlichen schelmischen Sagenstoffen und humoristischen Volksschwänken beschäftigt und vertritt in der poetischen Litteratur diese vielfach in Vers und Prosa eingeschlagene Richtung nach den bröckelhaften Ueberlieferungen des Alterthums, auf welche zuerst die Gebrüder Grimm hinleiteten. Darauf vergleicht Gödeke vor allen Andern Simrock mit Kopisch; ersterer folge dieser Richtung ernster, so zu sagen geschichtlicher, Kopisch dagegen leicht, spielend, tändelnd. Ich möchte den Unterschied so setzen, daß Simrock die Stoffe häufig in nackter und starrer prosaischer Fassung läßt, Kopisch sie in leichteren und poetischeren Fluß zu bringen sucht.

Schriften. 1) Gedichte. Berlin 1836. 2) Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln. Gesammelt und übersetzt. Ebend. 1838. 3) Dante's göttliche Komödie. Metrische Uebersetzung nebst beigedrucktem Originaltexte, mit Erläuterungen, Abhandlungen und Register. In Einem Bande. Mit Dante's Bildniß und zwei Karten seines Weltsystems. Ebend. 1842. 4) Allerlei Geister. Ebend. 1848.

Gesammelte Werke. Geordnet und herausgegeben von Freundeshand. (Von dem Prof. Karl Bötticher.) Berlin 1856. 5 Bände. (Am Schluß einige Notizen über Kopisch's Leben.)

Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noäh Opfer fein,
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein.
Und, weil du ein so frommes Haus,
So bitt' dir selbst die Gnaden aus!"

Fromm Noah sprach: „„Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke ha'n!"" —

Da griff der Herr in's Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß:
Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und wies ihm alles so und so,
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanzt' Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut' Keller dann, und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an.
Und trank es aus, zu Gottes Ehr':
Das macht ihm eben kein' Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

Das grüne Thier und der Naturkenner.

Die Thadener zu Hanerau sind ausgewitzte Leute.
Wär' noch kein Pulver in der Welt, erfänden sie es heute!
Allein, allein,
So wird es immer sein:
Was man zum erstenmal ersicht,
Kennt selber auch der Klügste nicht!
Und — wie einmal die Thadner mähn,
Sie einen grünen Frosch ersehn,
So grüne, so grüne!

So grüne war der liebe Frosch und blähte mit dem Kropfe:
Den Thadnern fiel vor Schreck dabei die Mütze von dem Kopfe.
Mit Beinen vier
Ein grünes, grünes Thier!
Das war für sie zu wunderlich,
Zu neu und zu absunderlich!
Da mußte gleich der Schultheiß her:
Sollt' sagen, welch' ein Thier das wär',
Das grüne, das grüne!

Das grüne Thier der Schultheiß sah, als einen Hupf es machte! —
Die Thadner wollten schon davon; da sprach der Alte: sachte!
Lauft nicht davon,
Es sitzt und ruhet schon.
Seid still! und ich erklär' es bald:
Das Thier kommt aus dem grünen Wald:
Der grüne Wald ist selber grün;
Davon ist auch das Thier so grün,
So grüne, so grüne!

So grüne; denn es lebt darin von eitel grünem Laube:
Und, — wenn es nicht ein Hirschbock ist, — ist's eine Turteltaube!
Da hub der Hauf
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: das ist unser Mann,
Der jeglich Ding erklären kann,
Er kennt und nennt es keck und kühn,
Kein Kreatur ist ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne!

Ernstes.

I.

Dummheit.

Wer nur der Weisheit nachgespürt, den halt' ich noch für keinen Mann:
Doch wer die Dummheit ausstudirt, den seh' ich für was Rechtes an!
Der Weisen Thun erräth man leicht: man sieht da noch, wann, wie, warum;
Bei Dummen kuckt man sich umsonst nach allen diesen Sachen um.
Der Dummheit Weg ist wunderbar; niemals erkennet man den Grund,
Und fänd' ihn einer richtig aus, so thät' er aller Funde Fund!
Denn Dummheit ist die größte Macht, sie führt der Heere stärkstes an;
Ich glaube, daß sie nie ein Held bekämpfen und besiegen kann.

II.

Verschiedene Verwunderung.

Das ist kein kluger Mann, der sich bei dummen Streichen wundern kann;
Ich sehe sie schon von Natur für gänzlich unvermeidlich an.
Zu künstlich ist der Mensch gebaut: betrachtet nur im Kopf das Hirn
Mit hunderttausend Aederchen und Nervchen wie verworrner Zwirn.
Drum staun' ich jedesmal im Rath, wo mehr als Einer sitzt und spricht,
Wenn sich der ganze krause Kram zuletzt zu einem Schluß verflicht.
Und jammern Andre, daß die Welt jetzt gar so durcheinander steht,
So wundr' ich mich im Gegentheil, daß sie nicht ganz in Scherben geht.

Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“ —
„„Der Feind? — dahier!““
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“ —
„„Paris? — dahier!““
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!“

Schönheit.

Nicht rühme je sich weise der blinde Thor,
Der nie der Schönheit heilige Höhn betrat:
Der nie erkannt, wie groß der Mensch sei, —
Göttlichem nahe zu kommen wähnt er?
O wahrlich, Thorheit predigt manch ein Mund,
Von höhern Lebens nimmer erkanntem Heil: —
Das Erste blieb ihm unvollendet; —
Ohne die Schwingen — wie fliegt er aufwärts?

Der Burgemeister zu Pferde.

(Elbsage.)

In Kriebeln war vor Zeiten gar viele Feuersnoth,
Doch einmal kommt ein Männlein mit einem Käpplein roth,
Und bringt gefaßt am Zügel ein blüthenweißes Pferd,
Und schenkt's dem Burgemeister und sprach: „Das haltet werth:
Ist in der Stadt ein Feuer, so setzt Euch auf das Thier,
Und reitet um die Flammen: Ihr dämpft sie, trauet mir!“
Der Burgemeister folgte, — und sieh', jedweder Brand,
Wenn er ihn selbst umritten, verdampft' in sich, und schwand.
Und weil das weiße Rößlein besaß die Wunderkraft,
Ernährt' es viele Jahre mit Lust die Bürgerschaft,
Und selbst die Kinder brachten ihm Gras und Obst und Brod.
Auf einmal starb's, als eben da große Feuersnoth! —
Da lief der Burgemeister zu Fuß um's Feuer her,
Und es war just dasselbe, als ob zu Pferd er wär': —
Die Flamme sank. — Ich habe nicht Kunde mir verschafft,
Ob jetzt der Burgemeister noch hat dieselbe Kraft,
Ob er sie in den Beinen, ob in dem Kopf verspürt? —
Doch soll es immer gut sein, wenn Obrigkeit sich rührt.



Theodor Körner,

ein klassischer Lyriker aus der Zeit der Freiheitskriege und ein begabter Dramatiker, wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater, der berühmte Freund und Wohlthäter Schiller's, Namens Christian Gottfried, war daselbst Oberappellationsgerichtsrath und Mitglied des Oberkonsistoriums; er traf, wie von einem so wissenschaftlich ernsten Manne vorauszusetzen ist, für die Heranbildung des Sohnes alle mögliche Fürsorge. Dieser indeß zeigte anfangs eine nicht viel versprechende Neigung für geistige Bestrebungen; er wählte das Studium der Mineralogie auf der Bergakademie zu Freiberg und begab sich nach Verlauf zweier Jahre (1810) auf die Leipziger Hochschule, zwischen einem freien Leben der Phantasie und zwischen ernsten Studien hin- und herschwankend. Endlich trat die schon durch das Beispiel Schiller's angefachte Liebe für die Poesie, die in der Familie so tiefe Wurzel geschlagen hatte, im jungen Körner entschieden hervor; und als ihn sein stürmisches Wesen genöthigt nach der neugegründeten Berliner Universität überzugehen, legte er sich mit solchem Eifer und mit solchem Beifalle auf lyrische und dramatische Versuche, daß er schon im Jahre 1812 kaiserlicher Theaterdichter in Wien wurde. Nicht lange sollte er in diesem friedlichen Wirkungskreise verharren. Das blutige Morgenroth brach an, wo Deutschland sich erhob, um das Joch Napoleonischer Tyrannei abzuschütteln; glühend von Vaterlandsliebe, verließ der jugendliche Körner am 15. März 1813 die neue Heimath und die daselbst gefundene Braut, eilte nach Norddeutschland und schloß sich am 19. März in Breslau den Lützow'schen Freiwilligen an. Das deutsche Heer durch feurige Lieder zum Kampfe begeisternd und zugleich in den vordersten Reihen als Adjutant Lützow's fechtend, erst in der Schlacht bei Lützen, dann gegen den Marschall Davoust an der Unterelbe, starb er am Morgen des 26. August 1813 den Helden-

tod für das Vaterland. In einem hitzigen Gefechte nämlich, welches sich an der Straße nach Schwerin unweit Gadebusch entsponnen hatte, wurde er aus einem Versteck plötzlich von einer feindlichen Kugel in die Brust getroffen, nachdem er wenige Stunden vorher das „Schwertlied" vollendet und seinen Cameraden vorgelesen hatte. Schnell verathmend sank er denn in denselben Augenblicken hin, wo fernab vor den Thoren seiner Vaterstadt eine der heftigsten Schlachten entbrannt war. Ein erzgegossenes Denkmal, errichtet auf Kosten seines Vaters, ziert das unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin bereitete Grab des Jünglings, welches einer der Mitgefallenen theilt. Seine Schlachtgesänge wurden im folgenden Jahre unter dem Titel „Leier und Schwert" gesammelt durch seinen Vater herausgegeben.

Körner hat, zumal bei so früher Jugend, die Fülle eines poetischen Talents entfaltet, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Im patriotischen Gesange zeigt es bereits eine großartige Reife. Neben Arndt, welcher die Nation mit Posaunenstößen weckte, und neben Schenkendorf, welcher sie mit Orgelklang rührte, stand Körner als der eigentliche Kampfsänger mit der kriegerischen Trompete da: man erkennt an seinen Liedern sofort, daß sie im Moment des drohenden Schlachtengewitters unmittelbar geboren wurden und unmittelbar in den Mund der Streitgenossen übergingen, ihre Herzen für den Schlachtendonner selbst unter heller Flamme der Begeisterung fortreißend. Sie waren einer kühnen Jünglingsbrust entquollen, einem Auge, das den Feind vor sich sieht; was man deutlich fühlt, wenn er anhebt:

Ahnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.

Zugleich belebten und erhöhten diese Lieder in den Gemüthern der das Befreiungsheer bildenden nationalen Waffenträger die nämlichen Gefühle und Anschauungen, die von Arndt hervorgerufen wurden für die großen Zwecke der Erhebung, für die Wiederherstellung deutscher Freiheit, Einheit und Größe. Körner gab sich ganz mit voller Seele dem erhabenen Geschäft des Kriegsgesanges hin, wie er auch als ganzer Mann mit voller Bereitschaft im Kampfgewühle auftrat; durch und durch wahrhaft und mit echtem Pathos ergießt er daher die Ströme seiner Liedstrophen, daß wir fühlen, wie sie durch das freie Feld hinklingen und über Berg und Thal lauttosend erschallen. Nirgends macht er hohle Worte und Phrasen, auf erheuchelte Gefühle konnte er schon deßhalb nicht gerathen, weil ihn die grausig schöne Wirklichkeit erfüllend umgab. Wo aber der Echtheit seines Pathos etwas zu mangeln scheint, und wo er sich gleichsam selbst überschreit, ist im Grunde nur eine Schwäche der Sprachform zu finden, entsprungen aus der Eilfertigkeit des Gedankenwurfs und aus dem Ausdrucksmangel der Jugend.

Seine dramatischen Arbeiten verrathen ebenfalls eine noch unselbstständige Hand, die dem großen Meister Schiller nachzuzeichnen versuchte, gemäß der Weise des Schülers, der an ein Vorbild sich klammert. Doch schon sein „Zriny" verdient alle Beachtung, wie ein-

seitig er auch ist, und wer möchte einem Jüngling die Begabung absprechen, der nichts halb erfaßte und so heroischen Charakters frühzeitig an den höchsten Interessen der Nation sich betheiligte! Die deutsche Jugend wird sich bis in die spätesten Zeiten durch ihn vertreten finden, und je früher ihn die verhängnißvolle Kugel hinraffte, mit desto schönerer Glorie sein Bild schmücken.

Schriften. 1) Knospen. Leipzig 1810. 2) Zriny. Trauerspiel. Wien 1812. 3) Zwölf freie deutsche Lieder. Leipzig. Nebst einem Anhange. Leipzig 1813. 4) Leyer und Schwert. Berlin 1814. 5) Poetischer Nachlaß. Leipzig 1814. — Dasselbe, Ebend. 1815. 2 Bände. 6) Gedichte vor und in dem heiligen Kriege gesungen. Frankfurt 1815. 7) Dramatische Beiträge. Berlin 1815. 2 Bände.

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Streckfuß (im Auftrage der Mutter des Dichters. In einem Bande. Berlin 1834. 5. Auflage 1858. (Auch in 4 Bänden mehrmals aufgelegt.)

Abschied von Wien.

Leb' wohl! leb' wohl! — Mit dumpfen Herzensschlägen
Begrüß' ich dich, und folge meiner Pflicht.
Im Auge will sich eine Thräne regen;
Was sträub' ich mich? Die Thräne schmäht mich nicht —
Ach! wo ich wandle, sei's auf Friedenswegen,
Sei's wo der Tod die blut'gen Kränze bricht:
Da werden deine theuren Huldgestalten
In Lieb' und Sehnsucht meine Seele spalten.

Verkenn't mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkenn't nicht meiner Seele ernsten Drang!
Begreif't die treue Richtung meines Strebens,
So in dem Liede, wie im Schwerterklang.
Es schwärmten meine Träume nicht vergebens;
Was ich so oft gefeiert mit Gesang,
Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben:
Laßt mich nun selbst um diese Krone werben.

Wohl leichter mögen sich die Kränze flechten,
Errungen mit des Liedes heitrem Muth;
Ein rechtes Herz schlägt freudig nach dem Rechten.
Die ich gepflegt mit jugendlicher Gluth,
Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten,
Und gält' es auch das eigne wärmste Blut. —
Noch diesen Kuß! und wenn's der letzte bliebe!
Es giebt ja keinen Tod für unsre Liebe.

Trost.

Herz! laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er ist der Freiheit Gott.

Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heilgen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Glimmend durch lange Schmerzen
Hat sie der Tod verklärt,
Aus Millionen Herzen
Mit edlem Blut genährt;

Wird seinen Thron zermalmen,
Schmelzt deine Fesseln los
Und pflanzt die glühenden Palmen
Auf deutscher Helden Moos.

Drum laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten!
Er ist der Freiheit Gott.

Bundeslied vor der Schlacht.

(Am Morgen des Gefechts bei Dannenberg.)

Ahnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blutgen Bahn.
In der nächsten Stunden Schooße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose,
Und der ehrne Würfel fällt.
Brüder! euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde:
Treu, so zum Tode als Leben, gesellt!

Hinter uns im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, löst sie ein!
Brüder! die Rache flammt! Reicht euch die Hände
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende!
Löst das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod entgegengehn.
Vaterland, dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsre Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blütenglücke,
Das der giftige Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie ewiger Gott!

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Irdsche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jeder Nerve sei ein Held!
Treue Herzen sehn sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's? schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht.
Doch die wackeren Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallenen fragt,
Das war Lützows wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen,
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde verwegene Jagd.

Ludwig Theobul Kosegarten,

ein fruchtbarer Dichter, der auf dem Gebiete der Lyrik, Sage, Novellistik und selbst des Schauspiels großes Aufsehen erregt hat, aber zu keinerlei klassischer Bedeutung gelangt ist, wurde am 1. Februar 1758 zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen geboren. Durch den gewöhnlichen auf das Alterthum gebauten Schulunterricht vorbereitet, studirte er zu Greifswalde Theologie, wirkte als Hauslehrer in verschiedenen pommerschen und rügenschen Adelsfamilien und übernahm eine Zeit lang das Rektorat der Schule zu Wolgast. Da er eine hohe Meinung von dem Reichthume seiner poetischen Ader hatte, producirte er nebenher eine Menge Gedichte: Schauspiele brachte er schon vor das Publikum, als er kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt, worauf Märchen, Legenden, lyrische Ergießungen, Verdeutschungen aus dem Englischen und Französischen, Romane, Sagen, litterarische Aufsätze und Reden aller Art ununterbrochen folgten. Denn auch später ließen es ihm an Muße seine Aemter nie fehlen. Zunächst nämlich wurde er als Prediger oder Probst nach Altenkirchen auf der Insel Rügen versetzt; dort blieb er, abgeschlossen und fern von den Donnern der Welt, den vielbewegten Zeitraum von 1792 bis 1808. Darauf erhielt er, ohne daß er nöthig hatte dieser Pfründe zu entsagen, eine ordentliche Professur der Geschichte und griechischen Litteratur an

der Universität Greifswalde: eine Stellung, zu welcher sich endlich auch noch eine Professur der Theologie gesellte, und die er ein Dezennium hindurch bis zu seinem Hinscheiden inne hatte, das am 26. Oktober 1818 eintrat.

Ein Vielschreiber von mittelmäßiger Begabung, weit entfernt von Tiefe und Originalität, flatterte er mit leichten Flügeln neben einem Goethe und Schiller hin, die Wirkung dieser großen Zeitgenossen durch seine alles Mögliche nachäffende Papagaienstimme, so viel an ihm war, abschwächend. Man wundert sich in der That, wie Jemand sich entschließen konnte, auf die Bürger'schen Balladen ein „Schön Hedchen" folgen zu lassen, wie es Kosegarten geliefert hat, in der Erfindung abgeschmackt, in der Ausführung breit, fad und widerwärtig. Man wundert sich bald über sein romantisches, bald über sein antikes Gekrächz; hier über sein erhabenes Pathos, dort über sein Zurückfallen in die niedrigste Prosa der gemeinen Landstraße. Man würde sich auch wundern müssen, daß ein solcher Autor nicht endlich müde geworden ist, seine Gießkanne auszugießen, wenn man nicht wüßte, daß dergleichen Halbdichtern das Wasser wie aus tausend Röhren zuströmt. Kosegarten erinnert uns an so viele Modedichter unsers Jahrhunderts, die, ohne Ziel und Zweck auftretend, die Litteratur nicht nur nicht fördern, sondern durch den Mißbrauch ihrer Formen herabbringen und das Verständniß des Großen hindern, das gleichzeitig aufblüht; die sich für Klassiker halten, während sie Stümper sind und alle Mittel anwenden, um eine Stellung zu behaupten, auf die sie keinen Anspruch haben. Edler indessen ist Kosegarten als diese Kinder der neueren Epoche, die nicht allein zu spät auf der Arena unserer Poesie erscheinen, sondern auch, was Jener nicht gethan, der wissentlichen Lüge sich bedienen, um zu glänzen. Er fand ein Publikum, er fand Ruf und Beifall, wie es die damalige Bildungsstufe der lesenden Stände mit sich brachte; dieß mußte seinem Gedanken, mit den Ersten seines Zeitalters zu wetteifern, Nahrung geben. Es kümmerte ihn nicht, daß er sentimental statt warm, daß er schwülstig statt einfach, daß er künstlich statt natürlich und plump statt populär schrieb: wenn seine bunten und geschmacklosen Salbadereien nur denjenigen gefielen, die an Schiller und Goethe wohl gar vermißten, was ihnen Kosegarten gewährte.

Schriften. 1) **Darmund und Albin.** Schauspiel. Frankfurt 1779. 2) **Wunna.** Schauspiel. Stralsund 1780. 3) **Edda von Medem.** Tragödie. Hamburg 1800. 4) **Psyche.** Ein Märchen des Alterthums. Leipzig 1789. 5) **Gedichte.** Ebend. 1789. 2 Bände. — 5. Auflage Greifswalde 1824. 3 Bände. 6) **Rhapsodien.** Rostock 1790—1794. 3 Bände. 7) **Poesien.** Leipzig 1798. 3. Auflage 1802. 3 Bände. 8) **Romantische Dichtungen.** Dresden 1800—1806. 6 Bände. 4. Ausgabe Greifswalde 1812—1815. 8 Bände. 9) **Blumen.** Berlin 1801. 10) **Legenden.** Ebend. 1804. 2 Bände. Neue Auflage 1816. 11) **Kameron.** Dresden 1806. 2 Theile. 2. Auflage Leipzig 1818. 12) **Die Jungfrau von Nicodemia.** Sage. Berlin 1808. 13) **Die Inselfahrt.** Ebend. 1804. 14) **Ewalds Rosenmonde.** Ebend. 1790. 15) **Hainings Briefe an Emma.** Leipzig 1791. 2 Theile. 16) **Ida von Plessen.** Roman. Dresden 1800. 2 Theile. 17) **Bianka del Giglio.** Ebend. 1801. 2 Theile. 18) **Der Freudenzögling.** Aus dem Englischen des Pratt. Leipzig 1790. 2 Theile. 19) **Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften der neuesten brittischen Dichter.** Berlin 1800. 2 Theile. 20) **Jucunde.** Nach dem Französischen. (Eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen.) Berlin 1808. 6. Auflage Ebend. 1843.

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von seinem Sohne J. Gottfried Ludwig Kosegarten. Greifswalde 1821—1827. 12 Bände. — **Reden und kleine prosaische Schriften.** Herausgegeben von Mohnike. Stralsund 1842. 3 Bände. — Geschichte meines 50. Lebensjahres. Leipzig 1816.

Der Traum.

Einen süßen Traum hab' ich geträumet.
Rosig war sein Gürtel; goldbesäumet
War der Fittig, der den Gaukler trug.
Spottend ist der Flatt'rer nun entflogen,
Tückisch hat der Täuscher mich betrogen;
Dennoch dankt mein Herz ihm den Betrug.

Abend war es, und im Abendschimmer
Stand ich auf Arkonens heil'ger Trümmer,
Schaute staunend in die weite See.
Schimmernd in des Spätroths Wiederscheine,
Stand bei mir die namenlose Eine,
Die ich wachend träumend einzig seh'.

Schön bekränzt von Schlüsselblumenglocken,
Floß ihr Haar in schweren blonden Locken,
Von des Zephyrs Odem aufgehaucht.
Weiß und schwellend, wie des Schwans Gefieder,
Wallt ihr Schneegewand die Hüften nieder,
In der Abendsonne Gold getaucht.

Röther brannten jetzt des Spätroths Gluthen,
Düstrer donnerten die düstern Fluthen,
Groß und fei'rlich sank die Sonn' hinab.
Rings umrauschte sie des Meeres Fülle;
Aber plötzlich ward es stille, stille,
Wie um eines guten Menschen Grab.

Staunend schauten wir vom schroffen Hügel
Nieder in des Meeres Lasurspiegel,
Staunender zum Abendroth empor.
Schon erblaßten seine Purpurnelken.
Schau! da dämmert aus den Duftgewölken
Bleich und lieb der Abendstern hervor.

Und mir ward, als hört' ich Angstgestöhne,
Grabgewimmer, dumpfe Jammertöne
Von dem blassen Stern herüberwehn.
„Stern der Liebe," rief ich mit Erstarren,
Siehst du auch, du Blasser, Gräber scharren,
Herzen brechen, Leben untergehn?"

Schwärmend rief ich's, und die Edle blickte
Schweigend mir in's Auge. Schweigend drückte
Sie die Hand mir. Und von süßem Schmerz
Ueberwältigt, sank die Tadellose,
Eine blasse, sturmgebeugte Rose,
Angesichts des Weltalls mir an's Herz.

Horch, da wandelte das Angstgestöhne
Plötzlich sich in Hymenäentöne.
Brautgesänge schallten Chor um Chor;
Töne, wie sie Dulon nie entquollen,
Wie sie Franklins Glocken nie entschwollen,
Schlichen schmelzend in mein trunknes Ohr.

Von der Sonne Schimmerlicht umflossen,
Von der Locken Goldgewölk umgossen,
Lag die Edle athmend mir im Arm.
Weggeschwemmt war aus dem sel'gen Herzen,
Das an ihrem schlug, die Fluth der Schmerzen,
Weggewaschen jeder alte Harm.

Eine große selige Minute
Hielt ich so das Schöne und das Gute
Angeschmiegt an die getreue Brust.
Aber ach, der beerenreichen Trauben
Keine dem gewünschten Baum zu rauben,
War zu lockend die verbotne Lust.

Nur den leisesten der Küsse drückte
Ich auf ihre Lippen. Plötzlich zückte
Mir es räuberisch durch Mark und Bein.
Aufgeschüttelt aus dem süßen Traume
Fand ich mich im weiten öden Raume,
Fand ich ach! im Weltall mich allein.

Also hat mich Phantasus berücket,
Täuschend hat der Gaukler mich entzücket
In der Fabel luft'ges Paradies.
Tückisch hat der Falsche mich verlassen,
Dennoch kann ich nicht den Täuscher hassen:
Traum und Wahn sind Liebenden so süß.

Das Brod des heiligen Jodocus.

Zu prüfen seines Dieners Lauterkeit,
Kam einst der Herr vor Sankt Jodocus Thüre
In ärmlicher Gestalt und bat um Brod.
„Gib," sprach Jodocus," gib ihm, guter Schaffner!"
„„Herr,"" sprach der Schaffner, „„nur ein Brod ist übrig;

Was bleibt denn dir und mir und unsrem Hund?""
„Gib immer," sprach der Abt; „der Herr wird sorgen."

Der Schaffner nahm das Messer, zirkelte
Mit Fleiß, und schnitt genau das eine Brod
In vier ganz gleiche Stücke, reichte eins
Dem Bettler hin und sprach nicht allzufreundlich:
„„Eins dir, eins mir, dem Abt eins, eins dem Hunde!""
Jodocus lächelt' und der Bettler ging.

Nicht lang', und in noch ärmlich'rer Gestalt
Kam abermal der Herr und bat um Brod.
„Gib," sprach Jodocus, „gib mein Stücklein ihm!
Der Herr wird sorgen!" Und der Schaffner gab's.

Nicht lang', und noch verhungerter erschien
Zum dritten Mal der Herr und bat um Brod.

„Gib," sprach Jodocus, „gib dein Stücklein ihm,
Der Herr wird sorgen!" Und der Schaffner gab's.

Nicht lang' — und lahm, blind, nackt und blos erschien
Zum vierten Mal der Herr, und fleht' um Brod.
Jodocus sprach: „Gib ihm des Hundes Stücklein!
Der Herr wird sorgen, der die Raben speis't!"

Der Schaffner gab das Stück. Der Arme ging,
Und eine Stimm' erscholl: „„Groß ist dein Glaube,
Du, deines Meisters erster Jünger, groß;
Und wie du glaubtest, so soll dir geschehen.""

Der Schaffner trat an's enge Fenster; schau'!
Da landeten im nahen Fluß vier Schifflein,
Mit Brod und Obst und Oel und Wein befrachtet.

Der Schaffner eilte freudig an den Strand.
Von Menschen fand er keinen, fand dafür
Am Ufer eine weiße Flagge wehn,
Worin in Goldschrift diese Worte flammten:

„Vier Schifflein sendet, der die Raben speis't,
Dem Abt, der heute vier Mal ihn gespeiset,
Ihm eins, dem Schaffner eins, und eins dem Hunde;
Das vierte bleibt des Senders armer Sippschaft."

Gustav Kühne,

ein talentvoller und ausgezeichneter Kritiker, zugleich auch bedeutend auf dramatischem und novellistischem Gebiete, wurde am 27. December 1806 zu Magdeburg geboren, just in der traurigen Zeit, als ein Kleist diese preußische Festung verrieth und die Franzosen einrückten. Sein Vater saß, während die französischen Kanonen über die Elbbrücke rasselten, am Klavier und komponirte einen Siegesmarsch. Er verlor im Kriege Hab und Gut, aber war Napoleonist und erhielt eine Anstellung als westfälischer Beamter, während die Mutter patriotisch dachte und die älteren Söhne zur preußischen Fahne schworen. Das Erscheinen Napoleon's, die Scenen der Belagerung und Hungersnoth, der Einzug Tauenzien's, die Heim=

kehr der älteren Brüder als Offiziere, diese Momente stehen noch bis auf den heutigen Tag lebhaft in seiner Erinnerung.

Dialektische Kämpfe und Gegensätze bestürmten auch seine wissenschaftliche Entwicklung. Als zwölfjähriger Knabe nach Berlin verpflanzt, verdankte er auf dem Joachimsthaler Gymnasium dem Lateiner Zumpt, auf der Universität dem Griechen Böckh seine philologische, dem großen Hegel seine philosophische Bildung, während er in und an Schleiermacher die Opposition der Freiheit des Individuums gegen die Abstraktionen der absoluten Metaphysik in seinem Innern erlebte. Das Buch „eine Quarantäne im Irrenhause" lieferte in novellistischen Memoiren die physische Krankengeschichte dieser ringenden Elemente, die auf dem „Sonnenstein" ihren Ausgang finden. Die Julirevolution beendete für die fast mönchisch der Außenwelt entzogene philosophische Jugend Berlins die Epoche der Wühlerei nach innen. Kühne schrieb „die Wartburgsfeier", einen Akt deutscher Jugendthatkraft von früher; eine andere Novelle, „die beiden Magdalenen oder die Rückkehr aus Rußland", behandelte zugleich ein psychologisches Interesse. Seine ersten Aufsätze, enthalten in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, in der preußischen Staatszeitung und andern Blättern, hatten im Jahre 1835 seine Berufung zur Redaktion „der Zeitung für die elegante Welt" zur Folge, und acht Jahre lang, bis Ende 1842, unterzog er sich in Leipzig diesem Geschäft. Die in der genannten Zeitschrift von ihm verfaßten Artikel stellte er zusammen unter dem Titel „Weibliche und männliche Charaktere". Außerdem veröffentlichte er inzwischen mehrere andere Versuche auf dem Gebiete prosaischer Darstellung, Novellen, Charakteristiken und Reiseschilderungen. Nach seinem Zurücktritt von jener Zeitschrift warf sich Kühne auf das Drama, bis er mit Ausgang des Jahres 1846 das bis dahin Lewald'sche Blatt „Europa" übernahm, das er durch die Sturmjahre von 1848 und 1849 glücklich hindurchleitete und als Eigenthümer und Redakteur bis zum Anfange des Jahres 1859 fortführte, wo seine 1856 erfolgte Uebersiedlung nach Dresden die weitere alleinige Besorgung seines Blattes, dessen Druckort entfernt lag, unmöglich machte. Neben verschiedenen andern Werken, welche inzwischen vor das Publikum traten, gewärtigen auch seine lyrischen Gedichte einer geordneten Herausgabe in der bevorstehenden Sammlung seiner Schriften. Was ihn seither vorzugsweise in Dresden beschäftigte, war die Bearbeitung des Schiller'schen „Demetrius", eines Stückes, das bisher in Leipzig, Weimar, Dresden und Berlin mit Erfolg aufgeführt wurde.

Kühne ist einer der edelsten Autoren, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat, indem er nie ein schlechtes Princip vertreten, sondern in voller Mannesrüstung für den Fortschritt

gekämpft, die Wahrheit gesucht und vertheidigt hat. Aus der Seele ist mir das Urtheil eines Kritikers geschrieben, der sich folgendermaßen über ihn äußert: „Ein denkender, philosophisch gebildeter Kopf, aus der Hegel'schen Schule hervorgegangen, aber schon früh in Opposition zu derselben tretend, suchte Kühne in seinen Schriften vorzüglich Rechenschaft abzulegen von dem Zwiespalt, in welchen die geistige Forschung, wie sie sich jetzt gestaltet hat, zu den Erscheinungen unsers Lebens gekommen ist. Er hat sich daher hauptsächlich mit den Fragen, die sich aus den neuesten Verhältnissen entwickelten, beschäftigt. Diese Richtung brachte ihn in nähere Verbindung mit dem sogenannten „jungen Deutschland", zu dem er selbst eine Zeit lang gezählt wurde, obwohl er von jeher besonnener und gemäßigter auftrat. Mehr ein Denker als ein Dichter hat er gleichwohl sich bemüht, den Aufgaben, deren Lösung ihn fesselte, ein poetisches Gewand umzuhängen, um sie dadurch leichterer Verbreitung und Anerkennung zu befähigen. Seine Darstellungsweise ist vortrefflich, namentlich überall da, wo ihn der Gegenstand ganz erfüllt und mit sich fortreißt, und wo er sich nicht zu einer Tages-Polemik verleiten läßt, wie sie leider in der letzten Zeit zu sehr Mode wurde."

Das Hauptverdienst dieses so strebsamen Mannes erblicken wir auf dem Felde der Kritik, wo die Liebe für die Wahrheit die erste und letzte Bedingung achtungswerthen und gesunden Wirkens ist. Wenn er in jüngeren Tagen hier und da fehlgriff, so geschah es nicht aus einem leichtfertigen und absichtlichen Augenzudrücken, wodurch sich das „junge Deutschland" gebrandmarkt hat, sondern aus irgend einem jener Vorurtheile, von welchen sich die in ihren Zielen noch ungewisse Jugend nicht sofort frei macht. Es wäre übrigens zu wünschen gewesen, daß Kühne, anstatt seine Kräfte bei der Beurtheilung so vieler Disciplinen, Richtungen und Charaktere zu zersplittern, vorzugsweise oder ausschließlich den auf- und abfluthenden Strom unserer Nationallitteratur in das Auge gefaßt hätte, um die Afterbestrebungen zu zertreten und die echten Kunstweisen desto nachdrücklicher zu stützen. An das Beispiel Lessing's hielt er sich vor allen Andern, aber urtheilte meist zu gelind, indem er zu geringe Ansprüche an die Leistungen unsers Zeitalters erhob.

Seine novellistischen Dichtungen anlangend, von welchen die umfassendste sein Roman „die Freimaurer" ist, erfuhren sie eine im Ganzen sehr unverdiente Vernachlässigung von Seiten des Publikums, nicht sowohl aus Mangel an Gehalt als aus Rücksichten ihrer Form. Denn um seine Kunst zur Geltung zu bringen, um eigen, gewählt und neu zu schreiben, entging Kühne nicht dem Fehler, den zunächstliegenden und natürlichen Ausdruck zu verlassen, was zur Folge hatte, daß seine Darstellung häufig in eine gewisse Schwerfälligkeit und Geschraubtheit umschlug. An dramatischem Talent endlich überragt er um ein Wesentliches die Zeitgenossen Laube und Gutzkow mit ihrem Alltagshorizonte, den sentimentalen Halm und Andere, die seltsamerweise gleichwohl ihm vorgezogen wurden. Das aber erklärt sich erstens aus dem allgemeinen Charakter der letzten Jahrzehnte, der in jeder Hinsicht eine Beschränkung der persönlichen Entwicklung und Freiheit aufzeigt; zweitens muß die Ursache, daß Kühne nicht über jene Halbdichter triumphirte, dem Umstande beigemessen werden, daß man ihm die deutschen Bühnen verschloß, wie sie dem jugendlichen Uhland, dem Grafen Platen und mehreren andern hochbegabten Dramatikern mit sieben Siegeln versperrt blieben. Demungeachtet ist seine Fortsetzung des „Schiller'schen Demetrius" eine glänzende Arbeit, so schwierig sie war. Einen selbstständigen Demetrius zu schaffen, wie

Bodenstedt und Hermann Grimm, das hieß nach seiner Meinung: Schiller's Bruchstück für lebensunfähig erklären; angesichts der Größe dieses Bruchstücks traten die Dramen beider Dichter, wie ihm deuchte, entschieden zurück. Er unternahm also die Vervollständigung des Fragments nicht im verwegenen Gefühle der Selbstüberhebung, sondern in der guten Absicht, das große Vermächtniß auf diesem Wege der deutschen Bühne, die an Tragödien im Kothurnschritt nicht allzureich ist, zugänglich zu machen. Was Kühne selbstständig hinzudichtete, war vor allem die Gestalt des Intriguanten im Stück, jenes Jesimoff, den der in der Genesis des Bösen nach Kühne's Urtheil niemals bedeutende Schiller in seinem Plane fast vergessen hatte, während unser Fortsetzer der Ansicht war, daß derselbe als die Schraube des ganzen weitschichtig in Episoden angelegten Entwurfs dem Werke erst Zusammenhang geben würde. Ich theile aus diesem jüngsten Versuche, den Demetrius zu vervollständigen, gerade die Scenen mit, worin jene Gestalt zu ihrer Entfaltung kommt, im Verhältniß zu Boris Godunow und zu Demetrius.

Schriften 1) Novellen. (Die Wartburgfeier.) Berlin 1831. 2) Die beiden Magdalenen, oder die Rückkehr aus Rußland. Leipzig 1833. 3) Die Quarantäne im Irrenhause. Ebend. 1835. 4) Klosternovellen. Ebend. 1838. 2 Bände. (Ins Französische übersetzt zu Paris von Baron de la Rancheraye.) 5) Weibliche und männliche Charaktere. Leipzig 1838. 2 Bände. 6) Die Rebellen in Irland. Ebend. 1840. 3 Bände. 7) Sospiri, Blätter aus Venedig. Braunschweig 1841. 8) Porträts und Silhouetten. Hannover 1843. 2 Bände. 9) Mein Carneval in Berlin. Braunschweig 1843. 10) Deutsche Männer und Frauen. Leipzig 1851. 11) Die Verschwörung von Dublin. Ein politisches Schauspiel. Ebend. 1856. (Außerdem mehrere andere Dramen.) 12) Die Freimaurer. Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert in 3 Büchern. Frankfurt 1855. 13) Elisabeth Stägemann. Leipzig 1858. 14) Skizzen deutscher Städte. a) Wien in alter und neuer Zeit. Leipzig 1855. b) Prag; böhmisch, deutsch und czechisch. Ebend. 1857. c) Von Köln bis Worms und Speier. Ebend. 1857. 15) Aus Mexikanischen Gefängnissen. (Aus den Papieren des Vaters seiner Gattin, Eduard Harkort's in Leipzig.) Leipzig 1858. 16) Endlich der Demetrius und andere Dramen.

Aus dem Demetrius.

(Der Usurpator Boris hat zu Anfang des 3. Aktes seine Tochter Axinia dem Zweige des Hauses Romanow angetraut, während das Gerücht vom heranziehenden Prätendenten Moskau in Bewegung setzt. Boris glaubt den echten Dimitri in Flammen erstickt; die Geißel für diese, von ihm befohlene That hat er in Jesimoff beigesteckt im Kerker. Er läßt ihn jetzt herausholen; mit rückwärts gebundenen Händen steht Jesimoff vor ihm, während der Priester Hiob das neuverbundene Paar, Romanow und Axinia nebst Gefolge abführt. Boris tritt in den Vorgrund.)

Zweite Scene.

Boris. Jesimoff. Gefolge.

Boris (für sich).

Ich impfe Nuriks Stamm mit meinem Reis.
Der Knabe Iwans starb. Die Todten schweigen,
Sie stehn nicht auf — (er erblickt Jesimoff).
Ha! Du Geburt der Nacht,
Hast Du die Mauern Deiner Gruft gesprengt?
Nein, sag' ich, nein, die Todten stehn nicht auf!

Jesimoff.

Zum jüngsten Tag, Herr, stehn wir Alle auf
Und fordern unsern Lohn.

Boris.

Wer bist Du, Mensch?

Jesimoff.

Ich bin der Jesimoff.

Boris.

Der Jesimoff!

Ha, schön, schön! Laßt mich mit dem Freund allein!
Komm her! Sie stehn doch auf: wie sagtest Du?
Doch wer als Knabe stirbt, kann der als Jüngling
Je auferstehn, sein todtes Recht zu fordern?

Jesimoff.

Warum nicht, wenn er in dem Grabe wuchs?
Wir wachsen weiter in der Gruft des Todes,
Auch im Gefängniß: — seht dies greise Haar!

Boris.

Dein silbern Haar, — ich will es Dir vergolden,
Mit Spezereien Dich salben, Dich mit Schätzen —

Jesimoff.

Laßt ab! Zu spät, nach sechzehn vollen Jahren,
Die ich in Kerkerschmach verlebt, zum Lohn —

Boris.

Zum Lohn für eine That, die Du gethan!
Komm her, ich weiß, ich will sie nicht verläugnen,
Ich will, daß Du es kündest aller Welt:
Der Knab' ist todt, des Iwan Sohn verbrannt
Zu Uglitsch. Komm, mein Freund, reich mir die Hand!

Jesimoff.

Die Hand — verzeiht, ich kann sie Euch nicht reichen.

Boris.

Warum nicht, Freund? Die Hand!

Jesimoff.

Sie ist gebunden.

Boris.

Gebunden? (zum Gefolge) Dumme Schergen, löst die Stricke!
(Es geschieht.)
Und jede Strähne dieser hänfnen Schnur
Will ich zu Fäden drehn um Tonnen Goldes.
Komm, Freund, verzeih mir, es geschah aus Irrthum.

Jesimoff.

Die That war Euch willkommen, nicht der Thäter.

Boris.

Du fordertest zu ungestüm den Lohn.

Jesimoff.

Halb Part, Gesell': das ist so alter Brauch!

Boris.

Sei still, ich zahl' es Dir mit Wucherzinsen.
Sei lustig, alter Bursche, lach' sie aus
Mit ihrem Mährchen von des Iwan Sohn,
Den Du — verbrennen sahst! Was lachst Du nicht?

Jesimoff.

Ich hab's verlernt im nächtlich stillen Kerker.

Boris.

So lach' ich selbst! Sieh, der vorwitzge Knabe,
Er kann nicht warten bis zum jüngsten Tag,
Nicht ruhn in seinem Bett — ein Bett von Flammen!

Jesimoff.

Ihr lacht auch nicht.
(Er tritt zu ihm, leise.)
Mein Fürst, die Sach' ist ernst.
Ihr seid ein Räuber, lebt der Zarensohn.

Boris.

Ein Mörder eh'r — wir tödteten das Kind!

Jesimoff.

Du nicht, ich that's — wenn es geschah. Ich that's
Auf Dein Geheiß. Wenn ich es that, wär mein
Das Werk, mein das Verdienst, und — mein die Rache.

Boris.

Die Rache, was?

Jesimoff.

Laßt mich allein mit Euch,
Ich will Euch Aufschluß geben —
(für sich) von der Höhe
Des angemaßten frechen Glücks Dich stürzen!
Der echte Prinz — Dir soll er leben, Dir
Zum Schrecken Deines Wahns von sichrer Herrschaft,
Und mir zur Rache für die lange Schmach!

(Auf Boris Zeichen ist unterdessen das Gefolge abgetreten.)

Boris.

(Jesimoff bei der Hand ergreifend, und ihn in den Vorgrund ziehend.)

Du thatst das Werk!

Jesimoff.

Ich that's, wenn es gelang.

Boris.

Gelang? Der Brand in Uglitsch nicht gelungen?
Du bleicher Mann des Wenn und Aber, sprich!

Jesimoff.

Der Brand in Uglitsch war ganz gut, mein Fürst.
Das sagen Dir die Trümmer jenes Schlosses;
Allein das Mäuschen, das verbrennen sollte: —
Schlupflöcher giebt's und unterird'sche Gänge!
Wie wär's, entschlüpfte mir des Iwan Sohn?

Boris (wild auffahrend).

Wie wär's, sagst Du? Entschlüpft des Iwan Sohn?

Jesimoff.

Hört mich, mein Fürst. Ich war Euch treu ergeben.
Ihr hattet den Beruf zu Rußlands Herrschaft.
Ich sah, Ihr hattet alle Macht in Händen.
Was sollt' ein Knäblein auf dem Thron der Reußen?
Ein Mann, ein Held nur kann hier König sein.
So dacht' ich, und ich hielt Euch für den Mann.
Zur Größe muß auch Großmuth sich gesellen:
So dacht' ich weiter. Fehlt zur Macht das Recht,
So kostet's einen Druck nur mit dem Daumen
Und sieh, das Zünglein in der Waage sinkt.
Auch Themis beugt sich dem Gesetz der Schwere.
Ein Druck nur mit dem Daumen — und ein Knabe,
Ein zweifelhaftes kleines Bübchen stirbt.
Ich hielt Euch für den Mann, den Gott berufen,
Das heilge Rußland groß und stark zu machen,
Drum scheut' ich nicht das Ungeheuerste.

Ein Offizier (hastig eintretend).

Mein Fürst, der Feind drängt an die Thore schon!
Das Volk, die Truppen —

Boris.

Fort! Laßt uns allein!

(Offizier ab.)

Du scheutest nicht das Ungeheuerste?

Jesimoff.

Ich that den Frevel, — machte den Versuch —
Und trat zu Euch, und sprach: Die That geschah!
Die Leute glaubten, Iwans Sohn sei todt;
Das war genug, ich sagte: Todt, ja, todt!
So stand ich vor Dir, großer Herr und Fürst:
Halb Part, mein Freund, das ist so alter Brauch!
Da hast Du alles Wissen um die That
Mir abgeleugnet, jagtest mich von hinnen
Und schicktest dann die Häscher, mich zu fah'n.
Zum Glück warst Du mir Dank noch gar nicht schuldig:
Die That mißlang! Das Mäuschen, es entwischte,
Hat sich inzwischen groß gefüttert, nagt
An Deines Hauses Pforte, nagt und klopft,
Sein Erbe fordernd als der echte Sohn!

Boris.

Du wühlst im eignen Fleisch, Wahnsinniger!

Jesimoff.

Wär ich's: es wäre wahrlich Dein Verdienst.
An Klostermönche gab ich ihn zur Zucht,
Den Zarensohn, bis er auch dort entsprang;
Er hat Talent zum Springen und Entwischen!
Hätt' ich das süße Kind im Feu'r erstickt,
Ich sage, hätt' ich! — Doch der Rächer naht.
Ich trat zum zweiten Mal noch vor Dich hin
Und bat um Lohn, da warfst Du mich in Ketten,
Du wolltest tief begraben That und Thäter.

Boris.

Du bist gefährlich, Mensch!

Jesimoff.

Bin ich's? Ei, seht Ihr's endlich ein? Ich sprach von Möglichkeiten.

Boris.

Ich sprech' in Thaten. Iwans Sohn nicht todt:
So tilg' ich Dich vom Antlitz dieser Erde,
Dich und dann ihn, Ein Grab, Ein Tod für Beide!
Noch bin ich Herr und strafe den Verrath.
Wachen herbei! Ergreift ihn, laßt ihn nicht Entrinnen! Halt!

(Jesimoff will durch die Mittelthür entfliehen. Boris vertritt ihm den Weg, zieht das Schwert und will es nach ihm schleudern. Jesimoff springt ans offne Fenster; Boris ihm nach. Jesimoff schwingt sich über die Brüstung hinaus; dumpfes Getöse und Gemurmel draußen. Boris schleudert ihm das Schwert nach:

Fahr' hin, Geburt der Nacht!

Jesimoff's gellende Stimme von draußen:

Der falsche Zar, der falsche Zar!

Lautes, wildes Gemurmel des Volks und Halloh vieler Stimmen von draußen; Boris tritt vom Fenster zurück.)

Dritte Scene.

Boris. Zwei Offiziere, nach einander stürmisch eintretend, dann Hiob mit Axinia, später Jesimoff.

Erster Offizier.

Mein Fürst, das Heer geht über, hört den Jubel!

Zweiter Offizier.

Herr, rettet Euch, der fremde Prinz stürmt an!

Boris.

Die kleine Maus, die an der Pforte nagt?

(Hiob führt eilig Axinia mit flatterndem Haar herein, sie stürzt auf Boris zu.)

Hiob.

Dem Neuling jubelt laut das Volk entgegen,
Romanow trat von dem Altar zurück.

Boris.

Romanow?

Hiob.

Weigert sich —

Boris.

Mein Sohn zu sein?
Verrätherei! Ist die Lawin' im Wachsen?

(Hiob ab.)

Axinia.

Mein Fürst, mein Vater, rettet Euch und mich!

Boris.

Ich säte Blut. Muß ich nun blutig ernten?
Getrost, mein Kind! —

(An die Wand deutend.)

Reicht mir das Schwert dort her!
Mit ihm hab' ich das Land, das Reich gerettet,
Mit ihm will ich dies Knabenspiel beenden.

(Er ergreift das Schwert.)

Auf Eure Posten! Schützt den heil'gen Thron,
Noch steht der Kreml, noch Moskau bist du mein!
Der Kreml ist Moskau, Moskau ist das Reich.
Die Panzerreiter stellt im Hofe auf;
Sie sind gewohnt, daß ich zum Sieg sie führe.

(Starkes, dumpfes Glockengeläute, er erschrickt.)

Wer zog die große Glocke? Welch' ein Frevel!
Man läutet sie, wenn man den Zar bestattet!
O ew'ge Allmacht, was beschließest du?

(Das Schwert sinkt aus seiner Hand.)

Dimitri, bist du Iwans echter Sohn,
Dann, Jesimoff, dann steckt in dem Verrath
Ein Finger Gottes, der uns schweigen heißt,
Boris, dann geh' zur Ruh', die Glocke ruft,
Sie läutet schon dem Lebenden zur Gruft.

(Siegesruf hinter der Scene: Dimitri hoch, hoch Iwans Sohn! Hiob tritt eilig auf.)

Hiob.

Mein Fürst, die Panzerreiter weigern sich,
Der Sieger legt Petarden an das Thor,
Die Stadt ist sein, kommt, eilt mit mir zur Kirche!

Boris.

Ein Zar flieht nicht, er bleibt auf seinem Posten.

Hiob.

Der Kirche heilger Mantel kann Euch schützen.

Boris.

Schütz Du Dich selbst, und frage Deinen Gott,
Ob er kein Mittel kennt in seiner Allmacht,
Mein Recht zu schirmen auf den Thron von Rußland.

Hiob (schüchtern).

Dein Recht zerfällt, ist nicht mehr Dein die Macht!

Boris.

Auf Deinen Posten, Hiob, geh' und bete!

Hiob.

Gieb mir die Tochter mit, ich will sie retten.

Boris.

Rette Dich selbst und Deinen leeren Glauben!

Hiob.

Axinia, komm, Dich schützt der heilge Ort.

Axinia (Boris umschlingend).

Das Vaters Brust: hier ist mein Heiligthum!

(Man hört eine schmetternde Trompetenfanfare.)

Hiob.

Sie stürmen an. Kommt, Herr!

Boris.

Laß uns allein!

(Hiob zögert.)

(Streng.) Bei meinem Zorn, zum letzten Male, geh'!

(Hiob ab.)

Boris (zu Axinia).

Reich' mir den Becher!

Axinia.

Vater!

Boris.

Den Pokal!

(Sie zögert.)

O meine Tochter! Meine Macht glaubt' ich
Als sichres Anrecht Dir zu hinterlassen,
Drum legt' ich in Romanows Hand die Deine.
Du liebtest ihn —

(Axinia bestätigt durch Miene und Geberde.)

Und er tritt doch zurück
Vor Iwans echtem Sohn? — Genug. Geh' schlafen,
Bis dieser Sturm sich ausgetobt. Du kennst
Den stillen Gang, der zu dem Kloster führt;
Der heiligen Irene ist's gewidmet;
Der Diener Michael, er harr't auf uns.
Den frommen Schwestern hab' ich wohlgethan;
Sie hüllen Dich in ihren tiefsten Schleier!
Dort —

Axinia.

Vater!

Boris.

Dort erwarte mich, mein Kind!

Axinia.

O stoß mich nicht von Deiner Seite fort!

Boris (streng).

Gehorsam, Kind! Du hast ihn nie verweigert.

(Axinia zögert.)

Eile! Es drängt die Zeit.

Axinia.

So leb' denn wohl!
Auf baldig Wiedersehn!

Boris (dumpf).

Auf Wiedersehn!

(Sie geht. Er folgt ihr mit den Augen, sie kehrt um, küßt ihm noch einmal hastig die Hand und geht ab.)

Boris.

Ich meint' es gut mit Allen, wollt' es sühnen,
Daß ich dem Schicksal in die Speichen griff,
Mit dreister Hand die Rosse zügelte,
Die wild sich bäumend Rußlands Wagen schleiften!

(Er tritt an den Tisch.)

Es soll nicht sein. So löse du den Zwiespalt!

(Er greift nach dem Pokal und zieht ein Pulver aus dem Busen.)

Kaum warf ich eine Perle in den Wein.
So wie sie schmolz, so sollten Recht und Macht
Sich einen, und des Reiches Zwietracht lösen.
Jetzt, der du Alles überwinden kannst,
Du Allbezwinger, Tod, jetzt hilf mir lösen,
Was sich verworren durch einander schlingt,
Und was der Menschen Witz nicht mehr entwirrt.

Thu schnell dein Werk!

(Er schüttet das Pulver in den Pokal und erhebt ihn.)

Ist aus mein Reich? — Still bleibt's.
Gieb mir ein Zeichen, großer, heil'ger Himmel!

(Ein heftiger Schlag, eine Petarde springt und erdröhnt hinter der Scene; dann stürmisches Kriegsgeschrei.)

Noch bin ich Zar, und will als Herrscher enden!

(Er trinkt, setzt den Pokal auf den Tisch, und ergreift den Sessel, in welchen er bald darauf sinkt.)

Es wirkt, es wühlt, ein heißer Feuerstrom —
Ein Brand, ein Flammengrab, der Brand von Uglitsch? —
Die Flammengruft will sich nicht schließen, — ha!
Der Knabe steigt herauf, ist Jüngling worden,
Die Todten wachsen; — mit dem Feuerschwert
Verlangt er jetzt sein Erbe, fordert Rache!
Mein Herr und Gott, du hast es anders vor,
Ich fühle deines Zorns gewalt'ge Hand.

(Bricht zusammen. Eine Trompetenfanfare von Außen und Ruf: Hoch Iwans Sohn!)

Jesimoff

(schleicht herein, sich furchtsam umblickend).

Sie kommen! Ha, der Zar ist nicht entflohn?

Boris (erhebt sich).

Wer schwebt da um mich! Grauer, bleicher Schatten,
Ha, Jesimoff, Du Mörder ohne Mord!
Ich soll Dir lohnen, was Du *nicht* gethan?
O Afterbild der nicht'gen leeren Hölle,
O Unthat, *nicht* geschehne That, mißlungen

(Zusammensinkend.)

Es wirkt, es wühlt. Der Knabe mit dem Schwert,
Er naht siegreich, er mäht die reife Saat —
Der Knabe Held, der Engel Michael!

Jesimoff.

Er stirbt? Verzweifelt an dem Lauf der Welt?
Halb Part, Gesell: das hätte Dich gerettet!
Doch soll er nicht mit einer Lüge scheiden,
Nicht so vor seinen ew'gen Richter treten.

(Schleicht sich zu ihm heran.)

Hört es, mein Fürst, Dimitri, den Ihr fürchtet —

(Er flüstert ihm etwas ins Ohr.)

Boris (auffahrend).

So nahm ich Gift aus Irrthum! Gaukler, fahr'
Zur Hölle!

(Er stirbt.)

Jesimoff.

Gehst ja selbst die Straße! —

(Ihn betrachtend.)

Noch droht auf seiner Stirn die Wetterwolke,
Doch zuckt sein Blitz nicht mehr, die Donner schweigen.
So steht es mit der Herrlichkeit der Welt.
Fahr wohl, mein Zar! Jetzt hin zum neuen Herrscher!

(Wie er sich zum Abgang wendet, erschallt ganz nahe eine Intrade zum Festzuge.)

Vierte Scene.

Festzug. Odowalsky mit den Polen, Schuiski mit den Russen, der Hetman mit den Kosaken. Demetrius bewaffnet, als Sieger geschmückt. Zur Seite steht Jesimoff neben dem todten Boris.

Demetrius.

Moskau ist mein. Blas't Frieden von den Thürmen
Und bietet mit der Glockenstimme Gruß
Den Bürgern dieser Stadt. Das Reich ist unser,
Und wo des Krieges wilde Fackel lodert:
Fächelt mit Palmen ihren Zorn zur Ruh'!
Der Orkus schließe seine weiten Kiefern,
Und Paradiese blühn auf Rußlands Gräbern.
Redet mit Engelzungen, heilge Dome!
Ein Athem Gottes zieh' von Berg zu Thal,
Damit der Elemente Sturm sich legt,
Die Zwietracht stirbt, der Mensch den Menschen findet.

(Glockengeläut beginnt, er tritt an Boris Leiche und fährt zurück. Er wendet sich an das Gefolge und dies giebt ihm durch Zeichensprache zu erkennen, wer der Todte ist.)

Ja, über Gräber geht mein Fuß zum Ziele,
Boris ist todt. Ihm fehlte nichts zum Herrscher,
Als nur das Recht, das heil'ge gottentstammte.
Er waltete mit starker Hand im Lande,
Vor seinem Scepter beugte sich der Feind,
Im Innern starb der Zwietracht wilde Hyder,

Er zwang zur Einheit Rußlands weite Marken.
Zwang und Gewalt: das war sein Losungswort,
Nächtlich sein Thun. Jetzt leucht' uns, milde Sonne!
Sein Mordstahl traf mich nicht, die Flamme leckte
Vergeblich an die Schläfe meiner Jugend;
Ein Höherer hielt Wache über mir.
So hab' denn Friede, du gewalt'ger Mann!
Er starb als Fürst. Bestattet ihn mit Ehren,
Und in dem Siegesjubel, der mich krönt,
Sei mir sein Grab des Schicksals ernste Mahnung!

(Boris wird fortgetragen. Sämmtliche Truppen geben ihm das Geleit, nur zwei Wachtposten bleiben im Hintergrunde. Demetrius und Jesimoff stehen im Vordergrunde, sich beobachtend.)

Fünfte Scene.

Demetrius. Jesimoff. Zu Ende Odowalsky mit Wache und einer Schaar von Bürgern Moskaus.

Demetrius.

Wer bist Du, Mann? Standst Du dem Todten nahe,
Daß Du zur Bahre schon das Kleid gewählt?

Jesimoff.

Ein einzig Wort von mir gab ihm den Tod;
Wer Undank sät, wird in Verzweiflung ernten.
In Ketten warf er mich, weil ich ihm diente,
Die Schwelle ihm zum Thron gelegt. O Undank,
Wie frißt der Gei'r so tief am Menschenherzen!

Demetrius.

Wer bist Du?

Jesimoff.

Herr, Ihr solltet mich doch kennen!
Der hat dran glauben müssen, daß er mich
Verkannt! Verzweifelnd nahm er Gift, und starb.

Demetrius.

Warst Du sein Arzt?

Jesimoff.

Ein Pülverchen, ganz klein,
Streut' ich ins Ohr ihm, und es tödtete.
Die Kunde, daß Ihr Iwans ächter Sohn:
Dies Märchen ward sein Tod. In Raserei
Verfiel er, draußen liegt sein blankes Schwert,
Mit dem er meine Brust durchstoßen wollte,
Blos weil ich sagte, Iwans Sohn, Dimitri,
Sei auferstanden aus dem Flammengrab.

Demetrius.

Ich sollt' Euch kennen — Jesimoff, Ihr seid's.
Mein Freund, mein Retter, Ihr mein zweiter Schöpfer!

Jesimoff.

Eu'r zweiter Schöpfer — ja, das bin ich, Herr,
Eu'r Thron, Eu'r Reich, sie sind mein Werk.

Demetrius.

Du führtest
Von hinnen mich in jener Mordnacht, Freund,
Zu Uglitsch, meiner Mutter Wittwensitz.

Jesimoff.

So sagt' ich aus, verbreitete den Glauben;
Der Glaube hat Euch groß und stark gemacht.

Demetrius.

Der Glaub' an Gott!

Jesimoff.

Der Glaube an Euch selbst!
Ich übergab Euch frommen Klosterbrüdern,
Auf daß sie Rußlands Kleinod streng bewachten.
Ihr floht, und nahmt den Taufschmuck mit nach Polen.
Zeigt her, Ihr tragt ihn auf der Brust. Ha, seht!
Die neun Smaragden mit den Amethysten:
Das zeugt für Euch als echten Zarensohn.

Demetrius.

Und wo die Zeugen fehlten, sprach der Himmel,
Der innern Stimme heil'ger Ahnungsdrang.

Jesimoff.

Das ist das Märchen, das Euch aufgebunden.

Demetrius.

Ein Märchen, sagst Du? Nimm der Welt die Sonne,

Dem Tag den goldnen Schein, der Nacht die Sterne,
Der Blum' den Duft, dem Schmetterling den Staub:
Sieh, alles Schöne, was die Götter bieten,
Es schwimmt als goldner Duft um all' die Dinge,
Die ohne Abglanz todt und freudenleer.
Ein Märchen ist die Wiege alles Lebens,
Aus Traum und Duft gewoben. Engel spielen
Am Saum der Kindheit, bis der Sinn erwacht
Und unsre Märchen Wirklichkeit geworden.

Jesimoff.

Mitunter freilich sind die Märchen Lügen!

Demetrius.

O was im Traum die innre Stimme spricht,
Das wird uns Wahrheit, wenn die Sonne leuchtet.
Wie Du mich aus dem Flammentod errettet,
Auf Deinen Armen forttrugst über Trümmer,
Und aus dem kaltgewordnen Aschengrab
Ich wie ein Phönix zum Bewußtsein stieg —

Jesimoff.

Das sagte man so oft Euch, bis Ihr's glaubtet!

Demetrius.

Was ist?

Jesimoff.

Dies Märchen, ich erfand's.

Demetrius.

Welch' Märchen?

Jesimoff (leise und vertraulich).

Daß Ihr des Iwan Sohn! Boris befahl
Des Knaben Tod. Der Tod macht' ihn zum Herrscher.
Ich that die That. Im Flammengrab zu Uglitsch
Liegt Iwans Sohn so sicher beigesetzt,
Wie Ihr hier lebt, und Euch der Sonne freut.

Demetrius.

Mensch, Mensch!

Jesimoff.

Boris, Boris! o schwarzer Undank!
War es nicht seine That, was ich gethan
Auf sein Geheiß? Hatt' ich ihm nicht den Thron
Gesichert, nicht das Recht von Iwans Sohn
Im Feuertod erstickt? Er stieß mich von sich.
Nachdem die That geschehn, verschmähte er
Den Thäter, Hohn statt Lohn war meine Ernte.
Da schwur ich Rache, und ich denke, sie
Gelang! Ich fand am Weg den armen Knaben
Mit Zügen, die an Iwans Sohn erinnern.
Den nackten Buben nahm ich von der Straße:
Er sollte mir ein Rächer auferstehn!
Ich steckt' ihn in das Kleid des todten Prinzen,
Hing ihm den Schmuck um mit den neun Smaragden,
Bracht ihn in's Kloster, ließ die Mönche schwören,
Still das Geheimniß zu bewahren bis
Ich selbst der Welt das Räthsel lösen würde.
Doch Ihr entfloht; Ihr fandet bei den Polen
Mitleid und Glauben, während mich die Nacht
Des Kerkers fesselte.

Demetrius.

Mensch, Mensch! Ich nicht
Rußlands Zaréwitsch, Iwans echter Sohn?
Sprichst Du im Wahnsinn?

Jesimoff.

Diesmal ist das Märchen
Die nackte Wahrheit, nackt wie Ihr, der Knabe,
Den ich mir von der Straße auferlesen.

Demetrius.

Ich wär' der Spielball Deiner Laune nur?

Jesimoff.

Was thuts? Das Märchen ward zur Wirklichkeit!
Seid was Ihr scheint! Man ist wofür man gilt.
Nehmt doch, — ja, sagtet Ihr nicht selber so? —
Dem Schmetterling den Staub, der Nacht die Sterne,
Dem Tag den goldnen Schimmer, aller Welt

Den bunten Schein: — und alles Ding zerfällt
In Nichts, in eitel Nichts.

(Demetrius hat unterdessen sich wiederholt umgeschaut, auf seinen Wink sind auch die letzten Wachen verschwunden.)

Demetrius.

Mensch, heb' Dich von mir!

Jesimoff.

Mit nichten, hab' ja Theil an Deinem Selbst,
An Deinem Schein, an Deinem Glanz und Schimmer.

Demetrius.

Du Theil an mir? Ich war so rein wie Gold,
Ich schien mir so.

Jesimoff.

Ja, schien!

Demetrius.

O Firmament,
Stehst Du denn fest nur weil ich an Dich glaubte?
Ihr Säulen dieser Welt brecht nicht zusammen,
Blos weil kein Zweifel euern Bau berührte?
Du Sonne wandelst sicher deine Bahn
Im guten Glauben, daß Dich kein Betrüger
Erfand und fälschte, Gaukelspiel nur trieb
Mit deines Daseins festgewähnter Geltung?
O Chaos! ohne Glauben an mich selbst!
O blindes Wirrsal, ohne Licht von innen,
Kein Gott auf dem Altar des blöden Zufalls!
Ich selbst nicht ich mehr: weh, mir schwirr'n die Sinne.

Jesimoff.

Was lärmt Ihr drum? Ihr habt's ja in der Hand!
Kommt nur drauf an, den Glauben auszubeuten,
Den Euch die Welt so fest entgegenträgt!
Das Kapital der neun Smaragden ist
Gut angelegt: ich bitt' um gute Zinsen.
Die Stein' sind ächt. Ob Der sie trägt, der Echte,
Was thut's? Ihr seid, wofür die Welt Euch nimmt,
Und ich kein Mörder mehr, da Ihr ja lebt!
Halb Part! Ich schweige wie die Gruft, mit mir
Stirbt das Geheimniß.

Demetrius.

Ha! Stirbt es mit Dir?
(Für sich.) Nehm' ich beim Wort ihn? Steht mir bei, Ihr Heiligen!

Jesimoff.

O, seid nicht wie Boris!

Demetrius.

Der gab sich selbst
Den Tod. Ich aber? — Schweigsam wie die Gruft
Sagst Du? (Er zieht den Dolch.)
Wohlan, ich will es prüfen. Her
Zu mir, und fahr' hinunter in die Tiefe!

(Er hat ihn erfaßt und ersticht ihn.)

Jesimoff (mit ihm ringend).

Mein Fürst! — O falscher Zar, nicht Iwans Sohn
Hör', hör' es, Volk von Rußland!

Demetrius
(nochmals nach ihm stechend).

Sag's der Hölle,
Die Dich herauf gesandt, um mich zu äffen!
Nimmst das Geheimniß mit in's Grab? Prophet,
Armselig machst Du wahr Dein eigen Wort.

(Jesimoff ist zu Boden gestürzt und stirbt. Demetrius setzt den Fuß auf ihn, und schüttelt ihn prüfend hin und her.)

Schlange, Du hast mein Paradies vergiftet,
Die Unschuld starb, der Glaube an mich selbst. —
Wer da? — Man kommt. — Herbei, Ihr Mordgesellen,
Herbei, Ihr Henker! Noch giebt's Krieg im Lande!

(Odowalsky tritt auf mit Soldaten.)

Werft diesen Todten in die tiefste Nacht,
Stürzt ihn hinunter von dem höchsten Thurm,
Dann hin zum Strand mit ihm, ein Fraß für Geier,
Daß sein Gebein vierfacher Tod verzehre!
Nehmt ihn! Er zwang den Zaren Gift zu trinken.
Von hinnen! Schlange, ich ersticke Dich
Im eignen Gift.

(Jesimoff wird zur Seite fortgetragen. Odowalsky winkt einer Schaar Bürger herbei.)

Odowalsky.

Mein Fürst, die Bürger Moskaus,
Sie bitten um ein gnädiges Gehör.

Demetrius.

Nieder mit ihnen! In den Staub mit Allen —
Und in die ew'ge Nacht des dunkeln Todes,
Wer an mir zweifelt, daß ich Rußlands Herr!

(Während die Bürger tief ins Knie sinken, fällt der Vorhang.)

Rudolf Kulemann,

Theolog und Dichter, geboren zu Lemgo am 8. September 1811. Nachdem er sich auf den Hochschulen Jena und Göttingen von 1831 bis 1835 theologischen Studien gewidmet hatte, führte ihn das Schicksal nach Kurland, wo er fünf Jahre lang in zwei adlichen Familien als Hauslehrer zubrachte. Vermählt mit einem kurländischen Edelfräulein, Namens von Koskul, kehrte er nach Deutschland zurück und verweilte die beiden Jahre 1847 und 1848 zu Stuttgart, litterarisch beschäftigt an mehreren Zeitschriften der Cotta'schen Buchhandlung. Mitten in den politischen Unruhen jener Tage wurde ihm eins der Pfarrämter in seiner Geburtsstadt Lemgo übertragen, und da er sich in Politik wie Religion zu freisinnigen Ideen bekannte, wählte man ihn auch gleichzeitig für den städtischen Bezirk zum Abgeordneten auf dem Lippeschen Landtage. In dieser Stellung indessen erwarb er sich viele Mißgunst, und als die Stürme der mehrjährigen Revolution beschwichtigt waren, erhob die altkirchliche Parthei des Fürstenthums Lippe-Detmold, die gleichsam ihre Macht zurückerobert hatte, offen und geheim ihre Waffen wider den andersdenkenden Prediger mit solcher Heftigkeit, daß dieser endlich, müde des langen und leidenschaftlichen Haders, sich veranlaßt sah von seinem Amte zurückzutreten, obwohl nicht die geringste Klage von Seiten seiner eigenen Gemeinde wider ihn eingelaufen war. Gewaltsam zum Märtyrer gestempelt, zog sich denn Kulemann 1857 mit einer sehr geringen Pension in das Privatleben zurück und nahm seinen Wohnsitz zu Hannover, um litterarischen Arbeiten obzuliegen.

Wie sein äußeres Leben ein sehr bewegtes und unruhiges war, so hat auch seine Darstellungsweise, bei allem Streben nach schöner und klarer Form, wie es neuerdings von Platen angeregt ward, etwas Regelloses und Abgerissenes, was nicht selten bis zur Dunkelheit ausartet. Sobald Kulemann die einfache Liedform verläßt, wird sein Ausdruck gesucht, schwülstig und überladen; zugleich gefällt er sich in bildlichen Wendungen und Anspielungen,

die theils ins Grelle und Phantastische übergreifen, theils mit Gedanken und Form in Widerspruch treten. Davon ist selbst sein dramatischer Styl nicht frei, der übrigens kurz gehalten, aber auch oft wie zerhackt ist.

Schriften. Außer mehreren „Predigten" und einer „Gallerie von malerischen Ansichten des lippeschen Landes" erschienen von ihm 1) Lyrische Gedichte. Hannover 1841. 2) Das Trauerspiel in Deutschland. Leipzig 1851. Ferner seine Kämpfe anlangend, gab er heraus 1) Pietisten oder Apostel der Knechtschaft. Bielefeld 1851. 2) Mein Abgang vom Pfarramt. Leipzig 1858. Gegenwärtig gedenkt er mehrere Tragödien zu veröffentlichen (Genoveva, Thomas Münzer, Kaiser Heinrich IV.).

Bornholm.

Von Lübeck fuhren wir in See — wir hatten
An allen Masten Segel ausgespannt,
Sie flatterten gleich Vögeln in den Schatten
Des Abends müd' und matt — noch einmal Land! —
Dann Nacht! — „Wie weit?" — Zwei Meilen! — und zurücke
Bog ich das Aug' auf's große, dunkle Meer,
Scharf spähend — ha, dort flammten Abschiedsblicke
Vom Leuchtthurm Travemünde's aus der Ferne her. —

Schon lag die Mannschaft unter Deck geborgen
Im Schlaf — ich ging — dumpf dröhnte hin mein Schritt,
Bord-auf, bordab, bis daß dem jungen Morgen
Aurora vor auf Silberkähnen glitt,
Meer-an, mit Blicken, die auf Wogen brannten,
In Liebesbrunst entglommen stand die See,
Ihr Athem flog, es klapperten die Wanten
Am Mast, der Führer rief: die Segel auf in Lee!

Hinflog das Schiff im Fahrwind, der aus Westen
In's Segelwerk mit jähen Sprüngen schoß,
Es stieg und griff, und zog am glatten, festen
Mastbaum, ein weißes, sturmgepeitschtes Roß,
Meerhügel rings, die nun der Sturmwind brausend,
Als wären sie zu klein, im Grimm zerschnob,
Indeß der Kiel durch Wasserdämme sausend,
An Wogenstürzen glitt und dann sich bäumend hob. —

Wie fern bereits! — doch späht' ich wie ein Falke,
Auf Webeleinen kletternd, hoch vom Mast
Rückwärts — dort Schweden! links im weißen Kalke
Ein Klippenberg, umsprüht vom Sonnenglast:
Arkona! — Stück vom Vaterland, im Schwalle
Des Meeres, das einst, sich beugend vor der Wucht
Der Schiffe, Gustav Adolf bei dem Schalle
Der Kriegstrompete trug in Rügens Klippenbucht. —

Musik! — sie standen da um den geschlanken
Mastbaum, aus Straßburg, Frankfurt und Neuwied,
Bewehrt mit Hörnern — ha, ein Saal, von Planken
Umhegt, im offnen Meer! — Frischauf, ein Lied!
Ein deutsches sei's! — Auf stieß vor dem Verstecke
Des untern Raums ein Mann das Lukenthor,
So standen sie — auch sie auf dem Verdecke
Und lauschten der Musik von Schmitt und Ludwig Spohr.

Auswand'rer sie, hochwuchsig, stark gehändet,
Ein breites Schwert zu fassen wohl geschickt,
In blauen Kitteln, die, mit Roth gerändet,
Nothdürftig nur gefüget und gestückt.
Das Auge treu, o sag', was in die grimme
Meerfluth dich trieb? wohlan, nimm meine Hand,
Ich grüße dich, beim Abschied im Geflimme
Der Thräne deines Aug's erschien mein Vaterland. —

So fuhren wir, von Wogen und Gesängen
Umrauscht, bewillkomm't ward jedwedes Schiff
Auf freiem Meere mit Drommetenklängen,
So daß entzückt zu seinem Hute griff
Der Seemann dort, bord-über vorgebogen,
Indeß die Flagge am gestrafften Tau,
Zum Gegengruß am Mast emporgezogen,
Zu uns herüberflatternd funkelte inSchau. —

Bald sahen wir ein schönes Eiland ragen,
Landangegipfelt, felsenaufgeschürzt,
Das Meer versucht hier donnernd anzuschlagen,
Die Flut jedoch am Klippengurte stürzt
Rückprallend hin, indeß des Landes Kuppe
Mit jungen Bäumen siegreich aufwärts steigt
Und auf die rings vertheilte Häusergruppe
Gleich Frühlingsbannern seine grünen Aeste neigt.

Wie frei und stolz! so mein' ich, daß der straffe
Felsgurt, wie's scheint, gehämmert aus Granit,
Vergleichbar sei der stählernen Agraffe,
Die, angeschlagen, Meeresfunken sprüht,
Die Kuppe aber, die mit sammetweichen,
Geschwellten Gräsern stattlich d'rüber ruht,
Ich möchte sie im Bilde hier vergleichen,
Mit einer Krone nicht, — mit einem Freiheitshut.

Bornholm! — o könnte ich, strandabwärts schreitend,
Dort aus dem Thale jenen engen Pfad
Hinan, allmälig meine Blicke weitend,
Aufsteigen, bis, Stand haltend auf dem Grat
Der Höhe, plötzlich meine Stimme schwölle —
Ein großes, starkes, freies, frisches Lied,
Das höher mit der Meereswoge schwölle,
Und in die Ferne dann mit allen Segeln zieht.

Halt still, o Schiff: vom Lande fühl' ich laue
Luftströme weh'n und seine Liebe nah
An meiner Brust, die straffen Segeltaue,
Nachgiebig sinken sie an Mast und Raa,

Es steht das Schiff — im schimmernden Gepränge
Vor ihm das Eiland, hoch und stolz gebaut,
Musik! — mit Liebesopfern deutscher Klänge
Begrüßen wir dich hier, du schöne Meeresbraut.

Im Amazonenkleid, das, von der Gilde
Der Wellen leicht geschürzt, aufrauscht und fällt,
Steht da die See, die auf dem Silberschilde
Der Woge hoch empor das Eiland hält.
O Liebesschlacht! — mit sprühenden Sonnenbränden
Der Himmel dort, vordrängend wie zum Kampf,
Sie aber fängt ihn auf, und von den Rändern
Des Schildes steigt empor ein süßer Blumendampf.

Hangaufwärts wirbelnd bis zur Bergesspitze,
Wo stolz auf Säulen eine Kuppel schwebt,
Die gleich dem Buckel mit metall'nem Blitze
Im Mittelpunkt des Schildes sich erhebt,
Und rings umher, abwechselnd mit den Farben,
So schön, als wär's kunstreiche Malerei,
Die Dörfer, Wälder, Klippen, Blumen, Garben,
Als ob's Achilles' Schild in der Iliade sei. — —

So möchte ich, eh' uns die Wogen trennen,
Dem Freunde gleich, der sich den Schmerz versüßt
Des Abschieds, hundert holde Namen nennen,
Womit ein Jeder dich Geliebte grüßt:
O Rose du, die über'm dunklen Grabe
Des Meers den Kelch im ew'gen Thaue wiegt
Und aufrecht wie am Sommerblumenstabe
Dort an das Felsenriff sich liebend lehnt und schmiegt.

Indeß die See aus feuchtem Aug' Entzücken
Dem Himmel strahlt, der ihren Leib umfängt
Und liebedürstend mit den Flammenblicken
An den geschmeid'gen, blanken Wogen hängt.
Und Stille rings! — nur hier ein leis Gepoche —
Klopfst du, o Herz? — aus tiefem Meeresspalt
Schwingt sich empor der stachelichte Roche,
Der Tummler, der hingleitend seinen Rücken ballt.

Mir aber ist's, als ob in Silbergleisen
Tritonen blasen auf dem Muschelhorn,
Die See erbebt, und ihre Wellen kreisen,
Geöffnet ist der ahndungsvolle Born —
Sie taucht empor, sie ist es — Aphrodite,
Die schamhaft erst an allen Gliedern bebt,
Bis plötzlich sich die stolze, schaumumsprühte
Meergöttin dort auf deinen Blumenschild erhebt. —

Doch nun, leb' wohl! schon tummeln sich die Winde,
Die Wogen schleudernd durch die Wüste weh'n
Des Meers, aufschnaubt der Flieger und die Blinde,
Die dort am Fock und Klüverbaum sich bläh'n.

Noch einmal lebe wohl! — ha, sieh, Gestalten,
Scharf spähend vom gezackten Klippenrand,
Und weiße Tücher, die sich hell entfalten,
Zum letzten Gruße hoch geschwungen von der Hand.

Halt still! doch schwirrend schleudert seine Pfeile
In's Segelwerk der Sturm, es schwankt mein Fuß,
Das Schiff greift aus, es straffen sich die Seile —
O daß ich jetzo jäh von dannen muß!
Musik, Musik ihm, wer er sei der Söhne!
Drommeten, schmettert! — Klipp' und Woge flieht —
Auf daß zum Abschied dieser Sturm der Töne
Ihm bringe unser volles, meerumrauschtes Lied.

August Friedrich Ernst Langbein,

ein Lyriker und Novellist von ungemeiner Produktivität, aber nur auf humoristischem Gebiete nicht ohne klassische Bedeutung, wurde am 6. September 1757 zu Radeberg bei Dresden geboren, wo sein Vater als königlich sächsischer Justizamtmann wirkte. Auf der Fürstenschule zu Meißen von 1772 ab vorgebildet, bezog er im Jahre 1777 die Universität Leipzig, um wie sein Vater die Rechte zu studiren. Wirklich schlug er auch anfangs die juristische Laufbahn ein, indem er zuerst (1781) als Aktuar bei dem Justizamte Großenhain diente, dann (1785) als Advokat nach Dresden übersiedelte, wo er im folgenden Jahre als geheimer Archivskanzellist angestellt ward. Aber da seine von Jahr zu Jahr genährte Hoffnung auf weitere Beförderung unerfüllt blieb, legte er im Jahre 1800 verdrießlich sein Amt nieder und begab sich nach Berlin, um in dieser Stadt ganz der Schriftstellerei obzuliegen. Denn allerlei litterarische Produkte, Gedichte und Schwänke, hatte er bereits während seiner funfzehnjährigen Dienstzeit veröffentlicht und war zu einem bekannten Namen gelangt. Jetzt bei freier Muße folgten denn trotz der jämmerlichen Zeitverhältnisse eine Reihe von Romanen und Erzählungen, wodurch er, wie es scheint, das Publikum zu zerstreuen und zu erheitern, sich selbst

zu nähren bezweckte. Denn höhere Absichten verband dieser Autor mit seiner persönlichen Aufgabe weder vor der Epoche der Befreiungskriege noch nachher.

Endlich übertrug ihm die preußische Regierung 1820 das Amt eines Censor der schöngeistigen Schriften, welches er, gemäß seinem wohlwollenden Charakter, mild und liberal bis zu seinem Tode versah, der am 2. Januar 1835 zu Berlin erfolgte. Nun erschien auch eine Sammlung seiner Schriften, welche jedoch mehrere Werke enthält, deren Verfasserschaft Langbein abgelehnt hatte, obwohl sie mit seinem Namen vor die Oeffentlichkeit getreten waren.

Im Geiste des vorigen Jahrhunderts auf dem Felde der Komik fortfahrend, gewann er eine gewisse Bedeutung dadurch, daß er einer der ersten war, welche die launige Seite in der Litteratur bevorzugten. An Wieland und Bürger schloß er sich an, doch fielen die meisten seiner zahlreichen Produkte, da er sein Talent nicht zusammenhielt, weder im Scherz noch Ernst so glücklich aus, daß er neben jenen Meistern einen Platz eroberte; die Mängel und Schwächen derselben nahm er auf, ohne ihre Vorzüge erreichen zu können. Denn sein Hauptfehler war, daß er, um zu gefallen, der Sittenverderbniß und charakterlosen Oberflächlichkeit seines Zeitalters durch lascive Darstellung fröhnte; auf diese Richtung brachte ihn vornehmlich die damalige Verkommenheit des sächsischen Volksstammes, dem er angehörte. Indessen möchten einzelne versifizirte Schwänke, scherzhafte Balladen und heitere Possen der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen: sie stehen von manchen ähnlichen Leistungen Bürger's nicht weit ab.

Schriften. 1) Gedichte. Leipzig 1788. 3. Auflage 1820. 2 Theile. 2) Zwei Lustspiele. Ebend. 1788. 3) Schwänke. Dresden 1791—1792. 2 Bände. 3. Auflage Berlin 1816. 4) Miscellen. Ebend. 1793. 5) Feierabende. Ebend. 1793—1795. 3 Bände. 6) Neue Schwänke. Ebend. 1799. 7) Talismann gegen die Langeweile. Berlin 1801—1802. 3 Bände. 8) Romantische Copien. Leipzig 1802. 9) Der graue König. Novantiker Roman. Berlin 1803. 10) Neue Schriften. Ebend. 1804. 2 Bände. 11) Die Schule der Eleganz. Posse. Ebend. 1805. 12) Die Ritter der Wahrheit. Ebend. 1805. 2 Bände. 13) Thomas Kellerwurm. Roman. Ebend. 1806. 14) Zeitschwingen. Ebend. 1807. 15) Franz und Rosalie. Roman. Ebend. 1808. 16) Der Sonderling und seine Söhne. Roman. Ebend. 1809. 17) Der Bräutigam ohne Braut. Roman. Ebend. 1810. 18) Neuere Gedichte. Tübingen 1812—1823. 2 Bände. 19) Kleine Romane und Erzählungen. Berlin 1812—1814. 2 Bände. 20) Jocus. Ebend. 1813. 21) Die Kleinstädter und der Fremdling. Roman. Ebend. 1814. 22) Unterhaltung für müssige Stunden. Ebend. 1815. 23) Liederkranz. Ebend. 1820. Neue Ausgabe 1830. 24) Magister Zimbels Brautfahrt. Ebend. 1820. 25) Märchen und Erzählungen. Ebend. 1821. 26) Ganymeda. Ebend. 1823. 2 Bände. Neue Auflage 1830. 27) Jocus und Phantasus. Ebend. 1824. 28) Vacuna. Ebend. 1826. 29) Herbstrosen. Ebend. 1829.

Sämmtliche Schriften. Vollständige, vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte Originalausgabe letzter Hand. Stuttgart 1835—1836. 30 Bände mit 31 Stahlstichen. — Vollständige, verbesserte, und vermehrte Auflage. (Mit Langbein's Lebensgeschichte von Friedrich Wilhelm Gödike und 100 Bl. Umrisse.) Ebend. 1845. 16 Bände. — Sämmtliche Gedichte. Ebend. 1838. 4 Theile. Verbesserte und mit einer Biographie des Verfassers vermehrte 2 Auflage. Ebend. 1841. Mit 4 Stahlstichen. — Dieselben. Mit vielen (65) Stahlstichen (auf 33 Bl.) Ebend. 1843.

Die Stationen des Lebens.

Schon haben viel Dichter, die lange verblichen,
Mit einer Reise das Leben verglichen.
Doch hat uns bis heute, so weit mir bekannt,
Die vier Stationen noch Keiner genannt!

Die erste geht sanft durch das Ländchen der Kindheit.
Da sehn wir, geschlagen mit glücklicher Blindheit,
Die lauernden Sorgen am Wege nicht stehn,
Und ruhen bei Blümchen: Ei, eia, wie schön.

Wir kommen mit klopfendem Herzen zur zweiten,
Als Jüngling' und Mädchen, die schon was bedeuten.
Hier setzt sich die Liebe mit uns auf die Post,
Und reicht uns bald süße, bald bittere Kost.

Die Fahrt auf der dritten giebt tüchtige Schläge,
Der heilige Eh'stand verschlimmert die Wege
Oft mehren auch Mädel und Jungen die Noth:
Sie laufen am Wagen und schreien nach Brod.

Noch ängstlicher ist auf der vierten die Reise
Für steinalte Mütter und wankende Greise.
Der Tod auf dem Kutschbock als Postillion
Jagt wild über Hügel und Thäler davon.

Auch Reisende, jünger an Kräften und Jahren,
Beliebt oft der flüchtige Postknecht zu fahren:
Doch alle kutschirt er zum Gasthof der Ruh.
Nun, ehrlicher Schwager, wenn das ist, fahr' zu.

Die Belagerung.

Vor alter Zeit ward eine Stadt
Von Feinden eingeschlossen,
Und Tag und Nacht mit einer Saat
Von Kugeln heiß begossen.
Die Mauer trotzte zwar dem Sturm:
Doch bald begann der Hungerwurm
In zwanzigtausend Magen
Mit scharfem Zahn zu nagen.

Wie Schatten lief das Volk herum
Und schrie: „Ergebt euch, Narren!
Der Hunger zieht mich schief und krumm;
Ich kann nicht länger harren!" —
Da schritt mit Löwenmuth herbei
Ein Meister von der Schneiderei,
Gebietend: „Still, ihr Memmen!
Ich will dieß Unglück hemmen!" —

Drauf ließ sich dieser kühne Held
In eine Bockshaut nähen,
Und sich als Bock vor aller Welt
Stracks auf der Mauer sehen.
Er meckerte vom hohen Wall
Auch so natürlich, daß der Schall,
Den weit und breit man hörte,
Die Feind' im Lager thörte.

„Ha!" fluchten sie: „hol' euch die Pest!
Am klügsten wär's, wir gingen.
Nun läßt sich doch das Teufelsnest
Auch nicht durch Hunger zwingen,
Das Volk hat Fleisch noch, wie man spürt;
Seht, auf dem Wall' umher spaziert
Ein wohlgenährtes Böckchen,
Und meckert wie ein Glöckchen!"

Sie brachen auf, und bald war schon
Kein Feind mehr in der Runde:
Doch Undank ist der Erde Lohn!
Denn seit derselben Stunde,
Da dieser Schneiderheld die Stadt
Als Ziegenbock befreiet hat,
Gefiel's dem rohen Haufen,
Die Schneider so zu taufen.

Heinrich Laube,

ein Dramatiker, Novellist und Kritiker von großem Ruf, aber von mittelmäßiger Begabung und ohne alle klassische Bedeutung, wurde am 18. September 1806

zu Sprottau in Schlesien geboren, erhielt auf dem Gymnasium zu Glogau seine erste wissenschaftliche Bildung und beschloß seine theologischen Studien auf den Universitäten Halle und Breslau mit der philosophischen Doktorpromotion. Zu dem modernen Wahlspruch sich bekennend, den man ihn frühzeitig aussprechen hörte, daß „der Geist" Alles thun müsse, und daß man „nicht nöthig habe fleißig zu studiren und zu lernen", stürzte er sich mit kühnem Selbstvertrauen auf das Litteratenthum, ging gegen das Jahr 1833 nach Leipzig und schrieb unterschiedliche Journalartikel, deren Geistreichheit so ungeheuer war, daß der Verleger der „Zeitung für die Elegante Welt" sich beeilte, ihn zum Redakteur dieses Blatts zu „gewinnen". Gleichzeitig hatte sich Laube zu seinem Meister und Vorbild den in Paris lebenden Heinrich Heine erkoren, dessen „Reisebilder" ihm als das Nonplusultra einer genialen Leistung erschienen; fortan verfolgte er mit ihm wetteifernd die Wege, die allein nach seiner Ansicht zu schriftstellerischem Ruhme und Verdienste führten.

Anerkennenswerth war seine Vertretung einer freieren Bewegung in Bezug auf Presse und Volksleben; es gehörte damals Muth dazu, für eine solche Richtung einzustehen, und Unannehmlichkeiten blieben ihm nicht aus. Er wurde in die vielberufene Untersuchung wegen burschenschaftlich-demagogischer Umtriebe verwickelt und später in das Verdammungsurtheil hineingezogen, womit der Bundestag (1835) die Schriften des „jungen Deutschland" ächtete, jener unter Gutzkow und Heine von mir gewürdigten Coterie, zu deren vornehmsten Häuptern auch Laube zählte. Unstät ward demzufolge längere Zeit hindurch sein Leben, er verlor die Redaktion jenes Leipziger belletristischen Blattes wieder und hielt sich nacheinander in Berlin, Naumburg und Muskau auf. Doch von äußerem Mangel sah er sich inzwischen nicht heimgesucht, die vortheilhaften Verhältnisse seines um diese Zeit gegründeten häuslichen Heerdes gewährten ihm eine ziemlich sorgenfreie Unabhängigkeit, er konnte das Feld der Litteratur nach Belieben anbauen. Wenn er keine Früchte von Bedeutung zog, lag die Schuld wenigstens nicht an der Ungunst persönlicher Lage. Nachdem er dem Publikum eine Reihe politisch-novellistischer Skizzen und sogenannter Charakteristiken vorgesetzt, die im Allgemeinen nach Heine'schem Geschmacke zugerichtet waren, führte er das erstaunliche Werk einer deutschen „Litteraturgeschichte" aus, um für sein Theil einen der Wünsche des jungen Deutschland zu befriedigen, welches von allen Seiten die Absicht hatte ein breites Fundament für die aus seinem Schooße hervorsprießenden Produkte hinzustellen und die angeblich neue „Aera" der Litteratur in ihrer vollen Berechtigung hervortreten zu lassen. Zu diesem Zwecke wurden denn die Rollen der einzelnen

Mitglieder vertheilt, und Laube übernahm den Versuch der Litteraturhistorie, welcher durch Theodor Mundt späterhin vervollständigt ward, natürlich mit gleichem Erfolg. Als diese unsterbliche That geschehen war, konnte Laube nicht umhin, das Erhabenste anzustreben und auf das dramatische Gebiet sich zu wagen; denn da Gutzkow bereits auf demselben so schöne Lorbeeren gepflückt hatte, durfte er wohl ebenfalls seine Hand nach einem solchen Sträußchen ausstrecken. Seit 1841 förderte er daher, mit dem „Monaldeschi“ beginnend, alles durcheinander zu Tage: Trauerspiele, Lustspiele und Schauspiele. Nebenbei, wie es die Ueberfülle seines Genies mit sich brachte, beschenkte er das Publikum mit allerhand Früchten seiner Reisen und Welterfahrungen, bald ein Jagdbrevier, bald Schilderungen berühmter Oertlichkeiten liefernd; auch an Journalartikeln, Romanen und Erzählungen ließ er es nicht fehlen.

So rückte die gewaltige politische Erschütterung Europas im Jahre 1848 heran, das deutsche Parlament in Frankfurt trat zusammen. Auch Laube ließ sich zum Abgeordneten wählen, und indem er vor den Extremen zurückscheute, schloß er sich dem Centrum und der erbkaiserlichen Vertreterschaft an, die allein auf praktischem Wege zu gehen schien; doch im März 1849 gab er seinen Sitz in der Paulskirche auf und kritisirte das „erste deutsche Parlament“ in einem sehr ausführlichen Werke, von welchem man nur wünschen möchte, daß es ebenso gesund, wahr und treffend urtheile, als es allerlei Schwächen der Zeit und ihrer Vorkämpfer pikant aufdeckt. Noch im nämlichen Jahre erhielt der Verfasser desselben eine glänzende Anstellung, für die er ohne Zweifel sehr geeignet gewesen sein würde, wenn ihn persönlicher Charakter, Ort und Weltverhältnisse in den Stand gesetzt hätten der dramatischen Kunst wahrhafte Dienste zu leisten. Laube wurde nämlich als artistischer Direktor des Hofburgtheaters nach Wien berufen, ein Posten, den er seither, wie wir gern anerkennen, unter schwierigen Umständen zu behaupten gewußt hat.

Ueber die Mitglieder des „jungen Deutschland“ ernsthaft auf eine tiefeingehende Weise zu Gericht zu sitzen, muß man keinem rechtschaffenen Kritiker zumuthen; sie verdienen höchstens eine ironische Abfertigung. Denn die Zeit selbst richtet sie und hat sie schon gerichtet. Was Laube insbesondere anlangt, muß man sich über die Menge von Produkten einigermaßen wundern, die er bei seinem in der Wurzel schwerfälligen Talent an das Licht getrieben hat; aber sie sind auch danach. Ohne Gehör für sprachlichen Rhythmus und des Verses sein Lebelang unmächtig, hat er sich im Allgemeinen wohlweislich auf prosaische Darstellung beschränkt, ohne auch hier bis zur Kunsthöhe des Parnasses aufgestiegen zu sein; wie er denn von eigentlicher Sprachkunst stets eine sehr verkehrte Vorstellung gehegt und ausgesagt hat. Seine Leistungen kennzeichnen sich insgesammt durch die Langeweile, die sie erregen; die

Stoffe in Fluß zu bringen, versteht er nicht. Was ihn außerdem charakterisirt, er mag kritisiren, erzählen, schildern oder Dramen schreiben, ist Mangel an Wahrheitsliebe, Ernst der Anschauung, Größe und Gediegenheit des Wesens. Er gehört zur Gattung halbfranzösischer Autoren, die Niemand liebgewinnen kann, die Niemanden zur Hochachtung nöthigen. Schon hieraus läßt sich auf den geringen Fond seiner Begabung mit Sicherheit schließen; über den Standpunkt eines Tagesschriftstellers hinauszugelangen war er nicht befähigt.

Von seinen Dramen insbesondere zu reden, hat er in ihnen meistentheils historische Sujets verdorben, aus welchen vielleicht ein wahres Talent Etwas gemacht hätte. Seine frühste sogenannte Tragödie, den „Monaldeschi", will ich nicht berühren; gleich in dem ersten Akte dieses ersten Stücks kündigt er sich mit Degengefunkel und Schießerei dem Publikum als einen Dramatiker an, der vorzugsweise durch äußerliches Getöse und Wirrsal auf theatralischen Effect hinarbeitet. Doch über eins seiner letzten Stücke, bei welchem man wohl annehmen darf, daß der Verfasser nunmehr Uebung und Reife aufgezeigt haben müsse, möchte ich mir etliche Worte vergönnen. Das Schauspiel „Prinz Friedrich" in fünf Akten nämlich behandelt einen wenigstens auffälligen Vorgang aus der preußischen Regentengeschichte; aber wir werden uns schmählich getäuscht finden, wenn wir an dieses Drama die Anforderung stellen, daß es der Würde gemäß entfaltet werde, welche einer der vornehmsten europäischen Königshöfe zu beanspruchen hat. Wir werden uns ebenso schmählich getäuscht sehen, wenn wir eine gewisse poetische Höhe der Entfaltung voraussetzen, ein Fünkchen Poesie von diesem Werke erwarten. Wir werden uns endlich auch schmählich getäuscht sehen, wenn wir auf eine künstlerische Anordnung rechnen, welche den Zuschauer unter Entwicklung gewichtiger Motive zu einer unausbleiblichen Katastrophe rasch und regelrecht hinleitet. Fast ebenso trivial wie Gutzkow in seinem „Zopf und Schwert" das nämliche bei aller Sonderbarkeit denkwürdige Hoflager jener Epoche dargestellt hat, tritt der Personenkreis des letztern aus dem Laube'schen Stück vor die Zuschauerschaft. Ueberall wird uns kläglich zu Muthe, da wir nichts als einen Zank zu sehen bekommen, worin große und gute Ideen herhalten müssen, um durch schiefe und fade Gedanken, lächerliche Vorurtheile und beschränkte Ansichten auf jämmerliche Weise umgebracht zu werden. Nirgends vermag sich eine ethische Grundidee siegreich und erfreulich aufrecht zu erhalten, obgleich die Vernunft am Ende zu triumphiren scheint; scheint, sage ich, denn der Triumph nimmt sich mehr als ein Spiel des Zufalls oder als eine Ermüdung der Kämpfer aus. Nicht eine der vorgeführten Personen ist so charakterisirt worden, daß wir uns durch ihre Eigenschaften angezogen, erfreut, begeistert fühlten. Der König mißfällt uns als ein eigensinniger, aus Eigensinn beschränkter und gewalthaberischer Sonderling, der Prinz Friedrich als ein ebenso seltsamer wie unreifer Schwächling, obgleich in ihm der große Friedrich stecken soll, der Minister Grumbkow als ein halbwahnsinniger Verräther des Fürstenhauses, da er nichtswürdig und ohne Noth vollkommen inconsequent ist, der General Buddenbrock als ein simpler Soldat, der seine Treue nicht anzubringen weiß, die Königin als eine gereizte und rathlose Mutter, Wilhelmine als eine gutmüthige Närrin. Und in welcher Weise schreitet die Handlung des Stückes bei sothanen Charakteren vor? Sie kommt nicht vom Flecke und dreht sich trotz langathmiger Scenen immer um denselben Bart des Kaisers herum, wie der Flügel einer Windmühle. Die einzelnen Figuren „wallen" immer „sichtbar auf", aber keine von ihnen kocht über.

Kurz, die Personen dieses Schauspiels äffen sich und werden geäfft untereinander wie ungreifbare Schattenbilder; Zuschauer oder Leser kommen sich vor wie in einem bösen Traume befangen, wo sie der Alp drückt und wo sie vergebens mit Aengstlichkeit wünschen, daß sie endlich aus ihrem ohnmächtigen Taumel herausgerückt werden. Das geschieht aber nicht, da die spielenden Figuren selbst nur wie im Traume agiren, ohne vorwärts zu kommen. So wird man denn durch fünf lange Akte mühsam hingeschleppt und vermittelst endloser Wiederholungen gefoltert, wie es im Gebiete der Erzählung der französische Romanschreiber Paul Feval thut, der in seinem „Buckligen" Abenteuer auf Abenteuer häuft, um eine Unglaublichkeit durch die andere überbietend zu entwirren und den Leser nicht unter drei Bänden loszulassen. Dazu kommt, daß Laube auch in diesem Schauspiel die Aeußerlichkeiten der Handlung, Pomp und Pracht voranstellt; was man daraus erkennt, daß er unablässig auf interessante oder imponirende „Gruppen" ausgeht und diese überall in den Anmerkungen geometrisch vorzeichnet; daß er ferner die Stichwörter für das Personal angiebt, manchmal eine Scene in die andere hinüberspielt und häufig eine Menge Figuren gleichzeitig auf einmal sprechen oder zeterschreien läßt. An Degenklingen mangelt es auch in diesem Stücke nicht, nur das Pulver spielt darin keine Rolle. Betrachten wir schließlich die Sprachform näher, worin das Drama abgefaßt ist, so haben wir es mit einer durchweg niedrigen Prosa zu thun, die auf jede Eleganz verzichtet hat, dafür aber an unsäglicher Breite leidet, obwohl der Verfasser eine Menge Stellen in Klammern eingepfercht hat, damit sie, laut seines Vorberichts, weggelassen werden. Bis zur Geschmacklosigkeit hat er sich durch mancherlei Schwulst verstiegen, wie wenn er im vierten Akte die Königin mit einem lächerlichen Pathos zu dem Könige sagen läßt: „Unsere mit Kindern gesegnete Ehe eines Vierteljahrhunderts wird von „Ihnen schnöde verläugnet — so sei sie zu Ende! und ich kehre als vorzeitige Wittwe heim „zu den Meinigen." Worauf dann das eine Kind „Mutter!" das andere gleichzeitig „Meine Mutter!" schreit. Ein Nonplusultra von bombastischem Gewäsch, das ebenso dunkel als komisch ist, bietet im nämlichen Akte folgende Gleichnißrede, welche Friedrich an die Schwester Wilhelmine richtet: „Denke Dir einen Wasserfall, Schwester, einen brausenden, tobenden „Wasserfall. Dieß sind meine Gedanken, meine Pläne, dieß ist mein Geist. Ich aber, Dein „armer leiblicher Bruder, ich stehe mit meiner machtlosen Persönlichkeit unter dem Ueberhange des Felsens, über welchen meine Fluth hinwegstürzt, ich stehe da, kläglich „und frierend zusammengekauert, ich rufe, ich schreie umsonst, umsonst! Meine „schwache Stimme wird vor dem Brausen meiner eigenen Fluthen nicht gehört, und „ungehört, unverstanden muß Dein armer Bruder verschmachten und sterben." Eine zwar eingeklammerte Stelle, die man weglassen kann, die aber gleichwohl nicht schlimmer ist als manche uneingeklammerte. Dergleichen Proben könnten uns bange machen, daß selbst die prosaische Form des deutschen Dramas ihrem Verfalle entgegenginge, wenn Laube für die dramatische Litteratur irgend eine Bedeutung hätte.

Schriften. 1) Das neue Jahrhundert. Fürth und Leipzig 1833. 2 Bände. 2) Das junge Europa. Leipzig und Mannheim 1833—1837. 5 Bände (in 3 Abtheilungen: die Poeten, die Krieger, die Bürger). 3) Reisenovellen. Ebend. 1834—1837. 6 Bände. 4) Liebesbriefe. Leipzig 1835. 5) Die Schauspielerin. Mannheim 1835. 6) Moderne Charakteristiken. Ebend. 1835. 2 Bände. 7) Das Glück. Ebend. 1837. 8) Görres und Athanasius. (Anonym.) Leipzig 1838. 9) Geschichte der deutschen Litteratur. Stuttgart 1839—1840. 4 Bände. 10) Französische Lustschlösser. Mannheim 1840. 3 Bände. 11) Das Jagdbrevier. Leipzig 1841. 12) Die Bandomire. Kurische Erzählung. Mitau 1842. 2 Theile. 13) Der Prätendent.

Leipzig 1842. 14) Gräfin Chateaubriant. Roman. Ebend. 1843. 3 Bände. 2. Auflage 1846. 15) Drei Königstädte im Norden. Ebend. 1845. 2 Bände. 16) Das erste deutsche Parlament. Ebend. 1849. 3 Bände. 17) Dramatische Werke. Leipzig 1845—1859. Neun Bände. (1 Monaldeschi oder die Abenteurer. Tragödie in 5 Akten. 2) Rococo oder die alten Herren. Lustspiel in 5 Akten. 3) Die Bernsteinhexe. Tragödie in 5 Akten. 4) Struensee. Tragödie in 5 Akten. 5) Gottsched und Gellert. Lustspiel in 5 Akten. 6) Die Karlsschüler. Schauspiel in 5 Akten. 4. Auflage. 7) Prinz Friedrich. Schauspiel in 5 Akten. 8) Graf Essex. Trauerspiel in 5 Akten. 9) Montrose, der schwarze Markgraf. Trauerspiel in 5 Akten.)

Schlußscenen aus „Prinz Friedrich".

Vierte Scene.

Doris (erscheint hinten, von Lerche, der im Hintergrunde bleibt, escortirt). Die Vorigen.

König (mit eindringender Wärme und einen Schritt zum Prinzen gehend). Da hast Dus ja, das brave Herz, das ich an Dir vermißte! So tief liegt es versteckt! O Fritz, laß Dirs zur Lehre dienen, was Dir seit gestern widerfahren ist! Nicht der Geist allein macht den Menschen; [der Geist reizt nur, das Herz erquickt und zeugt] Geist und Herz soll gleichmäßig entwickelt sein.

Friedrich (lebhaft, schmerzlich und vorwurfsvoll). Das sagen Sie mir, Vater, nachdem —!

König (schnell und dringend). Sprich nicht weiter, mein Sohn. Du stündest jetzt nicht vor dem Könige, wenn ich je aufgehört hätte, Dein Vater zu sein. Ich habe ein Reich zu verantworten; dann erst kommt meine Familie. Weißt Du Dies Deinem beladenen alten Vater nicht in Rechnung zu bringen, wen trifft alsdann der Vorwurf unbilligen, wenn nicht lieblosen Gemüthes?

Friedrich. Majestät! Strenge begreif' ich, aber — grausam ist kein Vater.

König (einen Schritt zurücktretend). Grausam?! — Nein. — Das wäre unchristlich — wäre unrecht. (Doris wird während dieser Worte einige Schritte hereingeführt von Müller, welcher bisher leise mit ihr gesprochen, und der König erblickt sie bei dem Worte „unrecht"; ein wenig frappirt davon, sagt er leise): Das Mädchen! — — (Laut.) Erledigen wir erst, ob ich Dir in der Hauptsache Unrecht gethan. (Streng.) Nur wenn dies der Fall, kann von Weiterem die Rede sein. — Komm her, mein Kind.

(Doris von Müller an der Hand geführt, kommt in der Mitte vor.)

Es ist eine wichtige Entscheidung auf Deine Zunge gelegt — Kennt der Kronprinz dieses Blatt? (Auf Müller zeigend, der es ihr vorhält.)

Doris. Ja, Majestät.

König. Ja!?
Buddenbrock. Ja!?
Müller. Ja!?
Grumbkow. Ja?!
(Gleichzeitig in großer Freudigkeit.)

König (zögernd und stotternd, als fürchte er die Antwort). Hat er — Dirs — diktirt?

(Doris zögert mit der Antwort.)

Friedrich (ganz leise, da er selbst erschüttert ist). Die Wahrheit, Dorothee!

König. Hat ers — diktirt?

Doris (leise). Nein.

(Allgemeine Enttäuschung, aber ohne Laut — tiefe Stille eines Augenblicks.)

König (schmerzlich flüsternd). Nein.

Doris. Aber dies ist eine Zufälligkeit. Er hat Alles, was da steht, mit meinem Vater gewissenhaft erörtert, er billigt von Herzensgrunde den ganzen Inhalt dieses Blattes, er ist kein Kalvinist.

König (lebhaft und gerührt zu Doris). Gott segne Dich Kind — ist das wahr Fritz?

Friedrich (unter schmerzlichem Kampfe schweigend). — O Gott!

Doris. Lassen Sie mich fragen, Majestät, zwischen mir und dem Prinzen ist nicht, was Majestät mir zur Last gelegt, aber zwischen mir und ihm ist Wahrheit.

König (leise). Frage!

Doris. Mein Prinz, ist es wahr, was ich behauptet, daß Sie den Inhalt dieses Blattes gekannt und gebilligt, daß Sie kein Kalvinist sind? Ist es wahr, mein Prinz?

Friedrich (die Arme gegen sie aufhebend). Was thust Du?

Doris. Ist es wahr, mein Prinz?

Friedrich. Ja Dorothee, (mit schwächerer Stimme) es ist wahr.

Müller. Ja!

Buddenbrock. Ja!
Grumbkow. Ja!
Doris. Ja!
König. Ja. Gelobt sei Gott, ich finde meinen Sohn wieder!

(Plötzliche Pause. Buddenbrock tritt rechts vorwärts an die Seite, Müller links, Grumbkow rückwärts, so daß Friedrich und Doris allein in der Mitte, der König allein links im Vordergrunde bleiben. Alle sehen auf Friedrich und den König.)

(Friedrich in tiefer Aufregung sieht vor sich nieder.)

(König unverwandt auf Friedrich blickend, scheint das erste Zeichen und Wort von diesem zu erwarten, und hebt ein wenig die Arme, als Friedrich ihn plötzlich, aber mit unsicherm Blick, ansieht und einen Schritt thut.)

Friedrich (nach diesem Schritte wieder stehen bleibend, stößt unter tiefem Schmerze mit halber Stimme die Worte aus). Ich kann es nicht vergessen! (Und geht einige Schritte nach rechts, also abwärts vom Könige, vor zu Buddenbrock).

Buddenbrock (leise). Vergessen kann man nicht, aber vergeben.

König (die Arme sinken lassend und mit dem Haupte Doris winkend). Komm Du, mein Kind! Dir hab' ich Unrecht gethan. Du hast mir Uebles mit Gutem vergolten. Da hast Du meine Hand! Ich danke Dir.

Doris (indem sie auf Friedrich sieht und ausruft). O Prinz! (Eilt sie zum Könige und küßt ihm die Hand.)

Friedrich (für sich). Barmherziger Gott, das thut er mir zu Liebe! Er liebt mich doch! und konnte — konnte — Das befehlen!

Eversmann (tritt ein von rechts, wo er abgegangen, durch den Vorhang). Die Frau Königin, Majestät, kommt nicht. Die Koffer werden eben geschlossen, die Wagen fahren vor.

Friedrich. Nein! Nein!

Eversmann. Nur die Prinzeß Wilhelmine bittet Eure Majestät, den Kronprinzen hinüber zu lassen auf wenig Augenblicke, damit sie Abschied von ihm nehmen könne.

Doris. O Gott!

Müller. Weh' uns!

Buddenbrock. Alles verloren!

Friedrich. Nein, nein! So darf es nicht ergehen, Vater —!

König. Ich kanns nicht ändern. — Buddenbrock! hilf!

(Buddenbrock mit zustimmender Pantomime rechts ab durch den Vorhang.)

König (ohne sich zu unterbrechen). Ich kanns nicht ändern. Ich habe gethan, was ich konnte. Unser Haus stürzt krachend zusammen, und — wir Beide tragen die Schuld —

Friedrich. Oh!

König (ohne sich zu unterbrechen). Ich, weil ich mich in Dir geirrt, und Dir nicht nur weh' gethan — das war Dir heilsam — nein, weil ich Dir zu Viel gethan —

Friedrich. Vater!

König. Du, weil Du Deinen Vater irre geführt, weil Du keine Liebe in Dir findest, Dies einzugestehen, und weil Du mit all' Deinem Geist die herbe Pflicht eines Königs nicht begreifst —

Friedrich. Vater, meine Mutter darf nicht fort!

König. Warum geht sie?! Wegen unsers Zwiespalts. Liegt es an mir, daß er noch besteht?! Du bist frei. Gehe hinüber und halte sie, da Dein Herz so laut für sie redet! — Du zögerst? Freilich würde auch mir dadurch ein Liebesdienst erwiesen; denn — ich möcht' es wohl nicht überleben — meine Gattin — auf so schreckliche Weise zu verlieren.

Friedrich (sehr schmerzlich und rasch, dabei einen Schritt gegen ihn thuend). O mein Vater, nicht deshalb zögere ich! (Für sich.) Das ist die größte Qual, die ich erlebt! Es drängt mich zu ihm, an seinem Halse zu weinen, und — eisern zerrt mich die Erinnerung zurück! (In Schmerz ungestüm ausbrechend.) Vater! Vater! Alle könnten wir noch glücklich sein, wenn (schwächer) das Eine nicht geschehen wäre!

König (nach ganz kurzer Pause). Katte.

(Friedrich zusammenschreckend, sich abwendend und abwehrend.)

König (geht schweigend nahe zu ihm). Tritt mit mir offenen Auges an dies Grab. Sieh zu, ob meine Wimper zuckt; ich werde sehn, ob Du ein Königssohn. — Von Katte [Leutnant bei meinen Gensd'armen] rühmte sich vor seinen Kameraden — (leise) Deiner Schwester Neigung zu besitzen.

Friedrich (schnell und heftig). Das hätt' er gelogen!

König. Er hat's. So war seine Art. Fern seis von mir, darauf Gewicht zu legen. Du weißt, was er gethan, weißt, was ich

vorm Kriegsgericht gesprochen, und — giebst mir Recht.

Friedrich. Vater!

König. Du giebst mir Recht. Bist Du zum Herrschen geboren, so fühlst Du, was den Verräther treffen muß, und giebst mir Recht. Fürst und Staat verlangen Schutz. — Jetzt erst kommt die wunde Stelle. Du sagst, er sei Dein Freund, und ich, Dein Vater, sei unerbittlich gewesen; und hier frag' ich Dich auf Dein Gewissen, Sohn: war er wirklich Dein Freund? — Nein. — Siehst Du, Du kannst nicht Ja sagen! — Dennoch hätte ich vielleicht gezögert — um Deinetwillen! (Nahe zu ihm tretend und halblaut sprechend.) Da berichtete mir Müller, daß er im Gefängnisse, wie man eine Hand umkehrt — gläubig geworden. Du weißt zu Deinem Schrecken, wie hoch ich Frömmigkeit verehre, aber, mein Sohn, sie muß echt sein. — Und dennoch hätt' ich ihm vielleicht — die Freiheit nimmer! — aber vielleicht das Leben geschenkt — Deinetwegen. Warum konnte ichs nicht? Fritz! Du hast Dich in dem Kampfe benommen wie ein Mann. Seit der Glaubenspunkt hinweggeräumt ist, hab ich kein Recht mehr, zu bestreiten, daß Du nach mir dies Reich zu regieren hast —

(Grumbkow, Müller, Doris treten einen Schritt herzu, ihre Theilnahme an diesem Worte ausdrückend, Friedrich selbst drückt unwillkürlich eine Genugthuung aus.)

König (ohne sich zu unterbrechen). Jetzt laß sehen, ob Dein tapferer Widerstand nur Kraft des Eigensinnes oder königlichen Sinnes war! Ich frage Dich, den Kronprinzen: Dünkt Dir ein Staat möglich mit Menschen, wie Katte einer war?!

Friedrich (zusammenzuckend und für sich). Meine eigenen Worte!

König (ohne sich zu unterbrechen). Jahre lang hab' ich ihn beobachtet und beobachten lassen. Er war ohne Gott, ohne Treue, ohne Liebe, ohne Achtung, ohne irgend ein wärmeres Gefühl, welches die Menschen an einander und an ein Ganzes bindet, ich frage Dich feierlich, mein Sohn, dünkt Dir mit solchen Menschen ein Staat möglich? Antworte mir, ich werde jede Antwort hinnehmen, aber sie wird mir zeigen, ob ich mich abermals in Dir geirrt.

Friedrich (für sich). Ewiger Gott, ich kann nicht antworten.

König. Du schweigst?! Du schweigst. Siehst Du, mein Sohn, durch dieses Schweigen richtest Du den Unglücklichen, wie ich ihn gerichtet. (Hinweggehend nach links und erschöpft nach der Lehne seines Sessels greifend.) Und jetzt entscheide Dich!

Friedrich (ganz leise). Er hat Recht.

Fünfte und letzte Scene.

Buddenbrock. Die Königin. Wilhelmine. Die Vorigen.

Buddenbrock (aus dem Vorhange rechts tretend, kündigt halblaut an). Die Königin! (Hält dann den Vorhang zur Seite und läßt die beiden Frauen an sich vorüberschreiten.)

(Königin tritt nur einige Schritte vor und ergreift Wilhelminen's Hand, als)

Wilhelmine. Mein Bruder! (rufend, auf Friedrich zueilen will. Wilhelmine wird dadurch zurückgehalten).

(Friedrich ist bei Buddenbrock's Ankündigung erst rechts zur Seite geeilt, und will nun der Mutter und Schwester entgegen).

Königin (weist ihn schon von fern bei seinem ersten Schritte streng mit der Hand zurück).*

(Kurze Pause.)

Wozu ein Abschied zwischen starren Herzen?

König. Abschied?!

Friedrich. Abschied?!

König. Sophie, Du könntest mich verlassen —?

Friedrich. Mutter!

König. Meinen Staat hätt' ich erhalten, und meine Familie verloren?!

---

* Eversmann.	Page.	Lerche, sämmtlich hinter dem Gitter.	
Müller.	Grumbkow.	Doris.	
	Königin.	Wilhelmine.	
		Buddenbrock.	
König.		Friedrich.	

Königin. Folgern Sie daraus, was man zuerst erhalten muß.

König. So heißt des Weibes Spruch. — Nun denn, so suche Jeder sich ein einsam Leben und ein einsam Grab.

Wilhelmine. Nein, mein Vater!

Friedrich. Nein, (leise) Vater!

König. Meine Kinder sagen Nein?! — Sophie, hast Dus gehört?!

Königin. Von meinem Sohne hör' ich nichts — ihn kümmerts kaum, daß wir zu Grunde gehen!

Friedrich. Mutter!

König (zu Wilhelmine). Meine Tochter aber bleibt bei ihrem Vater?

Wilhelmine (sich losreißend von der Königin und dem Könige zu Füßen stürzend, indem sie dessen Hand ergreift). Ewig! *

Friedrich. Wilhelmine, Du kannst es?! Du Glückliche!

(Wilhelmine auf den Knieen bleibend, wendet sich nach Friedrich und streckt die Hand nach ihm aus.)

Königin (während dessen einige Schritte näher tretend zu Friedrich). Gerechtfertigt, sagt mir Buddenbrock, gerechtfertigt hat er sich vor Dir — mich hat er Dessen nie gewürdigt — und Du —!

König (ihr die Hand zustreckend). Sophie!

Königin (noch einen Schritt zutretend). Ich kann ihm danken, daß er Dich befreit — (ihre Hand in die dargebotene des Königs legend).

König. Sophie!

Wilhelmine. Mutter!

Friedrich. Mutter!

Königin. Und Du —?!

(Pause. Alle sehen auf Friedrich. Wilhelmine steht auf, winkt Doris, nimmt sie an der Hand und tritt mit ihr zwischen die Königin und Friedrich.**

Wilhelmine (leise). Fritz.

Doris (leise). Ihr Vater wartet, Prinz.

Friedrich (nach sichtbarem Kampfe, Doris und Wilhelmine mit dem Arme zurückdrängend, indem er sich gegen den König wendet und mit voller Kraft innerer Noth in die Worte ausbricht). Warum vor meinen Augen, Vater?! Alles, Alles, dies nur weiß ich nicht zu fassen!

König (aufgeschreckt einen Schritt zurücktretend). Vor Deinen Augen?!

Buddenbrock. So ists geschehen, Majestät.

König. Das habe ich nicht befohlen.

Friedrich (indem er seinen Hut fallen läßt und die Hände zusammenschlägt). Ewige Vorsicht, eine Pforte! Vater! Das — das haben Sie nicht befohlen?

König. Nein, mein Sohn! Im Gegentheil: tröstlichen Abschied in Deinem Gefängniß habe ich erlaubt. Es soll der Tod versöhnen, nicht erbittern.

Friedrich. Gelobt sei Gott! — Und Sie — mißbilligen, mein Vater — wie es geschehen?

König. Unrecht und sträflich ists —

Friedrich. Dank!

König (ununterbrochen fortfahrend, streng und stark). Wer hats befohlen?

Grumbkow (aus dem Hintergrunde vortretend. Wilhelmine und Doris weichen hinter Friedrich, so daß Grumbkow frei in der Mitte gesehen wird). Der General Grumbkow hats gethan.

König. So wird er dafür einstehen.

Grumbkow (sich verbeugend). Zu Befehl, Majestät.

Friedrich (mit voller Hingebung). Dies dank' ich meinem Vater aus meiner Seele Grund.

(Kurze Pause.)

König (herzlich). Das hättest Du nicht denken sollen, Fritz, von Deinem Vater.

Friedrich (stürmisch hervorstoßend). Nein!

(Kurze Pause. Alle treten einen Schritt näher, die volle Aussöhnung erwartend.)

Buddenbrock (sich zum Gehen nach hinten rüstend, halblaut). Prinz!

Königin (des Königs Hand ergreifend und auf Friedrich blickend, sehr bewegt und nachdrücklich). Friedrich, Sie sind ja milder als mein Sohn!

König. Nein, nein Sophie, er hat ein Herz, allein es ist — sehr hart — gönnt seinem Vater nicht das erste Wort!

Friedrich. Tausend! — Hatte ich meinen Vater nicht verloren?

König. Niemals!

---

* NB. Keine Umarmung.

**
Müller. Grumbkow.
Königin. Wilhelmine. Doris.
König. Friedrich.
Buddenbrock.

Buddenbrock (in großer Erregung, die Hand zum Himmel, sich zum Abgehen wendend und sehr schnell sprechend). Es hilft der alte Gott! (rasch nach hinten gehend und zum Fenster hinauswinkend. Auf diesen Wink läßt sich erst fern, dann immer näher rückend der Dessauer Marsch hören von der Regimentsmusik des dort unten gedachten Regiments Golz. Die Musik dauert, niemals das Sprechen betäubend, bis zum Fallen des Vorhanges.)

Friedrich. Und hätte ihn noch?

(Kurze Pause.)

König (mit ausgebreiteten Armen, schreiend). Wo ist mein Sohn?!

(Sie begegnen einander mit erhobenen Armen und umarmen sich).

Friedrich (in tiefster Rührung). Mein Vater!

König (desgleichen). Mein Sohn!

Königin.
Wilhelmine.
Doris.
Müller.
Buddenbrock. } Gelobt sei Gott!

König. Wo ist sein Degen?

Buddenbrock (der wieder bis zum Arbeitstische vorgekommen, bringt den Degen, freudig). Hier, mein König!

König (nach hinten deutend). Es ruft Dein Regiment!* (Ihm den Degen reichend). Nimm ihn, mein Sohn, Du wirst ihn führen zu des Reiches Ehre!

Friedrich (ihn aus der Scheide ziehend). Wenns Noth thut, gegen die ganze Welt!

(Vor den letzten Worten Friedrich's ist die Königin zwischen Friedrich und den König getreten, ihre Hände auf die Schulter eines jeden legend. Wilhelmine und Doris sind rechts in den Vordergrund gekommen, Buddenbrock links in den Vordergrund).

---

* Eversmann, Page, Lerche.

			Grumbkow.	
Müller.				
	König.	Friedrich.		
	Königin.			Wilhelmine.
Buddenbrock.				Doris.

Carl Gottfried Leopold Ritter von Leitner,

einer der vorzüglichsten und echtesten Lyriker österreichisch-deutschen Ursprungs, häufig der „österreichische Uhland" genannt, stammte aus einer alten bereits 1651 in den rittermäßigen Adel erhobenen Familie Steiermarks und wurde am 18. November 1800 zu Gratz geboren. Seinen Vater, ständischen Rechnungsrath daselbst, verlor er schon als ein Knabe von fünf Jahren. Den weiteren Verlauf seiner Geschicke erzählt Konst. von Wurzbach, jener vortreffliche und hochverdiente Litterarhistoriker, mit folgenden Zügen. Von dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das er ein Jahr lang besuchte, ging der junge Leitner 1813 in das dortige k. k. Convict über. An der Hand liebevoller Lehrer, insbesondere Gerhard Endres', der die Religion, und Ulrich Speckmoser's, der die Humaniora vortrug, entwickelte sich bald des Zöglings empfängliches Gemüth; auch erwachte das in ihm schlummernde poetische Talent, welches sich früh in mehreren seiner Arbeiten aussprach. Im

Jahre 1818 begann er die philosophischen Studien, und da war es Julius Schneller, welcher wesentlich auf den rüstigen Fortschritt des Jünglings Einfluß ausübte. Schneller, der geistreiche Professor der Geschichte zu Gratz (von 1806 bis 1823), später, als ihm sein Wirken verleidet worden, Professor der Philosophie zu Freiburg (von 1823 bis 1833), für den seine Verehrung Joseph's II. einen Maßstab zur Beurtheilung geben mag, dieser Mann war ganz dazu geschaffen, in einem Jünglingsherzen die Ideen des Wahren, Guten und Schönen zu nähren und zur gestaltenden Thätigkeit aufzurufen. Andererseits wirkte auch der stete freundschaftliche Verkehr mit dem Bruder seiner Mutter, Leopold Walter, einem Manne von trefflichem Gemüthe, vielseitigen Kenntnissen und feiner Geschmacksbildung, sehr anregend auf den Neffen ein. Ohne eben eine Vorliebe für die juridische Diensteslaufbahn in sich zu tragen, entschied sich doch Leitner für das Studium der Rechte, in der Richtung der Verstandesbildung geleitet durch die scharfsinnigen Professoren Jenull, Kudler und Springer. Bald nach der Beendigung seiner Studien übernahm er (1825) provisorisch eine Professur an dem k. k. Gymnasium in Cilli, und später zu Gratz, bis er in Folge einer Aufforderung des ständischen Verordneten Johann Ritter von Kalchberg das Lehrfach mit einem Posten im Dienste der steierischen Stände vertauschte und seit dieser Zeit seine Laufbahn nicht wieder verließ. Zuerst wurde er im Joanneumsarchiv, später bei den ständischen Conceptsarbeiten verwendet und 1827 in die steirische Ständeversammlung als Mitglied aufgenommen. Seit 1833 betheiligte er sich als einer der Hauptredakteure an der Leitung der steiermärkischen Zeitschrift und fungirte als Ausschußmitglied des Lesevereins am Joanneum. Im Jahre 1836 erwählte ihn der Landtag zum zweiten, aber schon im folgenden Jahre zum ersten ständischen Sekretär.

Frühzeitig genug (seit 1819) hatte Leitner mit Gedichten, Novellen und vermischten Aufsätzen über vaterländische Geschichte und Geographie, die nach und nach in österreichischen Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen, dem Publikum sich bekannt zu machen angefangen; seine lyrischen Produkte gab er unter dem Titel „Gedichte" zum ersten Male gesammelt in Gratz 1825 heraus. Seine Muße indeß beschränkten nicht wenig die amtlichen Geschäfte, welche ihm in seiner Stellung als erster ständischer Sekretär oblagen. Mit der Ausarbeitung der wichtigsten Aufträge, die das Gemeinwohl der Landschaft betrafen, wurde er betraut. Als aber Joseph Wartinger, der Landschaftsarchivar, die Begründung eines historischen Vereins für Innerösterreich anregte, war es Leitner, der vorzugsweise das Unternehmen förderte, und als sich später daraus der „historische Verein für Steiermark"

bildete, unterstützte er die in zwanglosen Heften hervortretenden Mittheilungen desselben durch wissenschaftliche Beiträge und erhielt als Ausschußmitglied die geschäftliche Ordnung aufrecht. Die Stärkung seiner Gesundheit wie der Wunsch, seinen Gesichtskreis zu erweitern, veranlaßten ihn von Zeit zu Zeit zu Erholungsreisen, die er, nachdem er sich im Jahre 1846 mit Karoline Beyer vermählt hatte, in Gesellschaft seiner Gattin allmälig über die österreichischen Kronländer, Deutschland, die Schweiz, Belgien bis London ausdehnte.

So rückte das Jahr 1854 heran; der Zustand seiner Gesundheit war nicht der beste, dazu kam ein schweres Leiden seiner Gattin, welches vielleicht durch Veränderung des Klimas gehoben werden konnte. Daher ließ er sich in Ruhestand versetzen, und beide eilten noch im nämlichen Jahre nach Italien; allein der milde Himmel bot der Gattin keine Rettung, sie starb zu Pisa. Leitner brachte die Leiche derselben in ihr Heimathland zurück, nicht von ihrer Seite weichend, bis er seinen theuersten tiefbetrauerten Schatz, nach einer langen Fahrt, im Jahre 1855 der mütterlichen Erde übergeben hatte. Vereinsamt lebt er jetzt in Gratz einzig und allein seinen litterarischen Beschäftigungen.

Es ist nicht leicht festzusetzen, bemerkt Konst. von Wurzbach, ob Leitner Schöneres im Liede oder in der Romanze geleistet; in beiden Gattungen sehe man es den Arbeiten an, daß sie gedichtet und nicht gemacht seien. Letzteres Urtheil findet man durchweg richtig, obwohl die Form nicht immer so ausgearbeitet ist, daß man nicht an die Schwierigkeiten erinnert würde, womit der Dichter gerungen hat. Die lyrischen Ergüsse desselben zeichnen sich durch Innigkeit der Gefühle aus; sie strömen oft eine tiefe Wehmuth, doch hält er sie ferne von dem Ausdrucke moderner Seelenzerrissenheit. Der „österreichische Uhland" genannt zu werden, charakterisirt zwar einerseits die Weise dieses Poeten hinreichend, ist aber andererseits ein etwas zweideutiges Lob, insofern es den Nachahmer eines Lyrikers verkündigt, der sich nicht wohl nachahmen läßt. Geschickt sucht Wurzbach diese Benennung dadurch zu rechtfertigen, daß er den Uhland'schen Ton, den er in Romanze und Ballade von Leitner bestimmter als von irgend einem andern deutschen Dichter angeschlagen findet, für einen Vorzug der Leitner'schen Dichtungen ansieht. Auf gleiche Weise wie er, meint sein Landsmann, verführen tüchtige Maler, welche die Vorzüge ihres Meisters beibehalten und dieselben mit der Richtung ihres eigenen Genius nach und nach verschmelzen, wobei jedoch das Charakteristische ihres ersten Meisters die Bildung dieser und jener Schule erkläre.

Vollkommen indessen theile ich die Aeußerungen, welche Wurzbach über den allgemeinen Standpunkt des Dichters hinzufügt. In einer Zeit, sagt er, in welcher die Poesie (nicht wie heutzutage als etwas Ueberflüssiges) eben als das galt, was sie eigentlich ist, als die freundliche Fee, welche uns im Jammer des Lebens unveräußerliche Augenblicke des höchsten Glückes bereitet, in einer Zeit, in welcher es im deutschen Dichtergarten klang und immer mächtiger klang, in welcher nach den eben beendeten Befreiungskriegen der Sinn für Poesie mit neuer Kraft und Innigkeit erwachte und Ludwig Uhland, ohne zu wollen, die schwäbische Dichter-

schule begründete; in dieser Zeit trat auch Leitner mit einzelnen kleinen Arbeiten vor das Publikum, und so kam es denn, wie der Dichter selbst singt:

Wohl lispelt leis' durch Laub und Ried
Der Vogel still vergnügt sein Lied;
Doch findet's freud'gen Wiederhall,
So schwellt er's an zu kühn'rem Schall.

Seine Arbeiten gefielen, und obwohl der Dichter, seiner Zurückgezogenheit wegen, in weiteren Kreisen unbekannt blieb, durfte doch sein Name niemals fehlen, wenn es galt die süddeutsche Sängergruppe würdig zu repräsentiren. Viele aber haben Leitner's Lieder voll Schmelz und Innigkeit in ihre Seele aufgenommen, wohl ohne es zu wissen, daß es seine Lieder waren; unsere besten Componisten nämlich, ein Schubert, ein Lachner, ein Thalberg, ein Hüttenbrenner, ein Lannoy, haben es nicht verschmäht, diese sangbaren Weisen in Musik zu setzen, und in dieser Art machten Leitner's Lieder die Runde durch Deutschland, sind aber meistens incognito gereist. Doch eben diese stillen Siege, schließt Wurzbach, sind es zumeist, welche „für die Bedeutendheit" des von ihm dargelegten Talentes sprechen und welche „seine Stellung in der Gruppe des österreichischen Parnasses rechtfertigen".

Schriften. 1) Gedichte. Gratz 1825. 2. vermehrte Auflage. Hannover 1857. 2) Novellen und Aufsätze im Gratzer „Aufmerksamen", in der Klagenfurter „Carinthia", in Bäuerle's „Theaterzeitung", in Schick's „Wiener Zeitschrift", in Hormayer's „Archiv" und historischem „Taschenbuche", in der „kärnthnerischen und steiermärkischen Zeitschrift" und in einer Menge Wiener Almanachen (Huldigung der Frauen, Vesta u. s. w.).

Der Auswanderer.

Es steht mit rollenden Thränen
Ein Mann am Meeresstrand,
Und streckt die Arme mit Sehnen
Nach seiner Väter Land.

Die Brust will ihm zerspringen,
Das Herz ihm brechen entzwei;
Vom deutschen Rhein her singen
Hört er die Lorelei.

Er hört sie singen, — und rauschen
Dazwischen den heimischen Rhein,
Kann nicht genug horchen und lauschen,
Die Wangen fallen ihm ein.

Sie fallen ihm ein und erbleichen,
Sein Auge wird hohl und matt;
Er neidet daheim den Leichen
Die trauliche Ruhestatt.

Er aber mit stolzer Geberde
Hat noch im Scheiden vom Fuß
Den Staub der Heimaterde
Geschüttelt im Ueberdruß.

Er ist im Grolle gegangen,
Nun kommt die Liebe zu spät,
Zu spät das heiße Verlangen;
Verschmäht wird, wer verschmäht.

Ein Weltmeer trennt ihn brausend
Vom theuern Vaterland;
Bald liegt er bei manchem Tausend
Vergessen im fremden Sand.

Licht und Licht.

Dein Grubenlicht, das mittelst eines Schlages
Dein Stahl hervor aus schlechtem Kiesel scheuchte,
Erhellt dir sattsam, — wie bisher dir deuchte, —
Die Wände deines eh'rnen Sarcophages.

Doch selbstgenügsam stolzer Bergmann! wag' es,
Und steige mit der selbstgeschaff'nen Leuchte
Herauf aus deiner Felsgruft dunkler Feuchte
An's längstentwohnte Himmelslicht des Tages.

O sieh, wie deiner Lampe Flammenlohe,
Die erst im Schooß der Nacht so siegesfrohe,
Beim ersten Blick der Sonne muß ermatten.

O sieh nur, sieh! — die jüngst, noch sonnenferne,
Erschien gleich einem strahlenreichen Sterne,
Anstatt der Strahlen wirft sie selbst nun — Schatten.

Der Herr des Meeres.

Zu Southampton am Strande
Mit Zepter und mit Kron'
Im Purpur-Prachtgewande
Sitzt König Knut zu Thron,
Und laut erbrausen die Wogen.

Dem Winke seiner Brauen
Harr't stumm sein Mannenheer,
Doch seine Augen schauen
Kühn über's weite Meer,
Und laut erbrausen die Wogen.

D'rauf wirft die Löwenmähne
Des Haupthaar's, grau und lang,
Mit Stolz zurück der Däne,
Der Englands Volk bezwang;
Und laut erbrausen die Wogen.

„Von diesem gold'nen Stuhle
Bis hin zum blauen Belt,
Von Southampton bis Thule
Ist mein die nord'sche Welt."
Und laut erbrausen die Wogen.

„Und du, trotz deinem Grollen,
Uraltes Meer! — fortan
Sollst mir Gehorsam zollen
Als treuer Unterthan."
Und laut erbrausen die Wogen.

„Willfährig meine Flotten
Soll tragen breit und stark,
Dein Nacken zu den Schotten
Und heim nach Dänemark!"
Und laut erbrausen die Wogen.

„Zinspflichtig deine Schätze
Den Küsten spüle zu;
Doch wag' es nicht, und netze
Mir, deinem Herrn, den Schuh;
Und laut erbrausen die Wogen.

Und wie er's ruft am Throne,
Rollt stolz die Flut herbei,
Und schleudert wie im Hohne
Zum Bart ihm ihr Gespei;
Und laut erbrausen die Wogen.

Er aber wirft vom Scheitel
Den Kronenreif in's Meer,
Ruft: „Menschenmacht ist eitel!
Dem Herrn allein die Ehr'!"
Und laut erbrausen die Wogen.

Nikolaus Lenau,

siehe

Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau.



Gotthold Ephraim Lessing,

Deutschlands größter Kritiker, der gewaltige Reformator unserer Nationallitteratur, Meister zugleich auf dramatischem Gebiete wie in der prosaischen Darstellungsweise, wurde am 22. Januar 1729 zu Camenz in der königlich sächsischen Oberlausitz geboren, wo sein Vater das Amt eines Primarius (Oberpfarrers) an der Hauptstadtkirche bekleidete. Durch strenge Ansichten im bürgerlichen Leben wie im evangelischen Glauben charakterisirten sich seine einfachen Eltern, die bei einer zahlreichen Familie über sehr bescheidene Mittel geboten. Der Vater insbesondere war ein gelehrter Mann, aber vermochte sich trotz aller seiner Kenntnisse, die er durch eine und die andere Schrift bewährte, nicht über einen gewissen kleinstädtischen Gesichtskreis zu erheben, wie er freilich durch das Zeitalter selbst bedingt war; übrigens zeichnete er sich durch Geradheit und Herzensgüte sein Lebelang aus. Gotthold Ephraim, sein ältester Sohn, erhielt eine sehr sorgfältige Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, die sich bereits im frühsten Kindesalter kundgaben, zunächst durch des Vaters Privatunterweisung und durch das lateinische Lyceum der

Geburtsstadt; da die Eltern zugleich die nicht geringe Hoffnung auf ihn setzten, er werde eine Stütze für seine jüngeren Geschwister sein, so beschlossen sie seinen Wunsch zu erfüllen, als er Lust zum Studiren zeigte. Sie brachten ihn daher, sobald es Alter und Vorbildung gestattete, im Jahre 1741 auf die berühmte Fürstenschule zu Meißen, welche geeignet war seinen wissenschaftlichen Trieb zu nähren. Die alten Sprachen gaben an dieser Anstalt damals wie bis in die neuesten Zeiten die vornehmste Grundlage für gelehrte Bildung ab, und Lessing machte, trotz des ihm unangenehmen Schulzwangs, auf diesem Gebiete sowohl als in neueren Sprachen wie in andern Zweigen des Unterrichts so erhebliche Fortschritte, daß er siebzehn Jahre alt (1746) die Universität Leipzig beziehen konnte, wo er nach dem Verlangen seiner Eltern Theologie studiren sollte. Glaubte man doch zu jener Zeit und noch lange nachher in den Kreisen des Volkes, worin er geboren und aufgewachsen war, daß es keinen schöneren und seligeren Beruf geben könne, als Gottes Wort von der Kanzel zu lehren. Zu schwach indessen war die Neigung des Jünglings für die theologische Wissenschaft, als daß er sich hätte entschließen mögen darauf sein Fortkommen zu gründen, schnell versorgt zu werden und, wie es wohl möglich war, seiner Familie mit rascher Hülfe beizuspringen. Die Gabe der Phantasie, ohne Zweifel auch die ihm angeborene Denkkraft und Forscherlust zogen ihn ebenso von einem Berufe ab, welcher so viel dem Glauben zu überlassen schien, als sie ihn zur Poesie und Litteratur hinzogen, wofür er schon auf der Meißner Schule eine tiefe Anregung empfangen hatte. An tüchtigen Universitätslehrern herrschte in Leipzig Mangel; es war erklärlich, daß ihm, dem scharfen und sinnreichen Kopfe, der französirende Gottsched mißfiel, daß Gellert ihm ebenso wenig als später dem jungen Goethe genügte. Nur die philologisch-theologischen Vorlesungen von Johann August Ernesti sagten seinen Ansprüchen zu, während unter dem witzigen Kästner sein kritisches Talent Gelegenheit zur Uebung im Disputiren fand. Privatim stärkte er sich an der Philosophie Christian Wolfs und suchte den Umgang wackerer Altersgenossen, unter ihnen Christian Felix Weiße, die älteren beiden Schlegel, Zachariä und ein Landsmann aus der Lausitz, Christlob Mylius, welcher eine Zeit lang durch Geist, Witz und Gleichheit der Bestrebungen auf den sieben Jahre jüngeren Camenzer vorwiegenden Einfluß äußerte. Denn obwohl Mylius Naturforscher und Mediziner war, theilte er doch Lessing's Hang zur Theaterpoesie und ging ihm auf kritisch-produktivem Wege ermunternd voraus. Beide wurden durch die berühmte Neubert'sche Gesellschaft, welche damals in Leipzig spielte, zu ihren ersten Bühnenwerken angefeuert, die mindestens das Verdienst hatten deutsches Streben zu verkündigen.

So war denn Lessing aus dem ruhigen Geleise eines brodwissenschaftlichen Pfades abgekommen und in eine Richtung verschlagen worden, die nicht allein für das damalige Zeitalter ihre absonderlichen Hindernisse hatte, sondern auch seine Lebensbahn nach dreifacher Seite hin verdüsterte und jeden Schritt und Tritt auf derselben beschwerlich, unsicher und gefährlich machte. Erstens hatte er mit dem Widerspruch und Mißbehagen der Eltern, zweitens mit der Hülflosigkeit der äußeren Lage, drittens mit einem bis gegen die letzte Epoche seines Lebens andauernden wechselvollen und haltlosen Zustande einen bittern Kampf zu kämpfen. Zunächst währte es geraume Zeit, ehe es ihm gelang, die Unzufriedenheit des Vaters und den Unwillen der Mutter durch milde Vorstellungen von sich abzuwälzen; eine Reihe von Jahren währte es, bis er es dahin brachte, das gegen ihn fortschleichende Mißtrauen der Eltern durch glänzende Beweise seines Talents zu entfernen und eine völlige Aussöhnung zu bewirken. Ein Brief an seine Mutter, die wegen ihrer getäuschten Kanzelhoffnungen am meisten verbittert war, giebt der Nachwelt zur Genüge Auskunft, wie er die Rechtfertigung seiner akademischen Studien gegen kleinstädtische Verbissenheit der Wünsche im Jahre 1749 von Berlin aus geführt hat. Er kam, wie wir seine Worte nach dem Vorgange eines Berichterstatters zusammenziehen wollen, jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß sein ganzes Glück in Büchern bestehe; er kam nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Er lebte anfangs eingezogener als in Meißen, stets bei den Büchern, nur mit sich selbst beschäftigt. Bald aber gingen ihm die Augen auf, er lernte einsehen, die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Er wagte sich aus seiner Stube unter seines Gleichen und entdeckte mit Schrecken, welche schlechte Figur er mache. Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang — das waren nach seiner eignen Beurtheilung seine Eigenschaften. Die Wirkung der Scham hierüber war der feste Entschluß, sich hierin um jeden Preis zu bessern. Er lernte tanzen, fechten, voltigiren, und der gute Erfolg hierin ermunterte ihn, nachdem sein Körper geschickter geworden, Gesellschaft zu suchen, um nun auch leben zu lernen. Er legte die ernsthaften Bücher eine Zeit lang bei Seite, um sich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Comödien kamen ihm zuerst zur Hand und leisteten ihm so unglaublich es scheinen möge, große Dienste. Er lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden, lernte wahre und falsche Tugenden kennen und die Laster ebenso sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Der vornehmste

Nutzen aber war, daß er sich selbst kennen lernte, und er habe seit der Zeit gewiß über Niemanden mehr gespottet und gelacht, als über sich selbst. Da habe ihn die Thorheit überfallen, selbst Comödien zu machen, welche aufgeführt und gelobt wurden. Jetzt sann er Tag und Nacht, in einer Sache eine Stärke zu zeigen, in der sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan. Der Befehl nach Hause zu kommen und ein verdrießlicher Aufenthalt in Camenz, wo er ein Vierteljahr weder müssig noch fleißig zubrachte, unterbrach diese Thätigkeit. Besonders sein Umgang wurde getadelt, seine Schulden aber bezahlt. Er reiste wieder nach Leipzig, mit dem Vorsatz, Medicin zu studiren, und da dieß den Beifall seiner Mutter nicht hatte, zugleich sich ernstlich auf Schulsachen zu legen. Seine weitläufige Bekanntschaft und die Lebensart, die seine Bekannten an ihm gewohnt waren, stürzten ihn aufs Neue in Schulden, und da er sah, daß sich dieß in Leipzig nicht ändern würde, beschloß er nach Berlin zu gehen. Er reiste ab mit einem gleichnamigen Verwandten, Lessing aus Wittenberg, in welcher Stadt er zunächst ein Paar Tage sich umsehen wollte. Aber dort wurde er krank und beschloß nach seiner Genesung, den Winter in Wittenberg zu bleiben, um das in Leipzig Zugesetzte zu ersparen. Die Krankheit jedoch und andere Umstände hatten mehr als ein Quartal Stipendien verschlungen, und so erwachte in ihm wieder der Vorsatz nach Berlin zu gehen und dort ein Unterkommen zu suchen. Dieß hätte er längst gefunden, schreibt er, wenn er sich nur, was die Kleidung anbelangt, hätte ein besseres Ansehen machen können. Schon ein Jahr vorher hatten ihm seine Eltern eine neue Kleidung versprochen, die aber ausblieb, weil sie glaubten, er sei nur wegen des ihnen verhaßten und verdächtigen Mylius nach Berlin gegangen. Er versichert, seinen Eltern zeigen zu wollen, daß er nicht an ihn gebunden sei. Bleibe es bei der Weigerung seiner Eltern, so verlasse er sogleich Berlin und gehe nach Wien, Hamburg oder Hannover. Ueberall finde er sehr gute Freunde und Bekannte, und werde wohl irgendwo zu brauchen sein.

Aus dieser Schilderung erhellt der langwierige Gegensatz zwischen der Liebe zu seinen Eltern und zwischen der Wahl seiner hohen Aufgabe, die ihm immer klarer und reiner vorschwebte. Die Beschränktheit seiner Mittel aber und die Sorge um das tägliche Brod verließen ihn, genau genommen, seine Lebtage nicht. Was es heißt, auf litterarischem Wege seinen Unterhalt zu suchen, erfuhr Lessing auf das gründlichste; demungeachtet verstand er sich nie dazu, sein großes Talent zur Vielschreiberei herabzuwürdigen wie so viele andere Litteraten. Die Begeisterung für seine Ziele, die nie gemein waren, nie auf den bloßen Erwerb mit der Feder ausgingen, machte ihm einerseits die Entbehrung nicht zu sauer und spornte ihn

andererseits zu Fleiß und Sorgfalt an. Wahren Ruhm zu ernten und in Ehren zugleich äußerlich fortzubestehen, das war Alles, was er wünschte. Schon nannte das Publikum seinen Namen theils mit Furcht, theils mit Hochachtung; längst erkannten viele Zeitgenossen seine unermeßliche Bedeutsamkeit für die Nation, doch nirgends streckte sich eine hülfreiche Hand aus, um dem Denker und Forscher eine Stellung anzuweisen, wo er Ruhe fände den Musen zu leben. Wir sehen ihn daher nie auf längere Zeit an einen bestimmten Wohnort gefesselt, und er war über die Jugend hinaus, ehe er daran denken konnte, einen eigenen Heerd zu gründen.

Seinem Freund Mylius von Leipzig nach Berlin gefolgt, wie wir aus seinem eigenen Bericht ersehen haben, wandte er sich im Jahre 1750 auf das Andringen seiner Eltern nach der Universität Wittenberg zurück, wo einer seiner jüngeren Brüder, Johann Gottlieb, der nachmals Conrektor in Chemnitz ward, den Studien oblag. Er selbst promovirte an dieser Universität zum Magister, um wenigstens äußerlich sein akademisches Leben abzuschließen; worauf er nach einem halbjährigen Aufenthalte 1751 nach Berlin zurückeilte, um seine auch bis dahin nicht unterbrochene litterarische Wirksamkeit mit verdoppeltem Eifer fortzusetzen und zu erweitern. Eine Reihe von Freunden, an ihrer Spitze Moses Mendelssohn, Ramler und Nicolai, die ihm für sein ganzes Leben treu blieben, regten ihn durch ihren Umgang an, Vater Gleim aus der Ferne durch Briefe; er nahm seine sprachlichen und dramatischen Studien wieder auf, legte Hand an kritische und poetische Stoffe. Unter anderm schrieb er Sinngedichte, Fabeln und Erzählungen, ließ vermischte „Schriften" erscheinen, gab die gesammelten Schriften seines inzwischen zu London verblichenen Freundes Mylius heraus und eröffnete eine „theatralische Bibliothek", die er noch nicht abgeschlossen hatte, als er von Berlin 1755 wieder nach Leipzig ging, angelockt von der dortigen Bühne. Unterwegs war er zufällig mit einem jungen reichen Kaufmanne zusammengetroffen, der eine Reise nach England vorhatte und den Wunsch hegte, daß Lessing sich ihm als Gesellschafter anschließen möchte. Bereits war er im folgenden Jahre mit ihm nach Holland gelangt, als der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs die Fortsetzung der Reise hinderte. Von Amsterdam nach Leipzig zurückgekehrt, brachte Lessing in dieser Stadt während der nächsten beiden Jahre zu, ohne daß er auf seine 1755 herausgegebene „Miß Sara Sampson" eine ähnliche oder sonst bedeutende Arbeit folgen zu lassen in der Lage gewesen wäre. In diesen Zeitraum fiel seine persönliche Bekanntschaft mit dem Major Ewald Christian von Kleist, der zu dieser Frist in Leipzig garnisonirte, und mit dem jungverstorbenen Tragödiendichter von Brawe. Doch mitten im Jahre 1758 trieb ihn der Mangel an Freundesumgang aufs Neue nach Berlin

zurück, mit dem festen Entschlusse, trotz der Kriegswirren in der Vollendung mehrfacher dramatischer Arbeiten fortzufahren, während er den Gedanken, durch die Fessel eines zeitraubenden Amtes sich binden zu lassen, weit von sich zu weisen schien. Da vernahmen seine Freunde im December 1760 nicht ohne Erstaunen die briefliche Nachricht, daß er plötzlich als Sekretär des Generals von Tauenzien nach Breslau abgegangen sei! Er fühlte, wie es scheint, Reue und Unmuth über diesen Schritt, zu dem er um der Verbesserung seiner Verhältnisse willen genöthigt worden; jedenfalls hatte er ein leidliches Einkommen, welches ihn in den Stand setzte seine Brüder kräftig zu unterstützen, von denen Carl Gotthelf, nachmals Münzdirektor in Berlin, am meisten mit ihm harmonirte. Seltsam traf es sich, wie ein Berichterstatter anmerkt, daß er gerade jetzt (1760), wo er bereits im amtlichen und militärischen Gewühle lebte, zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt wurde; nach seinem eigenen Ausdruck eine „Ehre", die ihm, besonders in den Umständen, worin er sich zu Breslau befand, „sehr gleichgültig" war. Länger als diejenigen voraussetzten, die sein Wesen näher kannten, behielt er die lästige Stellung bei; die Gründe, warum er sie endlich niederlegte, giebt er selbst mit den Worten an: „Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wiederhergestellt, ich habe ausgeruht und mir von dem wenigen, was ich ersparen können, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will." Zu Anfange des Jahres 1765 siedelte er denn abermals nach Berlin um, wie ungern auch seine greisen Eltern ihn wieder amtlos sehen mochten; er aber meinte, „wer gesund sei und arbeiten wolle, habe in der Welt nichts zu fürchten". Eines seiner Meisterstücke, das Lustspiel „Minna von Barnhelm", brachte er als die Frucht seiner sehr beschränkten Breslauer Muße mit nach Berlin zurück, und schon im folgenden Jahre überraschte er die deutsche Nation mit jener unvergleichlichen „Laokoon" betitelten kunstkritischen Arbeit. Während seine jetzige Lage, die ihm nur ihrer Unabhängigkeit wegen gefiel, sich durchaus nicht so glücklich gestalten wollte, daß er an die Vollendung verschiedener theatralischer Werke denken konnte, die schon weit vorgerückt waren, unter ihnen auch ein „Faust", erhielt er unter anscheinend sehr günstigen Bedingungen die Einladung, als Theaterdichter nach Hamburg zu kommen und für die dortige Bühne zu wirken. Dieser Aufforderung gehorchte Lessing um so freudiger, als er in solcher Stellung hoffen durfte nicht nur die angefangenen Stücke vollenden, sondern auch unter seiner Leitung zur Aufführung bringen zu können; übrigens hatte er sich anheischig gemacht, regelmäßige drama-

turgische Berichte für das Publikum abzufassen. Doch der Ausgang entsprach den Vortheilen keineswegs, die er aus dieser Stellung zu ziehen erwartet hatte. Seine viel in Anspruch genommene Muße reichte zwar hin, die gegen den Professor Klotz in Halle gerichteten „antiquarischen Briefe" zu schreiben, die ihn zum gefürchtetsten aller litterarischen Kämpen machten; allein seine Schauspiele rückten nicht vor und die Herausgabe der weltberühmten „Dramaturgie" mußte schon mit dem Jahre 1768, bei dem Verfall jenes Theaters, eingestellt werden. Außerdem mißglückte ihm ein eigenthümliches Unternehmen: er hatte in Gemeinschaft mit einem Herrn Bode in Hamburg eine Druckerei begründet und sich dadurch in eine Schuldenlast gestürzt, die er, als das Ganze fehlschlug, nicht einmal dadurch zu decken im Stande war, daß er den größten Theil seiner Bücher verkaufte. Aus Allem ersieht man, es war ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben eingetreten. Seit Jahr und Tag trug er sich schon mit dem Vorsatze nach Rom zu gehen und künftighin seine Schriften in lateinischer Sprache abzufassen; es war um so wahrscheinlicher, daß er den kühnen Gedanken ausführte, als eine letzte schwache Hoffnung, von Kaiser Joseph II. nach Wien berufen zu werden, auf leerer Täuschung beruht hatte. Bereits traf er ernstliche Anstalten zur Abreise.

Da bot ihm gegen das Neujahr 1770 der Erbprinz von Braunschweig die Stelle eines Bibliothekars an der bekannten Bibliothek zu Wolfenbüttel an: Lessing, der vielumhergeschlagene Dulder, war an das Ziel seiner unstäten Wanderungen gelangt und „versorgt". Außer Wohnung und Holz hatte er einen Gehalt von 600 Thalern und die freie Benutzung einer Büchersammlung, die er „weit vortrefflicher fand, als er sich sie jemals eingebildet hatte". Freudig meldete er diesen Umschwung seines Geschicks dem besorgten Vater in Camenz, der noch im Jahre 1770 das Zeitliche segnete. Sein litterarischer Fleiß ruhte keinen Augenblick, seit er in Wolfenbüttel eingetroffen war, eine Reise nach Italien abgerechnet, die er an der Seite eines Prinzen von Braunschweig im Jahre 1775 antrat. Nach seiner Zurückkunft erlangte er eine gewünschte Verbesserung seiner Einnahme und den nicht gewünschten Titel eines Hofraths obendrein; und da zugleich von Mannheim her ein günstiger Lichtschimmer sich zeigte, der freilich nachmals nicht zur tröstlichen Flamme ward, vermählte er sich im Herbst 1776 mit einer Wittwe aus Hamburg, Namens König, die ihm schon längere Zeit hochachtungsvoll zugethan gewesen war. Aber im Januar 1778 traf ihn der harte Schlag, die geliebte Gattin durch den Tod zu verlieren. Das Herzeleid des so schnell wieder Vereinsamten zehrte an seinem Leben, durch Arbeit hoffte er am besten sich aufrecht zu erhalten. Das Erscheinen einer Handschrift, die er in der Bibliothek aufgefunden und unter dem Titel

„Wolfenbüttler Fragmente" herausgegeben, lud ihm wegen der darin entwickelten religiösen Anschauungen eine Menge theologischer Widersacher auf den Nacken. Man glaubte, Lessing selbst sei der Verfasser, während die Fragmente von dem 1765 in Hamburg verstorbenen Professor Reimarus herrührten. Mit jugendlicher Rüstigkeit stritt denn der kühne Herausgeber, als vertrete er seine eigene Sache, gegen den Hauptpastor Götze in Hamburg, der als sein heftigster Gegner über ihn hergefallen war; Lessing schwang die schärfsten Waffen, um die freisinnigen Ideen der Fragmente, gegenüber der Strenggläubigkeit, in das rechte Licht zu stellen. Und die Anregung, welche ihm der Kampf brachte, begeisterte ihn zu seinem herrlichsten Werke, dem Trauerspiele „Nathan der Weise", welches den großen protestantisch-christlichen Gedanken religiöser Duldung großartig veranschaulicht. In dem an sein Haus anstoßenden Garten verfaßte er dieses Drama, wo er früher schon (1772) an das Trauerspiel „Emilia Galotti" die letzte Hand gelegt hatte. Den kurzen Rest seiner Tage verbrachte er unter geringeren Arbeiten kränklich, das Licht seiner Augen fing an zu erlöschen, und während eines Ausflugs nach dem benachbarten Braunschweig, starb er unerwartet in dieser Stadt am 15. Februar 1781. Zu Camenz wurde ihm 1829 an seinem hundertjährigen Geburtstage ein Denkmal geweiht, wozu die Beiträge aus ganz Europa zusammengeflossen waren, eine wohlthätige Krankenanstalt.

Nicht das Zeitalter allein trug die Schuld, daß Lessing so viel litt und nie auf eine sorgenfreie und den Musen günstige Stelle gehoben wurde, wie er sie tausendfach verdient hatte: ein Mann von dem Schlage und der Richtung Lessing's wird in keiner Epoche sein zeitliches Glück machen, unsere Nation müßte denn weit edler geworden sein. Aber konnte er sich nicht selbst besser helfen? Mit nichten; ein Litterat, der so arbeitet, wie dieser Streiter für Licht und Recht, wird mit Hülfe der Feder kaum sein physisches Dasein zu fristen vermögen; ein Litterat, der mehr denkt als er schreibt, wird nie zu einem leidlichen Auskommen, geschweige denn zu einem Schimmer von Wohlhabenheit gelangen, wie er unsere Vielschreiber umgiebt, die mehr schreiben als sie denken. Sein Geburtsland Sachsen freilich trifft am meisten die Schmach, den größten Mann, den es jemals hervorgebracht, dem Sturme seiner Tage achtlos preisgegeben zu haben; die damaligen Lenker dieses Landes schliefen, als Lessing unter dem Schweiße seines Angesichts für den Fortschritt der Menschheit und für die Ehre des deutschen Volkes ringend auf dem Wachtposten stand. Er ist untergegangen wie manche andere Genien früherer Jahrhunderte, wie auch Bürger, Schiller und Platen; untergegangen dadurch, daß die Zeitgenossen und ihre Vertreter gleichsam Blindheit geschlagen hatte.

Erhaben leuchtet jetzt sein Name, der Tadel prallt von ihm ab wie das Gebell der Hunde von der ewig ruhigen Mondscheibe. Vergebens würden ihn heutzutage kleinliche Ausstellungen zu beflecken suchen: Lessing erfüllte die ihm gewordene Aufgabe, wenn irgend

ein Mensch die seinige erfüllt hat. Sagt Jemand, an geringe Streitaufgaben habe das große Genie seine Mühe verschwendet, so vergißt der Thor, daß ein Genie am besten weiß, wofür es seine Kraft einzusetzen hat; vergißt auch, daß selbst ein kleines Bild, wenn es musterhaft ist, eine unendliche Fernsicht eröffnet. Lassen wir also die flüchtigen Anmerkungen oberflächlicher Köpfe unbeachtet, die in der Tiefe eine Untiefe sehen. Lassen wir auch die von Karl Gödeke neuerdings wiederholte Meinung unberührt, die sich dahin auszusprechen wagt, Lessing's „schöpferisches Talent sei überhaupt gering gewesen", und er habe nur „mit dem Verstande geschaffen"; eine Meinung, die sich auf eine bescheidene Selbstäußerung des großen Mannes komischerweise zu stützen pflegt. Wir wissen, ein einziges der Lessing'schen Meisterstücke verräth mehr darstellende Schöpferkraft als die Produkte zahlloser Modeschriftsteller; gönnen wir ihm seinen Rang unter den ersten Dichtern, lassen alle dergleichen Anfechtungen bei Seite und halten uns an die treffliche Geburtstagsrede womit Heinrich Wuttke die charakteristische Weise Lessing's und die Verdienste desselben am 22. Januar 1860 geschildert hat. Diese Auseinandersetzung lautet wie folgt:

Als gewaltiger Streiter für eine hellere Zukunft ist Lessing, der mächtige Erheber der kritischen Richtung, wirksam unter uns geblieben. Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit, erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!" Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

In diesem an Vermessenheit grenzenden Ausspruch hat Lessing den Maßstab bezeichnet, mit dem sein Wirken gewürdigt werden soll, der Kern seiner Thätigkeit ist in ihm angedeutet und auch diejenige Lichtseite, welche zu seiner Zeit die heilbringende für unser Deutschland war. Denn dieses starke, weltmächtige Volk der Deutschen, das einst so hohe Thaten verrichtet, das noch am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts reich an jeder Tüchtigkeit als Europas erstes dastand, war schmählich herabgebracht worden durch das Ueberwuchern des Kircheneifers und eigennütziger Staatsgewalt. Ueber Glaubensfragen war unser Vaterland zerrüttet worden, und je höher die Fürstenherrschaft im Innern gestiegen war, desto schwächer wurde es vor dem Ausland. Alle Macht und alle Selbstständigkeit war dahin! Hand in Hand unterdrückten Gottesgelehrte und Fürstendiener jedwede Regung freieren Sinnes und schrieben mit ihren fertigen Systemen der Denkart feste Gesetze vor. Außerhalb vorgezeichneter Bahnen gab es fast keine Bewegung; verhärtet wie die Staatszustände waren die Gedankenkreise. Was Columbus und Copernikus, was Newton und Bacon für die Aufhellung des menschlichen Horizontes geleistet, kam nur wenig der deutschen Entwickelung zu Statten. Ein Umschwung mußte erst das Gedankenleben erfaßt haben, bevor es möglich war, die Umbildung der öffentlichen Einrichtungen zu versuchen. Das nächste zur Besserung war also ein Durchbruch durch die Vorurtheile und Einbildungen, die als maßgebende Wahrheiten die Geister umfingen und irre leiteten: Diese kühne That vollbracht zu haben, ist Lessings unsterbliches Verdienst.

Die geistige Befreiung, welche Lessing einleitete, mußte offenbar ihren Ausgang von dem schöngeistigen Schriftthume nehmen. Bei einem Volke, dessen Bildungsstufe noch eine niedrige ist, übt ja nur das angenehm Unterhaltende Reiz genug aus, um seine Macht in weite Kreise zu tragen. Wie sollte auch von irgend einem Zweige der Gelehrsamkeit ein entscheidender Einfluß kommen, so lange noch die gelehrte Arbeit nicht nur an sich eine mangelhafte war, sondern auch aller Geschmack in der Behandlung der wissenswerthen Gegenstände fehlte? Woher anders sollte aber ein geschmackvollerer Vortrag genommen werden, wenn nicht aus der Belebung des Kunstgefühles? Und um das Kunstgefühl zu heben, gab es wahrlich keine mächtigeren Eindrücke, als die, welche ausgehen von der Dichtung. Ein Schöngeist bedeutete damals herzlich wenig, noch weniger als heute, obschon die Fürsten sich Hofdichter hielten. Die Meinung herrschte: es zieme ernsthaften Männern nicht Verse oder Komödien zu machen, ihnen lägen wichtigere Geschäfte ob, dergleichen Spielwerke seien allenfalls nicht unnütze Vorübungen für die Jugend. Noch ist kein Jahrhundert verlaufen, seit Lessing, mitten in seinem vollen Streben (1768) bemerkte, daß das Meiste, was wir Deutsche in der schönen Litteratur hätten, Versuche junger Leute seien. Der dichterischen Thätigkeit zum gebührenden Ansehn zu verhelfen, indem sie dadurch zu einer wohlbegründeten Stellung gelangte, daß sie einen wissenschaftlichen Hintergrund erhielt, war eine Aufgabe der Zeit, die Lessing löste. Er löste sie, als er, namentlich im Laokoon (1766) und in seiner Dramaturgie (1767, 1768) mit der Beschaffenheit und den Grenzen der Kunst sowie mit denjenigen Eigenschaften des Menschen, in denen ihre erhabene Berechtigung liegt, sich so nachdrucksvoll beschäftigte.

Nicht ohne Verwunderung hat man nachmals wahrgenommen, wie während bei den Hellenen dem üppigen dichterischen Schaffen die Entwicklung der Kunsterkenntniß nachfolgte, unter uns Deutschen, in umgekehrtem Gange, die kritisch-ästhetische Erörterung dem klassischen Zeitalter voranschritt. Diese Erscheinung ist indeß keine seltsame, sondern eine folgerechte. Denn es war die hellenische Entfaltung eine frische, naturwüchsige, wobei die schaffenden Kräfte ihren natürlichen Antrieben getrost gehorchen mochten, wohingegen in der jahrhundertelangen Verkümmerung und Verkrüppelung deutscher Zustände vor allem der Boden gesäubert und eine verkehrte Auffassung durch eine richtigere aus dem Felde ausgereutet werden mußte, ehe Gutes emporsprossen konnte. Eine zersetzende, ätzende, wegräumende Kritik war für Deutschland die Vorbedingung jedes zukünftigen Fortschritts.

Wer seine Schwäche fühlt, wer unter dem Druck der Verhältnisse das, was in ihm lebt, nicht wagt zum schaffenden Ausdruck zu bringen und lieber sich beugend den Schwierigkeiten weicht, als daß er mit seinem freien Auftreten einer widrigen Beurtheilung sich preisgäbe: der schaue auf Lessing und werde an ihm inne, wie stark die Gewalt des vernünftigen Geistes ist und wie sein Sturmeswehen so ungeheure Wirkungen hat. Anscheinend kleine, aber rechtzeitige Handlungen, die aus voller Erkenntniß geboren in der Entwicklungslinie der Menschheit laufen, schwingen fort in die unendliche Zeit und sind ein Samenkorn, aus welchem Millionen Blätter und Früchte sich erzeugen. Durch nichts Aeußeres begünstigt war Lessing als etwa dadurch, daß er eine gute Erziehung und einen guten Unterricht nach dem Zuschnitte seiner Zeit empfangen: im übrigen schöpfte er alles aus seiner eigenen Kraft. Mittellos stand er in der Welt. In Berlin drückte ihn solche Noth, daß er keine anständigen Kleider mehr besaß; erst in seinen letzten 12 Jahren war ihm eine kleine Bibliothekarstelle zu Theil,

bei der er auch nur kümmerlich lebte. In seinem Denken lag seine siegende Stärke und in der Kühnheit seines Muthes.

Deutschland hat viele große Denker hervorgebracht und manches ist seitdem tiefer gefaßt und schöner gesagt worden, als Lessing vermochte, allein an Schärfe des Denkens hat ihn doch keiner übertroffen! Die strenge Handhabung der Denkgesetze entfernte bei ihm alles unnütze Beiwerk, das nur stört und verdunkelt. Schon der älteste Brief, den wir von ihm kennen, der, den er als 15jähriger Jüngling an seine Schwester schrieb, zeigt auf merkwürdige Weise seine Hinneigung zu nackten Aeußerungen, die aus Begriffen, Schlüssen und Gegensätzen bestehen. In äußerster Einfachheit, kurz also und knapp schrieb Lessing stets und gerade auf diesem Wege gewann er ebenso die seltene Leichtigkeit der Gedankenbewegung wie jene lebendige, muntere Frische, die Andere belebt. Jeder Satz ist stählern und schlagend, sicher trifft sein blitzender Witz und feine Anmuth giebt ihm Gefälligkeit. Natürliche Gabe war das nicht allein; er entwarf sich alle Briefe und schrieb seine Aufsätze mehrmals um, bis er die bündige Fassung, welche wie sie die einfache, so auch die einleuchtende ist, glücklich getroffen, und nichts wäre übler angebracht und seiner Weise mehr zuwider, als von Lessing mit prunkenden Worten, glänzenden Bildern oder himmelwärts gerichtetem Schwunge zu sprechen.

Unser ängstliches, eingeschüchtertes, halbschüriges Geschlecht sollte eigentlich einen so offenherzigen Kämpfer, der jede Maske dem Gegner herunterriß, der schonungslos und furchtlos die Wahrheit heraussagte, unter dessen Schlägen eine alte Welt in Trümmer ging, nur mit Selbstvorwürfen betrachten. Sein Jubiläum ging auch ohne nationale Feier vorüber, seine Geburtsstadt ausgenommen, in der eine große Stiftung auf seinen Namen eingeweiht wurde. Viele würden sicherlich geneigt sein, diesen anderen Hutten zu tadeln, stünde sein Ruhm nicht schon fest. Durch schriftstellerische Fehden machte Lessing sich einen gefürchteten Namen. Niemals zeigte er sich matt, schüchtern oder verzagt, wo es galt, Vorurtheile zu bestreiten, verjährte Irrthümer zu brechen, aber niemals beschritt er anders als wohlbedacht und wohlgerüstet den Kampfplatz: „Wenn ich Ihnen," schreibt er (1778) gegen Pastor Götze, „in dem geringsten Dinge Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren." Schlug der einfache Magister wohlbetitelte, hochangesehene Pedanten aufs Haupt, schneidend und scharf ihre Seichtigkeit und Aufgeblasenheit enthüllend, so legte er an ihren kläglichen Mißgriffen das Ungenügende des bisherigen Getreibes blos, und indem er die gepriesenen Musterstücke Corneille's und Voltaire's herabzog und die Kunstlehren Dacier's und Batteux' zerstörte, verhalf er der deutschen Muse zu einem selbstständigen Gange. Denn bei der Gesunkenheit der Nation war ja auch das Schriftthum in Abhängigkeit gerathen von den Franzosen, deren Aufputz zu der steifen Vornehmheit deutscher Sitte paßte. Sei es, daß starkes Nationalgefühl gegenüber den französischen Größen Lessing vielleicht weiter als recht in ihrem Tadel geführt habe: bei der Voreingenommenheit der Deutschen für sie lag in dem Allzuviel damals kein Uebel. Eines Sinnes mit Diderot wies er, alle Vorbilder verwerfend, auf die Natur selbst und das menschliche Herz als die wahren Lehrmeister hin und begehrte Einfachheit, wirkliche Empfindung und richtige Entwicklung. Demgemäß empfahl er zum Studium nicht die Lateiner und Franzosen, sondern die Griechen und Britten.

Wirksam für alle Zeiten war aber die Weise, in der er verfuhr. Schon dadurch über-

ragte er seine deutschen Zeitgenossen, daß er in dem schweren Rüstzeuge der Gelahrtheit, das Andre so unbeholfen machte, mit Leichtigkeit sich gewandt bewegte. Dies war Lessing im Stande, weil er aus dem gelehrten Stoffe den wissenschaftlichen Kern herauszog, weil er aus der Belesenheit, die Andre schwerfällig machte, einzig dasjenige heranzog, was zum Verständniß der Sache abzweckte. Schätze des Gedächtnisses wünschte er in Nahrung des Geistes umzuwandeln. Seine eindringende Macht war aber vorzugsweise darauf gegründet, daß er in starkem Widerspruch mit der Gewohnheit seiner Tage, nicht lehrend sondern forschend auftrat, daß er keine fertigen Lehrsätze noch feste Aussprüche voranstellte, sondern meistens nur mit dem Streben Wahrheit ausfindig zu machen begann. So seltsam dies klingt, gerade darauf, daß wir mit Untersuchungen beschäftigt werden, beruht Lessing's Reiz und Wirkung. Er scheint gewöhnlich am Anfang noch nichts rechtes zu wissen, sondern alles erst zu suchen. Die unvollkommenen Vorstellungen, welche die Menschen zu Falschem verleiten, wurzeln in unrichtigen Begriffen und deshalb müht er sich, vor Allem einen allgemeinen Satz zu gewinnen, auf den man sich fernerhin verlassen könne. Immer kritisirend stellt er ihn allmälig fest und bringt selbst Einwürfe und Bedenken, bis er ihn als wahr und giltig gesichert, dann sucht er die Anwendung seines Gehaltes, indem er die Folgerungen, die aus ihm hervorgehen, mit dem Gegenstande seiner Aufgabe vergleicht, den er nun in seine Einzelnheiten zergliedert, auch dabei jedwedes genau umgrenzend. Nichts läßt er dunkel, nichts unbestimmt. Diese Behandlungsart ist eine sehr umständliche und langsam fortschreitende; sie würde in unbequeme Breite fallen, wenn Lessing nicht so einfach, scharf und bündig schriebe, wenn er es nicht so meisterhaft verstünde, im Ausgehen von der Wirklichkeit gegebener Fälle den Gesichtskreis beständig zu erweitern und mit dem allmäligen Eröffnen neuer Aussichten die Antheilnahme des Lesers zu fesseln. Gespannt folgen wir dem umsichtigen Erörterer, der an Einzelnheiten, die an sich wenig bedeuteten, Grundlehren aufweist, welche fortan in unserer Seele festgewurzelt bleiben. Denn mit ihm gemeinschaftlich nachdenkend, haben wir sie uns gleichsam selber erworben. Wer seiner Führung sich anvertraute, lernt von ihm, während er ihm folgt, prüfen und entwickeln, und scheidet selbstständiger von Lessing. Wir haben, ein Buch von ihm in der Hand, gewissermaßen einen Menschen vor uns, der sich selber klar zu werden sucht, hören Lessing eine schwierige Frage hin und her erwägen, und indeß wir diese persönliche Lebendigkeit empfinden, theilt sich uns seine Neigung mit, Wahrheit ausfindig zu machen. Frei werden wir durch ihn, um über die Vorurtheile nachzusinnen. Das gerade wars, was sein verdumpftes Zeitalter bedurfte. Lessing's eigentliche Wirksamkeit war so eine erziehende, die, wo alle nachbeteten, das Streben eigenen Denkens wiederum erweckte.

Was Lessing als Dichter leistete, war keine Frucht hochschwellender Begeisterung, entsprang vielmehr nüchterner Ueberlegung und klarer Verständigkeit. Wäre wohl sonst die erste Reihe seiner Schauspiele so trocken und mager gewesen? Allgemach steigerte sich die Fülle seiner Anschauungen. Unumwunden bekannte er, daß um Zuschauer zum Lachen zu bringen, man auf seiner Studierstube sehr ernsthaft gewesen sein müsse. „Die ältesten meiner dramatischen Versuche," sagt er, „sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft

in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren in mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheile der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichelte mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt." Wo sind aber, dürfen wir heute fragen, da Lust und Leichtigkeit, Viel- und Schnellschreiberei doch wieder als Genie gilt, wo sind die deutschen Dramatiker, die Lessing in Vergessenheit gebracht hätten, wäre er auch nicht der Stifter des neuen deutschen Theaters?

Nachdem bisher das Trauerspiel nur die vornehme Welt zum Vorwurf gehabt hatte, führte Lessing zuerst in „Miß Sarah Sampson" (1755) das bürgerliche Trauerspiel in Deutschland ein, allerdings nach dem Vorgange der Britten. Aber in seiner „Minna von Barnhelm" (1763) schilderte er die gegenwärtige Zuständlichkeit treu und wirksam ab, was vor ihm noch kein Deutscher gethan, und in „Emilia Galotti" (1771) traf er in dem Bilde eines Despotentreibens die wunde Stelle des öffentlichen Lebens. Dies begriff seine Zeit noch nicht, besser verstand sie ihn, wie er im „Nathan" (1779) als eine Forderung der Vernunft Duldung lehrte. Er bestieg in ihm noch einmal, wie er sich ausdrückte, „seine alte Kanzel", das Theater, nicht in der Erwartung, daß dies Stück bei seinen Lebzeiten zur Darstellung gelangen, noch daß es auf der Bühne besonders wirksam sein werde, sondern um seine Gesinnung gegen alle positive Religion kund zu geben, und in der Absicht, daß sein Leser „an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernte". In seinen letzten Jahren erschütterte nämlich Lessing die starre Rechtgläubigkeit und das Glaubensjoch, denn er wünschte nach seinen Worten „den Umsturz dieses abscheulichen Gebäudes von Unsinn." Entsetzen befiel die Zionswächter, daß ein deutscher Mann sich vermaß, die Grundsätze der Kritik auf die evangelische Geschichte anzuwenden. Ihr Zetergeschrei war so arg, daß der Reichsfiskal vom evangelischen Ständekörper am Reichstag wider Lessing angerufen wurde. Daß die Religion älter als die Bibel, die innere Wahrheit höher als das Zeugniß, der Geist wahrer als der Buchstabe, war dem damaligen Protestantismus ein Gräuel und ist auch jetzt ein Gräuel den katholisirenden Protestanten. Der Kampf der Vernunft mit der Unvernunft, des Lichtes mit dem trüben Halbdunkel, der Einsicht mit der Dummheit ist uralt, unablässig werden ihm neue Schlachten geschlagen und unser Lebelang streiten wir alle in ihm mit — aber gestehen wir: es ist traurig, daß sich Pfleger frommen Sinnes in Widersacher der Aufklärung umwandeln wollen, daß sie mit dem Rationalismus zugleich dem Verstande absagten, daß Lessing's niederschmetternde Streitschriften wider den Hamburger Hauptpastor Göze noch heutigen Tages so viel moderne Göze treffen. Wie auch die Herolde des Rückschritts mit ihren entstellten und gleißnerischen Darstellungen verführen mögen: gegen allgemeinen Rückfall hat Lessing einen unzerbrechlichen Damm errichtet. Im achtzehnten Jahrhundert war er Sieger. In jenem Jahrhundert der Aufklärung mochte nach ihm ein beflügelter Sinn die gesammte Denkart höher emportragen: hatte doch er die Hindernisse hinweggeräumt, die einen erhabeneren Gedankenschwung unmöglich gemacht haben würden. Auf Lessing's nüchterne Verständigkeit folgte der ideale Flug eines Schiller.

Des Gedankens durchbohrende Macht ward an Lessing offenbar. Als lebendiges Vor-

bild steht Lessing im Volke der Deutschen für den Muth nach Wahrheit zu trachten und kein Gesetz sich leiten lassen, als das der Vernunft.

Schriften. Außer kleineren Versuchen und Abhandlungen 1) Giangir. Versuch eines Trauerspiels. 1748. 2) Samuel Henzi. Trauerspiel. 1749. 3) Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Stuttgart 1750. 4 Hefte. (Mit Mylius.) 4) Kleinigkeiten. Ebend. 1751. 4. Auflage 1779. 5) Huart's Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Aus dem Spanischen übersetzt. Wittenberg 1752. 6) Marigny, Geschichte der Araber unter den Kalifen. Aus dem Französischen. Berlin 1753—1754. 3 Theile. (Nur der 1. Theil von Lessing.) 7) Kleine Schriften. Ebend. 1753—1756. 6 Theile. 8) Theatralische Bibliothek. Ebend. 1754—1758. 4 Hefte. 9) Miß Sara Sampson. (Trauerspiel.) Ebend. 1755. 3. Auflage 1772. 10) Hutcheson's Sittenlehre der Vernunft. Aus dem Englischen. Leipzig 1756. 2 Theile. 11) Fabeln. 3 Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin 1759. 4. Auflage 1819. 12) Philotas. Trauerspiel. Ebend. 1759. 13) Fatime. Trauerspiel. 1759. 14) Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen. Berlin 1760. 2 Theile. Verbesserte Auflage. Ebend. 1781. 15) Leben des Sophokles. Ebend. 1760. 16) Richardson's Sittenlehre für die Jugend. Aus dem Englischen. Leipzig 1761. 4. Auflage 1783. 17) Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Berlin 1766. 18) Lustspiele. Ebend. 1767. 2 Theile. 4. Auflage 1802. 19) Minna von Barnhelm. Ein Lustspiel. Ebend. 1767. 5. Auflage 1826. 20) Hamburgische Dramaturgie. Hamburg 1767—1768. 2 Bände. (Zuerst als Wochenblatt.) 3. Auflage 1805. 21) Briefe antiquarischen Inhalts. Berlin 1768. 2 Theile. Neue Auflage 1808. 22) Berengarius Turonensis. Braunschweig 1770. 23) Sinngedichte. Berlin 1771. 24) Vermischte Schriften. Ebend. 1771—1792. 7 Theile. 25) Trauerspiele. Ebend. 1772. 4. Auflage 1818. 26) Emilia Galotti. Ein Trauerspiel. Ebend. 1772. Prachtausgabe. Leipzig 1803. 5. Auflage 1820. 27) Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Braunschweig 1773—1781. 6 Hefte. 28) Ueber den Beweis des Geistes in der Kraft. Ebend. 1777. 29) Das Testament Johannis. Ein Gespräch. Ebend. 1777. — 30) Eine Duplik. Ebend. 1778. 31) Schriften gegen Goeze. — Anti-Goeze. Ebend. 1778. 11 Stück. — Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Pastor Goeze zu Hamburg. Ebend. 1778. (Und dergl. Abhandlungen mehr.) 32) Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtsschreiber. Wolfenbüttel 1778. 33) Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht. Berlin 1779. 7. Auflage 1826. 34) Die Erziehung des Menschengeschlechts. Ebend. 1780. Neue Ausgabe 1786. 35) Theologischer Nachlaß. Herausgegeben von Karl Gotthelf Lessing. Ebend. 1784. — Theatralischer Nachlaß. Ebend. 1784—1786. 2 Theile.

Sämmtliche Schriften. Berlin 1771—1825. 31 Theile. — Dieselben. Herausgegeben von J. Friedr. Schink. Ebend. 1825—1828. 32 Bände. — Dieselben. Herausgegeben von K. Lachmann. Ebend. 1838—1840. 13 Bände. — Gesammelte Werke. Leipzig 1841. 10 Bände. (Enthält nur eine Auswahl.) — Sämmtliche Werke in Einem Bande. Ebend. 1841. (Auch nur Auswahl.) — Vollständige Ausgabe (nach Lachmann), von Maltzan. Ebend. 1853 u. f.

F. Schlegel, Lessing's Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt. Leipzig 1804. 3 Bände. — Guhrauer, Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Berlin 1842. — G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel. Erster Band. Leipzig 1850. Zweiter Band in zwei Abtheilungen von G. E. Guhrauer. Ebend. 1853—1854.

Aus „Emilia Galotti" (Anfang).

Die Scene: Ein Cabinet des Prinzen.

Erster Auftritt.

Der Prinz.

Der Prinz (an einem Arbeitstische, voller Briefschaften und Papiere, deren einige er durchläuft). Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften! — Die traurigen Geschäfte; und man beneidet uns noch! — Das glaub ich, wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. — Emilia? (Indem er noch eine von den Bittschriften aufschlägt und nach dem unterschriebenen Namen sieht.) Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneschi — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti! — Was will sie, diese Emilia Bruneschi? (Er liest.) Viel

gefordert, sehr viel. — Doch sie heißt Emilia. Gewährt! (Er unterschreibt und klingelt, worauf ein Kammerdiener hereintritt.) Es ist wohl noch keiner von den Räthen in dem Vorzimmer?

Der Kammerdiener. Nein.

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen ist so schön. Ich will ausfahren. Marchese Marinelli soll mich begleiten. Laßt ihn rufen. (Der Kammerdiener geht ab.) — Ich kann doch nicht mehr arbeiten. — Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig — Auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen: — weg ist meine Ruhe und alles! —

Der Kammerdiener (welcher wieder herein tritt). Nach dem Marchese ist geschickt. Und hier ein Brief von der Gräfin Orsina.

Der Prinz. Der Orsina? Legt ihn hin.

Der Kammerdiener. Ihr Läufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort senden, wenn es einer bedarf. — Wo ist sie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

Der Kammerdiener. Sie ist gestern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Desto schlimmer — besser, wollt' ich sagen. So braucht der Läufer um so weniger zu warten. (Der Kammerdiener geht ab.) Meine theure Gräfin! (Bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt,) so gut als gelesen! (und ihn wieder wegwirft.) — Nun ja, ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles! Kann sein, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!

Der Kammerdiener (der nochmals herein tritt). Der Maler Conti will die Gnade haben — —

Der Prinz. Conti? Recht wohl; laßt ihn hereinkommen. — Das wird mir andere Gedanken in den Kopf bringen. — (Steht auf.)

Zweiter Auftritt.

Conti. Der Prinz.

Der Prinz. Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunst?

Conti. Prinz, die Kunst geht nach Brod.

Der Prinz. Das muß sie nicht, das soll sie nicht, — in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht. — Aber der Künstler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen, kann ihn um den Namen Künstler bringen.

Der Prinz. Ich meine nicht Vieles, sondern viel; ein Weniges, aber mit Fleiß. — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Portrait, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eines, welches Sie mir nicht befohlen; aber weil es gesehen zu werden verdient —

Der Prinz. Jenes ist? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfin Orsina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.

Conti. Unsere schönen Damen sind nicht alle Tage zum Malen. Die Gräfin hat seit drei Monaten gerade Einmal sich entschließen können, zu sitzen.

Der Prinz. Wo sind die Stücke?

Conti. In dem Vorzimmer: ich hole sie.

Dritter Auftritt.

Der Prinz.

Der Prinz. Ihr Bild! — mag! — Ihr Bild ist sie doch nicht selber. — Und vielleicht find' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Person nicht mehr erblicke. — Ich will es aber nicht wieder finden. — Der beschwerliche Maler! Ich glaube gar, sie hat ihn bestochen. — Wär' es auch! Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einen andern

Grund gemalt ist, — in meinem Herzen wieder Platz machen will: — Wahrlich, ich glaube, ich wär' es zufrieden. Als ich dort liebte, war ich immer so leicht, so fröhlich, so ausgelassen. Nun bin ich von allem das Gegentheil. — Doch nein; nein, nein! Behäglicher oder nicht behäglicher; ich bin so besser.

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Conti mit den Gemälden, wovon er das eine verwandt gegen einen Stuhl lehnt.

Conti (indem er das andere zurechtstellt). Ich bitte, Prinz, daß Sie die Schranken unserer Kunst erwägen wollen. Vieles von dem Anzüglichsten der Schönheit liegt ganz außer den Grenzen derselben. — Treten Sie so! —

Der Prinz (nach einer kurzen Betrachtung). Vortrefflich, Conti; — ganz vortrefflich! — Das gilt Ihrer Kunst, Ihrem Pinsel. — Aber geschmeichelt, Conti; ganz unendlich geschmeichelt!

Conti. Das Original schien dieser Meinung nicht zu sein. Auch ist es in der That nicht mehr geschmeichelt, als die Kunst schmeicheln muß. Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.

Der Prinz. Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth. — Aber das Original, sagen Sie, fand dem ungeachtet —

Conti. Verzeihen Sie, Prinz. Das Original ist eine Person, die meine Ehrerbietung fordert. Ich habe nichts Nachtheiliges von ihr äußern wollen.

Der Prinz. So viel als Ihnen beliebt! — Und was sagte das Original?

Conti. Ich bin zufrieden, sagte die Gräfin, wenn ich nicht häßlicher aussehe.

Der Prinz. Nicht häßlicher? — O das wahre Original!

Conti. Und mit einer Miene sagte sie das, — von der freilich dieses ihr Bild keine Spur, keinen Verdacht zeigt.

Der Prinz. Das meint' ich ja; das ist es eben, worin ich die unendliche Schmeichelei finde. — O! ich kenne sie, jene stolze höhnische Miene, die auch das Gesicht einer Grazie entstellen würde! — Ich läugne nicht, daß ein schöner Mund, der sich ein wenig spöttisch verzieht, nicht selten um so viel schöner ist. Aber, wohl gemerkt, ein wenig: die Verziehung muß nicht bis zur Grimasse gehen, wie bei dieser Gräfin. Und Augen müssen über den wollüstigen Spötter die Aufsicht führen, — Augen, wie sie die gute Gräfin nun gerade gar nicht hat. Auch nicht einmal hier im Bilde hat.

Conti. Gnädiger Herr, ich bin äußerst betroffen —

Der Prinz. Und worüber? Alles, was die Kunst aus den großen, hervorragenden, stieren, starren Medusenaugen der Gräfin Gutes machen kann, das haben Sie, Conti, redlich daraus gemacht. — Redlich, sag' ich? — Nicht so redlich wäre redlicher. Denn, sagen Sie selbst, Conti, läßt sich aus diesem Bilde wohl der Charakter der Person schließen? Und das sollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermuth verwandelt.

Conti (etwas ärgerlich). Ah, mein Prinz, — wir Maler rechnen darauf, daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben so warm findet, als warm er es bestellte. Wir malen mit Augen der Liebe: und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen.

Der Prinz. Je nun, Conti; — warum kamen Sie nicht einen Monat früher damit? — Setzen Sie weg. — Was ist das andere Stück?

Conti (indem er es holt und noch verkehrt in der Hand hält). Auch ein weibliches Portrait.

Der Prinz. So möcht' ich es bald — lieber gar nicht sehen. Denn dem Ideal hier (mit dem Finger auf die Stirne) — oder vielmehr hier (mit dem Finger auf das Herz) kommt es doch nicht bei. — Ich wünschte, Conti, Ihre Kunst in andern Vorwürfen zu bewundern.

Conti. Eine bewundernswürdigere Kunst giebt es, aber sicherlich keinen bewundernswürdigern Gegenstand als diesen.

Der Prinz. So wett' ich, Conti, daß es des Künstlers eigene Gebieterin ist. — (Indem der Maler das Bild umwendet.) Was seh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantasie? — Emilia Galotti!

Conti. Wie, mein Prinz? Sie kennen diesen Engel?

Der Prinz (indem er sich zu fassen sucht, aber ohne ein Auge von dem Bilde zu verwenden). So halb! — um sie eben wiederzukennen. — Es ist einige Wochen her, als ich sie mit ihrer Mutter in einer Vegghia traf. — Nachher ist sie mir nur an heiligen Stätten wieder vorgekommen, — wo das Angaffen sich weniger ziemt. — Auch kenn' ich ihren Vater. Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte. — Ein alter Degen, stolz und rauh, sonst bieder und gut! —

Conti. Der Vater! Aber hier haben wir seine Tochter. —

Der Prinz. Bei Gott! wie aus dem Spiegel gestohlen! (Noch immer die Augen auf das Bild geheftet.) O, Sie wissen es ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

Conti. Gleichwohl hat mich dieses noch sehr unzufrieden mit mir gelassen. — Und doch bin ich wiederum sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir selbst. Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich sage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich eben so stolz und stolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen. Denn aus jenem erkenne ich mehr als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin, daß es aber meine Hand nur nicht immer ist. — Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden? Meinen Sie, Prinz?

Der Prinz (indem er nur eben von dem Bilde wegblickt). Was sagen Sie, Conti? Was wollen Sie wissen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderei! Ihre Seele, merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe solche Seelen und solche Augen.

Der Prinz (mit einer erzwungenen Kälte). Also, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichsten Schönheiten unserer Stadt?

Conti. Also? mit? mit zu den vorzüglichsten? und den vorzüglichsten unserer Stadt? — Sie spotten meiner, Prinz. Oder Sie sahen die ganze Zeit eben so wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — (die Augen wieder auf das Bild gerichtet) wie darf unser einer seinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch eines Malers warten? — Ins Kloster mit dem, der es von uns lernen will, was schön ist! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler sagen, mein Prinz: eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir gesessen. Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirne, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Wuchs, dieser ganze Bau sind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderei selbst, wovor sie gesessen, hat ihr abwesender Vater bekommen. Aber diese Copie —

Der Prinz (der sich schnell gegen ihn kehrt). Nun, Conti? ist doch nicht schon versagt?

Conti. Ist für Sie, Prinz, wenn Sie Geschmack daran finden.

Der Prinz. Geschmack! — (Lächelnd). Dieses Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich besser thun, als es auch zu dem meinigen zu machen? — Dort, jenes Portrait nehmen Sie nur wieder mit; — einen Rahmen darum zu bestellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So schön, so reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es soll in der Galerie aufgestellt werden. — Aber dieses — bleibt hier. Mit einem Studio macht man so viel Umstände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen, sondern hat es gern bei der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht sehr. — Und wie gesagt: in meinem Gebiete soll die Kunst nicht nach Brod gehen; — bis ich selbst keines habe. — Schicken Sie,

Conti, zu meinem Schatzmeister und lassen Sie auf Ihre Quittung für beide Portraite sich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie so noch etwas anders belohnen wollen, als die Kunst.

Der Prinz. O des eifersüchtigen Künstlers! Nicht doch! — Hören Sie, Conti, so viel Sie wollen. (Conti geht ab.)

Aus Nathan der Weise (Dritter Aufzug).

Fünfter Auftritt (Schluß).

Saladin und Nathan.

Saladin.

Ich heische deinen Unterricht in ganz
Was anderm, ganz was anderm. — Da du nun
So weise bist: so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan,
Ich bin ein Jud'.

Saladin.

Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre sein. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wohlan! so theile deine Einsicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimmt, — versteht sich, im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meiner mache — Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wohl sein, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willst du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. —
(Ob sie wohl horcht? Ich will sie doch belauschen;
Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Denk' nach!
Geschwind denk' nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen.

(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem sich Sittah begeben.)

Sechster Auftritt.

Nathan (allein).

Nathan.

Hm! Hm! — wunderlich! — Wie ist
Mir denn? — Was will der Sultan? was? Ich bin
Auf Geld gefaßt und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's Bret
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld im Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was ist für einen Großen denn

Zu klein? — Gewiß, gewiß: er stürzte mit
Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß
Behutsam gehn! — und wie? wie das? — So ganz
Stockjude sein zu wollen, — geht schon nicht —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das war's! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder blos speist man
Mit Märchen ab. — Er kommt. Er komme nur!

Siebenter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

(So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wenn's nöthig ist und nützt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach'! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan.

Saladin.

Ich versteh' dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz

Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Giebt jedem insbesondre seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin
(der sich betroffen von ihm gewandt).

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)
Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .

Nathan.

Soll
Mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! —
Ich dächte
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

Nathan.

Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels

Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan.

Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich!

Nathan.

Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich; und sprechen: Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere,
Versprochne Mann zu sein . . .

Saladin

(der auf ihn zustürzt, und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt.)

Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan.

Was ist dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund

Magnus Gottfried Lichtwer,

ein vorzüglicher Fabeldichter aus der ersten Epoche des Wiedererwachens unserer Litteratur, wurde am 30. Januar 1719 zu Wurzen bei Leipzig geboren. Sein Vater, kurfürstlicher Appellationsrath daselbst, starb bereits im Jahre 1721, aber seine Mutter befand sich in der glücklichen Lage, für eine solche Erziehung des Knaben sorgen zu können, wie sie dem Wohlstand und Ansehen der Familie entsprechend war. Als sie gleichfalls im Jahre 1737 hinstarb, hatte Lichtwer auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt so erhebliche Fortschritte gemacht, daß er nunmehr durch seinen Vormund nach der benachbarten Universität Leipzig gebracht werden konnte. Daselbst studirte er vier Jahre hindurch die Rechtswissenschaft, und da die damals allgemein erwachte Begeisterung für die deutsche Muse auch ihn ergriffen hatte, war er zugleich auf die Erwerbung von Sprachkenntnissen bedacht. Das Studium der Alten fortsetzend, erlernte er das Französische und Italienische, hörte bei Gottsched und lehnte sich an dessen Schule an.

Obgleich er aber, wie ausdrücklich von ihm berichtet wird, nach feiner Sitte und dem Rufe eines gebildeten Weltmanns strebte, hatte er demungeachtet anfangs einen sehr schlechten Erfolg, als er die Universität verlassend eine praktische Laufbahn einschlagen wollte. Vergebens bewarb er sich seit 1741 in Dresden um ein Amt; er ging daher 1743 nach Wittenberg, nahm an dieser zweiten sächsischen Universität mit erneutem Eifer seine juristischen Studien wieder auf, bestand das Examen eines Doktors der Rechte wie auch der Philosophie und beschloß als akademischer Lehrer aufzutreten. Erbschaftsangelegenheiten hielten ihn jedoch mehrere Jahre lang in Quedlinburg und Halberstadt persönlich fest. Und in dieser Epoche brachte er dasjenige Werk zu Stande, dem er vorzugsweise seinen litterarischen Ruf verdankte: eine Reihe von Fabeln, die denn auch zwei Jahre nach dem Erscheinen der Gellert'schen Sammlung ohne seinen Namen (1748) veröffentlicht wurden. Nach Wittenberg zurückgekehrt, sah er sich wegen zunehmender Verschlechterung seiner Gesundheit veranlaßt, von der 1747 nach langem Verzuge mit juristischen und philosophischen Vorlesungen eröffneten Lehrthätigkeit zurückzutreten und eine friedsamere Anstellung zu suchen. Abermals scheiterten seine Bemühungen um eine solche in Berlin sowohl als in Dresden.

Nun verheirathete sich Lichtwer (1749), ging nach Quedlinburg und kaufte ein Kanonikat im Halberstädter Capitel; worauf es ihm endlich glückte, zum Referendar der preußischen Regierung, anfänglich ohne Besoldung, ernannt zu

werden. Eine Zeitlang kümmerte er sich noch um die Litteratur, angeregt durch den Beifall seiner Fabeln, und schrieb ein Lehrgedicht; allmälig indeß wandte er sich ausschließlich dem praktischen Geschäftsleben zu, indem er (1752) zum wirklichen Regierungsrathe vorrückte, bald darauf Mitglied der Landesdeputation, im Jahre 1763 Consistorialrath und Criminalrath, 1765 auch Vormundschaftsrath wurde. Dem Umgange mit gelehrten Zeitgenossen geflissentlich entsagend, der vielseitigen amtlichen Wirksamkeit und der Sorge für die äußerlichen Glücksumstände seiner Familie ganz und gar gewidmet, beschloß er sein Dasein am 7. Juli 1783.

Von einer eigentlichen Fülle dichterischer Begabung kann bei Lichtwer ebensowenig die Rede sein als bei Gellert; doch hat der Erstere in dem engen Reiche der Fabel, auf welches er sich einschränkte, nicht ohne Kraft gewirkt und wenigstens in einer kleinen Zahl von Produkten die Gellert'sche Klassizität erreicht. Wie er in der Litteratur vorzog den Einsiedler und Sonderling zu spielen, so bemühte er sich auch in seinen Fabeln originell zu sein; was ihm jedoch nur in soweit gelungen ist als er vorzugsweise, wie aus seiner „Einleitung" erhellt, darauf ausging, das Thierreich und die sprachlose Natur reden zu lassen. Und hierin ist ihm Erfindungskraft und Treue nicht abzusprechen. Ueberlegen waren ihm weder Gleim, noch der spätere Pfeffel. Gellert und Lichtwer müssen für die vorzüglichsten Fabeldichter des achtzehnten Jahrhunderts angesehen werden, der Letztere vornehmlich wegen scharfer Beobachtungsgabe. Was aber seine Darstellung und seinen Geschmack anbelangt, so sehen wir ihn meistentheils hinter der feinen populären Leichtigkeit und Eleganz des obengenannten Zeitgenossen und Landsmannes zurückstehen, der ungleich bedeutender gewesen sein würde, wenn er in seinen übrigen Schriften nicht bis zur Flachheit sich verloren hätte. Anfangs konnte Lichtwer nicht gegen ihn aufkommen, seine Fabeln blieben ziemlich unbeachtet, bis Gottsched seines ehemaligen Jüngers sich annahm und auf den Werth des von ihm Geleisteten hinwies, welchen zwar Moses Mendelssohn durch eine scharfe Kritik bestritt, aber dem Publikum so wenig ausreden konnte, daß vielmehr das Interesse sich von allen Seiten steigerte. Ramler endlich setzte dem Rufe dieses Fabeldichters die Krone auf, indem er, hingerissen von seiner seltsamen Wuth zu corrigiren, den unerhörten Einfall sich erlaubte, eine Auswahl der Lichtwer'schen Fabeln (1761) zu Greifswalde und Leipzig verbessert herauszugeben, verböfert, wie der beleidigte Verfasser sagte, der wegen dieser Eigenmächtigkeit und dieses Nachdrucks auf die heftigste Weise gegen den Kritiker ausfiel. Die öffentliche Meinung schlug sich auf die Seite des Gekränkten; daß aber Ramler gleichwohl nicht falsch geurtheilt hatte, als er die Formschwäche der Lichtwer'schen Arbeiten auf so eigenthümliche Weise rügte, beweist schon der Umstand, daß Lessing das Wort ergriff, um den Verbesserer zu entschuldigen.

Schriften. 1) Vier Bücher Aesopischer Fabeln, in gebundener Schreibart. Leipzig 1748. 2. Auflage. Berlin 1758. 5. Auflage. Ebend. 1782. 2) Das Recht der Vernunft, in fünf Büchern. Leipzig 1758. (Gereimtes Lehrgedicht.) 3) Minucius Felix' Gespräch von der Religion, aus dem Lateinischen übersetzt. Berlin 1763.

Schriften. Herausgegeben von seinem Enkel Ernst Ludwig Magnus von Pott. Mit Vorrede und Biographie von Fr. Cramer. Halberstadt 1828. — Eichholz, Lichtwer's Leben. Ebend. 1784.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise,
Die Freunde liefen schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn,
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun: erzähle!
Was ward da nicht erzählt? Hört, sprach er einst, ihr wißt
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist,
Eilf hundert Meilen hinter ihnen,
Sind Menschen, die mir seltsam schienen,
Sie sitzen oft bis in die Nacht,
Beisammen fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammen hängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.
Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde,
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?
Ach nein! So suchen sie der Weisen Stein?
Ihr irrt.
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?
Nein! So bereun sie alte Sünden?
Das ist es alles nicht. So sind sie gar verwirrt,
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? Sie spielen.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freite wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte,
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr drasch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.
Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzens Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn: Kleiner Töffel! hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört' man die Rede gehn,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.
O das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich
Sich in die Fremde zu begeben.

Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben,
Inmittelst ändert sich's, und man verkennet mich.
Gleich ging er hin, und ward ein Reiter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr,
Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt, es sollte Friede sein.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauer-küh';
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ohngefähr, und schrie:
Je kleiner Töffel! lebt ihr noch?

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reist, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb, denn eigner Heerd
Ist, sagt das Sprüchwort, Goldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König;
Dergleichen Nester giebt es wenig.
Kaum stund das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bei der Gefahr
Daß unser Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein:
Er könne hier nicht sicher sein.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andernmal davonzuziehn.

Da baut' er sich das dritte Haus
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt.
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eigner Herr und Knecht:
Dieß bleibt des Mittelstandes Recht.

Die zwei alten Weiber.

Die Uhr that in der Nacht eilf Schläge,
Da ging ein altes Weib in einem hohlen Wege,
Ein andres altes Weib kam in dem Weg heran,
Die Thoren sahen sich für zwei Gespenster an,

Und standen starre da, als ob sie Säulen wären;
Sie standen bis der Morgen kam,
Da jede brummend Abschied nahm.

Wir hindern in der Welt einander mit Chimären.

Hermann Lingg,

ein mittelmäßiger Lyriker, welcher durch Geibel's Empfehlung einen unverdienten Ruf erlangte, wurde zu Lindau am 22. Januar 1820 geboren. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt, darauf das Gymnasium zu Kempten besucht hatte, ging er im Jahre 1837 zur Universität München über, studirte die Heilkunde und promovirte zum Doktor der Medicin, die weitere Ausbildung für seinen Beruf alsdann in Freiburg, Berlin und Prag fortsetzend. Zurückgelangt in seine Heimath Bayern, ließ er sich als Militärarzt anstellen und hatte in solcher Diensteigenschaft seinen Aufenthalt abwechselnd zu Augsburg, Straubingen und Passau, bis er im Jahre 1851 pensionirt wurde. Nunmehr wählte der junge Mann die Hauptstadt München zu seinem Wohnort, und wie er früher schon, neben der Ausübung seines Pflichtberufs, im Stillen mit Poesie sich beschäftigt, geschichtlichen und philosophischen Studien obgelegen, so widmete er seine freie Muße jetzt ausschließlich der dichterischen Produktion. Außer lyrischen wagte er auch epische Versuche und schrieb selbst ein Drama, „Catilina" betitelt, welches unter den zahlreichen, bei dem Münchner Preisgericht 1857 eingegangenen Stücken wenigstens einige Beachtung erlangte. Schon vorher hatte Emanuel Geibel den Vorrath der von ihm verfaßten lyrischen Gedichte durchgemustert und eine Auswahl derselben im Cotta'schen Verlage mit einem sehr beifälligen Vorworte herausgegeben; man pries die unter so günstigen Umständen erschienene Sammlung von allen Seiten, und der König Maximilian II. von Bayern ertheilte dem Dichter, dessen persönliche Lage nicht die freundlichste war, einen Jahrgehalt.

Selten ist ein Lyriker gleich mit seinen ersten Proben auf so namenlose Weise überschätzt worden, wie es mit Lingg geschehen. Bedenkt man den schrankenlosen Beifall, der dieser in ihrem Umfange so geringfügigen Sammlung oktroyirt worden ist, so müßte man wenigstens annehmen, daß die von Geibel vorgelegten, auf die Summe von etwa sechzig kleinen Stücken sich beschränkenden Produkte durchweg und insgesammt lyrische Meisterstücke ersten Ranges

sein müßten; oder daß doch die größere, ja, allerschlimmsten Falls die kleinere Hälfte dieser Spenden Anspruch hätte auf einen entschiedenen durch ihre klassische Vollendung gesicherten Werth. Nichts von alledem; auch die bescheidenste Erwartung findet der unpartheiische Kritiker bei der mildesten Würdigung dieser ausgewählten Gedichte betrogen. Der Kenner ist zu dem Ausspruche genöthigt, daß hier nichts als Mittelgut vorliegt; die einen Lieder nämlich, die in der Form allenfalls erträglich sind, entbehren eines gediegenen Gehalts, die andern dagegen, welche einen gewichtigen Stoff behandeln, sind in der Form gleichsam stecken geblieben, oder mit andern Worten, zeigen den bedeutsamen Stoff nicht zu derjenigen Bedeutsamkeit entfaltet, die man von des Dichters Hand zu erwarten berechtigt ist, nachdem derselbe einmal einen so schwerwiegenden Stoff ausgewählt hat.

Der Vorwurf der Gehaltlosigkeit trifft zunächst die Rubrik der „vermischten Gedichte" und seine wenigen „Sonette". Bei den meisten dieser Produkte fragen wir erstaunt: wozu die Reimerei dieser Vorstellungen? Wir müssen so fragen, da wir in ihnen weder einen lebenskräftigen, hohen oder ethischen Gedanken, welcher dem Ganzen jedesmal zu Grunde läge, noch ein großartiges und erfreuendes Abbild der berührten Gegenstände vorgeführt sehen. Kann doch selbst die Subjektivität in der Lyrik großartig, erfreuend auftreten. Was frommt uns unter anderm der Jammer in „Chili"? Wozu verhilft uns der Blick nach „Neapel", wenn er auf eine schiefe Frage angewiesen bleibt? Ebenso unbefriedigt lassen uns seine wenigen Ergüsse über „Weltleben"; noch weit minder befriedigen uns seine Darstellungen über Momente der „Geschichte". Denn was er unter der Ueberschrift „Weltleben" besingt, die „Windsbräute", die „Weltumsegler", den „Nomadenzug" und dergleichen, das äußert sich vermittelst leerer Schaumblasen oder vermittelst bekannter, trotz ihrer Buntheit zuletzt gleichgültig lassender Züge. Was aber die geschichtlichen Momente anlangt, die er vor uns aufrollt, und die sich nicht blos unter der ausdrücklich mit „Geschichte" bezeichneten Rubrik gesammelt, sondern auch unter den übrigen Abschnitten ohne Ordnung eingestreut vorfinden, so machen wir überall die Wahrnehmung, daß der Dichter in der Entwicklung seiner mit Kühnheit ausgesuchten Sujets einen kühnen Anlauf nimmt, aber — es bleibt bei diesem kühnen Anlauf, man hört immer läuten, aber nie zusammenschlagen. Mit einer anscheinend umfassenden Leichtigkeit legt er die Stoffe geschwätzig auseinander, jagt nach allerlei Bildern und nestelt hin und wieder gewichtvolle Gedanken ein, aber wie alle Halbpoeten bringt er es nicht zu der in jedem einzelnen Falle angemessenen Charakterisirung, sondern gaukelt, über Zeit und Raum hinfahrend, ohne Tiefe schrankenlos umher. Plötzlich ist er dann mit der ganzen Aufgabe fertig, er hat uns auf den Strand gesetzt und wir fühlen uns ärgerlich an die Stirn, mit der unangenehmen Frage, was der Sinn des Gelesenen sein soll oder was der Dichter mit seiner historischen Tirade gewollt hat? Nicht selten gewahren wir überdieß, daß der Verfasser seine weltgeschichtlichen Skizzen in ein gewisses Halbdunkel hüllt, wahrscheinlich von der Meinung ausgehend, daß er seinen Produkten die poetische Glorie dadurch verleihe, daß er ihre Darstellung mit einem Schleier umwindet. Wir müssen daher sagen, daß er die Stoffe nicht zur rechten Form gebracht, daß er vielmehr das geschichtliche Element theils roh, theils platt, nackt und ohne Eleganz, ohne Energie vorführt. Dunkel und gleichsam in der Ferne verschwimmend, wie die Aussicht durch ein trübes Fernglas, erscheint uns sein „Dodona", schaal und prosaisch sein „Salamis"

und sein „Lepanto"; wie ungenügend ferner ist sein „Lied der Städte", eine grausenhafte Schilderung mit einem ekelhaften Schlusse! Uebrigens möchte ich nicht behaupten, daß Lingg in der Auswahl seiner Stoffe stets glücklich gewesen, nämlich daß er nur solche Themata vorgesucht, aus welchen sich wirklich etwas Vortreffliches machen lassen.

Die äußere Darstellungsweise endlich zeigt den Verfasser nichts weniger als einen Meister. Zwar blickt sein Streben nach künstlicher Gestaltung der Reimstrophe durch, aber keine einzige seiner Formen genügt dem klassischen Anspruch an Reinheit, Sorgfalt und Vollendung des Rhythmus. Er liebt die Ueberraschung durch neue und ungewöhnliche Reime, als gehe er von einem Wetteifer mit F. Freiligrath aus und suche durch Wohllaut zu glänzen wie der von ihm verehrte Platen: Schade nur, daß er dabei die sonstige Messung der Verszeilen und ihren Rhythmusfall vernachlässigt, während er uns nicht selten die unerträglichsten Konsonanzen zumuthet, Reime auftischend wie „Phönix" und „Königs", „Geliebten" und „Aegypten", „Flaggen" und „Nacken". Ingleichen sinkt er in vielerlei Wendungen zur Prosa hernieder, wie wenn er eine Strophe mit der Zeile anhebt: „Hier ist Alles wie zerrissen," oder wenn er ein „Lied" mit folgenden Strophen beginnt:

Auf einem Eiland möcht' ich wohnen
Im fernsten stillen Ozean,
Auf einer Insel milder Zonen,
Fern von Europas Noth und Wahn.

Die ersten Bäume wollt' ich ziehen,
Der Reben und der Aehren Saat,
Und mit den ersten Colonien
Begründen einen freien Staat.

Die unmotivirte Erwähnung „Europas" und der trockne Ausdruck „mit den ersten Colonien begründen einen freien Staat" tragen den Stempel der entschiedensten Prosa an sich. Unerwähnt will ich lassen, daß er nach der Manier der „schwäbischen Schule" die Zeitwörter zuweilen, um des Reimes willen, gegen unsern Sprachgebrauch an das Ende des Satzes schiebt; wie denn überhaupt seine unbehülfliche Wortstellung oft sehr unangenehm den lyrischen Ton verletzt. Am schlimmsten ist es, daß wir allerwärts auf schiefe oder mangelhaft gefaßte Sentenzen stoßen; ein Zeichen, daß er außer Stande war den vollen und schlagenden Ausdruck für seine Ideen zu treffen. Nicht ein einziges seiner Gedichte giebt es, das nicht mit irgend einer unerträglichen Schwäche behaftet und so beschaffen wäre, daß wir es tadellos nennen könnten. Selbst das vielbewunderte Lied, „der schwarze Tod" überschrieben, welches von seinem grausenhaften Gegenstande abgesehen einige glänzende Strophen enthält, leidet an Ungenauigkeiten und Fehlschüssen, die uns nicht zweifeln lassen, daß dem Verfasser gleichsam das Pulver von der Pfanne gebrannt ist. Gleich in der ersten Strophe stößt man sich an das Beiwort „feuerfest": man weiß nicht ob es in seiner Bedeutung richtig steht, und nicht vielmehr des Reims wegen angebracht sein möge. Sinnverkehrt ist die Stelle, wo die „Pest" äußert: „Den Krieg hab' ich zum Erben"; denn umgekehrt sollte es wohl heißen: „Der Krieg hat mich zum Erben". Unwahr erscheint die Wendung: „Kein Leib ist mir gesund genung"; denn selbst die Pest kann nicht alle Menschen tödten, nicht alle anstecken. Ferner ist der Ausdruck: „Wem ich gesegnet Brod und Wein", mehr als gewagt, ich möchte sagen verkehrt im Munde der Pest, so bitter sie sich auch ausdrücken mag. Die gesammte

letzte Strophe endlich steht in der Luft; auch von ihrem Inhalt gilt die Erfahrung, daß eine ganze Stadt nicht völlig aussterben kann. Eine Ungleichheit, daß die Pest bald mit dem Wanderstabe, bald mit sausendem Rosse gedacht wird, will ich nicht rügen. So mangelhaft sind denn die Lingg'schen Produkte; die jüngsten im Musenalmanach von Christian Schad 1858 mitgetheilten steigern ihre Unverständlichkeit bis zu einem solchen Grade, daß sie nur ein Oedipus genießbar finden dürfte. Seine epischen Anläufe lassen schon wegen der bedenklichen Form, die er für diese Darstellungen gewählt hat, nicht viel hoffen.

Wir müssen es daher Geibeln überlassen, die pomphafte Herausgabe dieser „Gedichte" zu vertreten, jenem Manne, der ausdrücklich in seinem 1853 geschriebenen Vorworte „für die poetische Bedeutung der Sammlung Bürgschaft zu leisten" versprochen hat: er möge uns nachweisen, worin hier „der nothwendige Erguß einer ursprünglichen Dichternatur" zu suchen ist. Einen Rivalen in der Lyrik hat sich jedenfalls Geibel nicht auf den Hals geladen, als er sich beeilte des bayerischen Dichters Herold zu werden. Noch weiter gegangen ist ein ungenannter Aesthetiker der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der im Herbst 1858 mit vollen Backen in die Lobtrompete gestoßen und in Lingg den urgermanischsten aller seither aufgetretenen Poeten gefeiert hat: wir möchten ihn zur Rechtfertigung dieser fabelhaften Beweihrauchung auffordern, welche seinem Verstande nicht zur Ehre gereicht. Ihm und Geibel gegenüber halten wir das Urtheil fest, daß es dem Dichter Lingg gerade an denjenigen Eigenschaften gebricht, die man ihm vorzugsweise nachgerühmt hat, an Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit; wie denn sein poetisches Vermögen in der That nicht groß sein kann. Denn sonst würde sich dasselbe nicht allein mit wahrhaft poetischer Anschauung, sondern auch mit jener reichen Kraft der Darstellung verbunden gezeigt haben, die, bei allem Mangel an sprachlicher Uebung, zum entschiedenen Ausdrucke hindurchgreift und selbst das Abhandensein der künstlerischen Formvollendung bis zu einem gewissen Grade dadurch ersetzt, daß wir durch wohlgeordneten Vortrag natürlicher Gedankenfülle entschädigt werden.

Schriften Gedichte. Stuttgart 1854. 3. Auflage 1857. Außerdem eine Miniaturausgabe in Goldschnitt.

Der schwarze Tod.

Erzittre Welt, ich bin die Pest,
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest,
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Aegyptenland
In rothen Nebelschleiern,
Am Nilusstrand im gelben Sand
Entsog ich Gift dem Wüstensand
Und Gift aus Dracheneiern.

Thal ein und aus, bergauf und ab,
Ich mäh' zur öden Heide
Die Welt mit meinem Wanderstab,
Ich setz' vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Wassersnoth,
Ich bringe mit das theure Brod,
Den Krieg hab' ich zum Erben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,
Mein sausend Roß geht weiter,
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Boot
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich in's Haus
Zugleich mit seiner Waare;
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus.
Ich steig' aus seinem Schatz heraus
Und streck' ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir ist kein junges Blut zu jung,
Kein Leib ist mir gesund genung,
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau' in's Aug' hinein,
Der mag kein Licht mehr sehen;
Wem ich gesegnet Brod und Wein,
Den hungert nur nach Staub allein,
Den durstet's, heimzugehen.

Im Osten starb der große Chan,
Auf Indiens Zimmetinseln
Starb Negerfürst und Muselmann,
Man hört auch Nachts in Ispahan
Beim Aas die Hunde winseln.

Byzanz war eine schöne Stadt
Und blühend lag Venedig,
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu sammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

An Nordlands letztem Felsenriff
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgestorbnes Schiff,
Und Alles was mein Hauch ergriff,
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag' und Monde schwinden;
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd' und leer
Die Stadt der Todten finden.

Lied.

Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich dich
Rufen draus vor meiner Thür,
Niemand wacht und öffnet dir,
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja, ich werde sterben müssen,
Eine andre wirst du küssen,
Wenn ich bleich und kalt,
Eh' die Maienlüfte wehen,
Eh' die Drossel singt im Wald;
Willst du mich noch einmal sehen,
Komm', o komme bald!

Feodor Löwe,

ein Lyriker und Schauspieler von Talent, wurde am 5. Juli 1816 zu Kassel geboren und stammte aus einer berühmten Schauspielerfamilie. Nach tüchtigen Studien erlangte er eine angesehene Stellung an dem königlichen Hoftheater zu Stuttgart und benutzte seine freie Muße, die ihn erfüllenden Ideen vorzugsweise in lyrischer Form künstlerisch auszusprechen, zunächst ohne Zweifel angeregt durch seinen Beruf selbst und nicht mit der Absicht, als Dichter glänzen zu wollen.

Noch ehe seine Lyrik gesammelt vor das Publikum trat, erregte ihr vereinzeltes Erscheinen unsere Aufmerksamkeit durch Frische und Klangfülle. Aus der Zusammenstellung der getroffenen Auswahl gewahren wir jetzt, daß er mit Innigkeit der Gefühle Ernst der Betrachtung, mit Welterfahrung Vorurtheilslosigkeit und Freiheit des Strebens verbindet. Von der Richtung der „schwäbischen Schule", obwohl die Muster derselben hier und da noch durchklingen, hat er seinen Geist nicht beschränken lassen, sondern trat in das Leben hinaus,

die Vorzeit mit der Gegenwart vergleichend, an den Geschicken fremder Völker wie der eigenen Nation theilnehmend. Nicht blos die Wahl der Stoffe, sondern auch der Formen bestätigt uns seinen freieren Standpunkt; Goethe und Platen mochten ihm vorleuchten. Das Bedeutsamste, was er geleistet hat, dürften wohl seine Ergüsse über die Weltstadt Venedig sein. Wie er aber die letztere nach dem äußeren Anscheine ihrer gegenwärtigen Lage zu ungünstig richtet, wenigstens in Bezug auf ein neues Morgenroth Italiens, so unterschätzt er auch die politischen Bewegungen des deutschen Volkes, indem er ihnen keine rechte poetische Seite abzugewinnen vermocht hat, ohnstreitig erschreckt durch das Aufschäumen der Tiefe. Daß er übrigens unbedeutende und subjektive Darstellungen einmischt, die kein allgemeineres Interesse haben können, ist ein Vorwurf, den er mit allen Lyrikern theilt. Ueberhaupt möchten wir wünschen, daß Löwe nicht allein in der Form, im Rhythmus also und im geschmackvollen Ausdruck, sondern auch in der Entfaltung seiner Ideen charakteristischer und origineller sich gefaßt hätte. Denn gerade an den eigenthümlichen Stoffen, die er verarbeitet hat, an mancherlei Hexengeschichten und Wundern, scheint er mir gescheitert zu sein.

Schriften. 1) Gedichte. Stuttgart 1843. 2) Gedichte. Miniaturformat. Ebend. 1854. 2. vermehrte Auflage 1860.

Sonette aus dem Süden.

1.

Pan schläft! In allen Wipfeln Mittagsstille!
Man hört des Gottes tiefes Athemholen;
Die jungen Blätter flüstern wie verstohlen,
Und nur in langen Pausen zirpt die Grille.

In Schlummer liegt der hohe Götterwille
Und hat zu feiern der Natur befohlen,
Die Stunden schleichen wie auf Blumensohlen;
Pan schläft! In allen Wipfeln Mittagsstille!

Ein sonnig Netz umschlingt mit goldnen Ringen
Die weite Flur und hält den Bach gefangen,
Bis seine muntern Wellen sanfter klingen;

Den Rosenbusch nur regt ein schüchtern Bangen,
Sehnsüchtig duftet er nach holdem Singen
Der Nachtigall und bebt voll Thauverlangen.

2.

Hier saßen sie, auf diesen grauen, kalten
Steinstufen des Amphitheaters schweigend,
Versunken im Genuß die Häupter neigend,
Um's kräft'ge Knie der Toga weiche Falten.

Und heil'ge Stille herrscht' beim Chor der Alten,
Der im Gesange, rhythmisch sich verzweigend,
Erschien, zu der Orchestra aufwärtssteigend,
Indeß die Libyer-Flöten lieblich schallten.

Was Oedipus und Hekuba getroffen,
Des Ajax Rasen, des Orestes Reue,
Schlug an die Herzen hier mit Furcht und Hoffen;

Darüber lag mit seiner tiefen Bläue,
Mit Helios' Gold, der weite Himmel offen
Und sah die Kunst, die noch nicht tagesscheue!

Morte!

Als von der Riesentreppe
Der letzte Doge schritt,
Und seines Mantels Schleppe
Auf diesen Stufen glitt,

Als Piazza und Piazette
Die stolze Zeit verträumt,
Da hat das Meer sein Bette
Wildfreudig überschäumt.

Als nun von Brück' und Bogen
Der Doppeladler sah,
Da donnerten die Wogen
Der blauen Adria;
Sie rauschte laut: „Bin ledig,
Von schwerer Fessel frei!
Venedig, o Venedig,
Der Trauring brach entzwei!“

Wie hieß er, der die Pforte
Nur des Senats gewahrt,
Und leis schon: „sono morte!“
Gemurmelt in den Bart?
Fürwahr, die ernsten Worte
Venedig blieben dir,
Denn „sono morte, morte!“
Klingt's durch die Lüfte hier.

Zerbrochen und zersplittert
Das mächtige Dogat!
Verödet und verwittert
Liegt die Lagunenstadt,
Die ränkevolle rasche,
Durch eigne Schuld beraubt,
Des goldnen Buches Asche
Auf dem gebeugten Haupt.

Wie dort im Dämmergrauen
Die schwarze Gondel schwebt,
Gleich einem Sarg zu schauen,
Der auf den Wellen bebt;
Die Wellen zagen, klagen
Und schlagen scheu zurück,
Es scheint der Sarg zu tragen
Venedig und sein Glück!

Hüll' nicht in Prachtgewänder,
Was längst verfallen war,
Zieh' nicht dreifarb'ge Bänder
Durch's graugemischte Haar;
Zeig' auf der greisen Stirne
Würdig ein ewig Weh —
Doch ach, du wardst zur Dirne,
Steinerne Niobe!

Das Horn zu Ronceval.

Das war ein tüchtig Streiten
Zu Ronceval im Thal!
Es troff auf beiden Seiten
Von Blut der scharfe Stahl.
Von Heid' und Christenrittern
Sah man der Wunder viel;
Das war ein Lanzensplittern,
Ein lustig Würfelspiel!

Vor Allen aber Einer
Warf stets den besten Pasch,
Dem widerstand wohl Keiner,
Der hieb so tief als rasch;
Der strich die Eisenfiedel
Auf blanker Helme Kranz,
Und sang ein munter Liedel
Vom Rhein und seinem Glanz.

Das war des Kaisers Vetter,
Der starke Held Roland!
Der schrieb im Kampfgeschmetter
Die leserlichste Hand.
Der ließ die Klinge kreisen,
Als wär's ein Becher Wein,
Und rief: „Sonst trink' ich Weißen,
Heut' schenk' ich Rothen ein.

Heran, ihr Mohrenfürsten
In Panzern goldighell,
Löscht meines Schwertes Dürsten
Mit eurem Lebensquell!
Karl, hast du keine Kunde,
Wie man hier tiostirt,
Wie meine Tafelrunde
Heut' manchen Mann verliert?

Wir kämpften und wir zechten,
Doch nun ist Alles aus;
Bald hör' ich auf zu fechten,
Dieß ist mein letzter Strauß.
Noch treuer, als der Dame,
Hielt ich dir meinen Schwur,
Und leben wird mein Name
Im Lied des Troubadour.

Das Häuflein ist gelichtet,
Das deine Nachhut war;
Wie Garben aufgeschichtet,
Liegt fast die ganze Schaar.
Um Jeden, der gesunken,
Ein Dutzend Heidenbrut;
Der Rasen ist wie trunken
Von all' dem warmen Blut.“

Als keiner mehr von Allen,
So Christ als Heide, stand,
Dann erst ist er gefallen,
Der starke Held Roland!
Am Schwert die müde Rechte,
Bepurpurt Helm und Schild;
Der erste im Gefechte,
Der letzte im Gefild.

Doch eh' der Tod, so blutig,
Ihn gänzlich übermannt,
Greift er noch todesmuthig
Sein Horn, den Olifant:
„Den besten Gruß, mein Kaiser,
Dir noch mit diesem Schall!"
Und leis' verklingt und leiser
Das Horn zu Ronceval.

Gasele.

Einmal nur für alle Orte, liebe Seele, glaube mir!
Klopft das Glück an deine Pforte; liebe Seele, glaube mir!
Nicht zum zweitenmale blüht die süße Frühlingsblume Liebe,
Wenn sie einmal kalt verdorrte; liebe Seele, glaube mir!
Was die Lippen auch betheuern — die Verheißungen und Schwüre
Sind nur Echo früh'rer Worte; liebe Seele, glaube mir!
Einmal läßt der Schatz sich heben, doch erlosch das Zauberfeuer,
Nahst du niemals mehr dem Horte; liebe Seele, glaube mir!

Epigramme.

1.

Stellst du das Häßliche dar, so leih' ihm den Reiz noch der Charis;
Ist ja der Teufel doch selbst nur ein gefallener Gott.

2.

Dänisches Drama, du schleppst von Akt dich zu Akt, die Personen
Kommen und reden und gehn — aber die Handlung steht still.
Wahrlich, nun wär's an der Zeit, daß Einer verkünde das Schlagwort,
Wie der germanische Held zornig die Bühne betritt.

Otto Ludwig,

ein dramatischer Dichter von vorzüglicher Begabung, aber ohne zureichenden Kunstgeschmack, nebenbei auch auf novellistischem Gebiete thätig, wurde gegen das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts im Herzogthum Meiningen geboren und widmete sich anfangs der Musik. Der Umstand indessen, daß seine Gesundheit litt, nöthigte ihn von der Ausübung dieser Kunst zurückzutreten; unterstützt von dem Herzog seines Landes, begab er sich um das Jahr 1842 nach Leipzig, studirte an der Universität dieser Stadt und warf sich ganz auf litterarische Produktion. Sein Aufenthalt wechselte zwischen Leipzig, Dresden und Meißen. Die Aufführung zweier Bühnenstücke verschaffte ihm einen Namen.

Daß Otto Ludwig eine ungewöhnliche dichterische Anlage besitzt, erkennen wir aus einer ziemlichen Fülle von Phantasie und Geist, womit er seine Arbeiten schmückt, und aus dem gesunden Takte, welcher ihn vor der Sucht moderner Vielschreiberei bewahrt hat. Er versteht seine Stoffe gründlich auseinanderzulegen und in das kleinste Geäder zu verfolgen, um keinen Pinselstrich zu verabsäumen; dabei tritt sein Streben nach Neuheit siegreich hervor, wodurch es ihm bis zu einem gewissen Grade gelingt zu spannen und zu fesseln. Die Sorgfalt der Behandlung verbindet er außerdem mit Liebe für den Gegenstand; er zeigt überall, daß er ernstlich durchdrungen ist von der Würde und Wichtigkeit dessen was die Poesie fordert. Hierauf aber müssen wir die lobenswerthen Eigenschaften Ludwig's beschränken. Die ihm zu Gebote stehenden Mittel reichen nicht aus, um ihn zu einem Dichter von klassischer Bedeutung zu erheben; es müßte dazu ein klarerer Sinn für das Schöne und eine größere Läuterung des Geschmacks kommen. Die Gabe der Phantasie, die ihn zur Darstellung ausnehmend befähigt, ist in ihm vorwiegend und nicht gezügelt durch das Gegengewicht eines scharfurtheilenden Verstandes. Zum Phantasten wird er nun zwar nicht wie mancher Andere, aber die erwähnten Vorzüge seiner Arbeiten heben sich durch Schwächen auf. Die letztern offenbaren sich zunächst dadurch, daß er in seiner Darstellung das Unschöne nicht verschmäht, sobald es nur eine drastische Wirkung zu haben scheint; dann dadurch, daß er, aus der natürlichen Sphäre von der Phantasie ins Unermeßliche fortgerissen, zu einer übertriebenen Färbung greift und schwülstig wird. Denn dahin geräth er, um seiner phantastisch ausschweifenden Vorstellung die entsprechende Form zu geben, also die der Phantasie genügende, die aber freilich der Kunst und Natur widerstreiten muß. Verlangt doch selbst das Zaubermärchen nicht bloße Phantasiesprünge, sondern eine auf bestimmten Voraussetzungen ruhende Grundlage der Wahrheit.

Seine Prosa bestätigt das herbe Urtheil auf das einleuchtendste. In der Novelle „Zwischen Himmel und Erde" wird ein Stoff abgehandelt, der in seinem Kreise beschränkt, in seiner Art aber nicht verbraucht, sondern eher neu zu nennen ist. Die Hauptpersonen sind durchweg eigene Gestalten, Bewohner einer kleinen Stadt, die ihr Geschäft, die Dachdeckerei, ausüben: er individualisirt sie sammt ihren Umgebungen haarscharf und deckt ihr Inneres mit psychologischer Spitzfindigkeit auf. Aber sie sind keine Menschen, sondern Träumer, sie quälen sich untereinander endlos, wie die von H. Laube in seinem „Prinz Friedrich" vorgeführten Figuren, indem sie gleichsam wie gelähmt im Kreise sich umherdrehen, zu keinem Ergebniß kommen können und mit fruchtloser Aengstlichkeit, wie es im Traume geschieht, umhertasten. Das Traumleben ist noch lange kein poetisches Leben: jenes ist meist konfus, dieses hell und verklärt. Was die Form der gedachten eine Kleinstädtergeschichte breittretenden Novelle anlangt, die auf die Hälfte ihres Umfangs zu reduziren gewesen wäre, ist S c h w ü l s t i g k e i t des Ausdrucks nicht ihr geringster Fehler. Gleich auf der ersten Seite stoßen wir auf folgenden Satz: „Die Rosen können in das Gäßchen hinausschauen, das den Vermittler macht zwischen den beiden größeren Schwestern" (d. h. Gassen). Nicht mangelt es an anderweitigen Beispielen, die hinter dem Lohenstein'schen und Hoffmannswaldau'schen Schwulst einer früheren barbarischen Epoche kaum zurückstehen. So sagt Ludwig unter anderm: „Er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine [beim Tanze] mehr unter sich, kaum noch die junge Frau, die neben ihm schwamm, an seiner rechten Floßfeder hangend, die Schönste unter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen,

der Daumen an der Hand des Balles war." Nachdem er ferner von den Dachdeckern, die am Thurme droben die Stangen für ein Gerüste hinausschieben, die Aeußerung gethan hat: „Den Zuschauer von unten gemahnts, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel baun," schließt er weiter unten die weitschweifige Schilderung mit einem Zusatz, der naiv sein soll, in der That aber höchst bedeutungslos ist: „Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang." Desgleichen reflektirt er: „Wie manches Thun zeigt ungeboren schon der Mutter Seele sein Bild vorher." Ferner radotirt er von einem seiner Hauptheldin: „Er hält mit Gewalt seiner Erregung den Mund zu," und von einer Hauptheldin: „In ihren Händen hielt sie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind." Ebenso ruft er emphatisch: „Und was er den Morgen angestiftet, davon kann man Steine zeugen hören" (es war ein Hospital gestiftet worden). Und an dergleichen Auswüchsen, Schwämmen und Seifenblasen einer exaltirten Darstellung haben wir Ueberfluß; auch stößt man auf längere Strömungen dieser Art, die sich über mehr denn eine Seite erstrecken. Wenn wir bedauern dürfen, daß Schriftsteller wie Karl Gutzkow die heutige Kunst der deutschen Prosa mißbrauchen für den Ausdruck fader Gedanken und nichtssagender Vorstellungen, so möchten wir dem Erzähler Ludwig vorhalten, daß er durch Bombast die gewonnenen Formen entstellt.

Seine Dramen anlangend, ähneln sie an Vorzügen wie an Fehlern seinen in Prosa verfaßten Mittheilungen. Wir erblicken in ihnen die Thätigkeit einer ebenso feinen Hand und das Rieseln einer echtpoetischen Quelle, wie sie weder in Hebbel, noch in Halm, noch in den meisten Theaterdichtern unserer Tage sprudelt. Aber auch hier überbietet das Unschöne das Schöne, indem er neben einer Ausdrucksweise, die in ihren Einzelnheiten bis zur unnatürlichen Gedankenhascherei ausartet, das Grause um des Effekts willen bevorzugt und Situationen zeichnet, die nicht auf, sondern hinter die Scene gehören. Wie die Gedankenhascherei ein falsches Pathos anzeigt und den auf das Gemüth bezweckten gesunden Eindruck zerstört, so ergreift die Furchtbarkeit der dramatischen Handlung nicht das Publikum, sondern peinigt es durch schauderhafte Vorgänge, deren Darstellung an die Bestialität der Menschheit erinnert, aber weder der Tragik, noch der Poesie überhaupt zukommt. So läßt er in seinen „Makkabäern" die Zuschauer zuschauen, wie im Hintergrund der Bühne drei Kinder nacheinander in einem glühenden Feuerofen langsam verbrannt werden! Es ist blos Schade daß der Dichter nicht auf den Gedanken gekommen ist, das Verlangen anzudeuten: es sollten während des grausamen Henkerspieles gebratene Aepfel unter die Zuschauer ausgeworfen werden, damit diese sich den mörderischen Vorgang desto nachdrücklicher und handgreiflicher versinnlichen möchten.

Schriften. 1) Dramatische Werke. 1. und 2. Band. Leipzig 1853—1854. (a. Der Erbförster. Trauerspiel in 5 Aufzügen. b. Die Makkabäer. Trauerspiel in 5 Aufzügen.) 2) Zwischen Himmel und Erde. Erzählung. Frankfurt 1856. 3) Thüringer Naturen. 1. Band. Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Zwei Erzählungen. Ebend. 1857.

Aus dem Trauerspiele „Die Makkabäer" (Bruchstück des letzten Akts).

Antiochus.

Wer bist du?

Lea.

Herr, ein Weib, verarmt an Allem
Und selbst an Thränen; eine Mutter, Herr,
Die deine Majestät zu flehen kommt!
Herr, bist du Gottes Bild an Macht und Größe,
Sei's auch an Gnade; gib mir meine Kinder.

Antiochus.

Du fleh'st um deiner Kinder Leben?

Lea.

Um
Ihr nacktes Leben.

Antiochus.

Tod und Leben liegt
In ihrer eignen Wahl.

Lea.

Wie meinst du das?

Antiochus.

Bekehrung heißt ihr Leben, Weig'rung Tod.

Lea.

Das wolltest du? Herr, Herr! was sprichst du da?

Antiochus.

So will es das Gesetz Antiochus.

Lea.

Nein Herr! sprich: das Gesetz, das ich gemacht,
Kann ich vernichten.

Antiochus.

Bald, das schwör' ich dir,
Soll es euch heil'ger sein als das von Mose.

Lea.

Herr, höre mich; laß mich
Nur erst der Schreckensworte Sinn versteh'n.
Ihr ungeahnter Klang hat mich erschreckt.
Sieh', meine Sinne schwindeln von dem Schlag.
Abfallen oder sterben? — Sterben?
Du kalter Laut, du lügst Gleichgiltigkeit.
Wer hört die Angst der Creatur dir an,
Alles zu lassen, was das Auge sieht,
Das Auge selbst? Und selber was wir hassen
Wird lieb uns, wenn's es lassen gilt. Wie klein
Der Sprung und doch liegt eine Welt von Sträuben,
Anklammern angstvoll zwischen seinen Ufern.
O Alles, Alles! Nur nicht Tod, nicht Tod!
Und doch, Herr, bleib' noch. Kann ich sie erst seh'n?
Wie sind sie? Lassen sie von ihrem Gott?

Antiochus.

Sie sind voll Trotz! Ich will ihn brechen.

Lea.

Sie sind voll Trotz? O freilich! Strenge wirkt
Nur Trotz. Mit Droh'n verlangten's fremde Männer,
Da bäumt sich in dem Kinde schon der Mann;
Doch wenn die Mutter fleht, da wird der Mann
Zum Kind und läßt sich lenken. Herr, vergönne
Die Frage mir: Darf ich die Kinder sprechen?

Antiochus.

Wenn du zu ihrem Heile reden willst —

Lea.

Wie sonst? Wie anders soll die Mutter reden?
Darf ich allein sie sprechen?

Antiochus.

Laß dir gnügen —

Lea.

Wie du willst, Herr; ich meinte nur, sprech' ich
Vor deinem Angesicht, sie würden glauben,
Ich rede deine Rede. Sei's darum!

(Antiochus winkt; der Hauptmann bringt Johannes, Joarim und Benjamin.)

Benjamin.

Die Mutter! Joarim, da ist die Mutter!

Joarim.

O Mutter! Mutter!

Johannes.

Herrin!

Lea.

Kinder! Kinder!

Antiochus.

Zur Sache!

Lea.

Ja, mein Herr, so thu' ich schon.
Dorthin seh't. Jener Mann dort ist der König;
Er will euch leben lassen, wenn ihr euch
Von euerm Gott zu seinen Göttern wendet—

Benjamin.

Wir haben ihm ja nichts zu Leid' gethan;
Weßhalb sollt' er uns tödten?

Lea.

Doch, er wird's.

Joarim.

So laß ihn, Mutter. Er ist nur ein Mensch
Wie du und ich und meine Brüder sind.
Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menschen.

Lea.

Mein Heldenkind! Vergib mir, Herr; es ist
Ja so natürlich, daß die Mutter freut,
Wenn ihr die Kinder nachgeartet sind.
Von ihrer Mutter haben sie den Trotz.
Kommt her, du böser Joarim, und du,
Mein Benjamin und mein Johannes; legt
Die Hände mir auf's Haupt, schwört mir zu thun
Was ich euch sagen werde.

Joarim.

Doch nichts wider
Den Herrn?

Lea.

Ich schwör' euch zu für euern Schwur,
Zu euer'm Heil nur fordr' ich diesen Schwur.

Benjamin, Joarim, Johannes.

Wir schwören, Mutter!

Johannes.

Und nun sprich!

Antiochus.

Zeigt ihr den Marterofen, eh' sie spricht.

(Die hintere Zeltwand fällt; Aussicht auf das Lager, über dem hinten Jerusalem mit dem Tempel, vom Monde erleuchtet; der Himmel übrigens bewölkt; von der Seite fällt ein Feuerschein auf die Bühne; Wetterleuchten.)

Lea.

Gott Israels! Herr, sei ein Mensch! Du hattest
Eine Mutter und du weintest wie sie starb,
Gewiß! du weintest. Herr, du selbst hast Kinder
Und liebst sie, Herr; gewiß! du liebst sie, Herr!
Gehorch' ich dir, gehorch' ich nicht, ich muß,
Ich selbst, die Mutter ihre Kinder tödten.
O, denke deiner Mutter, deiner Kinder
Und sprich: es ist genug; lebt euerm Gott!

Antiochus.

Nun komm zu Ende.

Lea.

Ja, zum Ende komm' ich,
Zu meinem Ende. — Nur so lange, Herr!
Lass' mir den Athem, bis ich sie gerettet,
Nicht vor des Königs, nur vor deinem Zorn.
Mein Fluch auf den, der brechen wird den Schwur!
Nun hört, was ihr geschworen: Bleibt getreu
Dem Gott der Väter; er allein ist Gott.
Und du nun, Herr, nicht mehr um Gnade fleh' ich;
Sei nur gerecht. Sie können nun nicht anders;
Nur mich lass' sterben; ich allein bin schuldig.

Antiochus.

Nur du sollst leben! Meinen Schwur an deinen!
So fremd sei mir Barmherzigkeit, als dir
Die Mutterliebe ist. — Führt sie zur Marter,
Den Aeltesten zuerst, zuletzt den Jüngsten.

Lea.

Du bist ein Henker, kennst das Mutterherz;
Ein feiger Henker, der sich schmähen läßt!
Wärst du ein Mann, ich lebte schon nicht mehr,
Um dich zu schmäh'n! Was ras' ich, Herr? Hör' nicht,
Was Wahnsinn aus mir redet. Bei dem Gott
Des Himmels und der Erde! sei ein Mensch!
Nur dießmal sei ein Mensch!

Antiochus.

Was flehst du mich?
Ihr Tod und Leben steht in deiner Hand.
Du hört'st, ich schwur.

Lea.

So schwurst du dein Gericht!
Denn diese wird der Herr, ihr Gott, erwecken,
Wenn du ein Schatten bist im Todtenreich.
Thor, der du meinst, die Kinder zu verderben,
Und bist das Werkzeug nur, sie zu erhöh'n,
Denn über ihre Marter wird der Herr
Von seinem Volke wenden seinen Zorn.
So lang ein Odem weht, wird er sie preisen,
Doch du wirst ewiglich verworfen sein!

(Die Kinder werden abgeführt; sie singen.)

Wen er behütet, der kann lachen,
Denn wer ist herrlich so wie Er?
Der Herr ist mächtig in den Schwachen,
Schickt seinen Sieg vor ihnen her.
Hallelujah!

Lea.

So laßt die Mutter Ihr? ohn' eine Thräne,
Ohn' einen Kuß, eh' noch das Mutterherz —
Weh' mir! Was thu' ich? Falsche Thränen, fort!
Wollt Ihr dem Henker feile Helfer sein?
Wenn jetzt du weinst, hast du sie nie geliebt.
Zu stählen gilt es jetzt, nicht zu erweichen!
Geht hin, zu kämpfen, wie ein Löwe kämpft,
Geht hin, zu sterben so, wie Lämmer sterben,
Hörst du, mein Kind?

Benjamin.

Jehovah's Stimme donnert!
In Wolken donnert hoch der große Gott!

Lea.

Er ist euch nah'; der Herr sieht, wie ihr leidet,
In seines Athems Sturm ist er euch nah'.
In seinem Donner redet er zu euch,
Daß über eurem Haupt er wenden will
Den Zorn von seinem Volk. Er will euch rächen,
Und euch erwecken wieder von dem Tod.
Vergebens birgst du unter deinem Lächeln
Der Seele Angst, die deine Blässe plaudert;
Wo willst du hinflieh'n? wo, Tyrann, wenn er
Herniederfährt im Sturm, um dich zu richten?

(Der Sturm verlöscht zwei Ampeln.)

So wie er deine Lampen jetzt verlöscht,
So wird er dich verlöschen. — Benjamin!
Hörst du Schaddais Ruf?

Benjamin.

Hast keinen Henker,
Tyrann, du mehr für Benjamin?

Antiochus.

Welch' Weib!
Und welch' ein Kind! — Im Schein der letzten Ampel
Steht er so wie mein Perseus vor mir da.
Soll's heißen: seine Heere schlug Ein Mann,
Ihn selbst ein sterbend Weib mit ihren Knaben?
Schenk' seinen Schwur ihm, Weib; gehorch' und rett' ihn.

Lea.

Rette dich selbst.

Antiochus.

Und er soll groß —

Lea.

Er ist
Größer als du.

Antiochus.

Gib ihn dem Leben.

Lea.

Leben
Wird er, wenn dich des Todes Nacht umfängt.

Antiochus.

Auf deiner Seele last' er denn. Sprich selber
Sein Urtheil ihm.

Lea.

Er sterbe. Nehmt ihn hin!

(Gorgias kommt eilend zurück.)

Antiochus.

Gehorchen sie?

Gorgias.

Für solche Menschen, Herr,
Gibt's keine Marter. Sieh' und hör' sie selbst.
Ein solch' Verachten aller Qual sah ich
An keinem Wesen noch. Herr, laß es enden!
Die Krieger steh'n entsetzt. Von Brust zu Brust,
Von Zelt zu Zelt schleicht die Entmuthigung,
Die Meuterei hebt schon ihr Schlangenhaupt.
Die Schaar, die die Gefang'nen soll bewachen,
Befreit sie selber. Aus der Brüder Qual
Weissagen sie das Ende Syriens.
Die Simeiten, die sie dir gebracht,
Zerrissen sie im Zorn; ich konnt's nicht hindern.
„Fort!“ hört' ich Einen rufen, „eh' das Weib,
Das riesige, den Himmel niederbetet,
Uns zu erdrücken!“ And're schwuren drauf,
Juda's Posaunen klängen durch den Donner.
Herr, laß das Schauspiel enden.

Antiochus.

Zum Aufbruch blas't. Zurück nach Syrien!

(Ein Hauptmann ab. Noch ein aufjubelndes Hallelujah, dann schweigt der Psalm plötzlich.)

Lea.

Gelobt sei Gott, der Herr! es ist vollbracht.
Nun — end' — dein Werk an mir — sonst — trügt, dir untreu,
Dein — Scherge Tod — dich um — die Marterlust.

(Die letzte Ampel verlöscht. Von allen Seiten Posaunen in dem Donner.)

Siegfried August Mahlmann,

ein Lyriker von Talent, der sich auch im Dramatischen und Novellistischen versucht hat, wurde am 13. März 1771 zu Leipzig geboren, auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet und studirte in seiner Geburtsstadt seit 1789 Philosophie und Litteratur. Nachdem er hierauf einen jungen Liefländer nach Göttingen begleitet und an dessen Seite die Ostseeprovinzen besucht hatte, ließ er sich im Jahre 1798 zu Leipzig nieder, erst eine Buchhandlung, dann von 1805 bis 1816 die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" übernehmend, wobei ihn seit 1810 der Litterat Methusalem Müller unterstützte, da er selbst zu gleicher Zeit (von 1810 bis 1816) zur Pachtung und Herausgabe der politischen „Leipziger Zeitung" übergegangen war. Das letztere Geschäft, obwohl es einerseits ihn von poetischer Produktion vollständig abzog und in politische Gefahren verwickelte, die im Jahre 1813 bis zu einer bedenklichen Gefangenschaft durch die Napoleonischen Truppen sich steigerten, brachte ihm andererseits so viele äußerliche Vortheile ein, daß er sich 1817 begütert zur Ruhe setzen konnte. Nicht weit von Leipzig lagen seine Besitzungen, auf diesen beschäftigte er sich mit ökonomischen und naturwissenschaftlichen Studien bis an seinen Tod, der am 16. December 1826 in seiner Geburtsstadt erfolgte. Für seine Bestrebungen war ihm der Titel eines herzoglich gothaischen und königlich sächsischen Hofraths zu Theil geworden.

Für witzig galt allerdings sein „Herodes", eine Parodie der Kotzebue'schen „Hussiten vor Naumburg", aber nicht auf dramatischem, sondern lediglich auf lyrischem Gebiete erlangte Mahlmann einige Bedeutung. Am weitesten ist im Publikum verbreitet worden und erhält sich noch sein „Vaterunser"; und doch ist es nur ein Nachklang des Klopstockischen, in vielen Einzelnheiten an dasselbe erinnernd, ungleich minder schwungvoll und besonders gegen den Schluß ganz und gar ermattend, wo der große Vorgänger seinerseits die ausgesprochenen Gedanken mit einem letzten Anlaufe nochmals übersichtlich zusammengefaßt und wie in einen Brennpunkt mit lyrischer Meisterhand vereinigt hat. Der Grundzug seiner

übrigen Lieder ist ein sanft elegischer, sein Styl leicht, einfach und fließend, gemäß den Stoffen; da diese aber aus einer ziemlich beschränkten Sphäre geschöpft sind und ihre Bearbeitung keine besondere Tiefe verräth, dringen die Leistungen nicht tief und haben einen geringen Anspruch auf Dauer.

Schriften. 1) Erzählungen und Märchen. Leipzig 1802. 2 Bände. 2. Auflage 1812. 2) Albano, der Lautenspieler. Ebend. 1803. 2 Bände. 3) Die Maske. Ebend 1803. 4) Die Lazaroni. Ebend. 1803. 2 Theile. 5) Herodes vor Betlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel. Köln 1803. 5. Ausgabe. Leipzig 1837. (In 3 Aufzügen. Als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg.) 6) Marionettentheater. Leipzig 1806. 7) Der Geburtstag Lustspiel. Ebend. 1810. 8) Der Hausbau. Lustspiel. Ebend. 1810. 9) Neue Originallustspiele. Ebend. 1810. 10) Gedichte. Halle 1825. 4. Auflage. Leipzig 1845.

Sämmtliche Schriften. Nebst Biographie. Leipzig 1839—1840. 8 Bände.

Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vater.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewig herrliche Gottes-Macht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame,
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt —
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ew'ge Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Frieden schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubel-Ton!
Herr! Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist alles recht, ist alles gleich —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höhn!
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmels-Blumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O, ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bist's, die Alles wirkt und schafft!
Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandern soll!
Doch in deine Nähe
Führst du Alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnen-Strahl!
Die Frucht erglänz' im grünen Laube!
Es weide die Heerd' im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube!
Und alles genieße mit Dank und Freude! —
Unser tägliches Brod gieb uns heute.

Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben —
Erbarme dich unser!
Schwachheit ist des Menschen Loos!
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben!
Und vergieb uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht!
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken,
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf Morgen-Roth,

Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht!
Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös uns von dem Uebel!
Denn du bist Herr,
Und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!
Amen!

Schwermuth.

Als mein Leben voll Blumen hing,
Als ich im fliegenden Kleide
Lächelnd der Zukunft entgegen ging,
Wie klopfte mein Busen voll Hoffnung und Freude!
Ach, hin ist hin! und todt ist todt!
Euch verschwundne schöne Tage
Weckt kein Morgenroth!
Hin ist hin! und todt ist todt!

Als mein Busen voll Liebe schlug,
Als mich der höchste der Triebe
Ueber die Uebel der Erde trug,
Wie war ich so selig im Arme der Liebe!
Ach hin ist hin! und todt ist todt!
Um das Grab gestorbner Liebe
Glänzt kein Morgenroth!
Hin ist hin! und todt ist todt!

Freundschaft, als mich dein Arm umwand,
Als ich in seligen Stunden
Endlich ein Herz, wie das meine, fand,
Da heilten sie alle, die blutenden Wunden!
Ach, hin ist hin! und todt ist todt!
Was der Zeiten Fluch zertrennte,
Eint kein Morgenroth!
Hin ist hin! und todt ist todt!

Trostlos steh' ich, voll bittern Schmerz,
Einsam im langen Ermatten!
Brich, o du armes, verwaistes Herz!
Und suche dir Frieden im Reiche der Schatten!
Ach, hin ist hin! und todt ist todt!
Schimmre bald auf meinen Hügel,
Goldnes Morgenroth!
Hin ist hin! und todt ist todt!

Froher Glaube.

Ein Wesen, ein kräftiges, reines,
Durchströmt und belebt die Natur;
Es singt im Gesange des Haines,
Es rauscht in dem Rauschen der Flur.

Es fliegt mit dem Adler zur Sonne,
Es klopft in der menschlichen Brust;
Sein Dasein ist Leben und Wonne,
Sein Athem ist Freiheit und Lust!

An finstere Götter nur glauben
Gemüther voll Dunkel und Nacht;
Ich glaub' an den Gott, der die Trauben,
Der Frühling und Liebe gemacht!

Sein herrlicher Name heißt Freude,
Sein Opfer heißt Froh-Sinn und Scherz;
Er sah mich im fliegenden Kleide
Und gab mir ein fröhliches Herz!

Da schwur ich ihm ewige Treue,
Da lallt' ich ihm kindlichen Dank;
Jetzt sing' ich ihm Lieder der Weihe
Für Liebe, für Wein und Gesang!

Friedrich Marc,

ein lyrischer Dichter englisch=deutschen Stammes, wurde am 13. Mai 1819 zu London geboren, wo sein Vater, ein Deutscher, sich niedergelassen und mit einer Engländerin verheirathet hatte, in dem Missionsdienst der anglikanischen Kirche beschäftigt. Der Sohn erhielt seine Erziehung in Deutschland; er sollte in des Vaters Fußtapfen treten, allein den gewöhnlichen Studiengang unterbrechend, übernahm er in seinem zwanzigsten Lebensjahre eine Hauslehrerstelle zu Wiesbaden, bei einer daselbst ansässigen vornehmen englischen Familie. Anfangs gedachte er nach dem Orient zu gehen, um bei einem Konsulate seines Mutterlandes Verwendung zu finden, und warf sich zu diesem Zwecke auf das Studium des Arabischen. Nachdem er aber unter Einsendung einer lateinischen Abhandlung „über die Religion und ihre Formen" bei der philosophischen Fakultät in Gießen promovirt hatte, wurde ihm durch die Empfehlung der Familie, deren Söhne seinen Unterricht genossen, diejenige Laufbahn in England eröffnet, die er späterhin einschlug. Unterdessen war er durch den Dichter Dräxler=Manfred, welcher damals in Wiesbaden sich aufhielt, im Gebiete der poetischen Produktion erfreulich angeregt und gefördert worden; als Marc daher im Jahre 1845 nach London übersiedelte, setzte er seine Sprachstudien ämsig fort, die ihm für seinen künftigen Wirkungskreis trefflich zu Statten kamen. Mühsam faßte er auf dem Wege des Privatunterrichtes Fuß, suchte den Umgang vielseitig gebildeter Gelehrter und Geschäftsmänner, die zeitweilig eine „Deutsche Lesegesellschaft" gegründet hatten, erweiterte seinen politischen Blick und lernte das Vorspiel des ganzen Partheigetriebes kennen, welches im Jahre 1848 Deutschland und Europa durchtoste. Nach dem Siege der Reaktion, welcher bei dem Wahnsinn kommunistischer Pläne und bei der grenzenlosen Zersplitterung der Meinungen leicht vorauszusehen war, wandte Marc seinen Fleiß historischer Forschung zu; Vorträge über Geschichte in englischer Sprache sicherten seine äußere Lage, er lehrte mit Glück an verschiedenen Anstalten. Die Epoche der staatlichen Unruhen und des nachfolgenden orientalischen Krieges hatte seine poetischen Versuche gestört; doch von einem unwiderstehlichen Drange hingerissen, nahm er sie endlich wieder auf und schrieb zunächst den Cyklus „Deutsche Auswanderer". Platen, dessen Verdienste ihm schon zu Wiesbaden durch den frühverstorbenen Criminalrath Wilhelm Genth näher geführt worden waren, erschien ihm als leuchtendes Vorbild; zugleich übten auf seine Form die neuesten Forschungen über deutsche Metrik und Sprachkunst den entschiedensten Einfluß.

Von der wüsten Schreibweise, die man gegen die Mitte unsers Jahrhunderts für Natur, ja, für Genialität der Darstellung ausposaunte, mochte Marc nichts wissen. Zwar blieb es ihm keineswegs verborgen, daß, wie er sich selber ausdrückt, „das Ohr des Deutschen gründlich verdorben sei und daß noch viel Wasser den Rhein und die Elbe hinunterfließen werde, ehe man an den abscheulichen Versen der meisten modernen Dichter Anstoß nehme"; auch war ihm wohlbekannt, daß es „mit dem Ohre der heutigen Engländer noch ungleich schlimmer stehe"; aber er selbst „hatte ein Ohr zu hören" und bedauerte auf das Tiefste, daß „ihm nicht schon in der Blüthe seiner Jugend der rechte Weg zu rhythmischer Vollendung gewiesen worden". Zugleich an der Ueberzeugung festhaltend, daß die deutsche Dichtkunst auf ihrem Gebiete noch nicht das geleistet habe, was die heutige Bildhauerei, strengte er sich an das Versäumte nachzuholen und frühere Irrthümer abzuschleifen. Und als Ergebniß dieses Bemühens dürfen wir denn rühmen, daß in seiner Sammlung nicht blos das Streben nach Formstrenge hervortritt, sondern daß sie auch wirklich auf der Stufe höherer Kunst steht, als gemeinhin erreicht wird, sowohl was die Sorgfalt der Messung anlangt als die Gewandtheit der Rede. In das Wesen der Darstellung eingedrungen zeigt er sich namentlich dadurch, daß er die Herrschaft über die von ihm angewendeten Rhythmen mit Bewußtheit ausübt und die Leser durch anziehende Beispiele gelungener Plastik überrascht. Was jedoch an seiner rhythmischen Ausdrucksweise öfter vermißt wird, ist der harmonische Zusammenklang, welcher die Eintracht zwischen Stoff und Form bedingt und jene Anmuth der Darstellung hervorlockt, mit deren Zauber uns die großen Klassiker bekannt gemacht haben. Es scheint bisweilen, daß er im Formenzuschnitt nicht über J. H. Voß hinausgelangt, sondern eckig geblieben ist wie dieser Bahnbrecher, welchem die feinen Pinselstriche nicht zu Gebote standen. Eine gewisse Unbehülflichkeit ist es also, unter welcher hier und da die Lebendigkeit seiner Lyrik und ihre Wirkung auf das Gemüth leidet. Doch findet der Geist des Lesers überall Nahrung in dem Gehalt dessen, was er darstellt; Frische der Anschauung, Wahrheit der Gedanken und Charaktergröße eines Mannes, der mit dem Laufe der Welt vertraut ist, zeichnet seine Sammlung so vortheilhaft aus, daß wir sie den besten beizählen müssen, die neuerdings vor das Publikum getreten sind.

Schriften. 1) Rudiments. (Einleitung zur deutschen Grammatik in englischer Sprache.) Wiesbaden 1842. 2. Auflage 1855. 2) Gedichte. London 1858. 2. Auflage 1859.

Preis des Meeres.

Willkommen tönendes Rauschen,
Vom Meere du herrlicher Klang;
O Wonne, wieder zu lauschen,
Dem ewigen Jugendgesang.

Es strahlt dir, Meer, in den Mienen
Die Größe so siegesbewußt,
Und wenn die Völker ihr dienen,
So führst du zu Ehren und Lust.

Du schüttest lockend vom Horne
Des Segens die Gaben heran,
Und zeigst zum glänzenden Borne
Des Glückes den Menschen die Bahn.

Es lockt dein Wogen vom Lande,
Das mächtige, männlichen Muth;
Es schlägt die Herzen in Bande
Und zieht sie hinaus in die Fluth.

Da weckst du kühnes Beginnen
Und lehrst die Schiffer im Streit
Mit Stürmen, Vließe gewinnen,
In goldnen Fernen bereit. —

Wenn Freiheit wehte mit Wahrheit
Dem länderumschiffenden Zug,
Geschärfte Blicke mit Klarheit
Erkennen die Lügen, den Trug:

Dann mehr als Schätze beglücken
Wohl sollte der Schiffenden Gruß,
Wenn wiederkehrend sie drücken
Auf eignen Boden den Fuß. —

Es beut die Völkergemeinschaft
Die Gaben der Länder sich dar;
So weicht von ihrer Vereinschaft
Verwüstender Fehden Gefahr.

Noch herrschen trennende Feinde,
Doch werden sie endlich gebannt,
Wenn laut die Völkergemeinde
Die Pflichten der Brüder bekannt.

Dich Meer nun wollen wir preisen,
Das Menschen zu Menschen gesellt,
Und fahren in friedlichen Gleisen,
Versöhnend in feindlicher Welt.

Entdeckung.

Hat es ein Vöglein gesagt,
Das in den Zweigen ihr sang?
Hat es ein Lüftlein geklagt,
Das zu den Ohren ihr drang?
Sie fühlt es, sie weiß es,
Wunderbares Wehen!
Ich sah es, sie weiß es,
Kann in's Herz mir sehen.

Wangen, so plötzlich erglüht,
Wimpern, so innig gesenkt,
Haben dem kranken Gemüth
Hoffen und Leben geschenkt.
Es blühet, es jauchzet
Rings der Welt Entzücken;
O ließe die ganze
Welt an's Herz sich drücken!

Hin zu ihr.

Winde weh'n und Wolken flieh'n,
Dort der Vögel Schaaren zieh'n
Hin zu ihr, hin zu ihr.

Hier im Abendglanze hell
Fließt der Strom so schnell, so schnell
Hin zu ihr, hin zu ihr.

Selig strahlt der Abendstern,
Mild wie sie und ewig fern
Hin zu ihr, hin zu ihr.

Töne schwinden in dem Wind:
Ob Gedanken Boten sind
Hin zu ihr, hin zu ihr?

Eines ist mir wohl bewußt:
Ewig drängt die bange Brust
Hin zu ihr, hin zu ihr.

Aus „Paris" (1852).

Hoch auf luftigem Pfade, bewundernd die tosende Weltstadt,
Schreit' ich, des Pantheons weitschauende Kuppel umkreisend.
Ganz hier siehst du die Stadt, auch offen ihr mächtiges Netzwerk.
Leicht auch ziehst du von hier einst schützender Mauern Umgrenzung,
Die altüblichen Bau engwink'liger Straßen umfaßte.

Bilder vergangener Zeit, auch Thaten des neueren Aufruhrs
Wecke mir jetzt durch göttlichen Wink, treulehrende Muse!
Siehe, wo säulengetragen der Freiheit Genius aufstrebt,
Zaubert sie ragende Burg, viereckig mit rundlichen Thürmen.
Traun, das muß sie wol sein, die von Schrecken umwehte Bastille.
Aber nun hoch von der Burg, amazonenbegleitet, ein Wunder,
Läßt abfeuern Kanonen die junge, die schöne Prinzessin,
Gastons herrlicher Sproß, durch Kühnheit strahlend und Mannsinn.
Schau', nun entreißt sie den Sieg andrängenden Truppen des Königs,
Rettung bringt sie den Freunden, ein schmachvoll Ende verzögernd.
Stets denkwürdiges Bild durch Fehden zerrissenen Volksthums! —

Längst schon welkte gebrochen die Macht stolztrotziger Ritter;
Rechte zu spät aufpflanzte der Bürgern so feindliche Adel.
Machtlos fühlten nun Alle die Willkür jenes Despoten.
Preis ihm, hätt' er gewaltet, dem Sieger von Ivry vergleichbar,
Statt zu vergeuden der Einheit Kraft durch Thaten der Selbstsucht.
Schrecken und Haß ihm gaben Geleit auch Thorenbewund'rung.
Wehe dem Thron, den Liebe verläßt sammt wahrer Verehrung!
Meinest du, straflos werde gefacht und befehdet zugleich auch
Geistiges Machtelement, anwachsend in strömendem Zeitlauf?
Zwar die Bastille verschwand mit der Lilien prangendem Wappen,
Wurde zerschmettert vom Blitz, der fuhr aus schrecklichen Wolken,
Welche den Sümpfen entstiegen der schamlos herrschenden Willkür;
Aber ein Vorwurf ragt an der Stelle die Säule der Freiheit,
Weil nicht treu hier Schranken gesetzt sich das Volk und die Herrscher.
Heftigen Sinns greift schnell dies Volk zu des Schwertes Entscheidung.
Ach, nicht lehrten Regenten es ehren geheiligte Schranken!
Jüngst erst stürzte der Greis vom Thron der erschlichenen Herrschaft,
Hatte verrammelt gesetzlichen Pfad zu des Staates Verbess'rung.
Selbst von dem Volke gekrönt, floh dieser verscheucht von dem Volke. —
Zwangfrei stürzten hervor chimärenerhitzte Genossen.
Tausende hatten da Plänchen erdacht zur Völkerbeglückung,
So zu versorgen sich selbst und selbst sich trefflich zu sichern.
Weil sie bedroht dann sahen Versuche Geträumtes zu schaffen
Wurde von ihnen erregt in der Hauptstadt schrecklicher Blutkampf.
Fruchtlos sank die Parthei, durch Zwietracht schmählich geopfert.
Kaum dann schauten die Kronenvasall'n die gemilderte Sturmfluth,
Gleich aufjauchzten die Herrn, weil nah schien reiche Belohnung.
Frankreich sollte versorgen sie selbst mit Sippen, die zahllos.
Mehrfach aber getheilt, bald drohten die Herrn sich Vernichtung.
Plötzlich verstummte der Zank vor schmachvoll siegender Willkür.
Machtlos waren nun Alle, beherrscht von dem Neffen des Cäsar. —
Langsam wächst uns Freiheit auf, weil lang währt Irrthum. — —

Hoch vom luftigen Pfad noch schwärmen die scheidenden Blicke
Fort in die Gegend der Knochengewölbe, zur Höllenbarriere.
Ordentlich ist der Entschwund'nen Gebein dort unten geschichtet,
Ruht nach Scenen, gespielt in dem Drama neuer Geschichte.
Helden des Dramas, ihr bei Helden vergessenen Spieler,
Seid, o Gebeine, gegrüßt, euch grüßt trüb sinnend ein Fremdling.

Friedrich von Matthisson,

ein lyrischer Dichter von Talent, aber ohne eigentliche Bedeutung für die Litteratur und als Prosaiker ohne alle Klassicität, wurde am 23. Januar 1761 zu Hohen=

dodeleben bei Magdeburg geboren, wo sein Vater, ein preußischer Feldprediger, schon vor diesem Tage das Zeitliche gesegnet hatte. Sein Großvater indessen erzog das Knäblein bis in das vierzehnte Jahr und sorgte dann für die Ausbildung desselben auf der Schule zu Klosterbergen. Die theologischen Studien, die er zu Halle begann, vertauschte er mit philologischen, naturwissenschaftlichen und poetischen; worauf er zuerst Lehrer an der Basedow'schen Erziehungsanstalt zu Dessau ward, später als Hofmeister einen jungen liefländischen Grafen nach Altona, Heidelberg und Mannheim begleitete, am Genfersee bei seinem Freunde Bonstetten zwei Jahre zubrachte, wiederum (1790) als Erzieher in ein angesehenes Handlungshaus nach Lyon abging und endlich an die Schwelle deutscher Fürstenhöfe gelangte, wo sein Charakter und Naturell recht eigentlich und am sichersten zu glänzen vermochte. Denn nach dem wiederholten Erscheinen seiner „Gedichte" und bereits mit dem Titel eines hessenhomburgischen Hofraths geschmückt, erhielt er im Jahre 1794 einen Ruf als Vorleser zur regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, die ihn zugleich im nächsten Jahre zu ihrem Reisebegleiter nach Italien, der Schweiz und Tyrol erwählte. Weitere Auszeichnungen beglückten den Heimgekehrten: nachdem er 1801 zum markgräflich badenschen Legationsrath, 1809 zum Ritter des Würtembergischen Civilverdienstordens ernannt und in den Adelstand erhoben worden war, trat er im Jahre 1812 als geheimer Legationsrath, Intendant des Hoftheaters und Oberbibliothekar in die Dienste des Königs von Würtemberg über. Nochmals besuchte er Italien (1819) im Gefolge des Herzogs Wilhelm von Würtemberg. Gebeugt von der Last des Alters, nahm er im Jahre 1828 seine Entlassung und zog sich nach dem ländlichen Wörlitz bei Dessau zurück, wo er am 12. März 1831 sein Dasein beschloß.

Um so härter trafen ihn die Urtheile der späteren Kritik, je mehr er von Schiller gelobt worden war. Daß dem ebengenannten großen Dichter ein Sänger, der die „betende Laura" dargestellt hat, außergewöhnlich behagen konnte, erklärt sich daraus, daß er in dem erwähnten Liede und in andern eine dem Schiller'schen Wesen überaus verwandte Saite anschlug. Daß er aber dem großen Dichter ein volleres Lob abgewinnen konnte, als dem armen Bürger von ihm zu Theil ward, woraus soll man sich diese etwas auffallende Ungerechtigkeit erklären? Offenbar daraus, daß Matthisson einen Theil derjenigen Vorzüge, die Schiller selbst erstrebte und darlegte, in einem vollkommeneren Grade aufwies, als Bürger sie in seinen Tagen zu entfalten vermocht hätte: die Zartheit der Darstellung, die Weichheit der Farben und die gefühlvolle Ausdrucksweise. Durch diese Tugenden, die bei Bürger gleichsam nur halbaufgeschlossen erscheinen, ließ sich Schiller als Rezensent so sehr bestechen, daß er übersah, wie häufig Matthissons Zartheit in Geziertheit, seine Weichheit in Weichlichkeit, seine Malerei der Gefühle in ein Haschen nach Effekt, in hohle Schwärmerei oder in sentimentale Koketterie ausgeartet war. Ihm stand bei seiner Kritik offenbar, wie Gervinus bemerkt hat, „das Wohlgefallen

an dem züchtigen und reinen Elemente" der Matthisson'schen Dichtungsweise im Vordergrunde und riß ihn hin.

Die Nachwelt kümmert sich nicht um das Glück, daß Matthisson mit einem Dutzend Auflagen seiner Produkte der Lieblingssänger der Frauen geworden war, wie es heutzutag Emanuel Geibel ist: sie fragt nicht nach schönen Seiten, sondern nach ganzen Dichtern. So hat sie denn auch das Schiller'sche, für die Verbreitung der Matthisson'schen Lieder so wirksame Urtheil nach und nach vollständig, ja, mit Härte berichtigt. Man verkannte zwar nicht den eigenthümlichen Charakter der Matthisson'schen Lyrik, die Landschaftmalerei, für die er durch Reisen in südlichen Gegenden eine besondere Fähigkeit erworben hatte; aber die ihm zugeschriebenen klassischen Verdienste focht zuerst A. W. von Schlegel durch die Erklärung an, daß Matthisson „selbst in den kleinsten Kompositionen nicht Ton und Colorit zu halten wisse". Ferner durfte Joseph Hillebrand den Tadel anknüpfen, daß die wahrhaft menschliche Belebung Matthissons poetischen Landschaftereien fehle, wodurch gegen Lessings wohlbegründete Forderung verstoßen werde, die Poesie müsse sich von der reinen Naturmalerei möglichst fern halten. Dieser Litterator nennt daher jene Landschaftsgemälde „meist zusammengeflickte Schildereien, bei denen es kaum zu wirklicher Einheit eines Gemäldes komme, geschweige denn zu handelnder Staffage"; und fügt hinzu, wenn Schiller von diesen Gedichten sage: „sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit, sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit, sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet", so sei dies Urtheil, in seiner Allgemeinheit hingestellt, jedenfalls verfehlt, indem, Einzelnes ausgenommen, im Ganzen von all dem so ziemlich das Gegentheil auszusagen bleibe. Endlich als man nach der Persönlichkeit des Dichters frug, vermißte man an ihm die Grundlage eines mannhaften Charakters. Am weitesten in der Verwerfung desselben ist Karl Gödeke gegangen. Nachdem er treffend vorausgeschickt, Matthisson habe die bis dahin in größeren Dichtungen geübte descriptive und seraphische Poesie zu kleinen lyrischen Parthien abzurunden und dieselben auf speziellere Gegenstände, gleichsam auf das wirkliche Leben anzuwenden gewußt, spricht er sich mit dürren Worten dahin aus: „In Form und Stoffen war er durchaus unselbstständig, und die schmelzende Sehnsüchtelei, die er zuerst einführte, hat gesunden Naturen immer widerstrebt, so wie die Süßlichkeit seiner Sprache von Schönheit ebenso weit entfernt ist wie von Kraft und Würde. Der glatte Hofmann wird freilich immer zierlicher zu reden wissen als der stürmische Jünger der Leidenschaft, dessen Rohheiten aus der Sturm- und Drangperiode nicht mehr auf Mangel an ethischem Halt hindeuten als die Glattzüngigkeit dieses Dichters." Einem Anathem dieser Art möchte ich indessen das Wort entgegensetzen, daß Matthisson ein gutes Theil darstellender Kraft, vielen Schwung der Phantasie, viele Wahrheit der Anschauung und vielen Zauber des Ausdrucks besessen hat: dafür zeugen eine Reihe seiner Gedichte trotz aller ihrer künstlerischen Fehler, sie zeugen auch, obwohl nicht gerade für Neuheit der Form, doch für einen Fortschritt derselben. Das fühlte, das wußte Schiller.

Einen sehr ähnlichen Ton übrigens, fast gleichzeitig, schlug der Schweizer Johann Gaudenz von Salis an; im Ganzen glücklicher als Matthisson, mit dem er befreundet ward, und durch Echtheit der Empfindung dem deutschen Hofdichter überlegen. Das Heer der bloßen Nachahmer dagegen, das nicht ausblieb, versank vollends in jene schwächliche empfindsame Mondscheindichterei, die besonders in den Blättern und Almanachen der mitteldeutschen Länder bis gegen die Mitte unsers Jahrhunderts die Oberherrschaft hatte, den Geschmack an unsern

kräftigen Klassikern zurückdrängte und ihrer schönen Floskeln wegen als die einzige wahre Poesie gefeiert wurde.

Schriften. 1) Lieder. Breslau 1781. 2. Auflage. Dessau 1783. 2) Reliquien eines Freidenkers. Berlin 1781. 3) Die glückliche Familie. Schauspiel. Dessau 1783. 4) Gedichte. Mannheim 1787. Später in Zürich, dann in Tübingen, endlich wieder in Zürich mehrfach aufgelegt; 13. Auflage 1838. 5) Briefe. Zürich 1795—1796. 2 Theile. 2. verbesserte Auflage 1802. 6) Alins Abenteuer. Tübingen und Stuttgart 1799. 7) Lyrische Anthologie. Zürich 1803—1807. 20 Bände. 8) Erinnerungen. Zürich 1810—1816. 5 Bände. 9) Briefe von Bonstetten. Herausgegeben von Füßli. Ebend. 1827. (Mit Matthisson's Selbstbiographie.)

Schriften. Ausgabe letzter Hand. Zürich 1827—1830. 8 Bände. — Litterarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Herausgegeben von F. R. Schoch. Berlin 1822. 4 Bände. — Döring, Matthisson's Leben. Zürich 1833.

Die Betende.

Laura betet! Engelharfen hallen
Frieden Gottes in ihr krankes Herz,
Und wie Abels Opferdüfte wallen
Ihre Seufzer himmelwärts.

Wie sie kniet, in Andacht hingegossen,
Schön, wie Rafael die Unschuld malt!
Vom Verklärungsglanze schon umflossen,
Der um Himmelswohner strahlt.

O sie fühlt, im leisen linden Wehen,
Froh des Hocherhabnen Gegenwart,
Sieht im Geiste schon die Palmenhöhen,
Wo der Lichtglanz ihrer harrt!

So von Andacht, so von Gottvertrauen
Ihre engelreine Brust geschwellt,
Betend diese Heilige zu schauen,
Ist ein Blick in jene Welt!

Mondscheinlied.

Der Vollmond schwebt in Osten,
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylfe
Streift scheu in Lunens Glanz,
Im dunklen Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wogt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn.
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.

Durch Fichten senkt der Schimmer
So bleich und schauerlich
Auf die bebüschten Trümmer
Der Wasserleitung sich,
Bestrahlt die düstern Eiben
Der kleinen Meierei,
Und hell die bunten Scheiben
Der gothischen Abtei.

Die Pappelweide zittert,
Nun dämmernd, nun umblinkt,
Wo von Jasmin umgittert
Die Sommerlaube winkt,
Und mit geflochtnem Pförtchen,
Das auf den Weiher sieht,
Ein ländlich stilles Gärtchen
Die Fischerhütt' umblüht.

Wie sanft verschmilzt der blassen
Beleuchtung Zauberschein
Die ungeheuren Massen
Gezackter Felsenreihn,
Dort wo in milder Helle,
Von Immergrün umwebt,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe schwebt.

Der Elfen Heere schweifen
Durch Feld und Wiesenplan;
Es deuten Silberstreifen
Dem Schäfer ihre Bahn;
Er weiß am Purpurkreise,
Vom Wollenvieh verschmäht,
In welchem Blumengleise
Ihr Abendreih'n sich dreht.

Bald bergen, bald entfalten,
In lieblicher Magie,
Sich wechselnd die Gestalten
Der regen Phantasie.
Die zarten Blüthen keimen,
O Mond! an deinem Licht,
Die sie, in Feenträumen,
Um unsre Schläfe flicht.

Elegie.

(In den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben.)

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh'
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dieß Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Traurend denk' ich, was, vor grauen Jahren,
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht!

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurig flüsternd sich der Efeu schlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegen schwoll.

Zieh' in Frieden! sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert;
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger!
Sei des Namens deiner Väter werth!
Und des edlen Jünglings Auge sprühte
Todesflammen; seine Wange glühte
Gleich dem aufgeblühten Rosenhain
In der Morgenröthe Purpurschein.

Wild, wie Meere toben, flog der Ritter
Dann mit frohem Ungestüm zur Schlacht;
Wie der Tannenwald im Ungewitter,
Beugte sich vor ihm des Feindes Macht.
Mild, wie Bäche, die durch Blumen wallen,
Kehrt er zu des Felsenschlosses Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In des keuschen Mädchens Arm zurück.

Ach! mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild und Panzer glühn im Abendgolde;
Rosse fliegen; der Geliebte naht!
Sprachlos ihm die treue Rechte reichend,
Steht sie da, erröthend und erbleichend,
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sänge selbst dein Mund, o Liebe, nicht.

Laut erscholl im hochgewölbten Saale,
Wo izt fürchterlich der Uhu lacht,
Dann der Klang der mächtigen Pokale;
Unter Freud' und Scherz entfloh die Nacht,
Die Geschichten schwer erkämpfter Siege,
Grauser Abenteu'r im heil'gen Kriege,
Weckten in der rauhen Heldenbrust
Die Erinnrung schauerlicher Lust.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit!
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut.
Disteln wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wenn der Schlachtdrommete Ruf erklang,
Und sich rasch auf's Roß der Vater schwang.

Asche sind die ehernen Gebeine,
Staub der Helden Felsenstirnen nun,
Kaum daß halbversunkne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte;
Ihr Gedächtniß sank wie ihre Grüfte,
Und den Thatenglanz der Heldenzeit
Deckt der Schleier der Vergessenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten!
So entfleugt das Traumbild eitler Macht!
So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken,
Hier am Staub', ein edles Herz erfüllt,
Schwindet, gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wann ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen,
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe! Deine Rosenauen
Grenzen an bedornte Wüstenein,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Himmelsschein;
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit Einer Dunkelheit das Grab.

Karl Friedrich Hartmann Mayer,

einer der ältesten Lyriker der „schwäbischen Schule", auf beschränktem Felde ein klassischer Meister, wurde zu Neckar-Bischofsheim im Würtembergischen, gelegen im Kraichgau, am 22. März 1786 geboren, studirte zu Tübingen die Rechtswissenschaft und erlangte die Stelle eines Oberjustizraths und Oberamtsrichters zu Waiblingen. Jurist, wie er war, schlug er sich auf die Seite jener beharrlichen Charaktere, welche nach den Freiheitskriegen für die Herstellung der Volksrechte stritten; er stand daher als Mitglied der zweiten würtemberg'schen Ständekammer mit seinem Jugendfreunde Uhland, mit Paul Pfizer und ähnlichen Mitkämpfern gegen das Princip der Regierung fest zusammen. Neben dieser praktischen Wirksamkeit wandte sich Mayer auch dem stillen Haine der Musen zu.

Ohne daß ihm ein sehr reiches lyrisches Talent zu Gebote stand, wußte er doch mit seinem kleinen Pfunde zu wuchern, indem er sich weislich auf ein engeres Feld beschränkte, um eine gewisse Originalität zu erlangen und zu behaupten. Er besaß nämlich eine innige Liebe zur Natur wie die übrigen Mitglieder der „schwäbischen Schule", und das Ergebniß, das aus seiner Neigung für die Beobachtung des Naturlebens hervorging, waren kleine Naturschilderungen, dergleichen wir von Goethe und einigen Andern haben: eine Art Miniaturbildchen von gewissen Erscheinungen der äußerlichen Natur. Mit wenigen Worten sollte das Charakteristische eines Ganzen, einer Ansicht herausgehoben und abgespiegelt werden, um den Hörer auf den von dem Dichter selbst innegehabten Standpunkt zu versetzen, ihm Ort, Gegend, Lage mit allen eigenthümlichen Reizen vor das geistige Auge zu rücken, wenigstens für einen kurzen Moment. Manche dieser Schilderungen erscheinen zwar als leere Skizzen, weil sie gar zu kurz und dürftig hingeworfen sind, so daß wir die Umrisse unbedeutend und

eindruckslos finden; allein eine Reihe von ihnen zeichnen sich durch Unmittelbarkeit und Frische der Darstellung so glücklich aus, daß sie uns das von dem Dichter gewünschte Bild in lebhaftem Abriß vorzaubern, als erblickten wir eine so oder so beschaffene eingerahmte Landschaft. Ebenso versteht er anderwärts das Leben und Weben der Natur mit feinen Zügen zu markiren und der Seele gleichsam zum Bewußtsein zu bringen.

Schriften. 1) Lieder. Stuttgart 1833. 2) Gedichte. 2. sehr vermehrte Ausgabe. Ebend. 1840.

Mittags.

Mittag ist es auf dem See;
Kaum ein Fisch hüpft in die Höh',
Kaum ein Lüftchen rauscht im Rohr.
Dank dem Glück, das mich erkor,
Euer wärmstes Liebetauschen,
See und Himmel, zu belauschen!

Ruhepunkt.

Die Alpen silbergrau in Duft,
Davor Fischreiher in der Luft,
Des Seees sonnig blaues Grüßen,
O welche Welt vor meinen Füßen!

Läuten sehend.

Der Durchblick dort durch's Glockenhaus
Am finstern Kirchthurm führt hinaus
In's Abendroth, wie es umringt
Die schwarze Glocke, die sich schwingt;
So neben ihres Klanges Beben
Lausch' ich hinaus in's ew'ge Leben.

Frühlingskunde.

Es rauscht's der übervolle Strom,
Es singt's die Lerch' im blauen Dom,
Es strahlt es aus das junge Grün,
Die Sonne läßt es sanft erglühn,
Ach, Veilchen, und du hauchest es,
Das süße Glück des Frühlinges.

Im Morgenthau.

Jeder Halm hat doch sein Tröpflein
Vom gesammten Morgenthau,
Und ein jedes Blumenköpflein
Hebt sich frisch in Wald und Au.

Wär' auch nichts von Gott ersonnen,
Als dieß stille Segensspiel,
Dankt' ich froh dem Freudenbronnen,
Der so leis zur Erde fiel.

An die Luft.

Wie find' ich dich so hold bedacht,
O blaue Lenzluft, abzuschütteln
Durch sanftes Laub- und Aesterütteln
Die Tropfen einer Regennacht!
O rüttle, goldne Luft, nicht nur
An diesen Thränen der Natur!

An die Wolken.

O süße Wolkenbilderwelt,
Vom Licht geküßt, in Luft gesellt,
Ein Duftgebäu, wie Menschenglück!
Was läßt der Wind von dir zurück?

Herbsttagsfriede.

Der Nebel hat gerecht getheilt;
Wenn er als leicht Gewölk hier weilt,
So hat er dort sich weggezogen
Vor dem Azur am Himmelsbogen.
Daß sie so gütlich sich geschieden,
Gewährt uns diesen Herbsttagsfrieden.

Meine Gegend.

Preist eure Gegend meinethalb!
Ich sehe, wenn ich steige, bald
Den Schwarzwald und die Schwabenalp,
Im Ferndust Frankens Odenwald.
Ich denk' herum auf ihren Höhn
Und fühle deutsch und wohne schön!

Der Uebergang.

Steine sind im Fluß gelegt,
Die als Steg mir dienen;
Ob und wie mich jeder trägt,
Prüfen meine Mienen.

So den Lebensübergang
Find' ich mir bereitet;
Doch der Schritt macht oft mir bang,
Ob er nicht entgleitet.

Alfred Meißner,

ein Lyriker, Dramatiker und Novellist österreichisch-deutscher Zunge von Talent, aber ohne Tiefe und echten Kunstgeschmack, wurde in Teplitz am 15. Oktober 1822 geboren und kam im Jahre 1835 nach Prag. Daselbst studirte er Arzneiwissenschaft und Litteratur, wurde im Jahre 1846 Doktor der Medicin und verließ alsdann sein Vaterland, nach dem Beispiele seines gleichgesinnten Altersgenossen Moritz Hartmann in freiwillige Verbannung ziehend. Sein Aufenthalt wechselte seit 1846 zwischen Leipzig, Paris und Frankfurt. In Folge der Veröffentlichung mehrfacher dichterischer Produktionen war ihm die nach der Heimath führende Straße eine Zeit lang unwegsam geworden; als aber die Stürme der europäischen Revolution von 1848—1849 ausgetobt hatten, wandte sich der junge Sänger im Jahre 1850 nach Prag zurück, wo er das letzte Jahrzehnt ungestört den Musen lebte.

Es mangelt diesem Dichter keineswegs der mächtige Trieb, große Ideen sprachlich auszuschmücken, aber die Klarheit der Richtung und die Kunstfertigkeit der Darstellung. Jugendlichen kühnen Dranges griff er zur poetischen Produktion, als er mit den Anforderungen an sprachliche Leistungen noch keine genaue Bekanntschaft sich erworben; er schrieb für das Publikum, ehe er seinem Talente diejenige Wissenschaft angeeignet, die ihm vielleicht anzueignen gewesen wäre. Er glaubte, wie sein Jugendfreund Hartmann, das Erfülltsein von erhabenen Gedanken genüge zur rechten, vollen und wirksamen Darlegung dieser Gedanken. Und wenn man nach dem augenblicklichen Erfolge urtheilen wollte, so dürfte es scheinen, er habe recht geglaubt, sintemal die Erstlinge seiner Muße eine mehrfache Auflage, also eine weite Verbreitung innerhalb fünfzehn Jahren gefunden haben. Allein die Kritik läßt sich durch den äußerlichen Erfolg so wenig beirren, daß sie gerade durch ihn sich gedrungen fühlt um so strenger ihres Amts zu warten. Von seinen Romanen und Dramen wollen wir nicht reden, nur von der Sammlung seiner „lyrischen Gedichte" und von seinem Hauptwerk „Ziska"; rücksichtlich dieser beiden Leistungen aber sieht der Kunstkenner sich vollberechtigt zu dem herbsten Tadel. Die von Meißner veröffentlichten Lieder mögen ihre Bedeutung für die Persönlichkeit des Verfassers haben, die in ihnen sich entfaltet: für eine Nation, die bereits der großen Meister so viele in der Lyrik zu bewundern hat, sind sie unerheblich. Fassen wir vollends den Standpunkt der Kunst in's Auge, so würde man sich nach Fortschritten auf lyrischem Gebiete vergebens bei ihm umsehen. Was unsern böhmisch-deutschen Dichter vorzugsweise beschäftigt, ist seine Zeit und ihre Anschauung; an der Spitze steht ihm die Liebe für die Freiheit und der Haß gegen die Knechtschaft, der helle und der dunkle Stern der Menschheit.

Wie er bei jeder Gelegenheit diesen Doppelsatz mit den entschiedensten und lebhaftesten Farben aufträgt, so hat er auch in seinem „Ziska" ein umfangreiches Gemälde desselben geliefert, wie es unmöglich leidenschaftlicher in Ton und Haltung sein könnte. Geschöpft aus

der Vorzeit seines Geburtslandes, erscheint es als ein historisches Panorama unter dem Spiegel des neunzehnten Jahrhunderts; in der That, ein Thema von großartigem Inhalt. Aber wie hat es die Hand des Dichters ausgeführt und ausgemalt? Er giebt uns einen Ueberblick der merkwürdigsten Ereignisse, welche in Folge der im Jahre 1415 stattgefundenen Verbrennung Hussens eintraten, den Aufstand, die Kämpfe und Siege der Böhmen unter ihrem Feldherrn Ziska von 1419 bis 1424 umfassend. Wie ist der dargebotene Ueberblick, fragt es sich jetzt, beschaffen? Ich schicke das allgemeine Urtheil voraus: unvollständig, zerrissen und ohne Zusammenhang. Nur zweifle ich keinen Augenblick, daß die vorgelegte Dichtung zehnmal besser, mindestens nicht so mittelmäßig ausgefallen sein würde, wenn Meißner darauf geachtet hätte, die künstlerischen Gesetze zu erfüllen. Im letzteren Falle hätte er ohne Zweifel ein gutes Werk zu Stande gebracht, wenn wir ihm auch das Talent absprechen müssen, ein klassisches Meisterstück zu schaffen. Was aber giebt er, und worin hat er gefehlt?

Er giebt im „Ziska" eine mannigfaltige Reihe von Skizzen, ihre Zusammenfassung zu einem Gesammtbilde dem Leser überlassend, was diesem um so schwerer fallen muß, als die Lücken theils unausgefüllt geblieben, theils schlecht ausgefüllt sind. Denn von einer epischen Erzählung ist hier nicht die Rede, noch weniger von einem epischen Grundversmaße, welches die Einheit der Dichtung schon äußerlich hervortreten lassen würde. Vielmehr sehen wir, daß Meißner nicht allein das Versmaß bunt wechselt, sondern auch in grauser Unordnung epische und lyrische Elemente durcheinanderwürfelt. Seine Darstellung ist weder lyrisch noch episch, neigt sich weder entschieden zur Weise der Romanze und Ballade, noch zum gleichmäßigen Gange des reinen Epos: er ist weder durchgedrungen zur Form der Frithiofsage oder des Cid, noch zur Form des Homer oder Ariost. Hin- und herfahrend spricht er sich aus, wie es ihm in den Schnabel kommt, ein Naturalist, der von den Hauptgattungen poetischer Darstellung nichts weiß, also auch mit dem besten Willen nicht auf jene Vorschriften der Kunst, von welchen selbst der größte Poet nicht ohne Schaden abstrahirt, Rücksicht nehmen konnte. Das Publikum, ebenso unbekannt mit den Ansprüchen echten Styls, machte ihm keine Sorge. Daher sprudelt er bald über aus Leidenschaft, bald verfällt er in die kahlste Prosa; auf überschwängliche Redensarten und Bilder folgen die lahmsten Ausdrücke, welchen Reim und Wechsel des Versmaßes wie der Strophe nicht auf die Beine zu helfen vermag. Dazu kommt eine ewige Wiederholung der Hauptgedanken, schon deswegen lästig und unausstehlich, da sie weder lyrische noch epische Wiederholung ist; zum Ekel werden namentlich die endlosen Tiraden über Freiheit und Knechtschaft: die in der Luft stehende Variation vermindert nicht den schlechten Eindruck, welchen ein solcher Mißbrauch der erhabensten und edelsten Begriffe mit sich bringt. Seine Reimfertigkeit ist nicht hervorstechend, auch fehlt es nicht an Spuren und Anzeichen, daß ihn der Reim zu leeren und prosaischen Phrasen verleitet hat. Einzelnes indessen ist ihm gelungen, manche kurze Charakterisirung, manche Betrachtung, manche Wendung, wie wenn er von dem Haupthelden, um dessen fabelhafte Macht auf die Gemüther zu zeichnen, sagt:

Der Ziska rufts. Sein Wort ist Blitz und Brand.

Freilich sind die Stellen selten, von welchen wir uns wirklich einmal ergriffen fühlen, wie in dem drittletzten „Ein Pfaffe" überschriebenen Gesange des vierten Buchs. Die Figuren selbst treten uns nicht klar genug und entschieden vor Augen: der Spiegel der

Dichtung ist, wie gesagt, in seinem Grunde zu getrübt, die Entwicklung durchweg hastig, nicht gemächlich.

Das Schlimmste aber ist, daß Meißner, ein deutscher Sänger, gegen die Deutschen schreibt, die Sache der „Böhmen" vertretend, wie er ausdrücklich im Schlußgesange betont! Die Deutschen sind nach ihm Böhmens Vernichter, Unterdrücker, Mörder! Was ich im Eingange dieser Kritik bemerkte, es fehle ihm die Klarheit der Richtung, wird hierdurch sattsam bestätigt. Und doch hätte es auch einem Deutschen wohlangestanden, das Recht der Tzechen zu feiern, wenn es in rechter Weise geschehen wäre, nämlich unter guter Motivirung, nicht blindlings. Durfte doch Platen dem alten Venedig Glück wünschen zum Siege über die verbündeten Angreifer, worunter auch die Deutschen waren: dürfen wir Deutschen doch heutzutag der italienischen Selbstständigkeit den endlichen Triumph über fremde Eroberer gönnen. Meißner seinerseits pflanzt Zwietracht in die Gemüther und verkennt das Nationalprincip, indem er plump und grob zu Werke geht. Hiebe gegen die eigene Nation führend, stellt er sich sentimental hin. Halbdichter pflegen das Wesen der Dinge so oberflächlich zu erfassen. Aber an einer gesunden Entfaltung auch dieses Hauptgedankens wurde Meißner theilweise gehindert durch die formlose Anlage und Ausführung seines Gedichts. Die jugendliche Hand, die es schrieb, erschöpfte sich an allgemeinen Umrissen: die eigentliche Handlung, die ein allseitiges Licht ausgestrahlt hätte, ging unter einem lyrischen Strohfeuer verloren.

Schriften. 1) Gedichte. Leipzig 1845. 7. Auflage 1855. 2) Ziska. Gesänge. Ebend. 1846. 7. Auflage 1856. 3) Das Weib des Urias. Tragödie in 5 Akten. Ebend. 1851. 4) Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Ebend. 1853. 5) Der Prätendent von York. Trauerspiel. Ebend. 1857. 6) Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee. Ebend. 1853. 7) Durch Sardinien. Bilder von Festland und Insel. Ebend. 1859. 8) Die Sansara. Roman in 4 Bänden. 2. verbesserte Auflage. Ebend. 1859.

Aus dem „Ziska" (Letztes Buch). Ein Pfaffe.

Die Wachtfeuer sind in die Erde gebrannt,
Die Nacht ist stumm — es schläft das Lager,
Fern ziehn die Wachen, die Werdafrager,
Und wieder ist Alles in Schweigen gebannt.

Nur Ziska, der Alte, der Herr der Schlacht,
Sitzt wach im Zelte, unsäglich traurig;
Ihm dünkt: nie sangen die Winde so schaurig,
Für ihn giebt's, ach, nicht Tag, nicht Nacht.

Wie Schatten und Licht bei der Ampel Schwanken
Hinirren an seines Zeltes Wände,
So irren und wanken die kranken Gedanken
Ihm hin durch's Hirn ohne Rast und Ende.
Er wacht, er sinnt. Entwaffet haben
Ihn, die ihm zu Dienst, zwei blonde Knaben.
Sein' Nachttrunk und sein Abendessen
Steht auf dem Tisch — er hat es vergessen.
Und Prokop und Bzsindka sind gekommen
Und haben neue Kunde vernommen
Von neuen Zügen, die er ersann
In's Herz der Feinde, der blinde Mann.
So geht fort es — noch immer, noch immer,
Keinen Tag lang Ruh', kein Friedensschimmer.
Nun sinnt er allein. Das stärkste Leben
Hat solche wunderseltsame Stunden,
Wo Lüge scheint, was wir sonst empfunden,
Selbst das, wofür wir das Blut gegeben.
Da scheint die Welt den taumelnden Sinnen
Ein Gaukelspiel ohne Ernst und Würde,
Das ganze Dasein trostlose Bürde,
Jedwedes Streben eitles Beginnen
Und Schattenlast, die werth zu verrinnen.

O Stunden der kalten Lebensverachtung,
Wo der Geist wie ein Wand'rer auf fremder Flur,
Bist du die Zeit, wo in Gramesumnachtung
Der Teufel versucht die Menschennatur?

Wie, oder wärst du des Lichtes Tagen
Entsetzlicher Wahrheit entsetzliches Finden,
Und läßt dich Gott so bald entschwinden,
Weil Menschenbrust dich nicht kann ertragen?

Der Ziska denkt: wie die Tausend und Tausend,
Von Glauben flammend, von Schlachtlust brausend,
Den Holzstoß bestiegen ohn' Angst und Beben,
Und jubelnd verbrannten, um ewig zu leben;
Die Chiliasten des Heilands Nahen
In nächster Zeit entgegensahen
Und all' ihre Hab' entgegenbrachten
Dem Herrn, den sie so nah' sich dachten;
Die Einen geschmolzenes Eisen tranken,
Die Andern froh auf dem Schlachtfeld sanken,
So jenseitsfreudig — um nie zu erwachen —
Wenn ich's bedenke — es ist zum Lachen!
War's ein Erkennen ewigen Rechtes?
War's Völkerwahnsinns entsetzliches Toben?
Vielleicht belächelt der Weltgeist droben
Den Ameisenhaufen des Menschengeschlechtes!

O heiliger Kelch, du blutig Symbol
Von Volksbefreiung und Völkerwohl,
Für das ich gekämpft, für das ich gerungen,
In dreizehn Schlachten die Keule geschwungen,
So wärst du selbst nur ein feuriges Zeichen,
Gekommen über Paläste, über Hütten
Einen Strom von Blut herabzuschütten?
Emporzuflammen und zu entweichen!
Mein Böhmen wollt' ich durch dich befreien,
Da wardst du ein Zeichen der Partheien;
Gespalten hast du das Volksherz mitten
In Kalixtiner und Taboriten.

Ach, Alles, Alles entweiht die Erde,
Auf daß es ihresgleichen werde,
Und was in dieses Leben tritt,
Bringt schon den Fluch des Lebens mit!

Zum Vorwand dienen die reinsten Lehren
Dem tollen Thun, dem wüsten Begehren,
Verruchte rauben das himmlische Feuer,
Und sengen damit wie Ungeheuer!

Nun bin ich müd', auf Frieden zu warten,
Mein Hirn ist toll von Mord und Grauen,
Mein alter Leib ist ein Schwert voll Scharten,
Im heißen Gemetzel des Kriegs zerhauen.

Wie der Todtengräber auf seinem Spaten
Die Arme kreuzt bei des Tages Ende,
So kreuz' ich auf meiner Keule die Hände —
Man wird so müde im Blute zu waten.

Und vor mir liegt Böhmen — ein dunkles Grab,
Aus dem sich gespenstige Arme ringen,
Ach, Völker um Völker schlang es hinab,
Zuletzt wird das Grab sich selbst verschlingen!

Ich aber, der kam die Opfer zu werben
Dir, klaffendes Grab, durch Gottesgebot;
Ich möcht' nun selber gerne sterben
Und kann nicht. Vielleicht bin ich selbst der Tod!

Er schauert und schweigt, der Lampe Licht
Bestrahlt sein düsteres Gesicht,
Zum Feldbett tappt er und legt sich nieder
Und deckt mit dem Mantel die alten Glieder.
Da seufzt er auf und fest und fester
Preßt er das Herz mit zitternden Händen
Und murmelt wieder: „was meinst du, Schwester?
O könntest von drüben du Botschaft senden!"

Er schlummert ein und vor ihm erwacht
Das Licht des Tags nach der Blindheit Nacht,
Ein Tag in Grauen und Blut geborgen,
Ein Feldherrnleben voll Noth und Sorgen.
Er ist zu weit hinausgeritten,
Er steht allein in der Feinde Mitten,
Es zucken Lanzen nach seinem Herzen,
Er leidet Todesgefahr und Schmerzen,
Und was er im Leben nie gespürt,
Selbst von der Furcht wird er berührt!

So kommen heran, so jagen die Träume,
Am Heerde versinkt allmälig die Glut,
Nur draußen im Felde klagen die Bäume,
Daß ihre Wurzeln ertrinken im Blut.

Da hebt sich leise des Zeltes Decke,
Vorblitzen zwei Augen grimm und wild —
Wie eine Schlange aus ihrem Verstecke
Kriecht aus dem Dunkel ein menschlich Gebild.
Es schleppt sich fort, auf die Erde gekauert,
Und keucht — ein häßlicher Spuk der Nacht,
Und wälzt sich weiter und horcht und lauert,
Ob nicht vom Schlummer der Alte erwacht?

Der aber schläft — es lehnt sein Schwert
Zu Seiten seines Betts — es fährt
Nicht aus der Scheide, den Herrn zu wecken,
Den Missethäter hinwegzuschrecken.
Und der ergreift's und trägt es fort
Bis zu des Zeltes geheimstem Ort.

Es ist ein Pfaff, ein papistischer Schlächter,
Die Kutte schlottert um's hagre Gebein!
Weh' euch, ihr tausend Krieger und Wächter,
Ihr ließt eine Natter in's Lager hinein!

Sie zischelt: „Kein Eisen kann dich verderben,
Doch bist du auch, Ziska, vor Gift gefeit?
Ich tödte dich mit dem eigenen Sterben
Und habe die Welt ihrer Geißel befreit.“ —

Durch's Zelt erschallt's wie Lachen von Teufeln,
Dann aber beginnt dem schlummernden Streiter
Der Pfaffe ein Naß auf die Glieder zu träufeln —
Vom pestkranken Leibe verpesteten Eiter!

Der Ziska greift nach den schmerzenden Wunden,
Er fährt empor in der nächtlichen Stille —
Die Glut ist erloschen — es zirpt eine Grille,
Im Dunkel der Nacht ist der Pfaffe entschwunden.

Eduard Mörike,

ein vielgefeierter, aber mittelmäßiger Lyriker und Novellist der „schwäbischen Schule“, erblickte das Licht am 8. September 1804 zu Ludwigsburg bei Stuttgart, wo sein Vater Kreismedizinalrath war. Nachdem er sich in den Seminarien zu Urach und Tübingen für das Predigeramt ausgebildet hatte, erhielt er im Jahre 1834 eine Pfarrstelle zu Kleversulzbach bei Weinsberg. Bereits vorher (1832) war er mit einer Novelle, „Maler Nolten“ betitelt, vor das Publikum getreten; denn wie die meisten Schwaben jener Epoche, die Geist und Phantasie hatten, fühlte sich auch dieser Theolog durch den Ruhm eines Uhland, dessen zunehmender Glanz in seine Jugendzeit fiel, nicht nur nach den zauberischen Gefilden der Poesie hingezogen, sondern auch zu eigenen poetischen Versuchen aufgefordert. Er täuschte sich nicht, wenn er dabei auf den Patriotismus seiner Landsleute gerechnet hatte. Diesen gefiel die erwähnte Erzählung in solchem Grade, daß sie den neuen Autor sofort den hervorragendsten Mitgliedern der „schwäbischen Schule“ beizählten, ja, einen zweiten Goethe in ihm erblickten, was sie nicht blos mündlich aussprachen, sondern auch gedruckt verkündigten. Der von ihnen gegebene Anstoß wirkte auf mancherlei auswärtige Kritiker fort, die nachfolgende Sammlung seiner „Gedichte“ wurde ebenso gepriesen wie seine späteren Produkte, und auf diese Weise erlangte er, wenn auch nicht den Beifall der Kenner, doch einen bekannten

Namen. Durch Kränklichkeit veranlaßt, legte Mörike, etwa um die Mitte der vierziger Jahre, jenes Pfarramt nieder und zog sich in die Ruhe des Privatlebens nach Stuttgart zurück.

Guten Willen, redliches Streben dürfen wir diesem Autor zuerkennen; mehr nicht. Was im Schwabenlande von ihm gerühmt wird, ist erstlich, daß er „selbstständiger als alle übrigen schwäbischen Dichter dastehe"; zweitens, daß er im volksmäßigen Tone der Lyrik sehr glücklich sei, und drittens daß er einen köstlichen Humor besitze, einen Humor, welchen er dem Volksliede abgelauscht habe. Einer der Wortführer dieser Kritik, Wolfgang Menzel, findet außerdem, daß „der Charakter der Mörikeschen Lieder jene innige Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit sei, die bei schwäbischen Dichtern und namentlich bei Justinus Kerner häufig angetroffen werde", und „die meisten dieser Lieder schienen unmittelbar die Seele zu spiegeln"; mit welchen letztern Punkten auch der Aesthetiker Vischer, sein nächster Landsmann, in den von ihm herausgegebenen „Kritischen Gängen" (1844) die günstigste Uebereinstimmung ausdrückt. Wenn endlich Karl Gödeke im J. 1843 die Mörikeschen Gedichte „zu den herrlichsten der neueren Zeit" gerechnet hat, so wird er neuerdings dieses allgemeine Urtheil ohne Zweifel zurücknehmen, da er es nicht begründen kann.

Denn die gedachten Lobsprüche zeigt eine genauere Untersuchung als durchweg unverdient. Was erstens die Selbstständigkeit anlangt, worin Mörike die übrigen schwäbischen Dichter übertreffen soll, erscheint sie sehr zweifelhaft; denn er theilt mit diesen seinen Landsleuten bald den romantischen Anstrich, bald, wie Menzel wenigstens zugiebt, ihre Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit, bald auch ihre lyrische Naturfeier. Selbst der „Maler Nolten", welcher für das Hauptwerk desselben gehalten wird und angeblich am meisten von seiner Eigenthümlichkeit unter den schwäbischen Dichtern, von seiner *vorherrschend modernen* Richtung zeugt, ist keineswegs frei von romantischen Luftsprüngen. Sage man immer, Mörike habe „das Hinüberschweben der Romantik in die Helle der Tagesgegenwart aufs gefälligste dargestellt"; mich will bedünken, daß Uhland ihm hierin mit einem besseren Beispiel vorangegangen, er, der die Romantik des Mittelalters meistentheils zur klassischen Klarheit ausgeprägt hat. Da sich in den Stoffen also diese Selbstständigkeit wesentlich beschränkt, so blieben nur die Formen übrig; aber auch in der Wahl dieser ist er keineswegs über den Kreis der schwäbischen Schule hinausgegangen. Denn daß er hin und wieder altklassische und einige moderne Formen angewandt, die Uhland, Kerner, Schwab, Pfizer und Andere nicht angewandt, entscheidet für eine freiere Richtung um so weniger, als er in diesen Weisen lediglich, um mich kurz auszudrücken, stümpert, ohne eine einzige richtig ausgebildet zu haben.

Was zweitens die Volksmäßigkeit seines lyrischen Tones anlangt, bewegt sie sich auf geistlose Weise in geistlosen Stoffen; was er von diesem Charakter uns bietet, ist seltsamen Inhalts, bald schaal, bald unschön, roh zugleich in der Form und knittelversartig an unser Ohr klingend. Wenn Mörike z. B. singt:

> Jung Volker, das ist der Räuberhauptmann
> Mit Fibel und mit Flinte,
> Damit er geigen und schießen kann,
> Nach dem just Wetter und Winde,
>
> Ja, Winde!
> Fibel oder Flint'
> Fibel oder Flint',
> Volker spielt auf, —

so fragt man, für wen und wozu dergleichen Strophen gesungen worden?

Drittens finden wir allerdings bei diesem Sänger einen gewissen Humor, aber nicht den rechten; gesuchter Witz wetteifert bei ihm mit geschmacklosen Scherzgedanken und Wendungen aller Art. Man kann weder über die Aeußerung seiner humoristischen Laune lächeln, noch sich daran ergötzen; es gebricht ihr die Schärfe des Verstandes ebenso sehr als die Gewandtheit des Vortrags. Seine Naivetät vollends ist nicht naiv, sondern so beschaffen, daß sie meist dem Kindischen sehr nahe kommt. Er möchte den Geistreichen spielen, den Witzkopf, aber es geht ihm nicht recht von der Hand.

Was endlich die ihm nachgerühmte Unmittelbarkeit der Darstellung anlangt, ist sie hauptsächlich in sofern vorhanden, als es scheint, daß Mörike seine Lieder gerade so drucken lassen, wie sie aus seiner Feder auf das Papier geflossen, also unmittelbar nach ihrer Abfassung, ohne Feile, ohne Nachhülfe. Man glaubt in solchem Falle allerdings den unmittelbar Dichtenden und Arbeitenden vor sich zu sehen. Eine Natürlichkeit dieser Art indessen ist eine traurige Natur, keine Natur, wie sie die Poesie beansprucht, deren Ausdruck bei aller Unmittelbarkeit vollendet sein soll. Daß Mörike nicht gerade leere Phrasen macht, sich in keinem Bilderwuste gefällt, sondern einfach mit freundlicher Herzlichkeit singt, mag einen in gewissem Grade natürlichen Ausdruck des Menschen und eine gewisse Unmittelbarkeit anzeigen, aber wir haben schlimmerweise dabei zu bedauern, daß dieser Unmittelbarkeit im Durchschnitt die Hauptsache fehlt: der Gehalt.

Und da sind wir auf die wunde Stelle dieses Sängers gekommen. Sein poetisches Vermögen ist augenscheinlich nur ein mittelmäßiges, seine Anschauung wie seine Darstellungsgabe eine sehr beschränkte und schwache. Er bildet, wie Menzel sagt, „den engen Kreis des Privatlebens poetisch aus"; und das mag den Schwaben gefallen, sie mögen mit diesem Kritiker rühmen, Mörike „wisse Empfindungen, die wohl Jeder kenne, und Situationen, die nichts Ungewöhnliches seien, mit dem überraschendsten Zauber der Poesie zu umkleiden". Uns andern Deutschen gefällt das nicht, wir finden eine solche Poesie in der Regel hausbacken, hier aber um so mehr, als wir bei Mörike von keinerlei Zauber überrascht werden. Zur Ueberraschung gebricht es ihm an Talent, wie ich sagte, insbesondere auch an Geschmack und Kunsteinsicht. Wie A. W. Schlegel von Matthisson bemerkt hat, dieser Dichter wisse selbst in den kleinsten Kompositionen nicht Ton und Colorit zu halten, so erkläre ich das Gleiche von den lyrischen Produkten Mörike's und stehe nicht an das Urtheil auszusprechen, daß dieser Sänger keinem einzigen seiner Lieder nach Inhalt und Form eine Vollendung gegeben hat, die wir klassisch nennen könnten, selbst wenn wir von den heutigen Ansprüchen der Verskunst ganz absehen.

Nicht besser steht es um die Bedeutung des „Maler Nolten", von welchem die Schwaben behaupten, daß er, bei aller Verschiedenheit der Charaktere und Situationen, doch viele Vergleichungspunkte mit Göthe's Wilhelm Meister darbiete. Ich kann diese Schätzung so wenig bestätigen, daß ich vielmehr der Ueberzeugung Worte gebe, gar manchem Leser werde es die größte Ueberwindung kosten, diesen Roman bis zu Ende zu bringen: so widerwärtig sind die Verhältnisse der vorgeführten Personen, peinlicher selbst als die in der Novelle „Zwischen Himmel und Erde" von O. Ludwig. Für ein zweites Meisterstück dieses schwäbischen Halbdichters gilt die „Idylle vom Bodensee". Diese in Hexametern abgefaßte Erzählung von sieben Gesängen hat einen kaum mittelmäßigen Werth; sie ist leer an Gehalt, und noch dazu unkünstlerisch angelegt. Eine Episode, vier Gesänge umfassend, überwuchert die Haupt-

erzählung vollständig; die letztere stellt einen faden, die erstere einen abgeschmackten Schwabenstreich dar. Das Ganze bewegt sich, ein Paar leidliche Stellen abgerechnet, in einer durchaus niedrigen und prosaischen Sprache, die uns in Wortstellung und Satzgepräge nicht selten an einen mit Pathos deklamirenden Pfarrer gemahnt. Daß Paul Heyse in einer seiner jüngsten Novellen diese Mörikeschen Produkte mit dem Titel „zauberhafte Gedichte" beschenkt, verräth entweder Unreife des Urtheils oder geistige Wahlverwandtschaft.

Schriften. 1) *Maler Nolten.* Novelle. Stuttgart 1832. 2 Theile. 2) *Gedichte.* Ebend. 1838. 3. vermehrte Ausgabe. Miniatur-Ausgabe 1856. 3) *Iris.* Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen. Ebend. 1839. 4) *Classische Blumenlese.* Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien u. s. w. der Griechen und Römer. Nach den besten Verdeutschungen, theilweise neu bearbeitet, mit Erklärungen für alle gebildeten Leser. 1. Bändchen. Ebend. 1840. 5) *Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin.* In 7 Gesängen. Ebend. 1846. 2. Auflage 1856. 6) *Das stuttgarter Hutzelmännlein.* Ebend. 1853.

Josephine.

Das Hochamt war. Der Morgensonne Blick
Glomm wunderbar im süßen Weihrauchscheine;
Der Priester schwieg; nun brauste die Musik
Vom Chor herab zur Tiefe der Gemeine.
So stürzt ein sonnetrunkner Aar
Vom Himmel sich mit herrlichem Gefieder,
So läßt Jehovens Mantel unsichtbar
Sich stürmend aus den Wolken nieder.

Dazwischen hört' ich eine Stimme wehen,
Die sanft den Sturm der Chöre unterbrach,
Sie schmiegte sich mit schwesterlichem Flehen
Dem süß verwandten Ton der Flöte nach.
Wer ist's, der diese Himmelsklänge schickt?
Das Mädchen dort, das so bescheiden blickt.
Ich eilte sachte auf die Gallerie,
Zwar klopft mein Herz, doch tret' ich hinter sie.

Hier konnt' ich denn in unschuldsvoller Lust
Mit leiser Hand ihr festlich Kleid berühren,
Ich konnte still, ihr selber unbewußt,
Die nahe Regung ihres Wesens spüren.

Doch, welch ein Blick und welche Miene,
Als ich das Wort nun endlich nahm,
Und nur der Name Josephine
Mir herzlich auf die Lippen kam!
Welch zages Spiel die braunen Augen hatten!
Wie barg sich unter'm tiefgesenkten Schatten
Der Wimper gern die ros'ge Scham.

Und wie der Mund, der eben im Gesang
Die Gottheit noch auf seiner Schwelle hegte,
Sich von der Töne heil'gem Ueberschwang
Zu mir mit schlichter Rede herbewegte!
O tiefer Ton, — ich fühlt' es nur zu bald,
Schlich sich in's Herz und macht' es tief erkranken;
Ich stehe wie ein Träumer in Gedanken,
Indeß die Orgel nun verhallt,
Die Sängerin vorüberwallt,
Die Kirche aufbricht und die Kerzen wanken.

Verborgenheit.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein.

Was ich traure, weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Thränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket,
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein.

Nur zu!

Schön prangt im Silberthau die junge Rose,
Den ihr der Morgen in den Busen rollte,
Sie blüht, als ob sie nie verblühen wollte,
Sie ahnet nichts vom letzten Blumen-Loose!

Der Adler strebt hinan in's Grenzenlose,
Sein Auge trinkt sich voll von sprüh'ndem Golde,
Er ist der Thor nicht, daß er fragen sollte,
Ob er das Haupt nicht an die Wölbung stoße.

Mag denn der Jugend Blume uns verbleichen,
Noch glänzet sie und reizt unwiderstehlich,
Wer will so holdem Trug zu bald entsagen?

Und Liebe, darf sie nicht dem Adler gleichen?
Doch fürchtet sie; auch fürchten ist ihr selig,
Denn all' ihr Glück, was ist's? ein endlos Wagen!

Die schöne Buche.

Ganz verborgen im Wald' kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs, erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umgrenzet es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng', wehren dem himmlischen Blau:
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch' mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,
Hier mich zum erstenmal plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos Alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten,
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jetzo gelehnt an den Stamm (er trägt das breite Gewölbe
Nicht zu hoch) ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne
Fast gleichmessend umher säumte mit blendendem Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn;
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur dich!

Julius Mosen,

ein Dichter im Lyrischen, Epischen und Dramatischen von großer Strebsamkeit; er ist im sächsischen Voigtlande zu Marienei am 8. Juli 1803 geboren, studirte eine Zeit lang in Jena und machte dann eine Reise nach Rom. Zurückgekehrt von dieser Wanderung, vollendete er in Leipzig das Studium der Rechte, um seine äußere Lage durch eine Brodwissenschaft sicher zu stellen, weil es ihm an Mitteln gebrach, dem Hange zur Poesie ausschließlich zu folgen. Darauf blieb er als Aktuar so lange in Kohren, bis es ihm gestattet war im Jahre 1834 als Advokat zu Dresden sich niederzulassen. Nachdem er dort eine erträgliche häusliche Einrichtung gewonnen, mehrere Dramen glücklich auf die Bühne gebracht und dadurch einen gewissen Ruf in theatralischen Kreisen gefunden hatte, erhielt er im Jahre 1844, in einer Zeit, wo das Interesse für die deutsche Bühne sich neu zu beleben schien, eine Anstellung an dem Oldenburg'schen Hoftheater: der Großherzog von Oldenburg ernannte ihn zum Dramaturgen und Hofrath. Man hoffte viel Erfreuliches von seiner künftigen Wirksamkeit, weil man Ursache hatte, seinen uneigennützigen Eifer, seine männliche Gesinnung und die von ihm bewährte Bühnenkenntniß hochzuschätzen; denn er gehörte keiner selbstsüchtigen und unwahren litterarischen Coterie an, wie Heinrich Laube, Karl Gutzkow und ähnliche Halbtalente. Aber kaum hatte der neue Dramaturg die ersten Zeichen seiner Thätigkeit gegeben, da überfiel ihn ein hartnäckiges Körperleiden, welches schon mit dem Jahre 1846 eine völlige Wiederherstellung des Hinsiechenden sehr zweifelhaft machte, ihn fast ohne Unterbrechung an ein schmerzliches Krankenlager fesselte und seine geistige Wirksamkeit auf ein immer geringeres Maß zurückführte.

Durch seine Neigung ans Romantische gefesselt, suchte Mosen seine Darstellung zur Klarheit durchzuarbeiten, wie Uhland; was ihm auch, seiner ganzen Geistesrichtung nach, so trefflich gelang, daß er von dem Kritiker Wolfgang Menzel der „sächsische Uhland" benannt wurde. Im Liede errang er sich einen gewissen volksthümlichen Ton, im Dramatischen zeigt er mehr Gehalt und wahre Kraft als die meisten Theaterdichter seines Zeitalters. Allein er weiß seine Phantasie nicht zu beherrschen; weßhalb die meisten seiner Produkte an Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit des Ausdrucks leiden, an grellen und sonderbaren Zügen, die ihren Ursprung theilweise dem falschen Streben nach Neuheit verdanken, theilweise auch von der den Verstand gleichsam überwuchernden Einbildungskraft herrühren. Im Dramatischen hat ihm die Nachahmung Shakespeare's überdieß unsäglichen Schaden gebracht; seinen Tragödien fehlt indeß nicht die Größe der Ideen, wenn auch der historische Hintergrund des Ganzen bisweilen zu weit zurücktritt, um dem Werke die rechte Bedeutung zu verleihen. Am meisten hat die prosaische Darstellung Mosen's durch seine Phantastik gelitten: die Klarheit und Einfachheit der Ideen verlassend wird sie langweilig.

Schriften. I. Gedichte. a. Das Lied vom Ritter Wahn. Leipzig 1831. b. Der Ahasver. Dresden und Leipzig 1838. c. Gedichte. Leipzig 1836. d. Heinrich der Finkler. Ebend. 1836. e. Die Wette, ein Lustspiel. Ebend. 1837. f. Theater. Stuttgart 1842. (Vier Stücke enthaltend; 1. Kaiser Otto III. 2. Cola Rienci. 3. Die Bräute von Florenz und 4. Wendelin und Helene.) g. Bernhard von Weimar. Leipzig 1855. Ungedruckte Dramen: 1. Der Sohn des Fürsten. 2. Johann von Oestreich.

II. **Prosaische Werke.** 1) Der Kongreß von Verona. Ein Roman. Leipzig 1842. 2 Bände. 2) Bilder im Moose. Ebend. 1846. 2 Bände. (Kleinere Novellen und Erzählungen enthaltend.)

Aus dem „Wahn", neuntes Abenteuer.

Der Alte Zeit.

Was hilft mir Alles, bleibt der Tod das Letzte?
Ja, finden muß ich deine Burg, o Herr!
Ob sich das Schicksal selber widersetzte.

So sprach der Ritter*), ließ dem Roß die Zügel,
Und eilig flog es fort von Flur zu Flur,
Durch Steppen hin und über wüste Hügel,

Doch steiler wurden bald die schwier'gen Wege,
Abgründe hielten Roß und Reiter auf,
Und oft erbangt das Thier auf schmalem Stege.

Bald sieht er des Gebirges Zackenecken
Beeist sich strecken, recken hoch hinauf,
Daß sie den ganzen Himmelsraum bedecken.

Und Wolken ziehen um des Berges Lenden,
Doch drob erheben sich die Zinnen hoch,
Als wollten erst in Himmelshöh' sie enden.

Wie's unten nachtet, prangt es tagend oben,
Daß Alles steht in Feuer und in Gold,
Als brennten Wälder in dem Aether droben.

In Scharlachgluth, in Purpurfluthen prangen,
In blut'gem Schein die Steppen auf der Höh',
Mit einem Feuermantel weit umhangen.

Wild fegt der Sturmwind, Klippenwände rollen
Laut donnernd abwärts, und in ihrer Wucht
Lawinen stürzen, eisversteinte Schollen.

Als ob der Hölle Schlund mit Feuersitzen
Hier aufgebaut wär', glüht es lichterloh
Wie Nordlicht, wie der Wetterwolke Blitzen.

Was mag des Ritters kühnen Sinn erschrecken?
Er reitet ruhig fort auf seiner Bahn,
Wie sich's geziemt für kampfgestählten Recken. —

Am Fuß des Bergs aufglänzet eine Helle;
In steter Klarheit und inmitten steht
Ein altes Männlein an der hellsten Stelle.

Fortwährend regen sich des Alten Hände,
Die hohen Sträucher glühn im schönsten Grün,
Beleuchtet stehn die schroffen Felsenwände.

Der Ritter naht und ohne Rast sich bücken
Sieht er das Männlein mit dem kahlen Haupt,
Mit runzlichtem Gesicht und krummem Rücken,

Dann wieder beten vor sich hin andächtig,
Und ämsig feilen einen Felsenblock,
Rastlos, doch langsam und garwohl bedächtig.

Es zuckt ihm wunderlich im Angesichte,
Wie Wetterleuchten. Selbst die Feile war
Nicht Stahl sowohl, als Strahl vom Sonnenlichte.

Als nun der Ritter sich den Greis besehen,
Wagt er mit kühnem, unerschrocknem Sinn
Zum Sonderbaren näher hinzugehen.

---

*) Der Ritter „Wahn" hat sich aufgemacht, ein Mittel oder eine Kraft zur Besiegung des Todes zu finden. So stößt er denn auf den Greis „Zeit", um bei diesem sich zu erkundigen.

Und er beginnt zu grüßen und zu fragen:
Wie nennst du dich? was treibst du hier allein?
Willst du wohl Antwort mir gefällig sagen?

Er sah sich um mit Zucken im Gesichte,
Und sprach: Zu dienen dir, ich heiße Zeit.
Und fragst du ferner, was ich hier verrichte?

Nun, dies Gebirge muß ich ganz zerfeilen;
Ich muß, ich will's, es ist so meine Lust,
Ich eile, feile sonder Rast und Weilen.

Doch willst du mir nicht auch das Leiden sagen,
Das dich mir scheinet in gar hoher Angst
Zu meiner Werkstatt selber herzujagen?

Sprach Wahn: ich suche mir den mächtgen Helden,
Der selbst den Tod besiegt in seiner Macht.
Kannst du vielleicht mir seinen Namen melden?

Des Alten Antlitz wurde gelb und gelber,
Die Falten zuckten schneller im Gesicht
Indem er schielend lachte für sich selber.

Ei, sprach er, mußt ja doch vergehn, verwesen,
Du blödes Menschlein! Denn verkehrt zu Staub
Wird auf der Erde jeglich Sein und Wesen.

Du siehst am Himmel viel der Sternenkreise,
Krystallen leuchtet am Gezelt die Uhr,
Und Alles dreht sich rings in ew'ger Weise.

Die Sterne sind im Auf- und Niedersteigen, —
Wo ist die starke Hand, begabt mit Kraft,
Die hemmend eingreift in des Rades Speichen?

Nicht anders gehn Minuten, gehn die Stunden.
Ein Ding ist stets des andern treibend Rad,
Wie's oben wechselt, wandelt's gleichfalls unten.

Zum Himmel siehst du seine Hörner recken
Den Fels, als griff' er in den Mond hinauf,
Um ihn zu fassen mit den Zackenecken.

Und doch muß meine Hand zu Staub ihn feilen;
Und ob es lang auch währe, nach und nach
Zerfeil' ich doch der Felsen lange Zeilen.

Wenn endlich nicht ein Steinchen mehr vorhanden,
Dann brennt die Feile mir in meiner Hand,
Ich sinke sterbend in des Todes Banden.

Und also muß ich unablässig feilen —
Ich muß und will's, es ist so meine Lust,
Ich feil' und eile sonder Rast und Weilen.

Wohl wird's gar manchen lieben Tag noch währen,
Eh' dieses Felsens hochgethürmte Burg
Die kleine scharfe Feile wird verzehren.

Drum willst du deines Sinnes dich begeben,
Und dich ernüchtern, nun so kannst du auch
Mit mir gewiß am allerlängsten leben.

Was hilft mir auch das allerlängste Leben?
Sprach Ritter Wahn; nein, bleiben mag ich nicht,
Kannst du ein ewig Leben mir nicht geben.

Meinst du, ich könnte still und ruhig liegen,
Dem Feilenklingen lauschen mit dem Ohr,
Mit meinem Auge sehn die Stäubchen fliegen,

Sehn deine Hand sich unablässig regen,
Zermalmen Block um Block, das kahle Haupt
Nach solch verfluchtem Takte sich bewegen?

Das muthest du mir an, der ich empfinde,
Ein Wesen bin mit Fleisch und warmem Blut,
Und nicht, wie du, geformt aus Stein und Rinde!

So tobte Ritter Wahn mit heft'ger Stimme;
Der Alte feilt und wackelt mit dem Kopf;
Wahn zieht das Schwert erboßt in tollem Grimme,

Faßt an den Knauf mit seinen beiden Händen
Und schlägt den Alten auf das kahle Haupt.—
Der feilet fort, und ohne sich zu wenden.

Und wieder schlägt er, daß die Lüfte pfiffen,
Den alten Feilmann auf das kahle Haupt,
Mit seinem Schwerte blank und scharf geschliffen.

Der Alte fühlet nichts, und ohne Weilen
Regt er die dürren Hände ruhig fort,
Thät ämsig fort am Felsenblocke feilen.

Dem Ritter fängt der Odem an zu stocken,
Er schwingt sich auf das Roß und fliegt davon,
Und schaut sich ängstlich um und ganz erschrocken.

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
Zu Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol!

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heilgen Land Tyrol!

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol.

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Der Sandwirth noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: das thu' ich nitt!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz';
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

Zu Warschau schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour, schlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt:
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt:
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen;
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! Das heilge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen
Und um die Heimath ewig ist's gethan;
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig End'
Uns letzten noch vom vierten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düsterm Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein: Wer da? schallt; sie stehen festgebannt,
Und Einer spricht: vom Vaterland getrennt,
Die letzten Zehn vom vierten Regiment!

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Es wollten viel treue Gesellen
Sich kaufen ein Vaterland,
Zu Leipzig mit eisernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Bei Leipzig ruhet begraben
Wohl mancher Mutter Kind,
Das Grablied sangen ihm Raben,
Die dort geflogen sind.

Was fraget ihr, Todesgenossen,
Die ihr dort unten ruht:
Was half es, daß geflossen
So viel vom rothen Blut!

Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid!
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seid!

Freiheit.

Im Blumenkelch gefangen
Sie eine Biene trug,
Es glühten ihre Wangen,
Es flatterte ihr Tuch.

Sie rief: Ich laß' es brummen,
Und wär' es auch dein Herz!
Es mag auf Freiheit sinnen,
Es gilt mir Alles Scherz!

Doch plötzlich war gesprungen
Ein Blumenblatt entzwei,
Die Biene vorgedrungen
So zornig, wild und frei.

Sie hat sich auch gerochen
An ihrem harten Sinn,
Und in die Brust gestochen
Die schöne Quälerin.



Wilhelm Müller,

ein Lyriker von trefflicher Begabung, zu Dessau, wo sein Vater Schuhmacher war, am 7. Oktober 1794 geboren. Seine Kindheit fiel in jenes Zeitalter, wo die mit antiken Sprachen sich beschäftigende Philologie für die glänzendste Wissenschaft galt: Müller, der in dem Studium der Alten eine Quelle für seinen poetischen Durst erblickte, wandte sich daher von den sogenannten Brodwissenschaften ab und begann in Berlin Philologie und Geschichte zu studiren. Da brachte in seine friedlichen Träume der gegen Napoleon losgebrochene Freiheitskrieg eine geräuschvolle Unterbrechung; der Jüngling betheiligte sich als Freiwilliger an dem Kampfe, indem er von 1813—1814 unter das preußische Heer trat. Nach Wiederherstellung des Friedens setzte er, von 1815 ab, seine Studien in Berlin fort, und während ihm durch den geistreichen Friedrich August Wolf die Sterne des Alterthums aufgeschlossen wurden, lehnte er sich gleichzeitig an die deutschen Dichterfürsten der ersten Glanzepoche an; solche Vorbilder bildeten seinen Geschmack, sein kritisches Urtheil und sein produktives Talent aus. Dieses neigte sich vorzugsweise zum Lyrischen und schon 1816 veröffentlichte er unter dem Titel „Bundesblüthen“ die Erstlinge seiner Muse. Um die Welt zu sehen, trat er im August des nächstfolgenden Jahres mit einem Grafen Sack, der ihn zum Begleiter erkoren hatte, eine Reise nach Griechenland und dem Oriente an; allein in Rom angelangt, löste er den mit diesem eingegangenen Vertrag, gab die Weiterreise auf und blieb in der Hauptstadt der Christenheit zurück. Nachdem er verschiedene Streifzüge durch Italien ausgeführt und seine Bekanntschaft mit Rom in einer Schilderung niedergelegt, die er später unter dem Titel „Rom, Römer und Römerinnen“ herausgab, wandte er sich im Jahre 1819 wieder nach Berlin, um für eine sichere Lebensstellung zu sorgen. Diese fand er denn schon im nämlichen Jahre in seiner Geburts=

stadt Dessau, wo er ein Lehramt für klassischen Sprachunterricht am Gymnasium erhielt, während ihn der Herzog von Dessau zu seinem Bibliothekar annahm. Gleichsam in einen Haven vor den äußerlichen Stürmen des Lebens eingelaufen, vergaß der junge Dichter keineswegs über seiner Amtslast die höheren Zwecke seines Daseins. Während er durch eine wissenschaftliche Arbeit, die „Homerische Vorschule", sich als würdigen Schüler Wolfs bethätigte und für die ältere deutsche Litteratur durch ausgewählte Sammlungen zu wirken suchte, verfaßte er Uebersetzungen und schrieb Lieder, Novellen und Kritiken. Zu seiner Erholung machte er alljährlich kürzere und längere Ausflüge nach dieser oder jener Himmelsgegend Deutschlands. Eben hatte sich Müller durch seine dem Freiheitskampfe der Griechen geweihten Lieder einen berühmten Namen errungen, als er, nicht lange von einer Reise aus Deutschlands Süden zurückgekehrt, am 1. Oktober 1827 von einem plötzlichen Tode hingerafft wurde. Er hinterließ eine blühende Gattin und mehrere Kinder; von diesen hat sich durch eine ebenso schnelle als glückliche Laufbahn der am 6. December 1823 geborene Friedrich Max hervorgethan, der als Ehrenmitglied der Universität Oxford für orientalische Litteratur in England wirkt.

Ein Theil der „Griechenlieder" wird seinen Namen zur fernsten Nachwelt tragen; in diesen von wahrer Begeisterung erfüllten Gesängen schlug Müller einen frischen Ton an, welcher vortheilhaften Einfluß auf die seitdem zu höherer Vollendung gestiegene deutsche Lyrik hatte. Für seinen Geist und Geschmack zeugt der Umstand, daß er in Zeitschriften als Kritiker redlich urtheilte und unter anderm einer der Wenigen war, die Platens Talent schon in dessen frühsten Leistungen ahnten, wie einst Lessing das Talent Goethe's geahnt hatte. In seinen übrigen Produkten, in der Novelle und in jenen Liedern, die ihm nicht natürlich waren, da sie aus einer dem Dichter fremden Region stammten, ist er unbedeutend: die Stimmung namentlich eines Zechers, Postillions und Müllerburschen stand ihm zu fern, als daß er sie immer wahr hätte treffen können. Doch im Ganzen dürfen wir das Urtheil Gustav Schwabs unterschreiben, welcher ihn dahin charakterisirt, daß Müller „ein zartes rasches flackerndes Gefühl und eine von Witz leicht aufgeregte, schnell entflammte Einbildungskraft" besessen habe. Auch unter den Liedern leichterer Gattung finden wir manche vorzügliche, die uns an die Kraft des Griechenliedersängers heiter erinnern, und die uns das Bedauern abnöthigen, daß der allzuzarte Bau seines Körpers zusammengestürzt, ehe sein Talent sich in voller Blüthe männlicher Reife zu entfalten vermocht hatte.

Schriften. I. Gedichte. a. Bundesblüthen. Berlin 1816. b. Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Dessau 1821—1824. Zwei Bändchen. c. Lieder der Griechen. Leipzig 1821—1824. 5 Hefte. d. Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge. Ebend. 1827.

Vermischte Schriften, herausgegeben von Gustav Schwab. Leipzig 1830. 5 Bändchen. (Das erste Bändchen enthält eine kurze, aber sehr anziehende Biographie Müller's aus der Feder des Herausgebers.) Die „Gedichte" wurden, namentlich auch die Griechenlieder, später mehrmals in besondern Ausgaben gedruckt.

II. Prosaische Werke. a. Rom, Römer und Römerinnen. Berlin 1820. 2 Bände. b. Askania Zeitschrift für Litteratur. Dessau 1820. c. Die Homerische Vorschule. Leipzig 1824. Neue Auflage von

Baumgarten-Crusius, 1836. d. Novellen, zerstreut in Taschenbüchern, dann in „Vermischte Schriften" von Gustab Schwab aufgenommen.

III. Uebersetzungen und Sammelwerke. a. Doktor Faustus. Tragödie von Marlowe, aus dem Englischen. Berlin 1818. b. Neugriechische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von C. Fauriel, übersetzt. Leipzig 1825. 2 Bände. c. Blumenlese aus den Minnesängern. Berlin. 1816. d. Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1822—1827. 10 Bände. Fortgesetzt von K. Förster Ebend. 1828—1838, 11.—14. Band.)

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirth
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird;

Er hat gedecket die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft was lebet und webet
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömts aus allen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirthes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und sinke selig nieder
Auf's Knie und denk' an mich!"

Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.

In der Fluthen Schooß hinabgesunken
Blieben unten ihre Trümmer stehn.
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Wiederscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendroth,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir, wie Glocken, dumpf und matt:
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Wiederschein,
Und mir ist als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt herein.

Die Griechen an den „östreichischen Beobachter".

Du nanntest uns Empörer — so nenn' uns immerfort!
Empor! Empor! so heißt es, der Griechen Losungswort.
Empor zu deinem Gotte, empor zu deinem Recht,
Empor zu deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!
Empor aus Sclavenketten, aus dumpfem Kerkerduft,
Empor mit vollen Schwingen in freie Lebensluft!

Empor, empor ihr Schläfer, aus tiefer Todesnacht!
Der Auferstehungsmorgen ist rosenroth erwacht.
Du nanntest uns Empörer — so nenn' uns immerfort!
Empor, so heiß' es ewig, der Griechen Losungswort!
Dir aber töne nimmer in's Herz der hohe Klang,
Beobacht' aus dem Staube die Welt dein Lebelang!

Griechenlands Hoffnung.

Brüder, schaut nicht in die Ferne nach der Fremden Schutz hinaus,
Schaut, wenn ihr wollt sicher schauen, nur in euer Herz und Haus,
Findet ihr für eure Freiheit da nicht heilige Gewähr,
Nun und nimmer, Brüder, nimmer kömmt sie euch von außen her.
Selber hast du aufgeladen dir der Knechtschaft schweres Joch,
Selber hast du es getragen, und du trügst es heute noch,
Hättest du darauf gewartet, hochgelobtes Griechenland,
Daß es dir vom Nacken sollte heben eine fremde Hand.
Selber mußt du für dich kämpfen, wie du selber dich befreit,
Dein die Schuld und dein die Buße, dein die Palme nach dem Streit.
Viele werden dich beklagen, viele dir Gebete weihn,
Viele sich für dich verwenden, viele deine Rather sein —
Hoffst du mehr? Bau' auf die Hoffnung deiner Freiheit Veste nicht,
Daß der Grund, auf dem sie ruhet, nicht den Bau zu Trümmern bricht.
Deiner alten Freiheit Ehre ist der neuen Welt gerecht,
Denn der Freie schläft im Grabe so geduldig, wie der Knecht.
Lege reuig deine Waffen nieder vor des Türken Thron,
Beuge friedlich deinen Nacken zu dem alten Sclavenfrohn:
Dann, dann magst du sicher bauen auf die Macht der Christenheit,
Dann, dann magst du sicher hoffen, daß der Türke dir verzeiht.
Ruh' und Friede will Europa — warum hast du sie gestört?
Warum mit dem Wahn der Freiheit eigenmächtig dich bethört?
Hoff' auf keines Herren Hülfe gegen eines Herren Frohn:
Auch des Türkenkaisers Polster nennt Europa einen Thron.
Hellas, wohin schaut dein Auge? — Sohn, ich schau' empor zu Gott —
Gott, mein Trost in Schuld und Buße, Gott, mein Hort in Kampf und Tod!

Die Mainottin.

Ich habe sieben Söhne aus meiner Brust gesäugt,
Ich habe sieben Söhnen das heilge Schwert gereicht,
Das Schwert für unsern Glauben, für Freiheit, Ehr' und Recht —
Heil mir, von meinen Söhnen ist keiner mehr ein Knecht!
Sie sind zur Schlacht gezogen mit freudig wildem Muth —
Heil mir, in ihren Adern fließt noch spartanisch Blut!
Und als sie von mir schieden, das Herz ward mir nicht schwer,
Ich sprach: Frei kehrt ihr wieder, frei oder nimmermehr!
Ihr Mütter der Mainotten, kommt, laßt uns suchen gehn,
Ob nicht von Spartas Trümmern wir eine Spur erspähn;
Da woll'n wir Steine sammeln, für unsre Hand gerecht,
Mit hartem Gruß zu grüßen den ersten feigen Knecht,
Der ohne Blut und Wunde besiegt nach Hause kehrt,
Und keinen Kranz gewonnen für seiner Mutter Heerd.

Wolfgang Müller von Königswinter,

ein talentvoller Lyriker, Novellist, Kunstkritiker und praktischer Arzt, wurde am 5. März 1816 in Königswinter geboren, einem am Fuße des Drachenfelsen in der Nähe des Rheins gelegenen Orte, nach welchem er sich jenen wohlklingenden, zur Unterscheidung dienenden Beinamen gegeben hat. Sein Vater, der die Arzneiwissenschaft wie später der Sohn ausübte, übernahm schon im Jahre 1819 die Stelle eines Kreisphysikus in Begheim, einem Städtchen des Jülicher Landes, die herrliche Umgebung von Königswinter mit einem kahlen Weidestrich vertauschend. Doch fand der Knabe auch hier eine reiche Quelle der Nahrung für seine lebhafte Phantasie, indem er theils den Erzählungen eines im Hause vielbeschäftigten stammelnden Schneiders zu lauschen Gelegenheit hatte, theils in die väterliche Büchersammlung sich vergrub, unter deren Klassikern Schiller und Uhland es waren, die ihn begeisterten und nachhaltig anregten. Aus der „ziemlich guten" Elementarschule Begheims zu Verwandten nach Düsseldorf versetzt, als er im eilften Jahre stand, besuchte er das dasige Gymnasium von 1827 bis 1835, und hier wurde auch, wie ein Berichterstatter über seinen Lebensgang weiter erzählt, die Quelle der Poesie, die lange schon in ihm geschlummert hatte, ans Licht gerufen. Seine dichterischen Versuche, zuerst insgeheim betrieben, erlangten bald Aufmunterung, namentlich durch den damaligen Gymnasiallehrer, jetzigen Professor Fichte in Tübingen, der einigen Frühlingsliedern des jungen Dichters den Preis zuerkannte. Im Hause der Eltern, die inzwischen von Begheim nach Düsseldorf übergesiedelt waren, machte Müller die Bekanntschaft der Maler A. Achenbach, Alfred Rethel und Jakob Becker; in ihrem Umgange lernte er die Kunst verstehen und würdigen, was ihn zu seinen späteren Forschungen auf diesem Gebiete geführt hat. Auch Robert Reinick, der Maler und Dichter, nahm sich des jüngeren Genossen freundlich an und sandte gelungene poetische Blumen desselben an Adalbert von Chamisso, der sie im „Musenalmanach" dem Publikum vorlegte. Ausflüge in das Siebengebirge und an die Ahr, wo die Eltern ein Gut besaßen, weckten gleichzeitig in dem heranwachsenden Jünglinge den Sinn für Naturreize, wie er in seinen Gedichten, vor Allem in der „Rheinfahrt", sich farbenreich ausspricht. Auf der Universität Bonn, die er im Jahre 1835 bezog, studirte er zwar Medizin, aber ohne dem ihm angebornen Triebe für das Schöne zu entsagen. Daher suchte er die bedeutenden Geister auf, die in jener Stadt damals den Musen huldigten, namentlich Karl Simrock und Gottfried Kinkel, auch Alexander Kaufmann, Nikolaus Delius und

Thomas Arens; ingleichen war ihm die Bekanntschaft mit Metzerath und Freiligrath, die gelegentlich eintrafen, von hohem Interesse. Ueber Dresden sodann, wo er „den Altmeister Tieck" begrüßte, ging er im Jahre 1838 nach Berlin, bereitete sich zu dem vom Staate geforderten Examen vor und wurde Doktor der Medizin. Während dieser Zeit hatte der Dichter, dessen Name schon gedruckt worden war, erfreuliche Berührung mit Eichendorff, Bettina von Arnim, Kopisch, Kugler, Gruppe, Gutzkow und Laube.

An den heimathlichen Rhein im Jahre 1840 zurückgekehrt, gab er die ersten Hefte von Gedichten heraus; worauf er (1841) zum Besuch der Spitäler nach Paris eilte, wo ihm der Aufenthalt durch den Umgang mit Heinrich Heine, Georg Herwegh und Franz Dingelstedt „doppelt angenehm" wurde. Ein Ausflug nach den vornehmsten deutschen Bädern schloß seine fachwissenschaftlichen Studien ab; für's Erste ließ er sich zu Düsseldorf nieder, in die Praxis des mittlerweile verstorbenen Vaters eintretend. Seiner dichterischen Thätigkeit dagegen waren die nächsten Jahre nicht gerade günstig; erst 1846 erschien seine „Rheinfahrt", worin er das Lob des herrlichen Stromes besang, 1847 eine Sammlung der „Gedichte", die jedoch in Folge der politischen Bewegung von 1848 ab, wie manche ähnliche Leistungen anderer Verfasser, Schiffbruch litt. Das große geistige Erdbeben, welches im März des denkwürdigen Jahres ausbrach, führte auch ihn auf die Bahn der Politik; er wurde als Abgeordneter Düsseldorfs Mitglied des Vorparlaments und im Monat Mai stellvertretender Deputirter zur deutschen Nationalversammlung. Doch in die damaligen Wirren vermochte Müller ebensowenig ordnend einzugreifen als irgend ein anderer Sterblicher. Dafür beglückte ihn der Zauber einer anmuthigen Häuslichkeit; nachdem er sich im November 1847 mit Emilie Schnitzler aus Köln vermählt hatte, lebte er zwar noch eine Zeit lang unter ungetrübtem Himmel in dem anmuthigen Düsseldorf seinem heilsamen Beruf wie dem beseligenden Musendienste, aber endlich faßte er doch den Entschluß, nach der deutschgesinnten und großartigen Heimathsstadt seiner Gattin überzusiedeln. Daselbst wirkt Wolfgang Müller fort und fort praktisch als Heilarzt wie geistig als ein zweiter Apollo für das Wohl, die Vernunft und den Fortschritt der Nation. Auch auf dramatischem Gebiete suchte er in jüngster Zeit Lorbeeren zu sammeln, um nicht minder begabten Dichtern den Vorsprung zu lassen.

Das lyrische Talent Müller's von Königswinter charakterisirt sich durch Frische und Wahrheit; damit verbindet er Werth des Gehalts und eine Freiheit der Ansicht, die ihm die persönliche Bekanntschaft mit unwahren und einseitigen Vertretern unserer poetischen Litteratur nicht rauben konnte. Er blieb unparteiisch und entzog sich den Einflüssen verschiedener

Autoren, welche durch irgend eine moderne Manier auf augenblickliche Ruhmernte lossteuerten, der flachen Witzelei und gemeinen Satire des „jungen Deutschland" wie der maßlosen Uebertreibung des volksthümlichen Elements, welches neuerdings so viel gemißbraucht wurde. Auf Widersacher stieß er ebenso wenig als er Jemandem gegenübertrat. Gleichwohl möchte man wünschen, daß er einen schärferen Weg eingehalten, eine entschiedenere Gesinnung kund gethan hätte. Von den charakterlosen Schriftstellern unserer Tage ist er himmelweit entfernt, aber um der Nation ein Bild seines Geistes vorzulegen, welches den Geist der Nation eigen abspiegele, hätte er auf fester Grundlage seine Ideen charakteristischer gestalten sollen. Die bloße Sagenpoesie namentlich, wie sie Müller bietet, reicht dazu nicht aus.

Was seine Form anlangt, ist er nicht genug Meister der Darstellung geworden; nicht daß man Grund hätte zu vermuthen, er habe die formelle Seite nicht lernen wollen, sondern die Schwäche des Dilettantismus verrathend, begriff er offenbar nicht die ganze Wichtigkeit, welche der Kunst des Styles beizulegen ist, und setzte die Mittel und Wege aus den Augen, das Material der Sprache durchgreifend zu bewältigen. Daher kommt es, daß erstens seinen lyrischen Produkten häufig das Ebenmaß und mit diesem die Macht eines starken und gleichsam siegenden Eindruckes abgeht; in dieser Hinsicht sagt Platen richtig, daß der Dichter, gleich dem Künstler, das Bedeutende stets von dem Wust abscheiden müsse. Zweitens handhabt er das lyrische und epische Element nicht durchgehends mit solcher Sicherheit, um das eine dem andern streng unterzuordnen oder beide kunstgerecht zu trennen; drittens befriedigt auch seine äußere rhythmische Form nicht immer das Ohr, wie es der klassische Ausdruck fordert. Das eine oder das andere dieser Gebrechen, oder allezusammen mögen oft die Schuld tragen, daß es scheint, als fehle es ihm an einer gewissen Unmittelbarkeit des Redegusses. Von seinen in Prosa verfaßten Novellen zeichnet sich die „Professor Violet" betitelte durch Geist, Witz und Anmuth der Erzählung vortheilhaft aus.

Schriften. 1) Junge Lieder. Düsseldorf 1841. 2) Balladen und Romanzen. Ebend. 1842. 3) Die Rheinfahrt. Frankfurt 1846. 4) Gedichte. Ebend. 1847. 5) Germania. Ein satirisches Märchen. Ebend. 1848. 6) Lorelei. Köln 1851. (Eine Sammlung rheinischer Sagen.) 7) Die Maikönigin. Stuttgart 1852. 8) Ueber die Düsseldorfer Künstler aus den letzten fünfundzwanzig Jahren. Leipzig 1854. 9) Prinz Minnewin. Ein Mittsommermährchen. Köln 1855. 10) Novellen im Rheinischen Jahrbuche auf 1850 u. s. w.

Verlorene Liebe.

Wir wuchsen in demselben Thal,
Wir wohnten nahe Haus bei Haus,
Wir suchten uns vieltausendmal,
Und fanden uns Tag ein Tag aus.

Gebet und Mährchen, Lied und Spiel,
Das Alles lernten wir vereint,
Wir lachten und wir jauchzten viel,
Und haben oft auch still geweint.

Ich wuchs zum Jüngling, du zur Maid,
Wir träumten noch denselben Traum
Und suchten treu wie allezeit
Den Sitz am lang umspielten Baum.

Dort ruhten wir am Abend oft
So voll, so warm, so reich die Brust;
Wie ward geahnt, wie ward gehofft
In flüsternd liebesel'ger Lust!

Wir wurden dennoch liebemüd
Und zogen beide ferne fort;
O, du verglühest tief im Süd,
Und ich vereise hoch im Nord!

Was trieb uns über Meer und Land!
Wir wissen's nicht und glüh'n vor Scham —
Du fehlest mir, ich fehle dir,
Und beide welken wir vor Gram.

Johannes Huß.

Ob ihr des Freien Leib in Ketten schlagt,
Ob ihr des Freien Geist dem Tode weiht:
Hat sein Gedanke groß und schön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit.

Durch's Thor zu Constanz geht ein ernster Zug,
Es ziehen Kriegerhaufen auf den Plan,
Die Trommel klingt, es weht der Fähnlein Flug,
Die stumpfe Menge reiht sich blöde dran.

Und in der Mitte wankt ein bleicher Mann,
Er schleppt sich hin im geistlichen Talar;
Sein Leib ist schwach von Kerker und von Bann,
Doch flammt sein Geist durch Aug' und Stirne klar.

Johannes Huß ist's aus dem Böhmerland!
Daheim war er ein Priester vielgeehrt,
Als Leuchte ward gepriesen sein Verstand,
Und seine Zunge als ein scharfes Schwert.

Weil er das Wort der Geistesfreiheit sprach,
Lud Rom ihn her zum offnen Redestreit;
Ihm, welcher kühn des Wissens Lanze brach,
Gab Sigismund, der Kaiser, frei Geleit.

Doch haben ihn verdammt der Kirche Herrn,
Die, ach! zu oft der Kirche Knechte sind:
Vergebens strahlte seiner Seele Stern,
Taub sind die Ohren und die Augen blind.

Den Weisen, ach, verdammt man ungehört!
Ach, man verhöhnt mit herbem Spott ihn dreist!
Er hört sein Urtheil, tief im Geist empört,
Daß so man schmäht den gottgebornen Geist.

Der Priesterwürde ward er schnöd entweiht,
Die Ketzermütze ward ihm aufgesetzt;
Gebrochen hat des Fürsten Wahn den Eid,
Von Schergen wird er nun zu Tod gehetzt.

Der Holzstoß hebt sich drüben im Gefild;
Die Knechte stoßen frech und schnöd ihn fort —
Er betet still — das ist des Heilands Bild,
Auf Golgatha, am bittern Leidensort! —

Und wie er auf den Scheiterhaufen steigt,
Da schreit das Volk; — so tönt der Glaubenshaß.
Die Flamme leckt. Wie fromm sein Haupt sich neigt!
Dem Mund enttönt: „Sancta simplicitas!“

Sein einz'ges Wort: „O heil'ge Einfalt du!
Es wissen nicht die Blöden, was sie thun!“ —
Die Flamme leckt. — Der Martyr geht zur Ruh',
Und rings im Feld herrscht tiefer Frieden nun.

Es ist: die weiße Taube höb' den Flug,
Die Glaubensfreiheit stiege aus der Glut,
Und nähm' in die Jahrhunderte den Zug,
Wo nie sie rastet und wo nie sie ruht.

Das Volk verläuft sich stumpf, so wie es kam,
Es hört noch nicht der Zukunft Schlachtenhorn;
Nur seine Jünger stehn voll tiefem Gram,
Doch wandelt sich ihr Schmerz in rothen Zorn.

Sie schlagen an die Schwerter nun mit Macht,
Sie kehren heim, wo Ziska's Fahne fliegt.
Der Krieg ist für Jahrhunderte entfacht,
Sein Ende ist: die Geistesfreiheit siegt!

Ob ihr des Freien Leib in Ketten schlagt,
Ob ihr des freien Geist dem Tode weiht:
Hat sein Gedanke groß und schön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit!

Eligius Franz Joseph, Freiherr von Münch-Bellinghausen,

genannt Friedrich Halm,

der vorzüglichste Dramatiker österreichisch-deutscher Zunge, auch lyrischer Dichter, wurde am 2. April 1806 zu Krakau geboren. Sein Vater Cajetan von Münch-Bellinghausen stand daselbst als Appellationsrath in österreichischen Diensten und überkam später, als dieses Fürstenthum von 1809 bis 1846 für Oesterreich wieder verloren ging, das Amt eines k. k. Staats- und Conferenzraths. Der Sohn zählte kaum zwanzig Jahre, als er schon seine philosophischen und juristischen Studien an der Wiener Universität vollendet und den Versuch eines ersten Trauerspiels gemacht hatte. Denn in seiner angeborenen Neigung für Poesie bestärkte ihn ein trefflicher Lehrer, der Benediktiner Michel Enk von der Burg, der nachmals ein sehr unglückliches Ende nahm; dieser Mann beschäftigte sich viel mit dem Wesen der dramatischen Dichtgattung und gewann eine in jenen Tagen seltene Einsicht in deutsche Sprachkunst, die ihn zur offenen Bewunderung Platens hinführte, welcher er auch einen rückhaltslosen Ausdruck in den „Wiener Jahrbüchern" gab. Wie berichtet wird, stand er denn seinem Zögling rathend und helfend zur Seite, lenkte namentlich die Aufmerksamkeit desselben auf die spanische Bühnenlitteratur und bewog ihn durch ermunternden Zuspruch, eins seiner Dramen, die „Griseldis", im Jahre 1835 auf dem Hofburgtheater zu Wien aufführen zu lassen. Solchergestalt vor die Oeffentlichkeit tretend, gab er sich den Schriftstellernamen Friedrich Halm. Das Stück selbst erntete ungewöhnlichen Beifall und ging durch ganz Deutschland von Bühne zu Bühne; der Dichter producirte neue Schauspiele, durch den glänzenden Erfolg des ersten angefeuert. Zu seinem litterarischen Ruhme gesellte sich auch eine günstige äußere Stellung; im Jahre 1840 ward er zum niederösterreichischen Regierungsrath ernannt, im Jahre 1845 zum Hofrath und zum ersten Kustos an der kaiserlichen Hofbibliothek.

Nachdem die politischen Sturmfluthen der Jahre 1848 und 1849 sich verlaufen hatten, veröffentlichte Münch-Bellinghausen einen Band gesammelter lyrischer „Gedichte"; darauf schrieb er in der Stille ein Drama mit dem Titel „der Fechter von Ravenna" und ließ dasselbe ohne Autornamen an die Intendanzen unserer Theater verschicken. Zeitgemäße politische Anspielungen, die darin enthalten waren, erregten ein um so größeres Interesse, als das Publikum eine Zeit lang über den

Verfasser in Ungewißheit schwebte. Halm wurde jedoch zu Anfange des Jahres 1856 genöthigt, zur Autorschaft sich zu bekennen, da den Dichter des Fechters seltsamerweise ein bayerischer Schullehrer, Namens Bacherl, des heimlichen Plagiats beschuldigte. Der letztere hatte das Glück einen tüchtigen Sachwalter zu finden, der in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die schlagendsten Beweise vorbrachte. Anfangs führte Heinrich Laube, der von der Klage am meisten betroffen schien, die Vertheidigung des ihm befreundeten Verfassers sehr lahm, indem er zu allerlei weitläuftigen Paraden und anscheinend leeren Ausflüchten griff. Der komische Streit, in welchem sogar Karl Gutzkow gegen den Schulmeister eine Lanze einlegen zu müssen glaubte, schleppte sich ohne alle Noth in die Länge und gelangte zuletzt doch zu keinem ganz befriedigenden Abschlusse. Als nämlich Friedrich Halm aus dem Hintergrunde hervortrat, war der an sich unbedeutende Handel zu einer lächerlichen Wichtigkeit aufgeblasen worden: unbedeutend nenne ich ihn, da einem jeden Dichter das Recht zuzugestehen ist, das Blaue vom Himmel herunterzubenutzen und für seine erhabene Aufgabe zu verwenden, wenn er nur seine Quellen nicht eigensinnig verschweigt. Wie schlimm sich also auch die Sache bereits gestaltet hatte, als Friedrich Halm hervortrat, so würde gleichwohl aus seinem Munde die kurze Erklärung genügt haben, er sei der Verfasser und habe von Bacherl nie eine Zeile gesehen oder gelesen, wofür er dem Publikum sein Ehrenwort verpfände. Eine solche einfache Erklärung indessen gab Halm nicht; vielmehr ließ er sich statt dessen ebenfalls auf eine breite Abweisung ein, deren vornehmer Ton sogar unstatthaft war. Stand doch der Litterat Bacherl dem Litteraten Halm ebenbürtig gegenüber.

Dem Lyriker können wir, seiner Breite, Leerheit und geringen Formkunst wegen, keine Verdienste beimessen, wohl aber müssen wir dem Dramatiker Halm im Allgemeinen ein entschiedenes Lob zollen. Denn trotz der Fehler und Schwächen, wie sie nicht leicht ein Meister auf diesem Felde sich zu Schulden kommen läßt, überragt er alle die neuesten Theaterdichter durch dramatische Technik, Gehalt und Styl. Dem stärksten Tadel möchte das Ideal seiner Charaktere selbst in den drei Dichtungen unterworfen sein, die als seine besten sich erwiesen haben, in der „Griseldis", in dem „Sohn der Wildniß" und in dem „Fechter von Ravenna": zu begeistern wenigstens vermögen die Hauptfiguren dieser Stücke keinen gesunden Denker mit gesundem Herzen. Sie leiden, die einen mehr, die andern weniger, an Unnatur, Ziererei und Würdelosigkeit. Allein die Halm'schen Arbeiten haben dem Publikum demungeachtet eine genießbare Speise dargeboten, dem Ungeschmack des Zeitalters zwar Rechnung getragen und gerade deßhalb Wohlgefallen erregt, aber da sie nicht zu weit ausschritten, eher Nutzen geschafft als Schaden angestiftet. Denn nach und nach lernte man dergleichen Charaktere aus richtigem Gesichtspunkte auffassen; man begriff, daß ein Drama wie die „Griseldis" keine musterhaften Gestalten vorführe, daß eine Griseldis, die dem Gatten zum Spielballe dient, keine gute Hausfrau sein könne, und daß ein Stück nicht seinen Zweck erfülle, wenn es

mit einer nach dem Gange der Dinge nothwendigen, aber nicht aufgelösten Dissonanz abschließe.

Das zeitweilige Vergnügen, welches das Publikum an diesen und ähnlichen Gestalten der Halm'schen Schauspiele fand, vermehrte sich durch die vorzügliche Technik, womit die Handlung dargelegt wurde. Halm besitzt in vollem Maße, was ein Heinrich Laube nicht hat: die Kunst konsequenter dramatischer Entfaltung, welche den Zuschauer von Moment zu Moment fesselt. Ferner steigerte sich der Eindruck auf das Publikum dadurch, daß der Dichter ihm auch Etwas zu denken vorlegte, obschon die Gedanken mehr Flitter als Gold sein mochten; wenigstens waren die Gedanken faßlich, in der Hauptsache den Personen angemessen und nicht zu alltäglich. Was bieten dagegen Karl Gutzkow, der ebengenannte Laube und ihres Gleichen dem Zuschauer? Trivialitäten, Salongewäsch, Lärm, Verwirrung. Zugleich befliß sich Halm der Eleganz in seiner Darstellung: schon dadurch ward der Gedankenkreis seiner Stücke über das prosaische Niveau erhoben. Man verwerfe immerhin sein Blümeln, sein Haschen nach sentimentalem Aufputz, womit er auf das Gemüth zu wirken suchte; aber loben muß man den leichten Fluß seiner Verse, wonach wir uns bei der Mehrzahl der heutigen Dramatiker vergebens umsehen, während wir bei Halm auf eine Sprachgewandtheit schließen dürfen, wie sie besserer Stoffe und Ideale würdig gewesen wäre. Damit soll nicht gesagt sein, daß seine versifizirte Sprache jene Klassizität erreicht habe, welche die kurze Glanzepoche unserer dramatischen Litteratur aufweist; ich will nur sagen, daß seine mit dem Inhalte harmonirende Darstellungsweise höher steht als der styllose Styl der gewöhnlichen Theaterdichter. Daß Halm sich an die Weise jener Glanzepoche anlehnte, war ihm keineswegs zu verdenken: das Publikum mochte keine andere Form als diejenige, die man im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts mit dem Namen „Schillerjamben" bezeichnete, um dadurch ausdrücklich das Nonplusultra deutscher Sprachkunst festzusetzen. Gleichzeitig lieferte man ein Seitenstück zu dieser Abgeschmacktheit durch die Mode, einen besonderen Cultus mit dem „Schillerformat" zu treiben. Offenbar konnte ein solcher Stillstand der Darstellungskunst, wie er mit der Beibehaltung der früheren Form nothwendig verbunden war, dem Fortschritt der Bühnenlitteratur nicht zusagen. Und über die Form der dramatischen Jambenpoesie möchte ich hier einige Worte einschalten.

Wir müssen lebhaft bedauern, daß der dramatische Styl, wie ihn Goethe und Schiller so trefflich herangebildet hatten, einen verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum blühte, und daß nicht zum wenigsten ein halbes Hundert Originalstücke, in jenen fünf- und fünfeinhalbfüßigen Jamben ausgeprägt, zur Auswahl für das Repertoir vorliegen. Wir hätten dann, von dem poetischen Genuß ganz abgesehen, eine ungleich reichere Gelegenheit zu prüfen, welchen Umfangs und Wechsels in der Darstellung diese Form fähig war, wie weit sie genügte, das Drama nach allen Seiten zu entfalten und auf die höchste Spitze der Vollendung zu bringen, und welche Keime zur weitern Fortbildung sie in sich trug. Zwar dürfen wir, was die Schreibweise betrifft, einige Werke von Uhland, Platen und Rückert getrost dem kleinen herrlichen Blumenstrauß anfügen, den jene Dichter der ersten Glanzperiode wanden; aber die neuen Blätter, die sie ansetzten, erschienen bei aller Frische und Vollsaftigkeit wie späte Nachschößlinge und waren überdieß nicht zahlreich genug, um die Vermehrung des Schatzes sichtbar und folgenreich zu machen. Obendrein gewannen sie nicht den Einfluß, der ihnen gebührt hätte; die Uhlandischen und Platenschen Stücke waren nach ihrem Erscheinen gleich-

sam nicht vorhanden, man führte sie seither auf sehr wenigen Theatern auf, obgleich sie (was von den Rückert'schen freilich nicht gesagt werden kann) leicht aufführbar waren, in Gehalt und Styl hoch über den Machwerken standen, welche die Gegenwart häufig unter dem begeisterten Hervorruf der sämmtlichen Akteure und Verfasser wohlmeinend feiert: man hielt sie geflissentlich fern von dem Schauplatze solcher Gunstbezeigungen. Demungeachtet werden sie fortdauern und wir müssen uns damit trösten, daß es noch zu frühe ist, um sie dem weihelosen Geschlechte vorzuführen; sie sind zu poetisch, als daß sie von einem Publikum verstanden würden, welches den „Richard Savage" und die „Karlsschüler" bewundert. Weil sie aber wegen dieser Zurücksetzung sowohl als wegen ihrer geringen Anzahl keine durchgreifende Wichtigkeit zu rechter Zeit erlangten, erregten sie auch in stylistischer Hinsicht unter den Produzirenden keine neue Bewegung. Es schien vielmehr, daß sie schrieben wie alle Andern geschrieben hatten. Sie trugen daher wenig zur Erweiterung des schmalen Gartenbeetes bei, auf welchem die erste schöne Blüthe unserer dramatischen Kunst zusammengedrängt stand; weßhalb sie es vollkommen unentschieden und zweifelhaft lassen, ob die bisher angeschlagene Saite den kunstreichsten Klang für das deutsche Drama hervorgerufen habe. Wir entnehmen aus ihrer Beisteuer nichts, was uns zur Hoffnung berechtigte, daß der von unsern größten Nationaldichtern geschaffene Styl einer ferneren Ausbildung fähig sei.

Wenn ich meine wohlgeprüfte Ansicht frei sagen soll, widerspreche ich nicht nur dieser Hoffnung, sondern erkläre auch die Meinung für irrig, daß der Styl des deutschen Drama's durch Schiller und Goethe (um diese beiden Heroen statt aller hervorragenden Bühnendichter zu nennen) seine wahre Vollendung gewonnen habe. Eine weitere Fortbildung innerhalb der Gränzen der früheren Form halte ich für unmöglich, weil diese Form eben selbst, von Haus aus, der Vollendung zu fern steht, als daß wir in ihrem Stamme die Säfte fänden, aus welchen eine reichere und schönere Blätterkrone aufschießen könnte. Wir dürfen uns nicht einmal bei der Kunst dieser ersten Muster beruhigen, wenn wir anders das höchste Ziel erreichen wollen, das dem deutschen Drama vorgesteckt ist. Der allbekannte Styl nämlich, welchen Lessing, Goethe und Schiller einführten, erscheint als etwas Abgeblühtes; er ist für unsere und künftige Zeiten vollkommen abgethan und einer Erneuerung weder recht fähig noch würdig. Ich möchte sagen, er ist ganz und gar ausgespielt worden, so daß zuletzt die Saiten zerrissen sind. Vielleicht mag der lange Zeitraum, der inzwischen verflossen ist, einen Theil der Schuld tragen, daß unsere Dichter den verhallten Ton nicht mehr wiederfinden; wie dem aber auch sein mag, er kann schwerlich von neuem mit Erfolg angestimmt werden, und gute Talente verzichten ohne Zweifel freiwillig auf seine Wiederbelebung. Ich rede natürlich nur von der versifizirten Gattung, von der Jambenform. Wie tief gleichsam die Kerze dieses Styles heruntergebrannt ist, sehen wir an der jämmerlichen Sprache, welche unsere neueren Bühnendichter zuletzt dargeboten haben. Selbst Halm vermochte den Jambenrhythmus nicht so zu gestalten, daß wir ihn liebgewinnen könnten; wenn wir seine Sprache genauer prüfen, treten uns weniger rhythmische Mängel als Schwachheiten der Ausdrucksweise und Sonderbarkeiten des Redegusses entgegen, die sich nur aus dem Bestreben erklären lassen, dem matten Jambenspiel Leben einzuhauchen. Ich wähle zum Beweis die ersten besten Zeilen, welche mir in das Auge fallen:

Nun wisch' ich mir den Angstschweiß von der Stirne,
Nun bin ich wieder froh, kann wieder lachen,
Von Herzen lachen! Meister, lacht doch mit!

Oder schlagen wir die Blätter um:

Hinweg, hinweg, umnachtende Gedanken! —
Ich hab' mein Glück, mein Leben dran gesetzt,
Ich hab' gesorgt, gewacht, gerungen;
Es muß gelingen, muß! Ich steh' am Ziel!
Der Drang des Geistes ist kein leeres Spiel,
Er hält uns Wort, wenn wir ihm Wort gehalten. —
Und wenn es nicht gelingt, nicht jetzt gelingt! —
Nein! Nein! Ich will ja Gutes, will's zum Segen.

Und bald darauf:

Mein Nam' ist Elmo, Herr, mein Schiff ein feiner Segler;
Doch seht, ein Schiff hat Noth sich durchzuschlagen,
Mit zweien, Herr, da ließe sich was wagen!

Werner.

So nehmt zwei Schiffe denn! Nehmt zehn! Nehmt Schiffe
So viel ihr nehmen wollt! Was sind mir Schiffe?
Nußschalen, weiter nichts! Sorgt für's Entdecken,
Für's Uebrige sorg' ich.

Oder schlagen wir ein anderes Trauerspiel auf:

Sprich nicht von Hoffen, Mutter, von Erwarten!
Mein Hoffen war ein Kind des Augenblicks,
Und kaum geboren, kaum an's Herz gedrückt,
Kaum daß sein erster Pulsschlag mich entzückt,
Beginnend kaum beschloß es auch sein Leben.
Ich habe jede Hoffnung aufgegeben,
Und nichts mehr wünsch' ich, nichts erwart' ich mehr.

Welche Zerhacktheit der Rede, welches erzwungene Pathos, welches durch unausstehliche Wiederholung der Worte angefachte Strohfeuer, das die Kraft ersetzen soll: man muß die Gedanken gleichsam zusammenbuchstabiren. Dergestalt drücken sich die Personen durchweg bei Halm aus; man fühlt, sie wollen mit Nachdruck sprechen, damit sie Effekt bei den zerstreuten Zuschauern machen. Sie dienen, so zu sagen, dem Mund der Histrionen und sind eingelernte Rollenmenschen, wie sie der Schauspieler liebt, dem es um nichts weiter als um seine schlagfertige Rolle zu thun ist. Augenscheinlich erlag dieser wackere Dichter, dessen Streben ich im Obigen anerkannt, dem Widerstand der abgenutzten Form; er wollte eigenthümlich reden, von der Sanftmuth und ruhigen Glätte der Goethe'schen Schreibart sich ebenso fern halten als von Schillers rhetorischer Gluth und diesen Jambensaiten einen neuen Ton abgewinnen, der nicht minder frisch, lebendig und ausdrucksvoll sei. Dieß schlug ihm aber so durchaus fehl, daß statt der Frische und Lebendigkeit ein hohles Geklingel und ein fast lyrisches Geblümel entstand, eine Ausdrucksweise, an der Schauspieler und Publikum sich vergnügen, die aber auf Natürlichkeit, Wahrheit und Schönheit geringen Anspruch hat. Vortheilhaft zeichnet sich auch Julius Mosen im hergebrachten Styl der Jamben aus; er verließ die einheimischen Vorgänger, wie es den Anschein hat, und hielt sich mehr an den Shakespearschen Ausdruck, wie ihn A. W. Schlegel reproduzirt hat. Vorzüglich in der Wahl der Bilder verräth sich sein britisches Vorbild. Aber durch diese Aus- und Zuflucht, welche zur

entschiedenen Nachahmung des fremden Genius führte, verlor er mehr oder weniger diejenige Selbstständigkeit der Darstellung, die ihm zugefallen sein würde, wenn er nach einer neuen Form sich umgesehen hätte. Und eine neue metrische Form ist es, die der künftige Dramatiker zu suchen hat, wenn er Großes hervorzubringen gedenkt: vorgezeichnet ist sie worden durch den Grafen August von Platen.

Schriften. 1) Griseldis. Dramatisches Gedicht in 5 Akten. Wien 1837. 4. Auflage. 1845. 2) Der Adept. Trauerspiel. Ebend. 1838. 2. Auflage. 1843. 3) Camoëns. Dramatisches Gedicht in 1 Aufzug. Ebend. 1838. 2. Auflage. 1843. 4) Imelda von Lambertazzi. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Ebend. 1842. 5) Der Sohn der Wildniß. Dramatisches Gedicht. Ebend. 1842. 3. Auflage. 1844. 6) Sampiero. Historisches Drama. Ebend. 1847. 7) Gedichte. Stuttgart 1850. 8) Der Fechter von Ravenna. Wien 1857. 9) König und Bauer. Lustspiel nach dem Spanischen des Lope de Vega frei bearbeitet. Ebend. 1842. 10) Ueber die älteren Sammlungen spanischer Dramen. Ebend. 1852.

Gesammelte Werke. Wien 1857.

Aus der „Griseldis" (Schlußscene des ersten Akts).

Percival. Tristan. Oriane (Hoffräulein). Seneschall. König Artus. Königin Ginevra. Ellinor, des Ritter Kenneth von Schottland Gemahlin.

Seneschall.

Gebt Raum, ihr Herrn, und haltet Frieden!
Dieß ist des Königs Haus! Zurück ihr Herrn!

Percival
(der unterdessen die Ritter, die ihn zurück gehalten, abgeschüttelt).

Weg, alter Narr, mit deinem weißen Stabe!
Kommt an, Herr Lancelot!

König Artus
(der indeß aufgetreten, Percival in den Arm fallend).

Halt, sag ich, halt! —
(Die Musik verstummt; die Gäste aus dem Hintergrunde der Bühne treten erstaunt vorwärts.)

König Artus.

Was trübt ihr mir des Festes heitern Schimmer,
Und übertäubt die Klänge der Musik
Mit Kampfgeschrei und wüstem Waffenlärm?
Was gab es Lancelot? Sprecht Percival,
Was war's?

Percival.

Fragt jene dort, Ginevra fraget!

Ginevra.

Mein Herr und König! Frecher Uebermuth,
Nicht achtend dieser Mauern heil'ges Recht,
Verletzte mich, mich deine Königin,
Inmitten deiner Burg.

König Artus.

Wie! Sprecht ihr wahr?

Oriane.

Gewiß, so kam es, Herr! Um flücht'ge Worte,
Um harmlos heitern Scherz in Grimm entbrennend,
Traf Percival mit frevlem Wort die Herrin,
Und so entspann sich wachsend dieser Streit.

König Artus.

Ist dieses Wahrheit? Redet, Percival!

Percival.

Fürwahr, ich traf sie, Herr, mit rauhem Wort;
Doch aufgereizt von Hohn, von Spott gestachelt,
Weil sie mein Weib um ihren Stand geschmäht,
Weil meines Kindes Mutter sie verhöhnt,
Und jede heil'ge Regung meiner Brust
Mit schalem Witz verachtend mir begeifert;
Drum that ich's, Herr, und wieder so gekränkt,
Bei meines Vaters Bart, ich thät' es wieder.

König Artus.

Du hast die Räume dieser Burg entweiht;
In meiner Hausfrau hast du mich verletzt,
Den König, deinen Herrn; den Glanz der Krone
Hast du getrübt mit deines Mundes Hauch.

Percival.

Sankt David! Herr, was schmähte sie mein Weib!
Wenn auch ein Köhlerkind, dem Wald entsprossen,
Ist sie doch züchtig, treu, voll zarter Liebe,
An jedem ächten Schmuck der Seele reicher,
Als dessen sonst ein Weib sich rühmen mag;
Nicht eine von euch, hochgebornen Frauen,
Wärt ihr auch noch aus edlerm Holz geschnitzt,
Und noch mit buntern Lappen überhangen,
Nicht Eine kömmt dem Köhlerkinde gleich,
Bei meinem Eid, nicht Eine, sag' ich euch!

Oriane.

Verwegener! Ihr schmäht die Königin!

Tristan (zu Percival).

Ihr häuft das volle Maß; kommt zur Besinnung!

Percival

(zur Königin, die mühsam ihren Zorn verbirgt).

Was zürnst du, Königin? — Ich zitt're nicht
Vor den Geschossen deines Herrscherblicks,
Ich nicht! Und frei vor Allen sag' ich dir:
Ging's nach Verdienst und Recht auf dieser Erde,
So wäre, die du schmähtest, Königin,
Und du, du knietest vor dem Köhlerkind!

Ginevra (zu König Artus).

Und solche Schmähung nehmt ihr schweigend hin,
Und dieß soll ich ertragen?

König Artus.

Schweigt, Ginevra!
Kein Wort mehr, Percival! — Bei meiner Krone!
Auf beiden Seiten wiegt das Unrecht gleich,
Und beide habt ihr nichts euch zu vergeben;
Nur das entweihte Königthum heischt Sühnung,
Und die verletzten Rechte dieser Burg;
Und dafür, Percival, mußt du mir büßen;
Doch mild und gnädig soll dein Urtheil sein.
Wir wollen gern vergessen und vergeben:
Nur widerrufe! —

Percival.

Widerrufen! Nein!
Ich nicht!

König Artus.

Bei meinem Eid, du widerrufst!

Percival.

Bei meinem Eid, eh' stürzt der Himmel ein!

Ginevra

(nachdem sie einige Augenblicke sinnend vor sich hingeblickt).

Vergönnet mir das Wort mein Herr und König! —
Den Knoten löse, wer ihn wirr verschlang!
Herr Percival, ihr sollt nicht widerrufen,
Und ich will knieen vor dem Köhlerkind.

Percival.

Was sagt ihr?

Lancelot.

Unerhört!

Ellinor.

Sie redet irre!

König Artus.

Ginevra, treibt ihr Scherz?

Ginevra.

Laßt mich vollenden!
Ich kniee, Ritter, vor dem Köhlerkind,
Wenn ihr mir Proben gebt, daß eure Hausfrau
So tugendreich und treu und liebvoll ist,
Und euch und eurem Wohl so sehr ergeben,
Daß, gings auf Erden nach Verdienst und Recht,
Sie Kön'gin wär', und Englands Krone trüge! —
Erprobt ihr dieß, so will ich vor ihr knieen.

Percival.

Ihr wolltet —

Ginevra.

Ja, ich will!

König Artus.

Wie, Percival,
Soll zweifelhafter Kampf den Streit entscheiden,
Den leicht und mild ein Wort der Reue löst?

Percival (rasch).

Und welche Proben, Kön'gin, fordert ihr?

Ginevra.

Zuerst begehr' ich, daß ihr eurem Weibe
Den Knaben abverlangt, den sie gebar,

Ihn auszuliefern eurem Lehensherrn,
Der eure Wahl und ihre Frucht verworfen,
Und wenn ihr's weigert mit dem Banne
droht!

Percival.

Sie liebt ihr Kind, und liebt's mit ganzer
Seele,
Mich aber liebt sie mehr! — Sie liebt ihr
Leben,
Sie giebt ihr Kind für mich! Und wider-
rufen? —
Nur weiter, Königin!

Ginevra.

Und weiter, Herr,
Begehr' ich, daß ihr euer Weib, verstoßend
Im offnen Saal vor euern Lehensleuten,
Sie hülflos, arm und nackt von hinnen
sendet,
Wie ihr sie aufnahmt hülflos, arm und nackt.

Percival.

Und weiter, Königin!

Ginevra.

Griseldis aber,
Wie ihr auch tief die Seele ihr verletzt,
Soll gleiche Huld im Busen euch bewahren.
Nicht ihrer Liebe Gluth in Haß verkehren,
Noch zartes Dulden in Erbitterung;
Ja wärmer soll an euch im Leid sie hangen,
Als da zuerst ihr bräutlich sie umfangen.

Percival.

Und dann?

Ginevra.

Dann kniet Ginevra vor Griselden! —
Wenn aber nicht, wenn sie die Feuerprobe
Nicht zweifellos als echtes Gold bewährt,
Dann kniee Percival zu meinen Füßen!

Percival.

Eh' sollen sich der Erde Pole küssen!

König Artus.

Herr Percival, beugt euren stolzen Sinn!
Entehrt denn Widerruf, und schmerzt er
tiefer,
Als dieser Proben grause Folterqual?

Ginevra.

Was zaudert ihr? Entscheidet, Percival!

Percival.

Ihr meint vielleicht, mich schrecken eure
Proben?
Griseldis wird den schweren Kampf beste-
hen,
Ich weiß es so gewiß, als wär's geschehen! —
Seht, ihrem Vater — Cedric heißt der Mann,
Ein armer Köhler, blind und hoch in Jahren,
Doch rauh, unbeugsam, störrischen Gemüthes,
Selbst meiner Macht und Herrschaft wider-
strebend —
Ergrimmend wies ich ihm des Hauses
Schwelle,
Weil schuld'ge Ehrfurcht mir sein Trotz ver-
sagt.
Griseldis aber weinte, Königin!
Sie weinte, doch sie schwieg! — Wollt ihr
noch mehr? —
Ein Jahr mag's sein, daß ich darnieder lag
An schweren Wunden und dem Tode nah.
Zur selben Zeit erkrankt Griseldens Mutter,
Und will sie segnen, eh' ihr Auge bricht;
Sie aber, trostlos zwar und tief bekümmert,
Nicht einen Fuß breit wich sie mir vom Lager,
Bis ich genas. — Die Alte starb indeß,
Und sah ihr Kind nicht mehr! — Und ich soll
zagen?
Frau Königin, ich darf den Kampf wohl
wagen!
Ich bin ihr Alles, und der Sieg ist mein!

Oriane.

Erringt ihn erst, und dann mögt ihr froh-
locken!

Tristan.

Griseldens Liebe hat die That bewährt;
Laßt nicht von Arglist euren Sinn bethören,
Thut's nicht, Herr Percival!

Percival (halb vor sich).

Wohl schneidend Weh
Und herber Schmerz wird ihre Brust durch-
dringen,
Wenn sie betritt der Prüfung Dornenbahn;
Doch mir zum Heile mag sie es vollbringen,
Und zeigen soll sie, was die Liebe kann.
Frau Königin, ihr wollt, daß Kampf ent-
scheide;
Nun denn, es sei! Entscheide denn der
Kampf!

König Artus.

Ihr geht es ein?

Tristan.

Unseliger, fahr' hin!

König Artus.

Erwägt, was ihr beschließet, Percival;
Euch einen Tropfen Galle zu ersparen,
Reicht ihr Griselden das gefüllte Maß!
Folgt besser'm Rath, als dem des Augenblicks;
Wir wollen gern Bedenkzeit euch gewähren!

Percival.

Für alle Zeiten gilt mein Ritterwort!

Ginevra.

Wohlan! Zwei Ritter wird der König wählen,
Euch nach der Heimath das Geleit zu geben,
Daß ungewarnt Griseldens Preis und Tugend
Im hellen Schimmer strahlend sich bewähre;
Und eher nicht soll jene Prüfung enden,
Und sich entwirren ihre Räthselnacht,
Bis ich, ich selbst den finstern Schleier hebe;
Gelobt ihr dieß?

Percival.

So thu' ich, Königin.

König Artus.

So habt denn euren Willen, Percival!
Gawin und Tristan mögen euch begleiten!
Zieht hin in Frieden.

Percival.

Herr, gehabt euch wohl!
Wir brechen auf! Zu Roß! Zu Roß, Gefährten!
Der Morgen graut, und mit der Sterne Prangen
Soll Pendennys gastfreundlich uns umfangen.

(Ab mit Gawin und Tristan.)

König Artus.

Ginevra, kommt! Laßt uns dies Fest beschließen,
Das Groll und Zwietracht feindlich uns vergällt!
Doch mit dem Morgen eilt nach Pendennys,
Daß bald dies finst're Gaukelspiel sich ende;
Mich selber führt die Jagd in jene Thäler:
Ich wünschte sehr, daß ich versöhnt euch fände:
Was Stolz verbrach, soll nicht die Liebe büßen!

Ginevra (halblaut zu Oriane).

Im Staube soll er knien zu meinen Füßen!

Philipp Engelhard Nathusius,

ein Lyriker von Talent, geboren am 5. November 1815 zu Althaldensleben bei Magdeburg, der Sohn des um Industrie wohlverdienten Gottlob Nathusius, der am 23. Juli 1835 starb. In ländlicher Stille aufgewachsen und erzogen, studirte er eine Zeit lang in Berlin und machte eine Reise durch die Schweiz, Italien und Griechenland; worauf er (im Jahre 1841) das Erbe seines Vaters antretend nach seinem Geburtsorte zurückging. Poetischer Sinn vermochte ihn seine Muße zu eigenen Produktionen und zu Uebersetzungen zu benutzen.

Nathusius singt wie der Vogel singt, aus natürlichem Drange und unbekümmert, ob ihn Jemand höre. Daher der frische, einfache und innige Ton seiner Lyrik, der uns oft noch anmuthiger und melodischer zu Herzen bringen würde, wenn er eine größere Herrschaft über die Feinheiten der Sprache sich erworben hätte. Indessen waren es nur Jugendgedichte,

die er dem Publikum seither vorgelegt. Seinem ganzen Charakter nach eignete er sich vortrefflich zum Uebersetzer französischer Volkslieder, die eine fröhliche und freie Stimmung verlangen.

Schriften. 1) Funfzig Gedichte. Probesammlung. Braunschweig 1839. 2) Hundert drei Lieder giebt hier im Deutschen wieder mit seinem wohlgemeinten Gruß Philipp Engelhardt Nathusius. Ebend. 1839. 3) Noch funfzig Gedichte. Der Probesammlung anderes Heft. Magdeburg 1841.

Bekenntniß.

Mit jedem Lied fällt mir ein Stein vom Herzen,
Ich werd' so froh und weiß es nicht warum,
Die ganze Welt möcht' ich umfangen, herzen,
Sie sieht mich an, so hold, und lächelt stumm.

Ob's Edelsteine sind, ich weiß es nicht,
Mich kümmert's nicht, ihr werdet's schon ergründen;
Ich war als Kind schon königlich beglückt,
Wenn ich nur bunte Steine konnte finden.

Oft nehm' ich mir den Ernst des Lebens vor,
Und immer wieder find' ich mich beim Spielen;
Die Frucht am Lebensbaum hängt, ach! so hoch,
Und in den Schooß mir regnet's blühend Lieder.

Könnt' ich für jedes Lied mir tauschen ein
Ein gutes Werk, wie schön wär' mir's beschieden;
Doch muß ein Lied ein gutes Werk wohl sein,
Sonst könnt' es nicht die Seele so befrieden.

Der Herbst.

Der Herbst ist ein lust'ger Geselle,
Er trägt ein buntes Kleid,
Und springt und jubiliret
Vor ausgelaßner Freud'.

Er singt im echten Brausebaß,
Fährt Einem um den Kopf,
Wirft Alles drüber und drunter
Und zaust die Bäum' am Schopf.

Er stürmt wie'n wilder Bube
Hin über Berg und Feld,
Fegt durch die raschelnden Blätter
Und heißa! in die Welt.

Wirft, wie er zieht, uns Gaben
Mit vollen Händen zu,
Füllt Scheuer, Haus und Keller
Und Schüssel und Glas dazu.

Denn weil er selbst so lustig ist,
Soll Alles lustig sein,
Recht wie's ihm kommt vom Herzen
Ohn' alle Zimperein.

Der Herbst ist ein wilder Geselle
Und doch so herzensgut,
Recht wie ein echter Bursche,
Drum bin ich ihm auch so gut.

Abendgebet.

Hast deine goldnen Sterne
Ueber den Himmel gesä't,
Der über Näh', über Ferne
Ewiger Bläue da steht:

Saat großer ernster Gedanken,
Die durch die einsame Nacht
Feierlich wachsen und ranken,
Schwellend in schweigender Macht;

Die zu der Erde hernieder
Sprossen von Blüthen umkränzt,
Daß die beseelte hinwieder
Stern unter Sternen erglänzt.

Vater der ewigen Sterne,
Vater der seligen Lust,
Nimm mich, den Einsamen, gerne
Still an die ruhige Brust.



Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau,

genannt Nikolaus Lenau,

einer der vorzüglichsten Lyriker österreichisch-deutschen Ursprungs, ein Modedichter von großem Ruf, aber ohne klassische Bedeutung für unsere Litteratur und mehr seines Schicksals wegen berühmt, erblickte das Licht am 13. August 1802 in dem ungarischen Dorfe Csatad nächst Temesvar. Der Mangel elterlicher Erziehung und Fürsorge scheint auf sein ganzes Leben einen unvortheilhaften Einfluß ausgeübt zu haben. Nachdem er an der Universität zu Wien den gewöhnlichen philosophischen Cursus zurückgelegt, ergriff er zwar das praktische Studium der Jurisprudenz, aber nach drei Jahren sprang er von dieser Wissenschaft, die seinem tiefsinnigen Kopfe nicht genügte, wieder ab und verwandte ein zweites Triennium auf das Studium der Medicin. Für seinen Lebensberuf hatte er auch davon keinen Vortheil; ewige Unruhe des Geistes trieb ihn aus dem stilleren Fahrwasser von einer Wogenbrandung zur andern. Welcher Anker sollte seinem Dasein Frieden und Haltung verleihen? Vielleicht die Beschäftigung mit der Poesie und eigener poetischer Produktion, ein Feld, wohin ihn Phantasie und Neigung schon frühzeitig lockten. Das Land der Schwaben leuchtete ihm aus der Ferne wie das Paradies der Dichtkunst; er kündigte sich den dortigen Sängern durch Einsendung lyrischer Versuche an und machte sich endlich um das Jahr 1832 persönlich dahin auf den Weg. Und keineswegs täuschte ihn die Erwartung eines guten Empfangs: die Poeten Schwabens begrüßten den ungarischen Fremdling brüderlich als ihres Gleichen, als einen wahren Poeten. Sie vergaßen über ihm gerne den Größeren, jenen italienischen Wanderer, der neuerdings so merkwürdige Ansprüche an deutsche Poesie erhoben hatte und sich nicht in Schwaben niederlassen mochte. Platen, der

Kunstdichter, war ihnen unbequem, der neue Ankömmling eine ihnen gemäße Erscheinung von dem liebenswürdigsten Wesen.

Eine Zeit lang brachte Lenau zu Weinsberg im gastlichen Hause des Dichter-Arztes Justinus Kerner zu. Doch fürs Erste war seines Bleibens noch nicht in Würtemberg; die ihm eigene Unruhe und die Sehnsucht nach unbekannten Fernen trieb ihn über den Ozean fort. Während eine erste Sammlung seiner „Gedichte" durch Gustav Schwab für den Druck geordnet ward, schiffte er sich im Jahre 1832 nach Nordamerika ein, nicht ohne Hoffnung, in diesen Landstrichen eine Heimath zu finden; allein getäuscht kehrte er schon im nächstfolgenden Jahre nach Europa zurück. „Als er in Bremen den vaterländischen Boden wieder betrat", bemerkt Karl Gödeke richtig, „sah er alle Blätter von dem Lobe erfüllt", das seine inzwischen erschienenen Gedichte hervorgerufen hatten. Waren letztere wirklich so vortrefflich oder durch Zufall Mode geworden? Sie erschienen unter sehr günstigen Sternen. Die Ehre des Cotta'schen Verlags, das seltene Glück, daß der Dichter auf keine Widersacher stieß, während ihm die Protektion der gesammten „schwäbischen Schule" gleichsam in den Schooß fiel; der Umstand ferner, daß selbst die Gegner der schwäbischen Schule den Nicht-Schwaben zu den Ihrigen zählten oder ihm wenigstens nicht verfeindet waren, und die Theilnahme, die ihm als österreichischen Dichter bei dem heimischen Publikum nicht leicht fehlen konnte, waren die vornehmsten äußeren Ursachen, denen Lenau seinen schnell erstehenden Ruhm verdankte. Der Beifall von zwiefacher und entgegengesetzter Seite erklärt sich auf die natürlichste Weise. Formell war der Dichter über die Melodien der Schwaben nicht hinausgegangen, so daß er diese nicht durch besondere Eigenschaften von sich abstieß; die Gegenparthei, die des sogenannten „jungen Deutschland", glaubte in den theilweise neuen Stoffen und ihrer bizarren Verarbeitung die Originalität eines geistesverwandten Genossen zu entdecken, und da seine Produktionen wenigstens ein größeres lyrisches Talent aufwiesen, als die meisten der Lobpreiser selbst hatten, so vereinigte man sich in dem Ausdrucke einer Anerkennung, die allmälig, auf den Ruf der damaligen Stimmführer, in politischen und schönwissenschaftlichen Blättern echoartig widerhallte.

So langte Lenau belorbeert im Herbste 1833 wieder in Wien an, doch weder von dem Anblicke der Welt befriedigt, noch von der Trostquelle der Poesie. Denn auf sein Dichten und Denken mochte selbst das Lob der Zeitungen nicht aufrichtend genug einwirken. Ob er innerlich fühlte, daß es nicht ganz verdient sei? Ob er qualvoll rang, unaussprechlicher Gedanken sich zu entäußern und ihnen die rechte Gestalt aufzuprägen? Eine ruhige Betrachtung der Welt und ihres Laufes war

ihm so weit versagt, daß er mit verdüsterter Phantasie krankhaft brütete, wo er die Augen scharf und heiter aufthun mußte: wie hätte er da gesunde Weltbilder hervorbringen können? Indessen vermehrte sich die Summe seiner lyrischen Schilderungen wie die Gunst des Publikums, soweit dafür neue Auflagen sprechen. Nach und nach gelangen ihm auch drei umfangreichere Dichtungen, der „Faust", „Savonarola" und die „Albigenser": Produkte, die man zwar nicht minder lobte, die aber trotzdem einen sehr geringen Anklang fanden. Ein Jahrzehnt verfloß ihm dergestalt unter wechselndem Aufenthalte im heimathlichen Kaiserstaate und in deutschen Ländern, namentlich im lieben Schwaben. Doch schon die letztgenannte, 1842 herausgekommene Dichtung, die Albigenser, war das offenbar schwächste Werk seiner Muse; auch aus mancherlei kleinen lyrischen Ergüssen, die inzwischen zerstreut heraustraten, hätte man schließen können, daß seine körperlichen wie geistigen Kräfte rasch zu erlöschen drohten. Sein melancholisches Wesen ließ freilich nicht deutlich erkennen, wie lange er schon körperlich litt. Die äußeren Lebensumstände des Mannes waren übrigens so beschaffen, daß er in ihnen sich hätte glücklich fühlen können, wenn er seine maßlos grübelnde Natur zu bezwingen und zu beherrschen weise genug gewesen wäre. Er lebte anscheinend behaglich in Würtemberg, gedachte sich mit einer gebildeten jugendlichen Braut aus Frankfurt zu vermählen und stand eben, könnte man sagen, auf dem Gipfel des Glückes und Ruhmes.

Da erschreckte eine unerwartete Kunde über den Geisteszustand des Dichters die Freunde der Poesie in einer Weise, daß Aller Augen theilnahmsvoll auf ihn gerichtet wurden. Im Sommer 1844 nämlich loderte sein stilles und lange verhaltenes Seelenleiden in Stuttgart plötzlich in hellen Wahnsinn auf: mit dem Angstrufe „in die Freiheit!" stürzte er sich aus dem Hause auf die offene Straße, bis man des Kranken sich wieder bemächtigte und ihn nach der Heilanstalt Winnenden im Würtembergischen fortschaffte. Anfangs zeigte er zuweilen lichtere Blicke, so daß man sich viele Hoffnung auf seine Wiedergenesung machte; doch schon in den nächsten Jahren erkannte man mehr und mehr, daß jede Aussicht zur Wiederherstellung schwinde. Man siedelte ihn daher nach Wien über, wo er, abgeholt von seinem Schwager Anton Schurz, am 16. Mai 1847 eintraf und in der benachbarten Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling untergebracht wurde. Dort ergab sich die Unheilbarkeit seines auf einer angeblichen Erweichung des Gehirns beruhenden Wahnsinns. Anscheinend körperlich gedeihend, flößte er weniger die Hoffnung als die Besorgniß ein, er werde das Loos des 1843 verstorbenen Dichters Hölderlin theilen: ein hohes Lebensziel trotz seines bewußtlosen

und vielleicht mit Leiden verbundenen Zustandes erreichen. Allein der Tod machte seinem trübseligen Dasein ein schnelleres Ende; der Unglückliche starb kurz nachher, als die Revolutionswirren in Wien vorübergebraust waren, am 22. August 1850. Er entschlief in einer Epoche, wo sein Hinscheiden, das ungeachtet seines längst erfolgten geistigen Todes viel Aufsehen erregt haben würde, ziemlich unbemerkt vorüberging.

Nikolaus Lenau bildet zu seinem Landsmann Anastasius Grün eine Art Gegensatz, namentlich in seiner geistigen Stimmung, die ebenso düster und melancholisch in ihrem Grund und Boden ist, als die Grün's eine gewisse heitere Zuversicht überall behauptet. Leider läßt sich nicht sagen, daß dieser unterscheidende Zug dem Dichter zum Vortheile gereiche: Lenau hat ihm nur ein gutes Theil seiner Originalität zu verdanken, deren vornehmstes Merkmal eine stets und durchaus unbefriedigte Sehnsucht des Herzens ist. Er zeigt daher immer etwas Krankhaftes, während Grün eine unverbleichende Frische darlegt. Zwar artet seine Weise nicht in jenes frazzenhafte Spiel aus, welches Heinrich Heine mit edeln und unedeln Gedanken, Gefühlen und Wünschen treibt, aber einer ähnlichen Richtung wie dieser hat sich der österreichische Sänger hingegeben, und vornehmlich deßhalb ward er bei seinem Auftreten von Heine's Anhängern und von dem „jungen Deutschland" gelobt, vorangestellt und als das Beispiel eines wahren, natürlichen und echtempfindenden, von aller Künstelei freien Poeten hochgepriesen. Die berüchtigte „Weltschmerzpoesie" zählte ihn zu einem ihrer Vertreter, obwohl nicht im Modesinne: sein Schmerz war weder ein erheuchelter, noch ein oberflächlicher und eingebildeter, sondern der alte ewige Jammer des Menschenseins. Wie aber hat er ihn dichterisch dargestellt? Die Poesie dient allezeit als eins der schönsten, wo nicht als das schönste Ersatzmittel für irdische Verluste und Mängel. Und wird dieser Vorzug der Poesie zugestanden, so leuchtet von selbst ein, daß ein Dichter, dessen Produkte im Grunde nur mit der Schattenseite sich befassen und nirgends auf einen hellen Morgenschimmer hinweisen, ein Hauptelement dessen entbehrt, was eigentlich poetisch ist. Schon Byron war an der Grenzlinie des Poetischen angelangt, die seine Nachahmer auch wirklich überschritten haben, indem sie all' und jedes besänftigende, tröstende und erhebende Element wegließen, ja, dabei nicht einmal den Byron'schen Schwung besaßen! Unter diese Nachahmer gehören auch Heine und Lenau, jener mehr mit dem Schmerz wunderlich spielend, dieser mehr einseitig am Thränenkelch nippend. Beide haben bei dem geschmacklosen Theile des deutschen Publikums, und dieser Theil bildet die ungeheure Mehrzahl der Leser, die reichsten Ehren davongetragen; Verschrobenheit macht Eindruck auf den großen Haufen, weil sie ihm etwas Außerordentliches und doch der Menschennatur Entsprechendes deucht. Denn wohl darf ein Dichter mehr klagen als jauchzen, mehr mit dem trüben als mit dem heiteren Wetter des irdischen Himmels sich beschäftigen, wofern er nur so viel Männlichkeit, so viel Harmonie des Wesens behauptet, um falsche Gefühle und sentimentale Kränklichkeit aus seinen Ergüssen auszuscheiden; aber eine solche gesunde Dichtweise findet heutzutag einen geringen Widerhall in den verschrobenen Gemüthern. Der elegische Platen, welcher das poetische Hauptelement festhielt, gefiel daher dem kleineren, wenn auch besseren Theil; Lenau dagegen ohne dieses Element wurde Mode. Der Kenner muß eine solche Mode bedauern; denn sie zu loben sieht er sich außer Stande aus mehrfacher Rücksicht. Erstlich legt der

Lyriker Lenau immer und ewig seine Mißstimmung oder die Gedanken unbefriedigter Laune vor uns, ohne daß wir trotz aller Malerei, womit er sein Inneres und die Außenwelt abschildert, in dergleichen Ergüssen ein poetisches Ganzes zu entdecken wüßten. Er bietet nichts als eine Reihe von Mißklängen, die das Gemüth verwunden und den in der Poesie Freude suchenden Leser zurückstoßen, wie z. B. das „Reise-Empfindung" überschriebene Lied oder wie das „Posthorn", eine nächtliche Scene, wo der Schall eines Posthorns den Dichter zu folgender Schlußbetrachtung bringt:

Ich gedenke bang' und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimath mir
Sind zurückgeblieben.

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme;
Ferne! denket mein! Die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Hier läßt der Dichter das Haupt gleichsam in verzweifeltem Seelenschmerze trostlos sinken, statt es ermuthigt gegen die Sterne aufzurichten. Man sieht nicht recht ein, wozu ein solcher Verzweifelnder noch es nöthig erachtet, ein „denket mein" auszurufen. Zweitens klagt und jammert Lenau nicht selten auf eine überaus fade und weichliche Art, ich möchte sagen, einem alten weinerlichen Weibe gleich; wofür die „Schilflieder" einen hinreichenden Beleg geben. Anstatt von Wehmuth angerührt zu werden, spüren wir eine geradezu komische Wirkung, wenn das zweite dieser Liedchen mit der Frage anhebt:

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?"

Daß er nebenher auch in die Heine'sche Manier vollständig hineingerathen ist, erkennen wir an Sächelchen wie dieses:

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauerwort,
Und ihre Thränen waschen
Die rothe Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst der Schminke baar —
Des Lebens welke Wange,
O Schmerz; wie bist du wahr!

Drittens macht es keinen sehr vortheilhaften Eindruck auf den Leser, wenn er endlich inne wird, daß die meisten dieser Ergüsse auf purer Subjektivität beruhen. Die Persönlichkeit des Verfassers, wie sie in seinen Darstellungen lebt und webt, erscheint durchaus nicht so groß und erhaben, daß man vor ihr Ehrfurcht gewänne; Liebe kann sie nicht in einer harmonisch schlagenden Brust erregen, Anziehungskraft nur auf diejenigen äußern, die gleichen Charakters sind oder aus falschem Appetit das Disharmonische, Pikante, Seltsame aufsuchen. Lenau stellt Momente dar, die ihn selbst ergriffen haben, aber mehr den Schein des Interessanten tragen, als eines allgemeineren Interesses werth sind.

Was die künstlerische Gestaltung seiner Lyrik, den Geschmack ihres Verfassers anbelangt, so haben wir in beiden Stücken Veranlassung zum herbsten Tadel. Unkünstlerisch sind seine Gedichte theils ihrem ganzen Umfange nach, theils in der Anlage verfehlt und ohne richtigen Zusammenhang; die gleichmäßige Durchführung einer Grundidee fehlt häufig, Geschmack-

losigkeiten in Bild, Wort und Wendung finden sich nur allzuoft. Wer darf auch von dem disharmonischen Wesen eines Dichters voraussetzen, daß er harmonisch arbeite, daß sein Geschmack ein gesunder sei? So suchen wir vergebens in der Schilderung einer anmuthigen Mainacht, mit der Ueberschrift „der Postillion," nach einem die verschiedenen Züge vereinigenden Hauptgedanken: am Schlusse des Liedes wissen wir nicht, wozu der Postillion mit seinem Blasen eingeführt ist. Der rauhe „Schwager" nämlich hält plötzlich die vier flinken Rosse an einem Dorfkirchhofe an und bringt seinem daselbst in Gott ruhenden Kameraden ein Ständchen, indem er ihm das „Leiblied" desselben bläs't; worauf Lenau schließt:

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Das mag dem guten Lenau wirklich so gegangen sein und im Ohre fortgelegen haben, aber Poetisches ist nichts daran. Wie hier die Naturschilderung ziemlich locker und lose dasteht, so tritt sie in andern Gedichten ganz abgerissen auf und ist ihnen gleichsam als eine Zierde angeklebt, die auch wegbleiben konnte. Wir erkennen es an, daß Lenau in dergleichen Malereien, welche die unbelebte Natur beleben oder ihre Herrlichkeit, Eigenheit und Furchtbarkeit abspiegeln, eine gewisse Fertigkeit hat und gefällige Strophen von plastischer Kraft zusammenflicht; aber welchen Nutzen bieten dergleichen Pinselstriche, so schön sie immer an sich sein mögen, für die Gesammtwirkung eines Gedichts, wenn sie unmotivirtes, unverschmolzenes und todtes Beiwerk sind wie jede nackte Beschreibung? An diesen und ähnlichen Gebrechen leiden selbst die Charakteristiken, die er von der Natur seiner Heimath Ungarn, von ihren Räubern und Zigeunern bringt, und die man ihrer Stoffneuheit wegen angestaunt hat. Der Wirklichkeit getreu scheinen sie ausgeführt, durch keck aufgetragene Farben locken sie das Auge. Doch die Hauptsache fehlt ihnen: die poetische Verklärung durch Ideenschmuck, theils auch die Sauberkeit. Von einzelnen Geschmacklosigkeiten, von schiefen Wendungen und verunglückten Bildern sind überhaupt die wenigsten seiner Gedichte frei. Ueberblicken wir das Frühlingslied, betitelt „der Lenz":

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge,
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

Er giebt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die er in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!"

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft

Die neun Strophen dieses ohne Zweifel vielbewunderten Gedichts, von welchen die vierte zu streichen wäre, da sie die Wassergeschichte zu breit ausmalt und das Ganze lediglich beeinträchtigt, enthalten blos zwei schlechte Reime und ein Paar sehr schwache Zeilen; desto mehr schwülstige Ausdrücke, gesuchte Bilder und Allegorien, wie denn das Ganze nichts als eine Allegorie vorstellt. Erstens ist die Wendung, daß die Wellen spötteln über des Tyrannen „zerronnenes" Gesetz, eine etwas schielende Anspielung darauf, daß die Eisdecke in der Wirklichkeit zerronnen ist; zweitens mißfällt, daß die Wellen scherzend sich enthaschen (ein lahmer Ausdruck für „sich gegenseitig abzufangen suchen") sein aufgeblühtes Bild, da unter diesem aufgeblühten Bilde nicht etwa der schöne Lenzjunge selbst zu verstehen sein möchte, sondern offenbar die an den Ufern der Wellenbäche blühenden Gewächse und Blumen: so daß also der Dichter zweierlei Dinge und Vorstellungen vermischt und zusammengewürfelt hat. Drittens wundert man sich einigermaßen, daß der bloße Junge, den die Mutter Erde eben noch erst als ein kleines Söhnlein in den Arm geschlungen, plötzlich ein „geschmeidiges Gesinde" zu seinen Befehlen hat, die „Winde", die er mit Aufträgen ausschickt, und zwar an „Freunde" ausschickt, die wir nicht kennen. Viertens ist es undeutlich, wenn es heißt: „Er zieht das Herz an Liebesketten rasch über manche Kluft"; worin bestehen die „Liebesketten", fragt man sich, während uns der Dichter zumuthet, daß wir Leser ohne diese Frage geduldig über die „Kluft" hinweggehen sollen. Unter „Kluft" kann man „Gefahr" oder „Schmerz" verstehen, aber das reicht zum Verständniß der Stelle keineswegs aus. Fünftens fühlt man sich zwar durch die „Singraketen", die sich auf Ketten sehr übel reimen, nicht wenig überrascht, aber ich für meine Person gestehe, auf eine nicht ganz angenehme Weise, da dieses neue Bild, gelind gesagt, zu keck hingeworfen ist. Singraketen giebt es in der Welt nicht; mithin können auch die Lerchen nicht schlechthin zu Etwas gemacht werden, was es nicht giebt. Als Vergleichungspunkt läßt sich hier einzig und allein festhalten, daß die Rakete schwirrend, die Lerche singend in die Lüfte steigt; eine ähnliche beiderseitige Bewegung und ein beiderseitiger Tonlaut, der jedoch von großer Verschiedenheit ist. Um daher passend zu sein, mußte das Gleichniß etwa die Fassung erhalten: er schleudert, gleich schwirrenden Raketen, singende Lerchen in die Luft. So kräftig würde es freilich nicht lauten, wenn der Dichter etwa mit einer Ramler'schen Verbesserung gesagt hätte: „und läßt die Lerchen, gleich Raketen, aufjubeln in die Luft"; gleichwohl muß der Kritiker bekennen, daß die anscheinend große Kraft, womit Lenau das singende Aufsteigen der Lerchen vorgeführt, nicht wirkliche Kraft ist, da sie nicht den rechten Ausdruck erlangt hat. Sechstens könnte man endlich noch fragen, worin denn „all' die Streiche" bestehen, die der Lenzjunge dem Recken Winter anthun soll; denn im Gedichte selbst läßt er nur die von dem Winter eingefangenen Bäche los, der einzige Schabernack, dessen ausdrücklich gegen den Winter gedacht wird. Indeß könnte man darin etwas Lobenswerthes sehen und behaupten, der Dichter habe recht gethan, daß er nicht im Bereiche dieser Allegorie geblieben, sie nicht zu breit ausgetreten, sondern ihr eine andere Wendung gegeben habe. Auch sind wohl fünf entschiedene Mängel an so wenigen Strophen mehr als man bei einem berühmten Gedichte ertragen kann.

Mißfällt am Schlusse des letztangeführten Liedes das Lerchenbild, so findet man, daß er ein anderes Lied mit einem Lerchenbilde anfängt, welches ebenfalls zwar eigenthümlich ist, aber dem gesunden Geschmacke in gleicher Weise als gesucht widerstrebt und entschieden aus dem Grunde mißfallen muß, weil es dem natürlichen Verhältnisse der Dinge entgegenläuft. Er beginnt nämlich ein Liedchen „Liebesfeier" mit den Worten:

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft.

Die Lerche klettert (wenn sie überhaupt „klettert") gleichzeitig mit ihren melodischen Tönen in die Luft, aber man kann nimmermehr sagen, daß sie es „an" ihren Tönen thue, wie an Stufen oder Sprossen, die sie vor sich aufwölbe: es sind und bleiben die Flügel, womit sie emporklettert. Deswegen nämlich kann man es nicht sagen, weil es nicht die Lieder oder die melodischen Laute sind, welche die Lerche in die Lüfte emportreiben, sondern weil diese Laute und Liedestöne blos ein Zeichen der Fröhlichkeit sind, mit welcher die Lerche ihren Aufflug nimmt. Der Dichter also hat hier einem Gegenstande aktive Bedeutung gegeben, die er nicht allein nicht hat, sondern die man auch mit gesundem Verstande ihm nicht geben kann. Wenn Jemand, um ein schlagendes Beispiel zu brauchen, als Dichter von sich sagen wollte: „an den bunten Rhythmen oder Tönen schwingt sich meine Begeisterung empor", so würde man mit Recht darüber lachen, weil die Begeisterung an den Rhythmen, als an etwas Formellem, keinen Anhalt hat. Sie schwingt sich mit oder unter Rhythmenklängen empor. Uebrigens erhält man aus dem ganzen Gedichtchen, abgesehen von diesem fehlerhaften Eingange, keine klare Vorstellung des Inhalts; über der Wendung „all' die tausend Herzen läuten" lagert ein unergründliches Dunkel.

Von der Schwächlichkeit des Lenau'schen Rhythmus sage ich nichts, obwohl sie auf ganze Zeilen und Strophen sich erstreckt; Wortstellung und Tonfall verrathen häufig eine Hand, welche den Gedankenausdruck nicht vollständig zu bemeistern vermochte. Was an seiner Lyrik auszusetzen ist, gilt auch von seinen übrigen Dichtungen. Er giebt in diesen längeren Arbeiten einen Mischmasch von lyrischer und epischer Darstellung, im „Faust" außerdem das dramatische Element dazwischenwerfend. Poetischer Werth entschädigt uns nicht für diese grobe Verletzung der Kunstgesetze; zu dem Mangel an innerer wie äußerer Harmonie gesellt sich ein schrankenloser Trübsinn, ein peinliches Grübeln und eine stets im Vordergrunde stehende Subjektivität, die uns, wie gesagt, durch Großartigkeit nicht zu imponiren vermag. Es war überflüssig, seinen Faust, diese Ilias post Homerum, mit Goethe's Faust zu vergleichen, wie Einige gethan haben, um den erstern in seiner Schwäche zu zeigen. Die Zweifel und Kämpfe in diesem Agglomerat aller Dichtgattungen können uns ebensowenig ansprechen als die gereimten Predigten in seinem Savonarola. Er war Lyriker durch und durch; daher die lyrischen Parthien im formlosen Chaos dieser Werke sich etwas leidlicher, wenigstens nicht schlechter ausnehmen als die düsteren Grabmelodien seiner übrigen weibischen Lyrik.

Aus Allem ergiebt sich, daß Lenau die Rüstung des Byron anlegte, ohne dessen geniale Stärke zu besitzen; klemmte er seinen Geist doch selbst auf ähnliche Stoffe, indem er sich einen Faust aussuchte und, wie wir aus seinem Nachlaß ersehen haben, sogar einen Don Juan. Es ist ihm nicht gelungen, den Ansprüchen an klassische Bedeutung nach Gehalt, Kunstform und Styl Genüge zu leisten; seine Qual war eine doppelte: er scheiterte an seinen Ideen wie an deren Ausdruck. Von Platen hätte Lenau sowohl als Anastasius Grün lernen können,

was geschmackvolle künstlerische Darstellung zu besagen hat, wenn sie rechtzeitig mit den Leistungen dieses Vorgängers und ihrem Werthe sich bekannt gemacht hätten. Denn namentlich ihren Werth mochten sie mit dem damaligen Publikum nicht erfassen, sie begnügten sich im Allgemeinen mit der leichten Richtung der „schwäbischen Schule“, mit welcher sie leichter fertig wurden, und die sie trotzdem zu dichterischem Glanz zu führen schien. Vielleicht dünkte ihnen Platen auch zu gedankenleer, weil er mit künstlerischem Verstande gedacht und verhütet hatte, daß die Gedanken in seinen Strophen über einander und durcheinander purzelten; ein Wirrwarr und Schwall, welchen man heutzutag als Zeichen von Geist, Talent und Gedankenfülle betrachtet, abgesehen davon, daß man auch einen solchen regellosen Ausdruck für „Natur“ hält und ihm eine „feurige“ Empfindung unterschiebt. Die Folgen für beide österreichische Dichter, die sich gern in den Styl der ersten Glanzepoche unserer Litteratur hineingearbeitet hätten, waren keine erfreulichen. Indem sie eine Stylweise wie die Platensche mit der schwäbischen Brille für „kalt“ und „eindruckslos“ ansahen, verfielen sie in das Gegentheil, in Schwulst und Unnatur, in absonderliche Bilder und Gleichnisse, kurz, in alle diejenigen Fehler, die unsere Meister Schiller und Goethe so wenig als Platen hatten. Die Lenau'sche Lyrik ist überdieß nach keiner Seite hin bildend für die Nation, und diese wird hoffentlich nicht fortfahren, in solchem weichlichen und eines starkfühlenden Herzens unwürdigen Gedankenschwindel eine wahrhaft poetische Seelenergießung zu erblicken, die innig, warm, tiefgedacht und eigen sei. Das Geseufze dieses Dichters wirkt nicht stärkend, sondern entmuthigend.

Schriften. 1) Gedichte. Stuttgart 1832. 4. Auflage 1840. 2) Neuere Gedichte. Ebend. 1838. 3. Auflage 1843. 3) Faust. Ein Gedicht. Ebend. 1836. 2. Auflage 1847. 4. Auflage 1852. 4) Savonarola. Ein Gedicht. Ebend. 1837. 2. Auflage 1844. 4. Auflage 1853. 5) Die Albigenser. Freie Dichtungen. Ebend. 1842. 2. Auflage 1846. 3. Auflage 1852. 6) Gedichte. (Vereinigt.) Ebend. 1841. 2 Bände. 1. Band, 14. Auflage. 2. Band, 12. Auflage. Mit dem Bilde des Verfassers in Stahl. 1852. (Außerdem eine Miniatur-Ausgabe 1853.) Neuere Abdrücke ohne Angabe der Auflage 1856 und 1858 (ebenso eine Miniatur-Ausgabe 1858). 7) Dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von Anastasius Grün. Ebend. 1850. (Enthält: Don Juan, ein dramatisches Gedicht. Helena, dramatisches Bruchstück. Gedichte.)

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. 4 Bände. Mit dem Bilde der Verfassers. Stuttgart 1855. — Briefe an einen Freund. Herausgegeben von Mayer. Ebend. 1853. — Nikolaus Lenau, seine Ansichten und Tendenzen, von Uffo Horn. Hamburg 1828. — Nikolaus Lenau, eine ausführliche Charakteristik des Dichters, von Opitz. Leipzig 1850. — Ueber Lenau's Faust. Von Johannes Martensen. Stuttgart 1836. — Zu Lenau's Biographie. Von L. A. Frankl. Wien 1854.

Das Posthorn.

Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder;

Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüstert ihm: „Willkommen!“

Mich auch findest du noch wach,
Lieber Mond, wie diesen,
Denn auf immer hat die Ruh'
Mich auch fortgewiesen.

Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

Ferne, leise hör' ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

Lustig rollt der Wagen fort
Ueber Stein' und Brücken;
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

Mag er stehn! die Thräne kann
Nicht die Rosse halten;
Mag der rauhe Geißelschlag
Ihm die Seele spalten!

Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

Ich gedenke bang' und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimath mir
Sind zurückgeblieben;

Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme;
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang' noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Einsamkeit.

Wild verwachsne dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam deine Klage singt,
Und auf deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer Schweigen bliebe,
Klage, klage fort; es weht,
Der dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Das Mondlicht.

Dein gedenkend irr' ich einsam
Diesen Strom entlang;
Könnten lauschen wir gemeinsam
Seinem Wellenklang!

Könnten wir zusammen schauen
In den Mond empor,
Der da drüben aus den Auen
Leise taucht hervor.

Freundlich streut er meinem Blicke
Aus dem Silberschein
Stromhinüber eine Brücke
Bis zum stillen Hain. —

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer zieh'n,
Seh' ich, wie hinab die schnellen
Unaufhaltsam flieh'n.

Aber wo im schimmerlosen
Dunkel geht die Fluth,
Ist sie nur ein dumpfes Tosen,
Das dem Auge ruht. —

Daß doch mein Geschick mir brächte
Einen Blick von dir!
Süßes Mondlicht meiner Nächte,
Mädchen, bist du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht geseh'n,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd still zu steh'n;

Wenn du über seinen Wogen
Strahlest zauberhell,
Seh' ich sie dahingezogen,
Ach, nur allzuschnell!

Novalis,

siehe

Freiherr von Hardenberg.

Friedrich Otte,

siehe

Johann Georg Zetter.

Luise Otto,

eine ebenso geistreiche als großgesinnte Dichterin auf lyrischem und novellistischem Gebiete, wurde am 26. März 1819 zu Meißen geboren, wo sie auch ihre Bildung empfing und ihren Aufenthalt bis in die neueste Zeit nahm. Außer zahlreichen Liedern, die vereinzelt erschienen, und außer einer Reihe von Romanen gab sie auch in den Jahren 1849 bis 1852 eine „Frauenzeitung" heraus. Später vermählte sie sich mit dem Dichter August Peters und siedelte nach Leipzig über.

Eine Weltanschauung, die über die engen Schranken der Häuslichkeit weit hinausreicht, zeichnet die Lyrik dieser Dichterin aus und giebt ihr eine männliche Bedeutung. Sie verleiht ihren Wünschen für die Größe und Freiheit unserer Nation einen oft sehr kühnen Ausdruck, der ihrem Charakter und ihrer Phantasie zur Ehre gereicht. Andererseits mangelt ihr nicht Empfindung und Gemüth, wenn sie die Töne des Herzens anschlägt; ihre Formen weiß sie fließend und leicht zu handhaben. Ungleich an Werth sind ihre Romane, doch verkünden sie theilweise durch Beleuchtung nationaler Fragen das Streben für sittlichen Fortschritt und bewegen sich in einer ähnlichen Richtung wie ihre Lyrik.

Schriften. 1) Romane. a. Ludwig der Kellner. 2 Theile. Leipzig 1843. b. Kathinka. 2 Bände. Ebend. 1844. c. Die Freunde. 3 Bände. Ebend. 1845. d. Schloß und Fabrik. Ebend. 1846. e. Römisch und Deutsch. 4 Bände. Ebend. 1847. f. Buchenheim. Ebend. 3 Bände. g. Vier Geschwister. Dessau 1852. 2 Bände. h. Zwei Generationen. Ebend. 1856. i. Andreas Halm. Plauen 1856. 3 Bände. k. Die Erben von Schloß Ehrenfels. 3 Bände. Leipzig 1860. Cäcilie Telville. 3 Bände. Ebend. 1852. 2) Lieder eines deutschen Mädchens. Ebend. 1847. 3) Westwärts. Lieder. Meißen 1849. 4) Die Kunst und unsere Zeit. Großenhain 1852. 5) Die Nibelungen. Text zu einer großen heroischen Oper in 5 Akten. (Manuskript.) Gera 1852.

Ein gekrönter Dichter.

Gen Augsburg zog der ritterliche Sänger,
Ulrich von Hutten, aus dem fernen Süd;
Italien mag dulden den nicht länger,
Der für die Wahrheit und die Freiheit glüht.
Der Meuchler Dolche sind für ihn gedungen,
Im gold'nen Becher schäumt ein tödtlich Gift,
Ein Anathem von strengen Priesterzungen
Wirft in den Bann des Neurers Lied und Schrift.

So kehrt er zu dem deutschen Vaterlande,
Sein treuster Sohn, und vor ihm zieht sein Ruf,
Der Name, den Begeist'rung preisend nannte,
Den ihm sein Lied, sein Heldenthum erschuf.
Und Augsburgs hochgelahrter Bürgermeister,
Peutinger, öffnet gastlich ihm sein Haus,
Es grüßen ehrend ihm verwandte Geister,
In alle Lande schallt sein Ruhm hinaus.

Ein langer Festzug wogt durch Augsburgs Gassen
Bei stolzer Rhythmen jubelndem Geleit,
Ein Jauchzen von der Reichsstadt Volkesmassen
Preist laut des deutschen Kaisers Herrlichkeit.
Zum Reichstag war der Kaiser Max gekommen,
Der, noch ein Feuergeist im Silberhaar,
Von allen Fürsten, Habsburgs Stamm entglommen,
Der edelste, der Held und Dichter war.

Den Helden und den Dichter will er grüßen,
Ulrich von Hutten, dessen kühner Sang
Und Ritterthaten Ahnrecht wohl verhießen
Auf einen Dank des Helden Theuerdank.
Trompetenstoß und d'rauf des Herolds Kunde:
Zum Ritter schlug des Kaisers eigne Hand
Vor aller Fürsten feierlicher Runde
Den Hutten, der begeistert vor ihm stand.

Er beugt sein Knie zu einem süßern Lohne:
Peutingers Tochter naht, die schönste Maid,
Und drückt auf's Haupt ihm eine Lorbeerkrone,
Dem Dichter feierlich zum Ruhm geweiht.
Da loht Begeist'rung hell in seinen Blicken,
Er küßt das Schwert, das ihn zum Ritter schlug,
Er küßt die weiße Hand im Hochentzücken,
Die ihm den Lorbeerkranz entgegentrug.

Wie reich an Wonnen diese *eine* Stunde!
Sein deutscher Kaiser, selbst ein Dichterheld,
Sein deutsches Volk jauchzt ihm mit Einem Munde,
Sein Name klingt hinaus in alle Welt.
Und vor ihm sie, die minnigliche Schöne,
Die liebdurchglüht ihm weiht den Lorbeerkranz —
Er weiht das deutsche Mädchen zur Kamöne,
Wie strahlt sein Aug' von sel'gem Himmelsglanz!

Wo ist ein Held, wie er, so hochbeglücket?
Sein Bildniß mit dem Lorbeerkranz und Schwert
Im deutschen Land Palast und Hütte schmücket,
Von Fürst und Volk wird es zugleich geehrt.
Und doch — die sel'ge Stunde zog vorüber,
Nicht Ruhm, nicht Glück, noch Liebe hält ihn auf,
Bald wird sein Auge wieder trüb' und trüber
Und immer dorniger sein Heldenlauf.

Was ist ein Held, der nicht in Thaten zeiget,
Daß er ein Ritter, dem das Schwert zur Hand?
Was ist ein Dichter, der erschrocken schweiget,
Wenn man sein Lied zu kühn und trotzig fand?
Kein Hutten ist's! ein Hutten kann entbehren
Der Fürstenhuld, — ein Hutten überragt
Mit seinem Geistesfluge Glück und Ehren,
Der Wahrheit treu ruft er: „Ich hab's gewagt!"

Ich hab's gewagt für meines Volkes Sache,
Ich hab's gewagt für Wahrheit und für Recht!
Der deutschen Freiheit stellt er sich zur Wache,
Wird keines Kaisers, keines Fürsten Knecht.
Und sollt' er auch der Minne Glück verlieren,
Und sollt' er flüchten auch verfehmt, verklagt —
Im Unglück noch bleibt ihm sein Triumphiren,
Das stolze Dichterwort: „Ich hab's gewagt."

Alexander Eduard Johann Joseph Patuzzi,

ein geistvoller Dichter österreichisch-deutscher Zunge, thätig auf lyrischem und dramatischem Gebiete, auch Novellist und Uebersetzer, stammte aus einer alten italienischen Familie, von der mehrere Glieder im 17. Jahrhunderte nach Oesterreich auswanderten, und erblickte das Licht am 11. März 1813 in Wien. Seine im Elternhause begonnene Erziehung wurde im gräflich löwenburgischen Konvikte sieben Jahre lang fortgesetzt; doch unterbrach er seine philosophischen Studien, um sich dem Buchhandel zu widmen. Als dieser ihm nicht die gehoffte Befriedigung gewährte, ging er wieder davon ab, um seiner Neigung zu medizinischen und historischen Studien, wie auch seiner Reiselust sich hinzugeben. So wanderte er zu Fuße oft mitten im Winter, wenn ihn die Laune ergriff, von Hause fort, und Monate lang hörte man keine Silbe von ihm, bis er plötzlich wieder erschien, oder an irgend einem Orte auftauchte, wo man ihn am wenigsten vermuthete.

Dieses abenteuernde Leben, während er Oesterreich, Deutschland, Italien und die Schweiz durchstreifte, führte Patuzzi von 1838 bis 1847, in welchem letzteren Jahre er sich in Zürich mit einem Fräulein Bleuler vermählte. Demungeachtet wechselte er, seiner Wanderlust zufolge, auch jetzt noch seinen Aufenthalt wiederholt, bis er endlich aus Sehnsucht, seine Heimath wiederzusehen, im Jahre 1850 nach Graz ging und die Mitredaktion der Grazer Zeitung übernahm. Selbstständig hatte er früher in Würtemberg „die Schnellpost" und später „die Chronik" redigirt. Im Jahre 1851 begab er sich nach Wien zurück, wo er seither ununterbrochen blieb, selbst als er im Jahre 1858 seine Gattin durch den Tod verloren hatte. Nur während des italienischen Feldzugs, der im nächsten Jahre stattfand, weilte er als Berichterstatter mehrerer Journale auf dem Kriegsschauplatze.

Nicht sowohl einen vielseitigen Dichter begrüßen wir in Patuzzi, als einen strebsamen und fleißigen Autor. Schon die Unruhe, welche ihn, wie wir gesehen, von Jugend auf unablässig umhergetrieben hat, kündigt vorzugsweise den Lyriker an; als solcher legt er uns die Eindrücke, die seine Seele zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten empfangen hat, sinnig, schwungvoll und in natürlicher Sprache vor. Auch Echtheit der Gefühle und Gewandtheit des Ausdrucks müssen wir ihm zuerkennen; aber was nicht entschieden genug bei ihm hervortritt, ist die charakteristische Seite seiner Lyrik, und was Tadel verdient, die Wahl unschöner Stoffe. Denn die Vergleichungen und Gegensätze, die er betrachtend entfaltet, sprechen uns zwar an, aber nicht immer; so trifft er bei seiner Wanderung auf einen „Todtenkopf" und begräbt ihn mit allerlei Reflexionen unter einen Rosenstrauch: man möchte wünschen, daß es blos ein Vogelkopf wäre! Verwunderung erregt es, daß er bei solchem unruhigen Laufe

sich mit dem Drama befaßte; denn gerade seine drei ersten, wohl auch einmal aufgeführten Stücke entstanden just in der Epoche seiner Irrfahrten, deren Hast nicht besonders günstig auf ihre Gestaltung einwirken konnte. Untergeordneten Werthes sind seine Romane und Novellen. Im Allgemeinen theilt Patuzzi die Vorzüge und Schwächen seiner zeitgenossischen Landsleute: redliches Streben ohne sichere Bewältigung der Form.

Schriften. 1) Des Wanderers Pilgerfahrt und Heimkehr. (Lieder.) Ulm 1841. 2) Schwäbische Sagenchronik. Skizzen. Ebend. 1844. 3) Der Thron von Würtemberg. (Balladen.) Chur 1848. 4) Theaterstücke. a. Theodora. Trauerspiel in 5 Akten: Dargestellt im Juni 1839. b. Die beiden Bürgermeister von Ulm. Trauerspiel in 5 Akten. Dargestellt und gedruckt. Ulm 1843. c. König und Aebtissin. Trauerspiel in 5 Akten. Dargestellt 1850, gedruckt 1852. d. Die Peppi da! Schwank. Dargestellt 1857. Außerdem Versuche im Roman, Novellen und lyrische Gedichte in einer Reihe von Zeitschriften (Illustr. Novellen-Zeitung, Oesterreichischer Courier, Modezeitung, Komet, Telegraph, Humorist und andern. und Taschenbüchern (Gedenke Mein, Aurora, Thalia, Iduna u. s. w.)

Liebesharfe.

1.

Nahen Fürsten ihren Reichen,
Tönt ein helles Glockenklingen,
Tönt ein jubelvolles Singen
Ihnen zu mit lautem Schall.
Reichgeschmückte Jungfraun stehen
Blumenstreuend an den Wegen,
Lächeln ihnen hold entgegen,
Reichen ihnen den Pokal.

Wenn du Jungfrau dich mir nahest,
Wacht es auf in meinem Herzen,
Freuden werden meine Schmerzen
Meine Lieder jubeln laut.
Und wie Gluthtrank im Pokale
Leuchten vor dir helle Thränen
Die im jubelvollen Sehnen
Klar dein Aug' in meinem schaut.

2.

Es zieht auf hohem Dromedar
Der Pilger durch den Wüstensand
Mit reicher Karavanenschaar
In sein gelobtes heil'ges Land.

Wenn in des Lebens Wechseljagd
Unheilig ein Gedanke ward,
So tritt er an, du reine Magd,
Zu deiner Brust die Pilgerfahrt.

Und hat im flammenden Gebet
Entsündigt er sein heißes Herz,
So zieht er aus der Minaret
Gereinigt wieder heimatwärts.

Und hat er dort sich ausgeweint,
Gebüßet die Unlauterkeit,
Er wieder dann bei mir erscheint
In seiner Unschuld weißem Kleid.

In der Gedanken Bruderkreis
Tritt er ein heller Seher ein;
Der Schleier fällt am Bild zu Sais
Und Wahrheit strahlt, es sinkt der Schein.

3.

Ich saß an einem Wasserfall
Und über mir die Nachtigall,
Die sang ihr Liebeslied.
Ich sah ihr Lied, doch hört' ich's nicht;
Ich sah ihr träumendes Gesicht,
Das Sehnsuchtlust umzieht.

Ich sah dich an, doch zog kein Wort
Von meiner Lippe zu dir fort,
Doch konntest du die Gluth
Erkennen, die als Feuerstrahl
Zu Himmelslust und Todesqual
In meinem Herzen ruht.

4.

Wie Colon einst durch Meereswogen
Hinlenkte seinen schwanken Kahn,
Von der Begeistrung fortgezogen
Zum unbekannten Ziel hinan:
So richt' ich alle meine Masten
Zu deines Herzens fernem Land,
Und vorwärts ohne nur zu rasten
Streb' ich zum unbebauten Strand.

Auch Colon kannte nur sein Streben,
Doch nicht das Ziel das er gesucht,
Doch gab er hin sein ganzes Leben
Für die ersehnte holde Frucht;

Ihm gleich fühl' ich ein mächtig Hoffen,
Und der Begeistrung Himmelsdrang
Zeigt mir vielleicht den Himmel offen,
Vielleicht nur einen Felsenhang,

An dem mein Schiff zu Grunde gehend
Jäh' in die Tiefe niedersinkt,
Wo mir, des Lebens Rest verwehend,
Kein schöner Stern mehr leuchtend winkt.
Und sei es auch! In meinem Enden
Erfreu' ich mich am Wagespiel
Und will mit aufgehobnen Händen
Dich segnen noch, mein hohes Ziel.

5.

Ich ziehe nach auf deinen Pfaden,
Ich strebe ruhelos nach dir,
Doch will das Herz in Glück sich baden,
So ist es wieder ferne mir.

Sehnsüchtig nach den Zauberküsten
Lenk' ich zu dir den schwanken Kahn
Und zieh' zu dir durch Lebenswüsten,
Wie Moses einst nach Kanaan.

Wie er werd' ich von Bergeszinnen
Das süße Glück annäherd schau'n,
Doch wird mein Leben dann zerrinnen,
Mein ganzes Glück war mein Vertraun.

Mich wird die höchste Freude tödten,
Der zagend ich entgegen schau'
Wenn dein gewährendes Erröthen
Mich segnet, wunderholde Frau.

Adolf Peters,

ein Lyriker und ausgezeichneter Mathematiker, wurde am 9. Februar 1803 zu Hamburg geboren, wo sein Vater, Gerhard Arnold, Kaufmann war. Der Letztere, verständigen sanften Wesens, musikalisch und zum Humor gestimmt, bildete einen Gegensatz zu der phantasievollen thatkräftigen Mutter, Juliane geb. Moller, die enthusiastisch deutsch gesinnt war und ihre Kinder mit Strenge erzog. Die kriegerischen Geschicke Hamburgs unter Napoleons Zwingherrschaft führten den Sohn, den mittleren von dreien, zu seinem Oheim, dem Wasserbaudirektor Dammert in Hameln, wo er das Gymnasium besuchte. Dort entwickelte sich in ihm eine gleich lebhafte Neigung für Mathematik und Poesie, ein Gegensatz, dessen Ausgleichung für seine innere und äußere Thätigkeit ihm zur sittlichen Lebensaufgabe wurde. Denn in beiden Gebieten war er sich schöpferischer Kräfte bewußt. Durch das Gymnasium vorgebildet, übte sich der Jüngling, auf des Oheims Wunsch, einige Jahre hindurch

in Rechnungs= und Schreib=, Bau= und Vermessungsgeschäften; worauf er im Herbst 1822 die Universität Göttingen bezog, um Philosophie, theoretische Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften zu studiren. Nach einem einjährigen Aufenthalte in Leipzig (1825—1826) folgte Peters als Lehrer der Mathematik und Erzieher dem Rufe Blochmanns, der um jene Zeit das unter seinem Namen bekannte und aus allen Weltgegenden besuchte Gymnasial=Erziehungshaus in Dresden gegründet hatte. Nicht lange darauf erhielt er von der k. sächsischen Regierung eine Anstellung an dem mit dem Blochmann'schen Hause vereinigten Vitzthum'schen Geschlechtsgymnasium: 17 Jahre hindurch (bis 1843) dauerte in beiden Stellungen seine Lehrthätigkeit fort, alsdann sah er sich veranlaßt zurückzutreten und seine Muße für mathematische Forschungen neben dichterischen Arbeiten, die ihm oft sich aufdrängten, zu benutzen. Seitdem und schon während des früheren Zeitraums wirkte Peters zugleich als mathematischer Lehrer des Kronprinzen Albert von Sachsen und seiner Brüder, wie auch des jetzt regierenden Großherzogs von Mecklenburg=Schwerin und anderer Prinzen, welche zum Theil unter seiner häuslichen Aufsicht, in Gesellschaft mehrerer Knaben und Jünglinge, heranwuchsen. Mit dem Jahe 1851 wurde er an die k. Landesschule St. Afra zu Meißen als Professor der Mathematik und Naturwissenschaften berufen.

Allem poetischen Dilettantismus abhold, strebte Peters auf dichterischem Gebiete nach sorgsamer Ausbildung und nach edler Gestaltung der Eingebungen der Muse im Bereiche der Lyrik und der lyrisch=epischen Gattung: auch er ehrte in Platen den Erwecker ächter Kunst. Tiefe Empfindung der Natur und des Göttlichen in ihr sind ein Hauptzug seiner „Gesänge der Liebe" und seiner etwas zu dunkel gehaltenen Preisgesänge „Natur und Gottheit." Sprache und Ausdruck verrathen zuweilen die mathematische Hand, welche den Gedanken mehr berechnet als in freien Fluß bringt; ein Mangel, der demjenigen ähnelt, welcher sonst entspringt aus einem nicht ganz siegreichen Ringen zwischen Inhalt und Form. Seine metrische Messung erscheint weniger fehlerhaft als unklar und willkürlich. Die von ihm verfaßten mathematischen Schriften erweiterten die Grenzen der Wissenschaft, während mehrere seiner Abhandlungen sich das Ziel steckten, die Methode zu verbessern, wonach man die Jugend in Mathematik und Naturwissenschaft einführt.

Schriften. 1) Neue Curvenlehre. Dresden 1835. 2) Die symmetrischen Gleichungen, ein Methodensystem aus der höheren Algebra. Ebend. 1851. 3) Gesänge der Liebe. Ebend. 1840. 4) Natur und Gottheit. Preisgesänge. Meißen 1859. 5) Ueber das Studium der Mathematik auf Gymnasien. Dresden 1828. 6) Ueber die Nothwendigkeit der Einrichtung zweckmäßiger mathematisch-naturwissenschaftlicher Lehrerbildungs=Anstalten an deutschen Universitäten. Ebend. 1854.

Brunnenbild.

Ich stand am Brunnenquelle,
Die Schönste trat heran,
Aus dunkler Spiegelhelle,
Sah sie mich lachend an.

Im unterird'schen Blauen
Flog sie, Aurora gleich,
Sie schien emporzuschauen
Aus tiefem Himmelreich.

Wie ich sie da gesehen,
Folgt nun ihr Bild mir nach,
Ich seh' die Hütte stehen,
Den Born am moos'gen Dach;

Seh' tief im Brunnenschwanken
Ihr rosig Angesicht,
Und werfe in Gedanken
Sie mit Vergißmeinnicht.

Erstes Glück.

O Tage sonder Gleichen,
Tief in mein Herz gesenkt,
Da sie die ersten Zeichen
Der Liebe mir geschenkt!

Wir wußten nichts von Trauer,
Von Schmerzen oder Leid,
Wir fühlten nur die Schauer
Der Liebesseligkeit.

Ich drückte sie befangen
An mich das erste Mal,
Und Monde sind vergangen
In Wonnen ohne Zahl.

Wir dachten nicht an Klage,
An Trennung und Verlust,
Entzückt so manche Tage
Bis in die tiefste Brust.

Blumenleben.

Es schleicht der Quell am Hügelgrunde
Und spiegelt ab der Blumenrunde
Traumhaften Schimmer, thätige Ruh',
Die rothe nickt der gold'nen zu:

Als ob sie Seelenhauch bewegte,
Sie zarter Liebe Drang erregte,
Als fühlte sie der Sehnsucht Glühn
Im Kranze Herz an Herz zu blühn.

Doch schlummernd ist's, daß sie sich wiegen,
Wie Kinder leis geschaukelt liegen,
Und ihre Seelen wachen nur
Tief in der Seele der Natur.

O blüh'nde Unschuld, lachend Leben
Und ew'ger Frieden! Innig Weben
Mit Erd' und Quell und Licht und Luft,
Der Schönheit Spiel in Thau und Duft!

Im gold'nen Strahl, smaragdnen Scheine,
Ihr Augenaufschlag Himmelsreine!
Ihr Kelch von Nektar dargebracht
Den Bienen und der Falterpracht!

Wie jungfräuliche Huld ihr Schweigen,
Wahrheit die Form, so treu und eigen,
Ihr blühend Glück ein Lenzgedicht —
Vermählt noch Liebe, Freud' und Pflicht!

Ihr Holden seid die ersten Worte
Des Lebenschöpfer's. In die Pforten
Des Paradieses zieht hinein
Mich euer Kindesengel-Reihn;

Umgaukelt mich in buntem Glanze,
Liebkos't dem Quell im Niedertanze
Und blickt noch wie am ersten Tag,
Da Eden's Garten offen lag.

August Peters,

genannt Elfried von Taura,

ein talentvoller Dichter auf lyrischem und novellistischem Felde, wurde am 4. März 1817 im sächsischen Erzgebirge geboren und wählte die litterarische Laufbahn. Zuerst trat er mit einer Sammlung von „Gedichten" vor das Publikum, dann mit Erzählungen; außerdem war er an Zeitschriften verschiedener Orte thätig. Da

brachen die politischen Unwetter der Jahre 1848 und 1849 über das Vaterland herein: Peters ließ sich von dem allgemeinen Zeitstrome weiter fortreißen als ihm selbst hinterher lieb sein mochte. Den Charakter deutscher Zustände verkennend, opferte er sich vergebens einem Geschlechte auf, welches „heute klatscht der Thorheit, und der Wahrheit morgen zischt." Eine mehrjährige Haft wurde ihm denn zuerkannt, weil er, so viel berichtet wird, im Frühjahr 1849 an den so beklagenswerthen Unruhen Sachsens, späterhin an der ebenso unglücklichen Erhebung Badens theilgenommen. Er saß erst eine Zeit lang in Rastatt, dann in Waldheim gefangen. Gegen das Jahr 1855 mit der Freiheit wieder beschenkt, wandte der Geprüfte sich nach Leipzig, um in ernsterer und in klarerer Stimmung seine litterarischen Arbeiten fortzusetzen.

August Peters gehört zu den selbstdenkenden und selbstempfindenden Dichtern, im Gegensatz zu denen, welche im trüben Wasser erborgter und affektirter Vorstellungen schwimmen, die Augen aus erheucheltem Entzücken verdrehen oder durch geträumten Jammer uns angst und bange machen, im Allgemeinen langweilen. Was er daher lyrisch darstellt, ist durchdrungen von Leben; es sprudelt in ihm Echtheit der Empfindung und Wärme, verbunden mit einer Kraft, wie sie selten in der deutschen Lyrik, noch seltener in der sächsischen aufgetreten ist. Die Kraft und Wahrheit desselben offenbart sich zugleich durch den sprachlichen Ausdruck, der ebenso natürlich und treffend ist, wie er die rechte Fülle hat, wenn ihm auch größere Harmonie des Rhythmus zu wünschen wäre. Namentlich seine Sonette bestätigen dieses Lob durch Guß und Fluß: sie erinnern an die Tonwoge der Rückert'schen und Platen'schen Meisterschaft, nicht geringer als diese. Kurz, der Dichter besitzt Charakter, Verstandesschärfe und Erfahrung, obwohl die Phantasie im gewöhnlichen Leben mit ihm durchgegangen sein mag. Mangel an Weltblick ist wenigstens dann verzeihlich, wenn die Idee des Großen und Erhabenen, das Ideal des Fortschritts festgehalten wird. Tadeln wir seine oft kecken Pinselstriche in den Liebesgedichten, so müssen wir andererseits ein Doppeltes rühmen, erstens, daß August Peters die Dichtkunst nicht zur Einkleidung politischer Prosa gemißbraucht hat, zweitens, daß er der Viel- und Schnellschreiberei auf poetischem Gebiete nicht verfallen ist.

Schriften. 1) Gedichte. Chemnitz 1844. 2) Die stille Mühle. (Preisnovelle.) Eine Geschichte aus Deutsch-Böhmen. Hannover 1856. 3) Eine reiche Erbin. (Mitgetheilt in Kober's Album.) Ebend. 1856. 4) Friedrich der Freudige. Ein Heldenbild in freien Liedern. 5) Die Tochter des Wilddiebes. Eine Erzählung nach Thatsachen. Prag 1857. 6) Muthige Herzen. Prag 1858.

Befreiung.

Es ist kein Traum! Der Heimath Tannen rauschen
Und grüßen mich mit Weisen und mit Düften,
Aus meines Gottes balsamreichen Lüften
Tränkt sich das Herz mit seligem Berauschen.

Es ist kein Traum! ich durfte Leben tauschen
Für Todesnacht in öden Kerkergrüften,
Statt Kettenklirren darf in Waldesklüften
Mein Ohr der Freiheit holden Liedern lauschen.

O wunderbares, langentbehrtes Klingen!
O Nektarduft, o lebenspendend Wehen!
Wie hebst du mächtig meines Geistes Schwingen.

Hinauf, hinan zur Heimath höchsten Höhen,
Dort auf des Weltenschöpfers Hochaltären,
Der Freiheit Glück durch frommen Dank zu ehren!

Sonette.

1.

O wär' es wahr dein Wort, das deinem Minnen
Solch' grauenvoll Verhängniß beigemessen,
Daß, wer noch jemals deine Huld besessen,
Durch sie gestürzt von seines Glückes Zinnen.

Daß flugs das Leben denen müßt' entrinnen,
Die dürstend diesen Zaubertrank genössen —
Auf die Gefahr hin schlürft' ich ihn vermessen,
Du mächtigste von allen Zauberinnen.

O sel'ges Unheil, siegreich Unterliegen!
O Blühn im Welken, Schwelgen im Versiegen —
Komm, komm, und lasse glühend dich umranken!

Sieh', meine Seele brennt, die Pulse schlagen
Und lechzend wetterleuchten die Gedanken
Vor Sehnsucht, solchen Untergang zu wagen!

2.

Doch nein! ein Strahl aus deinen Augensternen
Und stille steht das ungestüme Sehnen;
Dein eigner Blick straft deines Mundes Wähnen
Und läßt mich eine süße Wahrheit lernen.

Und wunderlieblich wie aus Himmelsfernen
Klingt durch die Seele mir ein heilig Tönen,
Wirft mich zu Füßen meiner Göttlichschönen,
Mir beten vor dem Heiligsten zu lernen.

Das Allerheiligste — ich seh' es offen:
Dein großes Herz mit seinem Heilandszuge,
Der mächtig es zu allem Elend neiget.

Und macht, daß es Verlornes liebend suche,
Wonach es selbstvergessen niedersteiget,
Wo jedes Glück schon welk und jedes Hoffen.

Gottlieb Konrad Pfeffel,

ein vorzüglicher Fabeldichter und Erzähler elsässisch-deutscher Zunge, wurde am 28. Juni 1736 zu Kolmar geboren und hatte persönlich ein unerfreuliches Schicksal. Denn nachdem er von 1751 bis 1753 zu Halle der Rechtswissenschaft obgelegen, steigerte sich ein längeres Augenleiden des jungen Mannes schon im Jahre 1757 zur völligen Erblindung. Dieß Unglück indessen hinderte ihn nicht, praktisch mit rüstiger Kraft sein Lebensglück zu suchen, während die Muse ihn auf seinem nächtigen Wege tröstend begleitete. Nach dem Elsaß 1754 zurückgekehrt, veröffentlichte er zunächst eine Reihe von Poesien, die ihm vielen Beifall und 1768 den Titel eines hessendarmstädtischen Hofraths erwarben; alsdann gründete er in seiner Geburtsstadt 1773 unter dem Namen einer Militärschule ein protestantisches Erziehungs-

haus für junge Edelleute. Die Einwirkungen der französischen Revolution seit 1789 richteten dieses Unternehmen zu Grunde, so daß sich Pfeffel genöthigt sah wieder zum litterarischen Erwerbe zurückzukehren, so hoch auch die politischen Wogen gingen. Doch ein volles Jahrzehnt hindurch wußte er in Vers wie Prosa den Geschmack der Zeitgenossen zu treffen, bis er trotz Alter und Blindheit im Jahre 1803 zum Präsidenten des in Kolmar neu errichteten Konsistoriums ernannt wurde. Als solcher beschloß er sein Dasein am 1. Mai 1809.

Gerade in der Epoche, wo Pfeffel zu Halle studirte, war die Fabeldichtung neben der poetischen Erzählung ein Lieblingsgericht der Nation geworden, so daß sich selbst Lessing mit dieser Dichtgattung theoretisch wie praktisch geraume Zeit befaßte. Man wünschte, aber hatte noch nicht viel des Höheren. Es war daher nicht zu verwundern, daß auch Pfeffel auf diesem Gebiete zu glänzen suchte, und das gelang ihm wenigstens mit einen geringen Bruchtheil seiner Fabeln und mit einer Anzahl versifizirter Geschichtchen; denn der bei weitem größte Theil dessen, was seine fruchtbare Phantasie vorgelegt, ist matt und gehaltlos, namentlich auch alle seine prosaischen Darstellungen: Mittelgut für ein Publikum auf schwacher Bildungsstufe. Noch oberflächlicher sind die dramatischen Versuche des blinden Dichters ausgefallen. Was die Fabel aber betrifft, bevorzugte er eine parabolisirende Form derselben, die er denn nicht ohne Sinn, keck und witzig durchführte; in so fern unterscheidet er sich von seinem bedeutendsten Vorgänger Gellert, welcher am liebsten diese oder jene Seite des praktischen Lebens, Gewohnheiten und Züge der bürgerlichen Gesellschaft beleuchtete. In der Strophencomposition scheinbar gewandter, hat er gleichwohl die Gellertsche Darstellungsweise im Allgemeinen keineswegs überboten.

Schriften. 1) **Poetische Versuche.** In drei Büchern. Frankfurt 1761. 2) Versuch in einigen Gedichten. Ebend. 1762. 3) **Dramatisches.** a. Der Schatz. Schäferspiel. Ebend. 1761. b. Der Einsiedler. Trauerspiel. Karlsruhe 1763. c. Philemon und Baucis. Schauspiel. Straßburg 1763. d. Theatralische Belustigungen nach französischen Mustern. Frankfurt und Leipzig 1765—1774. 5 Sammlungen. e. Dramatische Kinderspiele. Straßburg 1769. 4) Neue Beiträge zur deutschen **Makulatur.** Frankfurt 1766. 5) **Lieder** für die Kolmarische Kriegsschule. Köln 1778. 6) **Historisches Magazin** für den Verstand und das Herz. (Französisch und Deutsch.) Straßburg 1792. 2 Bände. 7) **Fabeln,** der helvetischen Gesellschaft gewidmet. Basel 1783. 8) **Poetische Versuche.** Ebend. 1789—1790. 3 Theile. — Dieselben. Stuttgart und Tübingen 1802—1810. 10 Theile. 9) **Prosaische Versuche.** Ebend. 1810—1812. 10 Theile.

Fabeln und poetische Erzählungen. In Auswahl herausgegeben von H. Hauff. Stuttgart 1840. 2 Theile. — Chr. Stöber, Blätter dem Andenken Pfeffels gewidmet. Straßburg 1809. — G. C. Pfeffel. Ein biographischer Entwurf von J. J. Rieder und Register über sämmtliche poetische und prosaische Werke. Stuttgart 1820.

Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

„Ach, was hab' ich dir gethan?"
Rief der Wurm ihr zu.
„Ei!" fuhr ihn das Unthier an,
„Warum glänzest du?"

Das Kameel und das Trampelthier.

„Fort! geh' mir aus dem Wege!"
So sprach an einem Stege
Zum biedern Trampelthier
Einst das Kameel. — „Dir weichen?"
Sprach jenes; „ei! wofür?" —

„Meinst du, daß unser einer,"
Rief das Kameel, „von deiner
Verworfnen Kaste sei?
Du hast nur einen Buckel,
Und ich, ich habe zwei"

Die Tabackspfeife.

„Gott grüß Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnem Reifchen! —
Was wollt Ihr für den Kopf?" —

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mäh'n." —

„Ein andermal von Euren Thaten!
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Ducaten
Für Euren Pfeifenkopf!" —

„Ich bin ein armer Kerl, und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold!

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Dem Hauptmann in die Brust.

Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel
— Er hätt' es auch gethan —
Und trag' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß." —

„Schön, Vater, Ihr entlockt mir Zähren.
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann." —

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort liegt sein Gut am Rhein . . . " —
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset Eure Noth!
Kommt trinkt mit mir von Walter's Reben
Und eßt von Walter's Brot!" —

Nun topp! Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!

Gustav Pfizer,

ein Lyriker von Talent und ein trefflicher Historiker, wurde am 29. Juli 1807 zu Stuttgart geboren, der Sohn eines durch Schriften berühmten Rechtsgelehrten und dasigen Direktors des Obertribunals. Nachdem er den in seiner Heimath üblichen Cursus gelehrter Bildung durchlaufen, auf dem Seminar zu Blaubeuren seine Vorschule gefunden und in Tübingen von 1825 bis 1830 theologisch-philosophischen Studien obgelegen hatte, wählte er zum bleibenden Aufenthalt seine Geburtsstadt und widmete fortan seine nur durch eine Reise nach Italien im Jahre 1834 unterbrochene Muße ganz der litterarischen Produktion. Lyrische Gedichte, historische und kritische Arbeiten verschafften ihm schnell einen hochgeachteten Namen unter den Mitgliedern der „schwäbischen Schule." Nicht weniger gefiel auch seine Verdeutschung Byron'scher Gedichte; später beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Uebersetzung englischer Prosaiker und übernahm nebenher im Jahre 1847 das Amt eines Professor am Obergymnasium zu Stuttgart, eine ähnliche Stellung, wie sie früher sein Freund und Verwandter Gustav Schwab bekleidet hatte.

Sein älterer Bruder, Paul Achat Pfizer, geboren am 12. September 1801 zu Stuttgart, verfolgte nach des Vaters Vorgang die juristische Laufbahn, kämpfte mit edlem Freisinn für das Bürgerthum und wurde im Jahre 1848 zum Minister des Cultus berufen, leider indessen durch Kränklichkeit gehindert, länger als einige Monate in dieser Stellung für das Gemeinwohl und die Neugestaltung des deutschen Reiches thätig zu sein. Abgesehen von mehreren rechtswissenschaftlichen Schriften, erwarb er sich ein ausgezeichnetes Verdienst durch den „Briefwechsel zweier Deutschen", der im Jahre 1831 zu Stuttgart erschien und sofort eine zweite Auflage erlebte. Das genannte Buch weckte und erhob, wie kaum ein zweites, das Nationalgefühl der deutschen Volksstämme; nicht wenig trugen zu solcher Wirkung die in dasselbe eingestreuten Lieder bei, Gedichte von patriotischem Inhalt, die Uhlands Wesen bis auf dessen Ausdrucksweise getreuer reproduziren, als irgend ein zweiter Dichter der schwäbischen Schule vermocht hat. Nächst Platen, obwohl von geringerer Bedeutung als dieser, war denn Paul Pfizer der erste Dichter auf dem sogenannten politischen Gebiete.

Je harmloser und sanfter Gustav Pfizer nach persönlichem wie dichterischem Charakter auftrat, desto schmerzlicher mußte ihn das harte Urtheil verwunden, welches über die Erstlinge seiner lyrischen Muse von Goethe gefällt ward. Der Altmeister unserer Poesie nämlich warf unter dem 4. Oktober 1831 an Zelter (Briefwechsel, 6. Band, Nr. 820) folgende Zeilen hin, die viel Aufsehen gemacht haben: „Von den modernsten deutschen Dichtern kommt mir

„Wunderliches zu: Gedichte von Gustav Pfizer wurden mir diese Tage zugeschickt, ich „las hie und da in dem halbaufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint mir ein wirk„liches Talent zu haben und auch ein guter Mensch zu sein. Aber es war mir im Lesen „gleich so armselig zu Muth und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich beim Ein„dringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen strengstens hüten soll. Das „Werklein ist an Uhland dedizirt, und aus der Region worin dieser waltet möchte wohl „nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehn. So will ich „auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es wie „sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzu„schlagen wissen, daß wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine „poetische Intention halten muß." Goethe wußte, daß diese Worte ehestens, nach seinem Tode, vor das Forum der Oeffentlichkeit gelangen würden, wie es denn auch schon im Jahre 1834 geschehen ist; aber Goethe wußte zugleich was er that, wenn er so entschieden sich aussprach. Und er hat einerseits in seinem Urtheil keineswegs geirrt, andererseits die Wahrheit gerade aus Achtung vor dem jungen Dichter rundweg herausgesagt; eine eigentliche Schmach für Pfizer liegt durchaus nicht darin: er hatte schwache Jugendgedichte geliefert. Wir halten es daher für einen verkehrten Weg, daß Karl Gödeke im Jahre 1843 das Goethe'sche Urtheil angegriffen und verdächtigt hat, um dem schwäbischen Dichter und der schwäbischen Dichterei zu Hülfe zu kommen. Ohne Bedenken sagt Gödeke wörtlich: „Ein Buch durchblättern und „dann dieß ungerecht unbillige Urtheil für die Oeffentlichkeit schreiben, ist ein betrübender „Fehlgriff des sterbenden Greises", sintemal ein halbes Jahr vor seinem Tode Goethe dieß geschrieben habe. In der That, mit einem solchen Flederwisch schlägt man ein Goethe'sches Urtheil nicht ohne Weiteres todt. Zuvörderst wissen wir, daß Goethe durchaus kein Sterbender war, als er diese Kritik niederschrieb; zweitens wissen wir, daß der greise Goethe auch bis in die letzten Tage seines Lebens einen sehr hellen Kopf zu behalten das Glück hatte, einen schärferen und geschmackvolleren Kopf, als er auf den Schultern manches sehr jungen Kritikers zu sitzen pflegt. Tadeln wir also nicht Goethe, um Goethe's Tadel von Pfizer abzulenken; stände es doch sehr mißlich um die Ehrenrettung des Letztern, wenn sie so geführt werden müßte. Glücklicherweise hat Pfizer selbst sich am besten gerechtfertigt, nicht durch sein Lied „Zuversicht", sondern durch tüchtige Werke, die er jenem ersten lyrischen Bändchen nachgeschickt. Auf die etwas zu subjectiv gehaltenen Jugendlieder der kleinen Sammlung folgten gereiftere Produkte, unter welchen wir die in Prosa verfaßten obenanstellen, obwohl sie seither nicht nach Gebühr gewürdigt worden sind, namentlich das „Leben Luthers." Noch weniger als diese schlugen seine poetischen Leistungen durch, und wie es scheint, aus Entmuthigung warf er zuletzt seine Muße an die Verdolmetschung englischer Romanschreiber weg. Diesen Schiffbruch indessen möchten wir großentheils seiner eigenen Schuld beimessen, indem er sich nicht zur Ergreifung richtiger Prinzipien entschließen konnte.

Denn hier ist der Kern jener schonungslosen Goethe'schen Charakterisirung zu suchen, die nicht sowohl dem jugendlichen Pfizer als vielmehr der gesammten „schwäbischen Schule" galt, welche in Uhland damals ihren Begründer zu feiern angefangen hatte. Goethe war außer Stande, die „politischen" Gedichte Uhlands anzustaunen, wie aus andern gelegentlichen Aeußerungen des großen Mannes bekannt ist; und er hatte Recht: sie waren sehr prosaisch. Ebenso hatte er Recht, die einseitige Richtung der schwäbischen Poesie überhaupt zu

verwerfen; das obenangeführte Urtheil desselben wird seine volle Gültigkeit behaupten in alle Ewigkeit. Die schwäbischen Kritiker rächten sich dafür durch allerlei Ausfälle, indem sie von Stund' an gegen Goethe losbellten; doch Deutschlands Stimme suchen dergleichen provinzielle Kundgebungen umsonst zu überschreien. Was Pfizer anlangt, so würde er wohlgethan haben der Goethe'schen Mahnung zu folgen; aber auch späterhin vermochte er es nicht über sich, aus dem Fahrwasser der heimathlichen Schule ganz herauszulenken auf die freie See des Kunstgebiets, wohin der angeblich „sterbende Greis" so lebenskräftig gewiesen hatte. Im Gegentheil bemühte sich Pfizer in einem besonderen Schriftchen die Meisterschaft Uhlands einem Rückert gegenüber, dessen Gestirn nachgerade glänzend emporstieg, aufrecht zu erhalten; sein „kritischer Versuch" mißlang in dieser Beziehung, und mußte mißlingen, da die Gesammtverdienste des fränkischen Dichters ungleich schwerer wogen, wie viel auch der Uhland'schen Wagschale hinzugelegt wurde. Ferner ehrte zwar Pfizer seinen großen Zeitgenossen Platen, allein die dichterische Vollendung desselben mochte er nicht anerkennen, noch seine Kunst gutheißen oder einem solchen Leitstern nachfolgen: er blieb bei der Meinung stehen, daß die Schwaben nach Richtung wie Form am besten deutsch dichteten. Diese vielleicht aus der Beschaffenheit seines Talents erklärliche Hartnäckigkeit verringerte und hemmte die Erfolge des Dichters, als er fortfuhr nach poetischen Lorbeeren zu ringen; er arbeitete sich nicht zu einer selbstständig charakteristischen Färbung seiner Blumensträuße durch, außerdem unterschied er nicht überall mit künstlerischer Strenge das epische und lyrische Element, hier zu breit in seiner Reflexion, dort bei aller Bilderpracht zu gehaltlos. Uebrigens verehren wir in Gustav Pfizer einen ebenso redlichen, offenen und freigesinnten Autor wie in seinem Bruder Paul; er hat nie das Große angetastet, nie das Schlechte gepriesen. Gegen Heinrich Heine führte er scharfe Waffen, als dieser die schwäbische Schule befehdete, die freilich vorher einen Platen im Stiche gelassen hatte, anstatt mit ihm gemeinsame Sache gegen den gemeinsamen Feind zu machen.

Schriften. 1) Gedichte. Stuttgart 1831. 2) Gedichte. Neue Sammlung. Ebend. 1835. 3) Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch. Ebend. 1837. 4) Dichtungen, epischer und episch-lyrischer Gattung. Ebend. 1840. 5) Der Welsche und der Deutsche. Aeneas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg. Historisch-poetische Bilder aus dem 15. Jahrhundert. Ebend. 1844. 6) Byrons Dichtungen. Aus dem Englischen. Ebend. 1835—1839. 4 Sammlungen. 7) Martin Luthers Leben. Ebend. 1836. 8) Geschichte Alexanders des Großen. Für die Jugend. Ebend. 1846. 9) Geschichte der Griechen. Für die reifere Jugend. Ebend. 1847. 10) Der Nibelungen Noth. Illustrirt mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Jul. Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther. Bearbeitung des Textes. Ebend. 1843. 11) Bulwer's sämmtliche Romane. Aus dem Englischen (gemeinschaftlich mit Friedrich Notter). Stuttgart 1838—1843. 15 Bände. 12) Lady Lytton Bulwer, Cheveley oder der Mann von Ehre. Aus dem Englischen. Ebend. 1839. 3 Bände. 13) James Romane. In deutschen Uebertragungen herausgegeben zugleich mit Friedrich Notter. Ebend. 1838—1844. 117 Bändchen. 14) H. Heine's Schriften und Tendenz. (In der deutschen Vierteljahrsschrift.) Ebend. 1838.

Herbstabend.

Schon färben sich die Lüfte trüber,
Schon sparsamer durchwürzt;
Schon rascher geht der Tag vorüber,
Das Füllhorn umgestürzt.

Vor kurzem noch ein blonder Knabe,
Trat er so stolz einher;
Nun er entledigt seiner Gabe,
Ist wohl das Herz ihm schwer?

Ich kann es wohl! man freut sich herzlich,
So lang man giebt und schenkt;
Hat man nichts mehr, so fühlt sich schmerzlich
Das weiche Herz gekränkt.

O Gott! wenn ausgetheilt der Freuden
Hellgoldner, süßer Wein,
So möchte man am liebsten scheiden
Und keinem lästig sein.

Versilbert hab ich und bereichert
Mit Blüthenschnee den Tag;
Doch nicht in Scheunen aufgespeichert
Den goldenen Ertrag.

Nun fühl' ich, daß den rüst'gen Gliedern
Der Winter lähmt die Kraft;
Schon sparsam rinnt zu neuen Liedern
Der heiße Lebenssaft.

Und soll dem Schicksal ich mich beugen?
Und stehen kahl und stumm?
Rauscht kein Gesang mehr in den Zweigen,
So haut den Stamm auch um!

Gern neig' ich mich mit voller Krone,
Nicht unbeweint, in's Grab;
So wie ein König steigt vom Throne,
Eh' ihm entsinkt der Stab.

Blühen.

Blühen — ist ein Wort aus Eden,
Dessen Sprache nicht mehr reden
Darf der Menschen sünd'ger Mund;
Blieben sind uns wen'ge Worte,
Seit der Engel vor der Pforte
Dräute nach gebrochnem Bund.

Blühen — o dies Wort leiht Schwingen
Meinem Geiste, hinzudringen
In die Unschuldswelt zurück;
Und mich dünket: leis erzähle
Jede Blüthe meiner Seele
Von des Paradieses Glück.

Wenn sich schmücken alle Aeste
Zu des Frühlings Farbenfeste
Mit der Blüthen Gluth und Schnee:
Ist's, als ob in Abendlüften
Schwebend über Blüthendüften
Gottes Hauch vorübergeh!

Aber zu der Lust der Blüthe
Bald im sinnenden Gemüthe
Tiefe Wehmuth sich gesellt
Eden's Wonnen sind versunken,
Wie die Blüthe, taumelnd, trunken,
Ueberlebt, vom Baume fällt!

Lenz, der du die Blüth' entfaltest,
Zwischen Lust und Trauer spaltest
Du mit deinem Glanz mein Herz!
Aber doch sei mir gepriesen!
Denn dem Glück von Paradiesen
Noch verwandt ist selbst dein Schmerz!

Blühen — sanftes Wort der Engel!
Deckst des Lebens Blöß' und Mängel
Mit dem Königsmantel zu!
Baust die Trümmer der Zerstörung,
Singst die Wogen der Empörung,
Wie ein Zauberspruch, zur Ruh.

Unglück.

Ich darf, so oft ich nur ein wenig nasche,
Gewiß sein, daß mich Jemand überrasche.
Wenn mit dem größten Fleiß ich Netze stricke,
Entwischt gewiß mir immer eine Masche.
Bei Tische gieß' ich aus die braune Tunke,
Beim Trinkgelag zerbrech' ich Kelch und Flasche.
Ich habe selten Geld, und hab' ich's einmal,
So hat auch sicherlich ein Loch die Tasche.
Stets färben Tintenspuren meine Finger,
So oft ich sie mit Rosenwasser wasche.
Verloren hat den Staub und einen Fügel
Der Schmetterling, den ich mit Mühe hasche.
Beim Kartenspiel bekomm' ich nie die Trümpfe,
Die Würfel fallen niemals mir zum Pasche.
Ich wollte jüngst gedörrte Pflaumen dörren,
Doch fielen sie mir leider in die Asche.

Adolf Pichler,

ein guter Lyriker tyrolisch=deutschen Ursprungs, am 4. September 1819 zu Erl im Unter=Innthale geboren, studirte zu Innsbruck die Heilkunde und wandte sich im Jahre 1843 nach Wien. Daselbst ward er Doktor der Medicin und verweilte noch in den dortigen gelehrten Kreisen, als das Revolutionswetter losbrach; er schilderte dann als Augenzeuge in einem besonderen Schriftchen die Vorgänge, die im März und Oktober des sturmvollen Jahres 1848 in der Kaiserstadt sich zutrugen. Ebenso gab er eine kurze Darstellung der Gefechte, die in dem bald darauf ausgebrochenen welsch=tyrolischen Kriege mit den Lombarden statthatten, und an welchen er als Schützenhauptmann wacker theilgenommen. Schon früher wußte er gelehrte Studien mit der heiteren Poesie zu verbinden; die Früchte seiner Muße waren eigene lyrische und erzählende Gedichte. Gleiche Richtung hielt er auch späterhin ein, als er die Stelle eines Professor der Naturwissenschaften an dem Gymnasium zu Innsbruck angetreten hatte.

Minder eigenthümlich war die erste Sammlung seiner Gedichte, weder nach Stoff noch nach Form besonders ausgezeichnet, desto charakteristischer das Gepräge einer zweiten kleineren, welche uns Hymnen gebracht hat. Eine harmonische Seele wie die seinige strebte nach möglichster Harmonie des Ausdrucks; er glaubte die rechte Form in der reimlosen Gattung der höheren Lyrik zu treffen, wenn er dem Fluge seiner Gedanken, dem Reichthum und der Eigenheit seiner Gefühle genügen wollte. Er wählte daher für die Hymnen ein Gerüst, welches aus Strophe, Gegenstrophe und Epode (Abgesang oder Schluß) besteht: ein strophischer Rhythmus, der nicht blos im allgemeinen Bau seiner dreifachen Gliederung gleichmäßig ausfallen, sondern auch der Zeile und dem einzelnen Fuße nach vollkommen sich decken sollte. Es ist sehr interessant zu sehen, wie Pichler versucht hat, dem schwerschrittigen Gange des Platen'schen Hymnus einen leichteren an die Seite zu setzen, und der Freund der Kunstpoesie muß ihm für diesen Versuch, ungerechnet den edeln Gehalt der Gesänge, aufrichtigen Dank zollen. Schöne und erhabene Ideen klingen in einem festgeordneten und doch einfachen Tongefüge an unserem Ohre vorüber, Herz und Phantasie rührend und gefällig anziehend; die Herrlichkeit vorzeitlicher Erscheinungen, die Schönheit der Natur, die Göttlichkeit der Liebe und die Trauer um den Unbestand der irdischen Dinge veranschaulicht das linde Gesäusel seiner Leier auf eine zierliche, sanfte und schwungvolle Weise, wie ein halbes Echo von Hellas.

Allein der Leser, der mit Platen nicht bekannt ist, würde sich irren, wenn er hier den rechten und echten Ton des hohen Festgesanges oder Hymnus zu hören glaubte. Der Sang und Klang nämlich, welcher uns aus Pichler's Versuchen entgegenhallt, trägt durchaus nicht den eigentlichen Charakter der Hymnenpoesie, weder der Tiefe, noch der Fülle und der Musik nach. Er ist schwächlich, unklar und ohne entschiedene Melodie, was man sofort inne wird, wenn man ihn mit dem majestätischen, reichen, tiefen und vollen Strome vergleicht,

welchen Platen durch seine Festgesänge für unsere Sprache angebahnt und erobert hat, während in ihnen zugleich eine bestimmte Musik, leichtfaßlich und aufnehmbar für Jeden herrscht, der ein Ohr hat zu hören. Dieß rührt daher, daß bei Platen erstens die einzelnen Reihen der Strophe einen durch ihre Gliederung mehr geschärften und wirksameren Rhythmus haben; zweitens, daß Platen diese einzelnen Reihen geschickter zu einem Strophenbündel zusammengeschlossen hat für eine musikalische Gesammtwirkung des letztern. Dagegen bei Pichler sind die einzelnen Reihen durchweg zu gleichförmig, die Melodie der Strophe also ohne gesunde Grundlage, mithin auch ohne entschiedene Gesammtwirkung; dazu kommt, daß bei ihm die Messung der Sylben oder Sprachnoten häufig ungenau, folglich schwankend ist, und daß er sogar den die Tonwoge abschwächenden Hiatus fehlerhaft zugelassen hat. Wenn daher der greise K. L. Kannegießer gelegentlich zu verstehen giebt, Pichler singe hier „so meisterlich und noch meisterlicher als Platen", irrt er sich um so komischer und unverständiger als er hinzugefügt hat, daß bedauerlicherweise die Messung des deutschen Sylbengewichts „immer noch fortwährend unsicher oder doch nicht übereinstimmig" sei. Bei Pichler allerdings und bei Kannegießer selbst, aber nicht bei Platen. Wenn ferner Moritz Carriere in der Allgemeinen Zeitung hinwirft, Pichler habe durch seine Aufnahme der Epode die Kunstform kunstmäßiger abgerundet, als Platen, der schlechthin die Epode weggelassen; wenn er hinzugesetzt, daß auch ich zu wenig auf eine derartige Dreigliederung der Strophen geachtet hätte, so ist zunächst darauf zu erwiedern, daß Pichler allerdings einen epodischen Abgesang angebracht hat, den er sogar meistentheils durch Häufung der rhythmischen Zeilen recht handgreiflich zu machen suchte. Aber was von Pichler's Strophen ich gesagt, gilt auch von dessen Epoden: sie entbehren einer entschiedenen Tonwirkung für sich wie in Bezug auf die Strophen; Pichler schichtet gleichsam Holzscheiter zusammen, um eine dreiellige oder vierellige Klafter daraus zu machen, wie schon der äußere Anblick seiner Worthaufen lehrt. Durch Hinzurechnung seiner Epoden gewinnt die rhythmische Abrundung seiner lyrischen Tonwoge nicht das mindeste; sie bleibt eindruckslos in musikalischer Beziehung, ich möchte sagen hölzern. Zweitens erwiedere ich auf die Carriere'sche Weisheit, daß die Epode oder der Abgesang durchaus unnothwendig für die strophische Harmonie des Liedes ist, als welche schon in Strophe und Gegenstrophe selbstständig auftritt; der Grund, weßhalb Platen von der Epode absah, war die Furcht, er muthe dem an Rhythmus nicht gewöhnten Ohre der deutschen Leser zu viel zu, wenn er die technische Komposition sofort bis zur Dreigliederung ausdehne, ehe man die einfache Harmonie der einzelnen Strophe begriffen und verdaut habe. Weiter zu gehen, überließ er einem späteren Meister. Uebrigens war ich so kühn, der Epode mich schon seit dem Jahre 1844 zu bedienen, wovon Carriere nichts gewußt hat; eine besondere Steigerung der lyrischen Kunst indessen, soweit sie die Melodie betrifft, vermochte ich in der Erweiterung des rhythmischen Gerüstes durch die Epode nicht zu entdecken. Die Entfaltung der Gedanken gewinnt durch die letztere mehr Raum, aber nicht mehr Harmonie. Das rhythmische Verständniß endlich wird dem Laien durch die Dreigliederung eher erschwert als erleichtert: unsere Kritiker gleichen in diesem Punkte dem Laien aufs Haar, wie sie alle Tage durch ihr Geschwätz beweisen. Carriere als bloßer Theoretiker sollte sich hüten, Platen und mich belehren zu wollen. Das ist ein Aesthetiker nicht im Stande, der einen jungen Dichter wie Karl Beck ehedem angesungen hat, anstatt Schritte zu thun, die Meisterschaft älterer Dichter anerkennend zu würdigen.

Schriften. 1) Gedichte. Innsbruck 1853. 2) Hymnen. Ebend. 1854. (Enthält 23 Hymnen auf 39 Seiten.)

Der Tyrolerwein.

Goldener Wein von Meran!
Wie zeigst du die feurige Kraft im Kreise
Der Jünglinge, welche die Mondnacht
Versammelt am moosigen Baumstamm
Zu Scherz und frohem Gelag.

Heiter erschallt der Gesang
Und tönet hinaus zum Geleit der Becher
In's mächtige Rauschen des Bergstroms;
Wie senket im Auge sich Aug' schon
Und glüht mit freudigem Glanz!

Ich lehne mich still zurück am Tisch,
Da schwebt dein Bild mit der Rebe Duft
Auf luftigen Ranken her zu mir;
Du winkst und gern folg' ich
Umweht von ambrosischen Träumen dir nach:
Schon dämmert der See und es ragt der Berg
In's Abendgewölk aus der Fluth auf.

Schaukelnd empfängt uns der Kahn,
Wir gleiten vorüber im Flug an Schluchten
Und Felsen, von denen im Windhauch
Zur Primel des sonnigen Ufers
Die Alpenrose sich neigt.

Wieder erhebst du die Hand,
Wir landen im Schatten der dunkeln Föhren,
Du wählst dir zum Sitze den Felsblock,
Und bring' ich dir Blumen und Ephen,
Begrüßt mich freundlich dein Blick.

So pflück' ich noch feucht vom frischen Thau
Des Daseins lieblichste Blüthen ab,
Und reiche sie spielend dir zum Schmuck. —
Was kommen mag? Still, horch!
Ich hebe den Becher mit funkelndem Wein
Und trink' ihn begeistert entgegen dir,
O Genius heiliger Zukunft!

Auf weicher Wolke träumt still der Mond.

Auf weicher Wolke träumt still der Mond
Und hört nicht des Baches Klage,
Der hinauszieht in die Fremde
Und sein Heimweh des Waldes Tannen singt.

Du schlummerst sanft und nicht ahnest du's,
Daß spät durch die Nacht ich wandle
Schlaflos aufblickend zum dunkeln Himmel,
Wenn der Fuß auch ermüdet Ruhe heischt.

Doch meine Seele schwebt empor zu dir
Auf heiligen Schwingen der Poesie,
Und ich schaue dich an mit ernstem Geisterauge,
Zur Melodie wird deine Schönheit mir,
Des Athems leiser Hauch von Stern zu Stern
Fließt er hin als ewiges Lied.



August Graf von Platen,

mit seinem ganzen Namen

Graf von Platen-Hallermünde,

ein Dichter ersten Ranges in allen drei Hauptgattungen der Poesie und Deutschlands größter Lyriker, wurde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren, einige Monate nach dem Tode des dasigen Dichters Uz. Sein Vater, dessen Vorfahren von der Insel Rügen nach Nordwestdeutschland übergesiedelt, hieß August Philipp, war aus dem Hannöverschen nach dem damals preußischen Ansbach gekommen und bekleidete dort das Amt eines Oberforstmeisters: seine Mutter, Luise Freiin Eichler von Auritz, gebar ihrem Gatten, als dessen zweite Gemahlin, diesen einzigen Sohn zu den zahlreichen Kindern, die er aus erster Ehe hatte. Der Dichter stammte also von einem alten vornehmen Geschlechte, und dieß brachte ihm wenigstens den Vortheil einer ausgezeichneten Erziehung im Elternhause; doch letzteres mußte bereits der neunjährige Knabe (1806) verlassen, da die Eltern, bei ihrem geringen Einkommen und bei der damals kriegerischen Weltepoche, es für das Beste hielten ihn dem Militärstande zu bestimmen, obwohl sich bald zeigte, daß er für diesen Beruf weder jetzt noch später in seinen Jünglingsjahren die geringste Neigung empfand. In der Cadettenschule zu München vier Jahre lang vorgebildet, dann (1810) in das königliche Pagen-Institut übergegangen, endlich im Jahre 1814 zum Leutnant der Cavallerie in dem Leibregimente des Königs Maximilian I. befördert, sah er sich 1815 genöthigt an dem letzten Feldzuge gegen Frankreich theilzunehmen.

Schon in München indessen hatte er nicht blos exerzieren mögen, Soldaten spielen und das übrige Leben in geistlosen Zerstreuungen aufgehen lassen; vielmehr

gehorchte er der inneren Stimme, welche ihn zur Verfolgung höherer Ziele mahnte, und wandte sich wissenschaftlichen Studien zu, so weit es seine Lage erlaubte. Durch eine ungemeine Wißbegierde zeichnete er sich seit den allerfrühesten Jahren aus, was seinen Kameraden sehr auffällig war, die ihn theils hochschätzten, theils als einen „Sonderling“ betrachteten, einen unnützen Träumer schalten und sich verwundert fragten, was aus dem Menschen werden solle, der so ganz anders als sie sei. Von dem geistvollen Theile der Kameraden, die mit treuer Freundschaft an ihm hingen, verdienen vorzugsweise der Graf Friedrich Fugger von Hoheneck-Kirchberg genannt zu werden, ferner ein Herr von Xylander, der spätere Hofrath Nathanael von Schlichtegroll und der nachmalige Hauptmann Jacobs, ein Sohn des bekannten Philologen. Unter Allen aber bewies der zuerstgedachte Graf Fugger, verwandt dem Dichter an Geist und Herzen, für ihn die seltenste Anhänglichkeit und übte in der Folge auf ihn den größten Einfluß, wenn (wie Fugger gegen mich selbst erwähnte) auf Platen überhaupt äußerer Einfluß von Freundesseite einwirken konnte. Aus der gelehrten Umgebung seiner Jugendzeit, aus der Zahl der Männer, die den heranwachsenden Soldaten kennen lernten und zu ihrem Umgange mit Freundlichkeit einluden, ihn mit Rath und Lehre unterstützten, müssen der Alterthumsforscher Friedrich Thiersch und der Philosoph Schelling an die Spitze gestellt werden. Denn nicht der militärischen Fachwissenschaft gab Platen sich hin, sondern sprachlichen, poetischen und philosophischen Studien, worauf er alle freie Augenblicke und alle Mittel wandte, die ihm zu Gebote standen. Seine Neigung für Poesie war die vorherrschende und machte sich bereits im Cadettenleben geltend. Selbst als Leutnant im Feldlager, als er mit dem bayrischen Heere in Frankreich, zuletzt im Departement der Yonne kantonirte, schlug diese Leidenschaft durch: er schickte seiner Mutter Gedichte und schrieb seine Briefe an gute Freunde in Versen, jugendliche Proben, wovon nach seinem Tode mehrere in die gesammelten Werke eingereiht wurden.

Als hierauf der Friede zu Paris 1815 geschlossen war, als er nach seinem Vaterland heimkehren durfte und der Soldatenstand gleichsam in Ruhe zurücktrat, faßte Platen den herzhaften Entschluß, von seiner bisherigen Laufbahn sich so weit als möglich loszureißen, wo möglich ganz. An eine völlige Losreißung indessen durfte er nicht sofort denken: die Mittel zur äußeren Existenz würden ihm abgeschnitten worden sein. Doch daß er diesen Entschluß fest im Auge behielt, dazu wirkte auch noch ein besonderer Umstand mit. Er hatte, über den Rhein ziehend, im neunzehnten Lebensjahre schon fremde Länder gesehen, und dieß zufällige Geschick hatte nicht blos seinen Blick erweitert, sondern hinterließ auch in seiner Seele die

Begierde, noch mehr zu sehen als die Stadt wohin er zurückversetzt wurde, um der Militärpflicht Genüge zu leisten: es war in ihm eine neue Leidenschaft erwacht, eine mächtige Reiselust, die ihn bis an das Ende seines Lebens begleitete. Sie ist ein charakteristischer Hauptzug dieses Dichters: eine kurze Epoche ausgenommen, treffen wir ihn immer und ewig auf Reisen, er hatte nirgends weder Ruhe noch Rast. Wie aber fing er es an, sich von seiner bisherigen Stellung zu befreien? Da er, wie gesagt, verhindert war seinen Abschied einzureichen, so suchte er sich längeren Urlaub zu verschaffen, der ihm denn auch durch Schelling und die Fürsprache anderer gelehrter Männer ausgewirkt wurde, so weit es die bayrischen Gesetze gestatteten.

Anfangs ging dieß ganz vortrefflich; Platen konnte mit dem Urlaubsgehalte studiren und reisen wie er wollte, wenn seine Mittel ausreichten; er besuchte 1816 die Schweiz, durchreiste bayrische Gegenden und wandte sich seit 1818 dem Universitätsleben zu, erst zu Würzburg, dann zu Erlangen. Der Philosophie zunächst schenkte er die größte Aufmerksamkeit, zu Würzburg war er ganz entzückt von den Vorträgen des mathematischen Philosophen Wagner, des Vorläufers von Herbart; nicht lange darauf jedoch von dessen bald erkannter Flachheit abgesprungen, begeisterte er sich für den damals in Erlangen lehrenden Schelling, dessen wundersame Beredsamkeit auf ihn einen bleibenden Eindruck äußerte. Zweitens verwandte er ein unausgesetztes Studium auf alle Hauptsprachen, worin ausgezeichnete Litteraturwerke geschrieben waren: für den doppelten Zweck, die besten Autoren im Original lesen zu können und eine möglichst umfassende Sprachkenntniß zu gewinnen, die ihm zu Statten käme, wenn er eigene Produkte abfasse. Mit dem Französischen schon als Kind durch die Mutter vertraut gemacht, erlernte er jetzt die übrigen europäischen Sprachen, mehrere morgenländische, auch die lateinische und griechische. Die letztere erklärte er für die bei weitem vollkommenste unter allen: das Griechische sei „ein wahrer Sprachtypus". Die Gegner des Dichters, die ihm späterhin die hohe Vollendung seiner Form zum Verbrechen machten, erhalten hier das Räthsel gelöst; nicht aus pedantischer und schulmeisterlicher Wortklauberei, welche feilt, bessert und schnitzelt, entsprang das reine Maß und die Schönheit seiner Verse, sondern aus der ungemeinen Gewalt, welche er über das Deutsche dadurch erlangte, daß er eine Menge fremder Sprachen mit der Muttersprache vergleichen konnte, was ihn nothwendig zu einer um so gründlicheren Beherrschung der letztern hinführen mußte. Drittens verwandte er keine geringe Aufmerksamkeit auch auf die übrigen schönen Künste, namentlich die Malerei und Bildhauerei, um nichts zu versäumen, was beitragen konnte, ihn für den höchsten Ausdruck der Poesie zu

befähigen. Er wußte ebenso gut wie der alte Cicero, daß alle Künste unter sich verwandt sind, und daß man für die eine aus der andern Belehrung schöpft. Viertens befleißigte er sich eigener Produktionen, indem er neben der lyrischen Form auch die dramatische zu pflegen anfing, besonders als er seinen längeren Aufenthalt in Erlangen nahm, wo wir ihn zu Ende des Jahres 1819 eingetroffen sehen, um, einzelne Erholungsreisen abgerechnet, bis zum Herbst 1826 daselbst zuzubringen.

Aber nicht ohne Schwierigkeiten konnte er während dieser Epoche seine Beurlaubung vom Soldatendienst durchsetzen. Eine Zeit lang gab ihm eine Arbeiterstelle an der Erlanger Bibliothek hinreichenden Anhalt; ein andermal half ihm die Fürsprache Schelling's über die Schwierigkeiten hinweg, die jetzt dadurch entstanden waren, daß eine Menge aktive Offiziere aus dem bayrischen Heere sich Civilarbeiten (eine Art Nebenerwerb) verschafften und auf Urlaub gingen. Diese Vermehrung der „praktizirenden" Offiziere fiel endlich dem Kriegsministerium als ein Mißbrauch auf, und es erging die Verordnung, die Zahl der Beurlaubten einzuschränken und nur gegen gewichtige Gründe Einen oder den Andern zu dispensiren. Setzte also Platen auch seine persönliche Befreiung von dem aktiven Militärdienste mit Mühe und Noth glücklich durch, so schwebte über seiner Muße doch fortwährend gleichsam das Schwert des Damokles oder ein verhängnißvoller Dämon, der ihm die Sicherheit raubte und den freudigen Ausblick umwölkte, also gewiß nicht zur Begünstigung seiner Arbeiten gereichte. Er mußte von Jahr zu Jahr gewärtig sein, nach seinem Regimente zurückberufen zu werden, ohne Aussicht an den stillen Musenort wiederkehren zu dürfen. Den trüben Gedanken, nach Amerika auszuwandern, den er um das Jahr 1818 plötzlich gefaßt hatte, ließ er ebenso rasch und entschieden wieder fallen. Einstmals aber ging es ihm wegen der Kette, die ihn an das Militär band, sehr übel. Während jenes fast siebenjährigen Zeitraums nämlich, den er in Erlangen zubrachte, war es ihm geglückt schon mehrere Reisen durch Deutschland zu machen, nach Göttingen, Wien und an den Rhein; aber im Herbste 1824 wagte er sich durch die Schweiz bis nach Oberitalien und weilte längere Zeit zu Venedig, versunken in die Betrachtung dieser in ihrer Art einzigen Stadt mit ihren welthistorischen Erinnerungen. Seine Gedanken über die ehemalige Beherrscherin der Meere kleidete er sofort in jene „Sonette", die großen Ruhm erlangt und verdient haben, und die 1825 in einem besonderen Heftchen abgedruckt wurden; allein da ihn der zauberische Aufenthalt etliche Tage länger gefesselt hielt, als die Dauer seines Urlaubs gestattete, so hatte er diese Venetianischen Sonette mit einem sehr unangenehmen Arreste zu büßen. Denn als der Dichter, besorgt wegen des nahen Ablaufs seines Urlaubs, schleunigst über

Augsburg nach Nürnberg zurückgeeilt war, um sich vorschriftsmäßig bei seinem Regiment anzumelden, so wurde er dort, da der Termin schon überschritten war, auf der Stelle in Arrest geschickt, worin er länger als zehn Wochen zu verbleiben hatte. Er selbst schreibt darüber an den Grafen Fugger unter dem 13. Januar 1825: „Ich bin seit zehn Tagen hier in Kasernarrest. Erst heute wurde mir erlaubt, so lange der Untersuchungsarrest noch dauert (denn es giebt hierbei auch etwas zu untersuchen!), denselben als Hausarrest bei Hermann zuzubringen, wo ich Gegenwärtiges schreibe." Dieser Hausarrest bei Hermann, damaligem Lehrer der Staatswirthschaft in Nürnberg, späterem Staatsrath in München, hörte denn allerdings noch im Monat Februar auf; aber statt dessen wurde Platen nunmehr zu einem vierwöchentlichen Kasernarrest verurtheilt, der erst mit dem 20. März 1825 ablief. Während seiner einsamen Gefangenschaft arbeitete er zwei Dramen aus, ein einaktiges Stück, betitelt „der Thurm mit sieben Pforten", und das fünfaktige Schauspiel „Treue um Treue". Wir wollen die Frage nicht anregen, ob es nicht der Humanität entsprochen hätte, das Versehen des Dichters gelinder zu beurtheilen, der doch seit Jahren schon nicht regelmäßig am aktiven Dienste betheiligt gewesen war: Platen selbst wußte, daß er durch seine Verspätigung gegen die Strenge der Gesetze verstoßen hatte, und äußerte sich hinterher nur launig darüber. Aber wir sehen auch aus diesem Zwischenfalle, daß die Epoche überhaupt, die Platen in Erlangen verlebte, nicht besonders glücklich zu nennen sein möchte. Auf der einen Seite der größte Fleiß neben unangenehmen Geschäften an der Erlanger Bibliothek, auf der andern die beständige Ungewißheit der Zukunft.

Doch faßte er sich männlich in Geduld, wie aus seinen gelegentlichen Zeilen an Fugger hervorgeht: „Sehr vortheilhaft wird es für mich sein, wenn ich die Zeit, welche ich hier zuzubringen genöthigt bin, einem sehr anhaltenden Studium widme, um mich in späteren vielleicht freieren Verhältnissen auch freier zu fühlen". Und diesen wackeren Gedanken hat denn auch der Dichter gründlich durchgeführt, wie ich im Obigen zeigte. Allein obwohl er in Erlangen eine seltene Belesenheit und die reichsten Sprachkenntnisse nach allen Seiten hin davontrug, daß nur Wenige mit ihm sich vergleichen konnten, so hatte doch diese übermäßig angespannte Thätigkeit für Platen einen unberechenbaren Nachtheil: sie legte offenbar den Grund zu seinem frühzeitigen Tode! Wir gehen nicht zu weit: besaß Platen eine stärkere Anlage zur Melancholie, als er ohnehin schon besaß, und wäre er durch das Schicksal gezwungen gewesen, einen noch längeren Zeitraum in Erlangen unter gleichdrückenden Verhältnissen auszudauern, so würde er unstreitig noch früher zu Grunde gegangen sein. Er hatte sich, kurzgesagt, in dieser Universitätsstadt über-

arbeitet und seiner Gesundheit einen fast unheilbaren Stoß versetzt, was die Erlanger Freunde allerdings nicht ahnten, die vielmehr den harmlosen Dichter in ihrer Nähe ebenso fleißig als glücklich wähnten. Aus der Nürnberger Haft mit erneuertem Urlaube nach Erlangen zurückgekehrt, verfaßte er zur Thronbesteigung Königs Ludwig I. von Bayern, die am 13. Oktober 1825 statthatte, eine glänzende Ode, zugleich seine erste; auf die Huld des Landesherrn mußte er rechnen, wenn sein Pegasus endlich entjocht werden sollte. Wirklich gefiel auch dem Könige dieses gehaltreiche Festgedicht überaus; aber was er für den Dichter that, beschränkte sich darauf, daß er ihm auf Schelling's Empfehlung späterhin einen freien Urlaub für den Besuch Italiens bewilligte. Anderweitige königliche Unterstützungen des Dichters, dessen großes Talent der „kunstsinnige" Monarch anstaunte, reduziren sich fast auf Null; die Nachwelt mag die Gleichgültigkeit des zeitgenossischen Landesfürsten beklagen, aber sie wird zugleich daraus erkennen, welchen Werth die Versicherung hat, die der König Ludwig I. am hundertjährigen Schiller'schen Weltfeste 1859 dahin abgab, er bedauere damals nicht auf dem Throne gesessen zu haben, als Schiller's Muse der Unterstützung bedurfte.

Endlich schrieb Platen im Frühjahr 1826 sein erstes großes Meisterwerk, ein Lustspiel in fünf Akten, „die verhängnißvolle Gabel" betitelt, worin er die Gebrechen des deutschen Theaters und der derzeitigen Theaterdichter aufdeckte. Vermittelst dieses kecken Werkes rächte er sich dafür, daß seine bisherigen dramatischen Arbeiten von den Haupttheatern Bayerns und Deutschlands durch den Unverstand der Intendanzen ausgeschlossen worden waren. Als der Druck dieses nicht für die Bühne berechneten Gedichts, welches die Cotta'sche Buchhandlung in Verlag nahm, im Sommer des genannten Jahres abgethan war, da schlug die Stunde seiner Erlösung, wofür Platen wenigstens den Augenblick ansah, wo er von dem Könige Urlaub erhielt, um nach Italien aufbrechen zu können. Er verließ die deutsche Heimath von gleichen Beweggründen gelockt wie einst Winckelmann, und mit der stillen Hoffnung, es werde ihm gelingen für seine Lebtage im Lande der Kunst und Schönheit zu bleiben. In Rom, schrieb er an Gustav Schwab, gedenke er seine Kunst zur Vollendung zu bringen, wenn dieses Wort nicht ein Frevel sei; nach Rom werde er gehen, und wenn er sich dahin „betteln" müßte.

Glücklich traf Platen über Florenz in dieser Weltstadt an seinem dreißigsten Geburtstage ein, allerdings der Sorge für den täglichen Unterhalt nicht überhoben, da der Freiherr von Cotta, der ehrwürdige Verleger von Schiller und Goethe, zu säumig war in der Erfüllung der schriftlichen Zusage, die er dem Dichter bei dessen Abreise gemacht hatte. Der genannte mit unsterblichen Verdiensten geschmückte

Buchhändler stand in dem ehrenvollen Rufe, der Gönner vielverheißender junger Autoren zu sein; warum er diesen Ruf gerade an Platen nicht entschieden bewährt hat, ist jetzt eine gleichgültige Frage. Nur zwei Punkte springen zu ihrer Beantwortung klar ins Auge: erstens die auf Löschpapier gedruckte verhängnißvolle Gabel war nicht sofort vergriffen worden, obwohl sie wie ein heilsames Gewitter die Litteratur durchrauscht hatte, und zweitens galt Platen bei der Umgebung des Verlegers im Schwabenlande selbst, wo sie erschienen war, für keinen großen Dichter, weil er nicht aus dem Schwabenlande stammte. Er wurde beneidet, aber nicht gewürdigt. Geraume Zeit litt er denn unter dem schwankenden Benehmen der Cotta'schen Buchhandlung; eine ausreichende Hülfe brachte ihm auch die Verbesserung nicht, welche seine Lage im Spätherbst des Jahres 1828 dadurch erfuhr, daß die Akademie der Wissenschaften in München dem Dichter die seltene Ehre erwies, ihn zu ihrem außerordentlichen Mitgliede vorzuschlagen. Denn bei der Bestätigung seiner Wahl beschränkte König Ludwig I. den Jahrgehalt, um den es sich dabei handelte, auf — fünfhundert rheinische Gulden, eine Summe, welche fast für das Porto aufging, welches Platen dazu brauchte, um mit seinem Vaterlande in geistiger Verbindung zu bleiben! Schelling und Thiersch vornehmlich waren es, die so viel oder so wenig durchsetzten; ich will nicht sagen, daß beide Männer in dem Wahne befangen waren, ein einfacher Dichter könne mit geringen Mitteln schon auskommen, während sie selbst das Zehnfache gebrauchten, aber bei ihrer hervorragenden Stellung trifft sie der Vorwurf, daß sie ermüdeten in den Landesherrn um gründlicheren Beistand für den fernen Wanderer zu dringen. Das deutsche Gelehrtenthum, wie leider dessen namhafteste Vertreter bis auf den heutigen Tag durch ihr Beispiel zeigen, entbehrt einer großartigen Anschauung der Dinge und des die Kunst fördernden Gemeingefühls; es leidet an einer wunderlichen Selbstsucht, welche den Nachbar gegen die Noth des Nachbars verblendet. Den berühmteren unter den Gelehrten, namentlich den älteren, die den Anfang ihres Glücks einer glücklicheren Zeitepoche verdanken, hängt der Himmel noch heutzutag immer allzuvoll von Geigen: was sie kalt gegen die jüngeren stimmt.

Dergleichen das Loos Platen's betreffende Einzelnheiten dürfen nicht verschwiegen werden, wenn man seine Wirksamkeit wie seinen Charakter richtig auffassen will. Er lebte nur für die Dichtkunst und mochte sich selbst im schlimmsten Falle, durch den Hunger bedrängt, nicht zur Uebernahme eines Amts in seiner Heimath entschließen, um in „Brod" zu kommen. Warum, fragte er seinem Landesherrn gegenüber, soll man von einem Dichter, damit er seine Lebensnothdurft verdiene, noch Nebenbeschäftigungen und Nebenleistungen fordern, während man beispiels=

weise von einem Bildhauer nichts weiter verlangt als daß er Bildsäulen mache? Es war für Platen etwas Unmögliches, Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon zu gehen; die Dichtkunst stand ihm so hoch, daß er glaubte, sie müsse den Lebensberuf dessen ausfüllen, der sich mit ihr zu befassen gesonnen sei. Uebrigens trotz aller Hindernisse gewährte ihm der milde Himmel Italiens die gehoffte „Lebenserfrischung". Ueberall fand er Freunde, die ihm hülfreich zur Seite standen; unter ihnen außer Kopisch namentlich der Sachse Gündel und die Brüder Frizzoni in Bergamo, an welche zwei Hymnen gerichtet sind. Sechs Jahre verblieb er ununterbrochen jenseits der Alpen und brachte hiervon, wie er selbst erzählt, „drei Jahre in Neapel und drei Winter in Rom zu; die übrige Zeit benutzte er zu vielfältigen Reisen durch die Halbinsel, um sich ein vollständiges Bild der italienischen Kunstschulen und die Anschauung berühmter historischer Oertlichkeiten zu verschaffen". Von Werken größeren Umfangs verfaßte er den „romantischen Oedipus" und die epische Erzählung „die Abbassiden". Mit der erstgenannten Dichtung, einem Lustspiel in fünf Akten, dem Seitenstück der Gabel, schmetterte er die zeitgenossischen Dichterlinge und die Gegner zu Boden, die ihn angefallen hatten, an ihrer Spitze Karl Immermann und Heinrich Heine. Der letztere ließ ihm durch den Freiherrn Friedrich von Rumohr drohen, er werde ihn als Aristokraten und als Weiberfeind bei dem deutschen Publikum verdächtigen, wofern Platen wagen sollte mit Spottversen sich an ihm zu rächen. Der Dichter kehrte sich nicht daran, und Heine hielt zu seiner eigenen Schande Wort; seine Verdächtigungen haben Jahrzehnte lang dem heilsamen Einflusse der Platen'schen Dichtungen in Deutschland pestartig geschadet. Jetzt endlich ist der komische Ehrgeiz dieses litterarischen „Sansculotten", der besonders die in der Kunst immer höher klimmende Platen'sche Lyrik herabsetzte, um sich selbst als größeren Lyriker bei der Nation anzupreisen, hinlänglich erkannt und verurtheilt. Man muß es tadeln, daß Platen selbst, der einmal A gesagt, nicht auch B sagte und nicht nochmals das Schwert ergriff; es handelte sich nicht um bloße deutsche Klatschereien, die das Gemüth Platen's nach Goethe's Meinung verbitterten, sondern um die Behauptung des Kunststandpunktes auf eine ähnliche Weise, wie ihn einst Schiller und Goethe durch ihre „Xenien" behauptet hatten.

Was der Dichter in Italien gesucht und gefunden, davon geben uns seine lyrischen Arbeiten und sonstigen Schriften hinreichende Kunde; die Werke der bildenden Kunst dienten ihm als „eine Quelle unerschöpflicher Belehrung". Außer Venedig waren Florenz, Rom und Neapel die Zauberkreise, die ihn nächst den Reizen der Natur für die meiste Zeit fesselten; diese Städte, schrieb er selbst an

Schelling, waren „ein Theil seiner Seele geworden", so daß er von ihnen sich nicht mehr trennen mochte. Nur gegen Roms Klima hegte er später eine unbesiegbare Antipathie, nachdem er daselbst längere Zeit an den Nerven gelitten hatte; deßhalb betrat sein Fuß seit dem Frühjahr 1830 die sieben Hügel nie wieder. Zum ersten Male rief ihn der Tod seines Vaters, der am 8. Juni 1831 im 83. Lebensjahre hinschied, nach Deutschland zurück; im Sommer 1832 langte er in München an, wohin seine Mutter inzwischen gezogen war. Kaum sah er sie über den herben Verlust einigermaßen getröstet, so nahm er seinen Aufenthalt für den Sommer und Herbst des folgenden Jahres in Venedig; doch kehrte er noch vor Weihnachten nach München zurück, wo ihn die Freude erwartete, die zweite sehr bereicherte Auflage seiner lyrischen Gedichte persönlich im Drucke besorgen zu können. Und kaum war dieß geschehen, so eilte er im Frühlinge 1834 wieder nach Neapel: es war seine letzte Reise und das Vaterland sollte ihn nicht wiedersehen. In Neapel blieb er den Sommer über, ziemlich leidend und ohne Neues zu schaffen; den Winter von 1834 auf 1835 verbrachte er in Florenz, wo er auf Einmal die rechte Weise und den rechten Ton für die kunstreichen lyrischen „Festgesänge" fand und anschlug. Mit frischgestärkten Kräften, wie es schien, zog er im Frühjahr wieder dem Süden zu und schiffte sich dießmal von Neapel nach Sicilien ein, um die vielgerühmte Herrlichkeit dieser Insel endlich auch durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Von Palermo aus durchwanderte er „unter dem Hauche des Lenzes" die ganze nördliche Küste mit ihren alten Ruinen bis an den Fuß des Aetna, mehrere der schönsten lyrischen Schöpfungen dabei aussinnend. Im Sommer kehrte er unter beschwerlicher Landreise über Calabrien nach Neapel zurück: da wollte es sein Schicksal, daß er, statt in dem für ihn mehr heimischen Florenz zu überwintern, aus Besorgniß vor der zu jener Zeit grenzenlos gefürchteten Cholera abermals nach Palermo schiffte, um in Sicilien, unter Vermeidung der volkreichen Städte, einen stilleren Zufluchtsort aufzusuchen. Die Insel noch vor dem Einbruche der Regenzeit in ihrer Mitte quer durchschneidend, langte er nach einer sehr glücklichen Pilgerschaft in Syrakus an, wo er seinen Winteraufenthalt zu nehmen gedachte.

Allein nach wenigen Wochen sank er dort aufs einsame Sterbelager und verhauchte an einem der in jenen Gegenden herrschenden Fieber am 5. December 1835 seine edle Seele. Schon längst ruhte er in einem schönen Garten des Alterthumsforschers Baron Landolina*) begraben, als, bei dem damaligen langsamen Posten=

*) Dieser Sicilianer hatte den Erkrankten gastfreundlich in sein Haus aufgenommen, ihm auch eine Grabstätte im Garten seiner Villa gegönnt. Daselbst führt, wie ein Augenzeuge

lauf, nach 26 Tagen gerade am Neujahrstage 1836 die Nachricht in München eintraf, daß der Dichter dahingestorben sei, von welchem seine Freunde noch eben gehofft hatten, daß er sie nicht blos mit einer Ausbeute der schönsten und erhabensten Lyrik, deren er jetzt vollkommen Meister war, sondern auch bald mit den Probestücken seiner Tragödien überraschen würde, für welche ihm eine ganz neue Kunstgestaltung vorschwebte. Schmerzlich war der Eindruck, den die Nachricht seines frühen Todes allgemein in Deutschland hervorrief; Jedermann, der für Poesie empfänglich war, schien zu fühlen, daß in Platen einer der ausgezeichnetsten Dichter und zugleich einer der wackersten Männer plötzlich erloschen war. Zahlreiche Trauergedichte sprachen die öffentliche Meinung aus und bekränzten ihn seither fort und fort.

Nahezu eilf Jahre überlebte ihn seine trauernde Mutter, die sich von München mittlerweile wieder nach Ansbach zurückgezogen hatte; sie schloß erst am 20. Mai 1846 im 83. Lebensjahre ihre fast ganz erblindeten Augen. Die Theilnahme für des Dichters Leistungen, die sein früher Tod mächtig erhöht hatte, wurde durch die sorgfältige Sammlung seiner Werke gesichert, welche der Graf Friedrich Fugger sofort besorgte. Dreiundzwanzig Jahre nach seinem Hinscheiden, am 5. December 1858, wurde zu Ansbach ihm zu Ehren eine von Halbig entworfene eherne Standbildsäule aufgestellt, die man in München gegossen und für welche der Hofrath Nathanael von Schlichtegroll die Kosten in ganz Deutschland mit echtem Freundeseifer gesammelt hatte.

In August von Platen erblicken wir das **Ideal** eines ausgezeichneten und für seine Kunst begeisterten Dichters; ich sage das Ideal eines Dichters, ohne damit behaupten zu wollen, daß er völlig fehlerfrei in seinen Leistungen gewesen sei. Ich meine damit das bewunderswerthe Ringen nach der Höhe der Kunst, welches in

---

mir 1852 berichtet hat, ein langer Rebengang auf eine erhöhte Terrasse, wo Platen in der Mitte mehrerer Engländer ruht; der Gruft gegenüber ist in die Gartenmauer ein Monument eingemauert, von welchem aus sich eine prächtige Aussicht auf Syracus darbietet. Zur Rechten und Linken des Monuments erheben sich zwei Cypressen; an ihm unmittelbar schlingt sich die Gaisrebe empor. Auf dem Monument selbst erblickt man oben Platen's Bildniß, in der Mitte Leier und Flöte von Lorbeer umschlungen. Dann folgt sein Wappen und unter ihm die von dem Sachsen W. E. Schulz verfaßte einfache Inschrift: Augusto Comiti Platen-Hallermunde Anspachiensi, Germaniae Horatio, mit Angabe des Todestags und Alters, wie auch des Namens, den sein Bestatter Landolina führt. Das Wappen ist bereits anbrüchig, was den österreichischen Hauptmann Friedrich Hochenegg am 20. Oktober 1851 zu folgendem Epigramm an der Grabstätte veranlaßt hat:

Mögen aus deinem Wappen die Steine immerhin fallen,
War's dein Wappen ja nicht, welches den Ruhm dir erwarb.

Platen von seiner Jugend bis zu seinem Tode unverändert und gleichmäßig hervortritt, wie es außer bei ihm vielleicht nur bei einem einzigen Dichter unserer Nation hervorgetreten ist, bei Schiller, der ebenfalls ganz und gar für die Poesie lebte und webte, und einem fast ebenso frühzeitigen Tode erlag, hingerafft durch äußere Mißverhältnisse und erschöpft durch sein unermüdliches Sinnen nach dem Höchsten. Denn überblickt man das Leben Platen's, so findet man, daß er für nichts Anderes gelebt und gerungen hat als dafür: die ihn erfüllenden Gedanken poetisch auszusprechen und zwar unter dem fortwährenden Trachten, dieß auf die schönste, beste und vollkommenste Weise zu thun, die ihm unsere deutsche Sprache erlaubte, und mit der Begierde, alle Andere zu übertreffen und dadurch die Poesie unserer Nation selbst auf höhere Stufen zu führen. Mag ihm auch Manches mißglückt sein, so viel steht sicher, daß er dem im vorigen Satze ausgesprochenen Ziele nicht blos bis zum letzten Athemzuge nachgestrebt hat, sondern daß es ihm auch geglückt ist, sein Talent nach allen Seiten hin so zu entfalten, daß er theils das hohe Ziel, nach welchem er rang, durch eigene Schöpfungen glücklich erreichte, theils für Andere die Wege dazu bahnte, für diejenigen, die ebenfalls den höchsten Maßstab an die Poesie anlegen und die Aufgaben ausführen wollen, die Platen blos versucht hat. Er ist für unsere Poesie das geworden, was Lessing im vorigen Jahrhunderte für unsere Litteratur überhaupt wurde.

Einfachheit mit Kunst verbindend, hatte Platen's Muse immer und überall zwei Sterne vor Augen: Wahrheit und Schönheit, die sich denn auch charakteristisch in seinen Schriften wiederspiegeln, licht und hehr. Um die Wahrheit der Darstellung zu erreichen, achtete er vor allen Dingen darauf, die Unabhängigkeit seiner persönlichen Stellung und Anschauung zu behaupten, damit er nicht gehindert würde, sich stets ganz und voll auszusprechen, wenn er einmal die Lippen öffnete. Um die Schönheit der Darstellung zu erreichen, hielt er sich vor allen Dingen fern von jener flüchtigen Schreibseligkeit, worein Viele heutzutag die lobenswerthe Fruchtbarkeit eines Schriftstellers setzen; schon frühzeitig dagegen hielt er an der Aufgabe fest, möglichst gediegene Werke in möglichst gediegener Form zu schaffen. Sobald die Richtigkeit dieser Aufgabe seinem jugendlichen Geiste klar geworden war, faßte er einestheils die Dichtkunst von einer ernsten, ich möchte sagen, wissenschaftlichen Seite auf und forderte ein Publikum, welches in der Poesie mehr als eine bloße Unterhaltung für müssige Stunden suchte; anderntheils gesellte er zu rastlosem Streben ein rastloses Studium, wie wir es bei allen großen Autoren unserer Nation wiederfinden, bei Lessing wie Goethe, bei Klopstock wie Schiller, von welchen Keiner den Irrwahn moderner Geniesucht theilte, daß der angeborene „Geist" es sei, worauf man sich einzig und allein verlassen müsse.

Anderweitige charakteristische Merkmale seiner Schreibweise sind die Erhabenheit, indem er vorzugsweise darauf ausging, mit großen Gedanken vor ein Publikum zu treten, das er sich gleichfalls groß vorstellte. Ferner die Frische, Kraft und Klarheit seines Ausdrucks, worin ihn Niemand übertroffen hat; endlich der Wohllaut und die rhythmische Vollendung seiner Sprache, worin er alle Vorgänger überbietet. In der That, eine Vereinigung von Eigenschaften, die allein schon genügen würden, ihn zum Dichter zu stempeln, die aber zugleich so herrlich entfaltet in seinen Meisterstücken vor uns treten, daß wir ihn den größten Dichtern unserer Nation beizählen müssen. Unter diesen aber steht er

eigenthümlich als **Kunstdichter** da: er ist der größte Meister der Kunstpoesie, und wurde es dadurch, daß er auf die Schultern der besten Vorgänger steigend höher klomm, Fortschritten nachsann und bis in seine letzten Tage das Glück hatte an Vollkommenheit der Kunst zu wachsen. Und folgerecht ging er dabei zu Werke, von der leichteren Weise zur schwereren fortschreitend, nicht umgekehrt verfahrend, auch nicht irr umhertappend; und sobald er fand, daß er dieser oder jener Form noch nicht ganz mächtig war, so ließ er sie einstweilen wieder liegen und wartete. Sein Genius mahnte ihn zu solcher Bedächtigkeit und sagte ihm, daß das Formenwesen kein leeres Spielwerk sei, sondern den Gedankenschatz wesentlich bedinge: mit andern Worten, daß die höhere und weitere Form auch eine höhere und weitere, schwungreichere und kühnere Entfaltung der Gedanken fordere. Zuvor also mußte sein Geist, sein Weltblick, seine Erfahrung reifen, damit er das Gefäß der Formen angemessen auszufüllen im Stande war. Allmälig aber gelangte er dergestalt zur bewußten Meisterschaft: er überschaute mehr und mehr die Erfordernisse der Kunstweisen und wurde ihnen gerecht. So sehen wir denn, daß er innerhalb aller drei Hauptdichtgattungen bedeutsame Fortschritte gethan hat. Erstens in der Lyrik rückte er von den einfachsten und leichtesten Strophen zu den mannigfaltigsten und schwierigsten hinauf, die Gesangwoge und ihre einzelnen Wellenschläge erweiternd und erhöhend, bis er gegen das Ende seines Lebens „die kunstreichste Form" der Lyrik ergriffen hatte. Auf leichte Liedchen folgten die „Gaselen", welche gleich bei ihrem Erscheinen Aufsehen in allen gebildeten Kreisen Europas erregten und von welchen die zweite Sammlung die erste vielfach übertraf; darauf stellte sich ein entschiedener Fortschritt mit den „Venetianischen Sonetten" ein, der Dichter ging zur Odenform über und setzte dieser gleichsam die Krone durch die Festgesänge auf, die in verschiedenen Zeiträumen abgefaßt selbst unter sich wiederum einen sichtbaren Fortschritt aufzeigen, zum Erstaunen für den Kenner. Gleiches gilt zweitens von seinen dramatischen Arbeiten. Schon in der „Mathilde von Valois" und ähnlichen Versuchen frühster Jugend hatte er zu künstlicheren Formen mit großer Kühnheit sich hingewandt; aber er ging von ihnen wieder ab, weil ihre Bewältigung ihm zu schwierig war. Seine nachfolgenden Jugenddramen, deren fünf sind, offenbaren nacheinander eine fortwährende Steigerung in der Entwicklung des dramatischen Styls; der „Schatz des Rhampsinit" mag durch Laune und Witzfülle gefälliger erscheinen und wirksamer auf der Bühne sein, aber „Treue um Treue" nimmt sich gleichwohl in jeder Beziehung vollkommener aus. Dieses zuletztgeschriebene Stück bildet den Uebergang zu den beiden Lustspielen, der „Gabel" und dem „Oedipus", von welchem „Besteck" der Oedipus als das Messer wiederum hoch über der Gabel steht. Im Epischen drittens hat er durch die „Abbassiden" ein Meisterstück der poetischen Erzählung geliefert, welches alle seine früheren Versuche auf diesem Gebiete weit hinter sich ließ. Wie dieses Werk zugleich ein Muster ist für die Darstellung des Epischen, in seiner Art unübertreffbar, so hat Platen durch die Gabel und den Oedipus im Dramatischen neue, für die gewöhnlichen Theaterdichter freilich unerreichbare Ideale der Komödie sowohl als der Tragödie hingestellt. Goethe, als er den Oedipus gelesen, that den Ausspruch, daß Platen „der Mann sei, die beste deutsche Tragödie zu schreiben"; ein Zugeständniß, das im Munde des Altmeisters um so wichtiger ist, da er damit eine vollkommnere Tragödie meinte, als er und Schiller sie geschrieben! Denn Goethe war so frei von Ehrgeiz und vorurtheilslos, daß er, laut seinen Tagebüchern, beständig an der Hoffnung hing, es werde ein Dichter kommen, der Schiller's

und seine eigenen dramatischen Bestrebungen fortsetze, also weiter führe*). Auf lyrischem Gebiete endlich hat Platen die schwäbische Meinung widerlegt, daß mit der gewöhnlichen, trotz ihrer Mannigfaltigkeit beschränkten Reimstrophe die lyrische Kunst der deutschen Nation wie die Welt mit Brettern abgeschlossen werden müsse; er hat durch die nach allen Seiten zeigenden Vorbilder seiner Lyrik verhütet, daß wir bei dem sogenannten Volksliede stehen bleiben, dessen Werth die deutschen Alterthumskrämer weit zu überschätzen pflegen. Er hat verhütet, daß wir, mit unbedeutenden Theoretikern wie Vernaleken und Philipp Wackernagel, die mittelalterliche Sylbenmessung zurückführen, die auf den Knittelvers hinausläuft: eine Niederdrückung der Form, welche zugleich die wahnsinnige Zumuthung sein würde, unserer hundertjährigen neuhochdeutschen Poesie für immer den Rücken zu kehren! Er hat, mit Einem Worte, dasjenige was Klopstock angefangen, was dessen Nachfolger weiter gefördert, durch den Flug seiner Phantasie, durch seine Herrschaft über die Sprache, durch die Feinheit seines Ohres durchgebildet, vollendet und ausgebaut. Wo giebt es einen deutschen Dichter, der mit gleicher Konsequenz in allen drei Hauptgattungen den nachweisbarsten Fortschritt an seine Werke geknüpft hätte, wo einen deutschen Lyriker, der mit Platen an Wucht des Gehalts, an Reichthum der Formen und ihrer geschmackvollen Ausprägung zu vergleichen wäre? Er vertritt in Weltanschauung wie in Kunstentfaltung die Richtung des gesunden Weiterstrebens, und dieser geniale Vorzug wird ihn vor tausend andern Dichtern dem Herzen unserer Nation immer werth, also auch unsterblich erhalten.

Die kurzsichtigen Zeitgenossen, die diese wachsende Kunstvollendung Platen's nicht begriffen, und die geschmacklosen Widersacher der Kunstpoesie überhaupt verlautbarten in ihrer Beschränktheit allerlei Vorwürfe gegen den Dichter. Theilweise an die mißlungenen Versuche desselben klammerten seine Gegner sich an; mußte ihm doch manches unter den Händen mißlingen, während er zur Meisterschaft emporstrebte: sie hohnlachten darüber, daß er so viel Unvollendetes biete, und glaubten in einzelnen mangelhaften Produkten einen Grund zu finden, die gesammte Blüthe seiner Kunst verwerfen zu dürfen. Sonderbar genug, daß sie den Künstler tadelten, weil er hier und da zu wenig Kunst erreicht hatte; leider ist das deutsche Logik! Theilweise verwarf man aber auch des Dichters Kunst in Bausch und Bogen, weil sie Kunst war, weil man die kunstreichen Formen haßte, weil kunstreiche Gedichte besondere Ansprüche zu machen, etwas Apartes sein zu wollen schienen. Als denn nach seinem Tode mancherlei flüchtige Jugendgedichte von Freundeshand hervorgezogen und gedruckt wurden, versicherte unter anderm der Dichterling Theodor Hell in der Dresdner Abendzeitung: das wären wahrhaft schöne Gedichte, die Platen vor seinem zwanzigsten Lebensjahre niedergeschrieben hätte. Denn damals, in diesem Alter, hätte Platen noch kein Dichter sein wollen, dazumal also wäre seine Dichtung noch reine Natur gewesen! Dergleichen platte Gemeinheiten wurden besonders vor dem Erscheinen der ersten Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" überall laut: eine Widerlegung verdienen sie um so weniger, als es keinem Urtheilsfähigen beikommen wird, von irgend Jemand zu behaupten, das Dichtertalent desselben sei

*) Wenn Goethe dabei glaubte, Platen selbst störe durch seine satirischen Stücke den Frieden seiner Muse, so daß er nicht zum Trauerspiel vorschreiten könne, so hatte er für den Moment nicht Unrecht; aber wissen konnte er nicht, daß Platen trotzdem immer mit tragischen Entwürfen sich beschäftigte, die er ausgeführt haben würde, wenn die Scheere der Parze nicht allmächtig dazwischentrat. Wie dürfte Platen sich über dieses Urtheil Goethe's gefreut haben, wenn er bei Lebzeiten noch Kunde davon erhalten hätte!

schon vor dem zwanzigsten Lebensjahre zur Reife gediehen, und später sei er zurückgegangen, als er die Kunst studirt hatte. Deutlich sieht man aus derlei Aeußerungen, auf welcher Stufe die Gegner standen: sie hielten die Unkunst für Natur. Keine Nation übt eine so unreife Kritik über Poesie wie die unsere; nirgends in Italien, England und Frankreich veröffentlicht die Presse gleichschülerhafte, absurde und geisteskranke Meinungen über die großen Autoren, welche der Nation zur Ehre gereichen.

Doch gab es in Deutschland eine Reihe der ausgezeichnetsten Leser und Leserinnen, die Platen's Leistungen von allem Anfange an und in vollem Umfange zu würdigen wußten; er starb mit dem Ruhme, den Besten seiner Zeit gefallen zu haben. Die Meinung, daß Platen kein Dichter sei, ausgesprengt von Heinrich Heine und dessen nichtswürdiger Coterie, hatte keinen langen Bestand und zerfiel wie jede Täuschung in sich selbst Indessen ließ sie unter dem Publikum den Verdacht zurück, er sei ein schlechter, ein mittelmäßiger Dichter und ein bloßer Formspieler; er sei nicht der große und außerordentliche Dichter, wofür ihn bereits die gebildetsten Zeitgenossen mit Liebe und Bewunderung angesehen hatten. Bis auf den heutigen Tag ist dieser Widerspruch zwischen Lob auf der einen und zwischen Tadel auf der andern Seite noch keineswegs vollständig abgethan, wie man erwarten sollte, nachdem auch fast alle namhafte jüngere Dichter, die seit dem letzten Vierteljahrhundert aufgetreten sind, Platen's Lob und Preis gesungen haben, entweder seine Meisterschaft feiernd oder ihn für ihren Meister erklärend. Die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste scheiterte theils an der Leichtfertigkeit derjenigen, die nach Hörensagen über ihn forturtheilten, seine Schriften entweder nie oder nicht genau gelesen hatten; und diese Klasse der Mißkenner bildet noch immer die ungeheure Mehrzahl. Theils fanden sich an seinem Lobe diejenigen verhindert, die in allerlei Geschmacklosigkeiten verrannt waren, unter ihnen selbst gewisse Aesthetiker, die beständig von Natur, Sangbarkeit und Unmittelbarkeit der Darstellung fabeln, während gerade ihre eigenen Schreibereien nach „Tinte" und „Druckerschwärze" riechen. Einige Wenige verharrten auf dem Wege der Verneinung aus alter Gewohnheit, aus fortdauernder Scheelsucht und absichtlicher Bosheit. Hier sagte man daher, es fehle ihm an Innigkeit und Wärme, dort warf man ihm Nüchternheit und leere Rhetorik vor, dort schmähte man ihn einen durchaus subjektiven Dichter; ja, auch dem weitgefeierten Rufe seiner Kunstfertigkeit brach man die Spitze durch die Versicherung ab, er betreibe das Dichten nicht auf deutsche Weise. Denn seinen wohlgemessenen schönen Versen gebreche die eigentliche Musik, er antikisire und überspanne den Kunstbogen, den Charakter der germanischen Sprache und die Weisung ihres ahnungsvollen Lautes verkennend.

Oberflächlich, ungerecht und zum Theil irrsinnig sind alle diese Ausstellungen. Ich begnüge mich Behauptung der Behauptung entgegenzusetzen und bin des Siegs um so gewisser, als die Belege für meine Urtheile in des Dichters Arbeiten selbst zu Jedermanns Einsicht vorliegen; wobei ich freilich den Vortheil habe die gute Sache zu verfechten.

Erstens findet der Kenner, daß Platen's Gedichte geradeso *seelenvoll* sind wie die Gedichte irgend eines Andern; daß in ihnen der „Wellenschlag der Empfindung" reichlicher vorhanden ist als in den Herzen unserer Kritiker und Aesthetiker, welche diese Modebezeichnung gerne im Munde führen. Was bei manchen Lesern den Zweifel an Platen's dichterischer Innigkeit oder an der Unmittelbarkeit seiner Darstellung hervorgerufen hat, ist der Umstand, daß er *nie sich einer Ueberfülle von Worten bedient*, daß er *alle breite Malerei*

vermeidet und daß er das Geheimniß der Nothwendigkeit im Ganzen und Einzelnen wie jeder Dichter kennt, der etwas Großes und Vollkommenes geleistet hat. Es mag solche Einfachheit zuweilen bis zur Leere führen, denn die Gefahr in Leere zu verfallen liegt nahe aus doppelter Rücksicht, besonders für den jungen Anfänger; erstlich wird Subjektiv-Leeres gebracht, zweitens Objektiv-Leeres. Und unsere größten Dichter sind nicht frei von unbedeutenden und gleichgültigen Seelenergüssen, namentlich aus der Jugendepoche; vieles von ihnen ist gedruckt worden, was uns kalt läßt, manches interessirt uns nur, weil es dieser oder jener große Mann gesagt hat, der sich späterhin durch ausgezeichnete Werke hervorgethan. Platen macht keine Ausnahme in dieser Beziehung, aber seine zahlreichen Meisterstücke lyrischer wie sonstiger Gattung stehen an Tiefe des Gefühls hinter den Arbeiten keines unserer Nationaldichter zurück. Nur ist zu beachten, daß er nicht unter die Sänger gehört, von welchen man rühmt, sie hätten ein übersprudelndes Talent und bewiesen durch eine überaus reichströmende Wortfülle, daß sie alle möglichen Eigenschaften eines großen und guten Dichters besäßen. Sein Talent war kein überwucherndes, hohles, mit prächtigem Klingklang ein eitles Spiel treibendes, wie wir es bei manchen unserer neuesten Lyriker und sogenannten episch-lyrischen Poeten antreffen, die blos mit schönen Floskeln gaukeln und keinerlei Anspruch auf Klassizität haben. Eine Zeit lang ergötzt sich das verwöhnte Publikum an solchem Blendwerk, wenn auch nicht in dem Umfange, wie man häufig glaubt. Es giebt noch viele Leser in Deutschland, die einen reinen und edeln Geschmack haben für echtdichterischen, d. h. natürlichen Ausdruck; die Jugend täuscht sich am leichtesten, indem sie prunkende Redensarten für baare Münze nimmt, seltsame Bilder als treffliche Neuigkeiten begrüßt und anstaunt. Auch von Rückert's Weise unterscheidet sich der Platen'sche Styl wesentlich; die Eigenthümlichkeit des Erstern ist eine ganz andere wie auch seine gesammte Lebensanschauung. Das heitere Spiel der Rückert'schen Muse kennt Platen nicht; bei diesem ist Alles ernst, schwermüthig und streng: er faßte das Leben mehr in seiner Vergänglichkeit auf als in dem Glanze seines irdischen Bestandes. Und so scheidet sich auch der Ton beider Dichter ganz und gar, nicht zu gedenken des Princips, das sie überhaupt bei der Abfassung und Niederschreibung von Gedichten befolgten. Aehnlichkeit haben Beide nur in ihren sprachkünstlerischen Bestrebungen, wie denn Beide sich um unsern Sprachschatz ungemein verdient gemacht haben. Platen's Styl nähert sich am meisten der Goethe'schen Einfachheit, und prüfen wir ihn genauer, so werden wir nirgends einen Mangel an bildlicher Redeweise entdecken: der Kunstdichter Platen gebraucht gerade so viel Schmuckwerk als für den treffenden Ausdruck hinreicht und nothwendig ist. Seine Darstellungsweise hält sich so weit von Dürre und Plattheit entfernt, daß sie überall, im einzelnen Verse wie in der Strophe, die rechte Strömung und genügende Fülle hat, um zu rühren, zu bewegen, zu erschüttern und im Hörer das von dem Dichter gewünschte Gefühl zu erwecken. Freilich muß der Hörer selbst auch ein Fünklein Gefühl im Herzen tragen und dem Dichter zubringen: wer nichts fühlt, wird auch den gefühlvollsten Poeten nicht erfassen. Und zugleich ist es ausgemacht, daß Platen in den leichtesten Formen wie in den schwierigsten und kunstvollsten die gleiche Wärme, das gleiche Feuer bethätigt hat. Verschieden indessen wird der Ausdruck des Gefühls in den verschiedenen Gattungen der Lyrik auftreten, anders in den sogenannten anakreontischen Liedweisen, anders im Sonett, anders in der Ode und in festlichen Gesängen. So kann man nicht verlangen, daß eine Odenstrophe ganz in der nämlichen Weise wie eine Reim-

strophe auf die Seele wirken und zum Herzen dringen soll: in der Ode machen sich andere Momente geltend als im einfachen Liede, obwohl nicht immer. Es kann die gefühlvollste Ode geben einerseits, das erhabenste Lied in einfacher Form andererseits; daher man nicht wie es oft geschieht schlechthin behaupten darf, die Ode lasse kalt, das Reimlied sei gefühlsreicher. Die Vorliebe für die eine oder die andere Gattung ist Geschmackssache; das Urtheil wechselt nach der Individualität des Einzelnen, seinem Alter, seiner Bildungsstufe.

Zweitens besitzt Platen eine so mächtige Phantasie wie irgend ein anderer Dichter. Dieß erkennen wir zunächst daraus, daß er eine Menge lyrische Stoffe mit Hülfe der Phantasie selbstständig ausgesponnen hat; einen historischen Moment, eine Sage, einen interessanten Vorgang aufgreifend, hat er das Dunkel, worin das Stoffliche unaufgehellt lag, erleuchtet und den Gegenstand auf ganz eigenthümliche Weise in seiner charakteristischen Bedeutung wirksam vorgeführt. Eine Reihe von Gemälden entsprangen im Lyrischen seiner Erfindungskraft und schöpferischen Phantasie, welche die Stoffe nach allen Seiten hin entwickelte und abrahmte, treffende Gesammtbilder namentlich von historischen Ereignissen vorlegend, nicht ein zielloses und vages Geschwätz über dieselben, wie es später Hermann Lingg vorgelegt hat. Denn in den Tag hineinsingen ohne Zweck, ist ein Zeichen poetischer Ohnmacht, das Kennzeichen der Halbdichter. Ferner hat Platen auf dramatischem Felde Beweise einer glänzenden Phantasie geliefert, zunächst durch seinen „Schatz des Rhampsinit". Denn dieses Schauspiel ist ganz und gar aus seiner Phantasie hervorgegangen, nach ein Paar Worten des Herodot, welche Platen benutzte, indem er eine ebenso spannende als vielfach verkettete Handlung erfand und aus fernen Regionen und Zeiten eine Menge Dinge vorbrachte, von welchen „der alte Herodot nichts weiß". Und hinter diesem Drama stehen seine „verhängnißvolle Gabel" und sein „romantischer Oedipus" keineswegs zurück. Man mag an diesen beiden „aristophanischen" Komödien aussetzen was man will; man mag sagen, daß ihre Formen theilweise auf griechische Muster zurückweisen, man mag sagen, es sind keine auf dem Theater für ein großes Publikum aufführbare und dasselbe entzückende Lustspiele: so viel steht sicher, daß beide Werke nach Idee und Ausführung, der herrlichen Sprache nicht zu gedenken, ganz allein auf Platen's Boden gewachsen sind, daß in der Gabel eine Fülle von Phantasie waltet und sprudelt, wie sie nie ein Dichter reizender gezeigt, und daß im Oedipus die Originalität der Erfindung auf eine nicht geringere Phantasiegabe sich zurückführen läßt. Und das gilt vom Ganzen dieser Stücke wie von den Einzelnheiten der Scenen. Endlich hat er auch durch den aus „Tausend und Eine Nacht" entlehnten Complex von Märchen, die „Abbassiden", hinreichend die Macht seiner Phantasie beurkundet; die Stoffe waren zum größten Theil gegeben, aber die Composition und die gehaltvolle Ausführung gehört ihm allein an. Außerdem entwickelt Platen, im Gegensatz zur matten Darstellungsweise gewöhnlicher Poeten, eine durch Schwung ausgezeichnete Phantasie im Einzelnen. Er weiß die speziellen Züge dessen, was er darstellt, mit einer Lebendigkeit vor das Auge des Hörers zu rücken, daß dieser das deutlichste Bild erhält, oft wie mit Einem Schlage. Dadurch erhebt er sich zu einem *wahrhaft plastischen Darsteller*; denn in diesem Stücke ruht mehr des Plastischen als in dem bilderreichsten Ausdrucke sonst, der ohne Licht und Schatten trotz seines Reichthums todt bleibt. Und dieser Schwung der Phantasie war es auch, der ihn vorzugsweise zum *Odendichter* befähigte: eine Ode ohne Schwung wäre eine Mißgeburt. Ebenso kann seine treffliche *Naturschilderungsgabe* nur in einem lebhaften Vor-

stellungsvermögen begründet sein, welches ihn in den Stand setzt, mit wenig Strichen eine ganze Scene zur deutlichsten Anschauung zu bringen. Im Lyrischen wie im Epischen bewährt er diese Malerkunst auf herrliche Weise, ebenso weich als melodisch in Sprache und Rhythmus; eine der glänzendsten Schilderungen ist seine bekannte Ode über den Vesuv-Ausbruch. Was dagegen Platen nicht mochte, oder was wir an seiner Phantasie vermissen und sehr gern vermissen, was aber gleichwohl das halbe Publikum für einen Mangel an Phantasie selbst angesehen zu haben scheint: ist das **Phantastische.** Er hielt, vermöge eines hellen Verstandes, seine Phantasie geregelt, er erging sich nicht in wilden Träumereien, in schattenhaften Frazzen und nebelhaften Vorstellungen, womit die Modeschriftsteller auf Geist und Gemüth der Leser drastisch zu wirken suchen: es war ihm, wie gesagt, um Wahrheit und Schönheit vor Allem zu thun. Seltsamkeiten, barokke und sonderbare Einfälle, Abenteuerlichkeiten lassen sich schon vermittelst einer sehr geringen Portion von Phantasie aushecken.

Drittens hat Platen seinen Werken einen sehr hohen geistigen Gehalt gegeben, und es mangelt ihm keineswegs die Objektivität, wie neuerdings Karl Gutzkow mit Frechheit versicherte. Ein Ueberblick seiner Leistungen sagt uns, daß er keine enge Ansicht von Welt und Leben hat, daß sein Gesichtskreis die Dinge der Natur umfaßt, soweit die Natur zu einer Zeit geöffnet war; daß er die frühste Vergangenheit wie die jüngste Gegenwart für seine Stoffe ausbeutet! Nicht auf Deutschland beschränkt sich seine Welt, sondern das Buch aller Völker und Zeiten, so weit wir sie kennen, liegt vor ihm aufgeschlagen, wie es vor seinem Landsmann Rückert und vor jedem andern Poeten aufgeschlagen lag, der etwas Großes und Umfassendes geleistet hat. Unermüdlich war er das was Andere vor ihm gedacht zu erforschen, wie auch sein eigenes Nachdenken zu schärfen: er gehört unter die vorzüglichsten Denker unserer Nation. Auf der einen Seite treuherzig und kindlich, redlich und offen, wie sich auch der Ausdruck seiner Poesie bei näherer Prüfung durchweg zeigt, war er auf der andern Seite von einem mannhaften Charakter, der auf sichern Grundpfeilern ruht und deßhalb eine stets gesunde Anschauung vorzieht. Das Spielen mit weichlichen Gefühlen mußte ihm daher verhaßt sein, er fragte mit klarem Verstande immer nach dem Kerne der Dinge und schied das Nebensächliche, insonderheit das falsch Gefühlte aus. Gemüthsbewegungen, welche aus einer krankhaften Sentimentalität wie bei Justinus Kerner oder Nikolaus Lenau entspringen, wodurch die Leser gequält und gefoltert werden, schildert Platen nirgends: ihm erschien ein derartiger Weltschmerz als das Zeichen eines unreifen Kopfes; das Leben mit seinen Wechselfällen bot ihm Bitteres und Unerfreuliches genug, daß er sich nicht veranlaßt fühlte die Farben zu schwärzen. Dagegen hat er aus treuem Herzen die verschiedensten Gefühle, Empfindungen und Gedanken, die eine leichtentzündliche und bewegbare Menschenbrust erfüllen, nach allen Seiten hin abgeschildert, vorzüglich als Lyriker, dessen Aufgabe es ist, einzelne Momente durch Lieder zu verklären, gleich dem Singvogel, der seine Töne durch die Lüfte erschallen läßt, unbekümmert, ob sie gehört werden. Die Seligkeit wahr und tief empfundener Liebe, das Glück und das vorzugsweise männliche Gefühl der Freundschaft ist in keiner Sprache treffender und vieltöniger ausgemalt worden als durch Platen; desgleichen hat er die Gegensätze des Lebens, die feindlichen Schickungen, die düsteren Schattenwolken, die über unser vergängliches Dasein sich breiten, die Stimmungen der Trauer auf seiner Leier so vielfach durchgespielt, daß wir den **elegischen**

Zug zu den Hauptzügen seiner Muse zählen müssen. Denn obwohl er Freude und Lust keineswegs so weit vergessen hat, daß wir ihm ein falsches Wohlgefallen am Schmerzgefühl vorwerfen könnten, so erblicken wir doch an seiner Lyrik einen gewissen Grundzug der Wehmuth, womit er fast alle Erscheinungen des Lebens auf ähnliche Weise überkleidet hat, wie die alten Griechen, unter ihnen namentlich Sophokles. Ferner, da sein Blick die Welt zu umfassen suchte, hat er auch die Weltgeschicke in das Bereich seiner Darstellung aufgenommen, und da er die Wahrheit des Gedankens in alle Wege liebte, so dürfen wir zugleich voraussetzen, daß er auch unfreien Geistesrichtungen jeder Art abhold gewesen sein werde, in Politik wie in Religion. Verlassend also Gelegenheitsdichtung auf Haus und Hof, Wald und Flur, Nachbar und Gevatter, kurz, von der Richtung der hausbackenen schwäbischen Poesie abgewandt, schaute seine Muse vielmehr auf Staat, Volk und Menschheit. Im Vordergrunde stand ihm die deutsche Nation, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; nach dem Anlaufe, welchen Klopstock in der Ode nahm, und nach den Sängern der Freiheitskriege war Platen der erste Dichter, der unsere Lyrik mit einem wahrhaft poetischen Nationalgehalt wieder anfing auszustatten. Gesunde Prinzipien verfolgend, erscheint er in dieser Beziehung als der deutscheste Dichter, als ein von dem edelsten und glühendsten Patriotismus erfüllter Mann, als ein Vertheidiger der Freiheit und als ein Feind der Knechtschaft, als ein Mann des Volks, nicht als ein Aristokrat und Höfling, wofür ihn Heinrich Heine und dessen Gelichter ausschrie. Kurz, er war einer der vorzüglichsten und ersten Männer, welche durch die Strahlen der Poesie die deutschen Herzen wieder für das stolze Gefühl eines gemeinsamen großen und schönen, freien und mächtigen Vaterlandes zu erwärmen und zu begeistern bemüht waren. Ebenso hat er durch warnende, scharfe und witzige Wendungen das religiöse Moment in seinen Produktionen hervortreten lassen, aber nie über Religion höhnisch gespottet, nie mit wohlfeilen Witzbrocken dasjenige persiflirt, was das Einzige oder doch das Höchste ist, woran sich der vergängliche Mensch hienieden halten kann wie an einen unzerreißbaren Anker. Auch Platen steht auf Seiten derjenigen vorurtheilslosen Denker, welche behaupten, daß jedes Religionssystem der Wandelung unterworfen ist wie alles Irdische, und daß selbst die christliche Religion, gegen deren Ideal er nie feindlich zu Felde zieht, in ihrer Entwicklung fortschreiten müsse, nachdem sie gesäubert worden von den aberwitzigen Vorstellungen, welche ein heidnisches, blindes und eigennütziges Pfaffenthum ersonnen hat und mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten besorgt ist. Er war der entschiedenste Protestant, weil der Protestantismus nicht allein zu seinem herrlichen Grundprinzipe die unbedingte Gewissens- und Religionsfreiheit hat und die Duldung anderer Glaubensgenossen voraussetzt, sondern weil auch der von Luther angebahnte protestantische Evangelismus nirgends ein Hinderniß für die Entwicklung des Menschengeistes, nirgends eine Schranke für freie Forschung aufstellt, vielmehr dem Fortschritt der Menschheit und der staatlichen Verbesserung gleichsam zur Grundlage dient und das Menschenleben vor Fäulniß behütet. Selbst in stofflicher Hinsicht also ist Platen's Poesie umfangreich und nicht auf die vier Pfähle der Häuslichkeit beschränkt; dem geistigen Werthe nach ist das, was Platen bis zu seinem 40. Lebensjahre geleistet hat, von keinem Lyriker unserer Nation übertroffen worden. Rückert überbietet ihn zwar an Masse der Poesien, nicht aber an Gehalt. Daher durfte denn auch Heinrich Puchta in seinem Trauerliede auf Platen's Tod folgende Strophe in des Sterbenden Mund legen:

Nicht zu früh bin ich gestorben,
Denn mein Tagwerk ist vollbracht:
Jene heilige Feuerflamme,
Die am Himmel ward entfacht,
Die mit ihrem Glanz erleuchtet
Sterblicher Gedanken Nacht,
Hab' ich als ein treuer Priester
Bis an meinen Tod bewacht!

Daß Platen's Lyrik nach dieser kurzen Charakterisirung nicht einmal eine blos subjektive sein könne, ergiebt sich fast von selbst. Unter den Stücken der lyrischen Sammlung treffen wir eine bedeutende Reihe an, worin der Dichter theils nach Objektivität redlich und mit Glück gestrebt, theils auch die vollste Objektivität festgehalten und erreicht hat. Erstens sind seine sämmtlichen Balladen, größtentheils auch seine Romanzen so objektiv wie es der lyrische Epiker nur immer sein kann; aus diesen Liedern erkennen wir nirgends die Persönlichkeit des Dichters deutlicher heraus, als aus Ilias und Odyssee den Homer. Zweitens sind manche Lieder leichterer Gattung, sogar manche Gaselen bis zur Objektivität vorgedrungen. Drittens dient das Sonett zwar vorzugsweise der subjektiven Gefühlsstimmung, und doch hat gerade Platen auch eine Anzahl der schönsten objektiven Sonette geliefert, unter ihnen die „Venetianischen". Endlich ist auch ein ziemlicher Theil seiner Eklogen, Oden und Festgesänge durchweg objektiv gehalten. Offenbar hat also Gutzkow die lyrische Sammlung Platen's nie mit eigenen Augen gesehen, da er ihn zum Ausbund des Subjektivismus zu machen wagt. Gerade der Objektivismus der Platen'schen Lyrik ist eine der Hauptursachen, daß seine Lyrik viele Leser kalt gelassen hat; wie denn das Objektive minder zu ergreifen pflegt als das Subjektive, namentlich in einem so sentimentalen Zeitalter, wie jenes war, wo der Dichter auftrat. Uebrigens, wenn der Charakter Platen's als ein würdiger, edler und männlicher, vor allem aber als ein großartiger mit Recht geschildert wird, muß sogar auch Platen's subjektive Richtung und sein „poetischer Egoismus", wie Gutzkow sich ausdrückt, anziehen: seine Persönlichkeit im Gedicht muß allen denjenigen wohlgefallen, die solche Eigenschaften eines Charakters hoch und werth halten. Und daß Platen so treffliche Eigenschaften hatte, ist auch seinen übrigen Werken zu Gute gekommen, den Dramen und den epischen Abbassiden, die so objektiv gehalten sind, daß sie den strengsten Anforderungen genügen, wie sie nur immer der subjektivste Gutzkow stellen möchte. Lebensweisheit, Weltkenntniß, Geist und Witz bieten sie in Fülle dar; ein Autor, welchem Gutzkow nicht würdig ist die Schuhriemen aufzulösen, blickt aus dem klassischen Spiegel dieser Dichtungen hervor. In zwei Stücken indessen, in der Gabel und dem Oedipus, ist der Kunstgehalt überwiegend, wie es der Stoff mit sich brachte, die Vernichtung der dramatischen Schicksalsdichter und die Charakterisirung deutscher Dichterlinge überhaupt: unter die letztern gehört heutzutag Gutzkow, ist also von Platen im Voraus todtgeschlagen worden. Aber auch die Kunstanschauung Platen's ist bei der Würdigung des Gehalts seiner Schriften in Anschlag zu bringen.

Viertens herrscht darüber kein Zweifel mehr, daß Platen seine Gedichte künstlerisch mit Meisterhand anzulegen und auszuführen verstanden, oder daß er sich als einen großen Künstler erwiesen hat. Schon oben ward angedeutet, daß er die Volksliederdichtung, welche häufig in Bänkelsängerei ausartet, nicht so hoch schätzte als sie neuerdings von denen geschätzt

wird, die aus Beschränktheit ihres Talents nicht viel vermögen: er zog es vor ein Kunstdichter zu sein, das Volk zur Kunst emporzuziehen, nicht aber zur Unkunst zu greifen, um dem niederen Geschmacke des Volkes zu gefallen. Aber man tadelt, wie gesagt, die von ihm eingeschlagenen Wege der Kunst. Aus welchen Gründen? Aus Scheingründen, wenn man überhaupt mit Gründen gegen ihn ficht. Platen schreibt einfach und natürlich, edel und plastisch, auch so gediegen, daß er, was Jacob Grimm schon längst anerkannt hat, sorgfältig auf die Grundbedeutung und das Grundwesen deutschen Worts und Ausdrucks zurückgreift. Er ist auch in dieser Hinsicht einer der deutschesten Dichter, die wir haben; nichts Geschniegeltes, nichts Manierirtes, nichts Provinzielles, sondern rein Hochdeutsches, wie es unsere besten Autoren bieten. Ohne dieß zu erkennen und zu würdigen, tadelt man die Anwendung und Einführung künstlicher Versmaße, die zum Theil den alten Hellenen entlehnt oder nachgeformt waren: man nennt ihn wegen der Mannigfaltigkeit der Formen und wegen der Reinheit ihrer Handhabung einen formschönen Dichter, aber einen Dichter, welcher auf Kosten des deutschen Sprachgenius fremdartige Formen ausbilde und auf rhythmische Kunststückchen ausgehe. Wenn der letztere Punkt wahr wäre, so müßte man überhaupt von Platen sagen, daß ihm das rechte Verständniß für poetische Darstellung gefehlt habe. Eine Zeit lang ward das auch von den Gegnern aus Nachsucht behauptet, während heutzutag nur hie und da noch ein Dichterling solchen Wahnsinn pfeift, weil er es dem großen Meister nicht nachthun kann. Gewöhnlich schreit die verbissene Wuth der Stümper: er schule die Sprache nach Gesetzen ein, welche den alten Sprachen natürlich, der unsrigen widernatürlich wären. Auch Emanuel Geibel, unfähig die Platen'sche Kunsthöhe zu erklimmen, zugleich aber stolz darauf, daß er mehr Beifall als Platen hatte, war in seinen späteren Jahren so schwach, eine so schwache Meinung übermüthig in etlichen Reimzeilen herzuplaudern. Er fand die Weintrauben plötzlich sauer, als er in seinen eigenen Versuchen künstlicherer Formen gescheitert war, und verläugnete seinen früheren Meister — aus Ohnmacht. Die Vorwürfe lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß man sich einbildet: Platen antikisire. Das ist zum Theil richtig, da er hellenische Sterne vor Augen hatte, wie zu ihrer Zeit Goethe und Schiller; im Ganzen unrichtig, da es ihm nie beigefallen war, der deutschen Sprache hellenische Schulregeln aufzuzwingen. Ueberhaupt legte Platen auf dergleichen Aeußerlichkeiten der Versform nicht dasjenige Gewicht, das er darauf in den Augen seiner mißgünstigen Beurtheiler zu legen schien. Er strebte nach der möglichst vollendeten Form, so gut es ihm gelingen wollte: er suchte Deutsch zu schreiben, wie die Alten Griechisch und Lateinisch geschrieben hatten, mit andern Worten, er wollte einen in seinem Grund und Boden entschieden deutschen Styl festhalten bei aller Kunst, die er anwandte. Er wollte ein deutscher Klassiker sein, der ohne unserem Ausdrucke etwas zu vergeben in der Kunst der Darstellung alle Andern überböte, indem er das griechische Element für unsere Sprache verwerthete. Und das ist ihm mit solchem Glücke gelungen, daß er das von Klopstock Angefangene fortsetzte, das von Goethe und Schiller Unterlassene ergänzte und für die deutsche Litteratur eine durchgreifende Neuerung herbeiführte.

Schriften. 1) Gaselen. Erlangen 1821. 2) Lyrische Blätter. Leipzig 1821. 3) Vermischte Schriften. Erlangen 1822. 4) Neue Gaselen. Ebend. 1823. 5) Schauspiele. Erstes Bändchen. Ebend. 1824. 6) Sonette aus Venedig. Ebend. 1825. 7) Ode an König Ludwig. Ebend. 1825. 8) Die verhängnißvolle Gabel. Lustspiel in 5 Akten. Stuttgart 1826. 9) Gedichte. Ebend. 1828. 2. Auflage 1834. Später mehrfach neu auf-

gelegt. 10) Schauspiele. Ebend. 1828. 11) Der romantische Oedipus. Lustspiel in 5 Akten. Ebend. 1829. 12) Geschichten des Königreichs Neapel von 1414—1443. Frankfurt 1833. 13) Die Liga von Cambrai. Geschichtliches Drama in 3 Akten. Ebend. 1833. 14) Die Abbassiden. Ein Gedicht in 9 Gesängen. Stuttgart 1835. Später neu aufgelegt, wie auch die Gabel und der Oedipus.

Gesammelte Werke. In Einem Band. Stuttgart 1839. — Dieselben, in 5 Bänden. Ebend. 1843. (Taschenausgabe.) Später mehrfach aufgelegt. — Dieselben. In 5 Bänden. (Oktavausgabe.) Ebend. 1847. Neuer Abdruck 1853. — Poetischer und litterarischer Nachlaß. Gesammelt und herausgegeben von Johannes Minckwitz. 2 Bände. Leipzig 1852. 2. Auflage 1854. (Bildet den 6. und 7. Band der „Gesammelten Werke".) — Gedichte aus dem ungedruckten Nachlasse. (Die „Polenlieder" enthaltend.) Herausgegeben von Johann Deeg. Straßburg 1839. 2. Auflage 1844. 3. Auflage Frankfurt 1848. — Platen's Tagebuch. Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von Obermedizinalrath Pfeufer. Stuttgart 1860. (Erster Band. Von 1796—1825.) — Briefwechsel zwischen Platen und Johannes Minckwitz. Leipzig 1836. — Graf von Platen als Mensch und Dichter. Litteraturbriefe von Demselben. Ebend. 1838. Nath. von Schlichtegroll, Erinnerung an A. v. Platen in seiner Jugend. Mit bisher ungedruckten Erstlingsgaben seiner Muse. München 1852.

Mädchens Nachruf.

1813.

Schwalben ziehen, Blätter fallen,
Und gesammelt liegt die Frucht:
Ach mit meinen Freuden allen
Nahm auch er die rasche Flucht!

Unter niederm Hüttendache
Wohn' ich, jener im Palast,
Doch aus fürstlichem Gemache
Trieb ihn Muth und Kampfeshast.

Als des Frühroths erstes Tagen
Mich vom Traume heut' erweckt,
War mit Dienern, Rossen, Wagen
Dieser ganze Raum bedeckt.

Und er kam im Jugendflore,
Hob sich auf sein Pferd im Nu,
Bebend stand ich unterm Thore,
Sah dem schönen Reiter zu.

Und im leichten Morgenkleide
Trat zu ihm die Braut hervor,
Dießmal ohne Gold und Seide,
Doch wie er im Jugendflor.

Von der Trennung nicht erschrocken,
Küßt' er noch ihr Stirn und Mund,
Bei den Lippen, bei den Locken
Schwur er den beglückten Bund.

Ritt mit Dienern und Vasallen,
Dankte meinem Gruße kaum:
Schwalben ziehen, Blätter fallen,
So zerfließt der Liebe Traum!

1819.

Laß tief in dir mich lesen,
Verhehl' auch dieß mir nicht,
Was für ein Zauberwesen
Aus deiner Stimme spricht?

So viele Worte bringen
An's Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen,
Ist Alles abgethan.

Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Behorch' ich ihn so gerne,
Vergess' ich ihn so schwer.

Ich bebe dann, entglimme
Von allzurascher Glut:
Mein Herz und deine Stimme
Versteh'n sich gar zu gut!

1 8 2 0.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter auf's Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

Frühlingslied.

1835.

Ermann', o Herz, dich und vergiß
Die besten deiner Triebe,
Wenn auch der Bosheit Schlangenbiß
Das noch gebliebne dir entriß,
Das letzte Glück der Liebe!

Du bleibst dir selbst in jeder Pein,
Ob alle dich verließen,
Und Luft und Sonne bleiben dein:
Wer ganz mit seinem Schmerz allein,
Der lernt den Schmerz genießen.

Schon kommt der Frühling unverweilt,
Und flicht der Herbst die Garben,
Ist längst dir jenes Bild enteilt:
So viele Wunden sind geheilt,
Auch diese wird vernarben.

Verschließe dich, du stolzes Herz,
Mit allen deinen Leiden;
Erscheine kalt und schroff wie Erz,
Und treibe mit dem Leben Scherz,
Und lächle beim Verscheiden!

1 8 3 5.

Lieb' und Lieblichkeit umfächeln
Deine Stirne voll Verstand:
Ganz bezwingt mich dieses Lächeln,
Diese schöne weiche Hand!

Deine Hand in meine flechten
Durft' ich, was ich längst erbat:
Stets gehört zu deinen Knechten,
Wer an's Herz gedrückt sie hat!

Schlag', o Herz, entgegen zucke
Einer Hand so voll und weich:
Ach, in jenem Händedrucke
Lag ein ganzes Himmelreich!

Ach, es thun sich immer wieder
Meinem innern Auge kund
Diese Hände, diese Glieder,
Dieses Lächeln, dieser Mund!

Ewig werd' ich dich vermissen,
Ewig fehlst du meinem Glück:
Die du ganz an dich gerissen,
Meine Seele gieb zurück!

Der Pilger vor St. Just.

1819.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Das Grab im Busento.

1820.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Harmosan.

1830.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:

Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwiedert ihm: In deinen Händen ist die Macht,
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

Was zagst du, ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

Prolog an Goethe.

Zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte.

1822.

Erhabner Greis, der du des Hafis Tönen
Zuerst geneigt, sie grüßend aufgenommen,
Du magst dich noch einmal an sie gewöhnen,
Du siehst ihn wieder dir entgegenkommen,
Mit frohem Klang der Zeiten Drang verschönen,
Vielleicht von innerlichem Schmerz beklommen;
Viel muß ein solcher Geist von solchen Gaben,
Wenn er um Leichtsinn buhlt, gelitten haben.

Das mochte Hafis wohl im Geist bedenken,
Und ließ getrost des Lebens Stürme rollen:
Wenn in Befriedigung wir uns versenken,
Entgehn wir eigner Qual und fremdem Grollen:
Beim Wein im Becher, bei dem Kuß des Schenken,
Bei Liedern, die melodisch ihm entquollen,
Empfand er stets im Herzen sich gesünder,
Wiewohl sie schrien: Es ist ein großer Sünder!

Im Kampfe muß er sich entgegen wagen
Der eignen Liebe, wie dem fremden Hasse;
Denn einem Solchen Liebe zu versagen,
Ist eine Wollust für die stumpfe Masse,
Und Dieß und Jenes wird vorbeigetragen,
Daß man ihn stets bei seiner Schwäche fasse,
Und fehlen ihm, so leiht man ihm Gebrechen,
Ihm, der zu groß ist, um zu widersprechen.

Er schuf indeß durch Bilder oder Sprüche
Ein Netz, worin die Herzen man erbeutet,
Ein Gartenbeet erquickender Gerüche,
Dem jede falsche Nessel ausgereutet,
Und einen Himmel ohne Wolkenbrüche,
Wo jeder Stern auf eine Blume deutet:
Und so vergleichest du dir ihn bescheiden,
In That und Sinn, im Streben und im Leiden.

Was hast du nicht erlitten und erfahren!
Wie theuer mußtest du den Ruhm erkaufen!
Verkannt von ferne hausenden Barbaren,
Vom Schwarm der Gecken lästig überlaufen,
Die Uebelwollenden zu ganzen Schaaren,
Die Mißverstehenden zu ganzen Haufen,
Und wenn ich Alles insgesammt erwähne,
Der Krittler freche, wenn auch stumpfe Zähne.

Und wie du sonst in jugendlichen Tagen
Sie reich beschüttet hast mit Blüthenflocken,
Und sie, zu feig, die schöne Last zu tragen,
Sich zeigten neidisch halb und halb erschrocken:
So sehn wir jetzt sie noch hervor sich wagen,
Um Schmach zu bieten deinen Silberlocken;
Doch dieß Geschlecht vermag dich nicht zu hemmen,
Es muß die Welt sich dir entgegenstemmen.

Da schwoll's um dich in ungeheuren Wogen,
Da schien der Boden unter dir zu wanken,
Die ganze Masse ward mit fortgezogen,
Und Jeder trat aus seinen eignen Schranken:
Du bliebst allein der engen Pflicht gewogen,
Getreu dem lebenschaffenden Gedanken,
Indeß die Zeit, in ungebundner Meinung,
Dem Leben bot die gräßlichste Verneinung.

Da galt es Kämpfe gegen ganze Massen:
Ein ernster Streit entflammte sich, ein neuer,
Weit über Das hinaus, was Menschen fassen,
Und die politisch kleinen Ungeheuer
Verzehrten sich im gegenseit'gen Hassen;
Du aber standest unbewegt am Steuer,
Sinnschwere Worte werfend in die Winde,
Daß einst der Sohn, der Enkel einst sie finde.

Und stelltest dar in wahren, großen Zügen,
In welchen Abgrund die Begierde führet,
Wenn das Gefühl sich nicht vermag zu fügen,
Und wenn der Geist nach dem Versagten spüret,
Und was, begabt mit fröhlichem Genügen,
Den Deutschen, rechtlich wie sie sind, gebühret:
Bei dieses Taumels schwankender Empörung
Zu hemmen und zu meiden die Zerstörung.

Und überall im reichergoßnen Leben,
In tausendfachen Bildern und Gestalten,
Die bis herunter in ihr kleinstes Weben
Anmuth und Wahrheit um sich her entfalten,
Hast du die große Lehre nur gegeben,
Im eignen Kreise müsse Jeder walten,
Und überall umschwebt uns der Gedanke:
Freiheit erscheint nur im Bezirk der Schranke.

Dich hat die Ahnung aber nicht betrogen:
Macht wider Macht ist kräftig aufgestanden.
Zur Hälfte schon ist jener Wahn verflogen,
Der alles Leben löste von den Banden,
Worin es gütig die Natur erzogen,
Und da die Wahrheit wir verirrend fanden,
So sei'n vergessen jene Gräuelthaten:
Es steht die Blume zwischen jungen Saaten.

Wenn auch der alte, hohe Baum verdorben,
Der eine Welt im Schatten konnte wahren,
Wenn auch der Glanz von ehedem erstorben,
Zerstückt ein Reich, das trotzte tausend Jahren,
So ward dafür ein geistiges erworben,
Und immer schöner wird sich's offenbaren,
Und fehlt ein Kaiser dieses Reiches Throne,
So nimm von uns, die du verdienst, die Krone!

Gaselen.

1.

Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts!
Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäb's Beklagenswertheres auf diesem weiten Runde nichts!
Einförmig stellt Natur sich her, doch tausendförmig ist ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach deiner letzten Stunde nichts;
Und wer sich willig nicht ergiebt dem ehrnen Loose, das ihm dräut,
Der zürnt in's Grab sich rettungslos, und fühlt in dessen Schlunde nichts;
Dieß wissen Alle, doch vergißt es Jeder gerne jeden Tag,
So komme denn, in diesem Sinn, hinfort aus meinem Munde nichts!

Vergeßt, daß euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunsch nur Wünsche zeugt,
Laßt eurer Liebe nichts entgehn, entschlüpfen eurer Kunde nichts!
Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie Keinem gab,
Denn Jeder sucht ein All zu sein, und Jeder ist im Grunde nichts.

2.

Hab' ich doch Verlust in Allem, was ich je gewann, ertragen;
Aber glaubet mir, das Leben läßt sich dann und wann ertragen!
Zwar des Leidens ganze Bürde riß mich oft schon halb zu Boden,
Doch ich hab' es immer wieder, wenn ich mich besann, ertragen:
Mir geziemt der volle Becher, mir der volle Klang der Lauten,
Denn den vollen Schmerz des Lebens hab' ich als ein Mann ertragen!
Doch nun fühl' ich, wie beflügelt, bis zum Himmel mich gehoben,
Denn es lehrte mich das Leben, daß man Alles kann ertragen!
Und es öffnet gegen Alle sich das Herz in reiner Liebe,
Und ich will so gern mit Allen dieses Lebens Bann ertragen;
Schließt den Kreis und leert die Flaschen, diese Sommernächte feiernd,
Schlimmre Zeiten werden kommen, die wir auch sodann ertragen.

Sonette.

1.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.

Die ehrnen Hengste, die durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach sie tragen
Des korsikan'schen Ueberwinders Zäume.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

2.

Hier seht ihr freilich keine grünen Auen,
Und könnt euch nicht im Duft der Rose baden;
Doch was ihr saht an blumigern Gestaden,
Vergeßt ihr hier und wünscht es kaum zu schauen.

Die stern'ge Nacht beginnt gemach zu thauen,
Um auf den Markus Alles einzuladen:
Da sitzen unter herrlichen Arkaden,
In langen Reih'n, Venedigs schönste Frauen.

Doch auf des Platzes Mitte treibt geschwinde,
Wie Canaletto das versucht zu malen,
Sich Schaar an Schaar, Musik verhaucht gelinde.

Indessen wehn, auf ehrnen Piedestalen,
Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme strahlen.

3.

Ich möchte, wenn ich sterbe, wie die lichten
Gestirne schnell und unbewußt erbleichen,
Erliegen möcht' ich einst des Todes Streichen,
Wie Sagen uns vom Pindaros berichten.

Ich will ja nicht im Leben oder Dichten
Den großen Unerreichlichen erreichen,
Ich möcht', o Freund, ihm nur im Tode gleichen;
Doch höre nun die schönste der Geschichten!

Er saß im Schauspiel, vom Gesang beweget,
Und hatte, der ermüdet war, die Wangen
Auf seines Lieblings schönes Knie geleget:

Als nun der Chöre Melodien verklangen,
Will wecken ihn, der ihn so sanft geheget,
Doch zu den Göttern war er heimgegangen.

4.

Grabschrift.

Ich war ein Dichter, und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Styl, den Keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Die Fischer auf Kapri.

1827.

Hast du Kapri gesehn und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad als Pilger besucht, dann weißt du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu spähn ist:
Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfahn, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst, als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung,
Auf dem erhöhteren Felsen erscheint ein zerfallenes Vorwerk,
Mit Schießscharten versehn; sei's, daß hier immer ein Wachtthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verrieth, ja tötete, seit er
An's treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer, es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Blos durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspühlt und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde;
Ja kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dieß arme Geschlecht, nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht, nie schlummert es unter dem Palmbaum:
Nur die verwilderte Myrte noch blüht und der wuchernde Cactus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:

Immer das Netz auswerfen, es einziehn; wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,
Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott, sammt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu sein, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sklaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Britten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschheit,
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers aufschwellender Salzflut.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dieß Eiland einst vom Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

Der bessere Theil.

Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend;
Drum verhieß ihm auch die gerechte Vorsicht
Tod und Erlösung.

Stets von heut auf morgen vertagt die Hoffnung
Ihr Phantom. Auswandert der Mensch in fremden
Himmelsstrich; doch tauscht er indeß die Noth nur
Gegen die Noth aus!

Stets um Freiheit buhlt das Gemüth, um Kenntniß;
Doch um uns liegt rings, wie ein Reif, Beschränkung:
Keine Kraft, selbst Tugend vermag der Zeit nicht
Immer zu trotzen.

Manchen Flug wagt menschliches Wissen, das doch
Kaum ein Blatt aufschlägt in dem Buch des Weltalls:
Bist du je, Milchstraßen entlang, gewandelt
Nach dem Orion?

Nein — und deßhalb lehrte der Mann der Weisheit,
Den die Welt dankbar den Erlöser nannte,
Zuversicht auf höheren Waltens Allmacht,
Lehrte den Glauben.

Thätigkeit löst Räthsel und baut der Menschheit
Schönstes Werk; doch schmähe sie drum ein stilles,
Sanftes Herz nicht, weil es erwählt den bessern
Theil, wie Maria.

An Karl den Zehnten.

Aus deiner Ahnherrn blühendem Reiche zogst
Umblickend oft auf lässigem Zelter du,
O zehnter Karl, von deiner Söhne
Frauen umjammert, der letzte Ritter!

Nicht lehrte Weisheit dich das erbleichne Haar!
Nicht sendet nach weichherzige Seufzer dir
Frankreich, es weint dir nicht des Mitleids
Gastliche Thräne der stolze Britte.

Dein eignes Volk mißkennend, und was die Zeit
Umstürzte, kalt aufnöthigend, hieltest du's
Barbaren gleich, die fern im Südost
Keuchen am Joch und das Joch beklatschen?

Nicht fleußt in Frankreichs Adern Kroatenblut!
Freudvoll begrüßt dreifarbige Wimpel schon
Europa, männlich aufgerichtet,
Ja, bis in Afrika jauchzt das Echo!

Längst sind der Zeit blutdürstige Gräul gesühnt:
Blut floß von jeher, wann die verjüngte Welt
Neukräftig aufwuchs, blutig siegte
Christus und blutig erkämpfte Luther

Wahrheiten. Nicht mehr rufe die Manen an
Des Bruders, der klagwürdig und edel fiel,
Nicht aber schuldlos, seine Schwachheit
Trägt des Geschehenen schwerste Hälfte.

Uralte Blutschuld lastete lange schon
Auf Capets Haus, seitdem den erlauchten Sproß
Ruhmvoller Kaiser einst der schnöde
Bruder des heiligen Ludwigs abhieb.

Lern' aus der Welt Jahrbüchern Gerechtigkeit,
Und stirb versöhnt! Dein sonstiges Volk, es sei
Bollwerk der Freiheit künftighin uns,
Glänzendes Edelgestein Europas.

Nie reiz' es mehr blindwüthender Frevel auf,
Und König Philipp herrsche gerecht und gut!
Viel hangt an ihm! Nie war so heilig
Irgend ein fürstliches Haupt, wie seins ist.

An Franz den Zweiten.

Ohnmacht, Zerstücklung, jegliche herbe Schmach
War unser Loos, seitdem du Germaniens
Reichsapfel nicht mehr wiegst in deiner
Rechten, o Herr, und von uns verlassen,

Uns alle preisgabst schimpflichem Untergang!
Wohl that Erneurung unserem Reiche noth,
Doch nicht Zerstörung; tief im Busen
Trug es den edelsten Keim der Freiheit.

Du zeihst des Abfalls uns, des Verraths mit Recht;
Wir zeihen dich, daß über die Alpen stets
Dein Aug' gekehrt war, daß du Völker,
Deinem Germanien fremd, beherrschtest!

Einst griff sogar nach spanischem Ehering
Habgierig Oestreich; doch es erwarb sich nur
Deutschlands Verlust. Sein fünfter Karl war
Unser Verderben und ganz Europas!

Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts in die Fremde schweiften.

Vergebens hoffst du, daß der Lombarde je
Dich lieben lernt, daß je es der Pole lernt!
Wohl schleifte Mailand Barbarossa,
Aber es blutete Conradin auch.

Gieb deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz!
Dann wird, fürwahr, frohlockenden Jubelrufs
Dein wahres Volk aufnehmen seinen
Alten und kummergebeugten Kaiser!

Wer Sklave Moskau's wünschte zu sein, er bleib's!
Wir möchten frei sein, einig und groß; zu uns,
Die dein in Sehnsucht täglich warten,
Kehre zurück, o geliebter König!

Baschkireneinfall halte von uns entfernt;
Dann beut in Freundschaft deinem erneuten Volk
Das neue Frankreich auch den Handschlag
Ueber dem heiligen Sarg in Aachen.

Der Vesuv im December 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höhn Rubine
Reichlich sät, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches
Silbernes Antlitz.

Auf den Tod des Kaisers.

1835.

Ausbreite die thauschweren Flügel, o mein Gemüth!
Ernsteren Festlaut
Beginnend schwebe der Seemöve, der unstäten, gleich,
Die bald die blendende Schwungfeder hebt
Luftwärts, und bald in das blaue Meer taucht:
So schweb', o Klaglied, schwebe daher in Holdseligkeit.

Schnell kam von der Donau Gestade zum Arnostrand
Mächtige Kunde:
Der alte Kaiser erblich, der in dem Zeitsturm erfuhr
Manch stolzes Glück, und des Leids Bitterkeit,
Der Karls unsträfliches Priesterkleid einst,
Der letzte, trug; doch trugst du den Panzer auch, Sohn Pipins!

Wenn rühmlichen Stamms letzter Erbe den Geist verhaucht,
Wird in die Gruft ihm
Das Wappenschild des Geschlechts, zierlichen Schmucks, nachgesenkt:
Dieß erzgetriebene Bildwerk des Lieds,
Auf gleiche Weise hinab versenk' ich's
An schwankem Seil, vormaligen Ruhms im Geist eingedenk.

Glückselige, die freudig schon an das Ziel gelangt,
Schattenvergleichbar!
Gewes'nes scheint, wie die Dichtkunst, dem Gemüth fabelhaft:
Ist's möglich? Hattest du solch stählerne
Vorfahren? Krönten sie einst in Rom sich?
Und bis zum Jordan wagten sie einst die Kriegspilgerfahrt?

Sind's flüchtige Traumbilder, die in der Seele mir
Wogen empor? Drei
Geschlechter seh' ich, an Siegsruhm und an Unstern verwandt,
Hinstürzen. Zäher erscheint deins zuletzt,
Dem lotharingisches Blut vermischt ward,
Da sammt dem Brautring Reiche vergab die Habsburgerin.

Vielfältig erregt Gottes brausender Athemzug
Menschliche Thatkraft,
Und stets erneut des Geschicks Laune den Umschwung des Tags.
Wohl haben Jene gelebt allgesammt:
Dein schlichter Ahn an der Reuß und Albrecht,
Und wer den Freiheitsbrief mit der Scheer' entzweischnitt sodann.

Nicht will ich indeß, Herr, das Echo der Feinde sein:
Todtengericht mag
Ein Andrer halten! Um dein eisiges Herz dehne mein
Festlied die Fittige warmbrütend aus!
Weil, als ich ward und der Sonne Licht sah,
Du pflagst des Reichs Kleinode, so will Vasall sein ich dir

Durch Leben und Tod. Viel des Schmerzlichen zwar geschah;
Aber die Schuld springt
Von Hand zu Hand, wie im Ballspiele der nie sichre Wurf.
Dein Vater sank in die Gruft vor der Zeit!
Glatt ist die Jugend, es gleitet ab drum
Von ihr die Weisheit. Ach! Du bestiegst den Thron allzufrüh,

Anhörend in Unschuld der nordischen Teufelin
Tückischen Rathschlag.
Sie dachte: Wenn ich des ehrwürdigen Reichs Ahnenkraft
Aufreize gegen das Neufrankenvolk,
Eins geht von zwei'n in dem gräßlich furchtbar'n
Zusammenstoß schiffbrüchig zu Grund. Sie hat wahr gedacht.

Ihr Deutschen, o flieht stets des öden Polargestads
Freche Sirene,
Und blickt mit doppeltem Antlitze, der Zeit Janusbild,
Ostwärts gewendet und westwärts umher!
Dann wird in frischerer Blüthe glanzvoll
Um euch des Glücks Lenzmorgen erblühn, und stets knospenreich.

Nicht ist in dem Volk, traun! gebrochen die Kraft zugleich,
Während entzweibrach
Das morsche Zepter. O fragt Leipzig, o fragt Waterloo!
Noch grünt der Sieg um die kranzdunkle Stirn;
Doch würdig stets der Genossen zeigt euch,
Sobald der Zwingherrschaft unerfreulich Zerrbild erscheint.

Dann feiere wohllautend jugendlich eures Muths
Tugenden meine
Behelmte Kunst! Wie ein Eichstamm, in der Waldschlucht allein,
Steht freigewachsen und hoch mein Gesang:
Ausraufen magst du das bunte Moos wohl,
Der Rinde Schmuck, nicht aber den Baum; zu tief wurzelt er.

Aus „Die verhängnißvolle Gabel“ (Schluß des zweiten Akts).

Schmuhl.

Auf jenem Gebirg, wo die Hoffnung wohnt, ist's ganz wie im Land der Schlaraffen,
Und der Boden wie Sammt, und der Himmel wie Glas, und die Wolken wie Flocken von Purpur.
Und die Sonne, wie lacht sie in Klarheit stets! Doch breitet sich schattige Wölbung
Von Gebüsch zu Gebüsch und von Baume zu Baum, und es neigt sich Rose zu Rose.
Stets knospet's im Laub, und es wimmeln darin Papagaien und bunte Fasane,
Stolz wandelt der Pfau durch silbernen Sand und er schlägt goldaugige Räder,
Und es taucht sich der Schwan und der Colibri schläft in dem flammigen Kelche der Tulpen,
Und der Harzbaum würzt die geschwängerte Luft und der feine Geruch des Jasmins auch,
Und die Aloe blüht, und es breiten umher Palmbäume den riesigen Fächer,
Und der Springquell füllt, in beständigem Scherz, alabasterne Becken mit Goldschaum:
Dort kühlt sich im Bade der Jungfrau'n Leib in der Jünglinge nackter Gemeinschaft;
Hyazinthenes Haar fällt über das Haupt, fällt über den prächtigen Nacken,
Es verkündet der Wuchs kein irdisches Maß und die Haltung schwebet in Anmut.
Sanft plätschert um sie die melodische Flut und es hebt sich Flötengesäusel,
Vom Winde verweht, der leis' im Gefolg balsamischer Düfte daherzieht,
Und er schüttelt vom Ast, im Vorbeigehn mild, den vergoldeten Ball der Orange,

Und die kühlende Frucht der Granate mit ihr, für in Zukunft Dürstende sorgend.
Dort quält kein Schmerz, und die bitterste Pein ist dort wie ein Seufzer der Liebe;
Dort lehnt sich der Freund an die Schulter des Freunds, nie bange vor einstiger Trennung,
Und der Epheu mischt sein ewiges Blatt in die wallenden Locken der Dichter;
Als Lüge nur gilt dort Alter und Tod, das Unmögliche nennen sie wirklich.

(Hervortretend.)

Wie kommt es liebes Publikum, daß du die größten Meister
So oft verkennst, und stets verbannst die sonst berühmten Meister?
So ist bei dir der Kotzebue in Mißkredit gekommen,
Der sonst doch ganz allein beinah die Bretter eingenommen:
Du klatschtest seinen Herrn und Frau'n, du liebtest seine Späße,
Er war dein Leib- und Herzpoet, der dir allein gemäße:
Was galten dir vor dem Apoll die Musen alle neune?
Auf jeder Bühne fand man ihn, ja fast in jeder Scheune:
Kein andrer Dichter rühmt sich deß, drum weigert ihm nicht länger
Als deutschem Aeschylus den Kranz, als nationellstem Sänger!
Er schmierte wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope.
In Versen schrieb er selten zwar; dieß konnte wenig stören:
Ihr seid ja Menschen, wollt ihr denn der Götter Sprache hören?
Er sprach wie ihr, euch war das recht; er nahm, um euch zu schonen,
Aus eurem eignen Kreise sich die fadesten Personen.
Auch habt ihr euern Kotzebue nicht ganz und gar verlassen,
Zwar starb er euch, doch blieben euch des Edlen Hintersassen:
Der Advokat in Weißenfels, und ähnliche Gesichter,
Die klein wie er als Menschen sind und groß wie er als Dichter!
Wir sehen einen solchen Knirps nach Lorbeerzweigen schielen,
Weil er geborgt ein Trauerspiel aus zehen Trauerspielen,
Indeß er euch nur Scheußliches und Niegeschehnes zollte,
Das man, und wär' es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte.
Schneemännern gleichen solcherlei Tragödienverfasser;
Karikaturen sind sie heut und morgen sind sie Wasser!
Was sind sie, diese Korypphä'n moderner Dithyramben,
Als Kotzebues im Domino, staffirt in lahme Jamben?
Gern hätt' ich Manches wörtlich euch aus ihnen nachgewiesen,
Doch ihre Verse sind zu schlecht, sie passen nicht zu diesen.
Wie mancher dünkt sich Virtuos und schlägt gewalt'ge Triller,
Der bloß als leere Phrase drischt was Goethe sprach und Schiller?
Wenn die sich auch nur deß bedient, was Andre schon erworben,
So stünden wir bei Ramler noch, der längst in Gott verstorben!
Wen die Natur zum Dichter schuf, dem lehrt sie auch zu paaren
Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren;
Dem leiht sie Phantasie und Witz in üppiger Verbindung,
Und einen quellenreichen Strom unendlicher Empfindung;
Ihm dient was hoch und niedrig ist, das Nächste wie das Fernste,
Im leichten Spiel ergötzt er uns, und reißt uns hin im Ernste;
Sein Geist, des Proteus Ebenbild, ist tausendfach gelaunet,
Er lockt der Sprache Zierden ab, daß alle Welt erstaunet!
Er weiß, daß nach Aeonen noch, was sein Gemüt erstrebet,
Im Mund verliebter Jünglinge, geliebter Mädchen lebet;
Indeß der Zeit Pedanten längst, verwahrt in Bibliotheken,
Vor Staub und Schmutz vermoderten, als wurmige Scharteken.

Aus „Der romantische Oedipus" (Schluß).

Chorführer (an den Rand der Bühne vortretend).

Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach.
Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschaar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt, auf römischen Gräbern getanzt ihn;
Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karls wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht, und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durch's Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Grauvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.
Auch lispelt um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms noch,
Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten;
An den Höfen erscholl der Gesang damals aus fürstlichem Mund, und der Kaiser,
Dem als Mitgift die Gestade Homers darbrachte die Tochter des Normanns,
Sang lieblichen Ton! Kaum aber erlosch sein Stamm in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag capetingischer teuflischer Unthat,
Schwieg auch der Gesang, und die göttliche Kunst fiel unter die Meister des Handwerks.
Spät wieder erhub sie die heilige Kraft, als neue befruchtende Regung
Weit über die Welt, aus Deutschlands Gau'n, der begeisterte sächsische Mönch trug;
Doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
Das entvölkerte Reich, Jahrhunderte lang, preisgab der unendlichen Rohheit;
Weil Wechsel des Lauts erst hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
Durch männlichern Ton auf immer vertrieb die melodische rheinische Mundart.
Doch sollte das Wort um so reicher erblühn, und es lehrte zugleich es Melanchthon
Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas,
Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegen zu gehn der Vollendung!
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung,
Und das Maß herstellt, und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft,
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht Jedwedem genießbar;
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goethischer Sanftheit.
Manch großes Talent trat später hervor, und entfaltete himmlischen Reichthum;
Doch Keiner erschien in der Kunst Fortschritt, dem unsterblichen Paare vergleichbar:
Keusch lehnt Klopstock an dem Lilienstab und um Goethe's erleuchtete Stirne
Glühn Rosen im Kranz! Kühn wäre der Wunsch, zu ersingen verwandte Belohnung!
Ansprüchen entsagt gern unser Poet, Ansprüchen an euch! An die Zukunft
Nicht völlig, und stets wird löblicher That auch löblicher Lohn in der Zukunft!
Er beneidete nie die gefeierte Schaar um ein rauschendes Zeichen des Beifalls,
Wenn lallenden Tons sie zu stammeln begann die gestotterte Phrase der Unkunst;
Denn er hörte sie wohl und erkannte sie wohl, und verbiß die gerechte Verachtung:
Nie wird er sie nun mehr hören vielleicht, und er wandelt im Garten Europas,
Der schadlos ihn für manchen Verlust, für manches verkannte Gedicht hält:

In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums,
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebirgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts.

Heinrich Christoph Ferdinand Pröhle,

ein schwacher Lyriker, fleißiger Märchensammler und publicistischer Autor, erblickte das Licht am 4. Juni 1822 Satuelle bei Neuhaldensleben im Magdeburgischen, wo sein Vater, ein nicht unbekannter Schriftsteller auf theologischem Gebiete, um diese Zeit Prediger war. Als derselbe im Jahre 1835 nach Hornhausen bei Oschersleben versetzt worden, brachte er den Sohn auf die Domschule zu Halberstadt, später auf das Gymnasium zu Merseburg. Nach geraumer Vorbildung in diesen Anstalten studirte der junge Pröhle drei Jahre lang (von Michaelis 1843—1846) in Halle und Berlin Geschichte und Philologie, indem er in letzterer Universitätsstadt vorzugsweise August Böckh und Jacob Grimm hörte; worauf er in den nächsten Jahren verschiedene Reisen durch Deutschland, Ungarn und Tyrol machte, wobei seine Hauptaufgabe war das Volksleben zu beobachten. Gleichzeitig und nachher verfaßte er mancherlei Journalartikel, namentlich für die Allgemeine Zeitung, ferner Schilderungen aus der durch die europäische Revolution erschütterten Gegenwart wie aus der Vergangenheit des Mittelalters, Gedichte, Novellen, Kritiken und litterar-historische Charakteristiken in bunter Reihenfolge. Geraume Zeit hindurch bildete der Harz und dessen unerschöpfliches Märchenreich den Mittelpunkt seiner Forschungen. Nachdem er aber 1855 die philosophische Doktorwürde von Bonn empfangen hatte, beschloß er sich dem Lehrerfache zu widmen, bestand das vorgeschriebene Probejahr in Berlin und war alsdann thätig an mehreren Gymnasien und Realschulen, zuletzt ein Jahr lang (von 1858—1859) zu Mühlheim im Regierungsbezirke Düsseldorf. Ostern 1859 wiederum besoldeter Hülfslehrer in Berlin geworden, erlangte er endlich mit dem April 1860 von dem Berliner Magistrat die Stelle eines ordentlichen Lehrers an der Louisenstädtischen Realschule.

Seiner Pietät für das germanische Alterthum und dessen Volksüberlieferungen, seinem gelehrten Sammlerfleiß und eifrigen Forschergeiste versagen wir keineswegs die wohlverdiente Anerkennung. Obgleich ohne bestimmte Principien, doch rüstig und thätig für die gute Sache in alle Wege, strebt Pröhle nach gediegenen Leistungen, während es ihm freilich noch nicht gelungen ist bedeutende Lorbeeren zu pflücken. Seine Lyrik ist unreif, in den Stoffen meist unwichtig, in der Ausführung lahm. Das volksthümliche Element, welches von ihm nach heutiger Moderichtung bevorzugt wird, weiß er weder in fließender Klarheit der Gedanken noch in anmuthiger Form geschmackvoll ausgeprägt vorzuführen. Aeußerlich hinken zugleich seine Verse, des sangbaren Tons entbehrend, wie man ihnen Schwerfälligkeit des Gedankenflugs innerlich anmerkt. Wenige seiner Lieder daher verdienen Beachtung,

diejenigen, die frei sind von falscher, sogenannter populärer Naivetät und verkehrter Originalität.

Schriften. 1) Aus dem Kaiserstaat. Schilderungen aus dem Volksleben in Ungarn, Böhmen, Mähren, Oberösterreich, Tyrol und Wien. Wien 1849. 2) Berlin und Wien. Berlin 1850. 3) Walddrossel. Ein Roman. Dessau 1851. 4) Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde. Erzählungen, Märchen und Schilderungen aus dem Leben des Volks. Leipzig 1852. 2 Bände. 5) Der Pfarrer von Grünrode. Biographischer Roman. Ebend. 1852. 2 Bändchen. 6) Märchen für die Jugend, mit einer Abhandlung für Lehrer und Erzieher. Halle 1854. 7) Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Aschersleben 1855. 8) Ueber den Harz. a. Aus dem Harze. Skizzen und Sagen. Leipzig 1851. (Außerdem auch eine Miniatur-Ausgabe.) b. Kinder- und Volksmärchen. (Meist auf dem Oberharze gesammelt.) Leipzig 1853. c. Harzsagen, gesammelt auf dem Oberharze. Ebend. 1853. d. Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Ebend. 1855. e. Unterharzische Sagen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen. Aschersleben 1856. 9) Friedrich Ludwig Jahn's Leben, nebst Mittheilungen aus seinem litterarischen Nachlasse. Berlin 1855. 10) Gottfried August Bürger, sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig 1856. 11) Das Leben des alten Köhlermeister Hillebille. Hamburg 1859. 12) Gedichte. Leipzig 1859. 13) Eine Menge historischer, biographischer und das Alterthum wie die neueste Zeit betreffender Artikel in den verschiedensten Zeitungen, zum Theil gesammelt unter dem Titel Feldgarben 1859; außerdem Kritiken, Charakteristiken, Novellen und Erzählungen in vielerlei Blättern.

Das Posthorn.

Kein bess'rer Klang ist auf der Welt
Als eines Posthorns Klingen,
Wenn es am Morgen über Feld
Und Wald kann lustig dringen.
Sagt an, wißt ihr im Wagen drin,
Herr Hofrath und Frau Hofräthin,
Was dieser Klang bedeute?

Er lobet Gott, weil der so hell
Und weit gemacht die Erde,
Daß für dich, wackerer Gesell,
Sie nicht zu enge werde;
Weil er ein mächt'ges Vorwärts schuf
Aus Rossesbug und Rosseshuf,
Deß thut das Horn sich freuen.

Mir scheint fürwahr, es hat auch Grund
Das Horn, ihn zu beloben,
Wenn ich bedenk' zu dieser Stund',
Was der gethan dort oben,
Der alles weislich hat bedacht,
Hat Wald und See und Au gemacht,
Gebirg und Thal daneben.

Kein bess'rer Klang ist auf der Welt
Als eines Posthorns Klingen,
Wenn es am Morgen über Feld
Und Wald kann lustig dringen.
Was ist Concert und Opera?
Es macht die beste Musika
Ein Bursch im gelben Kragen.

Robert Eduard Prutz,

ein lyrischer und dramatischer Dichter, Novellist und Prosaiker von vorzüglicher Begabung, aber ohne jene tiefe und nachhaltige Begeisterung für die Kunst, welche vor Vielschreiberei bewahrt und zur Höhe klassischer Bedeutung führt. Geboren am 30. Mai 1816 zu Stettin, studirte er in Halle und promovirte daselbst im Jahre 1838 zum Doktor der Philosophie, nachdem er eine strenge wissenschaftliche Bahn mit Ernst und Gründlichkeit verfolgt hatte; Geschichte, Litteratur und Poesie

waren die Gebiete, worin er sich heimisch zu machen suchte. Seine Studienjahre fielen in jene Epoche, wo einerseits die Hegel'sche Philosophie oben schwamm, andererseits im staatlichen Leben eine frische Bewegung eintrat. Nach beiden Richtungen hin fand er in Halle einen sehr bedenklichen Führer, den bekannten politischen Vielschreiber und Agitator Arnold Ruge, welcher damals die ebenso kecken als einseitigen „Halleschen Jahrbücher" begründete, die nach ihrem Verbot unter dem Titel „Deutsche" Jahrbücher eine Zeit lang noch fortwetterten, obwohl ihre vielgefürchteten Blitze nirgends einschlugen. An dieser kritischen Zeitschrift seine jungen Kräfte betheiligend, ward Prutz unmittelbar in die damalige sogenannte „liberale" Bewegung hineingezogen, deren Interessen er denn auch muthig verfocht, ohne sich durch Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten beirren zu lassen, die bald seinen Fuß Schritt vor Schritt hemmten. Es ist zu bedauern, daß die Beschränktheit jener Tage diesem strebsamen Manne, wie vielen andern tüchtigen Zeitgenossen, den rechten und würdigen Platz für eine edle Wirksamkeit versagte.

Im Jahre 1841 war Prutz nach Jena gegangen, in der Hoffnung, eine Professur an dasiger Universität zu erreichen; doch wegen des geringen Versehens, daß er ein Abschiedsgedicht an Dahlmann, der in den Haven von Bonn einzulaufen im Begriffe stand, ohne die Erlaubniß der Censurbehörde drucken lassen, mußte der Dichter, durch großherzogliches Reskript bedeutet, bis zum 4. Mai 1843 die Weimarischen Lande meiden. Die Tortur der bis 1848 unausrottbaren Censur hatte damals gerade ihren Höhepunkt in Deutschland erstiegen. Prutz kehrte nach Halle zurück, auf seinem einmal eingeschlagenen Wege verharrend und fleißig auf litterarischem Gebiete fortarbeitend. Neben allerlei historischen Studien, deren Früchte er meist in seinem „Taschenbuch" von 1843—1848 herausförderte, baute er auch das dramatische Feld an, doch ohne Erfolg, da die Zeitumstände für eine kühnere Dichtungsweise ungünstig waren, der Verfasser für seine Person keine Geduld hatte und neue Widersacher durch seine 1843 veröffentlichte satirische Komödie „die politische Wochenstube" wie auch durch seine meistentheils politische Lyrik sich voreilig auf den Nacken geladen hatte. Nun brach der staatliche Umschwung der Dinge, welchen so viele Vorzeichen angekündigt, im Jahre 1848 erdbebenartig los. Zwar erhielt der Dichter noch im Jahre 1849 eine außerordentliche Professur der Litteraturgeschichte in Halle, aber äußerlich war diese Stellung keineswegs befriedigend, sollte es auch nicht werden, als die allgemeine politische Reaktion jedem einzelnen Manne von hervorragendem Geiste aufs Neue Luft und Sonne beschnitt. Man kann nicht sagen, daß die bevorzugten Staatsgewalten allein nachtheilig in die wissenschaftlichen Räder des Fortschritts eingriffen,

auch unten kamen gleichsam die Mäuse aus ihren Löchern hervor: die Collegen suchten dem Collegen mit erneuerter Bosheit das Dasein sammt allen seinen Hoffnungsblüthen zu verkümmern. Prutz nützte durch geschichtliche Rückblicke und durch wohlgefaßte Artikel über die Tagesereignisse dem Allgemeinen, verlor aber im letzten Jahrzehnt den besten Theil seiner Muße an — Romane und an die Herausgabe der Zeitschrift „das deutsche Museum". Von Kränklichkeit heimgesucht und müde der ewigen Verleumdungen, wie sie „deutsche Klatscherei" ausspinnt, zog er sich mehr und mehr in die Einsamkeit zurück.

Unter den Dichtern der letztverflossenen Jahrzehnte einer der vorzüglichsten an Geist und Bildung. Ja, er besitzt mehr wahres Talent und gediegenere Kenntnisse als Freiligrath, Herwegh, Geibel, Gutzkow, Laube und Halm; er weiß mehr als die genannten Autoren: ein entschiedener Vortheil, wenn es für eine gute Leistung erste Bedingung ist, Etwas zu wissen. Wohlbewandert in der Geschichte der Völker und ihrer Litteraturen, vereinigt Prutz mit freiem Weltblick und lebhafter Einbildungskraft einen ganz trefflichen Verstand, der ihm, wie er besonders durch zahlreiche kleinere Aufsätze in Prosa bewiesen hat, eine ebenso klare als strenglogische und dabei anmuthige Darstellungsweise ermöglicht. Allein um zu ausgezeichneten, im vollen Sinne klassischen Werken vorzubringen, hat er nicht das Seine gethan. Denn selbst die vielgerühmte „Wochenstube" leidet an inneren Mängeln, welche diese Leistung nicht zu einer wahrhaft bedeutenden werden ließen, indem er unter anderm Männer wie Tieck und Schelling auf eine des Deutschen unwürdige Weise durchhechelte, so daß wir darüber nicht lachen können, wie es der Dichter mit seiner Satire beabsichtigte. Das aristophanische Stück, die Wochenstube, erscheint daher nur als eine schwache und in ihren Motiven widerspruchsvolle Nachahmung der beiden aristophanischen Komödien Platen's. Die Ursachen, daß Prutz die Erwartungen nicht erfüllte, die man von seinem ersten Auftreten ab zu fassen berechtigt war, liegen zu Tage. Auf den politischen Wogen des Zeitalters dahinschwimmend, obwohl bei den weitgreifenden Forderungen der wildesten Partheiungen nie die Bahn der Mäßigung verlassend, fand er während seiner frischen Jugend nirgends eine ruhige Stätte, um ungehindert in friedlicher Muße vollendete Produkte zu schaffen: ohne äußerliche Mittel zu seinem Fortkommen, sah er sich lediglich auf seine eigenen Kräfte hingewiesen, eine passende Stellung erlangte er nicht, an einflußreichen Gönnern gebrach es ihm, mochte sie wohl auch nicht suchen. Gefördert wollte er blos um seiner Verdienste willen sein, als ob es heutzutag wirklich nach Verdienst ginge, und als ließe es sich in unsern Zeiten erzwingen, daß man, trotz mißliebiger Bestrebungen, die Verdienste achten und belohnen müsse.

Dieß hatte die natürliche Folge, daß Prutz erstlich zu viel produzirte und zu rasch schrieb, um sich mit der Feder seine Unabhängigkeit zu erschreiben; zweitens, daß alle seine Schriften eine etwas einseitige politische Tendenz verfolgten, und daß er zu viele moderne, schnell in ihrer Wichtigkeit veraltende Zeitideen in seine Produkte einmischte, wodurch sie theils prosaisch ausfielen, wo er dichterisch wirksam zu sein glaubte, theils an Bedeutung verloren, wo er für den Inhalt zu gewinnen gedachte. Es fehlt seinen Schriften daher das Bleibende oder Allgemeingültige, obwohl seine litterar-historischen Arbeiten immer einen gewissen

Werth behaupten werden und ihm ein entschiedenes Verdienst sichern. Drittens trat aus seiner äußeren Lage der Nachtheil hervor, daß er von der künstlerischen Seite litterarischer Werke absehen mußte, da sich Kunst mit Vielschreiberei nicht verträgt. Schlimm genug aber war es, daß Prutz gleichzeitig auch die Schwachheit beging, das Streben nach Kunst selbst zu mißachten, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Er gerieth auf diese Schwachheit, weil er keine Muße hatte, selbst künstlerische Wege zu gehen, fing daher an Andere zu tadeln, die mit der Kunst es ernstlich meinten, und blickte wohl gar mit einem gewissen Neide auf Solche, die sich die Aufgabe gestellt hatten, die Kunst des Wortes in ihren Arbeiten zu pflegen. So war denn Prutz leider auch nicht immer ein Kritiker, dem die Wahrheit über Alles geht; auf Beifall und Lob angewiesen, hielt er es mehr mit denen, die ihn wieder lobten, und so verfiel auch er in das litterarische Coteriewesen. Dazu kam, daß er sich von einer gewissen Burschikosität in seinem schriftstellerischen Gebaben nicht ganz lossagen konnte, wodurch er oft prosaisch ward und seiner Muse den edeln Schimmer nahm. Im Dramatischen blieb er sonach, wie selbst sein bestes Werk, „der Moritz von Sachsen", hinlänglich beweist, auf gewöhnlichen Wegen stehen; das genannte Stück widerspricht nicht sowohl dem historischen Charakter der Zeit, worin es spielt, als der wahren Anschauung der Dinge überhaupt, indem er mancherlei auffällige moderne Ideen keck hineinverwebt hat, die einer gesunden Grundlage entbehren. Die Vergangenheit läßt sich mit der Gegenwart trefflich verbinden, nur muß es echtkünstlerisch geschehen, nicht mit zeitlichen Phrasen und flüchtigen Schlagwörtern, wie im Moritz mit dem berüchtigten „Fetzen" Landes, den er für deutsche Unabhängigkeit und Einheit dem Franzosen in den Kauf geben wollte. Auch von Seiten der dramatischen Form verdanken wir ihm keinerlei Fortschritt; die „Wochenstube" abgerechnet, behielt er die Schiller'schen und Goethe'schen Weisen bei, ohne sie jedoch zu erreichen. Was Platen angestrebt hatte, wußte er; die Weintrauben aber hingen ihm wie Geibeln zu hoch, und deßhalb brachte er unter anderm einige sehr oberflächliche Notizen gegen die sechsfüßigen Jamben zu Markte, wie auch gegen die Odenform.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er selbst im Lyrischen keinen Fortschritt bewirkt hat, obwohl ihm, was auch der Litteraturhistoriker Hillebrand anerkennt, etliche zum Herzen sprechende Lieder gelungen sind. Er besingt meistentheils bedeutungslose Dinge, oder er bringt bald Stoffe, die er nicht poetisch zu gestalten vermocht hat, oder bald Ideen, namentlich politische, die theils prosaisch sind, theils prosaisch ausgeführt werden. Gewöhnlich krankt er in der Lyrik an einer übermäßigen Breite; er weiß seine Kraft selten zu konzentriren. Und das ist wiederum ein künstlerischer Mangel.

Schriften. 1) Gedichte. Leipzig 1841. Später neue Abdrücke. 2) Gedichte. Neue Sammlung. Zürich und Winterthur 1843. 2. Auflage. 3) Ein Märchen. Gedicht. Leipzig 1841. — Außerdem verschiedene Gelegenheitsgedichte. 4) Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Litteratur. Leipzig 1841. 5) Die politische Wochenstube. Eine Komödie. Zürich und Winterthur 1843. Später mehrmals neu aufgelegt. 6) Karl von Bourbon. Historische Tragödie in 5 Akten. Hannover 1845. 7) Moritz von Sachsen. Trauerspiel in 5 Akten. Zürich und Winterthur 1845. 8) Geschichte des deutschen Journalismus. Hannover 1845. 1. Band. 9) Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1847. 10) Kleine Schriften zur Politik und Litteratur. Merseburg 1847. 2 Bände. 11) Neue Schriften. Halle 1854. 2 Bände. 12) Dramatische Werke. Leipzig 1847—1849. 4 Bände. 13) Zehn Jahre, 1840—1850. Geschichte der neuesten Zeit. 1. Band. Ebend. 1850. 2. Band. 1857. 14) Romane. a. Das Engelchen. 3 Theile. Leipzig 1851. b) Felix. 2 Theile. Ebend. 1851. c. Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern. 3 Theile. Ebend. 1855. 15) Goethe. Eine biographische Schilderung. Ebend. 1856. 16) Ludwig

Holberg. Sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Stuttgart 1857. 17) Litterarhistorisches Taschenbuch. Hannover 1843—1848. 6 Bände. 18) Das deutsche Museum. Zeitschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben. Leipzig 1851—1860. 19) Die deutsche Litteratur der Gegenwart, 1848—1858. Ebend. 1859. 2. Auflage 1860.

Frage nicht!

O frage nicht,
Was auf des Auges stillem Grunde
Mir oft wie eine Thräne bebt,
Was schüchtern oft zu meinem Munde
Wie ein verstohlner Seufzer schwebt!
Es ist ein Wort, unausgesprochen,
Ein selig goldnes Traumgesicht,
Und nur mein Blick, mein Herzenspochen
Verräth es dir — o frage nicht!

O frage nicht,
Was ruhelos in deine Nähe
Mich wie ein Zauber mächtig bannt,
Warum ich dennoch seitwärts stehe,
Wenn du mich lächelnd kaum erkannt!
Von Schmetterlingen rings umgaukelt,
Genährt vom ersten Sonnenlicht
Ein Röschen du, vom West geschaukelt,
Entblättert' ich — o frage nicht.

O frage nicht,
Zu welcher frühen Sonnenwende
Mein kurzes Leben sich gesenkt,
Zu welchem Abgrund, welchem Ende
Mein müder Fuß hinunterlenkt!
Dir sei die Welt ein ew'ger Morgen
Voll Maienglanz und Duft und Licht;
Was Schmerzen sind, dir sei's verborgen:
Leb' wohl, vergiß — und frage nicht!

Hutten.

Was Hutten hin! was Hutten her!
Ich mag von ihm nichts hören.
Laß, deutsche Jugend, nimmermehr
Von Hutten dich bethören.
Ich geb' es zu, er meint' es gut,
Doch hatt' er viel zu rasches Blut:
Schon heut' vor drei Jahrhunderten
Rief er zu den Standarten,
Schon heut' vor drei Jahrhunderten —
O Hutten, lerne warten!

Er wollte, daß vom Rhein zum Belt
Ganz Deutschland einig werde:
So wären wir die Herrn der Welt,
Die Könige der Erde.
Nun wohl, das war ein schöner Traum;
Doch reimt auf Traum bekanntlich Schaum
Noch heut', nach drei Jahrhunderten,
Sind wir die stets Genarrten,
Noch heut, nach drei Jahrhunderten —
O Hutten, lerne warten!

Er rief die Fürsten seiner Zeit,
Die Kön'ge, die noch träumten,
Er rief sie auf zum heilgen Streit
Und fluchte, da sie säumten.
Allein, allein, allein, allein,
Wer wird auch gleich so hitzig sein?
Noch heut', nach drei Jahrhunderten,
Wo bleibt, auf den wir harrten?
Noch heut', nach drei Jahrhunderten —
O Hutten, lerne warten!

Erneuen wollt' er Deutschlands Ruhm,
Aufrichten Deutschlands Ehre,
Damit es, wie im Alterthum,
Glorreich vor Allen wäre.
Das war sein Sinnen Tag und Nacht,
Und doch, und doch, wer hätt's gedacht?
Noch heut, nach drei Jahrhunderten
Ist unser Schwert voll Scharten,
Noch heut', nach drei Jahrhunderten —
O Hutten, lerne warten!

Die Freiheit sollte, sonnengleich,
Den Großen, wie den Kleinen,
Für Alt und Jung, für Arm und Reich,
Sie sollte Allen scheinen.
Doch bis auf Weitres, merkt Euch wohl!
Ist auch die Freiheit Monopol:
Noch heut', nach drei Jahrhunderten,
Ist sie für die Aparten,
Noch heut', nach drei Jahrhunderten —
O Hutten, lerne warten.

Das gift'ge Kraut der Lüge stand
Hochwuchernd in den Wegen,
Da kam der Hutten flink gerannt,
Das Messer anzulegen.
Fort mit dem Messer, fort das Beil!
Das Ding hat wahrlich keine Eil:
Noch heut', nach drei Jahrhunderten,
Das Unkraut blüht im Garten,
Noch heut', nach drei Jahrhunderten —
O Hutten, lerne warten!

Er sah Pedanten hochgeehrt,
Für Weise galten Tröpfe,
Da schwang er seines Witzes Schwert
Auf ihre dicken Köpfe.
Und hätt' er es auch nicht gethan,
Die Welt ging' dennoch ihre Bahn:
Noch heut', nach drei Jahrhunderten,
Floriren noch die Schwarten,
Noch heut', nach drei Jahrhunderten —
O Hutten, lerne warten.

Die Mönche packt' er hier und dort,
Der Pfaffenschreck, der Hutten,
Und schleuderte sein Donnerwort
Gleich Feuer auf die Kutten.
Sein ganzes Leben setzt' er dran:
Allein was half es, saget an?
Noch heut', nach drei Jahrhunderten,
Noch mischt der Pfaff die Karten,
Noch heut', nach drei Jahrhunderten —
O Hutten, lerne warten!

Und wo er einen Schurken fand,
Und ging er auch in Seide,
Gleich war am Degen seine Hand,
Der Degen aus der Scheide!
Was nützt' es ihm? was bracht' es ein?
Auf Ufnau ruht sein müd' Gebein:
Noch heut', nach drei Jahrhunderten,
Giebt's Schurken aller Arten,
Noch heut', nach drei Jahrhunderten —
O Hutten, lerne warten!

Drum sollst du, Jugend, nimmermehr
Dir ihn zum Beispiel nehmen:
Sei gut, sei groß — nur nicht zu sehr!
Auch Tugend lerne zähmen!
Die Ungeduld, die Ungeduld,
Die ist an allem Uebel schuld:
Vielleicht nach drei Jahrhunderten,
Vielleicht, — wir können warten, —
Vielleicht nach drei Jahrhunderten
Wehn vorwärts die Standarten.

Aus dem „Moritz von Sachsen“.

Fünfter Auftritt des 3. Aktes.

Moritz allein. Gleich darauf [der Kanzler] Carlowitz.

Moritz.

Gott segne Euch! — Gott oder Satanas!
(Zu Carlowitz, der sich aus dem Hintergrunde nähert.)
O Carlowitz, man treibt sein Spiel mit mir!
Was? weiter nichts? Und Alles war umsonst,
Was aus den tiefsten Quellen meiner Seele
Ich ausgeströmt gleich einer Thränenfluth?
Hast Du's gehört? O in der That, man treibt
Sein Spiel mit mir! —

Carlowitz.

Mein theurer Fürst —

Moritz.

Allein
Sie irren sich — ich sage Dir, sie irren!
Ich bin der Mann nicht, welcher dies erträgt
Und nur allein mit Tinte protestirt —
Blut! Blut, wie Oel! Das sänftige mein Herz!

Carlowitz.

Faßt Euch, mein Fürst —

Moritz.

'S ist gut, ich bin gefaßt.
Laß satteln, Augenblicks. Ein Abgrund muß
Ausdehnen jetzt sich zwischen Karl und mir —
Und Leichen nur, nichts Andres, füllt ihn aus!

Carlowitz.

So wollt Ihr wirklich —?

Moritz.

Was ich muß.

Carlowitz.

Ihr wollt —?

Moritz.

Was meine Ehre, was mein Vaterland,
Das man zur spanischen Provinz will machen,
Und die gekränkten Rechte meines Bluts
Gebiet'risch, unvermeidbar mir befehlen.
Er hat mich lang genug getäuscht, wohlan!
So täusch' ich ihn. Ich reise jetzt. Du selber
Mußt nach Paris — o pfui! Dies Eine nur,
Dies thut mir leid, daß ich zur deutschen Sache,
Zur köstlichen, der Rettung meines Landes
Und meines Rechts, den Fremdling brauchen muß!
Was ist der Preis?

Carlowitz.

Drei Perlen deutschen Reichs,
Die alten Städte Toul, Verdun und Metz
Sollt ihr abtreten —

Moritz.

Aber doch wohl nur
Auf dem Papier? Bin ich mit Karl erst fertig,
Dann, meine Herrn Franzosen, kommt's an Euch! —
Und sterb' ich eh', und hindert mich der Tod,
Nun denn, so lass' ich künftigen Geschlechtern
Die heil'ge Pflicht, die unauflösbare,
In bessern Zeiten wieder einzubringen,
Was ich von Deutschland, Deutschland zu erretten,
Jetzt in die Schanze blindlings schlagen muß:
Und mehr ist Freiheit, als ein Fetzen Land!

Carlowitz.

Ich bin bereit —

Moritz

(im Abgehen sich plötzlich umwendend, langsam bis in den Vorgrund gehend, mit innigem Schmerze).

O Karl! O Karl! Mein Kaiser!
Held meiner Jugend, Sonne meines Glücks—

(Sein Herz niederpressend.)

Nein, zucke nicht! Du mußt ihn lassen, fort!
Ich reiß' ihn aus — ich werf' auch ihn, auch ihn
Auf unsrer Zukunft flammenden Altar!

Carlowitz.

So eilt mein Fürst. Die Stunden sind gezählt,
Ein Werk, wie Eures, braucht der Schnelligkeit.

Moritz.

Es war das Letzte, so — Nun ist es gut,
Nun nimm mich hin, mein Vaterland! Schiffbrüchig,
Verarmt an Liebe, meiner Ehre baar,
Des besten Freundes durch mich selbst beraubt:
So nimm mich hin! Die alten Sterne sinken,
Ein neuer steigt, ein flammender Komet,
An meinem Himmel fürchterlich empor —
Aus blut'ger Erde kommt die junge Saat:

(Das Schwert ziehend.)

Sonne der Freiheit, leuchte meinem Pfad!

Erster Auftritt des 4. Aktes.

Innsbruck in Tyrol.

Der Kaiser, mit dem Narren Schach spielend, im Vorgrund.

Narr.

Euer Spiel steht schlecht, Gevatter. Was meint Ihr? Nicht wahr? Es spielt sich leichter mit Menschen, als mit Schachfiguren? Die Menschen — die werft Ihr um, rennt sie über den Haufen, schlagt sie todt, piff, paff, von oben, von unten, wie Ihr könnt und mögt; der Gewinn ist für Euch, und der Todtengräber für Alle. Aber die Schachsteine, das ist hartnäckiges Volk, die halten auf Regeln und Gesetz und Recht — o Gevatter, wenn ich ein Kaiser wäre, ich schaffte das Schachspiel ab. Schad!

Kaiser.

Noch halt' ich es: ich geb' den Bauern preis.

Narr.

Den Bauern? Straf mich Gott, Gevatter: es ist doch das Dümmste, was man sein

kann, ein Bauer zu sein. Ein Narr ist wenig — wißt Ihr warum? Weil wir unser gar zu Viele sind. Die Familie ist zu groß; das schöne Kapital der Narrheit muß in gar zu kleine Portionen getheilt werden, damit nur ein Jeder etwas kriegt — Ihr auch, Gevatter, Ihr auch! und es sollte mich nicht wundern, wenn Ihr sogar den Löwentheil bekommen; es wäre nur so im Verhältniß zu den Uebrigen. Aber dennoch lieber ein Narr, als ein Bauer! Als Narr bin ich Eines Menschen Narr und weiß es; aber der Bauer ist der Narr für Alle und weiß es nicht. Aber nun gebt Acht, Gevatter! Dieser Bauer hatte ein zartes Fell, Ihr tragt die Stiefel, die Ihr Euch aus seiner Haut geschnitten habt, nicht weit: Schach! wieder Schach! und — matt!

Kaiser.

Ich sah den Läufer nicht, der hat die Schuld.

Narr.

Ja wohl, Gevatter, und zwei mal zwei ist vier. Aber soll ich Euch einen guten Rath geben? Ich soll: denn wozu wäre ich ein Narr, als zum Rath geben? Und also dies ist mein guter Rath: Nehmt Euch in Acht, Gevatter, vor den Läufern. Versteht Ihr mich? Vor den Ueberläufern, den Vor- und Nachläufern, die den Mantel nach dem Winde drehn, hungrige Bursche, die so lange neben Eurem Pferde laufen, bis sie Euch ein Almosen abgebettelt haben — und dann recken sie die Zunge und werfen mit Steinen hinterdrein. Ihr versteht mich doch, Gevatter.

Kaiser.

Nein, guter Narr.

Narr.

Nun, Gott segne Eure Weisheit, gnädiger Herr. Es ist eine kaiserliche Weisheit, nicht zu wissen, was alle Welt weiß. Ihr habt zu lange Hände und zu kurze Ohren, da liegt's. — Schaut her: wenn dies Schachbrett das deutsche Reich wäre und Eure Königin wär' ein Kaiser —

Kaiser.

O guter Narr, nur nichts von Politik!

Narr.

Ha, Politik! —
Es ist nun 'mal die Lieblingskost der Welt
Und auch der Narr will seinen Theil daran!
Die Welt hat sich ein wenig übergessen
Am Kinderbrei der Häuslichkeit, sie hungert
Nach den Fleischtöpfen der Historie.
Hörst Du die Magen knurren? Sieh dich vor!
Das Volk hat einen grimm'gen Appetit
Und eine schamlos bäurische Verdauung.
Paß' auf, Gevatter! Sieh, es geht nicht gut,
Ich darf's Dir sagen! Denn ich bin ein Narr:
Das Volk braucht viel — gieb ihm ein Weniges,
Zwei Bissen nur, nur ein paar dürre Krumen
Vom Abhub Deines Mahles — gieb sie ihm!
Und satt und stumm, schweifwedelnd, kriecht der Hund
In seine kalte Hütte und schläft ein.

Kaiser.

Narr, sieh Dich vor, daß Du nicht selbst zuerst
Empfindest, wie die Hundehütte thut.

Narr.

Es wäre nicht das erste Mal, würde nicht das letzte bleiben. Narren und Patrioten müssen auf Schlimmeres gefaßt sein: und jetzt bin ich ein Narr und ein Patriot dazu, also ein zwiefacher Narr. Stroh oder Seide — Ich sah eine Leiche, die hatte seidene Hosen an — und puh! was stank sie! Im Stroh nisten Flöhe, die beißen, in der Seide nisten falsche Freunde, die beißen noch ärger. Und darum sag' ich Euch: nehmt Euch in Acht vor den Ueberläufern! Nehmt Euch in Acht vor Eurem Freunde Moritz —

Kaiser (lachend).

Auch Du, mein Narr? Die Tonart ist nicht neu,
Ich habe sie von Andern schon gehört
Und bis zum Ueberdruß gehört. O Narr,
Du wirst zu fett, Dein Witz wird mager, geh,
Leg' Dich in's Bett und nimm zu schwitzen ein!

Narr.

Noch nicht, gnädiger Herr. Ich warte, bis Ihr vor Angst schwitzt, dann setzen wir uns Beide zusammen. Ach Gevatter, Gevatter! es wird doch hübsch sein, wenn Alles so kommt, wie ich es Euch sage — und dann setz' ich mich vor Euch und seh' Euch an und

ziehe die Augenbrauen über die Stirn hinauf und räuspre mich und stemme die beiden Ellenbogen breit auf und sage: Nun? Nun, sag' ich? hab' ich es Euch nicht vorhergesagt? Ach Gevatter, das wird hübsch sein — so hübsch, daß es mir schon jetzt in die Augen steigt.

Kaiser.

Pfui, guter Narr, Du wirst sentimental?

Narr.

Sentimental? Nein, Gevatter, das hab' ich abgelegt, seit ich mir zum ersten Mal meine Hosen allein zuknöpfte — und dazwischen ist mehr Zusammenhang, als Ihr denkt. Sentimental? Mein Herz ist ein Igel, der seine Stacheln nach außen kehrt. Gebt Acht, Gevatter: wenn Ihr weint, soll mein Herz Euer Kopfkissen sein — und dann sagt noch, daß ich sentimental bin. Aber im Uebrigen bleibt's dabei: es gehen böse Gerüchte über Moritz; man spricht von verborgenen Bündnissen, geheimen Plänen, heimlichen Rüstungen — nehmt Euch in Acht!

Karl Theodor Pyl,

ein Dramatiker und Kunstforscher, geboren am 10. November 1826 zu Greifswald, aus einer alten Pommerschen Familie entsprossen, deren Mitglieder dem geistlichen, juristischen und ärztlichen Stande angehörten. Von seinem kunstsinnigen Vater für neuere Kunst angeregt, auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt und der dortigen Universität dem Leben und der Kunst des Alterthums zugeführt, setzte Pyl in Göttingen unter K. Fr. Hermann, in Berlin unter Böckh seine Studien fort und promovirte zum Doktor der Philosophie. Durch viele Reisen alsdann in der alten und neueren Kunstgeschichte befestigt, habilitirte er sich auf diesem Gebiete im Jahre 1853 in Greifswalde und versuchte neben akademischen Vorlesungen seine Kräfte im Drama.

Echte Liebe zur Poesie erfüllt diesen Dichter, echt sind seine Bestrebungen; doch ist ihm zu wünschen, daß er die Strahlen seines Talents mehr konzentrire, wie es besonders für den Dramatiker nothwendig ist, um eine entschiedenene Wirkung zu erreichen. Das zu der Feier des 400jährigen Bestehens der Greifswalder Universität verfaßte Drama „Heinrich Rubenow" schildert die Schicksale dieses Universitätsstifters in einer zu weitschichtigen Fassung; daher Pyl das Stück später für die Bühne verkürzt umarbeitete. Ein späteres Drama, „Pontius Pilatus", behandelt einen religiösen Stoff nach griechischem Vorbilde, doch stellt der Verfasser selbst dieses Wagniß in seiner zum Schillerfest 1859 gedruckten Schrift (S. 8) als mißlungen hin. Unser Theater verträgt ohnehin nicht dergleichen erhabene Sujets; auch würde für dieselben eine edlere Form erforderlich sein, als seither Pyl zu handhaben sich bemühte, der bei den sogenannten „Schillerjamben" stehen geblieben ist.

Schriften. 1) Heinrich Rubenow oder die Stiftung der Hochschule zu Greifswald. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen zur Feier des 400jährigen Stiftungsfestes der Universität Greifswald im

Jahre 1856. Greifswald 1853. 2) Pontius Pilatus. Drama in 5 Aufzügen. Ebend. 1854. 3) Mythologische Beiträge. 1. Theil. Das polytheistische System der griechischen Religion nebst einer litteraturhistorischen Einleitung. Ebend. 1856. 4) Kunstwerke alter und neuer Zeit. Ebend. 1857. 5) Schiller's Bedeutung für unsere Zeit. (Einladungsschrift zu der Feier von Schiller's 100jährigem Geburtstage am 10. November 1859.) Ebend. 1859. 6) Ungedruckte Dramen: a. Albrecht Dürer. b. Griechen und Deutsche.

Aus Heinrich Rubenow (8. Auftritt des 5. Akts).

Rubenow (allein, in Nachdenken versunken).

Vollendet ist das Werk, das ich begründet,
Ein langer Kampf hat uns an's Ziel gebracht,
Das Licht der Wahrheit ist für uns entzündet,
Verschwinden wird des Aberglaubens Nacht.
Die hohe Schule wird der Weisheit Lehren
Verbreiten in der Jugend frohen Reihn,
Die Kunst vermag das Leben zu verklären,
Und seinem Ernst der Schönheit Reiz zu leihn.

Der Keim ist ausgesä't für künft'ge Zeiten,
Aus dem uns einst die goldne Frucht entsprießt,
Wenn uns des Himmels Segnungen begleiten,
Bis unsre Saat das Tageslicht begrüßt.

Versammelt ist das Volk im Heiligthume,
In Andacht fühlt sich jede Brust erhöht,
Der Orgelklang erschallt zu Gottes Ruhme,
Vereint erhebend sich mit dem Gebet.

Der Bischof steht im festlichen Talare
In Nikolaus hochgewölbtem Dom,
Im reichgeschmückten Chor am Hochaltare
Verkündet er das heilge Wort von Rom. —
Beim Hochamt reichte ihm die Pracht-Geräthe
Albert Altinus, Hennings Suffragan,
Bis Werner Vermann von der heil'gen Stätte
Der Weihepredigt frommes Wort begann.
Und Herzog Wartislaw, nach langem Sehnen
Durch das Gelingen unsres Werks erfreut,
Erhob sich, mich den Rector zu belehnen
Mit seinem Scepter, das die Macht verleiht.

Als nun der Bischof bei der Orgel Tönen
Das Stiftungswort der hohen Schule sprach,
Mit heilger Weihe unser Werk zu krönen,
Und auch der Herzog auf den Knieen lag:
Da löst der Menge lang' verhaltne Wonne
Sich auf in ein vereintes Dankgebet,
Verklärend strahlt von Gottes Thron die Sonne,
Den Segen kündend, den das Volk erfleht.

Und jede Scheidewand ist nun gefallen,
Der Rath, die Bürger und der Priester Schaar,
Die Lehrer, Schüler, Freund' und Feinde wallen
Vereinigt zu dem heilgen Hochaltar.
Denn jeder fühlt bei dieses Tages Feier
Mit seinem Nächsten innig sich verwandt,
Im allgemeinen Glück erscheint uns theuer,
Was einst ein feindliches Geschick gebannt.
Denn Alle haben gleichen Theil am Feste,
Auf jeden fällt des Glanzes Licht zurück,
Und jeder sieht das allgemeine Beste
Vereinigt mit des eignen Lebens Glück.

(Traurig.)

Nur ich allein, der dieses Werk begründet,
Dem jetzt die Menge dort ein Loblied singt,
Ich bin's, der dieses Glück nicht mit empfindet,
Der unter seiner Last zu Boden sinkt.
Nicht länger konnt' ich in der Kirche weilen,
Denn mich erdrückte dort des Festes Glanz,
Ich mußte in die Einsamkeit enteilen,
Und scheu entfliehn vor meines Ruhmes Kranz.

Aus jedem Tone, der mein Ohr erreichte,
Vernahm ich Raphaels ersterbend Wort,
Aus jedem Antlitz, das sich zu mir neigte,
Sah ich vor mir sein brechend Auge dort.
Wie ein Gespenst jagt mich sein Angedenken
Von jedem Orte, wo das Glück verweilt,
Heißt mich den Schritt nach dieser Stätte lenken,
Wo einstmals ihn des Schwertes Streich ereilt.
Ja, wie gebannt bin ich an diesem Orte,
Und reiß' ich auch die alte Wunde auf,
Ein böser Geist lockt mich mit falschem Worte,
Und treibt mich her mit angsterfülltem Lauf.

(Finster.)

Ist das ein Zeichen, daß der Tod mir sende?
Bin ich verloren für der Erde Glück? —

Regt sich in mir die Furcht, daß naht mein Ende? —
Sehnt sich zum Urquell schon der Geist zurück? —
(Wehmüthig.)
Vollendet scheint auf Erden schon mein Walten,
Der Stadt Verfassung ist ja eingeführt,
Bald wird die hohe Schule sich entfalten,
Daß sie die Stadt mit neuem Glanze ziert.
Der theuren Vaterstadt hab' ich mein Leben
Von ganzer Seele Tag für Tag geweiht,
Doch jetzt, wo nun der Himmel meinem Streben
Am Erntetag den goldnen Kranz verleiht:
Da ist mein eignes Glück vom Sturm vernichtet,
Gebrochnen Herzens schaue ich zurück,
Hoff' auf die Zeit, die einst uns Alle richtet,
Nach Himmelsfrieden schaut mein müder Blick.

Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör,

der vorzüglichste Epiker österreichisch-deutscher Zunge, der sich auch im Lyrischen versucht hat, aber ohne klassische Bedeutung für unsere Litteratur geblieben ist, wurde am 2. November 1772 zu Langh bei Stuhlweißenburg in Ungarn geboren. Die unbemittelten Eltern (sein Vater war ein Gutsverwalter) ließen ihn die Schule der letztgenanten Stadt besuchen, dann auf der Akademie zu Fünfkirchen studiren. Dergestalt wissenschaftlich gebildet, begab sich der Jüngling nach Ofen, um im Beamtenfache sein Unterkommen zu suchen, was ihm jedoch nicht sofort gelingen wollte. Deßhalb beschloß er, des Italienischen nicht unkundig, bei einem Grafen in Palermo die Stelle eines Sekretärs anzunehmen, brach im Jahre 1792 nach Italien auf und schiffte sich in Neapel ein: da hatte er auf der Ueberfahrt das Unglück von einem Seeräuber gefangen genommen und nach Algier geschleppt zu werden. Bald indessen entfloh er der dortigen Sklaverei und kehrte noch im nämlichen Jahre über Venedig nach Wien zurück, wo er sich schnell entschlossen dem geistlichen Stande widmete, indem er im unterösterreichischen Kloster Lilienfeld in den Orden der Cisterzienser trat und im Seminar zu St. Pölten Theologie studirte. Nach vier Jahren (1796) zum Priester geweiht, verwaltete Pyrker zunächst mehrere Aemter seines Klosters, bis er im Jahre 1807 als Pfarrer nach Tirnitz versetzt wurde: nun stieg er im Kirchendienste von Ehrenstelle zu Ehrenstelle. Zum Prior jenes Cisterzienser Stifts 1811, im folgenden Jahre zum Abt desselben ernannt, 1818 zum Bischof von Zips in Ungarn, 1820 zum Patriarchen von Venedig und 1821 zum wirklichen Gehei-

menrath erhoben, ward er endlich im Jahre 1827 als Erzbischof von Erlau, Primas von Dalmatien und ungarischer Erbobergespann eingesetzt. In diesem weiten Wirkungskreise erwarb er sich ausgezeichnete Verdienste durch Mildthätigkeit und durch unablässige Sorge für die Erziehung der ungarischen Priesterschaft. Ziemlich spät trat er mit Gedichten vor das Publikum, sein Hauptwerk „die Tunisias" veröffentlichte er nicht eher, als bis er die bischöfliche Würde erlangt hatte. Doch seine epischen Werke fanden zunächst unter den österreichischen Stammgenossen eine große Verbreitung, allmählig auch in Deutschland Beachtung, und ein glänzender Name schmückte den greisen Erzbischof, als ihn der Tod am 2. Dezember 1847 zu Erlau dahinnahm.

Der älteste Dichter aus dem Kreise der neueren österreichischen Sängerschaft, zugleich einer der talentvollsten und mit dem Charakter deutschen Styles am besten vertrauten Poeten unter seinen Landsleuten. Allein seine priesterliche Laufbahn und Stellung hinderten ihn zu werden, was er vielleicht vermöge seines Talents werden konnte, ein großer Nationaldichter. Die Freiheit der Anschauung mangelte ihm in solchem Grade, daß er seinen Werken nicht vermochte eine originelle Grundlage zu geben, die ihn über das Zeitalter, worin er lebte, erhaben gezeigt hätte. Er vertritt daher im Allgemeinen nur veraltete Ideen, wie sie etliche Jahrhunderte früher allenfalls noch eine gewisse Berechtigung gehabt hätten, aber in Gedichten unsers Jahrhunderts nicht mehr zeitgemäß waren, noch weniger für die Zukunft der Nation heilsam sein konnten. Der kirchliche Standpunkt der katholischen Konfession mag dem Bekenner derselben wandellos erscheinen, dem Dichter muß er überwunden sein, wofern es seine Absicht ist belebende und lebendige Werke zu schaffen, nicht tödtende und todtgeborene. So steht Pyrker denn im Gegensatze zu dem freiblickenden Grafen Auersperg, seinem jüngeren Landsmann, der ein Herz für das künftige Wohl und Wehe seiner Nation hat und einer chinesischen Entmenschlichung derselben vorbaut.

Ueberschwänglich gepriesen wurde gleichwohl der Dichter schon bei Lebzeiten von süddeutschen und österreichischen Kritikern. Unter diesen haben sich Franz Eduard Söller und Wilhelm von Schütz durch besondere Schriften hervorgethan: Beide bemühten sich nachzuweisen, daß Pyrker der größte Epiker aller Zeiten und Völker sei. Die umfassende Arbeit von Söller ist sorgfältig in der Analysirung der Produkte und verdient für den Autor selbst alle Beachtung, indem sie den Zusammenhang der Dichtungen fortlaufend erörtert und in historischer Beziehung die möglichsten Aufschlüsse bietet; die ästhetischen Urtheile indessen, die darin enthalten sind, vermögen wir kaum zum kleinsten Theile zu billigen. Das Schriftchen von Schütz ist durchweg oberflächlich; vornehmlich gegen Hegels ästhetische Ansichten über epische Poesie gerichtet, sucht es vergebens die dichterische Größe Pyrkers zu begründen. Denn theils mangelt seiner Beweisführung der richtige Standpunkt und die Schärfe der Logik, theils beurtheilt er die epischen Werke von Homer bis auf die neuesten deutschen Versuche herab so schief und einseitig, daß man augenblicklich inne wird, er ziehe blindlings die weltberühmten Meister in den Staub, um die Pyrkerschen Dichtungen über alle früheren zu stellen oder um ihnen wenigstens ebenbürtige Vorzüge beilegen zu können. Kurz, die genannten Kritiker und andere ästhetische Stimmen haben ohne Bedenken den Ausspruch gethan, der wackere Erzbischof sei nicht nur

der „einzige“ und „größte“ deutsche Epiker, sondern seine Epen besäßen auch eine „allseitige Vollkommenheit.“

Gerne erkenne ich meinerseits an, daß Pyrker, wie ich im Eingange dieser Kritik vorausgeschickt, durch ein edles Deutsch sich ausgezeichnet und Beweise von wahrhaft poetischem Talente im Einzelnen gegeben hat. Die Sprache des Erzählers verräth, wenige Wendungen ausgenommen, nirgends die südöstliche Abkunft desselben; er schreibt reiner als viele Norddeutsche. Fließend und leicht ist seine Rede durchweg, natürlich und ungezwungen entfalten sich vor uns die ausgesprochenen Gedanken in der Folge der Wörter, die Architektonik der Sätze zeigt sich weder zu kurz noch zu weitschichtig, sondern abgerundet und harmonisch in allen ihren Theilen: die Perioden, wenn sie auch eine ziemliche Reihe von Hexametern in sich begreifen, sind einerseits nicht ungeschlacht, andererseits so entfaltet, daß die Nebensätze oder die einzelnen Glieder nicht überwuchern, sondern zu dem Haupttheile in angemessenem Verhältnisse stehen, so daß der Grundgedanke in seinem Ausdrucke fast immer gefördert, nirgends gehemmt und verdunkelt wird. Genug, unser Autor weiß in Versen vortrefflich zu erzählen, er versteht theilweise die sprachliche Technik, die zur epischen Darstellungsweise erforderlich ist. Außerdem schöpfen wir unzweideutige Beweise, daß er Dichtertalent und epische Gabe besitzt, aus mancherlei geschickten Erfindungen und Wendungen, aus Schwung der Phantasie, aus einzelnen Schilderungen und namentlich aus seinen Gleichnissen, die meistentheils treffend, wohlgewählt und natürlich, selten fad sind. Aber vollendete Kunstwerke haben wir in diesen Epen nicht vor uns: ihrem Gesammtwerthe nach sind sie Mittelgut.

Denn von der „allseitigen Vollkommenheit“, die ihm die Freunde einer religiösen katholischen Richtung zugeschrieben haben, muß ich vor allen Dingen die eine Seite abziehen, welche die äußere Form anlangt. Es ist durchaus unrichtig, daß Pyrker die einzig besten Hexameter gemacht, oder daß er, wie jene Lobpreiser sagen, den „wahren Kanon für den deutschen Sechsmesser“ geliefert, und daß „der Pyrker'sche Hexameter den von Klopstock, Voß und Goethe weit hinter sich gelassen.“ Zwar sind die Verse des erzbischöflichen Dichters im Allgemeinen etwas melodischer als die Klopstockischen, etwas minder holpricht als die Goethe'schen, indem Goethe öfter als Pyrker lange Silben gekürzt, Pyrker dagegen mehr Trochäen angewandt hat; auch sind sie fließender und ungezwungener als die Vossischen, die häufig eine metrische Ungeschlachtheit aufzeigen, etwas Gemachtes, Gemeißeltes, Eckiges. Allein da Pyrker ebenfalls zu keiner Konsequenz in der Prosodie gelangt ist, sondern lange Silben nicht selten gleichnachlässig kürzt, da er ferner dem Trochäus überall ohne Bedenken Zulaß gestattet, da er außerdem eine Menge in zwei gleiche Hälften auseinanderfallende Hexameter darbietet, und da endlich auch bei ihm eine ziemliche Anzahl Verse vorkommen, die mindestens ebenso holpricht sind oder mit einer rein anapästischen Messung anfangen, so bin ich zu dem Urtheile befugt, daß hier weder Klopstock, Voß und Goethe in der äußeren Form übertroffen, noch überhaupt den Kunstansprüchen Genüge geleistet worden, die nach diesen Vorgängern an den hexametrischen Versifikator zu stellen waren. Alles was zu Pyrkers Lobe gesagt werden kann, ist: er steht den genannten Versmeistern ungefähr gleichformfertig gegenüber und hat sich durch das Metrum nicht an dem freien Ausdrucke seiner Gedanken behindern lassen, wie Voß, sondern ist wie Klopstock und Goethe lieber auf Kosten des Rhythmus und Wohllautes zur treffenden Darstellung des Sinnes durchgebrochen. Uebrigens will ich damit keineswegs eingeräumt haben, er drücke sich stets so geschmackvoll wie unsere ersten Klassiker aus; in der

Wahl einzelner Wörter*) vergreift er sich ebenso häufig als er in allerlei Redeweisen, Gedanken und Vorstellungen, ja, in ganzen Partbien zur kahlsten Prosa niedersinkt.

Die weiteren Seiten jener „allseitigen Vollkommenheit" muß ich gleichfalls löschen: sie betreffen den Stoff und Gehalt der Pyrkerschen Epen. Auf den ersten Anblick erscheinen die von dem Dichter behandelten Stoffe volksthümlich und national; zwei deutsche Kaiser treten in den beiden umfangreichsten Werken, der Tunisias und Rudolfias, als Hauptpersonen auf, während die biblischen Helden, die in den „Perlen der heiligen Vorzeit" geschildert sind, durch Religion und Erziehungsgang uns so nahe stehen, als wären sie alterthümliche Gestalten unsers eigenen Stammes oder doch halbe Landsleute aus der grauen Vorzeit. Ja, kaum sind Kaiser Karl V. und Rudolf von Habsburg unserm Volke so bekannt wie Abraham, Samuel, Moses, Elias, Judas Makkabäus und ähnliche Figuren in den „Perlen." Daher Leser, die zur ersten Bedingung eines rechten Nationalwerks einen vaterländischen Stoff machen, im Allgemeinen über den Dichter sich nicht beschweren dürfen; ganz andere Fragen indessen sind, ob die Wahl des Stoffes auch sonst eine glückliche gewesen, ob der gewählte Stoff ein recht poetischer sei und allgemeine Theilnahme verdiene; ob man an seiner Behandlung nicht vielleicht etwas auszusetzen habe. Was die vorgeführten biblischen Charaktere anlangt, möchte ich sie insofern gelten lassen, als sie der alttestamentlichen Ueberlieferung sich anschließen; aber eine originelle poetische Gewandung haben sie keineswegs erhalten, es fehlt ihnen das Anziehende, Erfreuende und Großartige, welches der heutigen Anschauung Rechnung trüge. Von den beiden deutschen Herrschern überragt Karl V. bei weitem den Habsburger Rudolf an Interesse; wie denn die Rudolfiade ungleich schwächer ausgefallen ist als die Tunisiade, worin jener Karl die Hauptrolle spielt. Besagter Fürst indessen steht in dem Andenken der Menschheit und insbesondere der deutschen Nation so schlecht angeschrieben, daß sich Niemand für ihn zu begeistern vermag; total mißglückt ist der Versuch, welchen Pyrker zur Rechtfertigung des treulosen Spaniers macht, der, wie Platen treffend sagt, unser und ganz Europa's Verderben war. Das Urtheil der Geschichte umzustoßen, ist ein Dichter außer Stande: der unglückliche Besieger von Tunis und der glückliche Zermalmer deutscher Größe kann nicht für einen Märtyrer ausgegeben werden. Um dieß gleichwohl zu können und diese Hauptgestalt seines Hauptepos zu heben, zu idealisiren und vor „Verkennung" zu sichern, was thut Pyrker? Er ficht die Reformation an! Auf welche Weise? Mit sehr unlogischen Waffen. Was tadelt und

*) Pyrker hat sich viele Mühe gegeben, gewisse Fremdwörter in deutsche Ausdrücke umzusetzen, namentlich die Bezeichnungen aus dem Gebiete der neueren Kriegskunst; so sagt er „oberster Feldherr" statt Generalissimus, „Feldzeugmeister" statt General der Artillerie, „Oberleitmann und Unterleitmann" statt Oberleutnant und Unterleutnant, „Herold" statt Adjutant, „Amtner" statt Offizier, „Donnerrohr" oder „Donnerschlund" statt Kanone, „Höhler" statt Mineur, „Brückner" statt Pontonier, „Feuerrohr" statt Muskete. Nicht sehr glückliche Formationen, wie man sieht; denn theilweise bleiben sie ungenaue Bezeichnungen, während viele von ihnen sich nicht anders als trochäisch-kretisch in den Sechsmesser einfügen lassen. Verstandlos ist, was der Litterarhistoriker Cholevius über die Pyrker'sche Form äußert; wie kann die antiken Elemente deutscher Dichtung ein Gelehrter beurtheilen, der nicht einmal das Verhältniß des metrischen Accents zum sprachlichen einsehen gelernt hat, und deßhalb sich anmaßt zu tadeln, was von Klopstock ab alle Meister bis auf die heutige Stunde befolgt haben und ewig fortbefolgen werden: die Stellung der zweiten Spondeussylbe in die Hebung des Verses! Schiller und Goethe haben die nämliche Stellung in gereimten wie in reimlosen Zeilen für gut befunden; denn sie ist musikalisch, ja, von poetischer Färbung.

bejammert er? Daß Karl die Deutschen nicht durch seinen Henker Alba schlachten lassen konnte. Schon aus dieser Andeutung ersieht man zur Genüge, wie viel den Gestalten des Dichters zur Vollkommenheit fehlt, wie schlimm es um den Gehalt seiner Produkte aussieht.

Doch vermissen wir auch in anderer Beziehung die Wahrheit und Schönheit der Darstellung: noch tiefer sinkt der Gehalt durch die sogenannte Maschinerie, deren sich Pyrker in den modernen sowohl als in den biblischen Geschichten bedient. Die ganze Art und Weise nämlich, wie er das Historische mit dem Wunderbaren, die wirkliche sichtbare Welt mit einer geistigen unsichtbaren verknüpft und in Verbindung (Wechselwirkung läßt sich nicht sagen) gesetzt hat, muß selbst den strenggläubigen Katholiken, wenn er Verstand hat, unbefriedigt lassen. Der Dichter ruft Engel und Geister zu Hülfe, auch die Seelen längst verstorbener Menschen, die Schatten von Helden aus den verschiedensten Nationen und Zeitaltern, die Heiden natürlich als böse Dämonen. So sehen wir denn in der Tunisiade Hermann, Hannibal, Regulus und Muhamed im Gefolge unzähliger Geister aus dem Schlunde des Aetna, der als Pforte zum Höllenreich gedacht wird, hervorschweben und eine Menge anderer Bundesgenossen einschreiten, die geheimnißvollen Fäden dessen was geschehen soll spinnend, haltend und lenkend. Dieses Epos ist daher zu einer halben Geistergeschichte geworden, worin die Menschen eine sehr untergeordnete Rolle spielen und fast Wachsfiguren gleichen, während sie als geharnischte Ritter auftreten sollten, von welchen die Weltgeschichte ihre Gestaltung empfängt. Solche wunderbare Einmischung erscheint uns heutzutag nicht sowohl wunderbar, als seltsam und lächerlich. Ein Dichter darf sich Alles erlauben, nur nicht grobe Backenstreiche des gesunden Menschenverstandes, wie er sie austheilt, wenn er historische Figuren mit Unwahrscheinlichkeiten und phantastischen Narrheiten umkleidet, anstatt sie bewunderswürdig durch ihre Eigenschaften zu machen und das Wunderbare durch Idealisirung der Personen zu ersetzen.

Es fehlt dem erzbischöflichen Sänger zur höchsten Stufe, auf welche ihn jene geistesverwandte Kritiker gestellt haben, im Ganzen eine durchweg vorwiegende, gleichsam siegreich auftretende Originalität von guter und rechter Beschaffenheit, getragen von einer Phantasie, welche das scharfe Licht des Tages nicht zu scheuen hat. Die Tunisias, sein Hauptwerk, deucht uns ein verblaßtes Bild des Homer oder eine mittelmäßige Nachahmung desselben, worin die Originalität eine verunglückte Copie ist. Die Darstellung selbst finde ich nicht so episch als sie sein sollte, der Dichter faßt sich im Allgemeinen zu kurz, die Gegenstände schweben, obgleich er sich nicht selten Mühe giebt, sie mit deutlichen Farben zu malen, allzuflüchtig an uns vorüber, mit fast virgilischer Wortsparsamkeit hingestellt. Es treten daher aus dem Spiegel der Dichtung zu selten klare epische Bilder heraus, die etwas Wohlgefälliges hätten und ein abgerundetes Ganzes darböten; es mangeln die rechten Ruhepunkte, es fehlen die eigentlich schönen Schilderungen, so viel Schönes und Denkwürdiges auch darin vorgeführt sein mag; kurz, es fehlt etwas Allgemeines, das siegend anzieht, und etwas Spezielles, das mit ruhigen Reizen festhält. Die äußere Versform stattet den romantisch-phantastischen Charakter des Ganzen mit keinerlei antiken Elementen aus; von der Vossischen Uebersetzung des Homer ist der Schritt bis zur Tunisias im Formellen sehr klein. Man möchte vermuthen, Pyrker sei von der Lektüre dieses „steifen" Produkts, wie seine Verehrer die Verdeutschung Vossens nennen, ausgegangen und habe sich an den Tisch gesetzt, um ein eigenes Werk niederzuschreiben, worin er diese Verdolmetschung übertreffen wollen.

Schriften. 1) Historische Schauspiele. Wien 1810. 2) Tunisias. Heldengedicht. Ebend. 1819. 3. Auflage 1826. 3) Perlen der heiligen Vorzeit. Ofen 1821. 2. Auflage. Wien 1826. 3. Auflage. Stuttgart 1841. 4) Rudolfias. Wien 1824. 2. Auflage 1827. 5) Lieder der Sehnsucht nach den Alpen. Neue vermehrte Ausgabe. Stuttgart 1846.

Sämmtliche Werke. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. 3 Bände. Stuttgart 1832—1833. Dieselben. Taschenausgabe. 3 Bände. Ebend. 1845. — Dieselben. Prachtausgabe in Einem Bande. Ebend. 1839. — Kommentar zu J. L. Pyrker's Werken in der Form einer Blumenlese aus denselben von Franz Eduard Söller. Augsburg 1840. — Die Epik der Neuzeit in Betrachtungen des Heldengedichts Tunisias von Wilhelm von Schütz. Altenburg 1844.

Anfang der Tunisias.

Tön', o Heldengesang, die Waffenthaten des Kaisers,
Der die Christen vom schmählichen Joch tunesischer Räuber
Lös'te mit siegender Hand, Europas zagenden Völkern
Frieden errang, und dem Meer erkämpfte die heilige Freiheit!

Haben Unsterbliche mir, in Stunden beglückender Weihe,
Liebend das Auge berührt? Ich seh' urplötzlich der Geister
Schauerumnachtetes Reich erhellt, und in brausender Eile
Zahllos schreiten einher die Heldensöhne der Vorwelt,
Die in dem Schlachtgefild, entzweiet, die Völker empören;
Sehe den Kaiser, umjauchzt von Tausenden, landen vor Tunis,
Schimmern die Fahne des Siegs von Goletta, vom blutigen Schlachtfeld
Fliehen den Feind, und jetzt die entfesselten Sklaven im Staube
Knieen, und netzen des Retters Hand mit glühender Thräne,
Der, o Wonne! sie heim in das Vaterland, in die Arme
Segnender Lieben führt aus Schmach und Qual und Verzweiflung.
O, wie bebt mir die Brust! Herauf aus den Tiefen des Herzens
Strömt der Gesang und kündet der Thaten erhabne Vollendung.

Hoch auf dem Erker der Burg, im Duft der Akazienblüthe,
Sanft umschimmert vom Abendgold, saß Karol, der Kaiser,
Sinnend allein. Er dachte des eilegebietenden Heerzugs,
Drüben vor Tunis der Schlacht und des Bluts für Tausender Rettung,
Ernstumflossenen Blicks. Gestalten der mächtigen Vorzeit
Schwebten im Flug ihm vorbei; ihm winkte der glänzende Schauplatz
Ewigen Ruhms, wo vor Hannibal's Kraft die gewaltige Roma
Zitterte, wo für den Sieg des weltversöhnenden Kreuzes
Frankreichs Ludewig starb, ein Heiliger traun! und ein König;
Und ihm pochte die Brust laut auf in der Stille des Abends.

Siehe, da scholl entlang die Wölbung des dröhnenden Hohlwegs
Hufgerassel, und Leben erwacht' in den untersten Hallen!
Näher die Stufen herauf, im klirrenden Waffengeschmeide,
Kam ein Ritter, Alonso-Cid, des spanischen Fußvolks
Führer, das an dem Meer, unfern dem Strand Barcelonas,
Harrte des heiligen Kampfs für Recht, für Glauben und Freiheit.
Eilig trat er heran und rief, tief athmend, die Worte:
„Herr, von Mendoza gesandt, dem tapfern Heldengebieter,
Komm' ich geflügelten Schritts, ein Bot', uns nahen die Feinde!
Hairaddin's Seemacht kreuzt vor Hispanias schönen Gefilden,
Jetzo gerüstet zur Schlacht — dann wieder unendlichen Jammer
Dräuend dem Küstenvolk und den heerversammelnden Schiffen." —

„Wie!“ so zürnet der Fürst, „noch wagte der Räuber vermessen,
Uns in Europa zu nahn, da wir nach Afrikas Küsten
Wenden den Kiel, und lösen die schimmernden Segel zur Abfahrt?
Wehe dem Wüthrich! Denn dort, wo empor aus blutigem Raube
Sein entsetzlicher Thron sich hob und unzählige Christen
Decket in Kerkernacht, — dort treff' ihn vernichtende Rache,
Treffe Fluch ihn und Schmach, unendlichen Jammer vergeltend!
Eile zurück, und entbiete von mir dem tapferen Feldherrn,
Daß er versammle sein Volk an dem Meer, und wehre den Räubern
Dort den Ueberfall und die Landung; denn nur im Dunkeln,
Wie der hungernde Wolf, der Nachts die Hürde bestürmet,
Dräun sie Schrecken dem Feind, nicht im Lichte der brausenden Seeschlacht
Die mein Doria kämpft, ein Adler im Fluge zum Himmel.
Gehe mit Gott! Ich folge dir schnell zum ersehnten Gestade.“
Und er winkte mit Huld Abschied dem gepriesenen Führer. — —

Karl Wilhelm Ramler,

ein talentvoller Lyriker, welcher die erste klassische Glanzperiode vorbereiten half, zugleich ein geschickter Vertreter der Uebersetzungskunst, wurde am 25. Februar 1725 zu Colberg geboren und erhielt in Halle seine Ausbildung auf Schule und Universität, als der Sinn für deutsche Litteratur allgemein wiedererwachte. Schon im Jahre 1748 lief er in den Haven ein, welcher ihn für seine Lebenszeit sicherte: es wurde ihm an der Cadettenschule zu Berlin eine Professur der Logik und schönen Litteratur übertragen, die er bis zum Jahre 1790 verwaltete. Mit seinen Zeitgenossen Lessing, Gleim, Kleist, Nicolai, Götz und Andern verband ihn eine auf gemeinsames Streben gebaute treue Freundschaft. Obgleich schon bejahrt, übernahm er doch in Gemeinschaft mit Joh. Jak. Engel von dem Jahre 1790 ab die Direktion des berliner Nationaltheaters; 1796 aber setzte er sich als Mitglied der berliner Akademie mit einer Pension zur Ruhe. Sein Tod erfolgte am 11. April 1798 in Berlin, ohne daß bis dahin seine Werke gesammelt worden waren.

Ramler hat sich als Kritiker ruhmvoll dadurch hervorgethan, daß er nicht blos schlechthin verneinte, sondern auch positiv zu zeigen suchte, wie man das Mangelhafte verbessern müsse. Zur Betretung eines solchen ganz neuen Weges befähigte ihn eine gewisse eigene Produktivität und eine bis zu dieser Epoche unerhörte Sorgfalt im Uebersetzen lateinischer Meisterstücke. Allerdings ist es ihm nicht gelungen auf irgend einem Gebiete die klassische Höhe zu ersteigen. Erstlich in der Kritik machte er seine Feile nicht sowohl berühmt als berüchtigt, weil er die formelle Correktheit und die äußerliche Glätte voranstellte, ohne auf den Geist der Dichtungen Rücksicht zu nehmen: so daß er zwar Sylben, Wörter und Lautgefüge nach richtigeren Gesetzen

regelte, aber Gedanken und Ausdruck in Schaden brachte. Seine Verbesserungen waren daher größtentheils scheinbar, und mehrere Autoren, unter ihnen der Major von Kleist und der Fabeldichter Lichtwer, legten gegen die Willkür und Gewaltsamkeit, womit er ihre Produkte umgestaltete, theils privatim, theils öffentlich Verwahrung ein. In der Lyrik ferner bemühte sich Ramler vergebens um Fortschritte; sein poetisches Talent war zu gering, um über die genialen Bahnen seines Zeitgenossen Klopstock hinauszugehen, obwohl er hinter letzterem an Kenntniß des antiken Formenwesens nicht zurückstand. Im Uebersetzen endlich war er der Vorläufer von J. H. Voß und würde diesem den Vorrang streitig gemacht haben, wenn ihm nicht auch auf diesem Gebiete ein entschieden poetisches Vermögen abgegangen wäre, ohne welches kein Uebersetzer von Dichtwerken etwas ausrichten kann. Der bloße Geschmack, wie sehr man ihn auch schärfen möge, steht ohnmächtig da, wenn es sich um eigene Produktion oder um die künstlerische Reproduktion fremdländischer Meisterwerke handelt.

Demungeachtet ist Ramler nicht so verdienstlos, wie neuere Kritiker anzunehmen pflegen in Folge der Erinnerung an die charakteristische Sucht des Mannes, die Verse und Gedichte der Zeitgenossen wie ein Schulmeister auszubessern. Die Spöttereien, womit man ihn verfolgt, hat er keineswegs verdient: dafür bürgt der Name Lessings. Denn dieser große Mann schätzte ihn nicht aus persönlicher Freundschaft, sondern aus Hochachtung vor seiner Gelehrsamkeit und seinem Geschmacke: er erblickte in ihm einen sehr tüchtigen Kritiker und einen für die Odenform vorzüglich begabten Künstler. Und das mit vollem Rechte. Indem nämlich Ramler auf Correktheit der Form nachdrücklicher hinwies als vor ihm geschehen war, hatte er die Strenge der altklassischen Muster vor sich; stand also auf gesundem Boden und gab den ersten entscheidenden Anstoß zur gewissenhafteren Beachtung rhythmischer Feinheit, mochte er auch die antiken Regeln häufig noch falsch anwenden. Versuche dieser Art mußten vorausgehen, wenn die Deutschen endlich lernen sollten, was die Schönheit der Form in ihrer kunstfähigen Sprache zu besagen habe, und worin sie bestehe. Aber auch als Odendichter muß man ihn nicht so tief stellen; er schlug einen andern, ich möchte sagen weltlicheren Ton als Klopstock an, und das war sehr wichtig. Zwar überwog bei ihm die Nachahmung des Horaz nachtheilig für die Gestaltung der Ode, außerdem krankt der Inhalt an Prosa; aber weil er kräftig schrieb und nach Würde des Tones nicht ohne Glück strebte, ward seine Horazische Schablone, wenn ich mich so ausdrücken darf, für die Nachfolger lehrreich. Dieß erkannte Lessing, eingedenk der Bedürfnisse des Zeitalters, und begehrte deßhalb von Ramler vor allen Dingen eine Verdeutschung der Horazischen Oden. Schlimm genug, daß weder Hölderlin noch sonst ein besser begabter Dichter, als Ramler war, die von diesem gepflanzten Früchte noch im vorigen Jahrhunderte zu reifen vermochte; übertraf ihn doch nicht einmal Voß in der Nachbildung der Horazischen Weisen. Indessen war es natürlich, daß erst die leichteren volksthümlichen Formen vorzugsweise gepflegt wurden: dieß geschah namentlich durch Goethe und Schiller. Die Kunstpoesie wartete auf Platen.

Schriften. 1) Geistliche Kantaten. Berlin 1760. 2) Lieder der Deutschen. Ebend. 1766. 3) Oden. Ebend. 1767. 4) Lyrische Gedichte. Ebend. 1772. 5) Oden aus dem Horaz. Ebend. 1769. 6) Lyrische Blumenlese. Leipzig 1774. 2 Theile. 7) Fabellese. Berlin 1790. 3 Theile. 8) Batteur, Einleitung in die schönen Wissenschaften. Leipzig 1758. 4 Theile. 5. Auflage 1803. 9) Martialis Sinngedichte. Ebend. 1787—1788. 5 Theile. 10) Catulls Gedichte. Ebend. 1793.

Poetische Werke. Herausgegeben von Göckingk. 2 Theile. Berlin 1800—1801. — Horazens Oden. Uebersetzt. Ebend. 1800. 2 Bände. — Taschenausgabe der Werke. Ebend. 1825. 2 Theile. — Heinsius, Versuch einer biographischen Skizze Ramlers. Ebend. 1798.

Abschied von den Helden.

Nicht Friedrich's Helden, welche der Brenne liebt,
Schwerin und Heinrich, Bevern und Winterfeld,
Und jeder Gwelfe nur und Seidlitz
Sind der gewaltigen Hymne würdig;

Und Ziethen, mehr in Thaten als Worten groß,
Und Möllendorf, ein Schwert und ein Schild des Heers,
Bekannt mit allen kriegsverwandten
Künsten, der milderen Musen Gastfreund,

Auch ihr, der Staaten friedliche Wächter, habt
Ein hohes Recht an unsre geflügelten
Gesänge; auch der tapfre Richter
Mächtiger Frevel und armer Unschuld;

Auch deren Geist dem immer erneuerten
Geschlecht der Menschen Güter und Künst' erfand;
Auch welcher wachsam seinen Bürgern
Ueberfluß, Sitte, Gesundheit mittheilt.

Noch viele goldne Pfeile ruhn unversucht
Im Köcher eines Dichters, der frühe schon
Sein Leben ganz den liederreichen
Schwestern Urianens angelobt hat;

Der, hoffend auf die Krone der Afterwelt,
Den bürgerlichen Ehren entsagete;
Der alle Wege, die zum Reichthum
Führen, verließ: ein zufriedner Jüngling.

Verleiht, bevor dieß Hauptbaar der Reif umzieht,
Ein guter Gott mir Einen Aonischen
Mit Bächen und Gebüsch durchflochtnen
Winkel der Erde, so sollen alle

Durch alle Winde fliegen, den Weisesten
Ein süßer Klang, dem Ohre des blöden Volks
Unmerklich. — Ungeschwächt soll ihre
Töne der brittische Barde trinken;

Sie sollen hell den Himmel Ausoniens
Durchwirbeln (hell, o Flaccus, wie dein Geschoß!);
Auch Galliens vergnügter Sänger
Höre den Nachhall nicht ohne Scheelsucht.

An den römischen Kaiser Joseph den Zweiten. 1769.

Von deinen Siegen, Cäsar Germaniens,
Singt mein gerechtes Loblied den ersten Sieg:
Wie du, zu groß dem Eifergeiste,
Preußens erhabenen König aufsuchst,

In Landen aufsuchst, welche sein Schwert, sein Glück,
Sein Recht vom Erbe deiner Erzeugerin
Getrennt, in ihm den weisen Vater
Ehrend, den biedersten Freund eroberst,

Und seiner Feldherrntugenden höchste dir
Erstrebst, dein weites Reich zu befestigen,
Ihn selber nimmer zu bekämpfen:
Joseph's des Völkererhalters Eidschwur.

O, deiner Thaten erste strahlt herrlicher
In eines Gottes Augen, als Ilion's
Und Babylons Eroberungen,
Oder die Schlachten der Zingiskane.

Geh' nun in deiner rühmlichen Laufbahn fort,
Und leuchte künftig (unter der glänzenden,
Gekrönten Reihe deiner Ahnherrn
Groß in den Künsten der Triumphirer,

In allen Friedenskünsten der größere)
Gleich dieses Erdballs Sonne, bei Tausenden
Des grenzelosen blauen Aethers
Sichtbar allein und allein erwärmend.

Oskar Freiherr von Redwitz,

ein lyrischer und dramatischer Dichter von Talent, geboren am 28. Juni 1823 zu Lichtenau bei Ansbach, studirte zu München Philosophie und Rechtswissenschaft. Anfangs widmete er sich denn auch der juristischen Praxis in Speier und Kaiserslautern, ging aber im Jahre 1849 nach Mainz und gab daselbst ein Gedicht unter dem Titel „Amaranth" heraus, welches durch seinen „christlich romantischen" Inhalt ungewöhnliches Aufsehen erregte. Dieser Erfolg scheint den Verfasser vollends bestimmt zu haben, der Dichtkunst ganz zu leben; auch ward er auf ehrenvolle Weise von Bonn, wo er sich zuletzt aufhielt, im Jahre 1851 nach Wien berufen, um an der dortigen Universität eine außerordentliche Professur der Aesthetik und Litteraturgeschichte zu übernehmen. Allein schon im folgenden Jahre entsagte er dieser Stellung und zog sich auf sein Landgut Schellenberg bei Kaiserslautern zurück, seine Muße fortan vorzugsweise auf dramatische Poesie verwendend.

Sein Hauptwerk „Amaranth", eine krankhafte Dichtung von dem Schlage der Tiedgeschen Produkte, wurde ziemlich rasch Mode wie die letztern, und zwar aus zwiefachem Grunde. Erstlich fanden gewisse Klassen der Gesellschaft die darin aufgetischte Speise der Frömmelei, das weichliche Gesalbader und das sentimentale Kosen des Verfassers um so schmackhafter, als das Erscheinen des Werkchens in die traurige Epoche der sogenannten „Umkehr" fiel, wo der gesunde Menschenverstand nicht mehr das Ruder führte. Zweitens riß der Sänger verwandte Seelen durch eine nicht ganz alltägliche Eleganz der Sprache hin, wie sie an derlei Stoffe selten verschwendet worden. Einzelne Stellen, wie „der Kirchgang", scheinen geradezu aus Emanuel Geibels Feder geflossen zu sein, die sich auch gerne im Pfauenglanze des Predigervortrages zeigt. Neuerdings indessen hat Redwitz sein Talent besser zu verwerthen angefangen: den früheren Irrpfad verlassend, bietet er jetzt dramatische Dichtungen von kräftiger Haltung.

Schriften. 1) Amaranth. Mainz 1849. 17. Auflage 1854. 2) Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum. Ebend. 5. Auflage 1854. 1) Siglinde. Drama. Ebend. 1854. Mehrfach aufgelegt. — Zwei ungedruckte Schauspiele.

Amaranths Lieder.

Du armer Wald! Wer hat geglaubt,
Daß wir noch so zusammenkommen?
Der Herbst hat uns zumal entlaubt,
Und alle Freud' uns abgenommen.

Doch du darfst nicht so traurig sein,
Darfst wieder auf den Frühling warten!
Der meine blüht vielleicht allein,
O Gott! in deinem Himmelsgarten

Ach! Giebts denn gar kein Vöglein mehr,
Das mir vom Frühling wollte sagen?
Es ist mein Herz zum Sterben schwer
Von den gestorbnen, sel'gen Tagen.

Ihr wißt es ja vom Frühling noch,
Wie ich so lieb die Lieder habe!
O Vöglein, Vöglein, singt mir doch
Ein einzig Lied nur noch vor'm Grabe!

Ich will gewiß nicht besser scheinen,
Und will mein Unrecht gern gestehn;
Doch Jeder müßte mit mir weinen,
Wenn in mein Herz er dürfte sehn.

Ich meine grad', es sei durchbohret
Von einem Messer spitz und scharf,
Von einem Schleier schwarz umfloret —
Ob ich wohl da nicht weinen darf?

Und wie ich sonst voll Kindeslust
Mein einsam Waldeshaus geliebt!
Was hat mein Kindesherz gewußt,
Daß es auch solche Schmerzen giebt! —

Nun kam und zog er allzugleich,
Und machte mich so ganz allein;
Und macht' mein Herz an Lieb' so reich,
Wem geb' ich sie? — Sie ist nur sein.

Nur das thut mir so bitter weh',
Daß Niemand mir von ihm erzählt,
Ob ich ihn je nur wiederseh',
Und ob er glücklich hab' gewählt.

Ich möcht' nur einmal noch ihn sehn,
Und zög' er auch an mir vorbei,
Wollt' ungesehn am Fenster stehn,
Nur schauen, ob er glücklich sei!

Denn so mein Geist nur sein gedenkt,
Als gäb' er trauernd mir die Hand,
Sein feuchtes Aug' in mich versenkt,
Wie einst er scheidend vor mir stand.

Doch dürft' ich froh sein Auge schau'n,
Ging's in mir auf wie Sternenschein,
Wollt' mich an seinem Glück erbau'n,
Nur betend noch gedächt' ich sein!

Ich höre leis den Baum mich fragen:
„Was ist dein Herz so gramverstimmt?
Ich will ja auch darum nicht klagen,
Daß mir der Herbst die Blätter nimmt!"

„Denn wie mir Gott zur rechten Stunde
Die Blätter nimmt und wieder leiht,
So schlägt und heilt des Herzens Wunde
Auch dir dein Gott zur rechten Zeit."

Und aus dem Bächlein hör' ich's sprechen:
„Was weinest du? Verzage nicht!
Ich muß durch Kluft und Dornen brechen,
Und komme doch am End' an's Licht."

„Viel goldner aus der Klüfte Dunkeln
Mir dann das Licht des Tages scheint; —
So wird die Freude sel'ger funkeln
Dereinst aus Augen, trübverweint."

Robert Reinick,

ein Maler und Lyriker von Talent, aber in letzterer Eigenschaft ohne klassische Wichtigkeit. Geboren im Jahre 1805 zu Danzig, widmete er sich in Berlin unter Begas der Malerkunst und siedelte zunächst nach Düsseldorf über, wo ein ausgezeichneter Künstlerkreis seitdem die Welt mit Ruhm erfüllte. Die Thätigkeit des jungen Mannes war eine doppelte; was er zeichnend und malend darstellte, suchte er nicht selten gleichzeitig durch die Mittel der Sprache zur Anschauung zu bringen,

so weit es auf gewöhnlichen lyrischen Wegen möglich war. Späterhin lebte er eine Zeitlang in Rom, dem Paradies seiner Kunst, ging dann nach Berlin zurück und ließ sich endlich seit dem Jahre 1844 in Dresden nieder, wo ihn der Tod bereits am 7. Februar 1852 hinraffte.

Von einem überaus harmlosen Charakter, edel und reinfühlend, kindlich, sorglos und schalkhaft tändelnd, hat Reinick die Erscheinungen des Lebens um sich her skizzirt, so weit sie ihn persönlich berührten und sein Künstlergemüth anzogen. Umfangreich ist freilich nicht der Kreis, worin er sich bewegt; die ländliche Natur, die leblose wie die belebte, den Sonnenschein und den nächtlichen Sternenschimmer, das Gebahren der Mitmenschen und der bürgerlichen Gesellschaft in dem Wechsel der Tage, allerhand kleine Fährlichkeiten, heitere und trübe Liebesbegegnisse zeichnet und entfaltet seine Muse nach denjenigen Momenten, welche ihm die wichtigsten dünken, unter einer sehr einfachen Gestaltung der Liedstrophe. Wie also seine Welt nicht eben groß und erhaben ist, so dürfen wir auch nicht erwarten, große und erhabene Eindrücke aus seinen Schildereien davonzutragen und tief erregt zu werden; er treibt ein leichtes Spiel mit leichten Stoffen. Seine Produkte aber wurden gehoben durch die Theilnahme der Künstlergenossenschaft, die mit trefflichen Zeichnungen die von ihm sprachlich dargestellten Scenerien versinnlichte; auch die Tonkünstler kamen seiner Muse zu Hülfe. So erlangten denn die Reinick'schen Lieder einen ziemlichen Beifall durch ihre ein bescheidenes Publikum erfreuende Natürlichkeit und durch die Gunst der Freunde; denn was ihren absoluten Werth angeht, sind sehr wenige von ihnen so beschaffen, um durch Gefälligkeit und Anmuth des Inhalts, durch Zierlichkeit und Vollendung der Formen höhere Ansprüche zu befriedigen. Das kindliche Element namentlich schlägt bei ihm häufig aus Mangel an Gedankenschärfe in ein kindisches und durchaus bedeutungsloses Geplauder um. Er bewährt durch sein Beispiel aufs Neue, daß die wahre Naivetät ein seltenes Gut ist und eine starke Verstandesgabe erfordert. Wir können daher mit Karl Gödeke keineswegs übereinstimmen, welcher sich über Reinick dahin äußert, „er habe wohl unter den deutschen Dichtern die heiterste Gabe des dolce far niente," und „kein Dichter der neuesten Zeit sei so glücklich in der einfachen Darstellung unschuldiger Liebe wie er." Denn um dieses Lob zu verdienen, sind seine Liedspenden theils zu oberflächlich, theils, wie gesagt, zu geschmacklos. Belege dafür geben in ersterer Beziehung seine „Sommernacht," in zweiter seine „curiose Geschichte."

Schriften. 1) Drei Umrisse nach Holzschnitten von A. Dürer, mit erläuterndem Text und Gesängen. Berlin 1830. 2) Liederbuch für deutsche Künstler. Ebend. 1833. Mehrfach aufgelegt. 3) Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Düsseldorf 1837—1844. 3 Hefte. (76 Originalradirungen von den ersten und vorzüglichsten Düsseldorfer Künstlern.) 4) Lieder. Berlin 1844. 2. Auflage 1852. 5) Hebels Alemannische Gedichte. Ins Hochdeutsche übertragen. Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludwig Richter. 3. Auflage. Leipzig 1859.

Die Großmutter.

Kind.

Großmutter, bin ich heut' artig gewesen?

Großmutter.

Ja wohl, mein Kind,
Nun magst du auch spielen gehn
Dort in der Laube am Nußbaum. —
Glückselige Jugendzeit!
Als ich selbst noch ein Kind war,
Wie meine Enkelin dort,
Und der Lehrer uns Kindern
So viel erzählte
Von den sündlichen Menschen,
Und wie es so schwer sei,

Das Böse zu meiden,
Da dacht' ich oft:
Was die Leute doch wollen!
Immer gut zu sein
Und nur zu thun,
Was die Mutter verlangt,
Was ist's denn so Großes? —
Doch als ich älter worden
Und trat in die Welt hinaus,
Ach, wie so schwer ward's,
Ach, wie so schwer ward's!

Kind.

Großmutter! hörst du den schönen Vogel singen?

Großmutter.

Und als ich Jungfrau worden
Und meiner jungen Seele
Des Lebens Fülle sich aufthat,
Und ich hörte die Eltern
Von Sorgen sprechen
Und daß die Welt nur
Voll Trübsal sei,
Da sprach ich zu mir:
Was die Menschen doch wollen!
Dein fröhlich Gemüth
Vor Unmuth zu wahren
Und nur dem Schönen und der Freude,
Deren die Welt so voll,
Dein Herz zu öffnen,
Was ist's denn so Großes?
Doch ich ward älter
Und es kamen die Sorgen,
Ach, wie so schwer ward's,
Ach, wie so schwer ward's! —

Kind.

Großmutter! der schöne Vogel ist weggeflogen.

Großmutter.

Jetzt ist weiß mein Haar,
Ich bin eine Greisin;
Nur kurze Frist, und der Tod naht.
Doch wenn ich die Menschen
Zittern sehe
Vor seinem Kusse
Und bange sich sträuben,
Da mein' ich oft
Zu scheiden von hier,
Was ist's denn so Großes! — —
Und doch! und doch!
Wann die Stunde wird schlagen
Und ich werfe den letzten Blick
Auf diese lichte Welt,
Auf alle meine Lieben
Und auf das süße Kind dort:
Ach, wie so schwer,
Ach, wie so schwer wird mir's werden! —

Kind.

Großmutter! der Mond geht auf! o sieh, wie schön!

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund'
Wie wandert's sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund',
Die Morgenglocken gehn.

Ein Schifflein zieht auf blauer Fluth,
Da singt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all' die Luft hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Procession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all' die Herrlichkeit
Die Burg herniederschaut,
Und spricht von alter guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das alles beut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand
Und spiegelt recht im hellsten Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.



Johann Paul Friedrich Richter,

genannt Jean Paul,

ein Dichter ersten Ranges, obwohl nur auf dem Gebiete prosaischer Darstellung hervorgetreten und selbst auf diesem kein klassisches Muster, erblickte am 21. März 1763 das Licht zu Wunsiedel, wo sein Vater Tertius an der Schule und Organist war. Mühsam strebte er wissenschaftlichen Zielen nach, mühsam blieb die gesammte Laufbahn seiner Jugend. Der Unterricht des Vaters, der im Jahre 1776 Pfarrer in dem Marktflecken Schwarzenbach an der Saale ward, und der spätere Schulbesuch förderte ihn nur wenig; durch frühzeitige Wißbegierde ausgezeichnet, sah er sich hauptsächlich auf Selbststudium angewiesen. Auch das Gymnasium zu Hof befriedigte ihn weder durch Lehrweise noch durch Umgang mit Schulgenossen, und kaum hatte er diese Anstalt zu Ostern 1779 bezogen, als sein Vater starb und die Familie nach und nach in völlige Verarmung gerieth. Er verzagte indessen nicht, sondern wandte sich im Frühjahr 1781 nach Leipzig, um Theologie zu studiren; leider fand er für dieses Brotstudium, welches ihm und den Seinen am schnellsten forthelfen sollte, keine Anregung von Seiten tüchtiger Universitätslehrer, und äußerst drückend ward seine Lage schon im Herbst des genannten Jahres, wo seine Mutter durch Prozeß Alles verlor, was sie von ihren in Hof hingeschiedenen Eltern zu erben gehofft hatte. Daher ließ er die Theologie bei Seite und folgte dem Drange seines Herzens, der ihn auf die Litteratur und schönwissenschaftliche Gebiete hinwies, nicht ohne die Zuversicht, durch Schriftstellerei sein Auskommen rascher zu gewinnen. Und für diesen Weg hatte Richter sich schon früher, von Kindesbeinen an, möchte man sagen, durch allerlei litterarische Sammlungen, fleißige Auszüge und Aufsätze vorbereitet. Er setzte nun das Studium der neueren Litteratur, namentlich der

französischen und englischen, mit entschiedenem Eifer fort, und so schlimm seine Lage war, da er weder durch Privatunterricht noch auf andere Weise Hülfsquellen sich erschließen konnte, brachte er doch bereits nach Jahresfrist den ersten Theil der „grönländischen Prozesse" zu Stande, der im Jahre 1783 herauskam, den Anfang eines Werkes, welches satirische Skizzen enthielt. Das dafür empfangene Honorar fristete auf einige Augenblicke den kühnen Verfasser, der kaum noch zwanzig Jahre zählte; doch schon der zweite Theil des Jugendwerks entsprach nicht den Erwartungen eines ferneren guten Erfolges: einen dritten Theil vermochte er nicht an das Licht zu bringen, sondern mußte im Spätherbst 1784 heimlich, da alle seine Mittel erschöpft waren, an den einsamen Heerd seiner Mutter nach Hof zurückflüchten.

Die Noth, die ihm auch dort entgegentrat, schreckte ihn gleichwohl nicht von der gewählten litterarischen Laufbahn ab; nach Kräften in seinen Produktionen fortfahrend, stützte er sich auf Hauslehrerstellen, zuerst in dem bei Hof gelegenen Töpen, wo er vom Anfange des Jahres 1787 bis zum Herbst 1789 unter peinlichen Umständen ausharrte, dann in Schwarzenbach von 1790 bis 1794. Unterdessen war es ihm gelungen, mehrere Schriften zu veröffentlichen, welche ihn dem Publikum in weiteren Kreisen unter dem Namen Jean Paul bekannt machten. Er durfte am Schlusse dieses Zeitraums hoffen, von dem Erwerbe seiner Feder ein unabhängiges Leben führen zu können; verweilte bald in Hof, bald in Baireuth, eine Zeitlang auch in Weimar, wo er mit Herder, Wieland und Knebel innige Freundschaft schloß, dagegen zu Goethe und Schiller eher in unangenehme als in erfreuliche Verhältnisse trat. Vorzüglich die Frauen fingen an für seine Schriften sich zu begeistern; sie nahmen ihn, wohin er kam, mit unglaublicher Verehrung auf. Nach dem Tode seiner Mutter, die er liebevoll unterstützt hatte, verbrachte er den Winter von 1797 auf 1798 in Leipzig, sah sich im folgenden Sommer in mehreren andern mitteldeutschen Städten um und siedelte zuletzt abermals nach Weimar über. Die Stimmungen in dieser Stadt jedoch sagten ihm je länger je weniger zu; daher er häufige Ausflüge an die Höfe zu Gotha und Hildburghausen unternahm, und als er von dem Fürsten letzterer Stadt 1799 mit dem Titel eines Legationsraths beehrt worden war, im Frühjahr 1800 einen Besuch in Berlin abstattete. Der Empfang in dieser neuen Region war ein glänzender; Richter stand auf dem Gipfel seines Ruhmes und wurde gepriesen wie Schiller, ja, von den Frauen vergöttert. Er beschloß in Berlin seinen Wohnsitz zu nehmen und verlobte sich mit Karoline Mayer, der Tochter eines Geheimenraths und Professors der Medicin. Gleichwohl zog er schon im nächsten Jahre (1801) an der Seite seiner jungen Gattin nach Meiningen, zwei Jahre darauf nach Coburg, im Sommer 1804 endlich nach

Baireuth: diese Stadt sollte der Hafen sein, wo er nach langem Umherirren für seine Lebenszeit Anker warf.

Vollendet wurde die Sicherung seiner äußerlichen Lage durch einen Jahrgehalt von tausend Gulden, welchen Karl von Dalberg, der berühmte Fürst Primas, im Jahre 1808 einem Autor zuerkannte, dessen Haupt ein wohlverdienter dichterischer Lorbeer schmückte. Die Umwandlung des politischen Himmels bedrohte ihn zwar mit dem Verluste dieses Einkommens, als der genannte fürstliche Gönner im Jahre 1813 nach Auflösung des Rheinbundes seinen Besitzungen entsagen mußte; doch ging der bittere Kelch an ihm vorüber: zur Fortentrichtung der ehrenvollen Gabe verstand sich auf wiederholtes Andringen die Krone Bayern. Mehr als Trauer erweckt es, bemerkt der Litteraturhistoriker Hillebrand, wenn Jean Paul, nach viel vergeblichem Umherbetteln bei deutschen Fürsten und Staatsmännern, endlich bei dem Kaiser Alexander von Rußland um Gerechtigkeit nachsuchen mußte! Durfte doch der entrüstete Dichter die alliirten Mächte fragen, „ob ihm nicht die Erhaltung seiner Pension gebühre, da er für europäische Freiheit zu einer Zeit (1808) geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust bloßgestellt habe?“ Nur wenige glückliche Jahre waren ihm noch beschieden; in tiefes Leid stürzte den alternden Dichter im Spätherbst 1821 der Tod seines einzigen Sohnes. Seitdem begann er zu kränkeln, wurde hinfällig und beschloß am 14. November 1825, nachdem seit Jahresfrist das Licht seiner Augen schon erloschen war, zu Baireuth seine von so vielen Sturmwolken durchzogenen Tage. An der eigenhändigen Sammlung seiner zahlreichen Werke war er durch die zunehmende Körperschwäche der letzten Jahre verhindert worden. König Ludwig I. von Bayern, der eben den Thron bestiegen hatte, ließ ihm später zu Baireuth ein Standbild aufstellen.

Eine ganz eigenthümliche, zugleich aber auch großartige Erscheinung in unserer Litteratur ist Jean Paul; eigenthümlich durch und durch, da er seines Gleichen weder in den Stoffen noch in der ungebundenen Weise seiner Darstellung hat, großartig deswegen, weil ihn an Tiefe und Reichthum der Gedanken kein Dichter keiner Nation übertroffen hat. Was ihn dabei entschieden charakterisirt, ist eine unermeßliche Phantasie und eine unvergleichliche Innigkeit des Gemüths, die ihm bis in das Alter blieb, so daß der junge Platen die „seelenvolle Liebe und Milde“ anstaunte, als er in den letzten Jahren bei ihm persönlich vorsprach. Und gleichwohl wäre im Allgemeinen kein größerer Gegensatz in der Geisteswelt denkbar als der zwischen Jean Paul und zwischen Platen: der erstere ein freier dithyrambischer Flatterer, der andere ein strenger und regelrechter Künstler. Die Pole berührten sich hier in dem Mittelpunkte edeln und reinen Bestrebens auf harmonische Weise; die Form war für Beide Nebensache. Man darf sich Jean Paul vorstellen als einen Naturdichter im höchsten und umfangreichsten Sinne des Wortes: also nicht als einen jener ungeschulten Reimer, die ihre alltäglichen Anschauungen und persönlichen Trivialitäten in populärer Sprache vorbringen,

sondern als einen aus dem Herzen und Geiste unmittelbar zur Welt sprechenden Denker von allseitigen Kenntnissen. Denn über Himmel und Erde suchte er seinen Blick auszudehnen, über Raum und Zeit; wie eine Biene trug er Alles zusammen, was ihm wissenswerth und für die Menschheit nutzbar deuchte, und schüttete die Schätze seines Wissens und seiner Forschung in derjenigen Form der Darstellung aus, die ihm die natürlichste und bequemste war. Was er erlebt und erfahren hatte, erhellte er durch die Zusätze seines Genius, durch eigene Betrachtungen, Gefühle und Streiflichter aller Art. Man muß sich ihn daher vorstellen als einen geistigen Arbeiter, der ein freies Handwerk treibt; er setzt sich gleichsam träumend, aber tieferregt an den Schreibtisch und drückt in Worten aus, was sein Inneres erfüllt, unbekümmert in das Endlose hinausphantasirend oder auch über Größtes und Kleinstes philosophirend, um die Geheimnisse der Menschenbrust wie die Wunder der Natur, wenn auch nicht aufzuklären, doch zu beleuchten und anzudeuten. Die Form, worin es geschieht, kümmert ihn sehr wenig; er ist zufrieden, wenn die sprachlichen Mittel in Satzgerüsten dasjenige, was er für Andere versichtbaren wollte, so klar umfassen als es ihm selbst vorschwebte.

Betrachten wir von diesem Standpunkte seine Dichtungsweise, so erklären sich uns hinlänglich die ihr anhaftenden Mängel und Schwächen. Diese tadelt man heutzutag nicht mehr blindlings, man nimmt sie in den Kauf als untrennbar von den gleichzeitig entfalteten Vorzügen: er konnte nicht anders, nicht vollendeter heraustreten. Auf der einen Seite mochte freilich seine Weltkenntniß zu gering, seine Philosophie zu beschränkt sein; auf der andern Seite riß ihn seine Phantasie über das rechte Maß fort, anderwärts sein tiefsinniges und haarspaltendes Grübeln, hier die aus „uferlosem" Bücherlesen hervorbrechende Ideenwoge, dort die Ueberschwänglichkeit einer Gefühlsströmung, die bis zur krankhaften Sentimentalität aufschäumte. Letztere Eigenheit rührte und entzückte das Frauengeschlecht seiner Tage auf eine ähnliche Weise wie die gereimte Mondscheindichtung eines Matthisson. Auch der Humor, ein Grundelement seiner poetischen Ergüsse, entbehrt oft des freien Flusses: er scheint hier und da gewaltsam hervorgepreßt und erkünstelt. Geschmackloses Blümeln und Haschen nach seltsamen Sentenzen verräth in solchen Fällen die Leere, die er vergebens zu verdecken sucht. Uebrigens urtheilt Joseph Hillebrand richtig über die Originalität des Richter'schen Wesens, wenn er sagt, daß dieser Dichter inmitten des Fichtelgebirgs geboren war, das durch seine eigenthümlichen Naturerscheinungen, Waldeinsamkeiten und Berghöhen, an die sich allerlei Wundersagen knüpfen, Seele und Phantasie des reizbaren Knaben mit unvertilgbaren Gefühlen und Bildern erfüllte. Nimmer konnte er, sagt der genannte Kritiker weiter, die stille Sprache vergessen, in welcher jene Natur zu seiner Kindheit gesprochen. Wenn er uns von „den blauen Bergen der dunkeln Kinderzeit" redet, zu denen „wir uns ewig umwenden und hinblicken" und auf welchen „auch die Mütter stehen, die uns von da herab das Leben weisen", so mochte er wohl der lieben Berge der fränkischen Schweiz gedenken, deren Gipfel ihn in seinen Kinderjahren so treu und wunderbar angeschaut hatten. Je größer dabei die Einsamkeit war, in welcher der Knabe fast nur auf sich und die beschränkten Dorfidyllen angewiesen wurde, desto tiefer senkten sich die Scenen derselben in sein Gemüth. So konnte sich dann in dieser Urwelt seiner Phantasie der eigentliche Schatz bereiten, aus dem er die wesentlichsten und schönsten Elemente fast aller seiner Dichtungen genommen. Noch in seinem späteren Alter „wogte sein altes Herzblut", wenn die Klänge

„des Kuhglockenspiels der hohen fernen Kindheitsalpen" ihm wieder zugeweht wurden, und er „mochte dabei fast weinen vor Lust". Ebenso treffend zeichnet Hillebrand die Verschiedenheiten des Naturells, die zwischen Jean Paul und Schiller bestanden. Beide haben, sagt er, gleich bedrückt dem Schicksale ihre sauern Loose abgerungen, Beiden ging selten die heitere Sonne eines reinen sorglosen Tages auf, Beide aber kämpften gleich ehrenvoll, wenn auch in verschiedener Weise. Schiller stritt wie ein Held, dem der unerschütterliche Wille das Pfand des Sieges ist, Jean Paul trug den Druck mehr wie ein Dulder, dem die sparsamen Lichtblicke genügen, um nicht zu verzweifeln.

Aus den ganz besondern Zügen des Mannes, die sich zugleich in dessen Schriften ausprägten, erklären wir uns auch den Umstand, daß manche bedeutende Zeitgenossen sich von ihm abgestoßen fühlten. Goethe und Schiller namentlich waren Künstler, die mit Richter's Formlosigkeit und Weltanschauung sich nicht ohne Weiteres befreunden konnten, zumal da sie eben in jener Epoche mit voller Hingebung ihre Aufgabe darein setzten, der deutschen Dichtung Gesetzmäßigkeit aufzuerlegen. Sie hielten ihn offenbar, ihrer Richtung gegenüber, für einen mehr schädlichen als nützlichen Autor. Denn wie Jean Paul in seiner „Vorschule zur Aesthetik" schöne und unschöne, wahre und unwahre Aussprüche bunt durcheinander vorgebracht und theoretisch vertreten hat, so quollen auch die praktischen Leistungen seiner Schöpferkraft in ihrer Schrankenlosigkeit nach allen Seiten von Auswüchsen über, die neben vielem Herrlichen, was dargeboten ward, einen regellosen Phantasten zu verrathen schienen. Dieß schreckte denn Geschmack, Verstand und Theilnahme der gesunden Künstler zurück, welche ihm allerdings überlegen waren, weil sie gleichzeitig die Form großartig beherrschten. Indessen hat die spätere Kritik gegen ihn einen ungerechten Standpunkt eingenommen; die Forderung größerer Kunststrenge an diesen Dichter war unbillig: Jean Paul konnte nicht zugleich ein Goethe sein, und durch einen Vergleich Beider machte die Kritik sich überhaupt einer Verkehrtheit, Wolfgang Menzel insbesondere einer Tollheit schuldig, als er den Wunsiedler Poeten über den Frankfurter zu stellen wagte.

Wir achten den Dichter wegen der Ursprünglichkeit seines Talents, die Niemand geläugnet hat. Jean Paul erhob die prosaische Darstellung über die ähnlichen Arbeiten der Vorgänger, von Wieland bis Hippel, hoch hinweg durch Fülle und Genialität der Ideen; auch der Engländer Sterne, aus dessen Quelle er gewiß kräftiger als irgend Jemand vor ihm getrunken hat, erscheint nicht mehr als sein Vorbild: wenigstens hat er diesen Autor durch Gehalt so unendlich überboten, daß der Deutsche ihm gegenüber als Original selbstständig dasteht. Die Lebensbilder, die er giebt, sind kleine Weltspiegel, was man auch an ihrer Kleinheit aussetzen mag; dabei sind sie so ausgeführt, daß man, um sich in ihre Gedankenfluthen hineinzuversenken, einer langen einsamen Muße bedarf. Wo aber sollen sich jetzt Leser für sie finden? Sie entstanden noch in einer Epoche, wo der Weltverkehr nicht durch Dampf und Telegraphie so fieberhaft beschleunigt war wie heutzutag; wo selbst der Schrecken der Kriegsfurie langsam von Provinz zu Provinz weiter schritt und nicht ganze Reiche gewitterartig entsetzte. Die Vortheile der Kunst werden daher für die Zukunft überwiegen, die Verächter der Kunst nichts als Ephemeres schaffen, so geistreich sie sein mögen: sie sind durch Jean Paul gewarnt! Nur dessen „Titan" wird der Nachwelt ein theures Vermächtniß bleiben, worin der Verfasser den Strahlenreichthum seines Geistes gesammelt hat; seine übrigen Hauptwerke sind der „Hesperus", die „Flegeljahre", „Katzenbergers

Badereise" und der „Komet"; unter kritischen und wissenschaftlichen Arbeiten stehen obenan: die „Vorschule der Aesthetik" und die „Levana", eine Erziehungslehre.

Schriften. 1) Grönländische Prozesse. Berlin 1783—1785. 2 Theile. 2) Auswahl aus des Teufels Papieren. Gera 1789. 3) Die unsichtbare Loge. Berlin 1793. 2 Theile. 4) Hesperus. Ebend. 1795. 4 Theile. 5) Leben des Quintus Fixlein. Ebend. 1796. 6) Blumen-, Frucht- und Dornenstücke. Ebend. 1796—1798. 2 Theile. 7) Biographische Belustigungen. Ebend. 1796. 2 Theile. 8) Palingenesien. Gera 1798. 2 Theile. 9) Briefe und bevorstehender Lebenslauf. Ebend. 1799. 10) Titan. Berlin 1800—1803. 4 Theile. 11) Kleine Schriften. Jena 1804. 2 Theile. 12) Flegeljahre. Stuttgart 1804—1805. 4 Theile. 13) Vorschule der Aesthetik. Hamburg 1804. 3 Theile. 14) Friedenspredigt an Deutschland. Heidelberg 1808. 15) Dämmerungen für Deutschland. Stuttgart 1809. 16) Levana. Braunschweig 1807. 2 Theile. 17) Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flötz. Stuttgart 1808. 18) Dr. Katzenbergers Badereise. Heidelberg 1809. 2 Theile. 19) Herbstblumine, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. Stuttgart 1810—1820. 3 Bändchen. 20) Leben Fibels. Nürnberg 1812. 21) Nikol. Marggraf. Berlin 1820—1822. 3 Theile. 22) Kleine Bücherschau. Breslau 1825. 2 Theile. 23) Nachschule der Aesthetik. Ebend. 1825. 24) Selina, oder über die Unsterblichkeit, Stuttgart 1827. 2 Bände.

Sämmtliche Werke. Berlin 1826—1838. 65 Bände. — 2. Auflage. Herausgegeben von Ernst Förster. In 33 Bänden. 1840—1842. — Jean Paul. Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen, nebst dessen Leben, Charakteristik und Bildniß. Ausgewählt, gesammelt und geordnet. (Angefangen von Aug. Gebauer, fortgesetzt von Andern.) Leipzig 1831—1837. 12 Bändchen. — Politische Nachklänge. Herausgegeben von E. Förster. Heidelberg 1832. — Jean Paul Friedrich Richter, ein biographischer Commentar zu dessen Werken. Von Richard Otto Spazier. Leipzig 1833. 5 Bände. Neue Auflage in 1 Bande. Ebend. 1836.

Traum über das All.

Ich las die Betrachtungen über den gemeinen alten Irrthum, welcher den Raum von einer Erde und Sonne zur andern für leer ansieht, und vollends den ungeheuren von Sonnensystemen und Milchstraßen zu den nächsten. Die Sonne füllt mit allen ihren Erden von dem Raume zur nächsten Sonne nur das 3,419,460,000,000,000te Theilchen aus: Himmel! dacht' ich, welche Leerheit erränkte das All, wenn nichts voll wäre, als einige schimmernde, verstäubte Stäubchen, die wir ein Planetensystem nennen.

Dächtet ihr euch das Weltmeer ausgestorben und lebensleer, und die bevölkerten Inseln so groß wie Schneckenhäuser, so beginget ihr doch einen viel kleinern Irrthum des Maßes, als der über die Weltleere ist; und die Seegeschöpfe begingen einen noch kleinern, falls sie das Lebendige und Volle nur im Meere fänden, aber über diesem den hohen Luftkreis für einen leeren unbewohnten Raum ansähen. Wenn (nach Herschel) die fernsten Milchstraßen in einer Weite von uns liegen, daß ihr Licht, das heute ins Auge kommt, schon vor zwei Millionen Jahren ausgegangen, so daß ganze Sternenhimmel schon erloschen sein könnten, die wir noch fortschimmern sehen: welche Weiten und Tiefen und Höhen im All, gegen welche das All selber ein Nichts würde, wär' es von einem so weiten Nichts durchzogen und zuletzt umfaßt! — Aber können wir denn einen Augenblick lang die Kräfte vergessen, welche ab- und zuströmen müssen, damit nur die Wege zu jenen fernsten Weltküsten unsern Augen schiffbar werden? Könnt ihr die Anziehkraft auf eine Erde oder Sonne einsperren? Durchströmt nicht das Licht die ungeheuren Räume zwischen der Erde und dem fernsten Nebelfleck? Und kann in diesen Lichtströmen nicht eben so gut eine Geisterwelt wohnen, als im Aethertropfen des Gehirns dein Geist?

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen kam mir nun folgender Traum:

Mein Körper — so träumte mir — sank an mir herab und meine innere Gestalt trat licht hervor; neben mir stand eine ähnliche, die aber, statt zu schimmern, unaufhörlich blitzte. „Zwei Gedanken," sagte die Gestalt, „sind meine Flügel, der Gedanke Hier, der Gedanke Dort, und ich bin dort. Denke und fliege mit mir, damit ich dir das All zeige und enthülle." Und ich flog mit. Schnell stürzte sich mir die Erdkugel hinter dem reißenden Aufflug in den Abgrund, nur von einigen südamerikanischen Sternbildern bleich umgeben, und zuletzt blieb

aus unserm Himmel nur noch die Sonne als ein Sternlein mit einigen Flämmchen von nahe gerückten Kometenschweifen übrig. Vor einem fernen Kometen, der von der Erdensonne kam und nach dem Sirius flog, zuckten wir vorüber.

Jetzt flogen wir durch die zahllosen Sonnen so eilig hindurch, daß sie sich vor uns kaum auf einen Augenblick zu Monden ausdehnen konnten, ehe sie hinter uns zu Nebelstäubchen einschwanden; und ihre Erden erschienen dem schnellen Fluge gar nicht. Endlich standen die Erdsonne und der Sirius und alle Sternbilder und die Milchstraße unsers Himmels unter unsern Füßen als ein heller Nebelfleck mitten unter kleinern tiefern Wölkchen. So flogen wir durch die gestirnten Wüsten; ein Himmel nach dem andern erweiterte sich vor uns, und verringerte sich hinter uns — und Milchstraßen stunden hinter einander aufgebaut in den Fernen, wie Ehrenpforten des unendlichen Geistes.

Zuweilen überflog die blitzende Gestalt meinen müden Gedanken, und leuchtete ferne von mir, als ein Funke neben einem Stern, bis ich noch einmal dachte: Dort! und bei ihr war. Aber als wir uns von einem gestirnten Abgrund in den andern verloren und der Himmel über unsern Augen nicht leerer wurde und der Himmel unter ihnen nicht voller, und als unaufhörlich Sonnen in den Sonnenocean, wie Wassergüsse eines Gewitters in das Wassermeer fielen, so ermattete das überfüllte Menschenherz und sehnte sich aus dem weiten Sonnentempel in die enge Zelle der Andacht, und ich sagte zu der Gestalt: „O Geist! hat denn das All kein Ende?" — Er antwortete: „Es hat keinen Anfang."

Aber siehe, auf einmal erschien der Himmel über uns ausgeleert, kein Sternchen blinkte in der reinen Finsterniß. — Die blitzende Gestalt flog in ihr fort, — zuletzt gingen auch alle Sternhimmel hinter uns in einen dünnen Nebel zurück und schwanden endlich auch dahin. — Und ich dachte: Das All hat sich doch geendigt — und nun erschrak ich vor dem grenzenlosen Nachtkerker der Schöpfung, der hier seine Mauer anfing, vor dem todten Meere des Nichts, in dessen bodenloser Finsterniß der Edelstein des lichten All unaufhörlich untersank; und ich fand nur noch die blitzende Gestalt, aber nicht mich Einsamen, weil sie mich unerleuchtet ließ.

Da antwortete sie meiner stummen Angst: „Kleingläubiger! Blick auf! Das uralte Licht kommt an!" Ich blickte auf, schnell kam eine Dämmerung, schnell eine Milchstraße, schnell ein ganzes schimmerndes Sternengewölbe; jeder Gedanke war zu lang für die drei Augenblicke. Seit grauen Jahrtausenden war das Sternenlicht auf dem Wege zu uns gewesen, und kam aus den unergründlichen Höhen endlich an. — Nun flogen wir, wie durch ein neues Jahrhundert, durch die neue Sternkugel. Wieder kam ein ungestirnter Nachtweg, und länger ward es, ehe die Strahlen eines entlegenen Sternhimmels uns erreichten.

Aber als wir fortsteigend immer die Nächte abwechselten mit Himmeln, und wir immer länger eine Finsterniß hinaufflogen, eh' unter uns ein altes Sternengewölbe ein Fünkchen wurde und losch, — als wir einmal aus der Nacht plötzlich vor einen Nordschein zusammenlodernder, um Erden kämpfender Sonnen traten, und um uns her auf allen Erden jüngste Tage brannten, — und als wir durch die schauderhaften Reiche der Weltenbildungen gingen, wo überirdische Wasser über uns rauschten und weltenlange Blitze durch den Wesendunst zuckten, wo ein finsterer, endloser, bleierner Sonnenkörper nur Flammen und Sonnen einsog, ohne von ihnen hell zu werden, — und als ich in der unabsehlichen Ferne ein Gebirg mit einem blitzenden Schnee aus zusammengerückten Sonnen stehen und doch noch über ihm Milchstraßen als dünne Mondsicheln hängen sah: so hob sich und beugte sich mein Geist unter der Schwere des All, und ich sagte zur blitzenden Gestalt: „Laß ab und führe mich nicht weiter; ich werde zu einsam in der Schöpfung; ich werde noch einsamer in ihren Wüsten; die volle Welt ist groß, aber die Leere ist noch viel größer und mit dem All wächst die Wüste."

Da berührte mich die Gestalt wie ein warmer Hauch und sprach sanfter als bisher: „Vor Gott besteht keine Leere; um die Sterne, zwischen den Sternen wohnt das rechte All. Aber dein Geist verträgt nur irdische Bilder des Ueberirdischen; schaue die Bilder."

Siehe! da wurden meine Augen aufgethan, und ich sah ein unermeßliches Lichtmeer stehn, worin die Sonnen und Erden nur als schwarze Felseninseln verstreut waren, und ich war in, nicht auf dem Meere, und nirgends erschien Boden und nirgends Küste. Alle

Räume von einer Milchstraße zur andern waren mit Licht ausgefüllt, und tönende Meere schienen über Meere und unter Meeren zu ziehn, und es war ein Donnern wie das der Fluth, und wieder ein Flöten wie von ziehenden Singschwänen; aber beides vermischte sich nicht. Das Leuchten und das Tönen überwältigte sanft das Herz; ich war voll Freuden, ohne zu wissen, woher sie zu mir kamen, es war ein Freuen über Sein und Ewigsein, und eine unaussprechliche Liebe faßte, ohne daß ich wußte wofür, mich an, wenn ich in das neue Licht um mich sah.

Da sagte die Gestalt: „Dein Herz faßt jetzt die Geisterwelt. Für Aug' und Ohr giebts keine, sondern nur die Körperwelt, in der sie regiert und schafft. Nun schaue dein geschärftes Auge, armes Menschenkind; nun fasse dein träumendes Herz!" — Und das Auge schaute zugleich das Nächste und Fernste; ich sah alle die ungeheuren Räume, durch die wir geflogen, und die kleinen Sternenhimmel darin; in den leichten Aetherräumen schwammen die Sonnen nur als aschgraue Blüthen und die Erden als schwarze Samenkörner. — Und das träumende Herz faßte: Die Unsterblichkeit wohnte in den Räumen, der Tod nur auf den Welten. — Auf den Sonnen gingen aufrechte Schatten in Menschengestalt, aber sie verklärten sich, wenn sie von ihnen zogen und im Lichtmeer untergingen, und die dunkeln Wandelsterne waren nur Wiegen für die Kindergeister des lichten All. — In den Räumen glänzte, tönte, wehte, hauchte nur Leben und Schaffen im Freien des All; die Sonnen waren nur gedrehte Spinnräder, die Erden nur geschossene Weberschiffchen zu dem unendlichen Gewebe des Isisschleiers, der über der Schöpfung hing und der sich verlängerte, wenn ihn ein Endlicher hob. Da, vor der lebendigen Unermeßlichkeit, konnte es keinen großen Schmerz mehr geben, nur eine Wonne ohne Maß und ein Freudengebet. Aber unter dem Glanze des All war die blitzende Gestalt unsichtbar geworden, oder nur heimgegangen in die unsichtbare Geisterwelt; ich war mitten im weiten Leben allein und sehnte mich nach einem Wesen. Da schiffte und drang aus der Tiefe durch alle Sterne ein dunkler Weltkörper fliegend das hohe Lichtmeer herauf, und eine Menschengestalt wie ein Kind stand auf ihm, die sich nicht veränderte und vergrößerte durch das Nahen. Endlich stand unsere Erde vor mir und auf ihr das Jesuskind, und das Kind blickte mich so hell und mild und liebevoll an, daß ich erwachte vor Liebe und Wonne. — —

Aber nach dem Erwachen hatte ich die Wonne noch und ich sagte: „O! wie schön ist das Sterben in der vollen leuchtenden Schöpfung und das Leben!" — Und ich dankte dem Schöpfer für das Leben auf der Erde und für das Künftige ohne sie.

Das Erhabene.

Aber worin besteht denn die ideale Erhabenheit? — Kant, und nach ihm Schiller, antworten: In einem Unendlichen, das Sinne und Phantasie zu geben und zu fassen verzagen, indeß die Vernunft es erschafft und festhält. Aber das Erhabene, z. B. ein Meer, ein hohes Gebirge, kann ja schon darum nicht unfaßbar für die Sinne sein, weil sie das umspannen, worin jedes Erhabene erst wohnt; dasselbe gilt für die nachfliegende Phantasie, welche in ihrer unendlichen Wüste und Aetherhöhe vorher den unendlichen Raum für die erhabene Pyramide aufbauet. — Das Erhabene ist ferner zwar immer an ein sinnliches Zeichen (in oder außer uns) gebunden, aber dieses nimmt oft gar keine Kräfte der Phantasie und der Sinne in Anspruch. So ist z. B. in jener orientalischen Dichtung, wo der Prophet das Merkmal der vorübergehenden Gottheit erwartet, welche nicht kommt hinter dem Feuer, nicht hinter dem Donner, nicht hinter dem Sturmwinde, sondern die endlich kommt mit einem linden, leisen Wehen, offenbar das sanfte Zeichen erhabener als ein majestätisches wäre. So steht ästhetische Erhabenheit des Handelns stets im umgekehrten Verhältniß mit dem Gewichte des sinnlichen Zeichens, und nur das kleinste ist das erhabenste; Jupiters Augenbrauen bewegen sich weit erhabener in diesem Falle, als sein Arm oder er selber.

Ferner theilt Kant das Erhabene ins mathematische und dynamische ein, oder, wie Schiller es ausdrückt, in das, was unsere Fassungskraft übersteigt, und in das, welches unsrer Lebenskraft droht. Man könnte es kürzer das quantitative und das qualitative nennen, oder das äußere und das innere. Aber nie kann das Auge ein anderes als ein quantitatives

Erhabene anschauen; nur erst ein Schluß aus Erfahrungen, aber keine Anschauung kann einen Abgrund, ein stürmisches Meer, einen fliegenden Felsen zu einem dynamischen Erhabenen machen. Wie wird denn dieses aber angeschauet? Akustisch: das Ohr ist der unmittelbare Gesandte der Kraft und des Schreckens; man denke an den Donner der Wolken, der Meere, der Wasserfälle, der Löwen u. s. w. Ohne alle Erfahrung wird ein Neuling von Mensch vor der hörbaren Größe zittern, aber jede sichtbare würde ihn nur heben und erweitern.

Wenn ich das Erhabene als das angewandte Unendliche definiren darf, so gibt es eine fünffache Eintheilung oder auch eine dreifache: das angewandte auf das Auge (das mathematische oder optische Erhabene), auf das Ohr (das dynamische oder akustische), von innen muß die Phantasie die Unendlichkeit wiederum auf ihre eigene quantitative und qualitative Sinnlichkeit beziehen, als Unermeßlichkeit und als Gottheit, — und dann ist noch die dritte oder fünfte Erhabenheit, welche sich gerade im umgekehrten Verhältniß mit dem äußeren oder inneren Sinnlichen und Zeichen offenbaret: die sittliche oder handelnde.

Wie wird nun das Unendliche gerade auf einen sinnlichen Gegenstand angewandt, wenn er selber, wie ich bewiesen, kleiner ist als die Flügel der Sinne und der Phantasie? Den ungeheuren Sprung vom Sinnlichen als Zeichen ins Unsinnliche als Bezeichnetes, welchen die Pathognomik und Physiognomik jede Minute thun muß, vermittelt nur die Natur, aber keine Zwischen-Idee. Zwischen dem mimischen Ausdruck des Hasses z. B. und zwischen diesem selber, ja zwischen Wort und Idee gibt es keine Gleichung. Allein die Bedingungen müssen zu finden sein, unter welchen ein sinnlicher Gegenstand zum geistigen Zeichen wird, vorzugsweise vor einem andern. Bei dem Ohr ist Extension und Intension zugleich vonnöthen: der donnernde Ton muß zugleich ein langer sein. Da wir keine Kraft anschauend kennen als die unsere, und da Stimme gleichsam die Parole des Lebens ist, so ists begreiflicher, warum gerade das Ohr das Erhabene der Kraft bezeichnet. Eine schnelle Vergleichung unserer Töne mit fremden muß man nicht ganz dabei ausschließen. Sogar die Stille kann erhaben werden: die eines hoch stillschwebenden Raubvogels, die vor dem großen Meersturm, die nach dem großen Blitze vor dem Donner.

Die optische Erhabenheit ruhet nicht auf Intension: denn Blendung ist nicht erhaben, auch Nacht und Sonne wären es nicht, allein gesehen, ohne Himmel und Umgebung, sondern auf Extension, aber nur der einfarbigen. Eine unabsehliche angebauete Landebene weicht dem grauen stillen Meere, obgleich jene optisch-intensiv dem Auge mehr Licht darreicht, und obgleich dieses so gut als jene an der Wolke aufhört. So wäre einem Obelisklus durch große Farbenflecke, nicht aber durch zu nah und zu klein aufgetragene, weil diese sonst vor dem schwindelnden Auge in einen verschmölzen, seine halbe Größe wegzunehmen. Warum dies aber, da eher verschiedene Farben sie heller und also bei aller Ferne größer bauen müßten? Darum, jede neue Farbe beginnt einen neuen Gegenstand, in der Ferne oder Nachts ausgenommen, wo alle Farben in einander taumeln. Hingegen übersäe man sie, wie eine Peters-Kuppel, mit kleinen Lichtern, so wird sie größer, weil diese Nachts denselben Gegenstand fortsetzen, nicht sich anfangen. Daher sind die Sterne nur durch den Himmel optisch-erhaben, nicht er durch sie. Noch ist die letzte Frage: „Warum wird denn nun der von Einer Farbe lang fortgesetzte Gegenstand ein Bild der Unendlichkeit?“

Ich antworte: Durch eine Grenze, also durch zwei Farben, und das Begrenzte ist erhaben, nicht das Begrenzende; das Auge wiederholet bis zum Schwindel dieselbe Farbe, und dieses ewige Wiederkommen des Nämlichen wird das unendliche Bild; weder die Mitte noch die Spitze der Pyramide ist erhaben, sondern die Bahn des Blicks. Um aber eben zu wissen, daß hier ein Nämliches sei, muß ich hier ein Verschiedenes zugleich haben und ihm entgegensetzen; ohne dieses gäb' es kein Ziel, keine Ferne, also keine Größe; daher die Nacht vor dem zugedrückten Auge nicht erhaben ist, obwohl eine vor dem offenen, weil ich hier von einer erleuchteten Stelle oder von mir an den unendlichen Weg ziehe.

Ich erwehre mich des Einzelnen, da sich die Aufgaben und Auflösungen ins Unendliche vervielfältigen lassen; z. B. einer Untersuchung bedürfte der Fall, wo oft die verschiedenen Gattungen, wie Blitz und Donner schlagen, vereinigt treffen, wie der Wasserfall, der mathematisch und dynamisch groß ist, sowie das stürmende Meer. Eine andere lange Unter-

suchung wäre wieder die, wie dieses angewandte Unendliche der Natur sich zu dem der Kunst verhalte, da in den beiden die Phantasie sich auf die Vernunft bezieht u. s. w. Ebenso wäre gegen den Kantischen „Schmerz bei jedem Erhabenen" viel einzuwenden, besonders dieses, daß nach ihm das Größte dem größten geben müßte, nämlich Gott; und so wäre gegen den andern Kantischen Satz, daß neben dem Erhabenen Alles klein sei, einzuwerfen, daß es sogar Stufen des Erhabenen, nicht als eines Unendlichen, sondern als eines Angewandten gibt; denn eine wache Sternennacht, z. B. über einem schlafenden Meere, sind keine so mächtigen Flügel der Seele als ein Gewitterhimmel mit seinem Gewittermeere, und Gott ist erhabener als ein Berg.

Julius Rodenberg,

ein lyrischer und epischer Dichter von Talent und ernster Strebsamkeit, wurde am 6. Juli 1831 zu Rodenberg in der kurhessischen Grafschaft Schaumburg geboren, aus einer wohlhabenden jüdischen Familie stammend. Seine Eltern führen noch den Namen Levy, welchen der Sohn jedoch, als die Familie späterhin nach Hannover übersiedelte, unter Genehmigung seines Landesherrn mit demjenigen vertauschte, mit welchem er sich in die Litteratur eingeführt hat. Ursprünglich zum Kaufmannsstande bestimmt, ging er in die „höhere Bürgerschule" zu Hannover; da entdeckte, bei Gelegenheit metrischer Uebersetzung von Gedichten aus fremden Sprachen, der Direktor dieser Anstalt, der selbst als Dichter durch seine „Irmgard" rühmlichst bekannte Professor Tellkampf, in dem Knaben eine ihm bemerkenswerth scheinende Begabung. Auf seine Veranlassung geschah es, daß derselbe demnächst dem Gymnasium zu Rinteln übergeben ward; hier mußte der bereits Funfzehnjährige wieder von vorn beginnen, da er zwar etwas Latein, aber kein Griechisch konnte. Die auf ihn gesetzten Hoffnungen indessen täuschte er nicht; innerhalb fünf Jahren hatte er, zur Freude seiner Eltern, alle Klassen durchlaufen und bezog mit dem Zeugniß der Reife die Universität Heidelberg.

Ehe er noch die Schule verlassen, sollte das Publikum erfahren, daß zwei Sonettenhefte, die unter dem Titel „Für Schleswig-Holstein" 1850—1851 anonym erschienen waren und viel von sich reden gemacht hatten, dem abgehenden Primaner ihren Ursprung verdankten; einer seiner derzeitigen Lehrer erwähnte rühmlich des jugendlichen Poeten in der damals zu Frankfurt herauskommenden „Deutschen Zeitung". Uebrigens sollte die romantische Einsamkeit, in welcher Rodenberg während seiner Gymnasialzeit an den lieblichen Ufern der Weser gelebt hatte, für ihn noch andere und duftigere Poesieblüthen tragen. Angeregt durch

das auf den kurhessischen Schulen von Vilmar eingeführte Studium der altdeutschen Dichtung und durch die mannichfachen Erinnerungen, wie sie die überdieß an jedem Reize so reiche Gegend aus der Vorzeit bewahrt hat, entstand in dem achtzehnjährigen Jünglinge der Gedanke, das deutsche Märchen im Geiste des alten Epos poetisch neu zu gestalten. Er begann mit dem „Dornröschen", welches er bei seinem Ostern 1851 erfolgten Abgange zur Universität Heidelberg in den allgemeinen Umrissen fertig mitnahm, um es unter dem Rebengrün dieser Stadt in einer Reihe schöner Frühlingstage zu vollenden und in dem Herbste zu veröffentlichen. Das Gedicht machte zur Zeit seines Erscheinens Aufsehen und den Namen des Verfassers bekannt; auch französische Blätter sprachen davon günstig. Gleichwohl gab der Dichter seinen ursprünglichen Plan auf, und das Nächste, was er vor das Publikum brachte, war ein Epos aus dem hohen Norden, „König Haralds Todtenfeier"; Lieder und Anderes folgten.

Weniger schritten seine Fachstudien — er hatte sich der Jurisprudenz gewidmet — vor. Nicht unterließ er die bedeutendsten Vertreter der Rechtswissenschaft in Heidelberg, Göttingen und Berlin zu hören, aber zu einem Abschlusse konnte er sich nicht bestimmen; vielmehr ging er im Jahre 1855 plötzlich auf und davon. Erst sein „Pariser Bilderbuch" gab Rechenschaft über den Schritt seines Verschwindens. Sogleich nach seiner Heimkehr indessen stellte er sich der Marburger Fakultät zum Examen, schrieb eine staatsrechtliche Abhandlung und ward im Juni 1856 zum Doktor beider Rechte ernannt. Wenn er hiermit äußerlich dem Wunsche seiner Eltern genügt, so hatte er zugleich doch mit der Rechtswissenschaft innerlich gebrochen. Denn kaum war die Promotion zu Ende, so sehen wir ihn schon auf der Reise nach einem Lande begriffen, welches ihn durch seine Geschichte und Litteratur immer zumeist angezogen hatte, nach England. Der Aufenthalt in diesem Reiche sollte für seine ganze geistige Entwicklung bedeutsam ausfallen. Er forschte den Quellen der deutschen altromantischen Dichtung im englischen Celtenlande nach, folgte den Spuren Merlins in den Hochwäldern von Wales und suchte das untergegangene Eiland der Seligen. Die Frucht dieser Wanderungen war „Ein Herbst in Wales".

Den Winter von 1857 auf 1858 verlebte Rodenberg bei seinen Eltern in Hannover, die „letzten Lieder" von Béranger verdeutschend und kleinere in Zeitschriften verstreute Skizzen zur Herausgabe sammelnd. Mit frischem Muthe begab er sich alsdann im Frühlinge wieder auf die Reise, durchstreifte Irland und verblieb den Winter über in London, von wo er ein Büchlein „Alltagsleben in London" fertig mitbrachte; der bedeutendste Ertrag dieses letzten Ausflugs aber war „die

Insel der Heiligen". Gegenwärtig hat sich Rodenberg in Berlin angesiedelt, wo er, ohne jede amtliche Stellung, ausschließlich seiner litterarischen Thätigkeit lebt.

Frische, Ernst und Unabhängigkeit sprechen für diesen Autor vortheilhaft: er hat frühzeitig erkannt, daß nicht leere Träumerei, sondern Kenntniß der Welt und Zeit poetischen Schöpfungen Gehalt und Werth verleihe. Wenn es ihm gelingen sollte, mehr und mehr Meister der Form zu werden, so steht zu hoffen, daß er auf dem bisher eingehaltenen selbstständigen Wege bis zur entschiedenen Originalität vordringen werde. Denn auch dasjenige was stofflich bedeutend ist, gewinnt vollen Anspruch auf Dauer nur durch den Hinzutritt des rechten Formgepräges, also einer dem Stoff entsprechenden und ihn in seiner Bedeutung erfassenden Darstellungsweise, welche einerseits das Ephemere ausscheidet, andererseits von den Nachlässigkeiten sich frei erhält, die unausbleiblich das Vielschreiben im Gefolge hat. Eine solche auf Kunst gebaute Darstellung, die man insgemein die klassische heißt, ist ihm seither nicht immer gelungen. Seine Lyrik namentlich entbehrt bald der Klarheit, womit die Ideen ausgeführt sein müssen, wenn sie ergreifen sollen; was man deutlich an dem Gedichte „Meeresgruß in Ostende" gewahrt. Bald vermißt man die Correctheit und Leichtigkeit des Rhythmus, ein so fließender Ausdruck ihm auch meist zu Gebote steht. Heutzutag ist es, nach so vielen klassischen Leistungen, bedenklicher als je, seine Mühe an Dichtungen zu verschwenden, die in irgend einem Punkte das Merkmal der Mittelmäßigkeit verrathen. Die „Insel der Heiligen", sein jüngstes Werk, ein Buch voll cultur-historischer Details, alter Sagen und volksthümlicher Lieder, ist als Ganzes vielleicht das Werthvollste, was Rodenberg bisher geliefert.

Schriften. 1) *Für Schleswig-Holstein!* Hamburg 1850—1851. 2 Hefte. 2) *Dornröschen.* Bremen 1851. 3) *König Haralds Todtenfeier. Ein Lied am Meere.* Marburg 1852. 3. Auflage 1855. 4) *Lieder.* Hannover 1853. 2. Auflage 1855. 5) *Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie.* Ebend. 1855. 3. Auflage. 6) *Pariser Bilderbuch.* Braunschweig 1856. 7) *Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder.* Hannover 1858. 8) *Béranger's letzte Lieder. Verdeutscht.* Ebend. 1858. 9) *Kleine Wanderchronik.* Ebend. 1858. 2 Bände. 10) *Alltagsleben in London.* Berlin 1860. 11) *Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irland.* Ebend. 1860. 2 Bände.

Die Brautnacht.

Ein Nachtstück aus dem schottischen Hochland.

Das Hochgebirg von Schottland ruht;
Der schwüle Sommertag ging hin,
Die Mitternacht stieg auf, und drin
Blitzt Stern bei Stern mit blauer Gluth.
An wild zerrißner Uferkluft
Bricht sich das Meer; sein weißer Schaum
Spritzt hochauf und ein klarer Duft
Verhüllt die Ferne, wie ein Traum.
Doch drüben aus dem Schloß, das stolz
Getragen von der Felsen Nacken,
Hier grün verdeckt von Tannenholz,
Dort überragt von steilen Zacken:
Da leuchtet's noch und lustig geht
Krug und Pokal von Hand zu Hand,
Und aus den offnen Fenstern weht
Musik und Lärm in's stumme Land.

Sie halten Hochzeit droben. Heut
Vermählt Dalrymples gräflich Haus
Sich mit den Gordons, lang gescheut
Und lang bekämpft in blut'gem Strauß.
Versammelt sind die beiden Clans,
Dalrymple hie! und dorten Gordon!
Gefeiert wird bei Wein und Tanz,
Daß Beide wieder Freund geworden.
Doch auch ein Opfer heischt der Bund,
Ein reines und ein schuldlos Mädchen —
Mit weißer Brust und rothem Mund —
Die Hochlandsros, Dalrymple's Käthchen.
Sie sitzt im weißen Brautgewand,
Den Myrthenkranz auf braunen Locken,
Sie lehnt die Stirn auf ihre Hand,
Der Wind bewegt die Blüthenflocken.

Und neben an Graf Gordon. — „Ha!
Gebt mir den Kelch mit Malvasier —
Mein Käthchen sitzt so schweigsam da —
Dieß bring ich dir! Dieß bring ich dir!"
Sie sieht nicht auf, sie lächelt nicht —
Ihr dunkles Aug' ruht stumm am Boden;
Doch seines Herzens Klopfen dicht
Fühlt sie und seinen heißen Oden.
Dann steht er auf, und das Barett
Mit Federn wirft er von der Stirn.
Zum Dudelsack und Hackebrett
Der Boden und die Gläser klirr'n.

Und eine Weile ruht der Tanz.
Der junge Harfner tritt herein;
Ihn blendet dieser Kerzen Schein,
Der hier in einem Edelstein
Und dort im Frauenaug' sich bricht,
Das heller als Demantenlicht.
Er setzt sich nieder und beginnt.
Es war, als wehe nur der Wind
Durch seiner Harfe tiefste Saiten;
Als ob aus ewig fernen Weiten
Ein Sehnen riefe, — wie ein Hall,
Den Menschenherz nicht weiß zu deuten, —
Ein Seufzer, leis verraucht, ein Schall,
Wie ungesehner Glocken Läuten.
Und voller strömt's und voller stets,
Als wie aus einer off'nen Wunde;
Und in die Harfenklänge weht's
Melodisch aus des Sängers Munde.
Und wie der Ton sie trifft — da fährt
Aus ihrem Traum empor die Braut;
Und wie den Harfner sie erschaut,
Das bleiche Antlitz sich verklärt.
Er ist es! — Unter'm Tuchgewand
Trägt er den Plaid und roth und blau
Carriert ist seiner Mütze Band —
Sie sieht und kennt ihn ganz genau,
— Ob Bardentracht ihn auch verkappe:
'S ist des geliebten Mackny's Knappe!
Der hat ihr Gruß und Botschaft oft
Von seinem Ritter überbracht;
In süßen Stunden, bang erhofft,
Hat er des Paares treu gewacht.
Das ist sein Ton! Kein Zweifel mehr!
Und auch das Lied ist ihr bekannt, —
John Mackny sang's zur Nacht, wenn er
Von seinem Lieb sich heimgewandt.

Gut Nacht, mein Liebchen, gute Nacht!
Ich muß ja von dir scheiden;
Gut Nacht, mein Liebchen, gute Nacht —
Der Wind streicht durch die Haiden.
Der Wind, der Wind ist mein Genoß —
Auf, tummle dich, mein braunes Roß,
Ich hab' so weit zu meinem Schloß —
Gut Nacht, mein Lieb, gut Nacht!

Im Traum, mein Liebchen, noch im Traum
Sollst meinen Sang du hören.
Im Traum, mein Liebchen, noch im Traum—
Der Wind streicht durch die Föhren.
Das Moor ist weit und schauerlich,
Und bleib' ich aus, dann fasse dich,
Dann wein' um mich, dann klag' um mich
Im Traum, mein Lieb, im Traum!

Und Gordon rief: „Brav, Harfner, brav!
Dem Harfner diesen Kelch mit Wein!"
Doch Käthchens Herz es seltsam traf —
„Das muß, das muß sein Bote sein!"
Sie rafft sich auf — mit schwankem Gang
Naht sie dem Harfner — leis und bang
Vernimmt sie's im Vorübergehen:
„John Mackny harrt im Garten dein!
Er will zum letztenmal dich sehen,
Eh' du gehörest dem Gemahl.
Stiehl fort dich, heimlich, aus dem Saal!"
Sie schwankt hinaus — die Wendeltreppe
Hinab ... dann bleibt sie steh'n und lauscht ...
Was war das? ... Alles still! — Es rauscht
Nur ihres Brautgewandes Schleppe.
Das Pförtlein knarrt — sie tritt hinaus —
O Hochlandsluft! — — und dort der Mond,
Der im Gewölke, golden-kraus,
Auf einer Felsenkuppe thront.
Sie grüßt die Freiheit, grüßt die Nacht
Und athmet ihren Zauber sacht.
Sie schreitet unter mächt'gen Eichen,
Sie schreitet über Rasengrund,
Sie fühlt sich selig ohne Gleichen,
Als sei ihr Weh vergessen, und ....
Ha! was ist das? Es stöhnt — es wimmert —
Ein Röcheln trägt ihr zu der Hauch,
Und seltsam funkelt es und flimmert
Dort aus dem dunklen Fliederstrauch.
Sie bebt zurück — und vorwärts wieder —
All' ihre Kräfte sind entfloh'n —
Ein Krampf durchzuckt die schönen Glieder —
Sie stürzt zusammen ... „John, mein John!"
Aufrichtet sich ein bleicher Mann —
Man sieht's, man hört's: er liegt im Sterben ...
„O Käthchen, Käthchen, sieh' mich an —
Du meine Lieb', du mein Verderben!

Beim Sterne dort! Beim Mondenstrahl, —
Das war ein Meisterwerk von Gordon!
Mit diesem Dolch, mit diesem Stahl
Ließ er mich meuchlings hier ermorden.
. . . Gute Nacht, mein Liebchen, gute Nacht,
Ich muß ja von dir scheiden,
Gute Nacht, mein Liebchen, gute Nacht . . . ."
Ein Röcheln . . . und stumm sank er in die
Haiden.

Das Fest ist aus. Der Gäste Schwarm
Zerstreut sich müde nach und nach;
Gelehnt auf ihres Mannes Arm,
Tritt Käthchen in das Brautgemach.
Den Schleier ab . . . . der Myrthenkranz,
Welk und entblättert ist er ganz.
Verwirrt von Wein und Sinnengluth
Löst er den Gürtel ihr — „Was? — Blut?
Blut auf dem Brautkleid? Oder Wein?
Das Blut, das Blut kommt hinterdrein!
Ha, Käthchen, bist so bleich und kühl,
Und mir — mir zittert jeder Nerve, —
Komm, laß dich nieder auf dem Pfühl —
Doch — Teufel! — was soll diese Schärfe?"
Und sieh — beschienen von dem Strahl
Des Monds tritt Käthchen da vor Gordon:
„Mit diesem Dolch, mit diesem Stahl
Ließt Macknny meuchlings Ihr ermorden."
Und bleich wird Gordon — er wird kalt,
Er fühlt Verderben um sich kreisen —
Dann springt er auf — die Faust geballt,
Will er entringen ihr das Eisen.

Doch sie hält fest, stark durch ihr Weh —
So mit der Braut rang noch kein Freier;
So mit der Hindin, mit dem Reh
Ringt nur ein Adler oder Geier.
„Wahnwitz'ge! fort — mir fort vom Leib —
Mit solchem Feuer, ungedämpft,
Hat in der Brautnacht noch kein Weib
Um seiner Liebe Preis gekämpft.
Doch fließe Blut — so oder so —
Ich werde deiner doch noch froh —
Fort da den Dolch — schon aufgeritzt
Hast du den Arm mir — ha, so blitzt
Ein Tigerauge, wie das Deine — — —"
Da zuckt es wild im Mondenscheine . . . .
Ein Stoß . . . . ein Fluch . . . . und auf die
Steine
Des Bodens sinkt der Bräutigam. —

Und da von unten — wundersam! —
Ist das nicht Lied und Harfenweise?
Es klingt so trüb — es klingt so leise —
Der Harfner ist's, der dort im Feld
Beim Herrn die Todtenwache hält:

Im Traum, mein Liebchen, noch im Traum
Sollst meinen Sang du hören!
Im Traum, mein Liebchen, noch im Traum —
Der Wind streicht durch die Föhren.
Das Moor ist weit und schauerlich —
Und bleib' ich aus, dann fasse dich,
Dann klag' um mich, dann wein' um mich
Im Traum, mein Lieb, im Traum!

Otto Roquette,

ein Lyriker und zwischen Lyrik und Epos hin- und herschwankender Dichter, auch auf novellistischem Felde thätig, wurde am 19. April 1824 zu Krotoschin im Großherzogthum Posen geboren, promovirte nach Vollendung seiner akademischen Studien zum Doktor der Philosophie und warf sich ganz auf litterarische Produktion. Eines seiner ersten Werke, betitelt „Waldmeisters Brautfahrt", hatte bereits einen ungewöhnlichen Beifall davongetragen, als er seinen Aufenthalt im Jahre 1852 in Sachsen nahm, erst in Meißen, dann in Dresden. An letzterem Orte wirkte er eine Zeit lang als Lehrer.

Fließend in seiner Darstellung, aber breit und oberflächlich, in leichter Weise und mit einer gewissen Annehmlichkeit der Rede auf den Schwingen der Phantasie hin- und hergaukelnd, aber ohne daß er aus den Blumen seiner Träume den Honig eines gediegenen Gehalts zu ziehen und dem Leser vorzusetzen wüßte: das ist im Allgemeinen der Charakter der Roquette'schen Dichtweise, so daß es der Sänger seither zweifelhaft gelassen hat, ob er wirkliches Talent besitzt, und wofür. Von seinen „Liedern" haben nur sehr wenige auf Interesse und Bedeutung etwelchen Anspruch; von den meisten derselben weiß man nicht, wozu und warum sie versifizirt sind. Vergebens wirft man sogar diese Fragen auf, wenn man seinen „Philippo Lippi" und seinen „Petrus von Vinea" gelesen hat, balladenartige Gedichte, die einen Schiller'schen Anlauf nehmen.

Das Große und Erhabene ist es nicht, was ihn vorzugsweise beschäftigt, und wo er einmal danach greift, stockt ihm die Rede und mangelt ihm die rechte Fassung. Vielleicht scheut er sich durch das Mittel der Poesie die Nation „belehren" zu wollen? Genug, vier Zeilen von Gewicht sind es, auf die man endlich stößt, wenn man in seinem Märchen „Waldmeisters Brautfahrt" sich müde gelesen hat: vier Zeilen nur, womit er nebenher unsers großen Vaterlandes gedenkt, und gleichwohl haben die leeren Phantastereien dieses Produkts weit und breit auf allen Putztischchen Aufnahme gefunden. Du armes Vaterland mit deinem poetischen Publikum!

Ueber seinen „Herr Heinrich" möchten wir gerne günstiger urtheilen, aber auch er ist gehaltlos, das nationale Element kommt zu keiner Bedeutung und das Sternenlicht der Geschichte verschwimmt in dem trüben Spiegel der vor uns ausgebreiteten Sage. Umsonst hoffen und harren wir von Abschnitt zu Abschnitt, es werde endlich etwas Nennenswerthes vor sich gehen: der Sänger werde wenigstens ein Prozentchen dessen abentrichten, was er uns im Eingange des Werkchens so feierlich angekündigt hat, die Sage solle uns „die große Welt im Thatensturm heraufbeschwören". Nirgends empfangen wir ein Bild von dieser großen Welt im Thatensturme; wir werden fruchtlos hingehalten theils durch weitläufige Schilderungen, die nicht zur Sache gehören, theils durch allerlei fade Episoden, theils durch überflüssige Wiederholungen von vielzeiligem Umfange, wo ein Wort genügt hätte: die Hauptsache ist in Verlust gerathen. Wie gering sein Scharfblick ist, um das Große zu erfassen, zeigen die verunglückten Complimente, die wiederholt dem siegreichen Herrn Heinrich dahin gemacht werden, er habe durch die Schwächung des Reiches bewiesen, daß er als künftiger Kaiser das Reich auch stärken und gegen die äußeren Feinde vertheidigen könne. O sancta simplicitas!

Von der Versform dieser Dichtungen schweige ich: es ist die kurze gereimte Vierjambenzeile, wie sie in ähnlichen Produkten von Kinkel, von Redwitz und Andern spukt, welche das Publikum mit Reimen versorgen wollen, wenn es häufig auch nur Kalenderreime sind. Was diesem Dichter gebricht, ist eine tiefere und ernstere Anschauung der Dinge, eine bestimmtere Einsicht in den Charakter der verschiedenen Dichtgattungen und eine größere Gewandtheit in der Handhabung der Sprache: diese Eigenschaften würden wir ihm rathen, wofern er es zu klassischen Leistungen zu bringen gedenkt, sich anzueignen.

Schriften. 1) Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen. Stuttgart 1849. 12. Auflage 1853. 19. unveränderte Auflage 1858. 2) Liederbuch. Ebend. 1852. 3) Gedichte. Des Liederbuches zweite durchaus veränderte und vermehrte Auflage. Ebend. 1859. 4) Der Tag von St. Jakob.

Ein Gedicht. 3. Auflage. Ebend. 1853. 5) Herr Heinrich. Eine deutsche Sage. Ebend. 1854. 2. völlig umgearbeitete Auflage 1857.

In der Fremde.

Nun steigt der Rebenblüthe Duft
Von allen Hügeln nieder,
Nun rauschen durch die blaue Luft
Die goldnen Klänge wieder;
Die Klänge aus der schönen Zeit —
Das ist ein Weh und Herzeleid,
Daß ich nun ferne bin!

O schöner Strom, o blüh'ndes Thal,
Du wandernde Frühlingssonne,
Gieb mir nur noch ein Einzigmal
Den Becher jener Wonne!
Die ganze Seele dürstet hier,
Und jede Stunde kündet mir,
Daß ich nun ferne bin!

Das Grusliche.

Gruslich, gruslich kommt's gezogen
Mit den Frühlingswinden,
Und mit schaurig süßem Wogen
Regt sich's in den Linden.
Soll die Blüthe dich erfreun,
Mußt du nicht das Gruseln scheun,
Gruseln muß es, gruseln!

Gruslich wird dem jungen Weine,
Eng im Faß verschlossen,
Bis in goldnen klarem Scheine
Er in's Glas geflossen.
Hat's gegruselt ihm recht wüst,
Doppelt kräftig er dich grüßt,
Gruseln muß es, gruseln!

Gruslich durch die Seele bebt es,
Hat dich Lieb' erfüllet,
Halb zum hohen Himmel hebt es,
Halb noch liegt's verhüllet.
Eh' du's deinem Schatz gesagt,
Halb beseligt, halb verzagt,
Gruseln muß es, gruseln!

Stromabwärts.

Die weißen Segel seh' ich wieder gleiten,
Vom Frühlingswind getrieben, auf dem Flusse.
Ach, da ich noch in meines Glücks Ergusse
Mit ihnen zog, es waren schöne Zeiten!

Ihr Wogen kanntet all' die Seligkeiten,
Ihr trugt viel tausendmal mich zum Genusse,
Ihr saht beflügelt mich zum heißen Kusse
Der theuersten Gestalt entgegenschreiten.

Nun ist's vorbei! Es steh'n, wie eine Mauer,
Die Berge dort, beraubt der Rosengluten;
Die Dämm'rung hüllt sie in ein Kleid der Trauer.

Es ist vorbei! durch jene dunklen Grenzen
Folgt nur ein banger Seufzer auf den Fluten
Stromabwärts den zerriss'nen Jugendkränzen.



Friedrich Rückert,

ein Dichter ersten Ranges im Gebiete der Lyrik und der Lehrdichtung, ein ausgezeichneter Sprachkünstler und Meister der Uebersetzungskunst oder Nachdichtung, erblickte das Licht am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt am Main, wo sein Vater die Stelle eines Rentamtmanns bekleidete. In Jena studirte er die Rechte als Berufswissenschaft, warf sich aber auf Philologie und poetische Litteratur, durch angeborene Neigung getrieben, in ähnlicher Weise wie ein Jahrzehnt später sein Landsmann Graf von Platen. Aus Bescheidenheit nannte sich denn Rückert nachmals einen halben Philologen und einen halben Dichter, indem er in einem seiner Epigramme äußerte, man solle die Fehler des Philologen dem Dichter, die dichterischen Mängel dem Philologen zu Gute halten. Als er das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, verließ er in jener Kriegsperiode, welche das schon hingeschmetterte Deutschland von neuem erschütterte, kampflustig das väterliche Haus, um sich in die österreichische Armee aufnehmen zu lassen, da die Macht des Kaisers im Jahre 1809 zum letzten Entscheidungskampfe zwischen Unabhängigkeit und Napoleonischem Vasallenthum sich aufraffte. Doch Rückert war kaum bis Dresden gelangt, als die Kunde erscholl, daß nach ebenso blutigem als fruchtlosem Widerstande der Friede geschlossen sei; daher eilte er wieder nach Hause, ohne das Schlachtfeld gesehen zu haben. Zunächst habilitirte er sich im Jahre 1811 an der Universität Jena, seine friedlichen Studien fortsetzend; so waren denn vier Jahre verflossen, als der gewaltige Befreiungskrieg ausbrach und der Jüngling, der ebenso hochherzig wie irgend ein Anderer seines Alters in jenen schmachvollen Tagen dachte, abermals die Waffen zu ergreifen beabsichtigte. Doch jetzt hielt ihn ein anderer Grund zurück, seine damals durch vieles Studiren geschwächte Gesundheit, die in Gefahr kommen konnte durch das wilde Feldleben einen tödtlichen Stoß zu erhalten; deßhalb

warnten ihn seine Eltern mit Bitten und Vorstellungen, indem sie nicht sowohl eine feindliche Kugel für ihren Sohn fürchteten, als vielmehr jene körperliche Schwäche, die ihn einerseits für den Krieg nicht sehr tauglich machte, andererseits in ein Siechthum ausarten konnte, das ihn durch einen frühen Tod dem Felde der Wissenschaft zu entreißen geeignet war, ohne daß er als Krieger dem Vaterlande genützt hatte. Von persönlicher Theilnahme also am Befreiungskriege abgehalten, schrieb er jene ungemein kräftigen und gehaltvollen Sonette, welchen er den Titel „Geharnischte Sonette" gab; eine Form der Lyrik, die er so glücklich bereits in der Jugend zu handhaben wußte, daß man ihn den ersten und vorzüglichsten Sonettendichtern Europas beizählen muß; was zuerst Platen anerkannte, indem er seinen Zeitgenossen Rückert an die Seite von Camoens und Petrarka setzte. Außerdem bewies er seinen sonst unthätigen Patriotismus und seine Theilnahme an der allgemeinen Begeisterung für die Wiedereroberung deutscher Unabhängigkeit durch eine Reihe anderer Gedichte, die er den „Kranz der Zeit" nannte, und die aus Ehren- und Spottliedern bestanden; ferner durch eine Satire auf „Napoleon", eine politische Komödie aus zwei Stücken. Allerdings traten diese politisch-poetischen Manifestationen größtentheils etwas post festum vor das Publikum, so daß sie nicht den äußerlichen Erfolg hatten, wie die augenblicklich publizirten und gesungenen Kampflieder eines Arndt, Körner, Schenkendorf und Anderer. Allein viele von ihnen zeichneten sich durch einen echtpoetischen Gehalt auf das Vortheilhafteste aus und übertrafen Alles, was Uhland und die Schwaben in jener Epoche der deutschen Erhebung von sich hören ließen.

Nach dem Friedensschlusse wollte Rückert sich in Stuttgart niederlassen und erhielt auf Verwendung des hochverdienten Freiherrn von Wangenheim, der damals Curator der Universität Tübingen war, die Redaktion des „Morgenblatts"; doch konnte sich der Franke Rückert, wie es scheint, mit dem Charakter des schwäbischen Musenchores nicht wohl vertragen, er führte die Leitung jener Zeitschrift blos während des Jahres 1816 und trat sie mit Neujahr 1817 an die zu jener Zeit vielgefeierte Therese Huber ab, eine Lieblingsschriftstellerin der Frauen, die Tochter des Göttinger Philologen Heyne. Wie Lessing, Goethe, Tieck und viele andere Poeten gethan, besuchte Rückert hierauf (1817), durch die Schweiz gehend, das schöne Land der Poesie, Kunst und Natur: Italien. Er verweilte zu Rom einen Winter hindurch und begab sich, in seiner geistigen Ausbildung gefördert und von Körper frischgestärkt, nach Bayern zurück, um einen bestimmten Lebensplan in einer bestimmten Stellung zu verfolgen. Geraume Zeit wollte ihm dieß nicht in erwünschter Weise gelingen; er lebte abwechselnd bei seinen Eltern, in

Coburg oder dessen Nähe, in Nürnberg und anderwärts. Eine glückliche Ehe begünstigte sein friedsames den Musen geweihtes Streben, so daß keine bittere Sorge über ihm lastete. Endlich verdankte er auch seiner fleißigen Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen ein Amt, wie es ihm nicht mißbehagen konnte: er wurde im Herbst 1826 als Professor der orientalischen Philologie an die Universität Erlangen berufen. Wie er selbst in einem seiner Lieder sagt, drängte ihn die Nothwendigkeit, seine heranwachsende Familie besser zu versorgen, aus der rosigen Stille des Landlebens in die Oeffentlichkeit des akademischen Berufes hinaus, wo er, statt zu sinnen und seiner poetischen Phantasie zu folgen, denken und lehren müsse.

Im genannten Jahre selbst waren die „Makâmen des Hariri", sein kunstreichstes Hauptwerk, dem erstaunten Publikum vorgelegt worden, und da die „verhängnißvolle Gabel" Platens hinzutrat, so gipfelte sich durch die beiden fränkischen Dichter die deutsche Sprachkunst gleichzeitig in einer Vollendung, die epochemachend wurde und die frevelhafte Behauptung der Schwaben widerlegte, daß die Glanzperiode des vorigen Jahrhunderts nicht mehr erreichbar sei. Schon vorher hatte Rückert überdieß zahlreiche Lieder geschaffen und nach allen Winden hin verstreut; fast kein „Taschenbuch" und keine unterhaltende Zeitschrift jener Tage erschien ohne lyrische Beiträge dieses Dichters, sein Ruhm verbreitete sich allmälig durch die deutschen Gauen. Auch in Erlangen rastete seine Muse nicht, die Morgenland und Abendland durchschweifte; während indeß kleine Poeten sich zu beeilen pflegen, ihre geringen Habseligkeiten zu sammeln, zauderte Rückert und schien seine Produkte theilweise vergessen zu haben: endlich mußte auch er zur Sammlung seiner zahllosen zerstreuten Lieder sich entschließen: sie füllten, von 1834 ab erscheinend, nach und nach sechs Bände. Niemand hatte den Reichthum dieser Sammlung erwartet, die seinen Ruf als Lyriker fest begründete; das Interesse für den Zauber seiner Produkte ward allgemein und man ehrte den Dichter durch mancherlei Beweise der Anerkennung. Kaum vermochten die nachfolgenden Lehrdichtungen und andere Werke den Glanz seines Namens noch zu steigern; ohnmächtig schwieg bei dieser Erscheinung das „junge Deutschland", seinen Privatlärm für sich fortsetzend.

Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen (1840) war Rückert einer der ersten belorbeerten Männer, die nach Berlin berufen wurden; es schien als ob sich die Sonne der Weimarischen Epoche in dieser Hauptstadt nordischer Bildung erneuen sollte. Wie diese Hoffnung getäuscht, wie der Wille des wahrhaft geistreichen Monarchen von Jahr zu Jahr gehindert, endlich gebrochen wurde, ist heutzutage sattsam bekannt; die Kleinlichkeit der Lenker siegte

über großartige Anschauung, die schlimmen Zeitverhältnisse vollendeten die traurige Niederlage und die Sterne am nordischen Himmel verblichen einer nach dem andern. Auch Rückert, der als Professor an der Universität und unter dem Modetitel als geheimer Regierungsrath nach Berlin mit einem wohlverdienten Jahrgehalt versetzt worden, fühlte sich bald unbehaglich in dem neuen Kreise, wo die Ohnmacht sich spreizte und die Begeisterung niederhielt; Kränklichkeit in dem ungewohnten Klima beugte ihn vollends zu Boden, vergebens suchte er Erholung durch Sommerausflüge, da er nur während des Winters Vorlesungen zu halten sich verpflichtet hatte. Gerne vertauschte er daher den ihm verleideten Aufenthalt an der Spree, um der finstern Sonne des letzten Jahrzehnts zu entgehen, mit seinem einsamen Landsitz Neuseß bei Coburg.

Einer unserer fruchtbarsten und zugleich sinnreichsten Autoren, ein Dichter, der, wie ungleich an Werth seine Produkte auch sein mögen, mit großer Gewandtheit das Flache und Leere zu vermeiden und selbst die geringste Kleinigkeit mit irgend einem interessanten Gedanken oder Witz auszuputzen versteht. Denn vor allen Dingen charakterisirt sich Rückert als einen **Sprachkünstler**, der mit der etwas schwerfälligen nordischen deutschen Sprache (so dürfen wir unsere Sprache den südlichen europäischen gegenüber mit Grund bezeichnen) in einer Weise umgesprungen ist, die ihm die höchste Bewunderung sichert. Goethe und Schiller, bei all' ihrer Meisterschaft in der Sprachform, können sich von technischer Seite nicht mit diesem ihrem Nachfolger messen; nur Einer neben ihm vermochte Gleiches, sein Zeitgenoß August von Platen. Beide wetteiferten mit einander, um der Muttersprache abzugewinnen was ihr abzugewinnen irgend möglich war; beide versuchten sich in den schwierigsten Aufgaben der gebundenen Rede, nur daß Platen im Allgemeinen strenger war und das Ziel klassischer Reinheit genauer und bestimmter einhielt, selbst in Geschmacksdingen eleganter und wählerischer verfuhr als der ohne Umschau, möchte ich sagen, fortproduzirende, genial spielende und nachbildende Rückert. Beide mit vereinigten Kräften haben der Unkunst, die in unserm schillerisirenden und goethisirenden Jahrhunderte allgemein einzureißen drohte, einen unübersteiglichen Damm entgegengesetzt: sie zeigten durch ihr Doppelbeispiel aufs Neue, wie ein Dichter weiter streben müsse, um zur Originalität zu gelangen; sie zeigten selbst den Laien, woran der Stümper und Nachäffer sofort erkannt werde. Platen's Verdienst mag entscheidender und durchgreifender sein, da er die vollkommnere griechische Laute schlug, durch die gemeinschaftliche Erweiterung der Formen haben Beide die Quellen unserer Sprache, die seither noch stockten oder in das Ungewisse rieselten, nach allen Seiten hin aufgeschlossen und in das Strombette der Kunst eingelenkt, nach welchem die großen Meister der ersten Glanzepoche, Schiller und Goethe, vorahnend und mitwirkend steuerten.

Der Dichter Friedrich Rückert bewegt sich in keinem engen Gesichtskreise, sondern betrachtet die Welt von einem freien und hohen Standpunkte, der weit über die Zinne der schwäbischen Lyrik hinausragt. Freilich ging er auch nicht von einem Vorbilde wie Uhland aus, dessen Horizont ein schmales Stück Erde umgrenzt, sondern unser fränkischer Dichter hielt sich gleich Platen an das Goethe'sche Beispiel, indem er in Goethe's Standpunkte die sicherste Grundlage edler Poesie erblickte, wie er denn selber darüber sagt: „Siegt das Aben-

teuerliche über das Gebührliche und das Ungeheuerliche über das Natürliche, dann wird Goethe nicht mehr sein, und wir Andern gehn mit drein." Was ihn aber neben seinem sprachkünstlerischen Streben vornehmlich charakterisirt, besteht in zwei Eigenthümlichkeiten: er ist seinem ganzen Wesen nach **Lyriker** und seinem Lieblingshange nach von einer **orientalischen Richtung.** Ueberblicken wir denn vor Allem seine lyrische Wirksamkeit und Bedeutung, vermöge welcher er nicht eine blos flüchtige Erscheinung auf dem Parnaß ist, sondern gleichsam wie ein Fixstern im eigenen Lichte prangt.

Wir haben keinen nationalen Lyriker im engeren Sinne vor uns: er ist der erste Lyriker, welcher seine Kunst über die Nationalität hinausgehoben und bis zur lyrischen Weltlitteratur gesteigert, mit andern Worten, die Lyrik aller Nationen in sich aufgenommen hat und repräsentirt. Anfangs nämlich war er, wie Karl Gödeke bemerkt, „auf seiner poetischen Bahn von einem idyllisch beschränkten Jugend- und Heimathkreise ausgegangen", wie alle Dichter bei ihrem jugendlichen Auffluge, wo die Provinz ihre Welt ist. Dann richtete er den Blick auf die öffentlichen Zustände seiner Nation und Europa's, auf die von Frankreich über die andern Staaten hingehenden Erschütterungen: seine geistigen Vorstellungen erweiterten sich durch die Betrachtung großer und allgemeiner Weltverhältnisse. Endlich bereicherte sich sein Herz durch die heiligen Gefühle edler Liebe, die ihn ergriffen hatte, und solchergestalt war seine schöpferische Kraft zur Vollendung gesammelt, daß er von nun an unermüdlich fortfuhr, „sein innerstes Geistes- und Seelenleben", um mit Gödeke zu reden, „das Leben seines stillen Hauses und das Leben der großen Völkerfamilie in fast zahllosen Bildern abzuspiegeln." Auch die Uebersicht der äußeren Formen bestätigt den wachsenden Reichthum der Rückert'schen Muse.

Nach dem ländlichen Gedicht „Amaryllis", im Jahre 1812 verfaßt, waren das erste kräftige und gehaltvolle, zugleich in der Form sehr kunstreiche Geschenk, das er unserer Nation darbot, die Geharnischten Sonette, die nicht mit einem eitlen Namen so heißen. Denn es klingt in ihnen ein wahrhaft metallener, eherner Ton, wie er nie früher in deutschem Munde erklungen war; sie sprühen den lebenswarmsten Patriotismus wie mit feurigen Zungen. Stoff und Form zeigen sich in ihnen so verschmolzen, daß selbst die oft etwas harte Gliederung der Sätze und die Gebrochenheit der rhythmischen Zeilen mit dem Inhalte auf eine eigenthümliche Weise harmonirt: sie tosen manchmal wie ein Strom, der über Felsen herabstürzt und sich durch ein steinigtes Thal siegreiche Bahn windet. Von ähnlichem Charakter sind manche seiner Kriegslieder aus jener Zeit der europäischen Erhebung. Und im schärfsten Gegensatze hierzu verstand Rückert wie irgend Einer hinterdrein das Zarte und Liebliche zu malen, wie es im Schooße holdseligen Friedens leuchtet, erfreut und erwärmt. Obenan steht sein lyrischer Strauß, den er Liebesfrühling genannt hat; in dieser Sammlung zierlicher Lieder hat der Dichter die edelsten und seelenvollsten Empfindungen, die eines Mannes Brust bewegen können, und die anmuthigsten Gedanken niedergelegt. Ihr Gepräge ist ein reifes, und nur selten sehen wir den Sänger bis zur Weichlichkeit des Gefühls und bis zum Unbedeutenden verirrt. Mit dem sanften Strome dieser Ergüsse hatte er, wie Gödeke anführt, „seine ganze poetische Kraft und Fülle kennen lernen": nunmehr breitete sich sein Gesang wie ein vielstrahliger Springquell nach allen Richtungen aus, selbst das Morgenland aufschließend.

Rückert wählte jedesmal nach seiner augenblicklichen Stimmung diejenige Form, die

geeignet war seine Gedanken und Gefühle einzukleiden; er versuchte wenigstens die rechte Form zu treffen, wenn es ihm auch nicht immer gelang, und bemühte sich die gewählte Form so gut als möglich zu beherrschen und auszubilden. Zuerst hebe ich hervor, daß er die Reimstrophe in einer so mannigfaltigen Weise ausgeprägt hat wie kein zweiter deutscher Dichter; er gebrauchte ältere und neuere, südliche und nördliche Weisen in den verschiedenen Epochen seiner dichterischen Thätigkeit, und überall wußte er sie mindestens mit einer außergewöhnlichen Fertigkeit zu handhaben. Erstens die einfache jambische und trochäische Strophenform hat er theils in den einzelnen Reihen mit einer Mannigfaltigkeit ausgeschmückt, daß man einsieht, ihre Zahl könne in das Unendliche vervielfältigt werden; theils hat er die Anordnung der Reime so bunt hergestellt wie Niemand vor ihm. Ueberhaupt sah Rückert auf Vollkommenheit des Reimes, und er ist neben Platen der Erste gewesen, dem wir die Erneuerung schöner und echter Reimweise verdanken, nachdem selbst Schiller und Goethe, wie auch die meisten Lyriker vor ihnen, sich viele Lizenzen zu Schulden kommen lassen, indem sie Wörter reimten, die sich durchaus nicht reimten. Sobald unser Dichter eine neue Strophenform bei einem andern Volk oder aus früherem Zeitalter unserer Poesie entdeckt und kennen gelernt hatte, so lag es in seiner Natur, alsbald durch ein eigenes Gedicht einen Versuch anzustellen, ob auch er sie nachbilden könne. So kam es denn, daß er, in das Altnordische vertieft, nicht umhin konnte bei der ersten besten Gelegenheit sich in der altnordischen Weise zu versuchen: die Strophenform der Allitteration oder des Konsonantenanlauts für die Gedanken zu wählen, die seinem Geist als dafür geeignet vorschwebten. Ferner, hatte er sich mit der in den südeuropäischen Sprachen häufigen Assonanz-Strophenform beschäftigt und sein Ohr gleichsam in dem Wohllaut dieser Weise gebadet, so wartete er nicht, bis die in seiner Brust angeregte neue Musikwelle wieder verrauscht war, sondern er fertigte irgend ein Lied in deutscher Sprache, worin er diese südliche Melodie der Assonanz versuchsweise anbrachte. Denn obgleich wir an schönen Vokallauten minder reich sind als die Italiener, Spanier und Portugiesen, so ahmte demungeachtet Rückert auch diesen Musikton mit unübertroffener Geschicklichkeit nach und zwar in sehr umfänglichen Produkten. Seine „Griechischen Tageszeiten" sind eines der vorzüglichsten und reizendsten Sprachkunststücke dieser Art. Desgleichen füllte er die gereimten Strophenweisen der südlichen Völker mit poetischerem Gehalte aus, als A. W. von Schlegel vermocht hatte, der diese Formen zuerst mit Glück anwandte: Rückert sicherte ihren ferneren Gebrauch und wies durch seine praktische Leistung den Vorwurf ab, den man noch heutzutage häufig von Unkennern hört, die aus Südeuropa entlehnten Formen des Sonetts, der Stanze, Terzine, Siciliane und des Ritornells legten unserm Sprachidiom unnatürliche Zwangfesseln auf. Endlich finden wir, daß er aus dem Orient eine unzählige Masse von Liedformen herbeigeholt hat. Ich bemerke nur kurz, daß er der erste Meister der Gasele, einer persischen Weise von der unbeschränktesten Abwechslung, ferner der Makâme und der Vierzeile ist. In allen diesen und ähnlichen Mustern, die Makâme ausgenommen, hatte er zum Mitbewerber um den Kranz der Vollendung den jüngeren Platen, der außerdem seinerseits den unerschöpflichen Reichthum der antiken Formen mit Meisterhand hinzufügte. Das weiteste Feld der sprachlichen Vorbilder, aus den Litteraturen aller Culturvölker angepflanzt, liegt seitdem, wie gesagt, zur freien Benutzung für jeden Deutschen offen, der die Gabe des Wortes hat.

So sehen wir denn die Muse Rückert's schöpferisch thätig in den verschiedensten Formweisen. An Gedankengehalt scheint es ihm nie zu mangeln, auch nicht an Gleichnissen, Me-

taphern und Bildern, die er oft aus seiner Fülle wie einen Haufen Goldes glänzend ausschüttet. Er pflegt seine Lieder gleichsam hinzuwerfen wie ein Sämann den Samen auf den Acker hinstreut; er ist dabei unbekümmert, ob einige Körner in die Furchen fallend verloren gehen, er hat keine Zeit seine Gedichte wieder durchzulesen und zu verbessern, er schafft lieber ein neues. Häufig spielt er mit den Gedanken und setzt sie gleichsam unter ein Prisma, daß sie in neuen bunten und eigenthümlichen Farben zu schimmern scheinen, der Schein mag viel oder wenig Werth haben. Romantische Elemente bei ihm aufzusuchen, oder vollends antike, wie Cholevius gethan hat, wäre eine sehr vergebliche Mühe: er hat seinen eigenen lieblichen Regenbogen über die bunte Welt seiner Dichtungen ausgespannt. Nur die orientalische Richtung des Dichters ist hervorstechend und bemerkenswerth, wie bei Platen die hellenische; sein Genius verräth eine Art Verwandtschaft mit dem Wesen und Ausdruck der morgenländischen Poeten, nicht immer zu seinem Vortheil, was den Geschmack anbelangt. Denn die orientalische Phantasie steht in grellem Gegensatze zur abendländischen; jene ist wie die äußere Natur der üppigen Zone überwuchernd, diese unterwirft sich einem Schönheitsgesetze, welches wie der gesammte Occident nach Natur und Geist einfacher und verstandesmäßiger ist und auf gesünderen, ich möchte sagen, auf ewig wahren Grundlagen beruht. Die fabelhaften Ungeheuer und himmelhohen Riesen der Orientalen schrumpfen in Europa zu natürlichen Elephanten und zu mäßigen Herkulessen zusammen. Mustergültig kann daher der Geschmack der morgenländischen Litteratur nie für uns werden, und beuten wir die Geisteswelt derselben aus, so müssen wir den Flitterprunk abscheiden. Hochverdient aber hat sich Rückert nicht allein dadurch gemacht, daß er den Gedankenschatz unserer Nation durch selbstständige Dichtungen bereicherte, welche theilweise an die Farbe des orientalischen Charakters erinnern, sondern auch durch verschiedene Nachbildungen morgenländischer Meisterwerke. Eine der letzteren stelle ich an die Spitze, es ist das kunstvollste und interessanteste Produkt, unstreitig das Hauptwerk der Rückert'schen Muse; ich meine die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makâmen des Hariri. In dieser freien Uebersetzung ist die Kunst der deutschen Sprache auf den höchsten Gipfel getrieben; es kann nichts Kühneres in Reim sowohl als Rhythmen geben als was Rückert hier nach arabischem Muster geliefert hat. Der Text der Makâmen gaukelt an unserm Ohre in dem seltsamsten und zierlichsten, buntesten und mannigfachsten Reimgeklingel mit den überraschendsten Wortspielen aller Art, mit den gewähltesten Bildern und Gleichnissen vorüber, und trotzdem ist darin kein Hoffmannswaldauischer oder Lohensteinischer Schwulst anzutreffen, sondern die Kunst erscheint hier als Natur, der Künstler hat sich selten bis zum Gesuchten verirrt und Alles läuft so glatt ab, daß man geringe Härten des Ausdrucks und der Wortstellung gerne verzeiht. Zugleich haben wir es nicht mit einem leeren Wortgeklimper zu thun, sondern es strömt in diesen labyrinthischen Redestücken (wie ich sie nennen möchte) eine Fülle von Sinn und Witz. Gödeke sagt darüber: „In diesen meisterhaften Makâmen ringt die deutsche Sprache mit der unendlich überlegenen arabischen um den Preis, daß ihr Wettkampf ein überlegenes Spielen mit derselben zu werden scheint." Das ist im Ganzen richtig, obwohl nicht gerade an ein „überlegenes" Spielen mit der arabischen Sprache zu denken ist wegen des Wortschatzes der letztern, durch welchen Rückert veranlaßt worden ist eine Menge neuer Wörter zu bilden, was ihm denn auch meistentheils auf eine bewundernswerthe Weise geglückt ist. Eine derartige Musterarbeit muß vollends gegen die häufige Stümperei einnehmen, womit man unsere Sprache

behandelt, da Jedermann aus dieser Probe erkennt, welche hohe Forderungen erfüllt werden können.

Lehrreich durch psychologischen Tiefblick, durch Feinheit der Beobachtung und Sätze der Erfahrung sind die Werke allesamt, wodurch Rückert den Geist der orientalischen Poesie in Deutschland einführte, nachdem der Freiherr von Hammer-Purgstall das Studium des Morgenlandes auf den allgemeinen Standpunkt wissenschaftlicher Bedeutung erhoben hatte. Ueberhaupt gewahren wir an der Rückert'schen Poesie einen durchaus philosophischen Grundzug, den man vergebens herabzusetzen gesucht hat durch die Behauptung, es sei in seinen lyrischen Produkten der reflektirende und didaktische Ton vorherrschend, seiner Poesie also fehle die rein poetische Färbung, sie steige zur Prosa nieder, indem sie darauf ausgehe zu belehren. Allein dieser zunächst von Schwabenmunde verlautbarte Vorwurf ist abgeschmackt. Denn Rückert belebt seine Lieder durch den warmen Hauch echten Gefühles; die in ihnen dargelegte Weisheit bildet den Schwerpunkt ihres Gehalts und „entstammt einer dichterischen Weltauffassung", nicht einer alltäglichen, welche Lehren für Lernende zusammenstellt und durch die bloße Erkenntniß des Nützlichen vortheilhaft auf Verstand und Sittlichkeit einzuwirken beabsichtigt. Er vielmehr rührt zugleich und bewegt das Herz der Leser oder Hörer, damit sie die hohen Ideen, die er in seinen Liedern entfaltet, aufnehmen und an ihnen wie an einer kräftigen Speise sich erfreuen. Es mag sein, daß er bisweilen in allzubreite Reflexionen sich verliert, hingerissen von dem Strome der ihn bewegenden Gedanken; wie denn auch in den Dramen, welche der große Lyriker geschaffen hat, die wirksamsten Scenen unwirksam gemacht werden durch ein gewisses „Getändel", in welches andere Scenen dieser Stücke, nach Gödeke's Bemerkung, „auseinanderwuchern." Die rechte Schranke, das Gesetz der künstlerischen Nothwendigkeit mag er hier und da überschritten haben; aber daß er kein kalter reflektirender Dichter ist, beweisen die zahlreichsten Proben seiner lebendigen Lyrik, und daß gerade er dergleichen Vorwürfe am wenigsten verdient, muß dem stumpfsinnigsten Kritiker einleuchten, wenn er das umfangreiche Lehrgedicht, die Weisheit des Brahmanen, vor sich hat. Denn selbst dieses eigentliche Lehrgedicht ist nicht mit blos nüchternem und kühlem Verstande, wie es als Lehrgedicht geschrieben sein durfte, sondern mit Feuer geschrieben. Zwar sehen wir, daß er hier die morgenländischen Formen aufgegeben und sich zu dem eintönigen Alexandriner herabgelassen hat, daß die Sprache in diesem Reimgedicht „häufig klappert" und schlottert, bei aller Gewandtheit, womit er auch diese langweilende und seit Lessing verbannte Versform auszubilden und durchzuführen verstanden hat. Wir sehen aber demungeachtet das Walten einer dichterischen Meisterhand sich geltend machen. Ich stimme hier ganz mit Gödeke überein: dieses Lehrprodukt enthält nicht allein die „tiefsinnigsten" Gedanken in den „einfachsten Worten", wie sie durch die Alexandrinerform bedingt waren, sondern auch „viel Reizendes und Duftiges", „neben dem spitzfündigen Grübeln viel anschauliche Plastik, ergreifendes Gefühl und erhabene Bilder." Was der genannte Litterarhistoriker über die Gesammterscheinung Rückert's hinzufügt, lautet etwas dunkel. Nachdem er auch die Abfassung der „schlichten" Evangelienharmonie, eines Werkes, welches durch die Zweifel eines Friedrich David Strauß in den dreißiger Jahren veranlaßt worden, in ihrer Berechtigung zu zeigen sich bemüht hat, schließt er mit dem Satze, wer gelernt habe in der Poesie die ästhetisch gesonderten Formen als etwas Untergeordnetes und Gleichgültiges zu erkennen und die dichtende Individualität als das Bleibende und Wesentliche zu schätzen, der werde auch Rückert's groß-

artige Poesie in ihrer Gesammtheit zu würdigen verstehen und die einzelnen Thätigkeiten derselben eben nur als Theile, nicht als Vertreter des Ganzen beurtheilen. In Bezug auf den Dichter selbst hat Gödeke, wenn ich ihn recht verstehe, sich richtig ausgesprochen: Rückert verdient die höchste Achtung. Minder richtig indessen dürfte seine Ansicht in Bezug auf die der Nation vorgelegten Leistungen sein: die Nation fragt durchaus nicht sentimental, wie das oder jenes Werk sich zum Dichter Rückert verhalte, sondern wie es sich zu ihr, der Nation, verhält und was das eine oder das andere Werk an sich werth sein mag. Die Individualität bleibt bei dieser Frage außer Spiel und Rechnung, die einzelnen Produkte werden für mehr oder weniger bedeutungsvoll erachtet werden, wie es mit den Produkten aller andern Dichter der Fall ist.

Schon in früheren Jahren habe ich anderwärts der Mängel gedacht, die sich uns an der Rückert'schen Schreibweise aufdringen. Bei der Schnelligkeit, womit dieser Dichter produzirte, konnte es nicht fehlen, daß zwischen seinen Waizen Disteln geriethen, Kornblumen, Mutterkorn und allerlei Schlingpflanzen. Die meisten Poeten theilen die meisten dieser Gebrechen, obwohl in verschiedenem Grade. Was ist Auffälliges daran, daß auch bei Rückert prosaische Wendungen, Strophen und Stücke sich finden, daß er manche sonst gute Gedichte nicht zur tadellosen Reife gebracht hat, indem mißlungene Sätze, falsche Bilder und undeutsche Ausdrücke, auch überflüssige Zeilen und Strophen eingemischt sind; daß er ferner Verstöße gegen die Rhythmik, allerlei Härten und Mißlaute zuläßt, die das auf Melodie merkende Ohr schmerzen, und daß wir endlich mitunter auf Sentenzen stoßen, welche die Probe des kaltprüfenden Verstandes nicht aushalten? Es ist keinerlei Gewicht auf solche Schatten bei einem Meister zu legen, der so viel Lichtvolles, Herrliches und Zauberisches hervorgebracht hat. Wie Platen hinter der Aufgabe seiner Kunst bei allem Streben bisweilen zurückblieb, so auch er. Ueberlassen wir es den litteraturhistorischen Stümpern des letzten Jahrzehnts, die selbst eines Schiller's Meisterhaftigkeit zu mangelhaft finden, die Schwächen Rückert's so zu überschätzen, daß von seinen Tugenden nichts übrig bleibt.

Schriften. 1) Deutsche Gedichte. Von Freimund Raimar (Rückert's zuerst angenommener Name). Heidelberg 1814. 2) Napoleon, politische Komödie. 2 Hefte. Stuttgart 1816—1818. 3) Kranz der Zeit. Ebend. 1817. 4) Oestliche Rosen. Drei Lesen. Leipzig 1822. 5) Amaryllis. Ein ländliches Gedicht. Frankfurt 1825. 6) Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makâmen des Hariri. 1. Band. Stuttgart 1826. 3. Auflage. 2 Bände. Ebend. 1844. 7) Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. Frankfurt 1828. 3. Auflage 1845. 8) Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet. Altona 1833. 9) Gesammelte Gedichte. Erlangen 1834—1839. 6 Bände. Die ersten Bände mehrfach aufgelegt. 10) Gedichte. Auswahl des Verfassers. Frankfurt 1841. Später neu aufgelegt. 11) Gesammelte Gedichte. (Neue Auswahl.) Ebend. 3 Theile. 12) Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Leipzig 1836—1839. 6 Bändchen. Die ersten 4 Bändchen von 1838—1841 neu aufgelegt. — Neue Ausgabe in Einem Bande. Ebend. 1843. 13) Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Berlin 1837—1839. 2 Bändchen. 14) Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten. Stuttgart 1837. 2 Theile. 15) Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern. Erlangen 1838. 16) Brahmanische Erzählungen. (Gedichte.) Leipzig 1839. 17) Leben Jesu. Evangelien-Harmonie in gebundener Rede. Stuttgart 1839. 18) Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen. Ebend. 1843. 19) Dramen; a. Saul und David. Ein Drama der heiligen Geschichte. Erlangen 1843. Neue Ausgabe. Stuttgart 1844. b. Herodes der Große. In 2 Stücken. 1. Stück: Herodes und Mariamne. 2. Stück: Herodes und seine Söhne. Stuttgart 1844. c. Kaiser Heinrich IV. Drama in 2 Theilen. 1. Theil: Des Kaisers Krönung. 2. Theil: Des Kaisers Begräbniß. Frankfurt 1844. 2 Bände. d. Christofero Columbo, oder die Entdeckung der neuen Welt. Geschichtsdrama in 3 Theilen. Ebend. 1845. 20) Liebesfrühling. (Besonderer Abdruck aus der Gedicht-

sammlung.) Ebend. 1844. 21) Das Leben der Hadumod, ersten Aebtissin des Klosters Gandersheim, beschrieben von ihrem Bruder Agius, in 2 Theilen, Prosa und Versen. Aus dem Lateinischen. Stuttgart 1845. 22) Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert. In 2 Theilen. Ebend. 1846.

Stillleben eines deutschen Dichters. Gesammelt in hundert ländlichen Bildern von Friedrich Rückert. (In der „deutschen Pandora", Gedenkbuch zeitgenössischer Gegenstände und Schriftsteller, 2 Bände.) Stuttgart 1840. – Uhland und Rückert, ein kritischer Versuch von G. Pfizer. Ebend. 1837. — Aug. Nodnagel, deutsche Dichter der Gegenwart. Erläutert. 2. Heft. — Friedrich Rückert als Lyriker. Von J. E. Braun. Siegen und Wiesbaden 1844.

Aus der Jugendzeit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt;
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
Das jetzt noch klingt?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer."

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

O du Heimathflur, o du Heimathflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur,
Entfliehn im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer,
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer."

Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang. —

„Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.

Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt." —

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Saamen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreu'n,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n. —

Ja, es werden nach mir blüh'n
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das Ganze grün,
Nur das Einzle welkt geschwind.
Aber, sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

„Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

„Weh' mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Stral;
Daß in's Aug' ich dir geschaut,
Bis es mir das Leben stahl!
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entzieh'n,
Schließen will ich krankhaft fest
Mich in mich, und dir entflieh'n.

Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!

Ja, du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt:

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt:
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut,
Wie aus Duft und Glanz gemischt,
Du mich schufst, dir dank' ich's heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blüh'n im Feld,
Wie die Stern' auf höh'rer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann' dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein.
Morgenluft, Heil deinem Weh'n,
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzusteh'n.

Wie die Engel möcht' ich sein.

Wie die Engel möcht' ich sein
Ohne Körperschranke,
Deren Unterredung ein
Tönender Gedanke.

Oder wie die Blum' im Thal,
Wie der Stern in Lüften,
Dessen Liebesruf ein Stral,
Deren Sprach' ein Düften.

Oder wie der Morgenwind,
Der um seine Rose
Aufgelöset ganz zerrinnt
In ein Liebgekose.

Aermer ist die Nachtigall,
Die nicht kann zerfließen,
Sondern nur der Sehnsuchthall
Läßet sich ergießen.

Eine Nachtigall bin ich,
Aber stumm geboren;
Meine Feder spricht für mich,
Doch nicht zu den Ohren.

Leuchtendes Gedankenbild
Ist des Griffels Schreiben;
Doch wo du nicht lächelst mild,
Muß es tonlos bleiben.

Wie dein Blick das Blatt berührt,
Fängt es an zu singen,
Und den Preis, der ihr gebührt,
Hört die Lieb' erklingen.

Jeder Buchstab' ist zumal
Memnonsäule worden,
Die geküßt vom Morgenstral
Aufwacht in Akkorden.

Erntelied.

Sensen hört' ich dengeln,
Und aus Lüften klang
Von den Schnitterengeln
Abendlicher Sang:
Schleifet, Kinder, schleifet!
Denn mit allen Stengeln
Stehet voll und lang das Korn gereifet.

Als wir es beblütet,
Lag der Wind im Band,
Und darauf behütet
Haben wir's vor'm Brand.
Wachtel ohne Sorgen
Hat darin gebrütet,
Unter unsrer Hand war sie verborgen.

Jetzt im Nest ist Feier,
Ihm entlief die Brut.
Horch, nun ruft sie freier:
Gott ist, Gott ist gut!
Seid mir her gebeten!
Diese leeren Eier,
Schnitter, wohlgemuth dürft ihr zertreten.

Welt und ich.

Wo auf Weltverbesserung
Wünsche kühn sich lenken,
Willst du nur auf Wässerung
Deines Wieschens denken?

Wenn man erst die Welt gemacht
Ganz zum Paradiese,
Kommt's von selber übernacht
Auch an deine Wiese.

Doch es muß zum großen Hort
Bei das Kleinste tragen;
Hast du nicht ein gutes Wort
Etwa mitzusagen?

Auch das Wort ist eine That,
Wie sich mancher rühmet,
Und ein Hauch des Frühlings hat
Stets die Welt beblümet. —

Blühe, was da blühen mag,
Unter euern Hauchen!
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Leben brauchen.

Möge jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Rose, Meer und Sonne.

Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

Aller Glanz, ergossen,
Aller Thau der Frühlingsflur,
Liegt vereint beschlossen
In dem Kelch der Rose nur.

Alle Farben ringen,
Alle Düft' im Lenzgefild,
Um hervorzubringen
Im Verein der Rose Bild.

Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

Alle Ströme haben
Ihren Lauf auf Erden bloß,
Um sich zu begraben
Sehnend in des Meeres Schooß.

Alle Quellen fließen
In den unerschöpften Grund,
Einen Kreis zu schließen
Um der Erde blüh'ndes Rund.

Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

Alle Stern' in Lüften
Sind ein Liebesblick der Nacht,
In des Morgens Düften
Sterbend, wann der Tag erwacht.

Alle Weltenflammen,
Der zerstreute Himmelsglanz,
Fließen hell zusammen
In der Sonne Strahlenkranz.

Rose, Meer und Sonne
Sind ein Bild der Liebsten mein,
Die mit ihrer Wonne
Faßt mein ganzes Leben ein.

Geharnischte Sonette.

1.

Sprengt eure Pforten auf, ihr Kaukasusse,
Und speiet Waffen! brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, macht aus Felsen Schwämme,
Braus't über Deutschland hin in Siegsergusse! —

Was will auf deinen Feldern denn der Russe,
Deutschland? Dir beistehn! Hast du keine Stämme
Im eignen Wald mehr, dich zu stützen? Memme,
Daß du nicht stehn kannst, als auf fremdem Fuße.

Du, die du liegst am Boden ausgestrecket,
Du stehst nicht auf in kräft'ger Selbstaufraffung,
Ein fremder Retter hat dich aufgeschrecket.

Wird er durch seines nord'schen Armes Straffung
Dein Siechthum kräft'gen, oder angestecket
Auch selbst von dir heimtragen die Erschlaffung?

2.

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Maale,

Und spricht: es schwankt in dunkler Hand die Schaale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war Niemand wach geblieben;
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß michs will gemahnen,
Als säh' ich meine alten Ziethen reiten.

Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein, als eure Ahnen.

3.

Der alte Fritz saß drunten in den Nächten,
Auf einem Thron aus Thatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.

Da kam, so lange von des Schicksals Mächten
Im ird'schen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben,
Den sah er und hub an: Will Preußen fechten?

Der aber sprach mit Siegesglanz im Blicke:
Ich komme dir als Bote, daß erschienen
Nun ist die Stunde, wo es bricht die Stricke.

Da sprang der alte König auf mit Mienen,
Als ob er selbst zu neuem Kampf sich schicke,
Und sprach: „Jetzt will ich wieder sein mit ihnen."

Gaselen.

Im Sonnenschein.

Noch eine Stunde laßt mich hier verweilen im Sonnenschein,
Mit Blumen Lust und Gram des Lebens theilen im Sonnenschein.
Der Frühling kam und schrieb auf Rosenblättern ein Traumgedicht
Vom Paradies, ich las die goldnen Zeilen im Sonnenschein.
Der Sommer kam, das Ird'sche zu verzehren im Himmelbrand,
Ich sah die Ros' erliegen seinen Pfeilen im Sonnenschein.
Es kam der Herbst, das Leben heimzuholen; ich sah ihn nahn,
Und mit der Ros' in seiner Hand enteilen im Sonnenschein.
Seid mir gegrüßt, ihr Bilder all' des Lebens! die hier ich sah
Um mich verweilen, mir vorüber eilen im Sonnenschein.
Seid mir gegrüßt, ihr Wanderer des Lebens! die ohne mich,
Und die mit mir gewandert ein'ge Meilen im Sonnenschein.
Zurück ich blick' und seh' die Blumenthäler so leicht durchwallt,
Und selbst der Berg' einst schwer erstiegne Steilen im Sonnenschein.
Ich geh', die süße Müdigkeit des Lebens nun auszuruhn,
Die Lust, den Gram der Erde auszuheilen im Sonnenschein.

Sahst du, o Herz!

Sahst du, o Herz! hast du's gesehn, wie auf den Fluren heute
Rosen, die er gestern gepflanzt, Frühling im Wind verstreute?
Freilich am Strauch ewig verjüngt sprossen die Rosen wieder;
Aber das Herz altert dabei, wie sich die Welt erneute.
Bringe mir Wein scharfer Natur, Schenke! daß ich mit dieser
Goldenen Axt hier aus der Brust Wälder des Grames reute.
Bist du nicht alt, edeler Wein, innerlich jung geblieben?
O Ideal, tröstliches Bild, Muster für alte Leute!
Ziehet mit Gott, Pilger! ich blieb' hier in der Schenke liegen.
Draußen am Weg lagert des Glücks Räuber- und Mörder-Meute.
Himmel ist falsch, trauet ihm nicht! was er beschließt, verbirgt er,
Hänget zum Schein Stern' in die Welt, daß sie ihr Schicksal deute.
Sterne, wie froh ziehn sie herauf, kümmern sich nicht im mindsten,
Ob sich ein Aug' minder und mehr schloß, das ihr Licht einst freute.
Weil ich mich ganz deiner Gewalt habe geschenkt, o Liebe!
Lasse du nicht werden dein Gut irdischer Macht zur Beute.
Lasse den Gram, sing', o Hafis! Lieder wie Himmelsperlen,
Hell wie der Thau, dessen Juwel Schmuck ist der Frühlingsbräute.

Die nackten Weisen.

Als Alexander zu den nackten Weisen
Gekommen war auf seinen Siegesreisen,
Den nackten Weisen, die nicht Sorge tragen,
Wie sie sich kleiden und wovon sie speisen;
Befragt' er sie um ihrer Weisheit willen,
Und diese Antwort ward ihm von den Greisen:
Wir tragen kein Gewand, weil nackt in's Leben
Der Mensch und nackt muß aus dem Leben reisen.
Wir führen Krieg nicht, weil das Gold der Erde
Nicht werth ist, roth zu färben drum das Eisen.
Die Erd' ist unser Bett, und unsre Decke
Der Himmel, dessen Lichtgestirne kreisen.
Und Alexander wollte, daß erbitten

Von ihm sich sollten ein Geschenk die Weisen.
So wolltest du uns bitten Tod und Alter,
Daß wir nicht sterben und auch nicht ergreisen!
Er sprach: Nur das steht nicht in meinen Kräften.
Sie sprachen: Hoher Herr, deß Macht zu preisen!
Was willst du denn uns andre Schätze bieten,
Die, wie du siehst, uns keinen Dienst erweisen.

Aus der Weisheit des Brahmanen.

1.

Von einem König wird erzählt, daß im Pallast
Er hatte sich gehäuft die größte Bücherlast.
Und zog der König aus, so zogen auf den Pfaden
Hundert und ein Kamel mit Büchern nach beladen.
Da ward er doch gewahr am Ende, daß ihm sei
Beschwerlich auf der Fahrt die große Bücherei.
Und ließ zu besserer Bequemlichkeit beim Reisen
Auszüge machen von Hundert und Einem Weisen.
Von diesen ward gemacht ein Auszug, den beim Zug
Des Königes gemach ein starkes Maulthier trug.
Doch noch bequemer wollt' er haben seine Sachen,
Und aus dem Auszug ließ er einen Auszug machen.
Ein art'ges Büchlein ward nun aus der Maulthierbürde,
Das auf der Reise selbst der König trug mit Würde.
Doch immer noch zu sehr belästigte das ihn,
Des Auszugs Auszug ließ er aus noch einmal ziehn.
Da zogen sie ihm aus dem ausgezognen Buch
Den Kern zusammen kurz in einen einz'gen Spruch.
Den faßt' er in's Gemüth, und konnt' ihn leicht behalten,
Um seines Heils danach und seines Reichs zu walten.
Ob ihm dies Heil gelang? Wenn er's nicht ganz vollbracht,
So war's nur, weil er selbst den Auszug nicht gemacht.
Das aber ist gewiß, daß aus dem Bücherwust
Du machen für dein Heil solch einen Auszug mußt.

2.

Ich streue Perlen aus, und Niemand achtet drauf;
Bald streu' ich keine mehr, dann lest ihr diese auf.
Wenn du erkennen kannst, wie vielfach ist das Eins,
Fällt mit der Vielheit ein die ganze Welt des Scheins.
Das Eins ist zweierlei, das Eine und das Zweite,
Die Zwei sind Eines mit sich selbst im Widerstreite.
Das eine Eins ist hier, das and're Eins ist dort,
Die tauschen unter sich den Namen und den Ort.
Blick' in den Spiegel und verdoppelt siehst du dich;
Blick' weg, und auf in Eins löst sich das Doppel-Ich.
Im Spiegel ist dein Bild, du selber aber bist
Nur dessen Spiegelbild, der Aller Urbild ist.
Wenn in den Spiegel er mit Liebesblicken schaut,
Entsteht ein Weltbild, das, blickt er hinweg, zerthaut.
Drum preist die Liebe, die ihm stets den Spiegel hält,
Daß ihm, dem Einen, sich als zwei zu schaun gefällt!
Das Eins ist zweierlei, hier Einheit unentzweit,
Dort in der Zweiheit hergestellte Einigkeit.

Eins ist der Punkt, der Kreis das andre, und das dritte,
Ist zwischen Kreis und Punkt die vieltheilbare Mitte.
Was ist der Kreis? Ein Punkt, der um sich selber kreist,
Und seinen Umfang wölbt, wie seinen Leib der Geist.
Zieh' einen weitsten Kreis, und rück' ihn weit in's Ferne,
Sogleich erscheint er dir als Punkt, gleich jedem Sterne.
Setz' einen kleinsten Punkt, ob unsichtbar er wäre,
Brauch' ein Vergrößrungsglas, und er erwächst zur Sfäre.
In's Wasser wirf den Stein, und sieh wie sich erweitern,
Aus Kreisen Kreise, um im weitesten zu scheitern.
Eins ob der Kreis zerfloß, Eins ob er nie entstand,
Denn Eins ist Alles, wenn der Schein der Zweiheit schwand.
Die Zwei ist Zweifel, Zwist, ist Zwietracht, Zwiespalt, Zwitter;
Die Zwei ist Zwillingsfrucht am Zweige süß und bitter.
Wenn Zwietracht Eintracht wird, und Einfält das Zwiefalte,
Dann wird der Schaden heil am alten Weltzwiespalte.

Aus den Makâmen des Hariri.

Nadel und Kamm.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Das seltsamste, was ich auf Reisen sah, — war, was in Mearret Elnoman geschah, — wo sich stellte dem Richter dar — ein streitendes Paar, — ein Alter mit gestumpftem Zahne, — und ein Jüngling, frisch wie ein Zweig der Myrobalane. — Der Alte sprach: Walte Gottes Gnad' hie, — halt' und erhalte den Kadhi, — daß er recht walte, — und gerecht verwalte, — sich recht verhalte, — und das Recht erhalte! — Ich hatte eine feine — allerliebste kleine, — glatte, nette, niedliche, — spitzige, doch friedliche, — schlanke, blanke, flinke, unermüdliche, — eine dienstfertige Dirne, — die sich lenken ließ an einem Zwirne; — zierlich, manierlich, — behend, hantierlich, — aus- und einschlüpfend, — hin- und herhüpfend, — alles mit Fleiß verknüpfend; — die überall säumte, — doch nichts versäumte, — die überall steckte und stickte, — und der alles fleckte, was sie flickte. — Daß ihr Herz war stählern, — rechnete ich ihr nicht zu den Fehlern, — noch daß sie liebte Fehden, — und führte Stichelreden. — Denn zwar unbiegsam, — war sie mir doch schmiegsam; — spitzzüngig wie ein Schlängelchen, — doch still und fromm wie ein Engelchen. — Sie hätte nur wandeln sollen auf Seiden, — und an geblümten Borten weiden; — doch sie erging sich, vergnügt und bescheiden, — auf meiner Armuth kahlen Haiden. — Nackt blieb sie, um Nacktheit zu bekleiden; — doch wo sie zog durch die Steppe, — da zog sie hinter sich her eine lange Schleppe. — Dieser Jüngling nun hat sich nach ihr gesehnt, — und ich habe sie ihm gelehnt, — sie sich zu Nutz zu machen, — doch zu schonen der Schwachen, — und keine Unbilligkeit — zuzumuthen ihrer Willigkeit, — sie nicht anzustrengen über ihre Kräfte, — und sie nicht zu mißbrauchen im Geschäfte. — Da bringt er sie zurück mir itzt, — und das Ohr ist ihr geschlitzt; — und vom Ersatz, — den er mir bietet, — wird mein Schaden nicht gegütet.

Der Jüngling sprach: Es ist gegründet, — was der Alte verkündet. — Doch schlecht hat sie sich aufgeführt; — ich hatte nur schief sie angerührt, — und mein Finger war ohne Hut, — da biß sie mich drein, und leckte mein Blut. — Doch er hat von mir im Versatz — einen Schatz, — ein barsches Bürschchen, — als wie ein Hirschchen, — mit Zinken und Zacken, — und elfenbeinblinkendem Nacken; — muthwillig und eitel, — will jedem über die Scheitel, — Jungen die Locken krausen, — Alten die Borsten zausen. — Er liebt Putzen und Zieren, — durch Wälder zu spazieren, — und fürchtet nicht den Weg zu verlieren, — bricht durch dünn und dicht, — und was sich sträubt, das macht er schlicht. — Den gab ich zum Unterpfand dem Alten, — doch der hat ihn nicht wohl gehalten; — ich weiß nicht, was mein Bürschlein hat verbrochen, — er hat einen Zahn ihm ausgebrochen.

Da sprach der Richter: Erkläret euch näher, ihr Streiter, — oder scheeret euch weiter! — Und der Jüngling sprang auf und sang:

Eine Nadel, abgestumpft und abgenutzt,
Schwarzgerostet, und von keinem Nutze,
Lieh er mir zu übler Kleider Besserung,
Daß sie alte Lappen neu aufstutze.
Brach sie aus Gebrechlichkeit, so ist kein Grund,
Daß er ein Verbrechen mir aufmutze
Doch er hält dafür in seiner Haft zurück
Meinen Kamm, der mir gedient zum Putze.
Sieh' des Alten schmutz'gen Geiz, durch dessen Schuld
Liegen muß mein junges Haar im Schmutze!
Und daraus schließ auf den großen Druck der Noth,
Die Erleichtrung hofft von deinem Schutze;

Da sprach der Kadhi zum Alten: — Rück' heraus ohne Umschweif' und Falten! — und er hob an:

Bei der Wallfahrt und der Anhöh' Cheif Mina,
Wo der Frommen Heer den Satan steinigt!
Wäre nicht das Glück mir karg, ich hätte wohl
Meine Großmuth an dem Feind bescheinigt,
Hätt', ohn' auf Ersatz der Nadel zu bestehn,
Seines Kamms Herausgab' ihm beschleunigt.
Doch vom Bogen des Geschicks fliegt Pfeil um Pfeil
Einer trifft, die Furcht des andern peinigt.
Beide, die wir hier als Widersacher stehn,
Durch der Armuth Band sind wir vereinigt:
Er, aus Dürftigkeit, kann nicht befrein sein Pfand,
Ich, aus Mangel, kann es lassen frei nicht.
Dieser Schicksalsknoten ist dir vorgelegt;
Löse mild, und hau' ihn streng entzwei nicht.

Als der Kadhi das angehört, — ward er ganz verstört, — und als wie bethört, — warf er ihnen hin einen Dinar. — Den erschnappte der Alte wie ein Aar; — und als er seinen Raub verschlungen, — sprach er zum Jungen: — Die eine Hälfte ist mein Antheil am Schatz, — die andere Hälfte nehm' ich an deinem Platz, — als Schadenersatz — für die zerbrochene Nadel, — so behalt' ich das Ganze ohne Tadel; — komm' nun und nimm in Empfang deinen Kamm, — auf daß bestehe des Rechtes Stamm. — Da stand der Junge wie ein verkauftes Lamm. — Doch der Kadhi, den sein Thaler verdroß, — gab seinem Mitleid noch einen Stoß, — und warf, um den Jungen zu trösten, — ihm ein paar Münzen hin, nicht von den größten. — Dann sprach er: Nun geht und vertraget euch, — und solcher Fehden entschlaget euch! — Ein Richter hat nicht dazu die Kassen, — um von den Parteien sie leeren zu lassen. — Darauf gingen sie bedächtiglich, — miteinander einträchtiglich, — laut preisend des Richters Gütigkeit, — Großmuth und Edelmüthigkeit. — Er aber konnte noch nicht verschmerzen — den Thaler, der ihm gerissen war von dem Herzen; — er ächzte beweglich, — und krächzte kläglich, — als steck' ihm die Brust voll Dolche, — und sprach zu seinem Gefolge: — Es ahnet mir, — und gemahnet mir, — daß die beiden nicht zwei Parteien, — sondern eine, und zwei Betrüger seyen. — Wer kann ein Licht mir zünden, — ihre Heimlichkeit zu ergründen? — Da sprach sein Hauptspürer — und Obermeuteführer: — Es giebt kein besseres Verständniß — als ihr eigenes Geständniß, — und kein sichreres Erkenntniß, — als ihr eigenes Bekenntniß. — Da ward ein Häscher, von den raschen, — gesandt, sie einzuhaschen. — Und als sie wieder vor dem Kadhi erschienen, — sprach er zu ihnen mit ernsten Mienen: — Nun schenket mir reinen Wein aus dem Krug ein, — und geschenkt soll euch euer Betrug sein! — Da prallte zurück der Junge, — doch der Alte trat vor mit kühner Zunge:

Ich bin der Seruger, und das ist mein Sohn.
Er artet in Zeiten der Wolf nach dem Leuen.

In unserem Schatz ist nicht Nadel noch Kamm,
In unserem Haus nichts zu kau'n noch zu käuen.
Den Kummer der Armuth, der Dürftigkeit Schutt,
Verwenden wir kunstreich zu Dichtungsgebäuen.
Wir locken die Gab' aus geschlossener Hand,
So gut wie aus offner, die Geben mag freuen.
Wir tauschen Geschenk' ein für Täuschung und Lust,
Daß selbst nicht den Tausch die Getäuschten bereuen.
Und wen, so wie uns, Noth im Rücken bedroht,
Der scheut nicht Gefahr, die in's Antlitz mag dräuen.
Der Tod ist das Ende der Mühsal, und wen
Er heut' trifft, der braucht ihn nicht morgen zu scheuen.

Da rief der Kadhi: Gottes Segen dem Wohlduft, den deine Rede haucht, — und Heil dir, wäre dein Sinn nicht in Trug getaucht! — Doch ich werde vor dir mich wahren, — und warne dich selber vor Gefahren. — Laß künftig die Richter ohne Beschwerden; — mancher verträgt es nicht gefoppt zu werden. — Denke des zeitlichen und ewigen Verderbes, — und befleiße dich redlichen Gewerbes! — Das versprach ihm der Alte und schied, — und die Tücke saß ihm auf dem Augenlied.



Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis,

ein gemüthreicher, gewöhnlich neben Matthisson genannter lyrischer Dichter, welcher am 26. Dezember 1762 zu Seewis in Graubündten geboren wurde. Er betrat die militärische Laufbahn, indem er im Jahre 1785 zu einem Regiment der Schweizergarden nach Versailles ging und eine Zeit lang daselbst als Hauptmann diente. Schon in jenen Tagen sprach sich seine Dichterempfindung durch mannichfaltige Lieder aus, die er nach Deutschland schickte und in dem „Göttinger Musen=

almanach" veröffentlichte. Als ihn aber die 1789 ausbrechende Revolution seiner Stellung beraubte, diente er unter Montesquieu in Savoyen, kehrte dann nach der heimathlichen Schweiz zurück und wurde in Chur, der Hauptstadt seines Geburtslandes Graubündten, zum Stadtvoigt und Canton-Obersten eingesetzt. Als solcher starb Salis am 28. Januar 1834 zu Malans, einem reizend gelegenen Flecken unweit Chur, wo seine Familie noch bis in die neueste Zeit wohnhaft ist.

In seinen poetischen Leistungen, obwohl sie meist das Gefühl für Natur und Naturleben zum Gegenstande haben, offenbart sich doch ein kräftiger Geist, der keine Empfindungen heuchelt, sondern der Wahrheit des Gefühls zugethan ist. War Salis doch in einem freien Lande entsprossen und hatte, dem älteren Kleist nicht unähnlich, einen Lebensberuf erwählt, der ihn nicht an das Gelehrtenzimmer fesselte, verweichlichte und von der Welt abzog. Insofern unterscheiden sich seine lyrischen Gedichte vortheilhaft von denen seines Altersgenossen und Freundes Matthisson; denn den Produkten dieses Naturdarstellers gebricht es häufig an einer männlichen Haltung, sie sind sentimental und unwahr.

Schriften. 1) Gedichte von J. G. Salis, gesammelt durch seinen Freund Matthisson. Zürich 1793. (Später neu aufgelegt.) Ausgabe letzter Hand. Ebend. 1843.

Das Abendroth.

1784.

Wie lieblich, wann dein rother Schein
Den stillen See bemalt,
Und in den thaubesprengten Hain
Durch Laub und Zweige strahlt.
Auf goldner Wogenflut des Korns
Leicht hin und wieder schlüpft,
Und fröhlich auf des Wiesenborns
Umschäumtem Silber hüpft!

Wie lieblich, wann er mit dem Bach
Den Schlangenpfad durchspielt,
Und sich durch das Holunderdach
In meine Laube stiehlt;
Wann wollichtkrauser Wolken Heer
Sein Purpur überzieht
Und, roth vom Wiederschein, das Meer
Wie Lavaströme glüht!

O Pracht, wann du der Berge Blau
Mit goldnem Saume zierst,
Bevor du dich in's matte Grau
Der Dämmerung verlierst!
Noch wunderschöner strömt die Flut
Von deinem Rosenlicht
Dem Mädchen unter'm Halmenhut
In's blühende Gesicht.

Wann unter später Lerchen Sang
Dein letzter Strahl erstirbt,
Und noch im Acker leis' und bang
Die heis're Grille zirpt:
Dann lächelt mir Vergangenheit
Durch der Erinn'rung Flor;
In mildem Lichte steigt der Zeit
Verblichnes Bild empor.

Aus deiner Rosen Kelche thaut
Wehmüthiges Gefühl.
Im Spiegel stiller Ahndung schaut
Mein Geist der Wallfahrt Ziel.
Vom Hauch der Hoffnung kühl umweht,
Vergißt er Gram und Schmerz.
Die Erde rings um ihn vergeht;
Er schwingt sich himmelwärts.

Wann auch mein Abendroth einmal
In Todesnacht verglimmt,
So lächle lieblich, wie dein Strahl,
Mein Aug', wann's brechend schwimmt!
Und weilet, wer mich liebt', allein
An meinem Rasengrab,
So grüß mit deinem rothen Schein
Ihm Ruh' und Trost herab!

An mein Vaterland.

In Paris 1785.

Heute wird's mir so wohl! Erhebt mich der Flügel der Ahndung?
Ist's der Erinnerung Hauch? Oder nur täuschender Traum? —

Ueber trennende Thäler und Hügel und fluthende Ströme
Leitet mich, wehenden Flugs, hohe Begeisterung hin.

Wonne mir, Wonne! Ich bin in Gefilden der heiligen Freiheit;
Meine Locken umweht heitere himmlische Luft!

Wonne mir, Wonne! Da seh' ich der eisbepanzerten Berge
Ewigen Felsendamm gegen der Könige Wuth!

Unter mir spiegelt sich Zürich in bläulich versilberten Wassern;
Ihre Mauern bespült plätschernd die Wallung des See's.

Kähne mit schneidendem Ruder durchgleiten die schimmernde Fläche,
Von des Traubengebürgs schrägem Geländer bedeckt.

Apfelbäume wölben daneben die Zweige zu Bogen,
Und die röthliche Frucht schwimmet im Schatten des Baums.

Weiter schweb' ich, und seh' in schwindelerregender Tiefe,
Zwischen Felsen gepreßt, Wallenstadts grünlichen See.

Eschen und bräunliche Tannen umdüstern sein einsames Ufer,
Und an dem Klippengestad bauet der Reiger sein Nest.

Ueberhangenden Wänden entrieselt der funkelnde Gießbach,
Regnet dann stäubend hinab in die geringelte Fluth. —

Schneller wehet mein Flug! Ich sehe die heimischen Alpen:
Ihre Gipfel umflammt wallendes Gold und Karmin.

Eben sank die Sonne; noch glühen des Abendroths Farben,
Und wie durch purpurnen Flor flimmert ihr ewiges Eis.

Säumend wieg' ich mich jetzt hoch über des Vaterlands Fluren,
Jauchze Segen dir zu, ruhiges schattiges Thal,

Wo ich zu leben begann, die ersten Rosen mir blühten,
Sonnenstrahlen zuerst hellten den dämmernden Blick;

Wo ich im Kindergewand den flatternden Schmetterling haschte,
Birnen sammelt' im Gras unter belastetem Baum;

Bald der niedrigen Staude die saftige Erdbeer' entpflückte,
Bald dem hangenden Ast glänzende Kirschen entriß. —

Ha, wie wird mir so wohl! Der hehren Scenen so manche
Steigt in der großen Natur wechselnden Schönheit empor.

Himmelhoch ragende Felsen, mit wolkenumwundener Stirne,
Welche kein Fuß bestieg, welche kein Fittig erflog!

Schneeichter Gletscher erstarrte crystallene Wogen, mit scharfen
Klippen von Eise bepflanzt; wo durch benebelte Luft,

Schneidendes Zuges die Gähe hinunter, der rollende Schneesturz
Wälzet Verheerung und Tod; wo vor dem donnernden Hall

Weitaufberstender Spalten und vor dem Wirbel der Windsbraut
Athemerstickende Furcht lauschende Wandrer durchgraus't;

Wo aus nächtlicher Halle, gewölbt von ewigem Eise,
Deiner Urne, o Rhein, sprudelt der kochende Quell! —

Ha, wie wird mir so wohl! Der lieblichen Scenen so manche
Steigt in der schönen Natur wechselnden Anmuth empor:

Sanft sich windende Thale, mit wässernden Bächlein durchschnitten,
Blumiger Wiesen Plan, schwellend von glänzendem Gras,

Aecker vielfarbig getheilt, durchflochten von Flieder und Dornzaun,
Oder des Hagebuttstrauchs duftenden Röschen umblüht;

Rauschendes Türkenkorn; Buchweizen mit röthlichen Blüthen;
Leichter Haber erbebt zwischen des Weizenfelds Gold;

Hier die stachlichte Gerste, des Rockens bläuliche Wogen
Neben der Furchenflur dunkelstreifigem Grau! —

Welch ein frohes Gemische! Der herrlichen Bilder so manche,
Sprießen, wie Blumen im Lenz, vor der Erinnerung Tritt!

Wiederkauende Rinder am Hügel, im Schatten der Tannen;
Weidende Lämmer im Gras, oder am Brunnen getränkt;

Zahlloser Heerden Geblök und ihrer Schellen Geklingel,
Und des Hirten Gesang und sein ertönendes Horn!

Unten im Thale das Erntegejauchz! Im herbstlichen Weinberg
Wimmelnder Winzer Gesang, Lachen und lärmender Scherz! —

Aber die Täuschung zerschmilzt! Von deinen hebenden Schwingen,
Gaukelnde Phantasie, stürz' ich in luftiges Nichts.

So sinkt langsam flatternd der heimathsuchende Kranich,
Wenn das quetschende Blei plötzlich den Fittig ihm lähmt.

Schon erweckt mich das Donnergetöse der spritzenden Räder
Und des wilden Gespanns schlagender klappernder Huf;

Der geschwungenen Geisel Knall und des treibenden Fuhrmanns
Wilder drohender Fluch; heischerer Krämer Geschrei,

Und des gierigen Pöbels Gewühl, um den faulenden Fischmarkt,
  Oder die triefende Bank blutiger Metzger gedrängt!

Ha, mich umschlingen weit Lutetiens kreuzende Gassen;
  Mancher Zauberpallast, voll des Goldes und Grams;

Wo der wolkichte Saum, umdüsternd brütende Dämpfe,
  Stockender Moderung Duft, und der gekräuselte Rauch

Ewig die thürmenden Giebel in bläuliche Nebel verhüllen,
  Welche mit stumpferem Strahl niemals die Sonne durchwühlt. —

Lebet nun wohl in der Ferne, ihr waldigen Thäler und Berge!
  Fernher tönet mein Lied Segen und Frieden euch zu!

Heil dir, und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
  Immerhin bleibe dein Volk knechtischer Witzlinge Neid.

Reich, durch Genügsamkeit; groß, durch Tugend und Strenge der Sitten;
  Kalt und kühn in Gefahr; rauh, wie die Gletscher, sein Muth;

Fest, wie die felsigen Alpen, und stark, wie der donnernde Stromsturz;
  Ewig der Freiheit werth und der erhabnen Natur!

Friedrich von Sallet,

ein schlesischer Lyriker, der am 20. April 1812 zu Neisse geboren wurde und die militärische Laufbahn einschlug. Nachdem er im preußischen Heere bis zum Jahre 1838 gedient hatte, wandte er seine Muße, die schon vorher größtentheils den poetischen Studien gewidmet war, ausschließlich der Litteratur und der Herausgabe seiner Produktionen zu. Sein Hauptwerk, das „Laienevangelium", welches im Jahre 1839 abgefaßt und 1842 veröffentlicht ward, verschaffte seinem Namen im Publikum eben einiges Ansehen, als der Dichter schon in früher Jugendblüthe, am 21. Februar 1843, zu Reichau bei Nimptsch durch den Tod weggerafft wurde.

Sallet konnte seine Talente nicht als vollkommen gereifte entfalten: er sah überdieß keine bestimmte Richtung vor sich in einer Zeit, wo Litteratur und Politik hin und herschwankten. Wir werden daher seine Mängel wohl dem Jugendalter zuschreiben müssen, in welchem seine Produkte entstanden sind: Unsicherheit in Kunst- wie in Lebensansichten, wie häufig in jungen Jahren gefunden wird, ohne daß Talentmangel vorhanden zu sein braucht, und ein auffälliges Haschen nach Originalität, Selbstständigkeit und Neuheit der Darstellung. Der Humor namentlich, in dem er sich häufig hören läßt, ist bei weitem kein so natürlicher und gesunder, wie wir ihn bei manchen Andern seiner Zeitgenossen antreffen, und deshalb ist auch seine Sprache nicht frei von Schwulst und prosaischer Rauhheit.

Schriften. 1) Gedichte. Berlin 1835. 2) Die wahnsinnige Flasche. Trier 1838. 3) Funken. Ebend. 1838. 4) Laienevangelium. Leipzig 1842. 4. Auflage. Breslau 1847. 5) Sämmtliche Schriften. 5 Bände. Breslau 1845.

Zerduscht (Zoroaster).

Als Knabe Zerduscht ward geboren,
Lasen es die Weisen in den Sternen,
Daß vom Gott des Lichtes er erkoren,
Finsterniß und Bosheit zu entfernen.

Bangend drum ob ihrer Macht Zerstörung,
Trugen sie das Kind zum Scheiterhaufen,
Legtens drauf und hofften voll Bethörung,
Rettung ihrem Wahne zu erkaufen.

Aber Ormuzd's heil'ge Feuerflammen
Sind zum Läutern da, nicht zum Verheeren.
Nur Unreines brennen sie zusammen,
Doch das Reine müssen sie verklären.

Wie, umkost von leichten Frühlingswehen
Eine Rose holder glüht und lächelt,
Also lächelnd war das Kind zu sehen,
Von den leichten Flammen weich umfächelt.

Aus der Flamme, die sein Haupt umkränzet,
Zuckt mit eins des Gottes heil'ge Mahnung.
Und die Weisen neigten in Verehrung
Sich vor dieses Blickes heil'gen Flammen:
„Wolle nicht um unsres Sinns Verkehrung
Heil'ger, Reiner, uns in Nacht verdammen."

Wanderlied.

Ich sag's: so traurig ist kein Nest,
Wo man eine Woch' verweilet,
Daß es einem nicht das Herz abpreßt,
Wenn man von dannen eilet.

Da bleib' ich stehn im Sonnenstrahl
Und schaue zurück mit Trauern
Hinab in's enge, dunkle Thal
Auf schwarze Thürm' und Mauern.

Und keine Musik ist so schlecht,
Auch nicht der Leierkasten,
Daß, fühlt man nur die Töne recht,
Sie nicht zum Tanze paßten.

Kein Liedel ist so lahm und dumm,
Es läßt sich fröhlich pfeifen,
Und kein Gesell so zahm und stumm,
Es läßt sich mit ihm streifen.

Kein Weg so krumm und voll Gestein,
Der nicht zur Schenke lenke,
Und kommt man lustig nur hinein,
Ist's lustig in jeder Schenke.

Und bin ich ein armer Teufel auch,
Will mich nicht schämen und grämen;
Um's Haupt den frischen Morgenhauch,
Den wird mir Niemand nehmen.

Vom Mädel der gestohlne Kuß,
Der Trunk für meinen Dreier,
Sind Dinge, die man mir lassen muß,
Das Andre hol' der Geier!

Man achtet mich daheim nicht sehr,
Drum lieb' ich das Marschiren;
Da grüßen die Wipfel rings umher,
Die Vöglein musiciren.

Aut, aut.

Und wenn ich wär' ein Zimmermann,
Da baut' ich eine weite Schranke
Und schrieb in großen Zügen an
Hoch oben an des Eingangs Planke:
Entweder, oder.

Die ihr den großen Kampf der Zeit
Ausfechten wollt, herbei, ihr Ritter!
Sprecht, welcher Sach' ihr euch geweiht,
Sprecht frei durch's offne Helmesgitter:
Entweder, oder.

Für Fürstenmacht, für Volkesrecht?
Für Geisteslicht, für Pfaffendunkel?
Republikaner oder Knecht?
Ja oder nein! nur kein Gemunkel!
Entweder, oder.

Schwarz sei die Rüstung, oder weiß.
Ihr geht zur Linken, ihr zur Rechten.
Todfeinde nur laß ich zum Kreis,
Die nur um Tod und Leben fechten.
Entweder, oder.

Ihr Herrn von: Zugegeben zwar,
Bedingungsweis, gewissermaßen,
Hier heißt es: ganz mit Haut und Haar,
Verlegt uns nicht des Kampfes Straßen.
Entweder, oder.

Bleibt draußen, weil ihr uns nur stört,
Ihr Halb- und Viertelmeinungsaffen!
Wenn's euch ergötzt, seht zu und hört!
Zum Publikum seid ihr geschaffen.
Entweder, oder.

Und wenn der Letzte todt sich rollt,
Von drüben oder hier, im Sande,
Dann wißt ihr, wem ihr folgen sollt.
Wir schlichtens für die ganze Bande:
Entweder, oder.

Doch weil ich bin kein Zimmermann,
Kann ich auch keine Schranke bauen,
Drum laß ich's gehn, wie's gehen kann,
Zuletzt muß man es doch wohl schauen:
Entweder, oder.

Ferdinand Max Gottfried von Schenkendorf,

ein klassischer Lyriker aus der Zeit der Freiheitskriege, wurde am 11. Dezember 1784 zu Tilsit geboren, studirte in Königsberg die Kameral- und Rechtswissenschaft, wurde dann 1805 eine Zeit lang praktischer Landwirth im Amte Waldau, hierauf Referendar in der genannten Hauptstadt des Königsreichs. Die poetische Phantasie des jungen Mannes neigte sich in der Epoche deutscher Erniedrigung zur schwärmerischen Romantik jener Tage, die zugleich Vertrauen und Muth in frommer Gläubigkeit suchte; er schloß sich daher an die wunderliche Frau von Krüdener an, die seit (1806) auf pietistische Bekehrungsversuche ausging, und folgte ihr im Jahre 1812 nach Karlsruhe. Daselbst machte er auch die Bekanntschaft des greisen Jung-Stilling, jenes wahrhaft edeln Mystikers. Doch war er keineswegs ein leerer Träumer geworden, als der Kriegsdonner aus Norddeutschland das Zeichen zur Erhebung gegen den Tyrannen gab, der das gesammte Europa unterdrückte. Denn augenblicklich gesellte sich Schenkendorf den todesmuthigen Schaaren, die zu Anfange des Jahres 1813 von Osten vordrangen; durch Lähmung eines Arms verhindert am Kampfgetümmel persönlichen Antheil zu nehmen, machte er sich doch im Felde nützlich und feuerte die Kameraden durch begeisterungsvolle Lieder an, die von Mund zu Mund gingen.

Nachdem der Friede gesichert war, ernannte die preußische Verwaltung den gefeierten Sänger im Jahre 1815 zum Regierungsrathe in Koblenz; doch nicht lange war es ihm beschieden, zum Wohle Deutschlands fortzuwirken und die stilleren Weisen, die er jetzt anschlug, fortzusetzen. Die Parze schnitt ihm den Faden seines Lebens schon am 11. December 1817, an seinem vierunddreißigsten Geburtstage, durch.

Die sanften und doch kraftvollen Freiheitslieder, welche Schenkendorf in einer großartigen Epoche gesungen, werden seinen Namen zur fernsten Nachwelt tragen. Seine Persönlichkeit bedingte auch den Charakter dieser Gesänge. Gebrechlich wie er war, stand er nicht mitten im Kugelregen wie Körner, noch klopfte seine Brust so stürmisch erregt, wie die Brust Arndt's, welche von der Nation gigantische Thaten verlangte. So konnte er sich auch nicht wie diese Beiden aussprechen, sondern sang mit einem stillen und tiefen Feuer, welches uns häufig an die Schiller'sche Gluth erinnert; seine beredsame Ausdrucksweise ergriff die Gemüther und bewegte sie zur Opferfreudigkeit für die gute Sache, die Gottes Gerechtigkeit selbst unterstützen mußte. In dieser Zuversicht bestärkte ihn seine religiöse Richtung, die ohne Zweifel durch das Gefühl eigener Körperschwäche gesteigert ward, welche ihn gleichsam auf fremde Kraft und höhere Mitwirkung hinwies. Denn das erhabene Gottvertrauen tritt bei ihm noch lebendiger hervor als bei den übrigen Freiheitssängern. Aber auch so traf er die Stimmung eines nicht geringen Theils der Nation und trug zu dem Gelingen des riesigen Unternehmens bei, woran Manche sonst angesichts des Gegners verzweifelt hätten.

Es ist möglich, daß es für seine Person besser war, wenn er nicht im Feldlager, sondern wie Friedrich Rückert mehr aus der Ferne gesungen hätte; denn es scheint, daß die fieberische Erregung jener ungeheuern Vorgänge seinen Körper frühzeitig gebrochen hat. Er starb, ohne sich ganz entfalten zu können. Man tadelt seine Aussprüche über den Adelstand, die unreif waren, nicht ohne Grund; aber seine frommen Lieder aus der nachfolgenden Friedensepoche würden ohne Zweifel mit andern vertauscht worden sein, als nach seinem Tode die Reaktion, zum Unglück für die Nationalentwicklung, die Frucht des vergossenen Blutes zu nichte machte.

Schriften. 1) Studien. Erstes Heft. Berlin 1810. 2) Christliche Gedichte. 1814. 3) Die deutschen Städte. Frankfurt 1814. 4) Gedichte. Stuttgart 1815. 5) Poetischer Nachlaß. Berlin 1832. Sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. Berlin 1837.

Am Sonntagsmorgen.

Gottesstille, Sonntagsfrühe,
Ruhe, die der Herr gebot!
Meine Seele! wach' und glühe
Mit im hellen Morgenroth.

Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
Wann das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
Wann der Glockenruf erschallt?

Wo die holden Worte weilen,
Die der Herr auf Erden sprach,
Lasset auch das Brod mich theilen,
Das er seinen Jüngern brach.

O das nenn' ich sel'ge Stunde,
Wo man dein, o Herr! gedenkt,
Wo man mit der frohen Kunde
Von dem ew'gen Heil uns tränkt.

Neues Leben, neue Stärke,
Reiner Andacht frische Gluth
Zu dem frommen Liebeswerke
Schöpf' ich aus der Gnadenfluth;

Und von göttlichen Gedanken
Einen reichen Blüthenstrauß
Trag' ich heimwärts, Gott zu danken
In dem kleinen stillen Haus.

Erde weit und ohne Grenzen!
Himmel drüber ausgespannt!
Reich an Sternen und an Kränzen,
Scheint ihr mir ein heilig Land.

Laß die Flammen stets mir brennen,
O mein Heiland Jesu Christ!
Laß es alle Welt bekennen,
Daß mein Herz dein Altar ist!

Soldaten=Morgenlied.

(Nach der Weise: Auf, auf zum fröhlichen Jagen.)

Erhebt euch von der Erde
Ihr Schläfer aus der Ruh';
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr! der Krieg.

Ein Morgen soll uns kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er, sonder Hülle,
Auf jeden deutschen Mann.
O, brich du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag brich an.

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeschrei;
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deine Reigen
Nur am Sternenzelt.

Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach! Das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Das ist rechtes Glühen
Frisch und rosenroth:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehr'nem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust,
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.



Johann Christoph Friedrich von Schiller,

ein Dichter ersten Ranges aller Zeiten, Deutschlands Lieblingsdichter, unser vorzüglichster Dramatiker, ein Meister zugleich in der prosaischen Darstellungsweise, begrüßte am 10. November 1759 das Licht zu Marbach, einem am Neckar gelegenen Städtchen im Würtembergischen. Die Schicksale seiner ersten Jugendperiode waren keine sehr erfreulichen, da die Sonne unter dem Herzoge Karl von Würtemberg nicht sehr heiter schien und der Aufenthaltsort seiner Eltern, zum

Nachtheil einer regelmäßigen Erziehung, vielfach wechselte. Sein Vater Johann Caspar stand nämlich als Offizier in des Herzogs Diensten; seine Mutter Elisabeth Dorothea, geborne Kodweiß, hielt sich gerade bei der Geburt dieses Sohnes in dem Hause ihrer eigenen Eltern auf: nach dem Abschluß des Hubertusburger Friedens (1763) treffen wir die Familie dann in Ludwigsburg, zwei Jahre später in dem würtembergischen Grenzstädtchen Lorch, wohin der Vater als Hauptmann auf Werbung abgeordnet worden war, nach drei Jahren wiederum in Ludwigsburg. So wechselte denn mit der Wohnstätte zugleich der Unterricht des geistig regsamen Knaben; die erste Vorbildung empfing er bei dem Pfarrer Moser in Lorch, bis ihn, nach der Rückkehr der Eltern, 1768 die lateinische Schule zu Ludwigsburg aufnahm. Was er dort mit Erfolg lernte, beschränkte sich fast auf dasjenige, was schon der Beiname der Schule ankündigte, auf das Lateinische; außerdem soll, wie berichtet wird, der Glanz des Ludwigsburger Theaters, des ersten, welches er im neunten Jahre sah, einen so tiefen Eindruck auf den Knaben gemacht haben, daß seiner Phantasie von Stunde an Pläne zu Trauerspielen vorschwebten. Er blieb mehrere Jahre auf der Schule jener Stadt, obgleich der Vater inzwischen weggezogen, da er 1770 zum Oberaufseher über alle Gartenanlagen und Baumpflanzungen ernannt worden war, womit der Landesherr das Lustschloß Solitude zu schmücken gedachte. Erst im Jahre 1772 sollte der junge Schiller in eine andere würtembergische Schule übergehen; es war sein fester Wille, Theologie zu studiren. Da traf es sich, daß der Herzog Karl auf dem genannten Schlosse eine großartige Bildungsanstalt gründete, anfangs zu dem Zweck, als militärische Pflanzschule zu dienen; nach und nach indessen erhielt sie eine weitläuftige Ausdehnung. Dem Sohne des Hauptmann Schiller wurde denn auf Empfehlung eine Freistelle in derselben zu Theil; leider war die Theologie nicht in den Lehrplan aufgenommen worden, daher der neue Zögling von diesem Studium sich lossagen mußte. Er entschied sich, da er nicht Soldat werden wollte, nothgedrungen für die Rechtswissenschaft, wenn die Vorbereitung für dieselbe so weit gediehen sein würde; denn fürs Erste blieben die Lehrgegenstände die nämlichen, wie sie auf Gymnasien zu sein pflegen. Im Lateinischen machte er weitere Fortschritte, im Griechischen aber stockte der Unterricht dergestalt, daß er nicht über die Anfangsgründe hinausgelangte. Deutsche Autoren auf gelehrten Schulen zu lesen, lag nicht im Geiste dieses Zeitalters; den Karlsschülern, wie sie nach dem Gründer der Anstalt hießen, war eine solche Beschäftigung verboten, freilich ohne Erfolg. Denn Schiller und seine geistesverwandten Mitzöglinge trotzten der pedantischen Ueberwachung und verschafften sich insgeheim die Werke derjenigen deutschen Dichter, von welchen die

Nation seit den letzten Jahrzehnten bewegt wurde. Unter diese gehörte vor Allen Klopstock, dessen Messiade ihn zur Nachahmung anfeuerte und zu dem Entwurfe eines epischen Gedichtes lockte, für welches Moses der Held sein sollte. Von den berühmten Lyrikern zogen ihn Uz, Bürger und sein unglücklicher Landsmann Schubart an, dem er gelegentlich auf der Festung Asperg einen Besuch abstattete; von den Dramatikern Gerstenberg, dessen Ugolino seinen Beifall hatte, außerdem Leisewitz, Klinger, vornehmlich aber Lessing und der junge Goethe, dessen Götz von Berlichingen und Clavigo mit der mächtigsten und nachhaltigsten Begeisterung einen Jüngling erfüllten, der seine dereinstige Hauptaufgabe schon zu ahnen schien. Und die Lust für dieselbe fachte nicht am wenigsten auch die Wieland'sche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen an.

So war die geistige Vorbereitung unsers Nationaldichters auf der herzoglichen Anstalt beschaffen, bis die letztere 1775 nach der Hauptstadt Stuttgart verlegt und zur hohen Karlsschule oder Karlsakademie erhoben wurde. Jetzt nahm man unter die Lehrfächer auch die medicinischen Wissenschaften auf, und diesen Umstand benutzte Schiller, um von der Jurisprudenz, die er durchaus nicht liebgewinnen konnte, zur Medicin sich zu wenden. Schon damals wagte er im Stillen lyrische und dramatische Anläufe, neigte sich auch philosophischen Studien zu, indem er französische sowohl als deutsche Autoren herbeisuchte, unter den erstern vorzugsweise Rousseau, unter den letztern, wie man glaubt, Mendelssohn, Sulzer, Garve und Herder. Nicht lange währte es, so strömte die Quelle kühner und mächtiger Gedanken in der Brust des jungen Zöglings über, er rang nach klarer Fassung derselben und da die dramatische Form ihm die beste deuchte, entwarf er bereits im Jahre 1778 ein großartiges und umfangreiches Schauspiel, die **Räuber**, worin er anfing die Freuden und Schmerzen seiner Jugendwelt auszuschütten. Gestört indessen durch die Nothwendigkeit, den medicinischen Studien für seinen künftigen Beruf obzuliegen, brauchte der Dichter zwei Jahre zur Vollendung des ganzen Werkes. Erwähnenswerth ist, daß er mittlerweile (1779) das Glück hatte, Goethe zu sehen, der mit dem Herzog von Weimar, bei einer Reise über Stuttgart, die Säle der Karlsschule sich zeigen ließ; der ältere Dichter konnte nicht ahnen, daß unter den Reihen der Zöglinge Einer war, der ihm gewiß das Herz lebhafter pochen gemacht hätte, wenn ein Blick in die Zukunft ihm verstattet gewesen wäre. So rückte die öffentliche Prüfung für Schiller heran; er bestand sie zu Ende des Jahres 1780 unter Vertheidigung einer lateinischen Schrift, worauf der hochstrebende Jüngling die Stickluft der Karlsschule verließ und in Stuttgart als Regiments-Medicus angestellt wurde.

Die Räuber nahm er fertig mit, obwohl ihm bei der strengen Zucht jener Akademie die Ausarbeitung nur verstohlen möglich gewesen war: sofort (1781) erschienen sie auf seine Kosten gedruckt. Auf dem Titelblatt fehlte des Verfassers Name, Frankfurt und Leipzig wurden als Druckörter genannt und ein aufsteigender zorniger Löwe mit dem Motto In Tyrannos angebracht. Einer der ersten, welche die kecke Jugendleistung lasen, worin der Dichter seiner gedrückten und erbitterten Stimmung Luft machte, war der Intendant des Mannheimer Theaters, Wolfgang Heribert von Dalberg; er forderte den Verfasser auf, das Stück für die theatralische Aufführung umzuarbeiten. Dieß geschah und das Drama erschien neugedruckt 1782 zu Mannheim, während Schiller nebenher, die Flügel mehr und mehr entfaltend, verschiedene lyrische Kleinigkeiten in einem Musenalmanache zusammenstellte, welcher gleichfalls ohne Namen und mit dem Titel Anthologie für das Jahr 1782 herauskam. Zu Anfange des letztgenannten Jahres wohnte er der Aufführung seiner Räuber in Mannheim bei, doch heimlich, wie es seine Verhältnisse mit sich brachten, und ohne Urlaub. Der theatralische Erfolg, wovon er sich selbst überzeugt hatte, ermuthigte ihn zur Abfassung neuer Stücke, zunächst der „Verschwörung des Fiesko“; auch fing er mit etlichen Freunden eine litterarische Zeitschrift an. Doch ehe noch das Jahr 1782 ablief, sollten diese Beschäftigungen auf sehr schlimme Hindernisse stoßen. Die Räuber hatten ein außerordentliches Aufsehen erregt, hier Bewunderung, dort Tadel und Mißvergnügen hervorgerufen, sein Fortkommen in Würtemberg überhaupt unmöglich gemacht; der Herzog Karl mochte von dieser Richtung des ehemaligen Karlsschülers nichts wissen, er erlaubte sich die Bevormundung desselben fortzusetzen und da er einen Arzt und keinen Dichter haben wollte, verbot er dem nach seiner Ansicht ausgearteten Zöglinge kurzweg, etwas Weiteres drucken zu lassen, das nicht die Medicin betreffe. Zugleich untersagte er ihm jede fernere Berührung mit dem „Ausland“! Die Folgen solchen Zwangs zeigten sich bald; Schiller wurde, weil er sich erdreistet hatte eine zweite heimliche Reise nach Mannheim auszuführen, mit einem vierzehntägigen Arreste auf der Hauptwache bestraft. Lange konnte er nicht mehr den peinlichen Druck seiner Dienstschaft ertragen; von Dalberg hoffte er Hülfe, und als sein Fiesko dem letzten Akte sich näherte, beschloß er nach Mannheim zu fliehen.

An der Seite eines wackeren Freundes, des Musikers Streicher, verließ er im September 1782 Stuttgart, und mit der zweiten Periode seiner Jugend hatte für ihn eine Epoche drangsalreichen Irrlebens begonnen. Ein doppeltes Licht jedoch leuchtete ihm auf seinem Wege tröstlich fort, erstens die erhabene Aufgabe, woran er treulich festhielt, die dramatische Kunst zu pflegen; zweitens die Freundschaft,

die er bei edeln Herzen gefunden hatte. Auf einer Reise nach Frankfurt, die er von Mannheim gleich nach seiner Ankunft unternahm, entwarf er den schon zu Stuttgart während seines Strafarrestes gefaßten Plan zu einem neuen Schauspiel, einer bürgerlichen Tragödie, die statt des anfänglichen Titels „Luise Müllerin" später „Kabale und Liebe" überschrieben wurde. Von diesem Ausfluge nach Mannheim zurückgekommen, hoffte er, amtlos wie er war, ohne Mittel und ohne Aussicht, den Theaterdirektor Dalberg wenigstens zu einem Vorschusse zu bewegen; als dieser das Gesuch abschlug, blieb ihm nichts weiter übrig als sich nach dem nicht weit von Mannheim gelegenen Oggersheim zurückzuziehen. Dort arbeitete der Einsame trotz seiner Bedrängniß an dem neuen Trauerspiele und vollendete nicht allein den Fiesko, sondern wandelte ihn auch für die Bühnendarstellung um, immer noch hoffend, Dalberg werde jetzt das Stück annehmen und seiner kummervollen Lage ein Ende machen. Aber auch dießmal fand er sich betrogen und mußte einem Mannheimer Buchhändler das Werk für eine sehr geringe Entschädigung überlassen. So waren zwei Monate verflossen, Schiller hielt sich in Oggersheim vor der Gewalt des Herzogs Karl nicht mehr sicher und es schien ihm das Rathsamste aus der Gegend zu scheiden. Glücklicherweise hatte er schon früher die Mutter eines seiner Studiengenossen kennen lernen, die Frau von Wolzogen, die auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen lebte: von ihrer Einladung, sie dort zu besuchen, machte er in seiner Hoffnungslosigkeit Gebrauch und langte in ihrem Hause noch im November 1782 an. Die ländliche Stille des gastlichen Aufenthalts war seiner Muse günstig: er brachte das bürgerliche Trauerspiel zu Anfange des Jahres 1783 zu Stande, worauf er, eine Zeitlang zwischen verschiedenen Stoffen hin- und herschwankend, die Bearbeitung des Don Carlos in das Auge faßte, eines Sujets, worauf ihn bereits Dalberg gelegentlich in Stuttgart aufmerksam gemacht hatte. Unvermuthet änderte inzwischen dieser Mann seine Gesinnungen und schrieb ihm nach Bauerbach, er sei geneigt, ihn als Theaterdichter anzustellen. Im Sommer 1783 brach daher Schiller nach Mannheim auf, fernere Verfolgungen des würtemberger Herzogs hatte er, allem Anscheine nach, nicht mehr zu befürchten; auch blieb ihm die Zuflucht offen, nach Bauerbach zurückzukehren. Schlecht genug waren die Anerbietungen Dalberg's, für einen Gehalt von fünfhundert Gulden sollte er seine Kräfte dem Mannheimer Theater widmen; doch die Hoffnung, seine dramatischen Arbeiten fortzusetzen und aufgeführt zu sehen, auch seine Studien auf diesem Gebiete erweitern zu können, brachte den jungen Dichter zu dem Entschlusse, den Vorschlag für ein Jahr sich gefallen zu lassen. Fiesko zunächst und Kabale und Liebe richtete er für die Aufführung ein, dichtete den ersten Akt des Don Carlos

und vertiefte sich in die Lektüre der französischen Tragiker. Um zugleich sein spärliches Einkommen zu vermehren, gerieth er auf den Gedanken, eine Zeitschrift für gebildete Leser herauszugeben, ein Organ für Schauspiel und Theater, wie auch für allgemeine Interessen der Humanität; bei ihrer Ankündigung am Jahresschlusse 1784 und bei ihrem ersten Erscheinen hieß sie „Rheinische Thalia", nachmals einfach „Thalia". Während er dergestalt beschäftigt war, gingen ihm neue günstige Sterne auf. Schon im Sommer 1784 war er mit Charlotte von Kalb, einer geistvollen und vielseitig gebildeten Dame, persönlich in Mannheim bekannt geworden; sie nützte dem Dichter späterhin vielfach, als ihn das Schicksal nach den Weimarischen Landen führte. Fast gleichzeitig war ferner aus Leipzig ein liebenswürdiger Brief eingetroffen, welcher seinem ganzen übrigen Lebensgange eine ebenso entscheidende als glückliche Richtung anweisen sollte: ein Seelenbündniß mit dem Juristen Körner, einem Freund der Poesie, mit dessen Verwandten und Bekannten war wie durch Fügung des Himmels eingeleitet. Einer dringenden Aufforderung, nach Sachsen zu kommen, folgte er indessen nicht sogleich, sondern überdachte, wie es scheint, seine Geschicke. Auf längere Zeit hinaus in Mannheim zu bleiben konnte ihm allerdings nicht zum Glücke gereichen, wie er täglich mehr und mehr einsah; seine Wirksamkeit am Theater war so eingeschränkt, daß er nach Jahresablauf die contraktliche Verbindung mit Dalberg für aufgehoben erklärte. Für seine Stellung nützte ihm selbst die Ehre sehr wenig, die ihm von Seiten des Herzogs von Weimar zu Anfange des Jahres 1785 widerfuhr; dieser Fürst nämlich, dem er am Hofe zu Darmstadt Gelegenheit hatte den ersten Akt des Don Carlos vorzulesen, zeichnete ihn durch den herzoglichen Rathstitel aus. In Folge dieser Anerkennung steigerte sich zwar sein Ansehen bei der Mannheimer Bühne, aber eine rechtzeitige Besserung der bisherigen Verhältnisse durfte um so weniger erwartet werden, als er jetzt dem Theater gegenüber unabhängiger auftrat und durch seine Urtheile im ersten Hefte der Thalia die Schauspieler wider sich erzürnte. Daher reifte in ihm der Entschluß, Mannheim und das in jener Epoche für ihn gleichsam abgestorbene Schwabenland zu verlassen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel waren ihm zuwider, wie er selber schreibt; seine Seele dürstete nach neuer Nahrung, nach bessern Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe.

In dieser Stimmung reiste Schiller nach Leipzig ab, einer neuen Zukunft entgegen und ohne zu wissen der Sonne von Weimar sich nähernd, die durch ihn erst ihren eigentlichen und vollen Glanz empfangen sollte, um in Deutschland ein edleres Geschlecht zu erwecken. Von der Mitte des April 1785, wo er in Leipzig

eintraf, bis zum Juli 1787 währte sein Aufenthalt in dem damaligen Churſachſen. Als der erwartete Dichter anlangte, war Körner ſelbſt abweſend; er hatte eben eine Anſtellung in Dresden erhalten, wo er ſich häuslich niederzulaſſen gedachte. Die Braut deſſelben, deren Schweſter und der treffliche F. L. Huber begrüßten daher den willkommenen Gaſt, der inzwiſchen in Leipzig zubrachte, von ſeinem Gaſtfreunde verſorgt wie der eigene Bruder; im benachbarten Dorfe Gohlis entſtand das berühmte „Lied an die Freude". Erſt um die Mitte des Sommers machte er die perſönliche Bekanntſchaft Körners und folgte ihm, nach der Verheirathung deſſelben, im September nach Dresden, abwechſelnd in dieſer Stadt ſich aufhaltend, auf des Freundes Weinberge in dem Dorfe Loſchwitz an der Elbe und jenſeits des Plauiſchen Grundes in dem romantiſchen Tharand. Seine Arbeiten beſchränkten ſich hauptſächlich auf den Don Carlos, den er glücklich zu Ende führte und dem Drucke übergab; zu Leipzig hatte er mit dem Buchhändler Göſchen die erſte vortheilhafte Verbindung angeknüpft. Allein ſo herrlich dieſe befreundeten Zirkel waren, die ſeinen Geiſt gleichſam von den trüben Schlacken der Jugend gereinigt hatten, für die Lebensdauer konnte er in ihnen nicht Ruhe und Befriedigung finden; er ging daher im Sommer 1787 nach Weimar, wohin ihn mancherlei Gründe und Veranlaſſungen riefen. Er wollte dort zuſehen und abwarten, ob ſich irgend ein Haven zeigen würde, wo er einlaufen könnte. Wieland zog ihn gewohnten Entgegenkommens in ſeinen litterariſchen Kreis, auch Herder nahm ihn freundlich auf; geſchichtliche Studien waren es, die nunmehr ſeine Seele mit Ernſt und Feuer beſchäftigten. Produktiv mußte er nicht minder auf dieſem Gebiete vorgehen, und ſo entſtand „die Geſchichte der niederländiſchen Rebellion", ein wiſſenſchaftlich gründliches Werk, deſſen Erſcheinen ſeine Berufung nach Jena zur Folge hatte. Und von dieſer war Goethe der Urheber, welcher hiermit dem Verfaſſer das erſte Zeichen der Theilnahme ſchenkte. Aufmerkſam war er freilich längſt auf ihn geworden, da ihm der Zug des Genius in dem Schwaben nicht verborgen bleiben konnte, auch war er bereits im Sommer 1788, als er eben von ſeiner italieniſchen Reiſe heimgekehrt, mit ihm perſönlich in Rudolſtadt zuſammengetroffen, wo Schiller mehrere Monate im Schooße befreundeter Familien verlebte. Allein durch die Jugendleiſtungen deſſelben fühlte ſich Goethe bis dahin nicht entſchieden angezogen, ſie verletzten zum Theil ſeinen Geſchmack und ſchienen der Richtung zu widerſtreben, die er ſelbſt ſeit einem Jahrzehnt eingeſchlagen hatte. Seine Anſchauung war eine andere und gereiftere, beſonders was die poetiſche Kunſtdarſtellung betraf, für welche ſeine Begriffe unter dem Himmel Italiens immer feſter geſtaltet worden, um bis zu einem gewiſſen Grade ſich abzuſchließen.

Das geschichtliche Werk stimmte ihn jetzt um, auf seine Verwendung wurde dem Verfasser eine außerordentliche Professur in Jena übertragen, und der langgesuchte Haven that sich dem heimathlosen Dichter auf.

Ein Gehalt war mit dieser Lehrstelle, welche Schiller im Frühjahr 1789 antrat, für den Augenblick noch nicht verbunden; doch dieser Uebelstand entmuthigte ihn, den rastlos Vorwärtsstrebenden, nicht im geringsten, er war gelandet und setzte die ernstesten Studien, die historischen Forschungen und die Erlernung des Griechischen, womit er in Weimar begonnen hatte, fort und erstreckte sie bald auf die philosophischen Gebiete. Um die äußeren Mittel für sein Fortkommen bemühte er sich nach Kräften, und wenn der Ertrag seiner Arbeiten nicht ausreichen sollte, stand Körner immer noch als Helfer im Hintergrunde; des Gelderwerbes wegen jedoch arbeitete Schiller nie und blieb von Lohnschreiberei so weit entfernt als möglich. Allmälig vergrößerte sich sein Einkommen; zunächst ward ihm, als er im Mai 1789 seine Vorlesungen unter außerordentlichem Zudrang der studirenden Jugend eröffnet hatte, von seinem Landesherrn ein Jahrgehalt von 200 Thalern ertheilt, während der Herzog von Meiningen ihn mit dem Hofrathstitel ehrte: gleichzeitig eröffneten sich ihm günstige Aussichten für die Vergütung dessen, was er drucken ließ. Eine Kühnheit war es immer noch, aber nach häuslicher Ordnung sich sehnend, wie er an Körner schrieb, wagte er mit Charlotte von Lengefeld sich zu vermählen, der zweiten Tochter einer Frau, die er schon in Mannheim gesehen, aber erst in Rudolstadt wiedergetroffen hatte, um durch ein dauerndes Band an ihre Familie geknüpft zu werden. Alles ging nach Wunsch, bis der fleißige Mann mitten in seinen Entwürfen zu Anfange des Jahres 1791 durch eine lebensgefährliche Brustkrankheit überfallen wurde, von welcher er, da der böse Feind einige Monate später wiederkehrte, vermittelst einer Karlsbader Kur sehr langsam und schwer sich erholte, ohne seine Gesundheit je vollständig wiederzugewinnen. Die nachtheiligste Folge davon war, daß der arme Dichter vorläufig jedes angestrengten Arbeitens sich enthalten mußte, also seine Aussicht auf litterarischen Verdienst geschmälert, sein spärliches Einkommen verringert wurde. Da erschien ihm aus der Ferne, ehe das Jahr 1791 zu Ende ging, unerwartete Hülfe. Der Däne Jens Baggesen nämlich hatte auf einer neuerlichen Reise die persönliche Bekanntschaft Schillers gemacht; nach seiner Heimkehr erfuhren durch ihn der Herzog Christian Friedrich von Augustenburg und der Minister Graf von Schimmelmann die traurige Lage eines Dichters, dessen Don Carlos sie vor kurzem mit Bewunderung gelesen hatten: sie ließen ihm einen Gnadengehalt von 1000 Thalern für die drei nächsten Jahre antragen, die freundliche Einladung hinzu=

fügend, er möge sie durch seinen Besuch in Kopenhagen erfreuen. Schiller, der nicht für sich, sondern für die Nation lebte, nahm die großmüthige Unterstützung um so dankbarer an, als er wie durch ein Wunder von Nahrungssorgen befreit war, um sein Sinnen und Trachten ungetheilt auf die Erfüllung seiner irdischen Aufgabe zu richten und „für die Ewigkeit zu arbeiten".

Wohlüberlegt that er jetzt die letzten Schritte zur Vollendung seines Wissens und seiner Bildung. Mit Macht warf er sich auf das Studium der Kante'schen Philosophie, die Ideen derselben von dichterischem Standpunkte aus prüfend, für seine Zwecke verwerthend und das Ergebniß für die Welt darlegend. Nach einer Erholungsreise, die er im Sommer 1793 zu seinen Eltern nach Schwaben unternahm, lichtete sich der Himmel mehr und mehr um ihn her: die entscheidendste und glücklichste Wendung seines Lebens trat ein, die nähere persönliche Verbindung mit Goethe. Als er nämlich im Frühjahr 1794 nach Jena zurückgekehrt war, konnte er nicht umhin, den Weimarischen Heros zur Mitwirkung an den „Horen" aufzufordern, einer Zeitschrift, die er bei seinem Aufenthalte in Stuttgart mit dem Buchhändler Cotta verabredet hatte. Auf diese zufällige Veranlassung fanden sich endlich die Herzen beider Männer zusammen, um, so lange sie nebeneinander lebten, in brüderlicher Eintracht zu wirken, wechselseitig sich zu unterstützen und zu fördern. Außerdem brachte dem Jenaer Heros der Umgang mit Wilhelm von Humboldt, der um die nämliche Zeit von Berlin herübergekommen war, und das Eintreffen anderer geistreicher Männer den mannigfaltigsten Gewinn für seine Weltanschauung und die Gestaltung der Pläne, die in seinem Geiste reiften. Er mochte jetzt „seine freie Existenz in Jena mit keinem andern Orte in der Welt vertauschen" und lehnte einen nicht unvortheilhaften Ruf an die Tübinger Hochschule, der im Frühjahr 1795 an ihn erging, unbedenklich ab, zufrieden mit den günstigen Zusagen, die ihm von Weimar für den Fall gemacht wurden, daß der Zustand seiner Gesundheit ihn hindern sollte im schriftstellerischen Erwerbe rüstig fortzufahren. Für die nächste Zeit stand diese Sorge nicht im Vordergrunde, und was das Erfreulichste war, der Verkehr mit Goethe führte ihn (wie es auch mit Goethe durch ihn geschah) zur dichterischen Produktion zurück und zwar unter erneutem und lebendigstem Eifer. Denn obwohl ihn „die Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath seines Geistes" in den letzten acht Jahren keinen Augenblick verlassen hatte, so war ihr Sprudel doch während dieses Zeitraums theils durch den Gang seiner Studien, theils durch die Forderungen seines akademischen Berufes, wofür er anfangs möglichst thätig war, theils durch die Ungunst seines gesammten persönlichen Looses gleichsam unter Schloß und Riegel gehalten worden.

Ausgehend nunmehr von dem Muster der altklassischen Dichter, von dem Borne der Philosophie und von der Fundgrube der Geschichte, welche ihm reiche Stoffe zuführte, große Gedanken weckte und seine Weltansicht erweiterte, versuchte sich Schiller nochmals in der lyrischen Gattung, und nachdem er eine Reihe seiner schönsten Sträuße auf diesem Felde gewunden hatte, griff er wieder zur dramatischen Gattung. Denn ein umfangreiches Epos zu schreiben, zum Helden desselben entweder Friedrich den Großen oder Gustav Adolph zu wählen, wie er früher auf Körner's Anregung gesonnen gewesen war, von diesem Gedanken ließ er neuerdings ab. Dafür war ein anderer in ihm aufgeblitzt, als er die Vorarbeiten für seine gegen das Jahr 1791 beendete „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" sammelte und sichtete; es war der Gedanke, aus dieser Epoche deutschen Drangsals ein großes dramatisches Gemälde zu liefern. Kurz, der Plan des „Wallenstein" tauchte in seiner Seele auf, und sofort hatte er ihn auch mit etlichen Strichen in Angriff genommen. Nach langer Pause, im März 1796, entschied er sich denn jetzt ernstlich für die Ausführung dieser Dichtung; sie rückte langsam, aber ohne eigentliche Unterbrechung vor, und im Frühjahr 1799 war sie fertig. Ehe sie noch die Presse verlassen, im December letztgenannten Jahres siedelte Schiller von Jena nach Weimar über, theils um dem Theater nahe zu sein, theils um mit völlig entjochtem Pegasus auf der jetzt erstiegenen Höhe weiter zu fliegen.

Und reichgesegnet war der kurze Flug, der ihm noch auf Erden beschieden war. Schon im Sommer 1799 hatte er zu Jena die „Maria Stuart" begonnen: er vollendete sie im nächsten Sommer zu Weimar und fügte, außer etlichen Uebersetzungen, noch mehrere Dramen von dem großartigsten Maßstabe hinzu, die „Jungfrau von Orleans" 1801, die „Braut von Messina" 1803 und den „Wilhelm Tell" 1804. Die Woge seines Lebens floß unter diesen Beschäftigungen sanft und einfach ab; die beifällige Aufführung seiner Werke, die fortdauernde Liebe der alten Freunde, namentlich der Umgang und Wetteifer mit Goethe machten sein Glück aus. Von der wachsenden Begeisterung der Nation für ihren Sangesmeister konnte er sich selbst durch eine Reise nach Berlin überzeugen, welche er trotz seiner Kränklichkeit im Frühjahr 1804 wagte. Zu spät kamen die glänzenden Anerbietungen, womit ihn der preußische Hof an diese Stadt zu fesseln suchte; denn nachdem Schiller eine geringe Verbesserung seiner Lage in Weimar vorziehend heimgekehrt war, raffte ihn ein heftiger Anfall der Brustkrankheit schon im nächsten Frühjahr, am 9. Mai 1805, mitten in seiner geistesfrischen Thätigkeit hin.

Still war das Leichenbegängniß des großen Todten, nur wenige Leidtragende Weimars folgten seinem Sarge nach der letzten Ruhestätte; man wußte in jenen

Tagen nicht, wen man verloren hatte. Wenn es Einer wußte, war es der trauernde Goethe, der selbst kränklich und um so tiefer ergriffen war, als ihn die Kunde plötzlich und ungeahnt überraschte. Bei dem Zustande seines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, so schreibt Goethe in seinem Tagebuche, wagte anfangs Niemand die Nachricht von des Freundes Scheiden in seine Einsamkeit zu bringen. Als er sich ermannt hatte, war sein „erster" Gedanke, das von Schiller als Bruchstück hinterlassene Schauspiel „Demetrius" zu vollenden. Um sich selbst zu trösten und die Nation zu erfreuen, gedachte er dem Hingeschiedenen durch dieses Werk „einen Katafalk aufzurichten, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte." Wie nun nach langem Sinnen die Ausführung auf äußerliche Hindernisse seiner damaligen persönlichen Lage stieß, da „war ihm Schiller erst eigentlich entrissen"; da „fing er erst an zu verwaisen, unleidlicher Schmerz ergriff ihn, und da ihn körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war er in traurigster Einsamkeit befangen".

Nicht zahlreiche Beweise öffentlicher Anerkennung finden wir, die Schiller's Haupt bei Lebzeiten schmückten. Nur zwei derselben verdienen eine nachträgliche Erwähnung, die Verleihung des Ehrenbürgerrechts von Seiten der französischen Republik, welche den Adelstand abgeschafft hatte, und die Erhebung des Dichters in den Adelstand, welche 1802 der Herzog von Weimar bei dem deutschen Kaiser auswirkte. Die Nachwelt indessen hat dem unsterblichen Manne, wie Goethe es im „Epiloge zur Glocke„ forderte, ganz gegeben, was die Mitwelt nur halb ertheilte.

Der größte deutsche Volksdichter im höchsten und edelsten Sinne des Wortes, oder der beliebteste Nationaldichter, welchen Deutschland jemals hervorgebracht hat von gleich vorzüglicher Bedeutung: Zeugniß dafür giebt die erste hundertjährige Jubelfeier seines Geburtstags, welche vor wenigen Monaten stattfand und die gesammte Nation zu dem Ausdrucke allgemeiner Verehrung hinriß. Und soweit die germanische Zunge klingt, an allen Orten und Enden der Erde, wo immer ein Zweig unsers Volkes grünt, regte sich gleichzeitig die milde Flamme der Begeisterung, ihre Wärme selbst auf fremde Nationen erstreckend, die an der Freude durch gebildete Zirkel theilnahmen oder von Staunen ergriffen zuschauten. Ein wahres Weltfest, das erste dieser Art, gestaltete sich wie durch Zauberschlag zu Ehren Schiller's, eines Dichters. Nie ist das Andenken eines deutschen Fürsten, noch sonst eines deutschen Mannes von allen Schichten der Bevölkerung in gleicher Weise mit öffentlichen Festlichkeiten verherrlicht worden. Ein Trost für die Zukunft möge der mehrtägige Jubel uns selbst, ein Wink dem Auslande sein: das staatliche Gemeingefühl des germanischen Stammes ist gereift und hat sich beredsam ausgesprochen. Ein Geschlecht, welches die friedliche Erscheinung geistiger Größe so einmüthig zu würdigen weiß, wird einerseits die innere politische Spaltung heilen und die Ketten der Tyrannei zerschlagen, andererseits zur Zeit der Gefahr

einstehen für seine äußere Unabhängigkeit. Die europäischen Nachbarn mögen gewarnt sein, wofern sie Gehör haben: Deutschland wird zusammenstehen und zeigen, wessen es fähig sei, sobald seine Geduld auf eine zu harte Probe gestellt wird.

Schiller hat nicht für sich, sondern nur für sein Volk gelebt, nur für die Aufgabe geathmet: durch den Posaunenruf der Poesie die Geister zu wecken und ihnen seinen eigenen schönen Himmel aufzuschließen. Ueber diesem göttlichen Geschäfte vergaß er das Trachten nach irdischem Wohlbefinden, aber leider vergaßen ihn ihrerseits auch die irdisch gesinnten Mitlebenden; seine Jugendblüthe war bereits vom Sturme in ihrer Wurzel geknickt, als die Sonne von Weimar ihm zu scheinen anfing. Er ist gescheitert an der Barbarei seines Zeitalters, so viele Gunst ihm auch von Einzelnen zu Theil ward. Zu spät kommen die Klagen, daß ihm nicht im rechten Moment kräftig aufgeholfen ward; eitel sind zugleich die Versicherungen, daß man ihm heutzutage gerne würde geholfen haben: gestehen wir es offen, er würde, wenn er heutzutag aufträte, gleichfalls scheitern, was man auch sagt, — scheitern an ähnlichen, zum Theil noch schlimmeren Mißverhältnissen. Das Gewordene erkennt man leicht, wenn es siegreich strahlt, das Werdende in seinem Glanze vorauszuerkennen, erfordert Eigenschaften, welche bislang weder in den herrschenden noch in den gelehrten Kreisen unserer Nation die Oberhand haben: Gerechtigkeitsliebe, guten Willen und Scharfblick.

Auf gemeinsamer Höhe des klassischen Litteraturfortschritts mit Goethe prangend, wie ein Vergleich mit dessen Standpunkte lehrt, hat Schiller vollständig obgesiegt; was auch der Umstand bezeugt, daß selbst die Thoren mit den Weisen in seinem Lobe zusammenstimmen. Wünschen möchte man nur, daß der Wolkenbruch unnützer Kritiken, womit das Litteratenthum die Werke des Meisters unter Wasser setzt, verkehrt im Lobe wie im Tadel, endlich einmal aufhöre. Widerwärtig ist namentlich die deutsche Gewohnheit, an den vollendetsten Erscheinungen des menschlichen Geistes knabenhaft zu mäkeln. Wie schwer es aber sei, einen Schiller, einen großen Dichter überhaupt zu tadeln, erfährt man aus so manchem mißlungenen Angriffe, welcher von hervorragenden oder geistreichen Männern auf Schiller'sche, dem Volke an das Herz gewachsene Produkte ausgegangen ist. Ich will deren zwei beispielsweise und zur Selbstbespieglung für Andere hervorheben. Friedrich Thiersch, der ausgezeichnete Kenner der klassischen Litteratur und Kunst, unterwirft in seiner trefflichen Aesthetik das „Lied an die Freude" dem Tadelspruch, die erste Strophe desselben sei „durchaus manierirt" wegen zusammenhangloser und sich widersprechender Bilderzusammenstellung. Da dieser Kritiker jedoch selbst die dithyrambische Haltung als angemessen für den Ausdruck bezeichnet, sobald ein Dichter die Freude der Freude würdig besingen wolle, so zerfällt die Rüge in sich selbst um so mehr, als der Sänger anfangs gleichsam erst im Begriffe steht sich zu sammeln, um dem Enthusiasmus, womit er an das Werk geht, gerecht zu werden. Das Suchen nach dem treffendsten Bilde, natürlich und wahr, durfte daher ein bloßes Suchen bleiben und auf eine vollständige Harmonie verzichten.*) Ein zweiter Aesthetiker, Moritz Carriere, findet das „Lied

---

*) Karl Friedrich Schimper hat das Lied vollständig verworfen wegen der Einmischung trüber Gedanken. In den Wiener Jahrbüchern von 1849 habe ich diese Ausstellung abgewiesen durch die Beantwortung der Frage, wo es auf Erden eine lautere und ungemischte Freude gebe? Von einem andern deutschen Lyriker besitzen wir auch ein Lied an die Freude, worin der reine Jubel in hübschen Strophen aufjauchzt: warum singt die Nation dieses nicht? Weil sie weiß und fühlt, daß kein Licht ohne Schatten ist.

von der Glocke" nicht schön genug. Er sagt in seiner Poetik wörtlich: „Schiller's Lied von „der Glocke gemahnt mich mehr wie reizende Bilder, die außen um den Rand der „Glocke sinnig eingegraben sind, als daß der romantische Hall des Glockentons selbst „darin wiederklänge und uns mit musikalischer Gewalt in seine Stimmung versetzte." Also fehlt der Klöppel, wie bereits vorlängst August Wilhelm von Schlegel weise bemerkt hat.

Aus der unzähligen Summe der Festreden, welche am 10. November 1859 zu der horchenden Nation erschollen sind, wähle ich die von Heinrich Wuttke in der Aula als Redner der Leipziger Hochschule gehaltene, wenn nicht die beste, doch sicherlich eine der besten. Sie charakterisirt den Dichter folgendermaßen:

An dem Tage, den heute nach hundert Jahren Deutschland festlich begeht, lagerte französisches Kriegsvolk am Main, hielt Gießen besetzt und vertheidigte Münster wider den Ansturm der Briten und Hannoveraner — zogen gemächlich russische Heerhaufen aus Schlesien ab in ihr Winterlager mit den Trofäen von Kunnersdorf, und dieses Land, das wir bewohnen, war die trauernde Stätte des selbstmörderischen Kampfes von Deutschen gegen Deutsche. In Dresden lag das Reichsheer, zwischen Meißen und Nossen zog sich die Linie der Oesterreicher: ihnen gegenüber, nordwestwärts standen die Preußen, von denen ein Trupp auf Freiberg rückte. Ein zweites preußisches Heer führte im Eilmarsch über Spremberg bei Stolpen zur Elbe hin der König von Preußen. In's vierte Jahr bereits zerfleischte, um schnöden Länderbesitz der Fürsten, einheimischer, erbitterter Krieg das heilige römische Reich deutscher Nation. Wohl gab es damals noch ein deutsches Reich sammt Kaiser und Reichstag, doch spaltete es der Fürsten Selbstsucht und allenthalben im Lande schaltete ihre despotische Willkür. Wenige Monde war es erst, daß in Würtemberg der berühmte Rechtsgelehrte Johann Jakob Moser, weil er dem Herzoge als Landschaftsconsulent unbequem fiel, nach Hohentwiel abgeführt worden, um dort an sechs Jahre bücherlos in einsamer Haft zuzubringen. Wie erstorben war das Rechtsbewußtsein der Nation, die sich als Nation nicht mehr fühlte. Starre Rechtgläubigkeit umfing mit Nacht, und des Volkes stumpfe Masse schleppte sich mit niederwärts gekehrtem Blicke. Wer noch Anspruch auf Bildung machte, der hatte sie der Fremde entlehnt.

Ehrenwerth zwar, jedoch schwach, waren die Regungen eines besseren Triebes, des ersten Heraustretens aus diesem Jammer. Mühselig suchte die schwerfällig einherschreitende Wolffische Philosophie in den Schulen an die Zucht strenger Begriffe und richtiger Folgerungen zu gewöhnen. Nicolai's und Mendelssohn's aufklärendes Denken stand noch einsam, das erste Jahrzehnt Klopstock's und Lessing's entfaltete erst ihre weittragende Kraft, und die Muse eines Gottsched und Breitinger, eines Gleim und Gellert, eines Kleist und Geßner bewegte sich scheu und steif in einem niederen Bereiche: das alles war nur der Schimmer einer Morgenröthe, der eine aufgehende Sonne erst verkündigte.

Und nach hundert Jahren, heute, jubelt einmüthig ein ganzes Volk darüber, daß damals im kleinen würtembergischen Marbach **Friedrich Schiller** das Licht der Welt erblickte, Er, den es mit Stolz und Liebe den Seinigen nennt, Er, in dem es seines eigenen Wesens edelsten Ausdruck verehrend begrüßt, deß glänzendes Bild noch Licht und Wärme strahlen wird in kommende Zeiten. In Deutschland und außer den deutschen Marken und jenseits des Weltmeeres, überall wo hochgemuthete deutsche Männer und Frauen wohnen, waltet

Festesfreude, belebt der Gedanke, daß heute der Ehrentag Schiller's ist, und höher schlagen die Herzen, denn herrlich bekundet sich in diesem Gleichklang der Geist, der jetzo in unserm Volke lebt, der so ganz anders ist, als er vor einem Jahrhunderte war!

Wie Schiller glänzend einher wallte, wie er seine Zeitgenossen aus ihrer Dumpfheit aufrüttelte und mit sich in seinem rastlosen Streben himmelan emporhob: das würde genügen zu Schiller's begeistertem Andenken, wenn auch mit seinem Dasein sein Wirken geschlossen hätte und nicht seines Lebens Frucht Gebilde von unvergänglicher Kraft wären, die das Reich des Geistes erweiterten. Als vor bald 55 Jahren sein Auge brach, war wieder, wie bei seiner Geburt, der Himmel finster und bräuend. Der Fluch des politischen Unverstandes ging an Deutschland in Erfüllung und es schien, als stehe das deutsche Volk an seiner Neige. Schon war ein Theil des Reichskörpers die Beute eines fremden Eroberers, und das zerrissene Reich war sichtbar im Untergehen. Es brach, seine Trümmer verfielen dem Feinde, machtlos standen die ehedem Gewaltigen vor dem Sieger. Jedoch des deutschen Geistes Tiefe und Stärke hatte Schiller offenbart, und lodernde Gluth war von ihm in die Herzen unseres Volkes ausgeströmt. Stumpfe Ergebung, hoffnungsleeres Verzagen konnte nimmermehr die Stimmung der Männer und Frauen werden, die seinem Sinn sich genähert, an seiner Hoheit sich erhoben, mit seinen Reden die Seele geschwellt. Zur That erhebend waltete Schiller's Genius in den trübsten Jahren der vaterländischen Erniedrigung, denn der zündende Funke der Begeisterung, der uns Rettung schuf in äußerster Noth, war vor Allen gegeben durch ihn. Und weiter in den ruhigen Jahren fortflammend, von Jahr zu Jahr tiefer griff er ein in unseres Volkes bestes Leben. Seine Gedanken waren in den Geist des deutschen Volkes gelegt, eine aufgehende Saat, und wirkten fort und fort mit jugendlicher Kraft. Ob auch die Staaten Deutschlands in ihrer Trennung verschiedene Stufen behaupteten und das Band der Gemeinsamkeit lockerten: er knüpfte die Deutschen zusammen, verbrüderte die Geschiedenen und erfrischte das Bewußtsein Eines großen Vaterlandes. Abweichend nach Staaten und Stämmen bleiben wir Deutsche uns gleich in gemeinschaftlichem Geistesleben; ja, was uns alle anspricht, bewegt und beseelt, was wahrhaft volksthümlich, was ächt deutsch ist, das suchten, das fanden wir auf den Gebieten des höheren Lebens, der Wissenschaft und Kunst — und indem am heutigen Tage, in diesen Stunden allüberall unter Deutschen unserm ersten Schriftsteller, diesem Heroen des Geisterreiches, diesem wahrhaften Haupte des deutschen Volkes gleichstimmiger Preis zutönt, wie nie vorher einem deutschen Manne, fühlen wir uns wirklich ein einig Volk von Brüdern, als ein einiges Deutschland! Gerechten Hochgefühles voll schauen wir auf das stolze Ausland und setzen gegen seinen gepriesensten Ruhm und Schmuck die Schöpfungen unsers Schiller, der es bewies, daß dem erhabenen Schwunge der deutschen Sprache keines andern Volkes Rede vorangeht. Jüngern des Dichters, der da rief: „Seid umschlungen, Millionen!" wird nimmermehr die Nationalität zur begrenzenden Schranke, weil sie in seiner freien Auffassung des Menschenthumes willig die Hand bieten mit freundlichem Sinn dem fremden Nachbar. Welche bessere Bezeugung seiner Allgemeinheit gibt es wohl als die, daß ein Ausländer findet, er trage unter den Deutschen am wenigsten den Stempel der Nationalität? „Sein Charakter", so urtheilt ein großer englischer Denker, so urtheilt Carlyle, „ist allerdings deutsch, wenn deutsch so viel als wahr, gediegen und edelmenschlich heißt, sein Gedankengang aber und seine Art und Weise sich auszudrücken ist, bis auf die bloßen Wörter, europäisch." Seine Ehre liegt nicht in unserm Lobspruch, seine

Ehre ist unser Fortschreiten in seiner aufsteigenden Bahn, ist unsere freudige Zuversicht auf den Siegeslauf des Geistes.

Es würde weder diesem Ort noch dieser Versammlung ziemen, blos einzustimmen in den allgemeinen Jubel. Eingehende Betrachtung dessen, was an Schiller groß ist und ihn groß machte, möge diese feierliche Stunde zu einer Veranlassung nutzbringender Erwägungen machen.

Hätten wir in Schiller's Erhabenheit eine himmlische Gabe anzustaunen, die ihm, die uns in ihm geschenkt, so wäre unsere Bewunderung eine unfruchtbare. Jene göttliche Eingebung wäre eben eine Gnade, und das Genie, das ihm verliehen, uns versagt worden, wäre für uns eine bequeme Entschuldigung unserer Kleinheit. Allein dem ist nicht also. Was Schiller geworden ist, das wurde er vermöge seines strebenden Eifers, durch seine innere Anstrengung, da er vor keiner Schwierigkeit zurückwich, da er niemals befriedigt ausruhte. Von früher Jugend stellte er sich die schwierigsten Aufgaben und setzte volle männliche Kraft an ihre Lösung, und in der Mitte seiner Laufbahn, umrauscht von des Lobes Schmeicheltönen, setzt er von neuem an, um sich auf einen höheren Standpunkt zu schwingen. Sein festes Wollen hat ihn zu dem Schiller gemacht, den wir bewundern. Er selber hat das Geheimniß seines Wesens aufgeschlossen, als er sagte: „Der Wille macht den Menschen groß und klein. Es wächst der Mensch mit seinem größern Ziele.“ Ein so kurzes Gedicht wie das von der Glocke trug er zwölf Jahre mit sich herum, ehe er es an die Welt hinausgab: aber wie herrlich, in wie entzückender Vollendung steht es nun da! Wir kennen nur seine fertigen Dramen, blos sein letztes Werk gestattet uns den Einblick in seine Arbeit, weil er es unvollendet hinterließ, weil die Papiere in unsern Händen blieben, aus denen der „Demetrius“ hervorgehen sollte. Und da erfahren wir überrascht, wie er sich selber mit der Feder über alles Rechenschaft gab, daß er nach weitschichtigen Vorbereitungen die Personen sich schriftlich bestimmte und den Gang jedes Gesprächs, daß er die Seiten angab, die herauszuheben wären, und die Gründe, warum Mancherlei auszuscheiden sei; wir lesen ganze Auftritte, die er gedichtet hat, um von ihnen nichts als ein paar Beziehungen zu bewahren. So bedächtig, so gewissenhaft, so mühsam schuf der ruhmgekrönte Meister, der schon am Ende seines Tagewerkes stand! Sollte da wohl dem Jugendlichen mindere Unverdrossenheit eigen gewesen sein? Ganz gewiß nicht. Er wußte wohl, daß der Wahrheit tiefversteckter Born nur dem Fleiße rauscht, den keine Mühe bleichet. Der Zufall hat uns auch einige Bruchstücke aus dem „Wallenstein“ erhalten, von denen sich nichts oder nur ein paar Verse in der Ausgabe vorfinden. Ein jüngeres Geschlecht vermeinte wohl durch angeflogene Genialität den Fleiß zu ersetzen und liebte mehr das Vielschreiben als des Vorbereitens Mühsal. Was fand jedoch allgemeine Gunst, was hatte dauernden Bestand, was ist wirklich reif und gediegen von all' diesen leichten, raschen Geburten? Gewiß taucht in Ihrer Erinnerung, hochzuverehrende Anwesende, das Wort auf, das Euripides zu einem vergessenen Dichter sprach. Euripides hatte diesem gestanden, daß er in den letzten drei Tagen mit größter Anstrengung nicht mehr als drei Verse zu Stande gebracht habe, und Jener mit der Selbstgefälligkeit der Schwachen gesagt: er habe in derselben Zeit mit größter Leichtigkeit hundert Verse gemacht. „Ja“, bemerkte ihm darauf Euripides, „die Deinigen werden aber auch nur drei Tage, meine immer leben.“

Ein so nach Vollendung trachtender Mann wie Schiller hatte wohl ein Hauptziel, aber durchmaß mehr als eine einzige Bahn. Er ward beides, Gelehrter und Dichter zugleich,

oder vielmehr, er schwang sich zu jener Vielseitigkeit, in welcher die echte menschliche Bildung wurzelt. Denn wie das Hinabsteigen in die Tiefe einer einzelnen Wissenschaft dem Gange in das Dickicht der Waldung oder in eine angenehme Thalschlucht gleicht, so gewinnt doch die umfassende Vorstellung von der Erde nur der, welcher von ihren Höhen Wälder und Schluchten, Gefilde und Gewässer zugleich überblickt. Schiller's Gelehrsamkeit lag allerdings weit ab von dem herkömmlichen Pedantismus der sich viel dünkenden Quisquilienkrämer: unsere Zeit lernt aber mit richtigerem Geschmacke wahre Erkenntniß von deren Zerrbild unterscheiden. Ich erinnere an allgemein Bekanntes. Das Studium der Naturwissenschaften bereitete ihn zum Arzte vor, und nachdem er die Heilkunst verlassen und mehrere Jahre dem dichterischen Schaffen gewidmet, kehrte er sich der Welthistorie zu und überraschte mit einem Werke, auf dessen Bedeutung hin er mit voller Berechtigung an die damals blühendste Universität berufen ward. In einem Jahrzehnt akademischer Thätigkeit hielt er Collegien erst über Gegenstände der Geschichte, dann über Gegenstände der Philosophie und sprach in Zeitschriften zu der gesammten Nation. Endlich entsagte er dem Lehramte des Professors, um, leider! seine letzten Kräfte der dramatischen Kunst zu weihen, der sein Jugendtraum gehört hatte.

Wir wissen es, dem Verdienste des Forschers werden nicht gleiche Kränze gewunden, wie sie das Haupt des glücklichen Dichters schmücken, aber im Buche der Weltgeschichte ist auch der Gewinn des einsamen Gelehrten verzeichnet.

Seltsamerweise hat die Strenge des Maßstabes, welchen Schiller, er, der immer die höchsten Anforderungen machte, selbst an seine wissenschaftlichen Leistungen anlegte, zu ihrer geringschätzigen Würdigung andere Beurtheiler verführt und verleitet. Diejenigen, welche sich an Schiller's eigene Aeußerungen über seine geschichtlichen Studien klammern, hatten und haben keine Ahnung davon, wie der tiefblickende Meister sich der ganzen Mißlichkeit einer geschichtlichen Erneuerung untergegangenen Lebens klar bewußt war und daß er an seinen Versuchen tadelte, was überhaupt an der historischen Arbeit bedenklich ist. Schiller's Antrittsvorlesung nimmt eine wesentliche Stelle in der Philosophie der Geschichte ein, sein Bericht vom beginnenden Abfall der Niederlande trat ebenbürtig neben das Vorzüglichste, was die Geschichtschreibung dargeboten, auch abgesehen davon, daß Schiller in die Darstellung einen Schwung und eine Klarheit brachte, wie sie unter den Deutschen nur der gleichzeitige Johann Müller allein besaß. Wenn ich an diesem geschichtlichen Gemälde die Gewissenhaftigkeit der Forschung gegen bisherige und gegen bevorstehende Verunglimpfungen in Schutz nehme, so spreche ich als Fachmann: lieber jedoch führe ich das unverwerfliche Zeugniß an, das ihm ein Gelehrter Belgiens ausstellte, Theodor Juste, der vor vier Jahren denselben Zeitabschnitt wie Schiller und noch ausführlicher als dieser beschrieb, und Schiller's Erzählung nicht nur ein Meisterwerk genannt hat, sondern auch 67 Jahre nach ihrem Erscheinen erklärt, daß ihr unter den neueren Geschichtsdarstellungen jener Zeit unbestritten der erste Rang gebühre. Während Schiller über die gewöhnlichen Vorurtheile der Auffassung hinausschreitend die oft mißkannte Menschenwürde zum Leitstern nahm und in dem freien Willen der Menschen den Schwerpunkt aller Thätigkeit erkannte, war er gleichzeitig bestrebt, jede einzelne Erscheinung mit dem Rückblick auf das große Ganze zu denken und aufzufassen.

Diese Erwägung des Zusammenhanges und der Einheit leitet auch den Gang seiner philosophischen Ansicht. Es entspreche der Eintracht im Wesen der Einklang im Sein. Bezog sich der Wolffische Rationalismus, die Schulphilosophie seiner Jugend, vorwiegend

auf die Begriffswelt, so suchte Schiller das Gefühlsleben zugleich zu umfassen, um aus der Ganzheit der Menschennatur zu demjenigen zu gelangen, was den Menschen bestimme nach Ziel, Richtung und Laufbahn. Der Kantische Kriticismus, den er als Mann mit glühender Seele erfaßte, hielt vor dem Widerstreit der Vernunftforderung und des menschlichen Begehrens und konnte deshalb Tugend nur in der Selbstüberwindung finden, welche der Pflicht die Neigung zum Opfer bringt. Schiller überwand diesen Gegensatz mit der Erkenntniß, daß was befriedigen solle, übereinstimmen müsse mit unserer unentstellten Natur. Vor dem Kampfe des Göttlichen und des Irdischen stand er nicht still, noch störte ihn die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, weil der nach Wahrheit Trachtende nicht schwankt zwischen der selbstischen Eigensucht und der Liebe, die im ewigen Ganzen ihren Mittelpunkt hat. In treuer Pflege des edlen Keimes, der in der Tiefe der Brust bereits ruht, erziehe sich der Mensch zu einer so gereinigten Empfindungsweise, daß ihm die Tugendübung kein Opfer mehr koste, daß er sittlich handle, weil so zu handeln ihm inneres Bedürfniß und Nothwendigkeit ist, daß er Schönes vollbringe, weil er nichts Anderes vollbringen kann. Also verlangt Schiller, daß der Gedanke zum Nothwendigen und Ewigen aufsteige, daß dieses der Inhalt seiner Triebe werde, daß der Mensch, handelnd und bildend, das Göttliche zeige. Und so lehrte er im Bewußtsein der Geisteshoheit als Endergebniß das Aufgehen der Naturnothwendigkeit in der Vernunftfreiheit. Von der Höhe dieses Standpunktes betrachtete er Zweck und Art der Kunst Unter dem Eindruck der Schönheit, im Wohlgefühle der Entzückung, verleiht die Kunst dem unverdorbenen Menschen die sittliche Stimmung und leitet ihn sanft auf den rechten Pfad. Der schön empfindende Mensch hat nicht nöthig, erhaben zu wollen, weil er edel begehrt. Wer aber als Mensch die Eintracht nicht gefunden, zu der die menschliche Natur angelegt und bestimmt ist, der *wolle* als vernünftiger Geist vernünftig. Das Schöne und Erhabene sind berufen die beiden Führer des Lebens zu sein. Mußte nicht Schiller, wenn die Kunst den Menschen zur Sittlichkeit erzieht, die Forderung machen, daß der Mensch die Wahrheit aus sich herausstelle in die Schönheit, damit nicht allein der begreifende Verstand sie betrachte, sondern der *ganze* Mensch ihr huldige, weil auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergriffen hat, und stellte er diese Forderung, ergab sich nicht dann für ihn der Beruf eines Priesters des Schönen?

Mit dieser großartigen Anschauung ist sogleich der Gehalt seiner *Dichtungen* beschrieben. Ihre Aufgabe war, die Menschen zu erheben und ihren Sinn zu beflügeln, mit hohen Gedanken sie zu erfüllen und mit Begeisterung für diese Gedanken zu tränken. Einführen in das Reich des Geistes soll die Muse und in ihm heimisch machen. Die tiefsten Vorstellungen bemüht sich Schiller in leichten lyrischen Gedichten dem Verstande des Ungelehrten nahe zu bringen und in großen Schauspielen an dem Bilde menschlichen Ringens anschaulich zu machen, wie das Treibende kein Schicksal und kein Zufall, sondern das Wollen der Menschen ist, und lebendig zu machen, daß das Höchste ist die Hingabe des Menschen für den sittlichen Zweck. In dieser Eigenart Schiller's, mit welcher er alle vorangegangenen Dramatiker übertraf, wurzeln auch diejenigen Eigenschaften, die man verurtheilte. Ist es doch seine Absicht, aus dem Besondern das Allgemeine hervorzukehren, Weisheit zu verbreiten und auf einen Zustand hinzuweisen, der noch nicht vorhanden, der erst zu verwirklichen ist. Aus dieser Ansicht ergab sich seine rednerische Haltung, für diesen Nutzen öffnete er die Rede den Prachtsprüchen, die in der zweiten Reihe seiner Dramen an die Stelle der leidenschaftlichen Kraft-

sprache, der Donnerworte seiner Jugendwerke traten. Heilsam ist die Prüfung, und nichts wäre übler, als blindes Lobpreisen, denn der Tadel schläfert nicht ein, sondern reizt und erweckt. Mögen daher immerhin Schiller's Kunstgebilde der schärfsten Zergliederung unterworfen werden: die erschütternde Wirkung, die sie äußern, raubt ihnen kein Tadel. Gering sind die Mängel an dem Versuche des Jünglings, neben der Großartigkeit des Stückes der „Räuber"! Der greise Ludwig Tieck, der von ihm angegriffene Romantiker, fällte das Urtheil von den Räubern: „Schiller habe mit seinem größten Werke angefangen; ein Werk von so wirklich titanischer Kraft habe keine andere Dichtungsart, keine andere Litteratur aufzuweisen." Seiner Schwingen Gewalt kündigte sich darin an, daß er in den „Räubern" kein persönliches Geschick, sondern eine furchtbare Frage von schwerstem Gewicht behandelt. Immer und immer, in „Fiesko", „Kabale" und den übrigen Dramen ist ein das Gemüth beschäftigender großer und würdiger Gegenstand der in den Vorgängen verhüllte Kern, und das Getreibe der Personen, das er vorzeigt, nur das versinnlichende Beispiel. Aufwärtssteigend führt Schiller endlich im „Tell" die dramatische Kunst auf eine Höhe, in welcher die Handlung nicht mehr eines Menschen Schicksal, sondern die Großthat eines ganzen Volkes ausmacht. Sagte Tieck: Kein anderes Volk hat ein Stück, wie die „Räuber", so dürfen wir hinzufügen: Kein Volk besitzt ein Stück gleich dem „Tell."

Kalte Bewunderung suchte Schiller niemals, und der kalte Lobspruch des Verstandes ward ihm auch nicht gespendet: aus dem Herzen sprach er, mit dem Herzen ward er geschätzt Wirken will er auf die Menschheit, indem er sie erschüttert und begeistert. Schiller's Leben galt dem Kampfe gegen die gemeine Wirklichkeit mit der niedern Erfahrung, welche die Regel der Thoren bleibt. Andere will er werben zu Mitstreitern für diesen heiligen Kampf. Als Schüler schrieb er an einen Freund: „O Karl, wir haben eine ganz andere Welt im Herzen als die wirkliche Welt ist." Recht gab er der wirklichen weder damals, noch in seiner Reife. Die Welt im reinen Herzen ist ja die ursprüngliche, nur die schöne Natur ist ja die wahre, echte. Sie allein ist die, welche sein soll, welche wir suchen, welche wir anstreben. Hinweggewaschen werden ihre Entstellungen, und die ewigen Forderungen des Geistes und die großen Güter der Menschheit ins Dasein gerufen. Diese Ziele kündet Schiller mit seelenvollem Schwunge in hohem Adlerfluge. „Werfet von Euch die Angst des Irdischen", ruft er den Seinigen zu, „fliehet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich!' Mag, wen der Schein des Tages betrügt, die von Schiller angefachte Begeisterung für das Ideale eine haltlose Schwärmerei schelten: wir preisen ihn, als den Pfleger des idealen Sinnes unter uns Deutschen, als den Hort unserer Jugend, der er die leidenschaftliche Spannung des unermüdeten Strebens nach dem Reinen und Erhabenen einflößt. Seinem Ideenschwunge folge sie, ihm ahme sie nach!

Schriften. 1) Die Räuber. Schauspiel. 1781. (Ohne Ort und Namen, mit dem Motto: In Tyrannos.) — Für das Mannheimer Theater umgearbeitet. Mannheim 1782. 2) Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel. Ebend. 1783. 3) Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel. Ebend. 1784. 4) Don Carlos, Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig 1787. 5) Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Ebend. 1788. 6) Der Geisterseher. Erster Theil. Ebend. 1789. 7) Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Zuerst gedruckt im historischen Kalender für Damen, Jahrgang 1791—1793. 8) Kleinere prosaische Schriften, die in den nämlichen Jahren zerstreut erschienen. 9) Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht. Tübingen 1800. 2 Theile. 10) Maria Stuart. Ein Trauerspiel. Ebend. 1800. 11) Gedichte. Leipzig 1800. 12) Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie. Zuerst gedruckt (1801) im Berliner Kalender auf das Jahr 1802, dann umgearbeitet, Berlin

1802. 13) Die Braut von Messina. Ein Trauerspiel mit Chören. Tübingen 1803. 14) Wilhelm Tell. Schauspiel. Ebend. 1804. 15) Uebersetzungen: a. Iphigenie in Aulis. Aus dem Euripides. b. Scenen aus den Phönicierinnen des Euripides. 1788. Zuerst gedruckt in der „Thalia". c. Macbeth. Ein Trauerspiel von Shakespeare. Tübingen 1801. d. Turandot. Ein tragikomisches Märchen nach Gozzi. Ebend. 1802. e. Der Parasit. Ein Lustspiel nach dem Französischen (Picard). f. Der Neffe als Onkel. Lustspiel aus dem Französischen des Picard. 1803. g. Phädra. Ein Trauerspiel von Racine. Tübingen 1804. 16) Demetrius. Ein Drama. (Bruchstück geblieben.) 1805. 17) Herausgabe von Taschenbüchern und Zeitschriften. a. Anthologie auf das Jahr 1782. Tobolsko (Stuttgart) 1781. b. Thalia. Leipzig 1785—1791. 3 Bände. c. Neue Thalia. Ebend. 1793. 3 Bände. d. Die Horen. Tübingen 1795—1797. 3 Jahrgänge. e. Musenalmanach für 1795. Neustrelitz. Für 1797—1800. Tübingen. f. Allgemeine Sammlung historischer Memoires. Jena 1790—1806. 33 Bände. (Nur an den ersten 6 Bänden betheiligte sich Schiller selbst.) 18) Theater. Tübingen 1805—1807. 5 Bände.

Sämmtliche Werke. 1) Tübingen 1812—1815. 12 Bände. 2 Auflage. 1818—1819. 2) Taschenausgabe. Stuttgart 1818—1820. 18 Bände. Seitdem mehrfache Auflagen. 3) In Einem Bande. Ebend. 1830. Mehrfach aufgelegt. 4) Verschiedene Ausgaben in Groß=Oktav seit 1835. 5) In zwei Bänden. Ebend. 1858. — Supplemente. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von Karl Hoffmeister. (Nur die erste Abtheilung ist erschienen.) Stuttgart 1840 bis 1841. 4 Bände. — Nachlese zu Schiller's sämmtlichen Werken von H. Döring. Zeitz 1834. — Nachträge. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. Stuttgart 1838—1840. 3 Bände.

Briefwechsel. 1) Zwischen Goethe und Schiller. Schiller unter Goethe. 2) Zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. von Humboldt. Stuttgart 1830. 3) Zwischen Körner und Schiller. Berlin 1847. 4 Bände. 4) Auserlesene Briefe Schiller's aus den Jahren 1781—1805, von H. Döring. Zeitz 1854.

Schriften zu seinem Leben und seinen Werken. 1) Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. (Von Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen.) Stuttgart 1830. 3. Auflage 1850. 2) Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. (Von Andreas Streicher.) Ebend. 1836. 3) Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang, von Karl Hoffmeister. Ebend. 1838—1842. 5 Bände. 4) Leben, von Gustav Schwab. Ebend. 1840. Später neu aufgelegt. 5) Schiller's Leben von Palleske. Berlin 1858. 2 Thle. 6) Die Selbstbekenntnisse Schiller's. Von Kuno Fischer. Frankfurt 1858. 7) Schiller's Gedichte in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. Von Heinrich Viehoff. Stuttgart 1839—1840. 8) The life of Fr. Sch. comprehending an examination of his works. Von Thomas Carlyle. London 1825. 9) Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben. Von A. Diezmann. Leipzig 1854. 10) Schiller und Lotte. 1788. 1789. Mit zwei Portraits und Facsimile. Stuttgart 1856. 11) Carl August's erstes Anknüpfen mit Schiller. Ebend. 1857. 12) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Herausgegeben von Emilie von Gleichen und Ludwig Urlichs. Mit 4 Portraits und 2 Silhouetten. Ebend. 1860. 13) Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgetheilt. Mit 4 Portraits. Ebend. 1860. 14) Das Schillerbuch. Von Dr. Konstant Wurzbach von Tannenberg. Festgabe zur ersten Säcular=Feier von Schiller's Geburt 1859. Mit 40 Tafeln Abbildungen und Photo=Autographien. Wien 1859. Prachtwerk.

Hektors Abschied.

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Kocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder*),
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und, wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten;
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.

---

*) Erste Lesart: Bettler werden Fürstenbrüder.

Groll und Rache sei vergessen,
Unser'm Todfeind sei verziehn:
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Schuldbuch sei vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist!
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Cirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübbde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter*)!

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O, schmücke dich, du, grünbelaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen!
Ihr, Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen!
Und all' ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille! Was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O, lösche deine Fackel, Tag! Hervor
Du, geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen;
Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf, still herblickend, ihr Vertrauter sein.

Rief es von Ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

*) In der Thalia, wo dieses Gedicht zuerst erschien, endigt es mit folgender Strophe:

Rettung von Tyrannenketten,
Großmuth auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmet ein:
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr sein.

Chor.

Eine heitre Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die, üppig schwellend, hinter Blättern lauschen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen.
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O, sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer;
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
O, führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen!
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum —
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Sehnsucht.

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Die Bürgschaft.

Ballade.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wüthrich. —
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!" —
„Das sollst du am Kreuze bereuen." —

„Ich bin," spricht Jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch, willst du Gnade mir geben —
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit —
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch, wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit:
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der Andere ziehet von dannen.
Und, ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab —
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand:
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und, wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet:
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom — und ein Gott hat Erbarmen —

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen, erbarmet euch!"
Und Drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Knie —
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und, horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen,
Und, sieh', aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen."

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen:
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von der Ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter — da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich Beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen —

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte."

Der Taucher.

Ballade.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in die Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?"

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor —
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und, wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über den kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohne Ende drängt,
Und, wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und, sieh'! aus dem finster flutenden Schoß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken —.

Und athmete lang und athmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm kniend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

„Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und, wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen."

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen."

„Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen."

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachliche Roche, der Klippenfisch,
Des Hummers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.“

„Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.“

„Und schaudernd dacht' ich's — da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach Oben.“

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug seyn das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was Keiner besteht,
Und, könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.“

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin —
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick —
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer sein;
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt:
Der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald,

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und spricht: Der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet: er kam aus weiter Fern'.
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!

Weh' mir! so soll ich denn allein von Allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus — die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein —
Willst du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimath zu finden, Odysseus;
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selber in Aides Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste:
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

Columbus.

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer:
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß.

Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber:
Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.

Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten;
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt.

Tugend des Weibes.

Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend in's Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets!

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
Was sie gestern gelernt, Das wollen sie heute schon lehren:
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Aus „Wallensteins Lager" (Achter Auftritt).

Bergknappen treten auf und spielen einen Walzer, erst langsam und dann immer geschwinder. Der erste Jäger tanzt mit der Aufwärterin, die Marketenderin mit dem Rekruten; das Mädchen entspringt, der Jäger hinter ihr her und bekommt den Kapuziner zu fassen, der eben hereintritt.

Kapuziner.

Heisa, Juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
Ist Das eine Armee von Christen?
Sind wir Türken? sind wir Antibaptisten?
Treibt man so mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein schlagen?
Ist's jetzt Zeit zu Saufgelagen,
Zu Banketten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was steht ihr und legt die Hände in Schoß?
Die Kriegsfuri ist an der Donau los,
Das Bollwerk des Bayerlands ist gefallen,
Regensburg ist in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt sich's wenig grämen,
Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,
Hetzt sich lieber herum mit der Dirn',
Frißt den Ochsen lieber als den Ochsenstirn.
Die Christenheit trauert in Sack und Asche;
Der Soldat füllt sich nur die Tasche
Es ist eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenster aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche schwimmt im Blute,
Und das römische Reich — daß Gott erbarm'!
Sollte jetzt heißen römisch Arm;
Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender —
Woher kommt Das? Das will ich euch verkünden:
Das schreibt sich her von euren Lastern und Sünden,
Von dem Gräuel und Heidenleben,
Dem sich Officier' und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
Der das Eisen ziehet ins Land herein.
Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kommt gleich das W,
Das ist die Ordnung im A B C.

Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie soll man siegen,
Wenn man die Predigt schwänzt und die Meß',

Nichts thut, als in den Weinhäusern liegen?
Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlornen Groschen wieder,
Der Saul seines Vaters Esel wieder,
Der Joseph seine saubern Brüder;
Aber, wer bei den Soldaten sucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht
Und die Scham, Der wird nicht viel finden,
Thät' er auch hundert Laternen anzünden.
Zu dem Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buß' und ließen sich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schoß?
Et ait illis, und er sagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr Niemanden schindet und plagt,
Neque calumniam faciatis,
Niemand verlästert, auf Niemand lügt,
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit eurer Löhnung
Und verflucht jede böse Angewöhnung.
Es ist ein Gebot: Du sollst den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen!
Und wo hört man mehr blasphemiren,
Als hier in den Friedländischen Kriegsquartieren?
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenspitz',
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr;
Und, wenn euch für jedes böse Gebet,
Das aus eurem ungewaschnen Munde geht,
Ein Härlein ausging' aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geschoren glatt,
Und wär' er so dick wie Absalons Zopf.
Der Josua war doch auch ein Soldat,
König David erschlug den Goliath;
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie solche Fluchmäuler sind gewesen?
Muß man den Mund doch, ich sollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf' Gott,
Als zu einem Kreuz Sackerlot!
Aber, wessen das Gefäß ist gefüllt,
Davon es sprudelt und überquillt.

Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht stehlen!
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort:
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und bösen Kniffen
Ist das Geld nicht geborgen in der Truh',
Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was sagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Commisbrote.
Aber wie soll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniß von Oben!
Wie die Glieder, so auch das Haupt!
Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt!

Erster Jäger.

Herr Pfaff! uns Soldaten mag Er schimpfen,
Den Feldherrn soll Er uns nicht verunglimpfen.

Kapuziner.

Ne custodias gregem meam!
Das ist ein Ahab und Jerobeam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falschen Götzen thut verkehren.

Trompeter und Recrut.

Laß Er uns das nicht zweimal hören!

Kapuziner.

So ein Bramarbas und Eisenfresser,
Will einnehmen alle feste Schlösser,
Rühmte sich auch mit seinem gottlosen Mund:
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

Trompeter.

Stopft ihm Keiner sein Lästermaul?

Kapuziner.

So ein Teufelsbeschwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofern,
Verleugnet, wie Petrus, seinen Meister und Herrn:
Drum kann er den Hahn nicht hören krähn —

Beide Jäger.

Pfaffe! Jetzt ist's um dich geschehn!

Kapuziner.

So ein listiger Fuchs Herodes —

Trompeter und beide Jäger (auf ihn eindringend).

Schweig' stille, Du bist des Todes!

Croaten (legen sich drein).

Bleib da, Pfäfflein, fürcht' dich nit,
Sag' dein Sprüchel und theil's uns mit.

Kapuziner (schreit lauter).

So ein hochmüthiger Nebukadnezer,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer,
Läßt sich nennen den Wallenstein:
Ja, freilich, er ist uns Allen ein Stein
Des Anstoßes und Aergernisses,
Und, solang der Kaiser diesen Friedeland
Läßt walten, so wird nicht Fried' im Land.

(Er hat nach und nach bei den letzten Worten, die er mit erhobener Stimme spricht, seinen Rückzug genommen, indem die Croaten die übrigen Soldaten von ihm abwehren.)

Chor „aus der Braut von Messina".

Chor tritt auf. Er besteht aus zwei Halbchören, welche zu gleicher Zeit, von zwei entgegengesetzten Seiten, der eine aus der Tiefe, der andere aus dem Vordergrund eintreten, rund um die Bühne gehen und sich alsdann auf derselben Seite, wo jeder eingetreten, in eine Reihe stellen. Den einen Halbchor bilden die älteren, den andern die jüngeren Ritter; beide sind durch Farbe und Abzeichen verschieden. Wenn beide Chöre einander gegenüberstehen, schweigt der Marsch, und die beiden Chorführer reden.

Erster Chor. (Cajetan.)

Dich begrüß' ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,
Dich, meiner Herrscher
Fürstliche Wiege,
Säulengetragenes herrliches Dach!
Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert!
Vor den Thoren gefesselt
Liege des Streits schlangenhaariges Scheusal!
Denn des gastlichen Hauses
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn,
Der furchtbarste unter den Göttern der Hölle!

Zweiter Chor. (Bohemund).

Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen;
Zu dem Kampf' ist die Faust geballt.
Denn ich sehe das Haupt der Medusen,
Meines Feindes verhaßte Gestalt.
Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute.
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch' ich dem zürnenden Muthe?
Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts,
Und der waltende Gottesfriede.

Erster Chor. (Cajetan.)

Weisere Fassung
Ziemet dem Alter,
Ich, der Vernünftige, grüße zuerst.

Zu dem zweiten Chor.

Sey mir willkommen,
Der du mit mir
Gleiche Gefühle
Brüderlich theilend,
Dieses Palastes
Schützende Götter
Fürchtend verehrst!
Weil sich die Fürsten gütlich besprechen,
Wollen auch wir jetzt Worte des Friedens
Harmlos wechseln mit ruhigem Blut:
Denn auch das Wort ist, das heilende, gut.
Aber, treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Der ganze Chor.

Aber, treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Erster Chor. (Berengar.)

Dich nicht hass' ich! Nicht du bist mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren,
Jene sind ein fremdes Geschlecht.
Aber, wenn sich die Fürsten befehden,
Müssen die Diener sich morden und tödten,
Das ist die Ordnung, so will es das Recht.

Zweiter Chor. (Bohemund.)

Mögen sie's wissen,
Warum sie sich blutig
Hassend bekämpfen! Mich ficht es nicht an.
Aber wir fechten ihre Schlachten:
Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Der ganze Chor.

Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der ist kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Einer aus dem Chor (Berengar.)

Hört, was ich bei mir selbst erwogen,
Als ich müßig daher gezogen
Durch des Korns hochwallende Gassen,
Meinen Gedanken überlassen.

Wir haben uns in des Kampfes Wuth
Nicht besonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brausende Blut.

Sind sie nicht unser, diese Saaten?
Diese Ulmen, mit Reben umsponnen,
Sind sie nicht Kinder unsrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuss'
Harmlos vergnügliche Tage spinnen,
Lustig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit rasendem Beginnen
Unser Schwert für das fremde Geschlecht?
Es hat an diesen Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff' ist es gekommen
Von der Sonne röthlichem Untergang!
Gastlich haben wir's aufgenommen,
(Unsre Väter — die Zeit ist lang)
Und jetzt sehen wir uns als Knechte,
Unterthan diesem fremden Geschlechte!

Ein Zweiter. (Manfred.)

Wohl, wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Ansieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir können es fröhlich genießen;
Aber es läßt sich nicht sperren und schließen,
Und des Meers rings umgebende Welle,
Sie verräth uns dem kühnen Corsaren,
Der die Küste verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sklaven sind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann seine Kinder nicht schützen:
Nicht, wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Erster Chor. (Cajetan.)

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall';
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.

Darum lob' ich mir, niedrig zu stehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloßen,
Aus den Wolkenbrüchen zusammengeflossen,
Kommen finster gerauscht und geschossen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme,
Nichts ist, das die gewaltigen hemme;
Doch nur der Augenblick hat sie geboren:
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündigt sie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Aus „Wilhelm Tell" (Dritte Scene des vierten Aufzugs).

Die hohle Gasse bei Küßnacht.

Man steigt von hinten zwischen Felsen herunter, und die Wandrer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Höhe gesehen. Felsen umschließen die ganze Scene; auf einem der vordersten ist ein Vorsprung, mit Gesträuch bewachsen.

Tell (tritt auf mit der Armbrust).

Durch diese hohle Gasse muß er kommen:
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's. — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos — das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gähnend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teufelischer Lust

Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich unmächtig flehend rang vor dir:
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld: ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Gräuels straflos zu erfrechen:
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

(Wanderer gehen über die Scene.)

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet —
Denn hier ist keine Heimath — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!

(Setzt sich.)

Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam:
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach:
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert
— Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — Euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen.

(Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut',
— Um ein armselig Grattier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

(Man hört von ferne eine heitere Musik, welche sich nähert.)

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen — Aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.



August Wilhelm von Schlegel

und

Friedrich von Schlegel,

Brüder durch Geburt, verwandt durch Talent und um den Fortschritt unserer Litteratur hochverdient: der Erstere unbedingt der bedeutendste Kritiker nach Lessing, ein klassischer Uebersetzer, auch in der Lyrik nicht ohne Begabung; der Andere ein talentvoller Litteraturhistoriker und geistreicher Philosoph, für poetische Produktion minder begabt. Sie waren die Söhne des gleichfalls als Dichter aufgetretenen Theologen Johann Adolph Schlegel, der aus Meißen in Sachsen stammte und seit 1759 die Stelle eines Consistorialraths und ersten Predigers in Hannover bekleidete.

Der ältere, August Wilhelm, wurde in letztgenannter Stadt am 8. September 1767 geboren und erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung erst durch Hauslehrer, dann auf dem städtischen Gymnasium; worauf er (1786) die Hochschule Göttingen bezog. Von theologischen Studien, die er anfangs betrieb, wandte er sich sehr bald philologischen zu, indem er in das von Christian Gottl. Heyne geleitete Seminar eintrat. Schon frühzeitig hatte er durch eine glückliche Anlage für sprachliche Darstellung, insonderheit für poetische und versifizirte sich ausgezeichnet; daß er seine Gabe nicht auf die Beherrschung der antiken und fremden Sprachen einschränkte, sondern für die deutsche Litteratur vorzugsweise verwerthete, dazu trug nicht allein die damalige nationale Richtung der Talente bei, sondern auch im hohen Grade der freundschaftliche Umgang mit dem älteren Gottfried August Bürger, der zu jener Zeit in Göttingen sich niedergelassen hatte, um an der Universität zu lehren. So machte sich denn August Wilhelm schon seit dem Jahre

1787 dem Publikum durch Gedichte und kritische Beiträge bekannt, fuhr auch in dieser Wirksamkeit fort, als er nach dem Abschluß seiner akademischen Studien mehrere Jahre in Amsterdam zubrachte, wo er eine Hofmeisterstelle in einem angesehenen Handlungshause übernommen. Selbst mit Schiller, der einen neuen Musenalmanach und die Zeitschrift „Horen" herausgab, setzte er sich in Verbindung, bevor er Holland im Sommer 1795 verließ, um nach Jena zu gehen. Es gefiel ihm an diesem Musenorte so wohl, daß er nach wiederholten Besuchen den Entschluß faßte, an der Universität sich zu habilitiren; dieß geschah zu Anfange des Jahres 1796, und nach Verlauf zweier Jahre (1798) wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, empfing auch vom Fürsten zu Rudolstadt den Rathstitel. Seine Muße war zwischen Vorlesungen und mannichfachen litterarischen Arbeiten getheilt; die fleißigste Epoche seines Lebens hatte begonnen, von dem Sommer 1795 bis zum Frühjahr 1804 reichend. In diesem nicht ganz neunjährigen Zeitraume entstanden erstlich eine Menge verdienstlicher Kritiken für die Jenaer Litteraturzeitung, zweitens die Verdeutschung einer Reihe Shakespeare'scher Dramen, ingleichen einiger Calderon'scher Schauspiele wie auch vieler Einzelnheiten aus andern spanischen, besonders aber italienischen Dichtern. Es hatte ganz den Anschein, daß er Jena nicht so bald wieder verlassen würde; vermählt mit einer Tochter des berühmten Göttinger Theologen J. D. Michaelis, lebte er in dem gelehrten, poetischen und philosophischen Mittelpunkte jener denkwürdigen Epoche: Fichte und Schelling wirkten daselbst, die beiden Humboldte und die romantischen Dichter, unter ihnen Tieck und sein eigener Bruder Friedrich, gingen ab und zu, als hellste Sterne glänzten Schiller und der benachbarte Goethe, umgeben von Wieland und Herder. Besuchend trafen von Zeit zu Zeit manche andere litterarische Größen ein. Zu Goethe war unser Kritiker in so vertraute Beziehungen gelangt, daß er die „römischen Elegien" von ihm zur Durchsicht und Feile erhielt. Demungeachtet löste er im Jahre 1801 alle seine dortigen Verhältnisse für immer. Denn schon damals war in Jena eine gewisse Ebbe des geistigen Zusammenflusses eingetreten, dazu gesellte sich 1799 sein Zerwürfniß mit der Redaktion der Jenaer Litteraturzeitung und der Ueberdruß an allerlei litterarischen Händeln, die er durchgefochten hatte, vielleicht auch manche andere Unannehmlichkeit. Sogar von seiner Gattin sich trennend, siedelte er 1801 nach Berlin über, hielt dort im Winter Vorlesungen über Kunst und Litteratur für ein allgemeineres Publikum und arbeitete unverdrossen fort. Da lernte er jene durch Schriften und Talent hochinteressante Frau von Staël kennen, und indem er sich an ihre Schicksale anschloß, wurde sein Leben für eine geraume Zeit ein unstätes. Seit dem Frühlinge 1804

begleitete Schlegel sie theils auf ihren Reisen durch Italien, Frankreich, Dänemark und Schweden, theils brachte er auf ihrem gastfreien Schlosse zu Coppet am Genfersee zu und folgte ihr im Sommer 1812, als er sowohl wie sie vor dem allmächtigen Napoleon den Continent verlassen mußten, aus der Schweiz über Stockholm nach England. Zu Wien hatte er inzwischen im Jahre 1808 seine welthistorischen Vorlesungen über die dramatische Kunst gehalten. Endlich brach der Sturm des großen Befreiungskrieges aus, der deutsche Flüchtling ward geheimer Sekretär des damaligen Kronprinzen von Schweden, welcher den Reichsadel seiner Familie erneuerte; als solcher verfaßte er während der Feldzüge in Deutschland und den Niederlanden die meisten Proklamationen dieses Fürsten, auch mancherlei politische Schriften in französischer wie deutscher Sprache. Nach Napoleon's Sturze holte er seine Freundin von England nach Paris ab und weilte an ihrer Seite die nächste Zeit abwechselnd in Frankreich, Italien und der Schweiz, seine Lieblingsstudien mit begonnenem Frieden wieder aufnehmend. Der Tod der Frau von Staël, der 1817 zu Paris erfolgte, führte ihn nach dem Vaterlande zurück; im nächstfolgenden Jahre wurde ihm eine ordentliche Professur in Berlin angetragen. Er zog indessen eine solche an der ebenerrichteten Universität Bonn vor, wo sein Wirken, ausgedehnt auf das bereits durch seinen Bruder angeregte Studium des Indischen, nicht ohne Ruhm und Anerkennung fortdauerte, bis der Tod den Hochbejahrten am 12. Mai 1845 dahinnahm. Die Sammlung seiner Werke, alsbald durch den Bonner Professor Böcking dem Druck übergeben, war bei seinem Hinscheiden vorbereitet.

Der jüngere Bruder, Friedrich, am 10. März 1772 in Hannover geboren, sollte anfangs Kaufmann werden, da er trotz vielseitigem Unterricht keine bemerkenswerthen Fortschritte machte. Als er jedoch sechzehn Jahre zählte, erlaubte ihm der Vater aus der Lehre, die in Leipzig begonnen hatte, zurückzutreten und dem plötzlich erwachten Triebe zum Studiren zu folgen. Daheim wieder angelangt, warf er sich mit glühendem Eifer auf die Erlernung der alten Sprachen und studirte erst in Göttingen, dann in Leipzig Philologie; vornehmlich die Griechen, Platon und die Tragiker, erregten sein Interesse neben den Kunstschriften Winckelmann's, die er um so mehr schätzen lernte, als er schon 1789 die Dresdner Antikensammlungen zu bewundern Gelegenheit hatte. Nach Zurücklegung der Hochschulen lebte er theils in Berlin, theils in Jena, emsig mit der antiken Welt sich fortbeschäftigend, aber nach und nach das Gebiet seiner Studien erweiternd. Denn als er mit Beginn des Jahres 1801, nach dem Beispiele seines Bruders, kurz vor dessen Weggange, an der Jenaer Universität sich habilitirte, hatte er bereits seit fünf Jahren an=

gefangen die Dichtungen des Mittelalters, die Werke der älteren Spanier und Italiener, die Dramen Shakespeare's und die neueste deutsche Litteratur, vor allem die Goethe'schen Leistungen zu durchforschen, nebenbei die philosophischen Systeme von Kant, Fichte und Schelling zu untersuchen. Immer stellte er zugleich die Ergebnisse dessen, was er studirend gewann, in wissenschaftlich kritischen und geschichtlichen Produktionen zusammen. Mit den erwähnten Feldern schloß er indeß keineswegs den Kreis seiner Forschungen ab, sondern zog in ihren Bereich auch die romanische Litteratur und unter Erlernung der Sanskritsprache selbst den Orient, als er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs genommen hatte. Denn sehr bald kehrte er dem allgemach verwaisenden Jena den Rücken zu, weilte einen kurzen Moment in Dresden und begab sich mit seiner Gattin Dorothea, einer Tochter Moses Mendelsohns, im Frühjahr 1802 nach Paris. Die schönste Frucht dieses Aufenthalts war das 1808 erschienene Werk über „die Sprache und Weisheit der Inder", wodurch er der Hammer=Purgstall'schen Wirksamkeit voraus=eilte, seinem eigenen Bruder Beispiel und Anregung gab. Minder erfreulich ge=staltete sich seine spätere Laufbahn. Nachdem der gelehrte Forscher Paris zu An=fange des Jahres 1804 verlassen, irrte er wie sein Bruder im nämlichen Zeit=raume, ohne bleibende Wohnstätte umher; zunächst machte er einen längeren Besuch in Köln, dann durchstreifte er die Niederlande, die Rheingegenden und die Schweiz, besah auch einige Provinzen von Frankreich. Zuletzt, im Jahre 1808, lenkte er seine Schritte nach Wien und erlangte bei der dortigen Staatscanzlei die Stellung eines Hofsekretärs: da drang zum Publikum im Sommer des genannten Jahrs die überraschende Kunde, daß Friedrich Schlegel samt seiner Gattin, als Beide zu Köln sich aufhielten, insgeheim zur katholischen Kirche übergetreten war. Freilich, das politische Feld, auf dem er jetzt thätig war, mochte er sich durch jenen sinnlosen Abfall erschlossen haben; er ward dem Hauptquartiere des Erzherzogs Karl zu=getheilt, als Oesterreich sich (1809) zum letzten Male gegen Napoleon tapfer wehrte, und verfaßte im Auftrage des fürstlichen Heerführers die gegen Frankreich gerichteten, den patriotischen Geist belebenden Proklamationen des Kaiserstaats. Zwar der wissenschaftlichen Thätigkeit ntfremdete ihn seine geschäftliche Stellung ebensowenig als die frühere Reiselust; für Sammlungen verschiedener Art, für Versuche von Zeitschriften und für öffentliche Vorlesungen in Wien (1810 und 1812) wußte er fortwährend Muße zu gewinnen. Leider hatte er ohne Noth die rechte Bahn verlassen, ohne sie wiederfinden zu können. Dem Amte eines Legations=raths, das ihm bei der österreichischen Gesandtschaft am Bundestage 1815, nach Beendigung des Freiheitskrieges, anvertraut worden war, entsagte er schon 1819

und wandte sich, nachdem er noch einen Blick nach Italien geworfen, von der Politik wieder mit ungetheilten, doch befangenen Kräften zur Litteratur. Eine neue Zeitschrift, die „Concordia", gedieh abermals nicht über sechs Hefte hinaus; er entschloß sich daher von neuem zu Vorlesungen über philosophische Gegenstände, die in der Kaiserstadt gehalten und alsdann gedruckt wurden. Für ähnliche Belehrung suchte er auch in Dresden ein aufmerksames Publikum auf; im Spätherbst des Jahres 1828 begann er daselbst die Reihe seiner Vorträge, aber unverhofft ward er nach einem Festmahle am 11. Januar 1829 durch Schlagfluß dahingerafft. Die Herausgabe seiner gesammelten Werke hatte er selbst bereits bis zu einem gewissen Ziele gefördert.

Unter die verdientesten Autoren zählen mit Fug und Recht beide Schlegel, da sie wesentlich dazu beigetragen haben, das Gebiet der deutschen Litteratur zu reinigen und zu erweitern: Friedrich meist durch neue litterarhistorische Ueberblicke, August Wilhelm sowohl durch ähnliche kunstkritische Urtheile von derselben Wichtigkeit als durch ein vorzügliches Formtalent, das sich besonders übersetzend und reproduzirend Geltung verschaffte. Eine bedeutende Dichtergabe hat weder der Eine noch der Andere selbstständig entwickelt, weder im Lyrischen noch im Dramatischen; neben den Poeten der ersten Glanzepoche nehmen sich ihre produktiven Versuche geradezu ärmlich aus, indem sie einen Ramler und Johann Heinrich Voß nur in Einem Punkte überboten, im Geschmack. Uebrigens würden sie ohne allen Zweifel einen ungleich gewaltigeren Einfluß auf die Nation ausgeübt haben, wenn sie einerseits von der Krankheit der „deutsch-romantischen Schule", die zu ihrer Zeit epidemisch ausbrach, sich gänzlich frei zu erhalten gewußt hätten, andererseits von Charakter großartiger und konsequenter zugleich gewesen wären. Der ältere zwar, wie schon Karl Gödeke angemerkt hat, wirkte „nicht gerade im Sinne der eigentlichen romantischen Schule"; denn die Nebelflecke der letztern einzusehen, die sich nicht in die Sterne der älteren europäischen Romantik auflösen ließen, war sein Auge zu hell, und deßhalb kämpfte er im Gegentheil wider die Ausartung der aufgetauchten Phantasterei und kehrte zur Quelle des klassischen Styles zurück, wie im Allgemeinen auch Ludwig Tieck in der zweiten Hauptepoche seiner Produktivität. Vortheilhafter indessen würde es für die Wirksamkeit des älteren Schlegel, für seinen Ruhm und die Nation gewesen sein, wenn der talentvolle Mann nach festem Prinzip stets zu Goethe und Schiller gestanden, sie vorurtheilslos in voller Bedeutsamkeit anerkannt und ihre Anerkennung vermöge seines weitreichenden Wissens gefördert hätte. Sein jüngerer Bruder dagegen segelte auf den klassischen und romantischen Gewässern der Litteratur seine Lebtage auf und ab, ohne je zur Entschiedenheit durchzubringen. Ebenso schwankte auch sein Charakter wie das Rohr im Winde; der Litteraturhistoriker Koberstein erinnert mit Recht daran, daß selbst August Wilhelm von seinem eigenen Bruder gestand, er habe gar mannigfaltige Verwandlungen seiner Denkart erfahren, und die Geistesbahn desselben sei von jeher mehr als kometenhaft gewesen. Der unmotivirte Uebertritt zur katholischen Kirche brach der Wirksamkeit des launenhaften Gauklers die Spitze vollends ab. In Betreff August Wilhelms dagegen haben wir zu bedauern, daß er, je älter er wurde, eine desto kleinlichere Eitelkeit des Charakters an den Tag legte; was nicht zum wenigsten die faden Epigramme verrathen,

womit er an Schiller's Genius sich versündigte. Er war für seine Lebensaufgabe genugsam anerkannt und belohnt; seine Ruhmsucht und Ehrbegierde aber verlangte mehr, und anstatt bescheidenere Wege einzuschlagen und für den Glanz nachwachsender Talente sich zu interessiren, legte er, im Gegensatz zu dem alternden Alexander von Humboldt, seine eigene Ohnmacht bloß. In diesem Stücke glich er denn seinem Zeitgenossen Ludwig Tieck vom Haupte bis zur Sohle. Unerfreulich sind dergleichen Charaktere, die sich von den Fortschritten ihrer Nation mit vornehmer Kälte zurückziehen, aus Egoismus vergessend, daß sie nur Bruchtheile des großen Ganzen sind, für welches zu arbeiten ihre Pflicht ist.

Die gerügten Schattenseiten indessen dürfen uns nicht abhalten, die wirklichen Verdienste des ausgezeichneten Brüderpaars nach Gebühr zu würdigen und festzustellen. Des älteren Schlegel's glänzendste Leistung erblicken wir in seinen „dramatischen Vorlesungen"; hier steht ein Kritiker vor uns, wie Europa keinen größeren gesehen hat. Wohl mag es zuweilen treffen, daß er zu scharf urtheilt, wie er denn namentlich den Euripides mit allzustrengem Maße gemessen und dieses Dramatikers ästhetische Bedeutung unterschätzt hat; immer aber urtheilt er mit Sachkenntniß, gestützt auf selbstständige Prüfung der Originale, mit gesundem Kunstverstand und feinem Geschmack, daher selbst da belehrend, wo er über die Schnur haut. Auf diesem Gebiete verdanken wir ihm einen bemerkenswerthen Fortschritt nach Lessing. Ein zweites Hauptverdienst hat sich August Wilhelm durch seine Leistungen auf dem Felde der Uebersetzungskunst erworben. Die Verdeutschung Shakespeare'scher Stücke ist als eine klassische Arbeit allgemein gefeiert; zwar nicht unübertrefflich, wie die Folgezeit lehren wird, noch weniger ein Nonplusultra alles deutschen Uebersetzungsfleißes, wofür sie neuerdings Koberstein ausgegeben hat*), aber jedenfalls für die poetische Litteratur unserer Nation ungemein fruchttragend. Denn indem er ihren Styl der klassischen Höhe von Goethe und Schiller annäherte, hat er unendlich mehr gewirkt für die Bühne als die Masse der seit einem Menschenalter hervorgetretenen Bühnendichter. Außerdem verdeutschte er mit größerer Gewandtheit, als irgend ein Anderer vor ihm, eine Menge kunstreiche Produkte südeuropäischer Lyriker, während er zugleich auf dem Gebiete der antiken Litteratur über Johann Heinrich Voß hinausging, hier wie dort die Anforderungen an deutsche Sprachkunst steigernd und eine höhere Vollendung, eine unbeschränktere Entfaltung unserer Poesie vorbereitend. Seine Bestrebungen wurden durch Rückert und Platen wieder aufgenommen und zum ersten Meisterziele geführt, wohin er selbst nicht gelangen konnte, weil es ihm an genügender poetischer Begabung gebrach; er schnitzte an den fremden Formen mit geschmackvollerer Hand als Voß, aber eben so wenig als dieser vermochte er sie durch echte Produktivität einzubürgern.

Des jüngeren Schlegel's Hauptverdienst gründet sich auf litteraturhistorische Darstellungen, die er in seinen Jugendjahren verfaßte, als er noch vorurtheilsfreier dastand. Mit wahrhafter Genialität zeichnete er den Standpunkt, welchen die erste Glanzperiode der deutschen Poesie, dem althellenischen Parnaß und der modernen europäischen Dichtung gegenüber, durch Goethe errungen hatte und die weiterstrebende Nachwelt festhalten sollte. Auf gesunde Ziele hinwirkend, legte er zugleich für den Anbau der Litteraturgeschichte solidere und

---

*) Was ihr dem Text gegenüber gebricht, ist ein kräftigerer Ton und charakteristische Schärfe im Einzelnen.

umfassendere Grundlagen. Treffend erklärt sich Gödeke darüber mit den Worten: Friedrich Schlegel „wies zuerst die nationalen Elemente in den Gattungen der Litteratur nach, und wenn er weiter nichts geschrieben hätte, als die Parthien, in denen er die Unterschiede des lyrischen Styls bei den Griechen nachweist, so würde sein Name in der Geschichte der Wissenschaft dauernd sein. Denn in diesen Dingen liegen die Anfänge unserer Kenntniß von der unverwischlichen Macht nationaler Eigenthümlichkeiten in der Poesie, und somit die Befreiung von der Herrschaft einer abstrakten Aesthetik, die sich am Ende auf ein ganz individuelles Gefallen zurückführt". Im Uebrigen wirkte der jüngere Schlegel mehr anregend als durch den positiven Werth seiner Leistungen. Geistreich überall, wohin er den Blick wandte, traf er doch fast nirgends das Rechte in abschließender oder auch nur vorläufig erschöpfender Weise, wie es Lessing für seine Zeit getroffen hatte.

Schriften von August Wilheln. 1) Shakespeare's dramatische Werke. Uebersetzt. Berlin 1797 bis 1810. 9 Bände. 2) Gedichte. Tübingen 1800. 3) Walpole's Schriften. Uebersetzt. Leipzig 1800. 4) Jon. Ein Schauspiel. Hamburg 1803. 5) Spanisches Theater. Berlin 1803—1809. 2 Theile. Inhalt: fünf Stücke von Calderon. 6) Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie. Berlin 1804. 7) Romantische Wälder. Ebend. 1808. 8) Ueber dramatische Kunst und Litteratur. Vorlesungen. Heidelberg 1809—1811. 3 Theile. 2. Auflage 1817. 9) Poetische Werke. Ebend. 1811. 2 Bände. 10) Indische Bibliothek. Bonn 1823—1830. 3 Bände. 11) Kritische Schriften. Berlin 1828. 2 Bände. 12) Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. Paris 1807. 13) Essais littéraires et historiques. Bonn 1842. 14) Mehrere politische Schriften, theils französisch, theils deutsch, aus der Zeit der Freiheitskriege.

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Böcking. Leipzig 1845—1847. 12 Bände. — Oeuvres, écrites en français. Ebend. 1846. 3 Bände.

Schriften von Friedrich. 1) Die Griechen und Römer. Hamburg 1797. 2) Geschichte der griechischen und römischen Poesie. Berlin 1798. 1. Theil. 3) Lucinde. Ein Roman. 1. Theil. Ebend. 1799. 4) Alarkos. Ein Trauerspiel. Ebend. 1802. 5) Geschichte der Jungfrau von Orleans. Aus altfranzösischen Quellen. Ebend. 1802. 6) Geschichte der Margarethe von Valois, von ihr selbst geschrieben. Leipzig 1803. 7) Ueber die Sprache und Weisheit der Inder. Berlin 1808. 8) Gedichte. Ebend. 1809. 9) Vorlesungen über die neuere Geschichte. Wien 1811. 10) Geschichte der alten und neueren Litteratur. Ebend. 1815. 2 Theile. 11) Philosophie der Geschichte. Ebend. 1828. 12) Philosophie des Lebens. Ebend. 1829. 13) Philosophische Vorlesungen. Ebend. 1829. 14) Zeitschriften und Taschenbücher. a. Europa. Eine Zeitschrift. Frankfurt 1803—1804. 2 Theile. b. Deutsches Museum. Wien 1812—1813. 2 Theile. c. Concordia. Zeitschrift. Ebend. 1820—1821. 6 Hefte. d. Musenalmanach für 1802. (Gemeinschaftlich mit Ludwig Tieck.) Tübingen 1812. e. Poetisches Taschenbuch für 1805 und 1806. Berlin 2 Jahrgänge. 15) Gemeinschaftlich mit seinem Bruder August Wilhelm. a. Athenäum. Berlin 1798—1800. 3 Bände. b. Charakteristiken und Kritiken, Königsberg 1801. 2 Theile. 16) Schriften seiner Gattin Dorothea, von ihm herausgegeben. a. Florentin. Ein Roman. 1. Theil. Leipzig 1801. b. Lother und Maller, eine Rittergeschichte. Frankfurt 1805. c. Romantische Dichtungen des Mittelalters. (Merlin. Euryanthe.) Leipzig 1804. 2 Theile. d. Corinna. Aus dem Französischen der Frau von Staël Berlin 1807—1808. 4 Theile.

Sämmtliche Werke. Wien 1822—1825. 10 Bände. Und Nachlaß als 11. und 12. Band. Herausgegeben von Windischmann. Bonn 1836—1837. — Zweite vermehrte Auflage. Wien 1846. 14 Bände.

Von August Wilhelm.

Der Hexameter.

Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt, und der Ausblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schaar zahlloser Gestirne
Bei hell athmender Luft abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter. Ruhig umfassend,

Nimmt es des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in den Schooß auf
Kreisender Fluth, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weithin strömenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieselen oder entbrausen.
Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wallungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruhn, bald flüchtiger wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexameter, immer sich selbst gleich,
Ob er zum Kampf des heroischen Lieds unermüdlich sich gürtet,
Oder, der Weisheit voll, Lehrsprüche den Hörenden einprägt
Oder geselliger Hirten Idyllien lieblich umflüstert.
Heil dir, Pfleger Homer's! ehrwürdiger Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch, und andern Gesanges.

Der Jambe.

Wie rasche Pfeile sandte mich Archilochos,
Vermischt mit fremden Zeilen, doch im reinsten Maß,
Im Rhythmenwechsel meldend seines Muthes Sturm.
Hoch trat und fest auf dein Kothurngang, Aeschylos!
Großart'gen Nachdruck schafften Doppellängen mir
Sammt angeschwellten Wörterpomps Erhöhungen.
Fröhlicheren Festtanz lehrte mich Aristophanes,
Labyrinthischeren; die verlarvte Schaar anführend ihm,
Hingaukl' ich zierlich in der beflügelten Füßchen Eil!

Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister
Und gern empfing ihn jedes Land,
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust:
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt! —

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm.
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm.

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern,
Doch bald umringen sie ihn laut.

Du darfst, Arion, nicht mehr leben.
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab.
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt."

Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Citherspieler-Sitte
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen,
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin."

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohle wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande,
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht in's blaue Meer hinein.

Er sang: Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich.
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunklen Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Gram's entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Euridicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet! —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn."

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Corinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch' ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt."

Und als im Hafen Schiffer kommen
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein,
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"

Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euern Muth.

Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder,
Sich freier wechselnd, jegliches von Dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze,

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Von Friedrich Schlegel.

Lied.

Schaff' das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Rosenlicht am Himmel schweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muß ich sagen:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Senkt sich milde Röthe nieder,
Wenn die Ruh' am Bache lauschet,
Abend kühl im Walde rauschet,
Dunkel schlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Im Speßhard.

Gegrüßt sei du, viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinn'rung mir die Brust.

Jahrtausende wohl stand'st du schon,
O Wald, so dunkel, kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Aeste Bug!
Und das Gebüsch, wie dicht!
Das golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben strecken sie den Lauf,
Die Stämme grad' und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsglut.

Natur, hier fühl' ich deine Hand,
Und athme deinen Hauch;
Beklemmend dringt, und doch bekannt,
Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht,
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

Freiheit.

Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weh't des Frühlings Luft;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in deutschem Klange,
Athme Waldes Luft!

Was mit Lust und Beben
In die Seele bricht,
Dieß geheime Leben,
Ist es Freiheit nicht?
Diese Wunderfülle,
Die in Liebeshülle
An die Sinne spricht?

Frei sich regt und froher
Ahndung in der Brust,
Und des Waldes hoher
Geist wird uns bewußt.
Linde Blüthenwellen
Schlagen an und schwellen
Höher stets die Lust.

Höher noch entzündet
Flammt der Geist empor,
Wessen Herz verbündet,
Sich der Freund erkor.
Für die Freiheit sterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todes Wunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmes Flammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.

Ach dem Vaterlande
Wird der Geist nicht fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als seinen Herrn.
Kühnen Stolzes schlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da sind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine,
Ist des Ganzen Bild.

Doch die höchste Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt sie Alles auf.
Irdisch hier in Thränen
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in sich versenkt,
Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Ist der ew'ge Morgen
Seinem Geist geschenkt.

Eins sind diese dreie,
Eine Freiheit ganz,
Einer Sehnsucht Weihe,
Flicht zu einem Kranz,
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du bist der Gefühle
Herz und Lebensblut;
Sprich aus dem Gesange,
Rausch' in Adlers Klange,
Athme deutschen Muth.

Christoph Bernhard Levin Schücking,

ein vorzüglicher Dichter im Gebiete der Novellistik, auch Lyriker und Dramatiker, entstammte einem alten westfälischen Patriziergeschlechte und wurde am 6. September 1814 zu Clemenswerth im Münsterschen geboren. Nach Vollendung seiner juristischen Studien brachte er eine Zeitlang als Erzieher eines Prinzen Wrede in Mondsee bei Salzburg zu, mit gesteigertem Ernste für die eigentliche Aufgabe sich vorbereitend, der sein Leben geweiht sein sollte. Sobald er mit Hülfe der Feder seine Unabhängigkeit zu behaupten sich getraute, trat er als Schriftsteller vor das Publikum, zunächst mit Kritiken und Schilderungen mannichfacher Art; wie er denn schon 1839 sein Heimathsland Westfalen für jenes bekannte Sammelwerk „malerischer und romantischer" Abrisse zu zeichnen unternahm. Seinen Aufenthaltsort wechselte Schücking eine Reihe von Jahren hindurch, bald im südlichen, bald im westlichen Deutschland verweilend, an der Augsburger Allgemeinen wie an der Kölner Zeitung mitarbeitend. Endlich vermählte er sich mit Luise von Gall, einer geistreichen Darmstädterin, und nahm 1852 seinen Wohnsitz auf dem Schlosse Sassenburg bei Münster. Leider verlor er daselbst schon am 16. März 1855 die Gattin, die ihre Darstellungskraft ebenfalls, im Roman wie im Drama, versucht hatte; der Gatte setzte der Hingeschiedenen ein Denkmal durch die 1856 in Leipzig erschienene Schrift: „Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Luise von Gall."

Was diesen Autor glänzend charakterisirt, ist Reichthum der Phantasie, Größe der Anschauung und Freiheit der Gesinnung: Eigenschaften, die er vornehmlich in seinen Romanen bekundet hat, die trotz einer gewissen romantischen Färbung klar geschrieben, poetisch wahr gefaßt und mit einer Fülle von Geist ausgestattet sind. Den Werth dieser Arbeiten, mit Bedauern müssen wir es sagen, hat die Nation noch lange nicht genugsam begriffen: sie verschwendet ihren Beifall an leichtgezuckerte modische Backwerke, während hier eine kräftige Kost vorliegt, die ihren Geber als Künstler anzeigt. Ungerechterweise hat man den Vorwurf erhoben, Schücking „wisse nicht zu erzählen". Seine ersten Romane allerdings, unter ihnen der frühste mit dem Titel „Ein Schloß am Meere", leiden an einer fühlbaren Schroffheit der Form an Geziertheit des Satzbaues und der Wortstellung, bisweilen auch an Uebertreibung der Kürze im Ausdruck. Diese Verstöße aber rühren gerade daher, daß der Verfasser, während er seinen Stoff in Fluß zu bringen suchte, zu ängstlich bemüht war um eine neue und künstlerische Gedankenfassung. An Gustav Kühne, der mit der nämlichen Aufgabe rang, gewahrt der Kenner die gleichen Fehlgriffe gegen die epische Einfachheit. Schücking indessen bildete allmählig seinen erzählenden Prosastyl besser, leichter und gefälliger aus; die Romane „Ein Sohn des Volkes" und „Der Bauernfürst" verdienen in Betreff der Form eben so vieles Lob als in Hinsicht auf die Gewandtheit, womit er die Begebenheiten, Personen und Zeiträume charakterisirt hat. So weiß er die politischen Elemente vortrefflich für eine poetische Wirkung zu benutzen; in das Lager der verschiedenen Partheiungen seine Leuchte tragend, zeigt er an interessanten Bildern, wo inmitten staatlicher Wirren das Morgenroth der Zukunft, und wo die Nacht des Verderbens liegt.

Minder gelang es ihm den rechten Ton der Lyrik zu treffen. Obschon er keine schwierigen Kunstformen angewandt hat, künstelt er doch ohne Noth in den leichteren Weisen, und um mit Fülle zu glänzen, wird er schwerfällig; es scheint, daß er von der modernen Manier mancher Zeitgenossen sich gefangen nehmen ließ, welche auf eine drastische Wirkung lossteuerten. Bleibend ist nur das Einfache, möge der Unverstand auch sagen, daß es aus „Mattigkeit der Phantasie" entsprungen sei; das Phantastische trägt wie das Leere den Keim des Todes in sich selbst. Auf kritisch-ästhetischem Gebiete endlich beweist Schücking Geschmack, Schärfe des Urtheils und Wahrheitsliebe.

Schriften. 1) Das malerische und romantische Westfalen. Leipzig 1839. 2) Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Ebend. 1855. 3) Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. Ebend. 1856. 4) Ein Schloß am Meer. Roman. Ebend. 1843. 2 Theile. 5) Zeiten und Sitten. Ebend. 1846. 4 Bände. Auch unter dem doppelten Titel: a. Die Ritterbürtigen. Roman in 3 Theilen; b. Eine dunkle That. Roman. 6) Gedichte. Stuttgart 1846. 7) Ein Sohn des Volkes. Roman. Leipzig 1849. 2 Theile. 8) Der Bauernfürst. Roman. Ebend. 1851. 2 Bände. 9) Die Königin der Nacht. Roman. Ebend. 1852. 10) Ein Staatsgeheimniß. Roman. Ebend. 1854. 3 Theile. 11) Die Sphinx. Ebend. 1856. — Außerdem zerstreute Novellen und Kritiken.

Bei einem Hochamte.

Trompeten schmettern jubelnd durch den Chor,
Sie schmettern jubelnd ihren Sieg empor,
Und wogen tönend durch die Weihrauchlüfte;
Hochaufgeschwellt der Pfeiler Bogenspitzen,
Die grellgemalten Wappenscheiben blitzen,
Die Menschen knien freudig über Grüfte.

Das ist des alten Glaubens Majestät,
Der wie ein Dom ob hundert Völkern steht,
Das sind des alten Glaubens Donnerworte,
Die durch die Wälder der Germanen schallten,
Die an die Felsen der Sierren hallten,
Die siegend stürmten an Cordovas Pforte.

Das ist des alten Glaubens Majestät,
In dem Jahrtausende zu Gott gefleht,
Das sind des Glaubens tröstungreiche Worte,
Die Thränen nahmen von des Schmerzes Wangen,
Den Angstschweiß von des Mörders Stirn, die klangen
An Sklavenhütte und Palastes Pforte.

Sie haben gell durch Schlachtenreihn getönt,
Und stolze Kaiserstirnen einst gekrönt;
Hoch von Morea wehten ihre Fahnen;
Sie tragen Roms gethürmte Kathedralen,
Sie blitzen tausendfache Farbenstrahlen
Durch die gewalt'gen Dome uns'rer Ahnen.

Wer schwang ein Schwert, das sie nicht eingeweiht,
In Sarazenenschlacht und Hunnenstreit?
Wer ließ aus seiner goldighellen Saite
Ein tiefes Lied — die Poesien ertönen,
Die uns'res Volks Gedankenbaue krönen,
Dem dieser Glaube nicht die Seele weihte?

Von seinen Zinnen jetzt fällt Stein auf Stein,
Der Sturmwind zieht in seine Hallen ein;
Dem alten Bischof, der aus Stein gehauen
Am Pfeiler steht, hat man den Stab zerschlagen,
Und mit dem Zorn aus seiner Hoheit Tagen
Blickt er herab und furcht die starken Brauen.

Drum schaut der Dom so düster und wie Nacht
Hinunter in die bunte Töneschlacht,
Drum schwinden bang die jubelnden Gesänge,
Und in das heldenfreud'ge Siegesschmettern,
Und in der Kraft gewalt'ges Sturmeswettern
Jetzt mischen sich der Wehmuth scheue Klänge.

Was blickst du mich so zürnend, stummer Mann
Mit dem zerbroch'nen Stab da oben, an?
Was weckt ihr alte Kämpfe, die entschlafen,
Ihr Töne mir und ein unendlich Wehe?
Wer hemmt die Zeit, daß sie die Pracht verwehe,
Wer hemmt den Sturm, daß rauhe Wetter trafen? —

An E. K.

Du blickst hinauf, wie träumend in die Bläue
Der Erde mahnungreiche Himmelsweihe,
Es ist dein Herz ein See, in stillem Haine,
Der schlummernd liegt und träumt im Abendscheine.

Sie nennen kalt dich; — dieses Sees Wellen,
Du zeigst sie nicht, wenn sie von Thränen schwellen;
Du zeigst es nicht, wenn in geheimen Gluthen
Der Lust, der Sehnsucht, seine Wogen fluthen. —

Aus einem See in stillen Waldgehegen,
Auf den sich zitternd Blätterschatten legen,
Wo in der Erle Laub die Drosseln schlagen,
Der Birke Aeste stille Tauben tragen:

Wenn sich der Mond das blasse Antlitz spiegelt,
Und Alles ruht — nur die Phaläne flügelt
Von Rohr zu Rohr: die spitzen Blätter schnellen
Die flücht'gen Füße bis in's Bad der Wellen:

Dann, in geweihter Stunde, kann es leise
Herauf ertönen, wie der Harfe Weise
Im Hauch der Nacht; es ist das Ave-Läuten
In dem versunk'nen Dome alter Zeiten.

So läßt du mich vernehmen nur die Klänge,
Des warmen Lebens innige Gesänge,
Die scheu auftönen in geweihter Stunde,
Aus deines Herzens tiefem, heil'gem Grunde! —

Ernst Konrad Friedrich Schulze,

ein Lyriker und begabter Epiker, aber wegen frühzeitigen Hinscheidens zu keiner klassischen Bedeutsamkeit gelangt, wurde am 22. März 1789 zu Celle geboren und ging im Jahre 1806 nach Göttingen, wo er anfangs Theologie, bald aber sprachliche und poetische Fächer studirte. Seine fernere Laufbahn war eine kurze und traurige. Er habilitirte sich an der Göttinger Universität, um auf dem Gebiete der Philologie zu wirken, während ihn gleichzeitig eine innige Liebe zu Cäcilie, einer Tochter des dasigen Professor Tychsen, unter tiefster Begeisterung seiner Muse ergriffen hatte. Da traf ihn der harte Schlag, die Theure durch den Tod zu verlieren; seine eigene Gesundheit fing zu wanken an. Demungeachtet faßte er den herzhaften Entschluß, unter die Reihen der Freiwilligen zu treten, die im Jahre 1814 nach Frankreich rückten, und der heiligen Sache des Vaterlandes zu dienen. Die körperlichen Leiden, aber nicht die Seelenschmerzen des Jünglings hatten sich gemindert, als er aus dem Heerzuge zurückkehrte. Um den trüben Erinnerungen zu entfliehen, welche der Anblick von Göttingen mit neuer Gewalt in ihm weckte, unternahm er im Jahre 1816 eine Fußreise an den Rhein; worauf er sich nach seiner Geburtsstadt Celle zurückwandte. In der Poesie Trost suchend, hatte er bereits zwei größere epische Dichtungen vollendet, die das Andenken der ihm entrissenen Braut verherrlichten; aber der Gram ward nicht beschwichtigt und zehrte an seinem Leben. Das zweite von den beiden Gedichten, betitelt „die bezauberte Rose", sandte Schulze an die Buchhandlung von F. A. Brockhaus ab, welche, was damals eine Seltenheit war, einen Preis ausgesetzt hatte für die gelungenste poetische, in das Taschenbuch „Urania" aufzunehmende Erzählung. Fast zu gleicher Zeit erfuhr denn das Publikum, daß jenes Gedicht den Sieg über die Leistungen der Mitbewerber davongetragen hatte, und daß der Verfasser desselben am 26. Juni 1817 in Celle verschieden war. Auch seinen übrigen Werken, die nunmehr erschienen, verschaffte die Zuerkennung des Preises eine schnelle rühmliche Aufnahme.

Aus den jugendlichen Produkten dieses Dichters, die sämmtlich vor dem neunundzwanzigsten Lebensjahre entstanden sind, blickt ein lyrisches, besonders aber episches Talent hervor, dem eine weitere Ausbildung ungemein zu Statten gekommen sein würde. Den Inhalt seiner beiden Hauptwerke anlangend, behandelt „Cäcilia" die Bekehrung des Nordens zum Christenthume, „Die bezauberte Rose" stellt die Erlösung einer Königstochter dar, die in eine Rose verzaubert worden. Beide epische Dichtungen sind leicht und fließend geschrieben, wohlklingend und anmuthig, im Grundton nicht ohne eine starke lyrische Färbung, welche indeß, zumal bei der gewählten Stanzenform, einerseits von der Subjektivität des jungen Sängers nicht zu

vermeiden war, andererseits auf die Haltung des Ganzen nicht nachtheilig einwirkte, da sie weder das epische Element überwog, noch in bunter Mischung hervortrat. Außerdem tragen sie den Charakter der Romantik, wie es schon die von dem Dichter gewählten Stoffe mit sich brachten; doch ohne Zweifel diente dem jugendlichen Erzähler Wieland zum Vorbilde und Ariost, der eben damals durch Gries kunstreich übersetzt wurde. Denn nur daraus, daß gerade diese Meister einer klassischen Klarheit seine Muster waren, erklärt sich der glückliche Umstand, daß er frei blieb von den Fehlern, Grillen und Auswüchsen der zu seiner Zeit noch in Blüthe stehenden „deutsch-romantischen Schule". Die von der letzteren vorzugsweise geliebten Märchen und Wundergeschichten verarbeitete Schulze mit einer gesunden und natürlichen Hand, die nicht faselte; er hatte bei aller Jugend so viel Verstand und Geschmack, um von den taktlosen Verirrungen jener romantischen Schwärmer, wie sie nur in Deutschland eine Zeitlang die klassische Litteratur in den Hintergrund drängen konnten, sich loszusagen, Gefühl und Phantasie zu zügeln, nicht blindlings walten zu lassen. Daß der zu früh verblichene Epiker in Bezug auf Sentimentalität zu weit gegangen ist und Spuren von Krankhaftigkeit der Gefühle aufweist, hängt mit seinen persönlichen Geschicken und seiner körperlichen Schwäche zusammen. Dem Leser von jüngerem Alter gefällt dieser Leidenszug mehr als dem älteren und gereiften, der eine größere Fülle von Gehalt begehrt, und welchem der wahrhaft italienische Wohllaut der Schulze'schen Sprache nicht genügt. Das Feuer der Phantasie, womit der Sänger die Stoffe belebte, sprühte oft leere Funken. Aber daß ihm der Gehalt zuweilen gleichsam versiegt ist, wird Niemand bei einem Dichter in den zwanziger Lebensjahren wunderbar finden. Namentlich hat die bezauberte Rose, welche der weiblichen Jugend vorzugsweise gefällt, eine Reihe hohlklingender und langweilender Stellen: es war zu schwer, ein erotisches Epos von dieser Gattung und solchem Umfange mit gediegenem Inhalte so auszufüllen, daß es überall ein reges Interesse für den Denker hervorgebracht hätte.

Schriften. 1) Gedichte. Göttingen 1813. 3. Auflage. Leipzig 1852. 2) Die bezauberte **Rose**. Romantisches Gedicht. Zuerst in der „Urania" auf 1818. Dann Leipzig 1818. 8. Auflage in Oktav 1852. Miniatur-Ausgabe, 6. Auflage 1857. 3) Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Ebend. 1818. 2 Bände. Neue Auflage 1822. Miniatur-Ausgabe 1849. 4) Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. Ebend. 1819.

Sämmtliche poetische **Werke**. Herausgegeben (mit einer biographischen Einleitung) von Friedr. Bouterweck. Leipzig 1818—1820. 4 Theile. 2. Auflage 1822. — **Dieselben**. 3. Auflage 1855. 5 Theile. Der 5. Theil enthält: Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Herm. **Marggraff**.

Aus der bezauberten Rose.

Schluß.

Doch als sie jetzt mit ungewissen Blicken
Alpin erkennt, der schweigend vor ihr kniet,
Welch' Zauberband mag da ihr Haupt umstricken,
Daß sie auf ihn, auf ihn allein nur sieht?
O wie von Scham, von Liebe, von Entzücken
Ihr Busen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und sucht auch oft ihr Auge sich zu wenden,
Stets muß es nur noch süßre Strahlen senden.

Und als sie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Brust nicht länger widerstrebt,
Und süßverschämt, mit rosenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und süß ihr Hauch auf seinen Lippen schwebt,
Und, von der Gluth des Kusses tief entzündet,
In Ein Gefühl sein ganzes Leben schwindet;

Wer dürfte da mit kaltem Herzen sagen,
Es zieme nur dem thörichten Gemüth,
Sein ganzes Glück für Eine Gunst zu wagen,
Die plötzlich naht, und kaum genossen flieht?
Nein, Flammen sind's, die aus dem Busen schlagen,
Das Leben ist's, das hellre Funken sprüht;
Zum neuen Sein schmilzt Geist und Geist zusammen,
Und glänzend steigt ein Fönix aus den Flammen!

Indessen scheint, da rings im freud'gen Schweigen
Noch alles staunt, vom Himmel hell und hold
Im Mondenlicht sich ein Gestirn zu neigen,
Das leicht herab auf Silberwolken rollt.
Schon zittert bunt in Blüthen und auf Zweigen
Der ferne Glanz, die Welle schwimmt wie Gold,
Doch sieht man bald, es sei ein heller Wagen,
Den durch die Luft zwei rasche Greife tragen.

So nahten sie, und jedes Aug' erkannte,
An ihres Sternenschleiers leichtem Wehn
Und an dem Strahl, der um die Stirn ihr brannte,
Mit banger Lust die Königin der Feen;
Und neben ihr zur Rechten ließ Janthe,
Leontes sich zu ihrer Linken sehn,
Sie, schlank und zart, im ew'gen Jugendlichte,
Er, männlich ernst, mit würd'gem Angesichte.

Als nun zur Erd' herabgeneigt im Grünen
Mit hellem Licht der goldne Wagen stand,
Da nahte sich Klotilden und Alpinen
Die Königin im glänzenden Gewand.
Hold grüßte sie das Paar mit gnäd'gen Mienen,
Und bot ihm sanft die wunderkräft'ge Hand;
Dann führte sie mit ernster Huld zu jenen
Die Liebenden, und sprach mit milden Tönen:

Empfangt den Sohn, den ihr so lang' verloren,
Er hat versöhnt, was eure Schuld gefehlt;
Schon ist das Bild, das seine Lieb' erkoren,
Durch seine Lieb' entfaltet und beseelt.
Sein Zauber hat den regen Geist beschworen,
Und lieblich ihn der zarten Form vermählt.
Nur todten Glanz kann Macht und Reichthum zeigen;
Das Leben ist allein dem Sänger eigen.

So sprach die Fee. Doch rasch und freudetrunken
Sind jene zwei, noch eh die Wort' entfliehn,
Schon in dem Arm der Aeltern hingesunken,
Hier weint Klotild', und drüben jauchzt Alpin.
Und wie im Sturm die längstbegrab'nen Funken
Erloschner Gluth zur frischen Flamm' entsprühn,
So muß auch hier jetzt Alt und Jung sich freuen,
Am alten Glücke der, und der am neuen.

Welch Wiedersehn! welch reizendes Erkennen!
Hand stehn in Hand die Freunde hier vereint,
Dort kann vom Sohn die Mutter sich nicht trennen,
Da hier das Kind im Arm des Vaters weint.
Wie hört man jetzt viel süße Namen nennen:
Sohn, Tochter, Vater, Mutter, Gatte, Freund!
Nur die am liebsten hier die Hand sich böten,
Sie stehn getrennt mit reizendem Erröthen.

Doch führen bald mit ihrem besten Segen
Die Aeltern jetzt an zitternd froher Hand
Die holde Braut dem Bräutigam entgegen,
Und weihen gern das längst geknüpfte Band.
Und rasch beginnt sich Alles jetzt zu regen,
Gesang und Tanz umtönt den duft'gen Strand,
Bis nach und nach beim späten Hochzeitsreigen
Die Fackeln sinken und die Sterne steigen.

Da scheidet still die Königin der Feen,
Und heimlich schleicht die andre Schaar ihr nach.
Nur Wellen ziehn, und leise Lüfte wehen
Mit süßem Duft um's holde Brautgemach.
Zwar läßt sich rings kein weiches Lager sehen,
Kein seid'nes Zelt, kein still verhehlend Dach,
Doch fühlt man schon verstohlne Geister gleiten,
Den schönsten Sitz der Liebe zu bereiten.

Denn kaum verläßt mit lächelnd schlauem Blicke
Der letzte Gast den schönen Inselhain,
Da löst sich auch das Band der goldnen Brücke,
Und senkt im Nu sich in den See hinein.
Jetzt sind die Zwei allein mit ihrem Glücke,
Mit ihrer Lieb', und mit sich selbst allein;
Kein Lauscher wird ihr zärtlich Flüstern hören,
Ihr Lächeln sehn und ihre Küsse stören.

Die Well' umfängt im Sinken und im Steigen
Mit leisem Klang das selige Gebiet;
Hold wiegt der Mond sich auf den grünen Zweigen
Und auf der Flur, die selbst im Schlummer blüht,
Und süß beginnt im nächtlich stillen Schweigen
Die Nachtigall ihr lang verhallend Lied.
Das Lüftchen spielt in dunkler Waldeskühle
Mit Quell und Laub lindflüsternd leise Spiele.

Und wo die Zwei verschämt, mit feuchten Blicken,
Vom süßen Rausch der ersten Küsse glühn,
Beginnt der Hain sich enger zu verstricken,
Und farbiger die weiche Flur zu blühn.
Rings glänzt der Thau, und tausend Blumen nicken
Mit schwerem Kelch hernieder aus dem Grün;
Der Efeu schlingt in zierlichen Geweben
Durch Blüth' und Laub sein ewig junges Leben.

Wie Amors Pfeil im jungfräulichen Herzen
Schmückt hell das Gold der Lilie keusches Bild,
Die Rose weint und lacht in süßen Schmerzen,
Da Duft und Thau bis an den Saum sie füllt,
Doch leicht nur will die blühnde Ranke scherzen,
Und neckt den Quell, der ihr vorüber quillt;
Halbträumend schaun aus tiefem Grün, verstohlen
Maiblümchen auf, Narcissen und Violen.

Kaum kann der Mond durch jene Laube dringen,
Wo Amor jetzt sich seinen Thron gebaut;
Man hört nur fern die süßen Vögel singen,
Nur ferne rauscht der See mit leisem Laut:
Wie innig Ros' und Lorbeer sich verschlingen,
Umschlingen jetzt sich Bräutigam und Braut. —
Stumm war die Nacht; dem Dichter nur verriethen,
Was sie gesehn, Laub, Lüfte, Duft und Blüthen.

Dies sang ich dir, als mit der ersten Rose
Auch mir ein Lenz der neuen Freud' erschien:
Doch tückisch mischt das Schicksal seine Loose,
Ein weißes zeigt's, wenn wir ein schwarzes ziehn.
So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
Die freundlich mir die kurze Lust verliehn,
Und mir ist nichts aus jener Zeit geblieben,
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.



Gustav Schwab,

der drittälteste Dichter der „schwäbischen Schule“, ein geschickter Lyriker und überaus thätiger Schriftsteller. Geboren am 19. Juni 1792 zu Stuttgart, als jüngster Sohn einer sehr angesehenen Familie, bezog er im Herbst 1809 die Universität Tübingen, wo er sich vorzugsweise der Theologie widmete, ohne jedoch die philosophischen und philologischen Studien unberücksichtigt zu lassen. Sein Vater Johann Christoph Schwab, gleichfalls geachtet als Schriftsteller und gelehrter Forscher, angestellt als Professor an der durch Schiller berühmt gewordenen Karlsschule, hatte auf die Erziehung des Sohnes einen entschiedenen Einfluß ausgeübt, die jugendliche Seele desselben an strenges Denken gewöhnt, aber seinen Blick zugleich auf höhere Ideale hingewiesen, ihn außerdem auch frühzeitig mit väterlicher Sorgfalt in das Gebiet der französischen Sprache und Litteratur eingeführt. Letzterer Umstand indessen diente nur dazu, Schwabs geistigen Horizont zu erweitern: sein deutsches Wesen und seine schwäbische Dichternatur vermochte das fremde Element nicht im geringsten zu beeinflussen, wozu freilich das Glück beitrug, daß seine erste Jugendblüthe in die große Zeit fiel, wo unsere Nation ihre an Napoleon verlorene Selbstständigkeit mit der seltensten Begeisterung wiedererkämpfte. Zu Tübingen verblieb er bis in das Jahr 1814, und daß seine Neigung zur Poesie, befruchtet durch die Nähe seiner beiden älteren Landsleute Uhland und J. Kerner, schon damals kräftige Wurzel zu schlagen anfing, ersehen wir selbst aus dem Liede „eines abziehenden Burschen“, jener populär gewordenen dichterischen Herzensergießung, womit er die würtembergische Hochschule verließ. Zunächst unternahm er im Frühjahre 1815 eine Reise nach der Nordhälfte Deutschlands, wo er Gelegenheit hatte, mit Goethe und verschiedenen andern Autoren von Ruf, in Berlin auch mit Fouqué und Chamisso persönlich bekannt zu werden. Nach seiner Rück-

kehr kam es ihm trefflich zu Statten, daß er nicht mit einer oberflächlichen theologischen Richtung sich begnügte, sondern nach Gründlichkeit der Bildung strebte und neben der französischen auch die altklassischen Sprachen ernsthaft getrieben hatte. Dieß setzte ihn in den Stand, im Dezember 1817 eine Lehrstelle als Professor am Oberen Gymnasium zu Stuttgart, „der geliebten Bildungsschule seiner Jugend", anzutreten; dieses Amt mit wenigen Unterrichtsstunden bekleidete er volle zwanzig Jahre hindurch, die reichliche Muße einerseits, die ihm dabei blieb, und die geringe Besoldung andererseits veranlaßten und spornten ihn zu einer äußerst regsamen litterarischen Thätigkeit. Denn durch seine Verheirathung im folgenden Jahre „auf die Sonnenhöhe des Lebens" gelangt, sah er nicht ohne Nahrungssorgen das Wachsthum seiner Familie. Ein wackerer und guter Hausvater, unterbrach er während jenes Zeitraums den friedlichen Strom seines häuslichen Lebens nur einmal durch eine größere Reise, die er im Jahre 1827 nach Paris machte: sonst trennten ihn blos kürzere Ferienausflüge, die ihn nicht weiter als in vaterländische Gaue, an den Bodensee und an den Fuß der Alpen führten, von dem Kreise seiner Lieben zu Stuttgart und von seinem Arbeitstisch. Redlich und offen wie er war, verschloß er sein Haus keinem fremden Besucher, so daß man es, neben dem des edeln J. Kerner, für das gastlichste im ganzen Schwabenlande rühmte. Seine poetischen Arbeiten anlangend, schuf er in begeisterten Stunden Lieder, Romanzen und interessante Gelegenheitsgedichte; der Poesie indessen gestattete ihm seine äußere Lage nicht sich ausschließlich hinzugeben, er mußte auch zu verschiedenen Arbeiten in Prosa, zu Uebersetzungen aus französischen Dichtern greifen, als Herausgeber fremder Werke auftreten und als Mitarbeiter an mancherlei sonstigen litterarischen Unternehmungen sich betheiligen. Zum zweiten Male kam ihm jetzt seine Kenntniß der alten Sprachen und Litteraturen zu Statten. Er sah sich durch dieselbe befähigt, an einer der umfangreichsten und bedeutendsten Unternehmungen dieser Art mitzuwirken, an der bekannten Sammlung der Uebersetzungen griechischer und römischer Klassiker, die seit 1827 im Verlage der J. B. Metzler'schen Buchhandlung zu Stuttgart erschienen: als einer der Redaktoren dieser Sammlung erwarb er sich ein außerordentliches Verdienst durch die genaue Durchsicht, die er auf eine Menge eingelieferte Verdeutschungen von Prosaikern sowohl als Dichtern wendete. Eine etwas geringere Mühe erforderte seine Aufsicht über den poetischen Theil des Cotta'schen „Morgenblatts" (von 1827—1837), seine Besorgung des deutschen Musenalmanachs in Verbindung mit Chamisso (von 1833—1838), seine Herausgabe von W. Hauff's sämmtlichen Schriften, von W. Müller's vermischten Schriften und von N. Müller's Gedichten. Nimmt man aber zu diesen man=

nigfaltigen Beschäftigungen die Abfassung zahlreicher kritischer und wissenschaftlicher Aufsätze hinzu, die er außerdem einzeln in Tagesblätter verstreute, und bedenkt man den zeitraubenden brieflichen Verkehr, in welchen er aus jenen litterarischen Veranlassungen mit einer Menge naher und ferner Persönlichkeiten gebracht wurde, so erstaunt man billig über die ungemeine Rührigkeit dieses Mannes und muß ihn zu den fleißigsten Gelehrten rechnen, die jemals um unsere Nation sich nützlich und verdient gemacht haben.

Das theologische Studium, dem er nie ganz entsagt hatte, rettete ihn endlich aus dem geräuschvollen Leben, dessen Unbehaglichkeit er immer bitterer fühlte: im Jahr 1837 erhielt er eine Pfarrstelle in Gomaringen, einem ländlichen Orte zwischen Tübingen und der schwäbischen Alp. Aber auch hier, in diesem stilleren Aufenthalt, überließ er sich keineswegs dem Müssiggange. Vielmehr bezeugen die ununterbrochene Thätigkeit seines Geistes mehrere größere prosaische Werke, unter ihnen ein „Leben Schillers", zu dessen Darstellung er die erste Anregung im Jahre 1839 empfing, als er den Auftrag übernommen hatte, bei der Einweihung des stuttgarter Schillerdenkmals die Festrede zu halten. Nur seine Reiselust konnte er, minder belästigt in der neuen Amtsstellung, besser befriedigen. Von einem Besuche der Schweiz war 1839 die Frucht eine Beschreibung ihrer Ritterburgen und Bergschlösser; gemeinschaftlich mit seinem Busenfreund Uhland durchwanderte er im Herbst 1840 die Thäler des Rheins und der Mosel und 1841 begab er sich nach Dänemark und Schweden. Noch in dem nämlichen Jahre hatte er bei seiner Heimkehr die Freude, als Pfarrer an die Kirche zu St. Leonhard nach Stuttgart zurückversetzt zu werden; gleichzeitig wurde er Stadtdekan oder Superintendent des Kirchsprengels Stuttgart. Doch da seine Predigten für das spießbürgerliche Publikum, welches den größten Theil seines Zuhörerkreises ausmachte, zu gelehrt waren um vieles Wohlgefallen zu erregen, blieb er an dieses Pfarramt nicht gefesselt, sondern trat im Jahre 1845, wo er auch von Tübingen aus zum Doktor der Theologie ernannt wurde, in den Oberstudienrath ein. Als Mitglied des letztern starb er, durch einen wiederholten Schlaganfall plötzlich hingerafft, am 4. November 1850. Eine Reise nach Italien, die ihm schon bei Platens Lebzeiten im Sinne gelegen, war der schönste Sonnenblick, der ihm den letzten Zeitraum seines Lebens aufgehellt hatte. Im Uebrigen fuhr er bis zum Tage seines Todes fort, theils den Faden früher übernommener litterarischer Arbeiten weiter abzuspinnen, theils dem öffentlichen Wohle des gemeinsamen Vaterlandes seine begeisterte Theilnahme zu weihen; wie er denn wenige Stunden vor seinem Tode noch öffentlich zu Gunsten Schleswig-Holsteins das Wort ergriff.

Die Dichtkunst hatte Schwab nicht zu seinem einzigen Lebensberufe gewählt, vielleicht weil er kein so entschiedenes Talent in sich spürte, um Alles für dasselbe einzusetzen; nur nebenbei wollte er, wie die übrigen schwäbischen Dichter, dem Gott der Musen huldigen und einen geachteten Namen erwerben. Daher brachte er es auch nicht zur vollendeten Kunst. Einzig auf die Lyrik beschränkt, zeichnete er sich am meisten in der Romanze aus, einer Dichtgattung, worin er an Uhland sich mit größerem Geschick und Erfolge anschloß, als die übrigen deutschen Romanzensänger. Doch haben seine Poesien den besonderen Werth, daß sie durchweg, in Mängeln sowohl als in Vorzügen, den Stempel seines eigenen Charakters tragen: er schrieb einfach und schlicht, wahr und frei, wie er dachte. Nicht selten spiegelt er ein edles und erhabenes Feuer selbst im sprachlichen Ausdruck ab; was durch einen gewissen Glanz und kühnen Wurf der Rede bemerklich wird, obwohl sein Ringen nach Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt häufig mißglückt ist. Kurz nach seinem Tode bemerkte ein Zeitgenoß über ihn: „Schwab, von einem gewissen hausbackenen Dilettantismus nicht frei, war der echte schwäbische Magister, in Künsten und Wissenschaften wohlbewandert." Dieses Urtheil ist indeß nur theilweise richtig. Allerdings erblickte Schwab in einer festen, durch Amt und Würden unterstützten ehrbaren Häuslichkeit die sicherste Grundlage bürgerlichen Gedeihens; auch faßte er den Werth des Ehestandes in einer Weise auf, wie man selten thut, wenn er in folgenden Worten darüber sich äußert: „Das Phantasieglück mag in allewegen mit dem Hochzeitstage sinken, aber dafür beginnt eine verklärte Wirklichkeit, die das höchste Glück ist, nämlich in einer christlichen Liebe das Zusammenreifen für das Himmelreich, was wahrlich noch etwas viel Höheres ist als das Brautleben im Phantasiehimmel." Endlich darf man auch zugeben, daß viele seiner Gedichte nach Stoff und Ausführung eine hausbackene Färbung nicht verkennen lassen. Allein von einem verrotteten selbstgenügsamen Philisterthum war Schwab himmelweit entfernt. Das antike Element, worauf seine Bildung fußte, gab seinem Wesen eine tüchtige Grundlage; wie er persönlich nicht träumerisch und sentimental, eher heftig, lebhaft und aufbrausend war, so wies er auch aus seinen Gedichten einen verschwommenen Idealismus ab. Wie er ferner den Pietismus nicht mochte, so bekannte er doch eine aufrichtige christliche Frömmigkeit, für welche er gegen moderne Zweifel offen in die Schranken trat. Wie er endlich im schriftlichen und mündlichen Verkehr jüngere Talente durch Rath und That hochherzig aufmunterte, im Gegensatz zur kleinlichen Eifersucht anderer Autoren, so zeigte er überall in Vers und Prosa ein warmes Mitgefühl für die Geschicke nicht blos der eigenen Nation, sondern auch fremder Völker. Er hielt sich in diesem Stücke nicht an den engeren auf die Heimath begränzten Gesichtskreis Uhlands, sondern folgte dem von ihm hochgestellten Beispiele seines Jugendfreundes Platen. Der Styl seiner prosaischen Schriften zeugt von Streben nach Kunst, Klarheit und Anmuth; in seinen Reisehandbüchern hat er vornehmlich den gesunden Blick des praktisch einsichtigen Beschauers kundgegeben.

Lebensbeschreibung. Das Leben von G. Schwab von Klüpfel. Leipzig 1858.

Schriften. I. Gedichte. a. Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Würtemberg. Stuttgart 1819. b. Die Legende von den heiligen drei Königen. Stuttgart 1821. c. Gedichte. Stuttgart 1828—1829. d. Neue Auswahl der Gedichte. Stuttgart 1838. (Später neu aufgelegt.)

II. Uebersetzungen. a. Lamartines poetische Gedanken, metrisch übersetzt. Stuttgart 1826. b. Napoleon in Egypten, von Barthelemy und Mery, übersetzt. Stuttgart 1829.

III. Prosaische Werke. A. Erzählende Darstellungen. a. Buch der schönsten Geschichten und Sagen. Stuttgart 1836—1837. 2 Bände. b. Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums. Stuttgart 1838 bis 1840. 3 Bände. c. Schiller's Leben. Stuttgart 1840. (Alle drei Werke später neu aufgelegt.)

B. Reisehandbücher. a. Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Stuttgart 1823. b. Der Bodensee. Stuttgart 1827 (später neu aufgelegt). c. Die Schweiz mit ihren Ritterburgen und Bergschlössern. Bern und Chur 1839.

C. Sammelwerke. a. Erlesene Gedichte von Paul Flemming. Stuttgart 1820. b. Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit, eine Mustersammlung. Leipzig 1835. (Später neu aufgelegt.) c. Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage, eine Mustersammlung. Stuttgart 1842. 2 Bände.

Lied eines abziehenden Burschen.

Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein.

Fahrt wohl ihr Straßen grad' und krumm,
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Kneipen all' von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit euerm langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Ei grüß' euch Gott, Collegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Giebeldach
Siehst mir umsonst, o Carcer, nach.
Für schlechte Herberg' Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh' und schalle noch,
Leb' alter Waffenboden hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft!

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, schau' noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch' ich dir nicht bösen Lohn;
Such' dir nur einen Buhlen neu,
Doch sei er flott gleich mir und treu!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht ist mein Sinn, und frei mein Pfad,
Gehab' dich wohl, o Musenstadt!

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischem Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, sei's weil's muß,
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Der Reiter und der Bodensee.

1826.

(Mündliche Sage.)

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabt im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut' an den Bodensee;
Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braus't auf rüstigem Roß feldein,
Aus den Bergen heraus, in's ebne Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand,
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;
So flieget er hin eine Meil', und zwei,

Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See:
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, die sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grins't noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Deutschheit.

Sie tönen alle laut in mir zusammen,
Die reinen Hymnen vaterländ'scher Dichter;
In meinem deutschen Herzen wird es lichter:
Nicht schäm' ich mich von solchem Volk zu stammen,

Ob auch erloschen seines Muthes Flammen,
Doch immer aus geweihten Klängen spricht er;
Es hält der Kraft Ermunterer und Richter,
Der Dichtung Geist, die Seelen noch beisammen.

So schallet über die gefällten Eichen
Und über des gestürzten Haines Trümmer
Der Vögel lieblicher Gesang noch immer.

Sie singen ihre heil'gen Grabeslieder
Auf die gefall'nen Riesenstämme nieder,
Und Wiegensang den neu aufblüh'nden Zweigen.

Trost.

Wie ist sie mir erschienen
So bleich, so lieb im Traum!
So ernster edler Mienen
Sah ich sie wachend kaum.

Einst wird sie wiederkommen
So himmlisch hell und gut,
Im Himmel aller Frommen,
In höh'rer Liebesgluth.

Was ist's, wenn sie im Leben,
Von mir gewendet geht?
Ich will ihr gern vergeben,
Daß sie mich nicht versteht:

Besucht sie nur in Träumen
Mich noch auf dieser Welt,
Ist nur in Himmelsräumen
Ein Haus für uns bestellt!

Johann Gabriel Seidl,

ein vorzüglicher Lyriker österreichisch-deutscher Zunge, der auch mit Dramen und Novellen hervorgetreten ist, wurde am 21. Juni 1804 zu Wien geboren und gerieth durch des Vaters frühen Tod in eine sehr drückende Lage. Doch half er sich mit Schriftstellerei fort, studirte an der Wiener Hochschule zuerst die Rechte, dann die antike Sprachwissenschaft und erhielt im Jahre 1829 an dem Gymnasium zu Cilli in Untersteiermark die Stelle eines Professor, die er ein volles Jahrzehnt bekleidete. Eine Menge von Dichtungen in Vers wie in Prosa hatten ihm unterdessen einen glänzenden Namen erworben, worauf er nach der Kaiserstadt zurückberufen wurde: die Regierung übertrug ihm 1840 das Amt eines Custos an dem k. k. Münz- und Antikenkabinet. Rühmlich in seiner Thätigkeit fortfahrend, erlebte er im Jahre 1854 die Auszeichnung, daß der zu der herrlichen Composition des großen Haydn von ihm gelieferte Text von offizieller Seite als „österreichische Volkshymne" anerkannt ward. Hierauf (1856) erhob man ihn zum Schatzmeister der kaiserlichen Schatzkammer.

Neben seinem nächsten Landsmann und Zeitgenossen Johann Nepomuk Vogl die schriftstellerische Laufbahn betretend, wetteiferte Seidl mit ihm um den Preis: Beide glänzten nebeneinander wie ein Doppelgestirn, vorzüglich auf lyrischem Gebiete. Harmlos von Charakter, also gerade so beschaffen, wie man einen österreichischen Autor unter Metternich's Regiment wünschte, mußte Seidl schnell Ruhm und Beliebtheit in den heimischen Ländern gewinnen, der Ruf seines Namens auch bald nach dem übrigen Deutschland vortheilhaft dringen. Denn obwohl seine fruchtbare Muse nicht auf großartige Eroberungen in der Geisteswelt ausging, sondern in den engeren Kreisen sich bewegte, worin der Dichter selbst athmete, war sie doch der treue Ausdruck jener Epoche, die kaum noch daran denken durfte, das Große zu suchen. Möge man daher immer die formelle Unfertigkeit seiner poetischen, die Gehaltschwäche seiner prosaischen Darstellungen rügen: das Land, worin dieser Dichter sich hören ließ, die damalige Anschauung der Dinge überhaupt, seine eigene Lage und die Jugendlichkeit, welcher die meisten seiner Produkte angehören, brachte nichts Besseres mit sich. Ein Vorläufer der höheren Richtung, welche Anastasius Grün einschlug, war Seidl Niemandem hinderlich; er gab sich natürlich, einfach und naiv, wie er war, und das ist das vortheilhafteste Zeugniß für seine Bestrebungen. Auch war er dem Fortschritt und der Sprachkunst entschieden zugethan, wofür deutlich die Dichtungen sprechen, die er in niederösterreichischen Mundarten verfaßt hat.

Schriften. 1) Dichtungen. Wien 1826. 2 Bände. 2) Schiller's Manen! Bilder aus dem Dichterleben. Ebend. 1826. 3) Erzählungen. Ebend. 1828. 3 Bände. 4) Flinserln. Oestreichischi G'setz'ln, G'sangl'n und G'schichtl'n. Ebend. 1828—1839. 4 Hefte. 3. Heft. 2. Auflage 1838. 5) Bifolien. Dichtungen. Ebend. 1836. 4. Auflage 1849. 6) Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen. Ebend. 1836. 7) Dichtungen. Ebend. 1836—1838. 4 Theile. 8) Novelletten. Ebend. 1838. 9) Liedertafel. Ebend. 1840. 10) Laub und Nadeln. (Erzählungen.) Ebend. 1842. 2 Bände. 2. vermehrte Auflage 1845. 11) Gedichte in nieder-

österreichischer Mundart. Erste Gesammtausgabe. Ebend. 1844. 4. Auflage 1848. 12) Lieder der Nacht. Ebend. 1851. 13) Natur und Herz. Stuttgart 1853. 14) Bühnen-Localstücke: „'s letzte Fensterln", und „Drei Jahre nach'm letzten Fensterln".

Grablied.

Steig' hinunter in die Erde,
Ruh' im Frieden Gottes aus;
Zweifel, Kummer und Beschwerde
Fliehn vor diesem letzten Haus.

Nimm ein freundlich Angedenken
An die Lieben mit hinab,
Die dich weinend sehn versenken
In das stille, tiefe Grab.

Laß uns nicht verlassen stehen
Bis zur späten Wiederkehr,
Schweb' im leisen Abendwehen
Als ein Schutzgeist um uns her!

Zeig' uns, daß der Tod auf Erden
Nur ein düstres Märchen ist;
Daß erst die geboren werden,
Die des Grabes Wieg' umschließt.

Reich' uns aus dem ew'gen Leben
Die verjüngte Geisterhand,
Daß wir ahnend uns erheben
In das wahre Vaterland!

Laß den Gang zu deinem Grabe
Stets ein heilig Fest uns sein,
Das uns stärke, das uns labe,
Wenn wir ringen mit der Pein!

Wenn sich böse Stimmen regen,
O so ruf' uns warnend zu:
„Von der Höhe kommt der Segen,
In der Tiefe wohnt die Ruh'!"

Kein Echo.

Es war so schön am Berg, die Luft so klar,
Und jeder Athemzug ein Lebensjahr,
Und jeder Blick auf Thal und Höhn umher,
Um eine starke Lebensfessel mehr.

Und voll hinaus: was nur der Mund vermag,
Rief ich's vom Berg mit heißem Herzensschlag,
Weit über alle Wipfel, alle Höhn, —
Naturlaut, dacht' ich, muß Natur verstehn.

Dem engen Busen ward das Herz zu weit,
Ausströmen wollt' es seine Seligkeit,
Und das, wofür die Arme sind zu arm,
Den Lippen anvertrauen, voll und warm.

Und athemstill und lauschend stand ich da, —
Jetzt muß es wiedertönen fern und nah,
Muß mir's beweisen, daß es mich verstand,
Daß ich ein Ohr für meinen Jubel fand!

Ich horch' — und horche! ruhig bleibt's um mich,
Kein Echo kommt, kein Lüftchen reget sich.
Fort, fort! hinab! — Die Gegend hab' ich satt,
Die für mein warm Gefühl kein Echo hat.

Abschied.

Es ist nun einmal so gekommen,
Ich bleib' allein — du gehst von hier,
Halb wird das Leben mir genommen,
Doch leben werd' ich, glaube mir!

Ein dünner Faden ist das Leben,
Doch aber zäh, unendlich zäh';
Er überdauert Lust und Beben,
Er überdauert Wonn' und Weh.

Darum entschlage dich des Bangens;
Zieh ruhig — frage nicht um mich,
Trotz alles Hangens und Verlangens
Werd' ich auch leben ohne — dich!

Sieh jenen Vogel dort im Bauer,
Man grub ihm beide Augen aus,
Und dennoch lebt er, lebt in Trauer,
Und horch! er singt in seinem Haus.

Tritt hin, vermehre seinen Jammer,
Schlag ihm die Flügel auch entzwei:
Er lebt noch, hüpft in finstrer Kammer,
Und singt ein Schmerzenslied dabei.

Und so gedenk' auch ich zu leben
Beraubt zwar meines Augenlichts,
Zu schwach, die Schwingen mehr zu heben,
Doch leben werd' ich, fürchte nichts!

Und so gedenk' auch ich zu singen
Ein Schmerzenslied, ein Lied von dir,
Das mir ersetzte Licht und Schwingen —
Ich werde leben, — glaube mir! —



Johann Gottfried Seume,

ein Autor, welchem Charakter und Lebenserfahrung eine ehrenvolle Bedeutung selbst für die Poesie verliehen haben, merkwürdig durch eine Reihe theils freiwilliger, theils unfreiwilliger Abenteuer, die, verbunden mit allerlei Mißgeschicken und Strapazen, seine Kraft vor der Zeit erschöpften. Geboren am 29. Januar 1763 in Poserna bei Weißenfels und zwar von sehr armen Eltern, verlor er frühe seinen Vater und sah sich auf die Unterstützung eines Grafen von Hohenthal-Knauthain angewiesen. Nachdem er die Schule zu Borna, dann die Nikolaischule zu Leipzig durchlaufen hatte, wo er eine tüchtige altklassische Vorbildung erlangte, studirte er an der Leipziger Hochschule eine Zeitlang Theologie, wie beschränkt auch seine Mittel waren. Aber kaum achtzehn Jahre zählend, riß ihn eine unersättliche Reiselust fort, die ihn sein Lebelang kennzeichnete, und die ihn aus einer Gefahr in die andere führte. Er wollte zunächst Paris sehen, doch in Hessen-Kassel fingen ihn die von dem fürstlichen Seelenverkäufer angestellten Werber auf, die ihn über den

Ocean nach Nordamerika schleppten, wo er gegen die aufgestandenen und von England abgefallenen Colonien dienen, gegen Recht und Freiheit kämpfen sollte. Er selbst erzählt, wie er aus dem Söldnerheere glücklich entrann und nach Europa zurückkehrte. Kaum langte er auf deutschem Boden wieder an, so wiederholte sich der schmähliche Unglücksfall, nur daß er dießmal von preußischen Werbern aufgegriffen und als gemeiner Soldat nach der damals preußischen Küstenstadt Emden abgeführt wurde. Er versuchte zu fliehen, doch zweimal holte man ihn wieder ein; und nur mit Mühe wich er der auf Desertion gesetzten Todesstrafe aus; endlich ward es ihm gestattet auf Urlaub zu gehen, da ein Bürger von Emden für ihn gutsagte. Dank dieser edeln Vermittlung gelangte denn Seume im Jahre 1788 nach Leipzig zurück, wo er sein Brot durch Privatunterricht und Schriftstellerei zu gewinnen bemüht war.

Nach Verlauf von vier Jahren (1792) erwarb er sich den philosophischen Doktorgrad und erhielt 1793 eine Anstellung in Warschau: er ward Leutnant bei den russischen Grenadiren und Sekretär des Generals Igelström. Von der zweiten Theilung Polens mit ihren blutigen Kämpfen hatte er das Unglück Augenzeuge zu sein. Als nach dem Tode der Kaiserin Katharina II. (1796) seine Hoffnung schwand, in russischen Diensten befördert zu werden, verließ er Polen und kehrte in seine alten Verhältnisse nach Leipzig heim, wo er nunmehr auch durch Vorlesungen über klassische Litteratur zu wirken suchte. Auf einflußreiche Verwendung, damit seine äußere Lage zum Nutzen des Vaterlandes gesichert würde, durfte der einfache und biedere Mann, bei dem geistlosen Geschlechte jener Zeiten, das heute noch nicht ausgestorben ist, in keiner Weise rechnen. Es blieb ihm nichts übrig als mit einer Correktorstelle vorlieb zu nehmen, welche ihm Göschen, der wackere Leipziger Buchhändler, in seiner Druckerei zu Grimma darbot. Was Seume daselbst von seinem mühsamen Erwerbe durch Sparsamkeit erübrigen konnte, verwandte er auf die sehr berühmt gewordene Fußreise, die er, nach der Herausgabe seiner „Gedichte“, im Jahre 1801 antrat und unter dem Titel „Spaziergang nach Syracus“ ausführlich beschrieb und veröffentlichte: Oesterreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris umfaßte dieser in seiner Art merkwürdige Ausflug des kühnen Wanderers. Eine zweite und letzte große Reise, die er im Jahre 1805 unternahm, führte ihn über die Hauptstädte des russischen Reichs, Petersburg und Moskau, durch Finnland und Schweden; gleichfalls ward sie von ihm geschildert und unter dem Titel „Mein Sommer im Jahre 1805“ herausgegeben. Eine Weile setzte er noch in der Heimath, so getrübt deren Himmel auch war, hoffnungsvoll seine litterarischen Beschäftigungen fort, doch seine körperliche Gesundheit war gebrochen, er sah keine glück-

lichere Sonne mehr, weder für das Vaterland, noch für sich. Vergebens suchte er Hülfe in Teplitz, wo er am 13. Juni 1810, nach kurzem Gebrauche der Bäder, zur ewigen Ruhe einging.

Ein Mann von echtdeutschem Schrot und Korn, von einem durchaus geraden und ehrlichen Charakter, selbstständig, eigen und thatkräftig, wird Seume noch auf lange hinaus einer Jugend gefallen, die unverweichlicht und unverdorben ist. In seiner „sittlichen Energie", bemerkt Joseph Hillebrand treffend, „erinnert er an Schiller." Aber nicht so in seiner Dichtung, welche im Gegentheil dasjenige Element entbehrt, das die Richtung seines praktischen Lebens entschied: die Phantasie. Denn daß die letztere es war, die ihn ruhelos umhertrieb, geht aus dem Umstande hervor, daß er schon als halbreifer Jüngling in die Welt hinausflog, offenbar verlockt durch die sonderbaren Vorstellungen, die er sich von dem Zauber der Ferne machte. Es steht nicht zu bezweifeln, daß Seume, ein festes Ziel in das Auge fassend, zu Haus eine ganz andere und einflußreichere Rolle gespielt haben würde, wenn er dieselbe Energie, womit er die Welt durchirrte, dazu angewandt hätte, dem einheimischen Philisterthum seiner Tage sich auf den Nacken zu setzen. Von der Phantasie also schrieb sich jene namenlose Ungeduld her, die ihn nirgends lange rasten ließ; dazu kam dann die Enttäuschung, die Welt überall schlechter zu finden, als er es sich geträumt hatte. Uebrigens fehlte es ihm nicht an gesundem Verstande, womit er sich durch allerlei Gefahren kühn und glücklich hindurchwand.

Von dieser Phantasie ging wenig oder nichts auf seine litterarischen Arbeiten über. Er verfolgte als Dichter wie als Prosaiker den einfachen Zweck, zu nützen. In seinen Gedichten brachte sich denn auch der Verstand, geschärft durch das Studium der Kante'schen Philosophie, zur vorwiegenden Geltung. Was er lyrisch producirte, enthielt das Ergebniß seiner praktischen Lebenserfahrung; alle seine Poesien, mit wenigen Ausnahmen, tragen den Charakter eines kalt um sich blickenden Denkers, die Schwerfälligkeit des didaktischen Elements beraubt sie der Eleganz, sie sind insgemein hausbacken und nüchtern, wie seine in Prosa abgefaßten Schriften, worin er seine Erlebnisse und die daran sich knüpfenden Gedanken niedergelegt hat. Ein Stoiker in persönlicher Entsagung, war er im Grunde seines Herzens weder ein Menschenverächter noch ein kalter Philosoph; vielmehr schlug seine Brust mit inniger Wärme für seine Mitmenschen und für die Förderung ihres Wohles. Wie hätte er sonst, tiefen Gram über Deutschlands Erniedrigung fühlend, gleichzeitig mit Fichte (1808) die patriotische Flamme wider Napoleon anzünden können? Die meisten Strophen des 1810 geschriebenen Gedichtes passen auf Deutschland leider noch nach einem halben Jahrhunderte; ihr Ton erinnert an die von Rückert aus dem Schi-King übersetzten Klagen der Chinesen um den Verfall ihres Vaterlandes.

Schriften. 1) Gedichte. Riga 1801. 5. Ausgabe. Leipzig 1843. 2) Spaziergang nach Syrakus. Braunschweig und Leipzig 1802. 3 Bände. Neueste Auflage Leipzig 1851. 2 Bände. 3) Mein Sommer im Jahre 1805. Hamburg 1806. 2. Auflage 1815. 4) Rückerinnerungen mit Münchhausen. Frankfurt 1797. 3. Auflage 1823. 5) Miltiades. Trauerspiel. Leipzig 1808. 6) Nachlaß. Ebend. 1811. 7) Mein Leben. Fortgesetzt von Clodius. Ebend. 1813.

Gesammelte Schriften, herausgegeben von Zimmermann. 5 Bände. Wiesbaden 1823—1826. — Sämmtliche Werke. Fünfte rechtmäßige Gesammtausgabe in 8 Bänden. Mit Portrait. Leipzig 1853. — Dieselben, in Einem Bande. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Adolf Wagner. Ebend. 1835. 2. Ausgabe 1837.

An das deutsche Volk.

Im Jahr 1810.

Warum traf mich nicht aus einer Wolke
Gottes Feuer, eh' in meinem Volke
Ich die Greuel der Verwüstung sah?
Schmerzlich zuckt es mir durch die Gebeine
Bei der heißen Thräne, die ich weine,
Auf des Vaterlandes Golgatha!

Rechts und links zieht eine wilde Horde,
Mehr noch mit Zerstörung als mit Morde,
Die mit Spott das Aehrenfeld zertritt.
Jedes Rechtes blutige Verächter,
Geben sie zur Antwort Hohngelächter,
Wo sie kommen, kommt das Laster mit.

Städte rauchen unter ihrem Tritte,
Und vor ihnen flieht die gute Sitte,
Und von ihren Fäusten trieft das Blut,
Bleicher Schrecken zittert, wo sie wandeln,
Und die Hölle jubelt, wo sie handeln
Mit der Furien entmenschter Wuth.

Der mit blutigen Hyänenklauen
Ließ das Vorrecht seine Grube bauen,
War Verbrecher an der Nation.
Und der erste König, der erlaubte,
Daß man schändlich so das Volk beraubte,
Schwächling, und vergeudete den Thron!

Trennung, Eigennutz und Knechtswuth haben
Allen öffentlichen Sinn begraben,
Daß der Deutsche nur in Horden lebt;
Und daß dummheitstrunken diese Horden
Um die Wette sich für Fremde morden,
Daß die mildre Menschheit weint und bebt.

Unsre Frucht verzehren fremde Trosse,
Unsre Gauen mähen fremde Rosse,
Eine fremde Sprache zügelt uns.
Fremde Schergen treiben unsre Jugend,
Und mit tiefer, stummer Eselstugend
Fördert's links und rechts der edle Duns.

Offen stehn dem Untergang die Thüren,
Und wir prunken mit den Krebsgeschwüren,
Die ein Rachegeist uns zürnend schlug.
Unsre Werke sind nur Völkerfrohnen,
Und wir sind ein Spott der Nationen,
Kaum zu Satelliten gut genug.

Frommen sind dies Gottes Strafgerichte,
Weisen unsers alten Unsinns Früchte;
Wo der Eigennutz das Blutrecht hielt,
Wo zur Schmach und Schande seiner Würde,
Wer nur kam, sich loßreißt von der Bürde
Und den allgemeinen Beitrag stiehlt.

Was mit Blödsinn vor nicht vielen Jahren
Unsre Nachbarn, die Sarmaten, waren,
Sind wir selbst nun, und was sie jetzt sind,
Werden wir, gleich wildzerfleischten Heerden,
Andern Völkern zum Exempel werden,
Eh' ein Viertel-Säculum verrinnt.

Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit flieh'n wir, wie die Pest.
Eh' man öffentlich, was recht ist, ehret,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheeret,
Und die Volksschmach wird ein Freudenfest.

Unsre Edlen suchen fremde Ketten,
Wer soll nun das Vaterland erretten?
Jeder theilt sich gierig in den Raub.
Wo der blinde Eigennutz gebietet,
Wo man für Obolen Söldner miethet,
Bleibt man für den Ruf der Ehre taub.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürsten,
Blicken in die Wette unsre Fürsten,
Stolz auf Knechtschaft, hin in's fremde Land;
Kriechen dort in dem Clienten-Heere,
Haschen gierig nach Satrapen-Ehre,
Wo man ihnen ihre Fesseln wand.

Halbe Männer, die vor wenig Jahren
Nullen noch in ihrem Volke waren,
Treiben Deutsche mit dem Eisenstock.
Spott ist nun des Vaterlandes Weise
Und mit Zähneknirschen sinken Greise,
Zeugen bessrer Zeiten, in das Grab.

Werden unsre aufgehäuften Sünden
Nicht vielleicht noch einen Heiland finden?
Oder soll das Glück der Vormund sein?
Wen noch jetzt ein edler Zorn beweget,
Wem noch reines Blut im Herzen schläget,
Halt' es fluthend, heilig, heiß und rein!

Blicke, Genius des Vaterlandes,
Mit dem Licht gemeineren Verstandes
Auf die Hohen und das Volk herab,
Daß wir Einheit, Freiheit, Recht erwerben,
Oder alle die Geschwächten sterben,
Und die Weltgeschichte gräbt das Grab

Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecks übereis'ten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme,
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
Obdach hier in eurem Hause finden! —
Willst du mißgestaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens.
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
Wer ist draußen? brach mit Schreckentone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
Freund, im Walde hab' ich mich verirret,
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.

Kommt herein, versetzt der Unbekannte,
Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speis'te,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,

Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Löwenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte sein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
Haben wir vielleicht uns schon gesehen?
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
Seht ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen.
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Karl Joseph Simrock,

ein ausgezeichneter Germanist, Uebersetzer und Erneuerer althochdeutscher Dichtwerke, der auch als Lyriker und Epiker aufgetreten ist, wurde am 28. August 1802 in Bonn geboren, studirte daselbst und in Berlin die Rechtswissenschaft und trat im Jahre 1823 in preußische Staatsdienste. Doch nachdem er seit 1826 die Stelle eines Referendar in Berlin begleitet hatte, geschah ihm im Jahre 1830 das herbe Unrecht, wegen eines unmittelbar nach der französischen Julirevolution veröffentlichten Gedichtes aus seinem Amte entfernt und von dem öffentlichen Dienste seines Vaterlandes ausgeschlossen zu werden. Das leichte Liedchen, welches die fremde Tricolore feierte, unbedeutend an sich und ohne Poesie, verdiente eine so harte Strafe mit nichten, wie Karl Gödeke gründlich nachgewiesen hat. Denn vor dem Verdachte, daß der Verfasser kein guter Anhänger des Königthumes sei, mußte ihn schon eine einzige Wendung, die er gebraucht hatte, schützen: die „Deutung der blauen Farbe auf die Unterthanentreue.“ Die einfachen Gesichtspunkte indessen, welche den Verfasser rechtfertigten, wären, sagt Gödeke, offenbar durch die Wirkungen der sogenannten Schneiderrevolution verwischt worden, die damals in Berlin Lärm machte und ohne Chamisso's spöttisches Lied über dieselbe längst vergessen sein würde.

Die ihm auferlegte Buße hatte für seinen ganzen Lebensgang eine sehr ent-

scheidende Wirkung. Was ihn persönlich niederbeugen konnte, gereichte der deutschen Muse zum Vortheil, ihm selbst zum Ruhme. Denn Simrock zog sich als Privatgelehrter nach seiner Geburtsstadt Bonn zurück, um nunmehr sein Leben ungetheilt der Litteratur und Poesie zu weihen, auf deren Gebieten er schon früher sich einheimisch gemacht hatte. Das vornehmste Ziel, welches er während des nächsten zwanzigjährigen Zeitraumes verfolgte, bestand darin: die germanische Heldensage in einem großen epischen Kreise darzustellen. Ueber dieser schönen Beschäftigung, auf welche die revolutionären Gewitter von 1848 und 1849 ohne Einfluß blieben, rückte das Jahr 1850 heran, wo die deutsche Geschichte einen neuen Abschnitt begann, nicht eben den glücklichsten. Kaum durfte man in solcher Zeit hoffen, daß Talente noch anerkannt würden. Simrocks Verdienste indessen, sein fleißiges Ringen, sein unermüdliches Forschen konnte man nicht länger in Schatten stellen; auf ehrenvolle Weise erfolgte im Jahre 1850 seine Berufung zur Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Bonn. Seitdem lehrte und wirkte er auf den früheren Feldern rüstig fort, eine Frucht nach der andern einheimsend und vor die Nation legend, die vorzüglich seine Kunst bewunderte, den althochdeutschen Dialekt in den neuhochdeutschen umzugießen.

Nach drei Richtungen hin erstreckte sich die litterarische Thätigkeit Simrocks; er war erstens Germanist oder germanischer Philolog, welcher das deutsche Alterthum, dessen Sagen und sprachlichen Reste durchforschte; zweitens verneuhochdeutschte er eine Reihe althochdeutscher Meisterstücke und übersetzte altnordische Ueberlieferungen; drittens versuchte er sich als Dichter oder als produktiver Versifikator. Eine Art Mittelpunkt seiner Gesammtthätigkeit indessen, wenigstens in den Hauptstrahlen derselben, bildet das Reich der altgermanischen und altnordischen Dichtung. In erster Hinsicht reiht er sich durch Fleiß, Gelehrsamkeit und Scharfsinn den verdienstvollsten Arbeitern auf diesen Gebieten an; von dem, was er hier geleistet, möchte wohl seine Forschung über die „deutsche Mythologie" an die Spitze zu stellen sein. Dieses umfassende Werk beleuchtet die frühsten Ursprünge der altdeutschen und skandinavischen Götterlehre; doch hat es, ich will nicht sagen den Mangel, aber die bedenkliche Schattenseite, daß die bruchstückartigen Ueberlieferungen darin kritisch zersetzt werden, ohne daß wir am Schlusse der Untersuchung eine bestimmte Ansicht darüber gewinnen, was die alten Germanen und ihre Stämme eigentlich für Vorstellungen von Welt und Göttern besessen haben, und wie etwa die Grundlage von ihrem Glauben beschaffen gewesen ist. Um so weniger können uns, bei diesem negativen Ergebniß, die Simrock'schen Deutungen ansprechen, abgesehen davon, daß dergleichen Versuche heutzutage ein verfrühtes Wagestück sind.

In zweiter Hinsicht, die Art und Weise anlangend, wie Simrock sein poetisches Talent als Erneuerer oder Verneudeutscher altdeutscher Originalwerke verwerthet hat, gebührt ihm im Allgemeinen das unbedingteste Lob. Durch ihn sind die vorzüglichsten mittelalterlichen Reste, im Gegensatze zu jener unfruchtbaren und theilweise lächerlichen philologischen Behandlung, der Nation vermittelst der besten Popularisirung zugänglich, genießbar und nutzbar ge-

macht worden. Diese Reproduktionen sind so trefflich, daß sie mehr als alle Empfehlungen der Fachmänner dazu beitragen werden, das Volk auf die Lektüre der Originale hinzulenken. Er hat in jeder Beziehung den rechten Weg für dergleichen Arbeiten eingeschlagen, durch die gewissermaßen die Farben verwitterter Gemälde aufgetuscht werden; obenan dürfen wir seine Erneuerung des „Nibelungenliedes" stellen. Und zwar zeichnet er sich auf diesem Felde durch folgende Tugenden aus. Er kennt und versteht erstens das Original in seiner ursprünglichen Bedeutung überall scharf und besser als die meisten Kenner des Altdeutschen und solcher Uebersetzer, die ihm den Rang ablaufen wollen; er faßt die Urgedichte in ihrem poetischen Charakter auf, vermöge des ihm angeborenen Dichtertalents, das ihm Niemand absprechen wird und das zum mindesten größer ist als das eines Wollheim, Marbach, Beta und anderer Mitbewerber um den Kranz. Zweitens hält sich Simrock mit solcher Strenge an die Form des Originals, daß er nichts daran verändert, sobald es für das Verständniß des neuhochdeutschen Ohres nicht nothwendig ist; er weicht nirgends von Wort, Wendung und Rede des Textes ab, wo eine solche Abweichung nicht bedingt ist durch den Anspruch der Poesie und Klarheit, sondern zieht es vor, die alterthümliche Simplizität der Rede beizubehalten. Drittens besitzt Simrock und hat sich zu eigen gemacht eine beträchtliche Sprachgewandtheit, eine Herrschaft über Vers, Rhythmus und poetische Rede, die ihm jenes sorgfältige Anschließen an den Wortlaut der Originale wesentlich erleichtert und gelingen läßt. Von jenen Mitstrebenden erfreut sich Keiner einer ähnlichen Sprachkunstfertigkeit. Daß er hier und da noch schärfer verfahren konnte, möchte ich nicht bezweifeln; aber im Ganzen dürfte man ihn schwerlich übertreffen, am wenigsten im Nibelungentone, wie auch eine neueste für Schulen herausgekommene Probe von Eckhardt darthut, deren Streben nach größerer Genauigkeit mißglückt ist.

In dritter Hinsicht, seine dichterische Produktivität betreffend, bietet uns Simrock mancherlei Neues und Interessantes; er war, wie Gödeke ihn richtig charakterisirt, „am Studium der ältern deutschen Poesie aufgenährt und sein poetisches Wesen nahm die Innigkeit, Klarheit und anschauliche Gestaltung an, die den vorzüglicheren mittelhochdeutschen Dichtungen eigen ist." Ich möchte ihn deßhalb mit Friedrich Rückert vergleichen, denn wie dieser aus den Litteraturschachten des Orients, der Inder und Araber, eine Menge Ausbeute herausgeschlagen hat, so sehen wir, daß Simrock seinerseits aus den fernsten Denkmälern der grauen Vorzeit des Nordens zahlreiche Ideen, Vorstellungen und Erinnerungen herbeizieht. Soweit dieses nordische Element vorherrscht, haben seine poetischen Produkte eine gewisse Originalität, die sich theilweise bis auf ihre Formen erstreckt. Eine solche Vollendung aber haben sie nicht, daß sie für klassische Leistungen ersten Ranges gelten könnten: die Weise ihrer Originalität ist für uns heutzutag keine besonders anziehende, ihr Gehalt nicht so bedeutend, ihre Ausführung nicht so geschmackvoll, wie wir von Nationalwerken aus unserer Epoche beanspruchen. Ueber seine Lyrik zunächst wäre zu sagen, daß sie sehr objektiv gehalten ist; das würde als ein Lob erscheinen, wenn die Objektivität nicht das Maß überschritte. Schon Gödeke hat bemerkt, daß in Simrocks „epischen Produkten das lyrische Element gänzlich ausgeschlossen", aber „auch in seinen lyrischen so eng begrenzt sei, daß selbst hier der Epiker immer hervortreten möchte." In der That, eine für keine von beiden Dichtgattungen günstige Wahrnehmung, und Gödeke beruft sich zur Entschuldigung dieser Weise vergebens auf „die edle strenge Simplizität." Indem Simrock den nackten Stoff in nackten Zügen

auseinanderlegt und gleichsam die Sache für sich selbst reden läßt, fällt seine lyrische Darstellung hier zu dürr und dürftig aus, dort verläuft sie sich zu sehr in das Episch-Breite: in beiden Fällen entbehrt sie der Wärme. Auch die Berufung auf die Volksthümlichkeit in diesem Stücke würde nichtig sein, denn der volksthümliche Ton ist nie kalt, wenn er echt ist. Kurz, der „Herzschlag des Dichters" darf weder dem Lyriker noch dem Epiker fehlen; er fehlt dem epischen Homer ebenso wenig als das lyrische Element, und doch wird Homer ewig das größte Muster volksthümlicher Darstellung bleiben. Wenn ich nicht sehr irre, erklären sich die Schwächen Simrocks daraus, daß er in seinen Dichtungen, er mag wollen oder nicht, den trockenen gelehrten Alterthumsforscher herauskehrt, dem es hauptsächlich um die Rettung und Aufbewahrung einzelner seltener Charakterzüge zu thun ist. Das erkennt man auch an seinen *epischen* Gemälden. Unter diesen am interessantesten ist das umfänglichere Epos „Wieland der Schmied", von welchem Gödeke mit Recht sagt, es sei, „wiewohl es einen alten Stoff behandle, so leicht gedichtet, daß es ohne Anmerkungen und Erläuterungen verständlich" dastehe. Und der Styl des genannten Epos ist allerdings so beschaffen, daß der Nichtkenner der mittelhochdeutschen Litteratur geneigt sein könnte anzunehmen, er habe eine Art Uebersetzung oder Neuverdeutschung eines alten Originals vor sich; denn das Werk trägt ganz und gar das Gepräge einer mittelalterlichen Geisteserscheinung. Aber ist das der Stempel der echten Klassizität für unsere Litteratur? Mit nichten genügt es so zu schreiben wie die Väter oder Ahnen; wir müssen die Welt so darstellen, wie es die Zeit fordert, in welcher wir leben. Mit Fug und Recht begehrt man von einem genial-schöpferischen Dichter Weltbilder aus *seiner* Zeit, nicht die treue blanke Nachmalung einer vergangenen Epoche, die mit unserem Denken, Glauben und Fühlen in keiner recht innigen Verbindung mehr steht.

Schriften. 1) Das Nibelungenlied. Uebersetzt. Berlin 1827. 11. verbesserte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Stuttgart 1856. 12. verbesserte Auflage in Oktav. Ebend. 1859. 2) Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Uebersetzers. Berlin 1830. 3) Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen. Ebend. 1831—1832. 4 Bände. (Quellen des Shakespeare.) 4) Gedichte Walther's von der Vogelweide. Ebend. 1833. 5) Wieland der Schmied Heldengedicht. Bonn 1835. 3. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Stuttgart 1851. 6) Rheinsagen. Bonn 1836. 4. Auflage 1850. 7) Deutsche Volksbücher. Berlin und Frankfurt 1839—1855. 36 Stück. 8) Wolfram von Eschenbach. Parzival und Titurel, Rittergedichte. Uebersetzt und erläutert. Stuttgart 1842. 2 Bände. 2. Ausgabe 1849. 9) Shakespeare als Vermittler zweier Nationen. Probeband: Macbeth. Ebend. 1842. 10) Gedichte. Leipzig 1844. 11) Die ältere und jüngere Edda, nebst den mythischen Erzählungen der Skalde übersetzt und mit Erläuterungen begleitet. Stuttgart 1851. 12) Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache. Mit einer Uebersicht der Litteraturgeschichte. Ebend 1854. 13) Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Leipzig 1855. 2 Theile. 14) Handbuch der deutschen Mythologie. In drei Büchern. Bonn 1855. 15) Der Wartburgkrieg, geordnet, übersetzt und herausgegeben. Stuttgart 1858. 16) Heldenbuch. Ebend. 1843—1849. 6 Bände. I. Band. Gudrun. Deutsches Heldenlied. 3. verbesserte Auflage 1856. II. Band. Das Nibelungenlied. 12. verbesserte Auflage 1859. III. Band. Das kleine Heldenbuch. Inhalt: Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnere Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. Hugdietrich und Wolfdietrich. 2. vermehrte Auflage 1857. IV. V. und VI. Band. Das Amelungenlied. Inhalt: Wieland der Schmied. Wittich, Wieland's Sohn. Ecken Ausfahrt. Dietleib. Sibichs Verrath. Dietrich's Aufenthalt bei Etzel. Ravennaschlacht. Heimkehr.

Drei Tage und drei Farben.

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig ist die Zeit:
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit.

Weht am ersten noch die weiße Fahne,
Netzte sie der zweite roth mit Blut
Und der dritte sagt dem Unterthane,
Treue sei der Bürger höchstes Gut.

Weiß und Roth und Blau, das sind die Farben,
Die der Franke sich erstritten hat,
Denen die Pariser muthig starben,
Farben sind's des Reiches wie der Stadt.

Blau und Weiß und Roth, die lasset wehen
Von den Thürmen, von der Schiffe Bord,
Eure Thürme werden fest bestehen,
Eure Schiffe grüßet jeder Port.

Roth und Blau und Weiß, die mögt ihr tragen
Auf den Hüten, eurem Heer voran,
Eure Bürger werden stolz sich schlagen,
Der drei Tage denket Mann für Mann.

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig ist die Zeit:
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit.

Der versenkte Hort.

Es war einmal ein König,
Ein König an dem Rhein,
Der liebte nichts so wenig
Als Hader, Gram und Pein.
Es stritten seine Degen
Um einen Schatz im Land,
Und wären fast erlegen
Vor ihrer eignen Hand.

Da sprach er zu den Edlen:
Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euren Schedeln
Den Hort erkaufen sollt.
Ein Ende sei der Plage,
Versenkt ihn in den Rhein;
Da bis zum jüngsten Tage
Mag er verborgen sein.

Da senkten ihn die Stolzen
Hinunter in die Flut:
Er ist wohl gar geschmolzen,
Seitdem er da geruht.
Zerronnen in den Wellen
Des Stroms, der drüber rollt,
Läßt er die Trauben schwellen
Und glänzen gleich dem Gold.

Daß doch ein Jeder dächte
Wie dieser König gut:
Auf daß kein Leid ihn brächte
Um seinen hohen Muth;
So senkten wir hinunter
Den Kummer in den Rhein,
Und tränken frisch und munter
Von seinem goldnen Wein.

Friedrich Steinebach,

ein phantasiereicher Dichter österreichisch-deutscher Zunge, der sich vorzugsweise im dramatischen und novellistischen, aber auch im lyrischen Gebiete versucht hat, wurde in den glücklichsten Verhältnissen am 21. Oktober 1821 zu Wien geboren, wo sein Vater Joseph als Hof- und Gerichtsadvokat lebte. Doch schon im 8. Lebensjahre verlor er diesen, und als seine philosophischen Studien an der Wiener Universität beendigt waren, bestimmte ihn seine frühe Neigung zur Poesie, insbesondere zum Drama und zur dramatischen Kunst, dem Theater sich zu widmen. Schon hatte Franz von Holbein, der damalige Direktor des k. k. Hofburgtheaters, in Hinsicht auf Steinebachs glückliche Naturanlagen, zum Abschluß eines höchst günstigen Kon-

traktes sich bereit erklärt: da bewogen ihn die Bitten seiner Mutter, die bereits eröffnete Laufbahn eines dramatischen Künstlers, die sie für unsicher hielt, aufzugeben. Der Sohn that dieß mit schwerem Herzen und wandte sich den juristisch-politischen Studien zu. Als er dieselben im Jahre 1843 vollendet hatte, trat er in Staatsdienste über und behielt fortan als k. k. Beamter der Marine seinen Wohnsitz in der Kaiserstadt, die zahlreichen Reisen abgerechnet, die er in wissenschaftlichem Interesse durch die verschiedenen Kronländer Oesterreichs und durch ganz Italien unternahm. Zuerst an Zeitschriften und Taschenbüchern sich betheiligend, setzte Steinebach seine litterarische Thätigkeit so selbstständig wie möglich fort.

Ueber Steinebachs dramatische Leistungen, wofür ihn eine nachhaltige Vorliebe beseelte, läßt sich kein bestimmtes Urtheil fällen, da seine Stücke aus Censurrücksichten nicht aufgeführt werden durften. Er sah allmählig ein, daß es in unserm Zeitalter unmöglich sei, Bühnenwerke zu schaffen, wie sie dem Genius dieses Zeitalters entsprachen: der allgemeine Geistesdruck hinderte ihn, wie so viele Andere, an der freien Entfaltung großartiger Gemälde in dieser, wie dem Stande der Dinge nach eigentlich auch in jeder andern Dichtgattung. Zur Novelle übergehend, hatte er wenigstens das Glück, bei mehreren Preisaufgaben ausgezeichnet zu werden. Für die Lyrik endlich bemühte er sich den rechten Ton zu treffen, freilich eine ebenfalls sehr schwierige Aufgabe, der er kaum gewachsen war.

Schriften. 1) Dramen. a. Der Liebestraum. Ein Märchen. Wien 1845. b. John Norbi. Ein historisches Trauerspiel. Ebend. 1847. c. Imogen. Nach Shakespeare's „Cimbelin" bearbeitet. d. Thomas Morus. Ein historisches Trauerspiel. e. Leni Wind oder die Enthusiasten. (Eine gegen den überschwänglichen Jeny-Lind-Cultus zu Wien gerichtete Satire.) Wien 1847. — Das erste wie das letzte Werkchen wurden im Josephstädter Theater mit vielem Beifall gegeben. 2) Californien. Eine Novelle. Im Familienbuch Lloyd 1854 abgedruckt. 3) Das Schwarzblattel. Gedruckt im Volkskalender von Dittmarsch auf 1859. Außerdem andere Novellen in verschiedenen, zum Theil von ihm selbst redigirten Taschenbüchern, namentlich auch in dem gediegenen „Oesterreichischen Volkskalender" von J. N. Vogl; desgleichen eine Menge in Zeitschriften zerstreute lyrische Gedichte.

Das Lied der Weihe.

Einsam steh' ich und alleine
In der Welt mit meinem Schmerz,
Mir fließt keine Thräne, keine —
Und für mich schlägt hier kein Herz!

Kein Mutterarm hat mich getragen,
Und kein Vater mich geküßt,
Keine Zunge kann mir sagen
Wo für mich die Heimath ist!

Ach! es muß sich herrlich liegen
In dem heißgeliebten Arm,
Wenn uns gold'ne Träume wiegen,
Wenn sich löst der Seele Harm!

Doch mir ist kein Herz beschieden
Auf dem weiten Erdenrund,
Einsam ist mein Pfad hiernieden,
Einsam sink' ich in den Grund!

Auf mein Grab fall'n keine Thränen,
Daß ich war — weiß Einer nur —
Es verhallt mein Sein, mein Sehnen
Ohne Zeichen, ohne Spur.

Tief in der Erde!

Tief in der Erde! dort muß sich's liegen
Friedlich und kühl,
Hier muß man leiden, dulden und kriegen
Um — einen Pfühl
Tief in der Erde!

Tief in der Erde schweigen die Herzen
Regungslos kalt,
Ob sie einst jauchzten — oder brachen in Schmerzen —
Längst ist's verhallt
Tief in der Erde!

Tief in der Erde erst endet dein Sehnen,
Das dich durchglüht,
Denn für des Leidens ätzende Thränen
Ein Kräutchen nur blüht:
Tief in der Erde!

Tief in der Erde — unter dem Steine,
Der dich bedeckt,
Winkt dir der Friede mit himmlischem Scheine:
Liegst du gestreckt
Tief in der Erde!

Tief in der Erde möcht' ich auch liegen
Bin sterbensmüd' —
Droht ja mein Herz das Weh zu besiegen
Eh's noch verglüht
Tief in der Erde! —

August Stöber,

ein vorzüglicher Lyriker elsässisch-deutscher Zunge, wurde am 9. Juli 1808 zu Straßburg geboren und hatte einen jüngern Bruder, Namens Adolf, der ebendaselbst am 7. Juni 1810 das Licht erblickte und gleichfalls in der Lyrik mit Erfolg sich versuchte. August wählte das Lehrfach und wurde im Jahre 1841 als Professor am Collegium zu Mülhausen angestellt, Adolf widmete sich der Theologie und überkam in letztgenannter Stadt im Jahre 1840 ein Predigeramt. Die Brüder stammten von einem Vater ab, der ihnen einen bereits auf poetischem Felde berühmten Namen zubrachte; er hieß Daniel Ehrenfried, war zu Straßburg am 9. März 1779 geboren und begleitete daselbst die Stelle eines Advokaten bis zu seinem am 28. Dezember 1835 erfolgten Tode.

Die Geschichte der deutschen Poesie und Litteratur erkennt von diesem Straßburger Kleeblatt rühmend an, daß es seit Anfang dieses Jahrhunderts vor allen Stammgenossen am erfolgreichsten dazu beigetragen hat, in dem von dem Mutterlande losgerissenen Elsaß deutschen Geist lebendig zu erhalten und zu fördern. Und August hat sich wiederum unter den drei Stöbern durch seine anhaltende und vielfache Wirksamkeit für unser Schriftthum das meiste Verdienst erworben. Die Gedichte Ehrenfried's des Vaters, dessen Gedächtniß, wie Karl Gödeke anmerkt, in allen „elsässischen Patrioten theuer und unvergeßlich" fortlebt,

bestehen in einer Reihe von Liedern, die in Straßburger Mundart verfaßt sind, nachdem J. H. Voß und J. P. Hebel den Anstoß zu solcher provinziellen Formrichtung gegeben: sie charakterisiren sich, gemäß dieser Richtung, durch naive Volksthümlichkeit und angesichts Hebels durch eine im Allgemeinen minder wehmüthige Färbung. Beide Brüder dagegen werden von Gödeke kurzweg unter Deutschlands „beste Lyriker" gerechnet, welches Lob in so fern nicht unverdient ist, als sie die Hauptvorzüge der „schwäbischen Schule" theilen und über die letztere theilweise selbst in den Formen hinausgegangen sind. An dem jüngeren Adolf hebt der genannte Litterarhistoriker eine durchaus fromme, an die Mystik streifende Richtung hervor, wie sie seit Tauler in jenem Landstrich einheimisch geblieben sei; doch werde die Frömmigkeit dieser Poesie nie matt, weichlich, weinerlich, sondern bewahre immer den vollen kräftigen Ton, der so süß, so innig und so erfrischend sei, daß man ihn immer hören möchte. Alsdann vergleicht Gödeke die Brüder mit folgenden Worten: „August schlägt mitunter anmuthige, heitere, selbst schalkhafte Saiten an; Adolf übt die Poesie dagegen immer wie etwas Heiliges und Hehres, dem man nur mit feierlich gesammelter Seele nahen dürfe"; und deßhalb sei der Letztere ein Repräsentant heiligen deutschen Ernstes an den grausen Gränzmarken französischer Beweglichkeit und Ueppigkeit. Wenigstens spricht Adolf selbst über den erhabenen Charakter der Poesie in zwei Strophen „an Dichter und Leser" sich dahin aus:

Willst du dichten, — sammle dich,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete:
Daß du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor hauest.

Willst du lesen ein Gedicht, —
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest,
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Aus welchen Grundsätzen hervorgeht, daß Adolf, wirksam bis in die neueste Zeit, die edeln Muster deutscher Dichtung, nicht die modernen halbfranzösischen vor sich gestellt hat.

Schriften. A. des Vaters Ehrenhried Stöber. 1) Gedichte. Stuttgart 1821. 3. Auflage. 2) Das Leben Oberlins. Straßburg 1831.

B. August's Schriften. 1) Gedichte. Straßburg 1842. 2) Oberrheinisches Sagenbuch. Ebend. 1842. 3) Oberrheinische Sagen und Volkslieder. 1. 2. Heft. Ebend 1842. 4) Elsässisches Volksbüchlein. Kinder- und Volksliedchen, Spielereien, Sprüche und Märchen. Ebend. 1842. 5) Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen; nebst Gedichten und Anderm von Lenz und Goethe. Basel 1842. 6) Geschichte der schönen Litteratur der Deutschen. Ein Abriß zum Gebrauch in Gymnasien und hohen Bürgerschulen. Straßburg 1843. 7) Die Sagen des Elsaß. St. Gallen 1852.

C. Schriften von Adolf. 1. Zerstreute Gedichte. 2) Gemeinschaftlich mit August: Alsa-Bilder, vaterländische Sagen und Geschichten. Straßburg 1836. — Außerdem gab August mit Zetter (Otte) heraus: Elsässische Neujahrsblätter für 1843. Ebend. 1843.

Von August Stöber.

Der Münster in der Sternennacht. 1837.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wann vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkündst du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du, wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wirds auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden ist der Nacht entglüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimweh's um die längst vergang'ne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset, was das Heil gebunden hält.

Seliger Tod. 1839.

Es steht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fischerhaus.
„Du allerliebste Meine,
Du Meine,
Schau nur einmal heraus!"

Heraus will ich wohl schauen,
Auch treten vor die Thür,
Vorm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei dir!

„Und mag dir nimmer grauen,
So ist's die beste Zeit!
Und willst du ganz mir trauen,
Ja trauen,
Mein Schifflein steht bereit!"

Sie springen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind,
Ob alle Donner krachen,
Ja krachen,
Sie küssen sich so lind.

Ein Blitzstrahl kommt gefahren,
Der trifft die Zwei zugleich.
Leb' wohl, leb' wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum klaren Himmelreich!

Der Sturm der hat getrieben
Das Schiff hinab den Rhein
Wohl mit den todten Lieben,
Den Lieben,
In's weite Meer hinein.

Die Sonne schaut mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den grünen Wellen,
Ja Wellen
Treibet der Todtenschrein.

Von Adolf Stöber.

Gustav Adolf, der Schlangentödter.

Wer hüpft dort auf dem Wiesenplan
Und klettert keck den Berg hinan
Und springt von Fels zu Felsen?

Es ist ein Knäblein zart und jung,
Heißt Gustav, ist im wilden Sprung
Der Königsburg entlaufen.

Es klimmt hinauf, da steht es bald
Vor einem dichten finstern Wald
Und hört die Bäume rauschen.

Die Amme sieht's, vor Schrecken bleich,
Sie rennt durch Wiesen und Gesträuch
Und winkt dem losen Knaben.

„Halt an! halt an, du kleiner Schelm!
Hast ja kein Schwert und keinen Helm,
Zu kämpfen mit dem Drachen.

Geh' ja nicht in den Wald hinein,
Da lauern Schlangen im Gestein,
Die beißen dich zu Tode."

„So gieb mir eine Ruthe schnell,
Ich will erschlagen auf der Stell
Die bösen, bösen Schlangen."

Das wilde Knäblein alsobald
Hüpft munter in den finstern Wald
Mit einem langen Stecken.

Er sucht und raschelt hin und her,
Hat keine Schlange funden mehr,
Sind alle fortgeschlichen.

Das Vöglein im Gezweige lauscht,
Der Wind nur in den Aesten rauscht,
Darüber weint der Knabe.

Und wo man sprach von Drachenbrut,
Da schwang es zornig seine Ruth':
„Will euch zu Tode schlagen!"

Es ward ein frommer Königsohn,
Schon ruhte Schwedens alte Kron'
Auf seinen goldnen Locken.

Und als er einst im hohen Saal
Den Becher schwang am Festesmahl,
Da kam viel schlimme Kunde.

Wohlauf, wohlauf, du junger Held,
Im Felsgeklüft, in Wald und Feld
Die Natter zischt und rasselt.

Wohlauf mit deinem guten Schwert,
Entfleug, entfleug auf raschem Pferd
Ins deutsche Land hinüber!

Der König hüllte sich in Stahl
Und ritt wohl über Berg und Thal
Mit seinen treuen Mannen.

Er flog die Felder aus und ein,
Und brach hervor wie Nordlichtschein
In allen deutschen Landen.

Und ob der fälschen Schlangenbrut
Hat er oft frisch die Eisenruth'
Zu Gottes Ehr' geschwungen;

Bis Ein' ihn in die Ferse stach,
Da sank er von dem Rosse jach,
Der kühne Schlangentödter.

Thorwaldsen's Nachtbild.

Sieh, da schwebt sie, hangend im weiten Weltraum,
Ernst und schweigsam, mit den geschloss'nen Augen,
Ihr zur Seite flattert die Eule traumhaft:
Nacht ist ihr Name.

Und zwei Kindlein schlafen an ihrem Busen:
Tod und Schlummer heißen die Zwillingsbrüder.
Schuld- und sorglos, Mutter und Kindlein! ruhet,
Ruhet in Frieden!

Wachtelschlag.

Wie frisch erquickt, wie frisch erquickt
Der muntre Wachtelschlag,
Wenn's aus dem Kornfeld bickwerwickt
Am heißen Sommertag!
Das klingt aus voller Brust so hell,
Wie sprudelnd aus dem Fels ein Quell.

„Sei wohlgemuth! sei wohlgemuth!"
Das ist der Wachtel Rath.
„Brennt noch so heiß der Sonne Gluth,
Nur fröhlich bei der That!
Ein fröhlich Singen spät und früh
Versüßt des Tages Last und Müh'."

„Vertrau' dem Herrn! vertrau' dem Herrn!"
Das ist der Wachtel Ruf.
„Der Herr behütet gnädig gern
Die Saaten, die er schuf;
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getrost! der Herr im Himmel wacht!"

„Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!"
Das ist der Wachtel Lehr'.
„Die Felder sind zur Ernte weiß;
Gebt unserm Gott die Ehr',
Für jede Garbe Gott sei Dank!
Die unter eurer Sichel sank!"

„Vergeßt nicht mein! vergeßt nicht mein!“
Das ist der Wachtel Bitt';
„Und räumt mir auch ein Nestchen ein
Von eurem Aehrenschnitt!
Vergesset nicht des Armen heut,
Wenn euch der gute Tag erfreut!“

„Behüt' euch Gott! behüt' euch Gott!“
Das ist der Wachtel Gruß.
„Es kommt die bittre Wintersnoth,
Darum ich scheiden muß.
Der Herr bewahr' euch alle fromm,
Bis über's Jahr ich wiederkomm'!“

Christian Graf zu Stolberg

und



Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

Brüder von verwandter Begabung, klassische Lyriker aus der ersten Epoche des Wiedererwachens unserer Litteratur, zugleich als Uebersetzer der Griechen von ausgezeichnetem Verdienste, entsproßten aus einer Seitenlinie des gräflichen Hauses Stolberg-Stolberg. Ihr Vater, Christian Günther, gestorben 1765, war dänischer Kammerherr, Geheimrath und Oberhofmeister der Königin Sophie Magdalena von Dänemark; er sorgte für eine treffliche Erziehung beider Söhne. Sie studirten gemeinschaftlich in Göttingen von 1769 bis 1774 die Rechte, noch fleißiger aber antike und moderne Litteratur, geleitet von dem Geiste ihres Zeitalters ebenso wie von dem Drange ihrer Herzen angespornt, welche mit seltenem Feuer und mit der ganzen Aufrichtigkeit der Jugend für große Ziele schlugen und schwärmten. Zur höchsten Begeisterung ward ihr Trachten gesteigert durch jenen berühmten „Dichterbund“, der gerade in diesem Moment zu Göttingen sich bildete, und unter dessen

eifrigste Mitglieder sie gehörten. Klopstock war gleichsam das unsichtbare Haupt dieser Tafelrunde, Johann Heinrich Voß, Bürger, Hölty, Boie und mehrere andere Altersgenossen von gleicher Denkart umstanden die Brüder, die frühzeitig, wenigstens in der lyrischen Gattung, ihre produktiven Kräfte erprobten. Nach dem Abschluß ihrer akademischen Studien wurden die jungen Grafen an dem dänischen Hofe Kammerjunker, worauf sie im Jahre 1775 den bereits vielgefeierten Goethe in Frankfurt aufsuchten, welchen sie bewogen seine erste Schweizerreise mit ihnen anzutreten. Eine innige Freundschaft zwischen den drei Jünglingen kam jedoch nicht zu Stande, Goethe fand sich abgestoßen.

Als sie heimgekehrt waren, schieden sich äußerlich die Wege der beiden Brüder, ihre Hauptthätigkeit aber, die litterarische, verband sie für ihre Lebenszeit. Christian, der ältere, übernahm im Jahre 1777 die Amtmannsstelle zu Tremsbüttel in der holsteinischen Landschaft Stormarn, bekleidete sie bis zum Jahre 1800, gab sie dann freiwillig auf und zog sich mit dem königlich dänischen Kammerherrntitel auf sein Gut Wiedebye bei Eckernförde zurück. Daselbst starb er als Landrath am 18. Januar 1821, um mehr als ein Jahr seinen jüngern Bruder Friedrich Leopold überlebend. Dieser erhielt im Jahre 1777 die Stellung eines fürstbischöflich-lübeckischen bevollmächtigten Ministers an dem kopenhagener Hofe, ging 1789 als dänischer Gesandter nach Berlin, wurde 1791 Präsident der fürstbischöflichen Regierung in Eutin, wo sein Universitätsfreund Voß seit 1782 das Rektorat der gelehrten Schule inne hatte, und besuchte im nämlichen Jahre die Schweiz, Italien und Sicilien. Diese Reise, vielleicht auch sein früherer Verkehr mit Lavater in Zürich, hatte den talentvollen phantasiereichen Mann in religiöser Hinsicht umnebelt und auf pietistische Anschauungen hingeführt, die französische Revolution seit 1789 seine ehemals zur Schau getragene Freisinnigkeit in politischen Dingen vollends gedämpft und umgewandelt. Er war nicht mehr der Jüngling, der zum Göttinger Dichterbunde gehört hatte. Plötzlich legte der Graf im Jahre 1800 alle seine Aemter nieder, begab sich sofort nach Münster und trat daselbst mit seiner ganzen Familie, ausgenommen seine älteste Tochter Agnes, öffentlich zur römisch-katholischen Kirche über. Dieser Schritt, mit Erstaunen und Entrüstung im Publikum aufgenommen, verbitterte vielfach den Rest seiner Tage. Litterarische Arbeiten mochten ihm Trost bringen, nur Schade, daß sie nicht mehr dem Lichte der Vernunft dienten; wie sich denn auch bald nachher Friedrich von Schlegel auf gleiche schiefe Bahnen verirrte, das große Prinzip der Reformation mißkennend. Von Münster wandte der abgefallene Stolberg sich im Jahre 1812 nach Tatenfeld bei Bielefeld, schließlich nach seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück, wo er am

5. Dezember 1819 unter den schlimmen Eindrücken einer Schrift, die so eben sein Jugendfreund Voß gegen ihn herausgeschleudert hatte, aus dem Dasein schied. Den Glanz des alten Grafenstammes wahrte Christian, dem mit Blutströmen erkämpften Glauben der Väter treu.

Die gräflichen Brüder beherrschten, darf man geradezu sagen, eine Zeitlang den deutschen Parnaß: solchen Ruhm hatten sie gewonnen theils durch ihre lyrischen Produkte, theils durch ihre griechischen Studien. Ein Theil ihrer Romanzen und Balladen wurden in Musik gesetzt, zum Klavier und andern Instrumenten gesungen. Wenn sie auf diesem Gebiete mit Bürger zu wetteifern suchten, so hielten sie in ihren Oden die Klopstock'sche Richtung ein, und es mangelte ihnen weder Talent noch Neigung, die Leier zu schlagen. Da jedoch an ihrer Lyrik ein gewisser Mangel an Geschmack, im Einzelnen wie im Ganzen, noch mehr hervorstach als bei diesen Vorbildern ihrer Tage, so traten sie nach kurzem Glanze bald wieder in den Hintergrund zurück; sie wurden durch die lieblicheren und gehaltvolleren Klänge eines Goethe und Schiller in jeder Beziehung verdunkelt, ihre Oden insbesondere geriethen samt der Pflege dieser lyrischen Gattung überhaupt in Vergessenheit.

Gewöhnlich wird von der Kritik dem jüngeren Friedrich ein größeres Talent beigemessen als dem älteren Christian; dies mag in Betreff der Phantasiegabe richtig sein, nicht gilt es von des Paares allgemeiner Darstellungskraft. Daß bei Christian die letztere nicht geringer war, bewies er durch seine für die Entwicklung des deutschen dramatischen Styles einflußreiche „Verdeutschung des Sophokles", ein seltenes Meisterstück jener Epoche, welches seinen Ruhm bis in die neueste Zeit behauptet und verdient hat. Denn man übertraf dasselbe in seinem leichten und gefälligen Style keineswegs, als zum Nachtheil des Sprachfortschritts die „Schillerjamben" für die attischen Dichter, nach der Aufführung der Antigone durch Tieck seit dem Jahre 1840, samt dem „Schillerformat" Mode wurden. Eine Mode, die gewiß Schiller selbst am wenigsten gebilligt haben würde. Christian zeigt sich hier seinem Bruder, der die Ilias, einige Stücke von Aeschylos und Gespräche des Platon übersetzte, in der Auffassung und Reproduzirung des hellenischen Geistes dermaßen überlegen, daß man kaum bezweifeln kann, er würde auch in der selbstständigen Produktion mehr geleistet haben, wenn er seine Kraft ernsthafter anstrengen wollen. Er ist durchweg im Leben wie im Liede natürlicher geblieben als sein Bruder, dessen litterarische Leistungen so lange überschätzt wurden, bis man einsah, daß in ihnen die hohle Phrase sich vordränge.

Schon von Goethe und Schiller wurden die Brüder sehr scharf, aber auch sehr richtig beurtheilt. Als Friedrich (1788) die Thorheit hatte, Schiller's „Götter Griechenlands" auf eine durchaus freche Weise zu verwerfen, erschien zur spätern Vergeltung folgende Schiller-Goethesche Xenie wider ihn:

> Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
> Von dem Parnasse; dafür gehst du in's Himmelreich ein.

Die Wirksamkeit der Grafen lähmte, wie es bei den Brüdern Schlegel in ähnlicher Weise geschah, die Schwäche und Wandelbarkeit ihres Charakters. Daß sie als Mitglieder des Göttinger Hainbundes jugendliche Phantasten waren, die wie rasend für Freiheit schwärmten, um hinterher sich als ebenso einseitige Aristokraten zu entpuppen, könnte man bei der Stimmung und Anschauung des Zeitalters wohl verzeihen, wenigstens dem älteren, der nicht völlig

umschlug. Unverzeihlich aber war es, daß Friedrich unter die Dunkelmänner ging, die Glanzepoche unserer Litteratur angeiferte und durch seinen kirchlichen Uebertritt ein übles Beispiel gab. In der berühmten Schrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier", mochte J. H. Voß seinen Jugendfreund zu grausam züchtigen; denn Friedrichs neuere Richtung ging nicht aus unlauteren Absichten, sondern aus Schiffbruch des Verstandes hervor. Der Bekehrte war sein Lebelang weder wahr gegen sich selbst gewesen, noch über sich klar geworden.

Schriften. A. Von Christian. 1) Gedichte aus dem Griechischen. Hamburg 1782. 2) Sophokles. Uebersetzt. Ebend. 1787. 2 Theile. 3) Die weiße Frau. Sieben Balladen. Berlin 1814.

B. Von Friedrich. 1) Homers Ilias. Flensburg und Leipzig 1778. 2) Jamben. Leipzig 1784. 3) Die Insel. Ebend. 1788. 4) Reise nach Italien. Königsberg 1794. 4 Theile. 5) Die Westhunnen. Eutin 1794. 6) Platons auserlesene Gespräche. Königsberg 1796—1797. 3 Theile. 7) Vier Tragödien des Aeschylos. Hamburg 1802. 8) Ossians Gedichte. Ebend. 1806. 3 Theile. 9) Geschichte der Religion Jesu Christi. Ebend. 1806—1818. 15 Theile. 10) Leben Alfreds des Großen. Münster 1816. 11) Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift. Hamburg 1819—1821. 2 Theile. 12) Drei kleine Schriften. Münster 1818.

C. Gemeinschaftlich von Beiden. 1) Gedichte der Brüder Stolberg. Leipzig 1779. Später neu abgedruckt. 2) Schauspiele der Brüder Stolberg. Hamburg 1781. 3) Vaterländische Gedichte der Brüder Stolberg. Hamburg 1810. 2. Ausgabe 1815.

Gesammelte Werke der Brüder Stolberg. Hamburg 1821—1826. 22 Bände. (Ohne die Geschichte der Religion Jesu Christi.) — Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? (Im Sophronizon.) Von J. H. Voß. — Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Hofrath Voß. Von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. — Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe. Von J. H. Voß. — Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Von A. Nicolovius. Mainz 1846.

Von Christian.

Der Tod.

Antwort an meinen Bruder.

Tönet dir wahrlich, ohne Täuschung lieblich
Wie der Nachtigall Lied, des Todes Name,
Und wird dir sein rauschender naher Fittig
Schwanenfluch tönen?

Blumen umkränzen, wie sie dir nur blühen
Deine wallenden Locken, und den Becher,
Den mit Götterwein die Natur dir immer
Schäumender anfüllt:

Blumen des Bachs, der Wiese, pflückt die Freundschaft
Dir, den stolzeren Lorber dir die Muse,
Bald auch wird, schon röthelt ihr Rosenknöspchen,
Liebe dich kränzen!

Aber o wähnst du, daß der Liebe Rose
Selbst der süßesten, wenn nun endlich
Athemlos, mit schmachtendem feuchtem Auge,
Bebenden Lippen,

Die sich zu matten halbgeküßten Küssen
Kaum zu schließen vermögen! ach an deinen
Trunkenen Busen, Sie, die du liebest, die dich
Liebet, dahinsinkt!

Wähnst du, sie dufte, diese Rose, stärker,
Als das Rankengewebe, das mit tausend
Armen und kräuselnden Sprossen fester
Stets uns umschlinget?

Aufgang der Sonne flammet dir des Todes
Fackel? Sie, die der Ranken keiner schonen,
Und austrocknen würde die Borne meines
Lechzenden Lebens?

Daß, den du wünschtest, ich nicht fürchte, weißt du,
Kanntest lange den Durst in meinem Herzen,
Heldentod einst in der gerechten Feldschlacht
Blutig zu sterben.

Siehe schon schwebt Er! — Ha ich kenne deines
Fittigs Todesgesang: mich schreckt nicht, Droher,
Deine Rechte! Trennung von meinen Lieben,
Droher, die schreckt mich!

Leben, o leben will ich! wenn gleich oftmal
Schwarze Wolken mich hüllen. Schwestern, Freunde,
Leben! mein braunlockiges Weib, mein Bruder,
Leben, o leben!

Aber wenn — doch der Menschheit Loos verbeut es!
Wenn zugleich dem vertrauten Häuflein winkte
Er, der Ruhegeber, ich säh' ihn lächelnd:
„Bruder er schreckt nicht!“

An meine sterbende Schwester.

Rosenknospe! so schön blühete keine noch
Von den Töchtern des Mai's, denen der Morgenthau
In den duftenden Busen
Schimmer träufelt und Lenzgeruch.

Und nun neigst du herab, Rose, dein lechzendes
Ach, dein welkendes Haupt! Wenige Sonnen nur;
Und du blühest, o Schönste,
Schöner wieder in Eden auf!

Labung thauen auf dich, kühlende Labung dann
Lebensbäume hinab; Lüfte der Sommernacht
Weht die Palme des Sieges
Dann entgegen der Dulderin!

Deiner Leiden entkeimt jedem ein blühender
Zweig zum Kranze des Lohns, der dich umflechten soll!
Wie so heiter, o Beste?
Zeigt dein Engel den Kranz dir schon?

Weinend naht' ich und sank sprachlos an deine Brust;
Lächelnd küßtest du mich, aber nur bitterer
Floß die Wehmuth, und netzte
Deine Wange, Geliebteste!

Von Friedrich Leopold.

Romanze.

In der Väter Halle ruhte
Ritter Rudolphs Heldenarm!
Rudolph, den die Schlacht erfreute,
Rudolph, welchen Frankreich scheute,
Und der Saracenen Schwarm.

Er der letzte seines Stammes
Weinte seiner Söhne Fall;
Zwischen moosbewachsnen Mauern
Tönte seine Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greises Trost und Stab.
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenster schien;
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn.

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt im eignen Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfochtnen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Einst beim freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand;
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühten
Zorn und Liebe, Funken sprühten
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooß:
Albrecht, nimm! Zu dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!
Kaum gesagt, schon flog sein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig und bestieg sein Roß;
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die der Lieb' und ihm zur Ehre
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Stral;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde
Und die Hirsche floh'n in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah den edlen Albrecht sinken —
Sank wie Albrecht, und erblich.

Bang von leiser Ahndung spornte
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer,
Eilet in der Schöne Kammer,
Starrt und stürzt sich in sein Schwert.

Rudolph nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zween lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied in stillem Harm.

Der Harz.

Herzlich sei mir gegrüßt, werthes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes,
Denn das flache Gefild' umher!

Dir gab Mutter Natur, aus der vergeudenden
Urne, männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens, und strömt in den genügsamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schaafe weiden die Trift; auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der schirmende Forst deinem erhabenen
Nacken schattet! er nährt stolzes Geweihe dir!
Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt.

Dein wohlthätiger Schooß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns,
Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schützt.

Dir giebt reinere Luft, und die teutonische
Keuschheit, Jugend von Stahl; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung;
Felsen jauchzten zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Hermann vermahm's! Sturm war sein Arm! sein Schwert
Wetterflamme! betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruskia, dir! furchtbar und ewig steht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! Donnernd verkünden dich
Freiheitsschlachten! und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

Warnung.

Klage nicht einer, dem des Weibes Liebe
In dem häuslichen Schatten freundlich lächelt,
Ob auch Wog' auf Woge des Jammers Fluthen
Ueber ihn strömten!

Ach, er versinkt nicht! Wie der Frühe Thränen
Vor der steigenden Sonne schnell versiegen,
So verfliegen Fluthen des Jammers vor dem
Lächeln der Liebe.

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
O, begrüßet den Tag mit Freudenthränen,
Wenn sein junges purpurnes Licht des Weibes
Schlummer verkläret.

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
Freudeweinend begrüßt den stillen Abend,
Eh' ihr sanft im wankenden Schein der Lampe
Neben ihr schlummert.

Schauet mich an! denn glücklicher war keiner!
Was ein Bettler sich träumt, ein Kaiser mißbraucht,
War wie schlechte fliegende Spreu bei meiner
Fülle zu achten.

Denn du warst mein, du Süße! mein, du Traute!
Du Holdselige, mein, mit Taubenaugen!
Mein das liebevollste der liebevollen
Weiblichen Herzen!

Sinnend und freundlich, aus der Liebe Kunkel
Spann sie glänzende Faden meiner Wonne;
Und die Tage glitten im Strom des Lebens,
Wellchen auf Wellchen.

Wellchen auf Wellchen trieb den kleinen Nachen,
Wo selbander mit mir die Holde schwebte;
Blickt' ich seitwärts, siehe, so zeigten helle
Wellchen ihr Antlitz.

Seliger war nicht Einer! — doch vermaß sich
Manches Wunsches der Thor, und spannte Segel
Manchem Lüftchen täuschender Hoffnung, spähte
Rechtshin und linkshin.

Siehe da holte Gott im schnellen Wetter
Seine Agnes von ihm! — Nun steht er einsam
Auf der Scheiter, starret umher, und rufet
Worte der Warnung:

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
Preisend öffnet den Blick, und schließt ihn preisend,
Schließt das Narrenpförtchen des eitlen Herzens
Jeglichem Wunsche! —

Vater der Liebe, den die Thräne sühnet,
Laß mich weinen, so lang mein Auge schauet!
Wenn's im Tode brechend erlischt, so führe
Agnes, zu dir mich!

Adelheid von Stolterfoth,

eine vorzügliche lyrische Dichterin von umfassender Weltanschauung, wurde am 11. September 1800 in Eisenach geboren und erhielt ihre erste Ausbildung in Erlangen. Später unabhänging als Stiftsdame zu Birken, nahm sie ihren Aufenthalt bald in Geisenheim, bald an irgend einem andern Orte der schönen Rheinufer, harmlos der Poesie und Litteratur hingegeben, aber nicht minder sich erfreuend an der Herrlichkeit der Natur. Eine solche Richtung des Geistes erklärt zugleich ihre Reiselust, die sie nach Italien führte, nach der Schweiz, Tyrol und andern sehenswürdigen Landstrichen. Endlich vermählte sie sich im Jahre 1844 mit dem Freiherrn und Geheimrath von Zwierlein, aber der Tod entriß ihr schon nach kurzem Zeitraume ihren Gatten.

Eine Dichterin mit offenem Blick für die Welt, mit Freiheit der Anschauung und reichem Gemüth, schreibt sie nicht aus Modesucht, sondern aus Drang und Fülle ihres eigenen Wesens. Sie ruft die wunderbaren Erinnerungen der sagenhaften Vergangenheit durch die lyrische und epische Muse zurück, malt die wechselnden Erscheinungen staatlicher Zeitverhältnisse, die sie mit reger Aufmerksamkeit verfolgt, zeichnet die bunten Eindrücke interessanter Naturscenen, die sie beobachtet, und spiegelt das Seelenleben ihres eigenen vielfach bewegten Innern ab. Die Bilder, die sie giebt, mögen nicht selten den Standpunkt einer Frau verrathen, sicher aber ist es der Standpunkt einer außerordentlichen und seltenbegabten Frau, und ihre Farben sind treu und wahr, wenn ihre Persönlichkeit vorwaltet, und auf objektivem Gebiete nicht schwächer als die manches schwäbischen Sängers. Was sie insbesondere charakterisirt, ist ihre Vorliebe für den Rhein und dessen Sagenkreis; doch holt sie auch aus den verschiedensten andern Regionen die Stoffe der Romanze und Ballade herbei. Die Form ihrer Gedichte anlangend, bemüht sie sich um deren künstlerische Gestaltung mit solchem Glücke, daß sie „manchen Mann" eines Zeitalters übertrifft, welches den traurigen Vorzug hat in der Unform die natürliche Form zu erblicken und wo sich Kunst zeigt über Unnatürlichkeit zu krächzen. Am allerwenigsten hatte gerade sie den Vorwurf verdient, den ihr im Jahre 1843 Karl Gödeke machte, indem er hinwarf, es fehle ihr „das rechte Wort", mit einer sehr unglücklichen Anspielung auf eines ihrer Gedichte, welches diese Ueberschrift trägt und keineswegs mißlungen ist. Eine Dichterin, die schon im Jahre 1831 die Kühnheit hatte zu Gunsten Platens sich auszusprechen, als dieser von hämischen Unkritikern umringt war, legt ein unzweifelhaftes Zeugniß davon ab, daß sie nicht allein Größe der Gesinnung und Wahrheitsliebe besitzt, sondern auch erkannt hat, daß die Kunstform selbst die besten Diamanten nicht verdunkle.

Schriften. 1) Zoraide. Frankfurt 1825. 2) Alfred. Romantisch-episches Gedicht in acht Gesängen. Wiesbaden 1834. 2. durchgesehene Auflage. Frankfurt 1840. 3) Rheinischer Sagenkreis. Frankfurt 1835. 4) Rheinisches Album. Mainz 1838. 5) Rheinische Lieder und Sagen. Ebend. 1839. 4. vermehrte Auflage Frankfurt 1859. 6) Beschreibung, Geschichte und Sagen des Rheingaues und Wisperthales. Mainz 1840. 7) Burg Stolzenfels. Romantische Dichtung. Frankfurt 1842.

Das rechte Wort.

Tief auf des Rheines Grunde,
Da liegt ein goldner Hort,
Du findest ihn zur Stunde,
Weißt du das Zauberwort,
Das rechte Wort, zu halten
Mit einem einz'gen Klang,
Die mächtigen Gewalten
Des Strom's in seinem Gang.

Im Thale liegt vergraben
Ein Schwert, das immer siegt,
Und wer es könnte haben,
Hätt' bald die Welt bekriegt.
Ein Wort nur muß erschallen,
Dann springt der Boden auf,
Und aus den Felsenhallen
Glänzt hell der Stahl herauf.

Und droben auf den Bergen,
Da liegt in dunklem Schacht
Ein Schlüssel, der von Zwergen
Und Gnomen wird bewacht;
Er öffnet alle Pforten,
Und ist auf immer dein,
Weißt du von tausend Worten
Das rechte nur allein!

Wie hab' ich schon gesonnen
Vergebens manches Jahr,
Und Wort um Wort begonnen
Bis es ein Liedlein war.
Doch immer noch verborgen
Sind Schlüssel, Schwert und Hort,
Und was ich sang mit Sorgen,
War nie das rechte Wort.

Kaiser Karl.

Der König schaut vom Thurme
Mit ernstem Angesicht,
Rings dräut ein Heer zum Sturme,
Doch ihn bekümmert's nicht.
Sein Purpurmantel flattert in den Winden,
Die Krone drückt sein greises Haupt nicht schwer:
Voll Glut umher
Rollt noch sein Blick, nur Einen Feind zu finden.

Noch sieht er nicht den Einen,
Vor dem sein Herz erbebt.
Die Kleinen und Gemeinen,
Von niedrem Stoff gewebt,
Sie stürmen an die hochgethürmten Mauern,
Zerschellen sich das jochgewöhnte Haupt,
Und lichtberaubt
Sinkt Schaar um Schaar in blut'gen Todesschauern.

In zwanzig wilden Schlachten
Hat er gekämpft, gesiegt,
Wird sich sein Stern umnachten,
Weil Karols Banner fliegt?
Er wird's, er wird's! mit dumpfem Ahnungsgrauen
Blickt er hinunter auf das Todtenfeld.
Wo weilt der Held?
Er fürchtet ihn, und wünscht ihn doch zu schauen.

Ha! durch die Feindesschaaren
Ertönt ein Freudenruf,
Die schon gefallen waren,
Zerstampft von Rosses Huf,
Die niedersanken, blutig und zernichtet,
Sie schauen freudig einmal noch zurück
Schon naht ihr Glück,
Schon naht sich Karl, von Siegerglanz umlichtet.

Getrennt vom Kriegertrosse,
So naht er dort — allein!
Er sitzt auf weißem Rosse,
Der Panzer hüllt ihn ein.
Den Helm von Stahl umspannt die goldne Krone,
Hell glänzt das mächt'ge Schwert in seiner Faust,
Ein Schlachtlied braus't
Aus seinem Mund, dem Feind umher zum Hohne.

Und seinem Blick entsprühet
So wunderbarer Glanz,
Daß Alles vor ihm fliehet
Im wilden Todtentanz.
Vor seinem Namen beben alle Herzen,
Ein dumpfer Schreckensruf durchtönt das Feld,
Er ist ein Held,
Ein Held der Geister, groß in Lust und Schmerzen.

Und von dem Thurm steigt wieder
Der König ernst und bleich,
„Auf, laßt die Brücke nieder,
Die Pforten öffnet gleich,
Mein Stern versinkt, ich seh' ihn niedergehen,
Er glänzte lang genug durch Sturm und Nacht,
Der Sonne Pracht
Steigt dort empor, wer kann ihr widerstehen?"

Und seine stolze Krone,
Er nimmt sie von dem Haar,
Pipin's gewalt'gem Sohne
Bringt er sie selber dar.
Nimm hin die Krone zu den andern Kronen,
Nimm hin den Purpur zu der andern Gluth,
Einst rauscht die Fluth
Des Zeitenmeers auch über deinen Thronen!"

Viktor von Strauß,

ein talentvoller Dichter, der sich in allen Gattungen poetischer Darstellung versucht hat, wurde am 18. September 1809 zu Bückeburg von bürgerlichen Eltern geboren und trat nach Beendigung seiner akademischen Studien in Staatsdienste. Schon frühzeitig begann er seine dichterische Produktivität zu erproben, die er, nachdem er 1832 zum Archivrath in seiner Geburtsstadt ernannt war, bei freier Muße fortsetzte. Kurz nach den Revolutionsjahren von 1848 und 1849 ließ er sich den Adel erneuern: ein Schritt, dessen Motive nicht deutlich vorliegen, wenigstens aus dem Geiste seiner Schriften nicht recht erklärbar sind.

Obwohl Strauß keine sehr bedeutenden Lorbeeren gesammelt hat, verdient seine Poesie doch viele Anerkennung aus zwiefacher Rücksicht. Erstlich gehört er unter diejenigen Dichter und ausgezeichneten Köpfe, die für die Erweckung echtdeutscher patriotischer Gesinnung wirkten, ohne in Extreme zu verfallen; er trug nach Kräften dazu bei, das Gefühl für Deutschlands Größe und Freiheit zu beleben. Zweitens ragt dieser Dichter weit über die Halbdichter des Tages dadurch hinweg, daß er nach künstlerischer Form der Darstellung nicht allein strebte, sondern auch eine gewisse Vollendung erreichte. Für dieses doppelte Lob zeugen seine Lieder, vorzüglich aber sein Hauptwerk „Richard", ein Epos in Hexametern, worin er den von den Freiheitskriegen ausgegangenen nationalen Auf- und Umschwung feiert, während es zugleich den ersten kühnen Versuch bildet, in reingehaltenen Sechsmessern einen durchweg epischen Ton zu gewinnen, was Platen für unmöglich erklärt hatte. Stellenweise liest sich denn auch wirklich diese Dichtung ohne Anstoß, den Forderungen der Kunstweise entsprechend. Zuweilen aber schmeckt sie holzäpfelartig und verliert sich, wie auch seine Lyrik, in eine prosaische Färbung. Ueberhaupt weiß er aus einem gewissen Mangel an Geschmack und weil er die Form nicht ganz sicher beherrscht, die der Wirklichkeit entnommenen Anschauungen häufig nicht auf rechte Weise zu verklären. Seine Uebersetzung der Sophokleïschen Antigone verdankt ihren Ursprung lediglich der von Tieck veranlaßten Mode, daß jeder Versifikator sich an dieses oder sonst ein attisches Drama zu wagen die Kühnheit hatte.

Schriften. 1) Katharina. Trauerspiel. Halle 1828. 2) Theobald. Ein Roman. Bielefeld 1839. 3 Bände. 3) Gedichte. Ebend. 1841. 4) Richart. Zwölf Gesänge. Ebend. 1841. 5) Antigone von Sophokles. Ebend. 1842. 6) Lieder für die Kirche. Ebend. 1843. 7) Gudrun. Ein Schauspiel.

Der geheime Bund.

Laut an offner Tafelrunde,
Wo auch Horchern nichts entschlüpft,
Singen wir von einem Bunde,
Den wir heimlich angeknüpft.
Willkür und Gewalt erschrecken,
Wenn er handelt, wenn er spricht,
Doch er ist nicht zu entdecken,
Zu zersprengen ist er nicht.

Sonst geschah's, daß man im Dunkeln
Sich mit Hand und Mund verschwor,
Sich berieth beim Sternenfunkeln,
Sich besprach von Ohr zu Ohr.
Andre Zeiten, andre Leute!
Denn die Leute sind die Zeit.
Frank und frei bekennt man heute
Diesem Bunde sich geweiht.

Und so lassen wir ihn leben!
Daß er sich in seiner Macht
Wie ein Löwe mög' erbeben,
Der aus seiner Ruh' erwacht;
Daß er wie die Sonne wandle
Nach des Morgens Purpurlicht;
Daß er wachse, wirke, handle,
Bis die letzte Fessel bricht.

Leise keimt's in seinen Saaten;
Ja, die Ernte kommt heran,
Und wir dürfen ihn verrathen,
Den man nicht verrathen kann;
Von des Rheines goldnen Fluthen
Bis an Polens blut'gen Sand
Ist's der stumme Bund der Guten
Für ein freies Vaterland.

Fröhlicher Fortgang.

Treu' und Lieb' und Lieb' und Treue,
Sage, giebt's ein schönres Band?
Ohne Furcht und ohne Reue
Schlang die Hand sich in die Hand.
Uns ist nicht die Zeit verschwunden,
Da ich sprach das erste Wort.
Erster Liebe goldne Stunden
Spinnen sich unendlich fort.

Streben ist ein ewig Irren,
Doch die Stunde will ihr Recht,
In des Lebens krause Wirren
Reißt sie fort wie zum Gefecht;
Aber eh' im Weltgedränge
Blick und Schritt ermatten muß,
Führst du mich zu holder Enge,
Wie des Friedens Genius.

Und es mehrt sich das Gelungne,
Und es schließt um uns heran
Dem Errungnen das Errungne
Mehr und mehr sich freundlich an.
O wie wird der Himmel heiter,
Den wir einst so trübe sahn!
Unser Weg wird täglich breiter,
Täglich sichrer unsre Bahn.

Und so klimmen wir allmälig
Unsres Lebens Berg hinauf,
Sterne winken uns unzählig
Und bestimmen unsern Lauf.
Auch die fernsten Tage schicken
Heitre Bürgschaft treuer Art:
Bis sie in der Kinder Blicken
Wunderlieblich offenbart.

Widmung.

Also ein Traum blos wär's mit den Tagen der Helden gewesen?
  Mit dem begeisterten Volk nur ein dämonisches Spiel?
Weil das verheißene Land noch liegt im Nebel der Ferne,
  Hätt' uns göttliche Huld nicht von Egypten erlöst?
Weil wir der Zeit noch harren, das künftige Haus zu errichten,
  Flammete Feuer des Herrn nicht in der Wüste voran?
Lasset in Dagons Tempel die heilige Lade verschließen!
  Siehe, der Abgott stürzt und er zerschmettert vor ihr.

Gott schritt über die Berg' und sie wanketen, blutigen Regen
  Strömet' er über das Thal, Blitze zerrissen die Nacht;
Aber mit segnender Hand ausstreuet' er göttlichen Samen,
  Langsam keimet er zwar, aber er keimet gewiß.
Ob er der Frucht zureift? Fragt euch, ihr Söhne der Heimat!
  Eueren Händen allein wurde die Pflege vertraut.
Kehret der Sämann einst, in der Hand die geschliffene Sichel,
  Will abernten und trifft leer die beackerte Flur:
Weh' euch Säumigen, weh' euch Müssigen! Ihm in den Händen
  Wandelt erbarmungslos Sichel in Geißel sich um,
Und es verhüllen die Geister das Antlitz vor der Bedrängniß,
  Welche der Strafende dann über die Trägen verhängt.
Doch wer ist der Prophet, die verborgene Schrift zu entziffern,
  Welche der Herr eingrub in die Geweide der Zeit?
Und wann kommt der Homer, der die Thaten besingt, die den ehrnen
  Napoleonischen Bau kräftiglich niedergestürzt?
Möchten sie bald aufgehn und die schlafenden Geister entzünden,
  Daß wir erstehn, Ein Volk, tüchtig, lebendig und frei,
Drin kein pfäffischer Trug die Regierenden ferner umschleiche,
  Ihnen zu stehlen das Herz eines getäuschten Geschlechts.
Drin die ererbete Treue zu Spott nicht werde den Herrschern,
  Drin Eidschwur und Gesetz heilig den Waltenden sei,
O, drin freudig das Bild des erhabenen freien Cheruskers
  Hoch vom Gipfel des Teut würdige Enkel begrüßt!
Aber bevor sie erscheinen, die edelsten Kränze zu flechten,
  Welche die Muse so gern, selten das Leben, verleiht,
Lasset mich dankbarfroh von dem rauschenden Baume der Thaten
  Euch dies Blättlein weihn, Männer der herrlichen Zeit!
Ist doch ein Blättlein auch Sinnbild von dem Baum, der es zeugte,
  Spiegelt die Sonne das Meer, spiegelt der Tropfen sie auch.

Die Spatzen.

Es war ein Volk von Spatzen,
Die saßen zerstreut im Hagen;
Wollt' jeder für sich nur schwatzen,
Konnten sich nicht vertragen.
Da flog eine Nachtigall auf den Baum,
Und sang, es war wie ein himmlischer Traum.
Horchend stand Alles ringsumher.
Das ärgerte die Spatzen sehr,
Waren plötzlich einig, flogen herbei
Und erhuben ein schrill Geschrei.
Kamen Pflastertreter, Gassenbuben,
Alte Weiber aus ihren Stuben,
Klatschten in die Hände, freuten sich hoch;
„Wie hell schrein unsere Spatzen doch!"
Die stillen Belauscher der Nachtigall
Wichen sacht vor dem groben Schall,
Die Einsame selber erschrak und schwieg,
Die Spatzen, die behielten den Sieg.
Schrien einer dem andern großes Lob,
Brüsteten sich und stolzirten drob.
Die Nachtigall flog in den dunkeln Hain
Und sang ihr Abendlied ganz allein.



Ludwig Tieck,

ein Dichter ersten Ranges, das Haupt der „romantischen Schule", doch nur auf dem Gebiete der Prosa ein klassischer Meister, im Uebrigen als Kritiker besonders um das Drama hochverdient, wurde zu Berlin am 31. Mai 1773 geboren. Während sein jüngerer Bruder, Christian Friedrich, am 14. August 1776 geboren, der Bildhauerei sich zuwandte, besuchte er das Friedrichswerdersche Gymnasium seiner Vaterstadt, dessen Rektor der bekannte Pädagog Gedike war, und studirte von seinem neunzehnten Jahre ab zu Halle Geschichte und Litteratur, die antike sowohl als die moderne. Sein Leben war anfangs ein bewegtes, indem er nirgends eine feste Stellung, einen Aufenthaltsort finden konnte, wo er zu bleiben genöthigt oder veranlaßt gewesen wäre. Nachdem er eine Zeitlang zu Berlin, unter dem Schutze des Buchhändler Nikolai, geschriftstellert hatte, begab er sich nach Göttingen, um die englische Sprache gründlicher zu erlernen; dann (1792) durchstreifte er das Frankenland, verweilte in Erlangen und kehrte wieder nach Berlin zurück. Später vermählte er sich in Hamburg mit einer Tochter des Predigers Alberti, der als ein Hauptgegner des durch seinen Streit mit Lessing berüchtigten Hamburger Hauptpastor Goeze hervorgetreten war; doch nieder ließ sich der Dichter auch in jener Stadt nicht, sondern setzte sein Wanderleben fort. Entscheidend für seine geistige Richtung ward indessen der kurze Aufenthalt, den er gegen das Ende des Jahrhunderts in Jena nahm.

Dort nämlich waren um diese Zeit, theilweise angeregt durch die Philosophen Fichte und Schelling, eine Anzahl talentvoller Köpfe versammelt, während in Weimar unsere größten Nationaldichter gleichsam ihre Freistatt hatten, bereits geschmückt mit unverwelklichen Lorbeeren der Poesie. Die Jüngeren in Jena suchten ihnen nachzustreben, indem sie eine neue Genossenschaft von eigenthümlichem Cha=

rakter bildeten, die sogenannte romantische Dichterschule. Außer den beiden erwähnten Philosophen, die sich an dieselbe mehr oder weniger innig anlehnten, waren die beiden Schlegel, Friedrich Ludwig von Hardenberg (Novalis) und Brentano ihre vornehmsten Begründer und Mitglieder. Was sie gemeinschaftlich anstrebten, war das Ziel: jene süße Blüthe des ritterlich=christlichen Geistes wiederzuerwecken, wie sie einst in der europäischen klassischen Litteratur des Mittelalters so wundervoll geduftet hatte. Philosophie, Aesthetik und Kritik mußten sie dabei unterstützen, freilich nach individuellem Wohlgefallen und nach einem Zuschnitt, der in allerlei wunderliche Radien auslief. Der von einer Anschauung zur andern schwankende jugendliche Tieck glaubte hier zu finden, was er suchte; er eilte daher nach dem Sammelplatze der verwandten Geister und brachte in Jena (von 1799 auf 1800) zehn Monate zu. Bald ergab sich, daß er unter ihnen nicht den letzten Rang einnahm, was Talent, Neigung und Richtung anbelangte; selbst von Goethe wurde er mit Theilnahme und Achtung empfangen, wogegen Schiller ihm eine gewisse Kälte bezeigte, was sich daraus erklären läßt, daß dieser Genius über die Epoche der Schwärmerei hinaus war und sich leichter als Goethe, der für Alles Interesse hatte, abgestoßen fühlte.

Die vereinigten Musenfreunde trugen, von Jena scheidend, das „neue Evangelium" nach Dresden, doch nur um dort vorübergehend zu rasten. Auch Tieck, der im Laufe der Zeit für den vornehmsten Vertreter der Schule angesehen ward, ging mit ihnen nach dieser Stadt, die ihn später länger als zwanzig Jahre beherbergen sollte. Denn dießmal verließ er Dresden nicht lange darauf ebenfalls wieder, um theils in Berlin, theils in Ziebingen bei Frankfurt an der Oder, einem Gute der gräflichen Familie Finkenstein, zuzubringen. Das Studium der mittelalterlichen Poesie und Litteratur, welches Tieck als einer der Ersten auf die ihm gebührende Stufe heben half, beschäftigte ihn seit mehreren Jahrzehnten vorzugsweise; dasselbe war auch einer der Antriebe, die ihn im Jahre 1805 zu einer Reise nach Italien drängten: er ging über München nach Rom, um die im Vatikan befindlichen Manuskripte von mittelhochdeutschen Dichtungen einzusehen. In das Vaterland 1806 kränklich zurückgekehrt, suchte er zunächst in München Erholung, alsdann warf er wieder auf dem obenerwähnten Gute Ziebingen für längere Zeit Anker. Seine Bekanntschaft mit dem Philosophen Solger, dessen geistreiche Ansichten eine merkwürdige Herrschaft über ihn ausübten, fiel in jene Epoche; selbst die geschmacklose Uebersetzung des Sophokles, die Solger mit einer über Voß hinausgehenden Manieriertheit verfaßt hatte, hielt er aus Freundschaft so lange als möglich gleichsam mit den Zähnen fest. Preisen müssen wir aber sein Streben nach Ausbildung und

vermehrter Weltkenntniß, das nicht so bald in ihm erlosch. Als der blutige Freiheitskampf, für welchen auch seine Brust mit Begeisterung schlug, glücklich ausgefochten war, machte er im Jahre 1817 eine Reise nach Paris, 1818 eine Reise nach England.

Auf solche Weise erwarb Tieck eine Fülle von Erfahrungen, womit er späterhin seine besten Leistungen, die Novellen, ausstattete, und nun erst trat eine längere Ruhezeit für ihn ein. Denn als er 1819 von England heimgekehrt war, ließ er sich alsbald in Dresden nieder, wo er, nach der Herausgabe seiner „Gedichte", den glücklichen Schritt that, zum klassischen Style der prosaischen Erzählung überzugehen, der Romantik wenigstens in der Praxis so weit er es über sich gewann den Rücken kehrend. Schneller Ruhm war die Folge, günstigere äußerliche Verhältnisse gesellten sich hinzu, man übertrug ihm mit einem leidlichen Gehalt im Jahre 1825 die Intendanz des Dresdener k. Theaters, eigentlich einen bloßen Titel ohne Einfluß, wie der Hofrathstitel, den er gleichzeitig erhielt. Nunmehr schloß er seine Wohnung den fremden Besuchern auf, die aus allen deutschen Gauen nach der Elbstadt strömten, und wer für Poesie Interesse hegte, ging nicht vorüber, ohne den trefflichen Novellisten zu begrüßen. Durch eine unvergleichliche Stimme, die er künstlerisch ausgebildet, erfreute er an bestimmten Gesellschaftsabenden die zuhörenden Gäste; dramatische Gedichte aus allen Zeiten und Zonen waren es vorzugsweise, die er ihnen mit ebenso wohllautendem als charakteristischem Vortrage nach Geist und Form oft treffender zu verlebendigen wußte, als es durch theatralische Aufführung zu geschehen pflegt. Bald die Bühnenstücke altattischer Dichter las er hier, bald englische, französische, italienische und spanische, bald klassische Dramen deutscher Landsleute, ältere sowohl als zeitgenossische.

Doch sorglos und behaglich war seine äußerliche Lage immer noch nicht geworden; die leidige Erschwerung seiner Stellung bei dem Dresdener Theater überwand er zwar durch freiwillige Beschränkung seiner Mitwirkung für dasselbe, nicht aber die Stöße körperlicher Kränklichkeit und den Kummer, worein der nicht mehr junge Autor sich in Folge häufigen Mangels an Mitteln versetzt sah. Endlich gerade um die Zeit, wo er seine geistreiche Tochter Dorothea, die neben dem Grafen Wolf von Baudissin an der Verdeutschung Shakespeare's mithalf, unerwarteten Todes verlieren sollte, gedachte der für Wissenschaft und Kunst begeisterte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen des in seiner Residenz geborenen Dichters. Nicht lange ehe dieser Fürst im Sommer 1840 den Thron bestiegen hatte, war der Ruhm Tiecks in Deutschland auf seinen Höhepunkt gelangt, namentlich durch seinen Roman „Vittoria Accorombona", eine Dichtung, die ihres Verfassers Namen so

populär machte, wie es wenige unserer Autoren von sich erlebt haben. Der König verlieh ihm vorerst einen Jahrgehalt von Tausend Thalern. Obwohl hierdurch der Abend seines irdischen Daseins leidlich gesichert war, sehnte er sich doch aus Dresdens Mauern hinweg, die ihm manche unerfreuliche Erinnerungen anregten, und da zugleich der wohlwollende Monarch gewünscht hatte, der Dichter möge ihn zuweilen auf längere Frist in Berlin oder Potsdam durch den Zauber seiner wundervollen Stimme nach der Sonnenhöhe des Parnasses entrücken, so beschloß der Greis, dem eine häufige Reise zu beschwerlich fallen mußte, lieber nach seinem Geburtsorte Berlin selbst überzusiedeln. Der König ging gern auf sein Anliegen ein und gewährte ihm einen für die neuen Verhältnisse angemessenen reicheren Jahrgehalt. Im März 1842 verließ Ludwig Tieck Dresden.

Nicht aus neuen Produktionen sollte ihm nach dem Erscheinen der „Vittoria Accorombona“ Glanz erwachsen, wohl aber wußte der Alternde eine welthistorische Bewegung auf dem Gebiete der Poesie durch ein eigenthümliches Unternehmen hervorzurufen, welches seine Verbindung mit dem Könige von Preußen veranlaßte und ermöglichte. Er machte nämlich den für Sprachkunst äußerst eingenommenen Herrscher auf die Trefflichkeit der „ewigen athenischen Dichter“ aufmerksam, einen großen Genuß, einen nicht unbedeutenden Nutzen von der Aufführung eines ihrer Trauerspiele sich versprechend und prophezeiend. Und so gelang ihm die Verwirklichung eines lange gehegten Lieblingsgedankens, die Aufführung von Sophokles' Antigone, eines Wagstücks, woran Goethe vor mehreren Jahrzehnten in Weimar so gut wie gescheitert war. Bereitwillig bot der kunstsinnige König zu dem von Tieck empfohlenen Vorhaben die Hand, noch ehe der Letztere ganz nach Berlin übergesiedelt war. Um für die Wirkung des antiken Meisterstücks nichts außer Augen zu lassen, richtete man nicht allein eine nach antikem Schnitt so gut als möglich nachgebaute Bühne vor, wobei die Philologen und Alterthumskenner ihre ganze Kenntniß aufboten, sondern man gewann auch den größten Komponisten unsers Zeitalters für eine kunstgerechte Inmusiksetzung der in die Antigone eingeschalteten lyrischen Stellen, der Chorgesänge. Am liebsten hätte Tieck die deutsche Uebersetzung des griechischen Urbildes von dem Philosophen Solger, seinem längst hingeschiedenen Jugendfreunde, für die beschlossene Aufführung gewählt; allein dieser Privatneigung mußte er Valet sagen, weil er nachgerade einsah, daß die Solger'sche Uebersetzung, die er sonst mit Vorliebe in Dresden vorgelesen hatte, für einen derartigen öffentlichen Gebrauch durchaus ungeeignet war. Er mußte fürchten mit einer so undeutschen Verdeutschung bei dem Publikum rettungslos durchzufallen. Da traf es sich, daß die seit 1838 angefan-

gene Uebersetzung des Sophokles von J. J. C. Donner bereits vollständig an das Licht getreten war; sie hatte den Vortheil, in ziemlich fließender Sprache, wenn auch immer noch in sehr mangelhaft gemessenem Rhythmus, den griechischen Text wiederzugeben. Die Donnersche Arbeit war außerdem zwar eine im Ganzen sehr prosaische, im Einzelnen sehr fehlerhafte, sinnfalsche oder auch häufig im Sinn schiefe und ungenaue Leistung; indeß, wie gesagt, ihrer äußerlichen Glätte wegen, durch welche jene Mängel verdeckt wurden, eignete sie sich doch besser für das Publikum als die seltsame und unverständliche, in jeder Beziehung verballhornte Solgersche. Tieck wählte also aus diesem Grunde und weil er eine bessere Verdeutschung, die früher erschienen war, nach seiner eigenen Aussage „vergessen" hatte, die Donnersche; schlimm blieb dabei immer noch die Lage des großen Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy, der die Chöre mit Musik zu umkleiden übernommen hatte: gerade an den am meisten prosaischen, unschönen und unrhythmischen Theil des Textes, wie ihn Donner geliefert, mußte er seine Zaubertöne verschwenden. Zwar half sich Mendelssohn-Bartholdy dadurch, daß er seine Melodien und Takte ziemlich frei um die ihm vorliegenden Worte der Sprache herumwand, wie einen faltenreichen Mantel, welcher die Schwächen und Fehler am Körper einer Person auf geschickte Weise verdeckt; und man kann wohl zugestehen, daß der musikalische Meister in diesen Chören etliche ganz vortreffliche, in ihrer Art ausgezeichnete Kompositionen geschaffen hat. Allein für den Eindruck, den eigentlich das antike Kunstwerk auf den Hörer und Zuschauer zu machen hatte, muß die Welt bedauern, daß dem Komponisten kein bestimmterer, in seiner Messung genauerer deutscher Text vorgelegt ward, der es ihm erlaubt haben würde, seine Noten schärfer und sorgfältiger an die einzelnen Sylbenklänge der Versreihen anzuschließen und auf diese Weise eine weit originellere Musikleistung hervorzubringen, als es ihm gelungen ist. Ueberhaupt würde zugleich eine poetischere Fassung in unserer Muttersprache den schönen Inhalt gehoben, seine Wirkung auf das große Publikum unendlich gesteigert, mithin auch die Absicht Tiecks selbst vollkommener erfüllt haben, die doch ohne Zweifel nur dahin ging, der deutschen und modernen Welt einen möglichst vortheilhaften Begriff von der Erhabenheit der Antigone und ähnlicher attischer Bühnenstücke beizubringen.

Getragen indessen durch die Mendelsohn-Bartholdysche Musik, glückte die Aufführung dieser antiken Tragödie, wie viel auch das „junge Deutschland" spottete, und in ganz Europa erregte sie Beifall und Nachahmung. Mehrere ähnliche Versuche reihten sich an den ersten: zunächst folgte in Potsdam die Aufführung des „Oedipus auf Kolonos", ebenfalls mit Mendelssohn'scher Musikbegleitung, dann die „Medeia" des Euripides; worauf späterhin wiederum ein Stück des Sophokles,

der „König Oedipus“, endlich der großartigste Bühnenrest aus dem Alterthum, die „Oresteia“ des Aeschylos, gezeigt werden sollte. Auch von seinen eigenen Jugendprodukten brachte Tieck eines versuchsweise auf die Bretter, die komisch-satirische Dichtung „der gestiefelte Kater.“ Diese harmlosen Beschäftigungen, denen sich der Dichter am Spätabende seines Lebens zu Berlin und Potsdam hingab, und manche andere Liebhabereien, die ihm noch im Sinne schwebten, unterbrach denn plötzlich die politische Zornwoge der Jahre 1848 und 1849; die Folgen derselben schwemmten jeden Gedanken an die Fortsetzung solcher Pläne von hinnen. Der lange Nachhall des Ungewitters verhinderte sogar die Wiederaufnahme musenfreundlichen Verkehrs zwischen ihm und dem Könige; siech und durch das Alter gebrechlich, einsam trotz des Weltgeräusches um ihn her, brachte er den Rest seiner Tage fast in völliger Vergessenheit zu. Nur mit der Ordnung seiner Schriften, Briefe und sonstigen litterarischen Blätter fuhr er fleißig fort; dabei unterstützte ihn der geistvolle Geschichtskenner Rudolf Köpke, der zugleich den Umgang mit dem greisen Dichter zur Sammlung und Niederschrift der verschiedenartigsten Notizen benutzte, die von Interesse über seine in so manchen Punkten zweifelhafte und dunkle Lebensgeschichte sein konnten. Unter den trüben Wolken, die den Himmel unsers Vaterlandes aussichtslos bedeckten, und nicht sehr getröstet weder von Fürstengunst noch von nationaler Theilnahme, ging Tieck am 28. April 1853 in Berlin zur ewigen Ruhe ein.

Witz, Humor und Ironie kennzeichnen diesen geistreichen Autor auf eine vortheilhafte und eigenthümliche Weise; wie Friedrich Rückert weiß er die Leere zu vermeiden und in Alles was er vorbringt einen wenigstens leidlichen Sinn zu legen, so unbedeutende Dinge er auch manchmal behandelt. Wir rechnen ihn, seinem Hauptverdienste nach, unter die elegantesten Prosaisten der deutschen Nation. Seit er in Dresden mit Novellen hervorgetreten war, also seit der zweiten Hälfte seiner litterarischen Wirksamkeit, liebten es seine Verehrer, ihn mit Goethe zu vergleichen oder den zweiten Goethe zu nennen. Man äußerte damals geradezu: wenn Tieck minder hoch gestellt zu werden pflege, so trage daran blos der Umstand Schuld, daß beide Zeitgenossen wären und daß Goethe dem Ruhme des jüngeren Nebenbuhlers durch seinen Ruhm im Wege stände; denn wäre Tieck entweder früher oder später als Goethe am Himmel der Litteratur erschienen, so würde sein Stern kaum als ein geringerer leuchten. Wir wissen zuvörderst, daß schon Goethe selbst, er, der sich einen Vergleich mit Schiller gerne gefallen ließ, gegen einen solchen mit Tieck kräftiglichst protestirt hat, ja, in einer Weise, daß Tieck sich davon nicht sehr geschmeichelt fühlen konnte. Und heutzutage wird es wohl nur noch Wenige geben, die ihn mit Goethe gleichstellen. Abgesehen davon, daß Tieck auf dem Gebiete der prosaischen Novelle Goethe's Nachahmer war, wie er früher die Klassiker der mittelalterlichen Litteraturen nachgeahmt hatte, sind es mancherlei Eigenschaften, die ihm angesichts unsers Dichterfürsten abgehen: der freie Umblick, der feste und großartige Charakter und die sichere Form desselben. Er hat sich nie ganz auf die unbewölkte geistige Höhe emporschwingen

können, auf welcher Goethe stand, seine Phantasie überwiegt allerwärts und läßt jenen natürlichen Verstand nicht selten vermissen, dessen olympische Ruhe und Klarheit aus den Meisterwerken unsers größten Dichters hervorblickt. Desgleichen verleiteten ihn die romantischen Ingredienzien, die ihm aus seiner jüngeren Epoche nachschleppten, zu fortwährenden Ausschreitungen in der Form, theils in der Anlage des Ganzen, theils in Einzelnheiten; hier Phantasterei, dort leeres Spiel und Mangel an künstlerischer Berechnung. Daß ihm die letztere seine Lebtage nicht genügend zu Gebote stand, daß er immer den Rahmen zu seinen Bildern suchte und nicht finden konnte, erhellt am deutlichsten aus dem sonst unerklärlichen Umstande, daß er auf dramatischem Gebiete, nachdem er sich bereits ein Menschenalter damit beschäftigt, und obwohl er dem Theater nahe gerückt war, seine Thätigkeit auf dramatische Kritiken einschränkte, anstatt von neuem produktiv vorzugehen und aufführbare Dramen zu schaffen, die ihm vielleicht den größten Gewinn und Ruhm abgeworfen haben würden. Allein zu dieser Kunstaufgabe entschloß er sich nicht, weil er im Innern fühlte, daß ihm die technischen Erfordernisse dazu fehlten, wie sie ihm in seiner ersten Epoche gefehlt hatten, wo selbst die Versifikation nicht zu seinen stärksten Seiten gehörte. Außerdem gebrach es ihm an derjenigen Freiheit oder Kühnheit des Charakters, welche dem dramatischen Dichter nothwendig ist, wenn er vor seine Nation mit solchen Gemälden hintreten will, deren Entfaltung sich der Mühe verlohnt. Eine elende Zeit war es freilich, wo er für die Bühne hätte wirken müssen, das zweite und dritte Jahrzehnt nach den Freiheitskriegen, als die Politik lahm, das Publikum so matt war, daß es kaum eine kräftige Lyrik verdauen konnte. Die flachsten prosaischen Erzählungen, in dem Gold der Taschenbücher aufgetragen, machten die süße Kost aus, welche am liebsten verschlungen ward. Daher griff unser Tieck ängstlich der Mode huldigend zur leichten novellistischen Darstellung, für welche ihm Goethe das Vorbild, seine Welterfahrung den Stoff, seine Jugendübung die Meisterschaft der Form gab. Hier redete er so harmlos als möglich zu dem harmlosen Publikum seiner Tage, Alles ausschüttend, was er persönlich auf dem Herzen hatte, dachte, wünschte und hoffte, seine Freuden wie seine Schmerzen; bald schilderte seine Feder die Eindrücke der Gegenwart, wobei man nur zu beklagen hat, daß das Zeitalter, worin er schrieb, nicht größer war; bald ging er in die historische oder sagenhafte Vergangenheit zurück, interessante Epochen und Geschicke großer Menschen zeichnend mit geübter Hand, mit bewundernswerthem Tiefsinn und seltener Kenntniß der Zeiten, Sitten und Völker. Unter den an Werth ungleichen Dichtungen dieser Gattung erneuten schon die ersten drei den Ruf seiner Muse, die „Gemälde", die „Verlobung" und „Musikalische Leiden und Freuden." Eine zu hochgespannte Forderung wäre es, von allen diesen Novellen die gleiche Vollendung nach Gehalt und Form zu verlangen; der Styl derselben erscheint hier und da flüchtiger, die Gesammtdarstellung nicht blos weich, sondern weichlich und allzusentimental; an dem Gehalte setzte man noch bei Lebzeiten des Dichters aus, daß er dem Zeitgeschmacke Rechnung zu tragen anfange, namentlich in seiner „Eigensinn und Laune" betitelten Erzählung, woran man eine leichtfertige Art der Sittenbehandlung, nach dem Zuschnitte des „jungen Deutschlands", rügte. Zu den besten Leistungen indessen rechnen wir seine aus mehreren Abtheilungen bestehende Darstellung „Dichterleben", seine Satire „die Vogelscheuche", seine heitere Novelle „des Lebens Ueberfluß": in dem ersten Werke forschte er den dunkeln Geschicken der unsterblichen Dichter Shakespeare und Camoens nach, in dem zweiten persiflirte er die Aufgeblasenheit der Dresdener Dichterlinge August Böttiger und Theodor Hell, in dem dritten

lächelte er über moderne Zeitverhältnisse. Eine seiner trefflichsten Erzählungen, nach einem umfassenden Plane angelegt, „der Aufruhr in den Cevennen", blieb leider Bruchstück; der Dichter gelangte nicht wieder in die frühere Stimmung zurück, um an die Vollendung dieser Arbeit zu gehen. Auf „den jungen Tischlermeister", der manches Anziehende neben allzubreiten Ergießungen brachte, ließ er sein letztes dichterisches Produkt folgen, den Roman „Vittoria Accorombona", der mit einem in Deutschland seit langer Zeit nicht gehörten Beifallsrufe aufgenommen wurde. Und in der That steht dieses letzte Werk in nichts gegen seine früheren Hauptarbeiten zurück; die Heldin, wie schon der Name anzeigt, ist eine Italienerin, die viele grausenhafte Geschicke zur Zeit des Mittelalters erfuhr. Was die Klassizität des Ganzen einigermaßen stören könnte, wäre die Einmischung von allerhand romantischem Schnickschnack, in welchem sich Vittoria bisweilen gefällt; übrigens ist der Styl meisterhaft selbst im Gräßlichen, und der Ausdruck sowohl im Einzelnen als die allgemeinere Charakterisirung trägt durchweg einen nicht blos dem Stoffe, sondern auch dem Stande der italienischen Bildung entsprechenden und angemessenen Typus. Wie Tieck seine Bekanntschaft mit der Welt, mit Deutschland, Frankreich und England in andern Werken dieser Art dokumentirte, so bewährte er hier seine Kenntniß des italienischen Lebens mit einem wunderbaren Tiefblicke in das Mittelalter dieses Landes.

Auf dem Gebiete der prosaischen Erzählung also hat der Dichter seine eigentliche Meisterschaft dargelegt: wie dürfen diese Periode seiner Thätigkeit die klassische nennen, der vorausgegangenen Jugendperiode gegenüber, die wir mit dem Namen die romantische bezeichnen. Dort ist er bei aller Mannigfaltigkeit im Wesentlichen klar, hier ebenso unsicher in der Form als bunt. Wie von den Theilnehmern der romantischen Schule überhaupt Keiner ein wirksames und gediegenes klassisches Nationalwerk hervorgebracht hat, so auch Tieck nicht, das Oberhaupt dieser Schule, von welchem das bekannte Stichwort ausgesprochen ward:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht.

Denn was hat die romantische Schule samt ihrer Sagenliebhaberei, um nur ein einziges Werk anzuführen, der „Braut von Messina" gegenüberzustellen, einem Meisterstücke, das an romantischem Schimmer mindestens ebenso reich ist als irgend eine Produktion von dieser Seite, und doch dabei nicht formlos? Tieck selbst versank zwar nicht in die eigentliche Mystik und Sentimentalität der Romantiker um ihn her; er war zu verständig, um gleich seinen Mitstrebenden, die im Grunde doch von Goethe und Schiller ausgingen, diese beiden Meister hämisch zu verkennen; er ritt nicht das hohe Pferd, von dessen Rücken aus er den Mitlebenden weiß machen wollte, die romantische Poesie wisse, indem sie mit welt-ironischer Selbstbewußtheit prunkte, am besten die Philosophie zu verwerthen und die Dichtkunst mit dem Leben auszugleichen. So thöricht war er nicht, aber die Phantastik der Genossen theilend, hat auch dieser Autor in allen seinen Leistungen jener früheren Epoche, die im romantischen Elemente sich verfing, die Form nicht künstlerisch zu bemeistern vermocht, wir mögen seinen Oktavianus, seinen Fortunatus und gestiefelten Kater oder seine sonstigen dramatisirten Märchen, die bald in Prosa, bald in Versen, bald in gemischter Weise verfaßt sind, vor den Richterstuhl der Kritik ziehen. Die in manchen dieser Produkte versuchte Nachahmung

der mittelalterlichen Spanier und Italiener, vor Allem aber Shakespeares, weder von Genie noch von Gehaltwucht unterstützt, war und blieb eine eitle Pfuscherei und Geistverschwendung. Noch weniger vermöchte man darin etwas von aristophanischem Spotte, von Kühnheit, Ton und Haltung des freien Griechen zu spüren; Tiecks Witz und Ironie befaßt sich hier mit unbedeutenden Dingen, mit ephemeren Nullitäten, welche selbst derjenigen Bedeutung entbehren, die ihnen allenfalls die Form geben konnte. Vergebens hat Karl Gödeke dem Dichter noch bei dessen Lebzeiten mit den Worten geschmeichelt: seine „phantastischen Dichtungen, in denen sich die sonnigste Höhe der romantischen Schule charakterisirt, fahren niemals, wie die meisten gleichzeitigen Produktionen Anderer, formlos auseinander, sondern ringen nach heiterer Rundung, die ihnen meistens auch gelingt." Wir erwiedern darauf, daß die romantische Schule als solche überhaupt keine sonnige Höhe erstiegen hat, und daß der weitere Zusatz nur in so fern sich hören läßt, als Tiecks dramatische Phantasien mit den noch formloseren, zum Theil stümperhaften Produkten der romantischen Jünger verglichen werden. Daß diese noch schlechter ausgefallen sind als die Tieck'schen, macht die letztern noch bei weitem nicht klassisch; es kann ein Sprachprodukt formlos, also unklassisch sein, aber nicht so formlos, daß es „auseinanderfährt." Ebenso ist es viel zu viel gesagt, wenn Gödeke in Betreff Tiecks folgendes allgemeine Urtheil hinzufügt: „Er hat, wie Goethe, auf seine Weise die ganze Litteratur, deren Zeitgenosse er gewesen, in seinen Werken abgespiegelt, so daß man die Entwicklung der Zeit kennt, wenn man seine besondere Entwicklung klar erkannt hat." Vorstehenden Satz müssen wir darauf beschränken, daß Tieck sich aller Erscheinungen in älteren wie neueren Litteraturen zu bemächtigen wußte, auf sie anspielte, sie nachahmte und etwas aus ihnen zu schöpfen sich bemühte; Weniges dürfte seinem für Alles aufmerksamen Geiste entgangen sein, in diesem Punkte hatte er mit Goethe wie mit andern großen Männern eine entschiedene Aehnlichkeit. Allein die Abspiegelung der ganzen Litteratur in seinen Werken, wie Gödeke sich ausdrückt, ist eine häufig matte und bedenkliche; er bringt es nicht zur Klassizität, außer in einer Anzahl prosaischer Darstellungen, die den Glanz seiner gereiften Epoche ausmachen.

Nicht besser steht es um seine Lyrik, die ebenfalls zum größten Theil seiner früheren Periode angehört. Ich unterschreibe in Betreff ihrer das scharfe Urtheil von Joseph Hillebrand; die Gedichte, sagt er, „tragen die Physiognomie der ganzen Tieck'schen Dichtung", nämlich der Dichtung aus der ersten Periode; „das willkürliche Spiel waltet auch in ihnen und läßt weder nach Form noch Inhalt eine bestimmte Gestaltung entstehen. Allgemeinheiten, vage Stimmungen, Naturmystik, aber selten ausgebildete Gemüthslagen, durchempfundene Momente der Innerlichkeit, klare, reine Anschauung der umgebenden Welt. Auch hier drängt sich die unberufene Reflexion störend ein und statt eines durchgeführten Grundtons charakterisiren sich diese lyrischen Poesien durch Buntheit der Farben und unmotivirten willkürlichen Wechsel rhythmischer Formen, die sich zu keiner reinen musikalischen Melodie bilden wollen. Tieck suchte hier wohl Goethe's Leier nachzuspielen, allein die Künstelei, welche zumal in den Sonetten waltet, sowie das ganze Nebelwesen des Gefühls ließen ihn die rechten Akkorde selten greifen." Wenn Hillebrand endlich hinzufügt, es sei nicht zu verwundern, daß einem Ohre, wie dem des antik-metrischen Voß, das Geklingel, welches Tieck in Vers und Reim vernehmen lasse, ebensowenig als das überzarte Gespiel mit Blumen, Mondschein, Nachtigall und Waldeinsamkeit gefallen mochte, so sprechen die in diesem wie in den übrigen Sätzen enthaltenen Bemerkungen des gedachten Litterators meine eigene Herzensmeinung

aus; sie treffen mit den von mir überall aufgestellten und hervorgehobenen Gesichtspunkten vollkommen überein. Tieck als Lyriker weiß, eine sehr geringe Anzahl von Liedern abgerechnet, Stoff und Form nirgends in rechte Harmonie zu versetzen, so gewandt er sich immer in der Beherrschung der Sprache anstellen möge; die Leistung seiner Lyrik, verglichen mit der lyrischen Herrlichkeit der von Goethe und Schiller vertretenen Glanzepoche, erscheint fast so geringfügig und ärmlich wie die der beiden Schlegel.

Nicht beistimmen indessen kann ich dem Litteraturhistoriker Hillebrand, wenn er die „unumwundene" Ansicht ausspricht, er finde in Tieck im Allgemeinen den Mangel an „echter, von sich aus starker Produktionskraft, der die gesammte Romantik charakterisire." Eine solche Behauptung möchte ich namentlich auch nicht von dem jugendlichen Dichter Novalis aussprechen; die Schwächen Tiecks aber vollends auf einen solchen Urgrund zurückzuführen, weil ihn die Mitarbeiter seiner Tage überschätzt und „das Heil der künftigen Poesie" genannt haben, ist wider Gebühr und von Seiten eines Kritikers unbescheiden, der selbst nicht produktiv ist. Wir erklären uns vielmehr die Schwächen des Dichters mit dem von Hillebrand selbst angeführten Goetheschen Ausspruche, daß unserm Tieck „die Architektonik im höchsten Sinne fehle." Das genügt vollkommen; der so tüchtige Mann besaß, wie ich oben gesagt, kein genügendes Formtalent, und wenn er es besaß, hatte er in seiner Jugend keine rechte Gelegenheit es auszubilden. Was die Form zu bedeuten hatte, lernte er zu spät einsehen; daß er aber die Wichtigkeit derselben zuletzt einsah, bewies er durch die Verehrung, die er seinem jüngeren Zeitgenossen Platen zollte, dessen „verhängnißvolle Gabel" er fleißig vorlas. Was endlich an Tieck nie genug geschätzt werden kann, ist der Eifer, womit er seine Lebtage hindurch, in der Jugend wie im Alter, für die Erkenntniß der Shakespearischen Dichtergröße, für die Verdeutschung und Erklärung seiner Werke, und zugleich für die Beachtung der mittelhochdeutschen Litteratur, ihrer Sagen und Märchen, unermüdlich arbeitete.

Schriften. 1) Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniffgenies. Berlin 1790—1791. 2 Bände. 2) Almansur. Ein Idyll. 1790. 3) Abdallah. Erzählung. Leipzig 1795. 4) Der Abschied. Trauerspiel. Ebend. 1798. 5) Alla Moddin. Schauspiel. Ebend. 1798. 6) Das grüne Band. Erzählung. 1792. 7) William Lovell. Berlin 1795. 3 Bände. 8) Die Brüder. Erzählung. 1795. 9) Karl von Berneck. Trauerspiel. 1795. 10) Die sieben Weiber des Blaubart. Berlin 1795. 11) Ritter Blaubart. Ein Ammenmärchen. Ebend. 1798. 12) Peter Lebrecht. Ebend. 1796. 13) Peter Lebrecht's Volksmärchen. Ebend. 1797. 3 Bände. 14) Der gestiefelte Kater. Ebend. 1797. 15) Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Ebend. 1797. 16) Die verkehrte Welt. Schauspiel. 1798. 17) Tonelli. 1798. 18) Das Ungeheuer oder der verzauberte Wald. Bremen 1800. 19) Franz Sternbald's Wanderungen. Berlin 1798. 2 Bände. 20) Prinz Zerbino. Jena 1799. 21) Genoveva. 1800. 22) Romantische Dichtungen. Jena 1799—1800. 2 Bände. 23) Herr von Fuchs. Lustspiel nach Ben Jonson. 1793. 24) Epicoene. Lustspiel nach Demselben. 1800. 25) Don Quixote, von Cervantes. Uebersetzt. Berlin 1799—1801. 4 Bände. 3. Auflage 1831. 26) Melusina. 1800. 27) Der Autor. Ein Fastnachtsschwank. 1800. 28) Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter. Berlin 1803. 29) Kaiser Oktavianus. Ein Lustspiel in 2 Theilen. Jena 1804. 30) Der Runenberg. 1802. 31) Das Donauweib. 1808. 32) Ulrich von Liechtenstein. Stuttgart 1812. 33) Phantasus. Berlin 1812—1817. 3 Bände. 34) Alt-Englisches Theater. Ebend. 1811. 2 Bände. 35) Fortunat. 1815. 36) Deutsches Theater. Berlin 1817. 2 Bände. 37) Gedichte. Dresden 1821—1823. 3 Bände. 38) Shakespeare's Vorschule. Leipzig 1823—1829. 2 Bände. 39) Dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne. Breslau 1826. 2 Bändchen; 3. Bändchen. Leipzig 1852. — Dieselben, zum ersten Male vollständig gesammelt. Leipzig 1852. 2 Theile. 40) Novellen. a. Pietro von Abano. Breslau 1822. b. Die Gemälde. c. Die Verlobung. 1823. d. Die Reisenden. e. Musikalische Leiden und Freuden. 1824. f. Der Geheimnißvolle. 1825.

g. Der Aufruhr in den Cevennen. In 4 Abschnitten. 1. und 2. Abschnitt. 1826. h. Der Alte vom Berge und die Gesellschaft auf dem Lande. i. Das Fest zu Kenelworth. Dichterleben. k. Glück giebt Verstand. Der 15. November. 1828. l) Novellenkranz. Ein Taschenbuch. Berlin 1831—1835. 4 Jahrgänge. m. Novellen in den Jahrgängen des Taschenbuchs „Urania". n. Der junge Tischlermeister. Berlin 1836. 2 Theile. o. Vittoria Accorombona. Breslau 1840. 2 Theile. Mehrfach aufgelegt.

Gesammelte Schriften. Schriften. Berlin 1828—1845. 19 Bände. (Unvollständig.) — Gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. Breslau 1838—1842. 2. Auflage. 14 Bändchen. — Vollständige Sammlung Derselben. Berlin 1853. 12 Bände. — Kritische Schriften. Zum ersten Male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Leipzig 1848—1852. 4 Bände — Nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Leipzig 1855. 2 Bände. — Rudolf Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. Ebend. 1855. 2 Theile. — Die Sommernacht. Eine Jugenddichtung. Frankfurt 1853.

Arion.

Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuern Heimath zu;
Er wird vom Winde fortgezogen,
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht in's Morgenroth;
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern,
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold;
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit.
Hinab in's Meer wird er gestoßen;
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluthen hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt;
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:

„Klinge, Saitenspiel!
In der Fluth
Wächst mein Muth;
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.
Unverdrossen
Komm' ich, Tod!
Dein Gebot
Schreckt mich nicht; mein Leben ward genossen.

Welle hebt
Mich im Schimmer;
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Fluth begräbt."

So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn;
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresvesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunk'nen Blicken
Lautsingend in das Seegewühl;
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank;
Arion hat den Fels errungen,
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod!

Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem wunderbaren Ton:
Ade! Ich fliege nun davon
Weit, weit,
Reis' ich noch heut'.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang,
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust,
Herz, Herz,
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: ach! der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht
Weit, weit,
Rasch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein!

Nacht.

Im Windsgeräusch in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann;
Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
Und ruft die Sterne an.
„Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer
In stiller Einsamkeit.

Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid.
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne!

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Es dünkt sich neu erwacht.
„O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht.

Vertrau uns nur! Dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

Die Kunst des Sonetts.

Ein nett honett Sonett so nett zu drechseln
Ist nicht so leicht, ihr Kinderchen, das wett' ich,
Ihr nennt's Sonett, doch klingt es nicht so nettig,
Statt Haber füttert ihr den Gaul mit Hexeln.

Dergleichen Dinge muß man nicht verwechseln;
Ein Unterschied ist zwischen einem Rettig,
Und ritt' ich, rutsch' ich, rumpl' ich, oder rett' ich,
Auch Dichten, Dünnen, Singen, Krähen, Krächzeln.

Drum liegt im Hafen stille doch ein Weilchen,
Und lasset hier das kranke Schiff ausbessern,
Es zeigt mehr Leck' als Schiff in seiner Fläche:

Noch lecker wird es, ihr bezahlt die Zeche,
Doch dünkt uns lecker nicht ein einzig Zeilchen;
Nach lauem Wasser kann kein Mund je wässern.

Bücher.

Hier vernimmt mein Ohr die Töne
Voller und gewaltiger
Von euch, ihr Hochgeweihten,
Die mir drüben nur als Echo klangen
Matt und schwach, fast ohne Farbe.
Schon der frühe Morgen

Findet mich bei Dantes Reimen
Und Ariostes Zauberspielen,
Jetzt versteh' ich dich, Petrarka,
Und die zartgeflochtne Rede
Des kühnen Boccacio.
Tasso, Tassoni,
Bojardo, und Lorenz der Medicäer,
Lasceu, und alle die frohen Zeitgenossen
Warten schon auf meine Muße.
Und drum find' ich kaum die Stunde,
Was die Landsleute dachten
Zu prüfen mir und anzueignen.
Komm' ich doch zu euch zurück,
Gönnt mir diese Feierstunden,
Nie kann ich euch vergessen.

Oft schon hat man belacht,
Daß der Engelsmann reisend
Allen seinen lästigen Trost mit sich führt,
Und zum Aetna hinauf
Den Theekessel schleppt,
Um am Krater
Wie an Londons Kamin
Den chinesischen Trank zu schlürfen.
Lächle doch keiner,
Denn schlimmer als diese
Treiben's die Deutschen.
Wandeln doch oft mit mir
Hoch gebildete, feine,
Fast gelehrte Edelleute,
Die nur weniges der Italischen Sprache
Lesend entwenden,
Doch alle Meisterwerke
Tragisch und komisch,
Unsers Kotzebue, Lafontaine,
In großen Kisten mit sich führen,
Und schwer und theuer
Die heimathlichen Gefühle zahlen.

Jüngst fragte mich einer
Neugierig forschend,
Ob ich vielleicht ganz unbedingt
(Was ihm unbillig schien)
Goethe's Fragment vom Faust
Der Dichtung Schinks
Den Vorzug gäbe.
Er schüttelte ungläubig
Das denkende Haupt,
Als ich ihm betheuert,
Daß mir die zweite unbekannt,
Und ich auch ohne Trieb mich fühle
Sie zu genießen.
Ja wohl heiß' ich ihm unpatriotisch,
Einseitig in die Erfindungen
Der Wälschen vergafft.
Mit gutmüthigem Eifer
Wird mir von Enthusiasten
Oft aufgedrängt,
Dem ich schon jenseit der Alpen
Gern entfloh.

Aus der Genoveva.

Genoveva und Gertrud.

Genoveva.

Noch immer denk' ich an ein Traumgesicht,
Das mir im stillen Kloster noch erschien,
Als mir der Graf es schon geschrieben hatte,
Daß er als seine Braut mich holen wollte.
Dir mag ich's wohl vertrauen, du bist gut,
Mir zugethan, und nicht zu sehr gesprächig,
Auch wenn ich dich drum bitte, schweigst du still

Gertrud.

Kein Wort soll über meine Zunge kommen.

Genoveva.

Es ist auch nichts, das sich verbergen müßte,
Nur dient es nicht dem Müssiggang zum Märchen.
Ich war in meiner stillen Klosterzelle,
Und dachte einsam meinem Leben nach,
Wie jung ich sei, und Vater schon und Mutter
Verlieren mußte, älternlose Waise,
Da kam die Kindheit mir in mein Gedächtniß,
Und wie ich noch die lieben Eltern kannte,
Wie ich des Klosters Schwelle dann betreten,
Die fromme Abbatissinn mich empfangen,
Mich in der Furcht des Herren zu erzieh'n;
Dann sah ich einmal noch den theuern Vater,
Nach wen'gen Jahren hört' ich seinen Tod.
Nun stand ein neues Schicksal vor mir da,
Vermählt sollt' ich dem Manne werden, den
Mein Herz nicht kannte, nie mein Auge sah,
So war es von den Meinigen beschlossen,
Auch von Hildulf, dem Bischof, meinem Ohm.
Da durft' ich mich nicht weigern, alle lobten
Den Edelsinn des Grafen Siegefried.
Ich sollte nun des Klosters Mauern lassen,
Und ihm hierher zu seinem Schlosse folgen.

Da ward mir recht im innern Herzen bange,
Da sagt' ich: kaum hast du dich hier gewöhnt,
Da wird dein stilles Leben schon zerrissen,
Wer weiß, was noch für Leiden folgen mag.
So schaut' ich nach dem Crucifixe hin,
Und Jesu Leidensmiene schien zu sagen:
Bleib hier bei mir, sei eine von den Schwestern.
Indem ich mich bedachte, war es Abend;
Wir sangen unsre Hora auf dem Chor,
Und kehrten dann zum Schlaf in unsre Zellen;
Ich wollte mir noch in der Nacht erwägen,
Welch' Theil ich wählen sollte, so im Sinnen
Entschlief ich, und mir ward alsbald, als ob
Ich vor dem hohen Altar knieend läge,
Und zu der Mutter Gottes brünstig flehte,
Mir Rath zu geben und den Herrn zu senden.
Wie ich noch tief im Seelenfleh'n befangen,
Schwung sich ob meinem Haupte wie ein Singen,
Es säuselte und schlug an meine Wangen
So hold und ernst, als wie mit Engelsschwingen,
Da fühlt' ich plötzlich mich von dem Verlangen
Den Jesu Christ zu seh'n mich ganz durchdringen,
Des Kindes Wünsche lebten in der Brust,
Ich war des Orts, mein selbst mich kaum bewußt

Da sagt' ich: laß mir, Herr, den Herrn erscheinen,
Der sich erniedrigt hat, uns zu erhöhen.
Er sprach ja selbst: laßt zu mir her die Kleinen,
Damit die Kindelein mein Antlitz seh'n.
Ihn barmte der Unmünd'gen Harm und Weinen;
Seid so wie die, wollt ihr in's Reich eingeh'n;
Ach Herr, ich komm' nicht zu dir, wie ich strebe,
So komm' zu mir, Dein Bildniß in mir lebe.

Ich war im tiefen Beten noch verloren
Und pries des großen Gottes Herrlichkeit,
Da braust es wie ein Heer vor meinen Ohren,
Da öffnet sich das Dach der Kirche weit
Und wie aus Morgens purpurrothen Thoren
Der glanzgekrönte Ost dem Blick sich beut,
So sah ich in der Kirche düstre Hallen
Mit Lichtern eine Glorie niederwallen.

Von lieben Kindern ist der Raum erfüllet,
Die mit den Harfenzungen Hymnen tönen,
Im höchsten' Glanz gewahr' ich ihn verhüllet,
Den Gottessohn, das Siegeslamm, den Schönen,
Der plötzlich alle Seelenwünsche stillet,
Doch kann der Blick sich nicht an ihn gewöhnen,
Da blüht er plötzlich aus den Glanzgewanden
Wie eine Blum' aus ihren grünen Banden.

Wie er gestaltet kann ich Niemand sagen,
Was ich gefühlt kann keine Zunge sprechen,
Was seine Engel sungen, darf nicht wagen
Der ird'sche Odem wieder auszusprechen,
Wie wenn nach harten düstern Wintertagen
Der Frühling durch die Finsterniß will brechen,
Und in dem Frühling Frühling sich entzündet,
Aus Blumen sich noch eine Blüthe windet.

Wie wenn das Morgenroth die Knospe wäre,
Aus der die Himmelsblum' sich müßt entfalten,
Und alles sich bis in die höchste Sphäre
Zu einem blüh'nden Purpurkelch gestalten,
Und Sonn' und Mond, der Sterne mächt'ge Heere
Im Lauf zu einem Kranze stille halten,
So müßte sich das hohe Wunder zeigen,
So sah ich Christum vor mir niedersteigen.

Da fühlt' ich erst die Kraft der Religion,
Die bis dahin mein Herz nur schwach getroffen,
Mir war als schaut' ich schon den höchsten Thron,
Mit allen Freuden schon den Himmel offen,
So hoch entzückte mich der Gottes Sohn,
Zu dem gestanden Jahre lang mein Hoffen,
Ich war in Angst, ich möchte gar erblinden,
Die Himmelsfreude möchte mir verschwinden.

Da streckte Christus aus die weiße Rechte,
Und sprach: ich habe dich zur Braut erkoren,
Daß du die mein', ich deine werden möchte,
Doch du bist jetzt für meine Lieb' verloren,
Dich zwingen bald die kalten irdschen Mächte,
Du bist für Gram und Leiden mir geboren,

Doch wirst du mir in jedem Kampf vertrauen,
So werden wir dereinst uns wieder schauen.

So sprach er, und im jungen Lichte lachte
Mein Herz und rings um mich auch das Gebäu,
Und wie ich noch die Worte sinnend dachte,
Und welcher trübe Sinn enthalten sei,
Da schwand mir alles hin, und ich erwachte,
Das Traumbild brach in einem Wink entzwei,
Ich lag allein in meiner düstern Kammer,
Und fühlte Freude halb und halb auch Jammer.

Christoph August Tiedge,

ein vorzüglicher Lyriker aus der ersten Glanzepoche unserer Litteratur, erblickte das Licht am 14. Dezember 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg, studirte in Halle die Rechtswissenschaft und schlug wirklich anfangs die praktische Laufbahn eines Juristen ein, weil es ihm an Mitteln gebrach, dem natürlichen Zuge seiner Phantasie frei zu folgen. Er wurde denn Sekretär bei dem Landrath zu Magdeburg, aber so wenig befriedigte ihn der Alltagslauf eines solchen Berufes, daß er die Stelle nach kurzer Frist niederlegte und 1776 als Erzieher nach Elrich in der Grafschaft Hohenstein ging, auf Wege sinnend, der Poesie fernerhin ganz sich widmen zu können. Diese Wege schlossen sich ihm nach und nach auf; er trat von dort aus in freundschaftliche Verbindung mit „Vater" Gleim, mit Göckingk und Klamer Schmidt, lernte auch die edle Frau Elise von der Recke kennen: der Erstgenannte und die Letztere hatten den entscheidendsten Einfluß auf seine fernerweitigen Geschicke. Zunächst nämlich nahm er, auf Gleims Veranlassung, 1784 seinen Aufenthalt in Halberstadt, wurde auf dessen Verwendung 1793 Domkommissär und erhielt eine Vikariatspräbende; kurz vorher indessen (1792) hatten seine Verhältnisse ihn bestimmt, als Gesellschafter, Privatsekretär und Erzieher sich dem Hause des Domherrn von Stedern in Neinstädt bei Quedlinburg anzuschließen. Der genannte Domherr starb bald, doch verließ Tiedge die Familie nicht eher, bis auch die Frau von Stedern 1799 in Quedlinburg hinschied, wohin sie mit dem Dichter, nach kurzem Verweilen in Magdeburg, das Jahr zuvor sich gewandt hatte. Eine kleine Pension, die ihm diese dankbare Frau ausgesetzt, und jene Präbende schützten ihn vor äußerem Mangel.

Von jetzt ab ein Litteratenleben führend und mehrfach seinen Wohnort wechselnd, endlich von Halle nach Berlin ziehend, traf Tiedge in letzterer Stadt

wieder mit der Frau von der Recke zusammen, die, selbst Dichterin, nach dem Erscheinen der „Urania" eine solche Verehrung für den Dichter faßte, daß sie ihm den freundlichen Vorschlag machte, sie auf ihren Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien zu begleiten. Dieß geschah während der trüben Jahre von 1805 bis 1808. Nach ihrer Rückkehr lös'te sich das seltene Band der Freundschaft nicht wieder, das sie für das Leben hinaus geknüpft hatten. Von Berlin, wo sie den nächsten Zeitraum zubrachten, siedelten sie im Jahre 1818 nach dem ländlicheren Dresden über, und als der Tod am 13. April 1833 die Frau von der Recke abforderte, behielt Tiedge die durch ein hinreichendes Vermögen gesicherte Freistatt ihres Hauses fort, bis der hochbetagte Greis am 8. März 1841 ebenfalls zur ewigen Ruhe einging. Seinem Andenken ward in Dresden eine nützliche, mit seinem Namen gezierte Stiftung für litterarische Zwecke gegründet, welcher im Jahre 1855 als großartiges Seitenstück die „Schillerstiftung" gefolgt ist.

Der geschickten Entfaltung philosophisch-didaktischer Elemente verdankt Tiedge seine auf das Publikum ausgeübte Wirkung. Abstreiten läßt sich ihm auf keinen Fall das Lob eines sinnreichen Dichters; dieß halten wir fest, den Vorwürfen gegenüber, die ihm mit Grund gemacht worden sind. Sein Hauptwerk, die „Urania", mußte schon deshalb einen allgemeinen Eindruck erregen, weil diese Dichtung die höchsten Fragen behandelt, die dem Menschengeiste vorliegen, die neuerdings von Kant aufgestellten Postulate der praktischen Vernunft: „Gott", „Freiheit" und „Unsterblichkeit." Aber Tiedge behandelt diese Fragen zugleich in einer klaren, durch Leichtigkeit und Reimkunst anziehenden Sprache, wie sie in jener Epoche für dergleichen Stoffe selten aufgeboten wurde. Einzelne Parthien der genannten Dichtung zeichneten sich durch eine gewisse blühende Darstellung so vortheilhaft aus, daß sie die Zeitgenossen zur Bewunderung hinrissen und die Schwächen des Ganzen gleichsam zudeckten. Denn ein Meisterstück ersten Ranges war es keineswegs, was der Nation hier geschenkt ward, weder dem Inhalte noch der Form nach; ein solches vermochte Tiedge nicht hervorzubringen. Ganz abgesehen davon, daß ein solcher abstrakter philosophischer Gegenstand für den größten Dichter eine schwer zu knackende Nuß gewesen sein würde, gehörte dieser Autor seinem ganzen Wesen nach jener älteren poetischen Richtung an, welche der Weimarischen Glanzepoche vorausging: auf der Höhe der letztern stand er nicht, ja, erkannte sie nicht einmal in ihrer vollen Bedeutung an, sondern blickte mit einer vornehmen Miene auf sie hin, als ob er das bessere Theil erwählt hätte. Was bedürfte es mehr Beweises, daß sein Talent nur ein mittelmäßiges war, daß ihm die eigentlichen Erfordernisse eines großen Nationaldichters abgingen, vorausgesetzt, daß es ihm je eingefallen wäre, aus dem engen Dunstkreise der Planeten Gleim, Uz und Matthisson sich loszureißen? Denn daß er in diesem stehen blieb, wie es seine kurzen Schwungfedern mit sich brachten, die überhaupt für einen langjährigen und weit ausgreifenden Flug untauglich waren, bezeugt der Charakter seiner lyrisch-didaktischen wie reinlyrischen Produkte. Er hielt sich gemächlich an das Mittelmäßige, und blieb selbst mittelmäßig. Das elegische Gepräge, welches ihn durchweg charakterisirt, ist einseitig; seine Poesie des Schmerzes erstickt in Sentimentalität, und wo er lehrt, wird er langweilig. Was ihm mangelt, ist

Wahrheit der Empfindung, Kraft und Leben. Die Frische kann nicht durch schöne Redensarten ersetzt werden, ebenso wenig die Tiefe. Leser, wie er sie fand, finden sich zu allen Zeiten, nämlich schwärmerische und dabei leere Köpfe; daher eine sothane süßliche Dichtart, die zeitweiligen Beifall hat, von Epoche zu Epoche wie eine Krankheit wiederkehrt.

Schriften. 1) *Die Einsamkeit.* Halberstadt 1792. 2) *Episteln.* Göttingen 1796. 3) *Urania.* Halle 1801. 13. Auflage 1845. 4) *Elegien und vermischte Gedichte.* Halle 1803. 2. Auflage 1814. 5) *Frauenspiegel.* Ebend. 1806. 6) Das Echo oder Alexis und Ida. Ebend. 1812. 7) Denkmale der Zeit. Ebend. 1814. 8) Aennchen und Robert oder der singende Baum. Ebend. 1815. 9) Lebensbeschreibung der Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Curland. Leipzig 1823. 10) Wanderungen durch den Markt des Lebens. Halle und Leipzig 1836. 2 Bändchen.

Gesammelte Werke. Halle 1823—1829. 8 Bände. — 2. Auflage 1832. 10 Bände. 4. Auflage. Leipzig 1841. — *Leben und poetischer Nachlaß.* Herausgegeben von Karl Falkenstein. Leipzig 1841. 4 Bände. — Blicke in Tiedge's und in Elisa's Leben. Als Beiträge zur Charakteristik Beider, und insbesondere zur Rechtfertigung Tiedge's in Beziehung auf altes, verleumderisches Geschwätz über ihn. Von A. G. Eberhard. Berlin 1844.

Aus der „Urania“ (Anfang des vierten Gesanges).

Unsterblichkeit.

Es sei gegrüßt, das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!

Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,
Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöhn,
Die Felsen, wie Erinn'rungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch ein Mal den Tag vorüber ziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dieß Gotteshaus umfing,
Dieß Felsenthal, voll großer Fantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Licht hinunter schwand,
Als über den verlass'nen Fluren
Der Mond, wie eine Hoffnung, stand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unversiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da schlug, wie eine leise Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unserm Geist.
Es war so still um ihn, wie nach verstummten Flöten,
So still, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten.
Nichts war um uns, als Gott und die Natur.
Da schauderte durch's Herz die Kraft, sich aufzuringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier sah der Geist ins Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unsichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhabnen Lebenssinn
Und so viel Gottheit zur Verschmachtung
An's große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor seinem Angesichte,
Den Menschengeist, den er so tief,
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen, rief? —

Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
In meine düstre Einsamkeit.
Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu verkünden?
Du sprichst: „Mich hat die Huld gesandt.“ —
Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand.

Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.

Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft, mit tausend Stimmen,
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, spricht: „O Mensch, die Gottheit liebt!"
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie gibt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebenstriebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht."

Zu einem ernsten Freudentempel weihten
Verborgne Hände diese Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,
Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hinbegleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.
Die Huld hat an die Rasensitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundin schütze.
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen-Grunde,
Da heiligt er mit einem ernsten Blick
Und hohem Ahnungssinn ihr stillstes Seelenglück:
Vergessen wird sie nicht der weihevollen Stunde;
Die Thräne ließ er ja zum Denkmal ihr zurück.

Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß;
Und Beide haben einen Bund beschworen,
Es zu beseligen, das reiche Menschenloos,
Dieß liebste Pflegekind der Horen.

Halb fliehend, und nur darum schön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.
In Thälern feiert sie und auf geschmückten Höhn
Den süßen Augenblick; sie hebt zur Lust die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbrust mit lyrischem Getön,
Daß sie die Zeit des Heils den Wolkenhallen singe.
Es schwebt ihr Geist in leisem Wehn
Der Waldluft hin, und schlägt um jeden Zweig die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, sich drehn,
Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüthe roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube wölbst,
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange;
Denn werth des Himmels sein, ist halb der Himmel selbst.

Und daß schon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieseswelt beginne,
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren:
Die Fantasie ward auserkoren,
Zu öffnen uns die reiche Wunderwelt.

Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne strahlt,
Und lockt in Thäler sie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die so blühend sich der Regenbogen mahlt.
Und über öde, todte Räume
Weiß sie, Lebendigkeit und Glanz und Licht zu streun;
Der Freud' erzählt sie rosenfarbne Träume;
Sie singt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Sie hat den mächtigen Gesang erzogen,
Der das Gemüth der Erd' entreißt;
Sie schwebet auf der Fluth, auf den belebten Wogen
Der Töne hin, wie Gottes Geist.
Bald seufzen ihrer Töne leise Klagen
Der Sehnsucht aus, die schöne Seelen drängt;

Bald flattern sie dahin, gleich frohen Kindertagen,
Um die ein bunter Frühling hängt.
Was sprach so süß, wie ein Gesang der Musen,
Die Harmonieen deines Herzens nach?
Sie rief den Echo-Laut, zur Stimm' in deinem Busen,
In einer zarten Seele wach.
Sie haucht der Liebe diese Zauberworte,
Sie haucht ihr ein die Seelen-Melodie'n;
Sie schmückt das Leben ihr, wie eine Siegerpforte,
Durch die bekränzte Horen ziehn.
Der Hoffnung gibt sie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh';
So treten Beide hin zur Gegenwart, und weben
Dieß Zwischenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberspiegel,
Und strahlt verschönert sie zurück;
Sie schwingt sich auf von diesem Hügel,
Und Himmel öffnen sich vor ihrem Seherblick;
Sie schaut hinaus, und sieht ein großes Lebenswandern;
Die goldnen Inseln schwimmen auf und ab;
Ein Engel ist der Tod und leuchtend dort das Grab;
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebenshoffnung zu.
Sie weihte, sie begeisterte die Ruh'
Dort in dem Abendthal, das deine Trauer feiert,
Wo durch die grüne Nacht, die weihend niederhing,
Wie mit Verklärungsglanz umschleiert,
Die himmlische Gestalt der reinsten Seele ging.
Geheim umflisterte das Laub die Tannenreiser,
Wie Liedeslispel einer jungen Braut;
Und die Natur sprach immer leiser;
Die Gegenwart verschwand, wie ein verklungner Laut.

Um Hebra war's so heilig, wie am Sitze
Der Unschuld, die ein Gott bewacht.
Ein schönes Leuchten, wie verschwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.
„So" — sprach die Fromme — „glänzt am dunkeln Erdenstaube
Der stille Gang der Tugend auf." —
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,
Die das begeisterte Gemüth hinauf
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.
Es feierte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen
In Hebra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor, und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber schauen.
Da rief sie: „Schön ist doch das dunkle Menschenloos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumenschooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß
Liegt vor uns da das ernste Sein und Werden.
Wie eine Zukunft schaut die Abendwelt;
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags wie goldne Träum' umwallen.
Da sieh das Zweigestirn! wie schön
Die beiden Sterne dort zusammen
Am Himmel auf und nieder gehn,
Und ewig sich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung sehn!
Es geht der große Geist der Liebe
Durch seine Schöpfung, die er trägt und hält,
Und schlingt das süße Band der holden Wechseltriebe
Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Wie ruhig dämmert hinter jenen Räumen
Das stille Land, von dem die Sehnsucht spricht, herab:
Es spiegelt sich in unsern schönsten Träumen,
In unserm reinsten Leben ab.
Die sichre Bürgschaft für den Himmel
Ist doch der Himmel hier in unsrer Brust." —
So Hebra. — Tief versank das rauschende Getümmel;
In Nacht versank der Traum von Schmerz und Lust.

Der Mensch hört auf zu sein; und schon beginnt der Engel,
Wenn er in sich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott in ihm auch mit ihm ist.
Du sahst die Zukunft sich in Hebra's Leben spiegeln;

Da fiel in deine Seel' ein feierliches Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die schöne Zuversicht.
Der Glaub' umfaßte nun mit einem Friedensbunde
Dieß Erdenthal und jenes hohe Sein. —
Begegnen wird dir einst mit dieser reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finstern Todtenhain.

Sei Friede dann mit diesem Schattenleben!
Dem Himmel ist es ja so nah' verwandt;
Und Lieb' und Freundschaft weihn darin ein stilles Land,
Das sie, wie Genien, umschweben,
Aus einer schönern Welt zu uns herab gesandt;
Wo eine Tugend an die Brust der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt;
Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da feiert eine Engelwelt.
Sei hoch beseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.



Johann Ludwig Uhland,

ein vorzüglicher Lyriker von großer Beliebtheit, der sich auch im Dramatischen versucht hat, das Haupt der „schwäbischen Dichterschule" und ein gelehrter Germanist, wurde am 26. April 1787 zu Tübingen geboren. In ziemlich einfachen Ufern hielt sich der Strom seines Lebens, verschont von auffälligen Wechselgeschicken. Seine Jugendbildung anlangend, studirte er an der Hochschule seiner Vaterstadt seit 1805 Jurisprudenz und wurde 1810 Doktor beider Rechte. Wenn das gewählte Studium auch seiner poetischen Ader nicht gerade förderlich war, so hatte es doch jedenfalls den Vortheil, das Rechtsgefühl in seiner Brust zu stärken, durch welches nachmals seine männliche Wirksamkeit sich auszeichnete. Noch war er nicht zur Praxis des bürgerlichen Lebens übergegangen, als er eine Reise nach Paris machte, um neben der Erweiterung seines Weltblicks die Manuskripte des Mittel-

alters auf der öffentlichen Bibliothek zu benutzen. Dort entwarf er den Plan zu einer umfangreichen, aus einer Reihe altfranzösischer Märchen und Stammsagen geschöpften Dichtung; doch kam er bald wieder davon ab, die Ausführung eines solchen Werks den Franzosen selbst überlassend. Nach der Heimath zurückgekehrt, trat er 1811 die Advokatur an, erst in Tübingen, dann (1812) in Stuttgart; arbeitete auch eine Zeitlang in dem würtembergischen Justizministerium. Der deutsche Freiheitskrieg von 1813 bis 1815 rührte des jungen Mannes Seele mächtig an, wie wenigstens einige vereinzelte Klänge seiner Leier beweisen, ohne daß er sonst für den Sieg mitgewirkt; desto mehr blutete sein Herz bei den Täuschungen, welche die Nation hinterher erfuhr. Er kämpfte nunmehr als Ständemitglied für das Beste seiner engeren Heimath und schrieb etliche sogenannte politische Lieder, deren Stoff freilich nur die würtembergischen Kammern und ihre Verhältnisse zur Staatsregierung hergaben.

Ein Jahr nämlich (1816) nach dem Erscheinen seiner lyrischen Gedichtsammlung wurde Uhland zum Mitglied der zweiten Ständekammer gewählt und begann seinen edeln Streit für „das alte gute Recht" des Volkes; seit 1819 vertrat er seine Vaterstadt Tübingen und wirkte als Beisitzer des weiteren Ausschusses. Inzwischen die sprachlichen Studien fleißig fortsetzend, nahm er im Jahre 1829 eine außerordentliche Professur für deutsche Sprache und Litteratur an der Tübinger Hochschule an, wo er denn Gelegenheit hatte seine Lehren über Volks- und Kunstpoesie vorzutragen; da er jetzt ein öffentliches Amt bekleidete, so hoffte die Regierung ihn, wie andere Beamtete, durch Versagung des „Urlaubs" von dem Wiedereintritte in die Ständekammer abzuhalten: eine Maßregel, die damals Mode wurde. Allein ohne Bedenken legte Uhland die Professur nieder, um dieses Hinderniß persönlicher Entscheidung zu entfernen, und gesellte sich seit 1833 zu der nach den Zeitumständen wachsenden konstitutionellen Opposition wider staatliche Bevormundung, ohne jedoch durch Beredsamkeit als öffentlicher Sprecher hervorzuragen. Unterdessen verbreitete sich der Ruf seiner Lyrik allmählig durch ganz Deutschland, obgleich seine Muse in der Hauptsache längst zu schweigen angefangen hatte; bald ermüdete ihn auch die Prosa der politischen Thätigkeit. Eine Wiederwahl in die Ständekammer ablehnend, zog er sich daher im Jahre 1839 nach Tübingen in das Privatleben zurück; nur seinen litterarhistorischen Forschungen lag er mit ununterbrochenem Eifer ob.

Nicht ganz vergessen, trotz dieser freiwilligen Entsagung, war von der politischen Welt sein Name, als die Stürme der Revolution im Jahre 1848 über Europa hinzogen und Deutschland, durch seine Nachbarvölker gedrängt, einen

ebenso nothwendigen als herzhaften Versuch zur staatlichen Wiedergeburt machte. Das würtembergische Ministerium selbst sandte den volksbeliebten Sänger als Vertrauensmann nach Frankfurt, wo die Umgestaltung und endliche Auflösung des Bundestags erfolgte; darauf zum Mitglied der allgemeinen deutschen National-versammlung gewählt, stimmte er mit der Parthei der sogenannten „Linken.“ Er hielt aus, als im Frühjahr 1849 das Parlament zerfiel, und verfaßte jenen sehr denkwürdigen Aufruf an die deutsche Nation „zur Zähigkeit.“ Nachdem aber alle Wünsche und Hoffnungen, selbst die gesundesten und gerechtesten, in Folge all-seitiger Fehler und Mißgriffe hinter den Horizont hinuntergesunken waren, da kehrte Uhland in die Stille des Privatlebens zurück. Unangefochten, wie drohend sich auch die Wolken einer maßlosen Reaktion ringsumher aufthürmten, verbrachte er das letzte Jahrzehnt in Tübingen.

Die Schwaben selbst pflegen ihren Landsmann den „glänzendsten Stern der schwäbischen Dichterschule“ zu nennen, während sie ihn zugleich als „einen Stern erster Größe unter den deutschen Lyrikern überhaupt“ preisen. Das Erste würde richtig sein, wenn die schwäbischen Dichter wirklich Sterne wären; in das Zweite können wir nicht unbedingt einstimmen, Uhlands poetischer Ruf ist größer als sein poetisches Verdienst, dessen Schwerpunkt hauptsächlich auf einer nicht eben starken Sammlung lyrischer Gedichte beruht. Durch die letztere allein würde er sich schwerlich einen so gefeierten Namen, wie er ihm geworden ist, erworben haben.

Um den Werth derselben kurz zu untersuchen, so finden wir allerdings, daß der Standpunkt ihres Verfassers, die Weltanschauung desselben eigenthümlich ist, was ihm den vornehmsten Theil seiner Bedeutung verleiht. In Uhlands Jugendzeit blühte die Romantik, eine Art der Poesie, die sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland entwickelte und den klassischen Formen Klopstocks und seiner Nachfolger, ja, dem Style Goethes und Schillers gegenübertrat. Die strenge Klassizität für kalt betrachtend und abweisend, stellten die Romantiker eine gewisse Gefühlspoesie her, die besonders auf die Betrachtung und Belauschung des geheimnißvollen Naturlebens und innerer Seelenzustände ausging; das Abenteuerliche bevorzugten sie, die Märchen des Mittelalters, Wundergeschichten und phantastische Erfindungen aller Art waren ihre liebsten Stoffe. Aber durchweg krankten ihre Leistungen, selbst die ihres Meisters Ludwig Tieck nicht ausgenommen, theils an Formlosigkeit, theils an Unklarheit und seltsamer Verschwommenheit der Gedanken, Anschauungen und Gefühle. Künftige Jahrhunderte werden sich darüber verwundern, wie es möglich war, daß ein solcher Nebel die Sonne von Goethe und Schiller, nicht zum Vortheil der Nation, überziehen und ihre heilsamen Strahlen abdämpfen konnte; ein Napoleon mußte erst erscheinen, um die deutsche Nacht zu zerstreuen. Uhland anlangend, fand er sich durch die neue Richtung angeregt, aber es ward aus ihm kein Romantiker von echtem Wasser; als er seine ersten Lieder sang, war die zurückschauende Epoche halb vorüber, die Gegenwart durch den Einfluß der großen europäischen Ereignisse heller geworden. Zudem wirkte auf ihn die klassische Poesie der Vorgänger so mächtig ein, daß er vor den Fehlern der Romantiker zurückscheute, und „der Klarheit der Anschauungen und der reinen Gestaltung einfacher Gedanken“, um mit Karl

Gödeke zu reden, Rechnung trug. Manche Produkte von ihm verschwimmen zwar ebenfalls oder verlieren sich in leere Allegorien, aber ein großer Theil seiner Lyrik hat sich zur klassischen Bestimmtheit durchgerungen. Den „mittelalterlichen" Regionen sich zuwendend und „in den Sagenkreisen aller Völker des Abendlandes Stoffe für seine Darstellungen" aufsuchend, wußte er doch in sie ein wirkliches reelles Leben zu hauchen und seinen Gedichten vermöge seines „reindeutschen und niemals deutschthümelnden" Wesens einen nationalen Charakter und Ausdruck zu verleihen. Was die äußere Form seiner Darstellung anbetrifft, entspricht sie meist dem Inhalte; im Ganzen steht seine Verskunst auf der Höhe, die durch die erste Glanzepoche der neuhochdeutschen Poesie errungen war. Dazu gesellt sich ein möglichst populärer Ton, der ihm hin und wieder so gelungen ist, daß wir ihn wenigstens aus dieser Rücksicht unter die deutschen Lyriker ersten Ranges zählen müssen, obwohl Bürger und Schiller, theilweise auch Goethe, noch populärer sich zu fassen gewußt haben, was immer die Schwaben über den Meister ihrer „Schule" rühmen mögen. Der Gehalt seiner Lieder, so ungleich er ist, widerspricht nicht geradezu einer solchen Gleichstellung mit den genannten Dichtern auf dem Gebiete der volksthümlichen Lyrik. Anstatt aber mit einem kritischen Schönredner zu sagen, Uhland ziehe die Glocken der Kapellen, stelle Hirtenknaben auf die Berggipfel und lege ihnen selige Lieder in den Mund; er zaubere die Vergangenheit in verklärter Gestalt aus den Ruinen wieder auf, lasse noch einmal die alten Falken der Jagden steigen, lasse Sänger an den Pforten der Burgen um Einlaß klopfen, er zaubere uns Jungfrauen auf den grünen Plan und Königssöhne, die vorüberziehen und sie lieben; er schaffe, wie Schiller eine idealische übersinnliche Welt, so in seinen Gedichten eine idealische wirkliche Welt (welche letztere Behauptung durchaus unwahr ist): statt solcher nichtssagender Spezialitäten sagen wir kurz und einfach, Uhland hat durch die Fassung seiner Gedichte bewiesen, daß er die poetische Weihe besitzt, um seine Stoffe zu verklären, und daß er eine Reihe theils anziehender, theils mannhafter und markiger Gestalten vorführt zur Selbstbespiegelung für die heutigen Pappfiguren.

Hier aber setzen wir die Grenze im Lobe seiner Gedichtsammlung. Uhlands Produktivität zeigt sich als eine dürftige, sein Talent als ein einseitiges und beschränktes: wir haben in ihm einen bloßen Jugenddichter vor uns; denn als er zum Manne gereift war, verstummte seine Muse. Die meisten der in der Sammlung enthaltenen Lieder sind in dem ungefähr zehnjährigen Zeitraume von 1805 bis 1815 gesungen worden, also in seiner frühsten Jugend und auffallenderweise unter den Schlägen der über Deutschland hinbrausenden Napoleonischen Kriege. Und doch erscheinen diese Gedichte wie mitten aus dem tiefsten Frieden herausgesungen; ein Räthsel, welches uns die damaligen Kulturverhältnisse einigermaßen erklären. Die Weltverbindung war zu Anfange unsers Jahrhunderts nicht so rasch wie in unsern Tagen, wo mit Blitzesschnelle die Kunde irgend eines erheblichen Vorfalls von Land zu Land, von Ort zu Ort springt und die Gemüther aufregt. In der Jugendzeit Uhlands setzte man sich noch leichter über politische Unruhen hinweg, erholte sich auch schneller wieder von dem Schrecken, den ein Umsturz der Dinge hervorbrachte, und ergab sich bald wieder den alten Träumen. Jedenfalls schloß unser Dichter seine Phantasie von den öffentlichen Leiden so weit ab, um in jenen friedlosen, zum Theil entsetzlichen Jahren eine Reihe so harmloser Gedichte zu verfassen; und wie jener Strich des deutschen Südens überhaupt nicht sehr hitzig in seinem Patriotismus vorging, so scheint auch Uhland während dieser Epoche mehr im Reiche

der Ideale zugebracht, als um die grause Wirklichkeit sich gekümmert zu haben. Ob eine solche Absperrung, Entsagung oder Gleichgültigkeit oder wie man es sonst nennen will dem Klange seiner Leier zu Statten kam? Für den beschränkten Kreis seiner Dichtweise ohne Zweifel, im Allgemeinen gewiß nicht. Wir würden uns täuschen, wenn wir von Uhland eine umfassende Weltanschauung erwarteten; er war zu jung, um eine solche zu haben, als er diese Lieder produzirte, und hier kommen wir auf die gewöhnliche Ueberschätzung dessen was er geleistet hat. Der Horizont seiner Lieder ist sehr enge gezogen, die vorzüglichsten derselben zeigen uns ausschließlich den deutschen Himmel und zwar in dem verklärten Glanze des Mittelalters, so weit das letztere schöne und poetische Farben zuließ. Von fremden Nationen, ihren Geschichten und Schicksalen erfahren wir nichts weiter als was etwa die zufälligen Umrisse von einer oder der andern Sage andeuten. Eine Beschränktheit, die man ihm hinterher zum Verdienste machte und die das Lob hervorrief, er sei der echteste nationale Dichter, ein Dichter, der nur reinnationale Elemente verarbeite, hege und bulde. Ob Uhland nicht vielleicht selbst glaubte, daß dieß ein unvergleichlicher Vorzug sei, wollen wir dahingestellt sein lassen; aber weder er noch sonst Jemand wird uns darin einen Vorzug nachweisen, daß nicht einmal Deutschland unmittelbar aus einem die Gegenwart umfassenden Spiegel durch seine Gedichte hervortritt: von dem heutigen Leben des Volkes erfahren wir nichts Direktes, Gewisses, Bestimmtes. Es bleibt bei alten Sagenlichtern, bei leichten Schilderungen der Natur, bei Betrachtung von Leiden und Freuden liebender Herzen, bei Zeichnung geringer Geschicke. Man darf nicht einwenden, daß er späterhin sogenannte politische Gedichte hinzugefügt, worin er für das Wohl und Wehe seines Volkes gestritten. Denn die „vaterländischen Gedichte" Uhlands, eigentlich nur etliche würtembergisch-provinzielle Kundgebungen, sind in ihrem Gesammtausdrucke durch und durch prosaisch, mit den „Griechenliedern" eines Wilhelm Müller nicht im Entferntesten an poetischem Werthe vergleichbar; höchstens geeignet, das Herz eines würtemberger Schwaben zu entflammen. Goethe erkannte dieß natürlich, er sprach sein verdammendes Wort: „politisch Lied, garstig Lied", und mißbilligte nebenbei die gesammte Uhland-schwäbische Richtung; wogegen Karl Gödeke sehr unglücklich angekämpft hat, auf irgend eine Parteilichkeit oder Schwäche des großen Denkers hindeutend. Denn der alte Herr hatte vollkommen Recht, jedes politische Lied zu verwerfen, wenn es so alltäglich, didaktisch und eckig ausfiel wie Uhlands versifizirte Landstandsangriffe. Ebenso hatte er Recht, vor der Nachahmung der Uhland'schen Poesie zu warnen; er that dieß aus der einfachen Rücksicht, daß er die „Region" derselben zu enge fand und mit vollem Grund, wie ich im Obigen dargethan habe, für unfruchtbar erklärte. Ich füge indessen dafür, daß Uhland ein durchaus u n n a c h a h m b a r e r Dichter ist, noch andere Gründe hinzu; sie betreffen die Form desselben. Erstens nämlich ist nicht blos der geistige Gesichtskreis des Sängers, wie wir gesehen haben, sondern auch der formelle Schatz seiner Strophen und Versreihen ein sehr beschränkter. Wie er in seinen Dramen nicht über den fünffüßigen Jamben hinausschritt, so hat er sich auch nicht an kühnere lyrische Formen gewagt, deren unsere bildungsreiche Sprache fähig ist und schon durch Klopstock sich fähig gezeigt hatte. Von der antiken Odenform will ich nicht reden: an diese hat Uhland in seinen jüngeren Jahren einmal nicht gedacht, er war in altdeutsche Weisen versunken und hielt Alles was den Reim nicht hatte für unvolksthümlich, während sein Bestreben auf höchste Volksthümlichkeit hinauslief. Aber mit dem Sonett kaum sich zurecht findend, sah er auch von den mannigfaltigen Formen der neueren ausländischen

Litteraturen ab, die er doch sicherlich ohne Gefahr der Ueberkunst hätte ergreifen und nachbilden dürfen; die Formen der Italiener und Spanier sind ja moderne Formen, und gleichwohl hat er sich fast an keiner von ihnen versucht, A. W. von Schlegel und Gries waren für ihn nicht vorhanden. Woher schreibt sich diese Beschränkung der formalen Seite? Gewiß nicht aus der bloßen ängstlichen Rücksicht auf echtdeutsches Gewand, wie hinterher von seinen Verehrern einseitig ausposaunt ward. Es geschah aus Mangel an Sprachtalent oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, an der starken Stromfülle poetischer Wohlredenheit: es fehlte ihm viel zu der reichen Ader eines Schiller, auch die Uebung fehlte ihm als jungem Dichter, und anstatt sich größere Formgewandtheit im Laufe der Jahre zu erwerben, hörte er mit dem vierten Jahrzehnt seines Lebens fast ganz auf zu dichten. Während also in dieser Hinsicht dem Nachahmer ein allzudürftiger Spielraum für die Gestaltung seiner Gedanken sich öffnen würde, finden wir zweitens die Form der Uhland'schen Lyrik so beschaffen, daß sie einerseits nicht zur Nachahmung empfohlen werden kann, andrerseits zur Nachahmung sich schlechterdings nicht eignet. Empfehlenswerth ist sie nicht, weil sie nur mit genauer Noth auf der Höhe der ersten Glanzepoche sich behauptet, viele Mängel hat und keinen Fortschritt darbietet; ungeeignet zur Nachahmung an sich, weil sie, und das ist Uhlands größtes Lob, chararakteristisch aus seinem Wesen hervorgegangen, mit ihm verbunden wie Leib und Seele ist. Genial wußte er sich bei allen Mängeln einen individuellen Styl zu bilden, der sich äußert durch Besonderheit der inneren Fassung, namentlich aber durch Schärfe und Kürze des Gedankenwurfs. Es würde die ganze Eigenthümlichkeit des Mannes, ein zweiter Uhland dazu gehören, dieser Eigenschaften mit Erfolg sich zu bemächtigen; daher die Menge unglücklicher Nachahmer, die dieß nicht erkannte. Zahlreich sind indessen nicht die Gedichte, worin der erwähnte Charakter seinen vollen Ausdruck gefunden hat; wie denn überhaupt die Meisterstücke seiner Lyrik, wenn wir sie zusammenzählen, auf sehr wenige sich belaufen. Denn selbst mehrere von denen, die man vorzugsweise feiert, verrathen sich als Mittelgut jedem Leser, der mehr als mittelmäßige Ansprüche an sie macht; wie schwach an Gehalt ist „der Schenk von Limburg", worin der Fürst seine Ohnmacht, der Vasall seine egoistische Junkerschaft darlegt: das Ganze erscheint wie eine unfreiwillige Satire auf Kaiser und Reich. Wie unklar in seinen Einzelnheiten und zwecklos ist „der König auf dem Thurme", das Ideal eines Monarchen vorstellend, dessen Fassung sehr zweifelhaft dasteht; pflegt sich doch ein jeder Monarch für einen guten Herrscher zu halten. Wie ungenügend ist die vielgerühmte Ballade „des Sängers Fluch;" nicht einmal angedeutet ist darin der ethische Gedanke, um dessentwillen der Dichter vielleicht das Gedicht geschrieben hat. Will er insbesondere die Tyrannen durch die Folgen des Fluchs schrecken, so irrt er sich gewaltig in dem Gewichte seines Schreckbildes; ein Tyrann kümmert sich um nichts, was hinter ihm folgt. Endlich fehlt dem Ganzen jegliche Versöhnung, ja, die Art und Weise, wie der Fluch ausgesprochen wird, hat etwas Gehässiges und Widerwärtiges, nicht zu gedenken der überflüssigen und absurden Zerschellung der Harfe selbst; die Ausführung des Stoffes leidet hier und da an unnützer Breite. Verschiedene andere Gedichte würden geradezu unerträglich sein, wenn sie nicht den interessanten schwäbischen Humor zur Anschauung brächten, wie das ordinäre „Metzelsuppenlied" mit seinem garstigen Venusbilde. An Shakespearischen Geist finden wir uns durch derlei Kraftpröbchen keineswegs erinnert: nur an den deutschen Philister. Um so vortheilhafter stechen dann freilich gegen unbedeutendes Mittelgut jene Meisterstücke wie „König Karls Meerfahrt" und „Tells Tod" ab.

Wodurch aber, damit wir die aufgeworfene Frage beantworten, hat Uhland einen so gepriesenen Namen empfangen, wie er mit dem Werthe jener Gedichtsammlung nicht recht zu vereinbaren ist? Denn wahrlich, so hoch erhoben ward er, daß man ihm nach Schiller und Goethe den nächsten Rang anwies, und daß sogar Dichter von einem weit stärkeren Rüstzeug, wie Rückert und Platen, lange Zeit gegen ihn zurückstehen mußten. Auf diese Frage erwiedern wir, daß zur Vermehrung seines Ruhms allerdings zwei dramatische Stücke, wenn sie auch nicht viel beachtet wurden, sowie etliche gelehrte Arbeiten beigesteuert haben. Aber ungleich mehr als diese nützte ihm seine politische Wirksamkeit. Uhland ist ein Mann von dem herrlichsten Charakter, eine biedere gerade Schwabennatur von bewundernswerther Konsequenz, die selbst seine Gegner anerkennen. Glücklicherweise brachten es seine persönlichen Verhältnisse nie mit sich, daß er sich um der guten Sache willen demüthigen mußte; und wie treu er seinen wackeren für das Volksheil strebenden Grundsätzen blieb, bewies er noch an dem Abende seines Lebens dadurch, daß er mehrere fürstliche Ehrenzeichen, die ihm verliehen werden sollten, aus freilich sehr natürlichen Gründen zurückwies. Entscheidend aber für den glänzenden Erfolg, den seine lyrische Sammlung hatte, waren die äußerlichen Umstände und Verhältnisse, unter welchen Uhland auftrat; anfangs blieben seine Gedichte liegen, und daß sie nicht länger liegen blieben, verdankte er hauptsächlich seiner engern Heimath Würtemberg, wo man seinen edeln und mannhaften Charakter nach und nach schätzen lernte. Wie seine öffentliche Wirksamkeit, so zog auch der Ton seiner Gedichte die Aufmerksamkeit der Schwaben allmählig auf sich; und glücklich wie Wenige hatte er gerade denjenigen Ton getroffen, der seine Landsleute am meisten ansprechen mußte, im Ernst, im Scherz und Humor. Die denkenden Zeitgenossen und besonders die jugendlichen Köpfe Würtembergs schlossen sich an den wackern Sänger an, bis einige ähnliche poetische Talente auftraten, die bald den Ruf Uhlands entschieden. Eine Art Schüler, von denen die meisten dichteten, wenn sie auch nicht Alle ihre Gedichte drucken ließen, schaarten sich um ihn, begannen ihn zu feiern, zu rühmen und zu erheben; ferner wirkten sie auf die kritischen Blätter jener Tage ein, so daß im dritten Jahrzehnt unsers Seculums der günstigste Ruf von seiner poetischen Begabung Deutschland durchdrang und im vierten Jahrzehnt seinen Höhepunkt erreichte. Man möchte fast sagen, die um Uhland gesammelte Schaar ließ in jenen Jahren neben diesem ihrem Landsmann keinen andern Dichter aufkommen; die Schwaben handelten in dieser Rücksicht patriotischer als es anderwärts in deutschen Landen der Fall zu sein pflegt, wo der Nachbar auf den Nachbar loswettert, sobald dieser sich irgendwie auszeichnet, und wo man auf gemeine Weise den Ruhm des eigenen Volksstamms mit Füßen tritt, oft zum Schaden des Fortschritts. Die patriotischen Schwaben dagegen bildeten gleichsam einen Zauberkreis um ihren Landsmann, der in der Mitte desselben wie auf einem Throne saß; außerdem befehdeten sich auch diese Anhänger selbst untereinander nicht, was in Deutschland gleichfalls eine seltene Erscheinung ist. Einstimmig in der Verehrung Uhlands, priesen die Einen das von ihm Geleistete, Andere suchten seinen Fußtapfen zu folgen und gleichen Ruhm auf dem nämlichen Wege zu erstreben. Das mochte ein Fehler oder ein Unglück für diese strebsamen Köpfe sein, für Uhland hatte dieser Eifer und diese Liebe den vortheilhaftesten Erfolg; er wurde berühmter als er je hoffen können. Die vorzüglichsten Männer, die ihn auf das Schild als Oberhaupt erhoben, die seinen Namen durch alle Gauen Deutschlands verherrlichten und eine sogenannte **schwäbische Dichterschule** bildeten, waren Gustav Schwab, Gustav Pfizer, Justinus Kerner, Karl

Mayer, Wolfgang Menzel, zugleich der Hauptkritiker dieser Schule, und der Pastor Eduard Mörike. Allesammt errangen sie einen bekannten Namen, und nicht blos auf Schwaben selbst erstreckte sich der Einfluß der Uhland'schen Poesie, auch im übrigen Deutschland erstanden viele Nachahmer, insonderheit Balladendichter; der neuere österreichische Dichterflor, mit dem Grafen Auersperg (Anastasius Grün) und mit Nikolaus Lenau an der Spitze, begeisterte sich vorzugsweise eine Zeitlang für diese schwäbische Richtung. Bescheiden wie Uhland war, hat er sich seines Dichterruhms nie überhoben; auch ihm suchten vielfache Neider und schnöde Angriffe, wie die von Heinrich Heine, zu schaden, aber die ihn umgebende Ritterschaar überhob ihn der Mühe jeder Selbstvertheidigung.

Das Gute der Schule zusammengefaßt, giebt ihrer Wirksamkeit eine verdiente Bedeutung. Eigentlich großartige Schöpfungen indessen, etliche wenige Balladen und Lieder ausgenommen, verdankt ihr die Nation nicht, selbst nicht in den Stoffen; ebenso sehen wir uns bis zur heutigen Stunde vergebens nach einem ausgezeichneten Nationalwerke um, welches ihre Anhängerschaft in den verschiedenen deutschen und österreichischen Gauen hervorgebracht hätte. Ja, das Lob noch mehr beschränkend, muß ich gegen die Mitglieder der im engeren Schwabenlande einheimischen Schule den klaren Vorwurf aussprechen, daß sie im Allgemeinen weder nach Inhalt noch Form über ihren Meister Uhland hinausgegangen sind; was d i e s e r nicht gewagt, darauf verzichteten auch sie: als er mit seinen Dramen wegen der Zeitumstände kein Glück machte, ließen auch sie das Drama fallen, als er kühnere lyrische Formen nicht aufzeigte, wiesen auch sie dergleichen von sich, als er auf ausschließlich volksthümlichen Styl bedacht war, beschränkten auch sie sich auf volksthümlichen Ausdruck. Und so verfielen sie denn, obwohl sie es nie einräumen wollten, der Hauptsache nach in eine hausbackene Weise der Lyrik, in eine Gevatter- und Nachbarschafts-Gelegenheits-Poesie, die nicht für die weiteren Kreise einer Nation geeignet oder fruchttragend ist. Eine solche Richtung indessen mit ihrem Mangel an einem freien, erhabenen und bedeutungsvollen Hintergrunde würde nur für ihre eigenen Lorbeeren Nachtheil gehabt haben; sie würde uns daher an sich nicht weiter kümmern, wir könnten sie hingehen lassen, zumal da sie für den Geschmack eines gewissen Publikums labende Speise vorgesetzt. Aber um so stärkeren Tadel müssen wir unumwunden dahin aussprechen, daß die engere würtembergische Schule nicht nur nicht bei ihrer Anschauungsweise ruhig stehen geblieben ist, sondern auch für dieselbe eine sehr auffallende Propaganda gemacht hat; daß sie also die sogenannte p o p u l ä r e Dichtweise, wie sie ihr Meister als Jüngling ausgeübt, nicht blos fortsetzten, sondern auch für die allein wahre und seligmachende ausgaben; daß sie, soweit ihre Macht reichte, nicht Bedenken trugen, jegliche künstlerische Gestaltung der Dichtersprache, jegliche K u n s t p o e s i e samt deren Formen als unnatürlich und fremdartig, als unfruchtbar und armselig zu belächeln, zu verachten und abzuweisen. Man hörte (es klingt unglaublich) gegen die Mitte unsers Jahrhunderts in Stuttgart Stimmen sich äußern, welche, angeblich auf Uhlands Autorität und dessen einstige akademische Lehren sich stützend, die abgeschmackte radikale Forderung stellten, man solle alle Dichter verbrennen, außer — Uhland und Shakespeare; die allzuviele papierene Dichterei schade und mache das Volk blos irre, blos überidealisch und unpraktisch. Selbst Schiller, ihr großer Landsmann, genügte ihnen nicht ganz, und über Goethe besann man sich lange, ob er würdig sei fortzuleben, doch willigte man schließlich ein. Daß dergleichen idiosynkratische Ansichten auch in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts noch nicht ausgetilgt sind, sondern von dort sich weiter verbreitet haben, davon giebt eins der

Gedichte von Wolfgang Müller aus Königswinter, um das Jahr 1856 gedruckt, einen hinreichenden Beleg. Nachdem Müller gesagt hat, man müsse dichten wie Uhland, denn das sei der „rechte deutsche Sang", fährt er folgendermaßen fort:

Doch ach, auf andre Bahnen
Zieht heuer (?) unser Lied.
Weh! daß man von den Fahnen
Des Vaterlandes schied!
Sie wollen deutsche Dichter
Und deutsche Männer sein?
Wird einst die Zukunft Richter,
So ruft sie donnernd: Nein!

Genug sind die Hellenen
Und Römer nachgeahmt,
Des Alterthumes Scenen
Stehn all' schon eingerahmt;
War einst den großen Meistern
Der Griechen Maß verliehn,
Heut sieht man nur noch kleistern
Copien nach Copien.

Sind wir im Monat Spörkel?
Giebt's tolle Fastnachtszeit?
Welch kunterbunt Geschnörkel
Von lauter Seltsamkeit!
Nach fremder Tracht zu haschen,
Zu suchen Auslandsdunst,
Kopfhängen, Würze naschen,
Das ist nicht deutsche Kunst.

Araber, Perser, Inden
Verdeutscht — wir sehen's gern!
Sie selbst im Kaftan finden,
Macht kopfscheu vor den Herrn!
Die Türken und Chinesen,
Wir halten gern sie weit,
Und auch das Slavenwesen
Paßt nicht in deutsch Gebreit.

Vorstehende Strophen regen folgende Gedanken an: wir machen lieber immer noch schlechte Verse fort; nur das deutsche Sauerkraut allein ist die wahre Speise; der deutsche Philister hat ein Recht, nicht über seine vier Pfähle hinauszublicken. Darauf wird Müller vollends grob und versteigt sich bis zur Verwünschung:

Es locken uns die Andern
Nach Süd und West zur Fahrt;
Zu den Romanen wandern
Ist schon verbrauchte Art.
Selbst fern im Urwald suchen
Sie ihre Rosse auf.
Wir Heimathstreuen fluchen
So wirrem Geisteslauf.

Aus obiger Kritik wird eine vorurtheilslose Dichterjugend den Schluß ziehen: man tadelt und verwirft am liebsten dasjenige, was man nicht nachmachen kann, oder was man wenigstens zu schwer findet, um Lust daran zu haben.

Schriften. 1) Gedichte. Stuttgart 1815. 2. Auflage 1820. 3. Auflage 1826. Dann vielfach abgedruckt; die 39. Gesammtauflage (in wohlfeiler Ausgabe) 1859. 2) Vaterländische Gedichte. Tübingen 1817. (Später in die „Gedichte" aufgenommen.) 3) Ernst, Herzog von Schwaben. Trauerspiel. Heidelberg 1818. 2. Auflage 1839. 4) Ludwig der Baier. Schauspiel. Berlin 1819. Beide Stücke erschienen zusammen unter dem Titel: Dramatische Dichtungen. Heidelberg 1846. 5) Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter. Stuttgart 1822. 6) Sagenforschungen. 1. Theil. Auch unter dem Titel: der Mythus von Thôr. Ebend. 1836. 7) Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, mit Abhandlung und Anmerkungen. Erster Band: Liedersammlung in fünf Büchern. 1. und 2. Abtheilung. Ebend. 1844—1845. (Der 2. Band mit den Anmerkungen fehlt noch.)

Hohe Liebe.

In Liebesarmen ruht ihr trunken,
Des Lebens Früchte winken euch;
Ein Blick nur ist auf mich gesunken,
Doch bin ich vor euch allen reich.

Das Glück der Erde miss' ich gerne
Und blick', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir, in goldner Ferne,
Hat sich der Himmel aufgethan.

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Mann weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal.
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die neue Muse.

Als ich mich des Rechts beflissen
Gegen meines Herzens Drang,
Und mich halb nur losgerissen
Von dem lockenden Gesang:
Wohl dem Gotte mit der Binde
Ward noch manches Lied geweiht,
Keines jemals dir, o blinde
Göttin der Gerechtigkeit!

Andre Zeiten, andre Musen!
Und in dieser ernsten Zeit
Schüttert nichts mir so den Busen,
Weckt mich so zum Liederstreit,
Als wenn du, mit Schwert und Wage,
Themis, thronst in deiner Kraft,
Und die Völker rufst zur Klage,
Könige zur Rechenschaft!

Der Wirthin Töchterlein.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.
„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr."
Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie auf einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück,
Und schaute sie an mit traurigem Blick:
„Ach! lebtest du noch, du schöne Maid,
Ich würde dich lieben von dieser Zeit."

Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:
„Ach, daß du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' dich geliebet so manches Jahr."

Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:
„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut
Und werde dich lieben in Ewigkeit."

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festdrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: „Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk' Rothen ein aus Portugall!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingts dabei:
Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fey,
Drein schrieb sie: kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall.

Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern im vollen Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall."

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Es dauert länger schon, als recht,
Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Einstürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

Die Steinwand — spricht er — springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf einem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm' alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,

Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott.
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

‚Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Garten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum versendet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

Johann Peter Uz,

ein vorzüglicher Lyriker aus der ersten Epoche des Wiedererwachens unserer Litteratur, wurde am 3. Oktober 1720 zu Ansbach geboren und studirte von 1739 ab die Rechte zu Halle, nachdem er von seinem Vater, einem Goldschmied, sorgfältig erzogen und mit einer tüchtigen altklassischen Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt ausgerüstet worden war. Wie jeder begabte Jüngling der damaligen Epoche wandte auch Uz sich neben dem Brotstudium zur Geschichte, Philosophie und Poesie, angeregt durch die nationale Stimmung für die letztere, insonderheit aber durch gleichgesinnte Kameraden, die er in Halle traf, wie Gleim und Johann Nikolaus Götz. Die schweizerische, von Bodmer in ästhetisch-poetischer Hinsicht vertretene Richtung bevorzugten die Jünglinge jenes Vereins, der Leipziger Gottsched'schen Schule gegenüber, mit richtiger Einsicht in den Stand der eben beginnenden Litteratur-Epoche: sie war die kräftigere und gesündere. Als mit dem Abschluß ihrer Universitätsjahre das innige Bündniß sich lös'te, das sie zum Wetteifer im litterarischen Schaffen, im Uebersetzen der Alten und im selbstständigen Produziren zusammengeführt, begab sich Uz gegen das Jahr 1743 zunächst nach Ansbach zurück, um die juristische Praxis auszuüben und seine Muße der Poesie zu widmen. Doch fünf Jahre dauerte es, ehe er das Amt eines Sekretärs bei dem Ansbacher Justizcollegium antrat, und zwölf Jahre hindurch harrte er in dieser Stellung ohne alle Besoldung aus. Seiner dichterischen Entfaltung war dieser Zeitraum, bei einzelnen Lichtblicken der Liebe und Freundschaft, entschieden günstig. Nach langer Geduld erhielt er im Jahre 1763 die Stelle eines Assessor bei dem kaiserlichen Landgericht des Burggrafthums Nürnberg; ein eifriger Geschäftsmann, der seines Amtes wartete, entsagte er fortan der Muse in ähnlicher Weise, wie sein Zeitgenoß Lichtwer, der Fabeldichter. Im Laufe der Jahre stieg denn Uz (1790) zum burggräflichen Direktor dieses Gerichts empor, und nachdem Ansbach an die Krone Preußen übergegangen war, hatte er von dem neuen Herrscher kaum noch die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Justizrath und Landrichter seiner Vaterstadt in den Händen, als ihn daselbst am 12. Mai 1796 der Tod hinnahm. Im Schloßgarten zu Ansbach prangt ein bescheidenes Denkmal, welches ihm zu Ehren im Jahre 1825 gesetzt ward.

Einer jener lyrischen Vorarbeiter, welche sich ein klassisches Verdienst dadurch erworben haben, daß sie im Weinberge des Herrn für ihre Zeit das Rechte thaten und nach Maßgabe ihrer Kräfte zur Reife der Kunst beitrugen. Von einer genialen Entfaltung genialer Gaben konnte bei Uz nicht die Rede sein; schon sein äußerer Lebensgang weist darauf hin, daß er die

Poesie nicht zur Hauptaufgabe zu machen gesonnen war, sondern sie nur zur Verschönerung des Daseins in würdiger Weise pflegte. Heutzutage sind dergleichen Charaktere, die sich selbst beschränken, immerhin selten; ein gewisser Ernst, womit sie für ein bestimmtes, wenn auch kleines Ziel wirkten, war diesen Männern der ersten Epoche eigen. Geist, Sinn und Witz in sich vereinigend, gewann Uz nach dem Hauptvorbilde, das er für seine Dichtweise ausgewählt, eine nach damaliger Gewohnheit rühmliche Bezeichnung: er wurde neben Ramler, dem eigentlichen Horazianer, der „deutsche Flaccus" oder wohl gar auch „Uz-Pindar" zubenannt, wie man einen Klopstock-Homer, einen Gleim-Anakreon und andere Vergleichungen einführte, freilich ein bischen voreilig bei der Unreife unserer Sprachform. Der Hauptcharakter seiner Gedichte ist lyrisch-didaktisch; sie gehörten einer ähnlichen Richtung an, wie sie der sinnreiche Haller verfolgte. Aber er blieb wie dieser theils schwerfällig, theils trocken und breit; mehr mit dem Verstande als mit der Phantasie arbeitend, wußte er die Wucht seiner Gedanken nicht zu beleben, obgleich er von den antiken Formen selbst absah, wohl fühlend, daß die Bemeisterung derselben vorerst kaum besiegbare Schwierigkeiten darbiete. Zu groß ist daher das Lob, welches ihm nicht lange nach seinem Tode von Herder dahin ertheilt ward: „Wenn nach griechischer Weise einem Verstorbenen sein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra aufs Grab gesetzt werden sollte, so gebührte sie ihm; eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, jedermann verständlich, in feurigen oder sanften Sylbenmaßen unser Gemüth durchdringt und es in süßer Begeisterung mit sich fortzieht oder fortreißt. Seine besten Oden sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral in süßen Gesangweisen. Wenn er gleich Horazens Sylbenmaße nicht gebraucht hat, so spricht doch Horazens Geist durch ihn im Inhalt sowohl als im Schwung und in Anordnung seiner Oden." Zu groß ist, sage ich, dieses Lob und vorschnell von Herder ertheilt, der die kurze Blüthe unserer Litteratur im Auge hatte und dabei nicht daran dachte, daß ein neues Jahrhundert folgen würde. Uz wandelte zwar die Horazischen Wege, aber ohne wie der Römer das lyrische Element ebenso selbstständig als sein auszuprägen und in den Vordergrund zu stellen. Goethe und Schiller, Platen und Rückert zeigten, wie das didaktische Element in der Lyrik mit Erfolg anzubringen sei; Uz handhabte dasselbe pedantisch in pedantischen Formen und lieferte durch seine Produkte schon damals den Beweis, daß der bloße Nachahmer immer und ewig ein bloßer Nachahmer bleibe, welche Formweise er auch wählen möge. Denn da er in gereimten Versen geschrieben hat, die er frei nach Belieben gestalten durfte, kann Niemand behaupten, die antike, also „undeutsche" Form habe seinem Geiste, Style und Ausdrucke irgendwie hemmende Fesseln angelegt.

Schriften. 1) Lyrische Gedichte. Berlin 1749. 2. Auflage. Ansbach 1755. 2) Lyrische und andere Gedichte. Leipzig 1756. 3) Versuch über die Kunst stets fröhlich zu sein. (Ein Lehrgedicht.) Ebend. 1760.

Sämmtliche poetische Werke. Herausgegeben von Chr. Fel. Weiße. Leipzig 1768. 2 Theile. Neue Auflage 1772. — Abgedruckt zu Wien 1804.

Gott im Ungewitter.

Du Sterblicher, wer kann vor dir
Und deinem Donner stehn?
Der Herr ist groß! Was trotzen wir?
Er winkt, und wir vergehn.

Er lagert sich in schwarzer Nacht;
Die Völker zittern schon:
Geflügeltes Verderben wacht
Um seinen furchtbar'n Thron.

Rothglühend schleudert seine Hand
Den Blitz aus finstrer Höh',
Und Donner stürzt sich auf das Land
In einer Feuersee:

Daß selbst der Erde fester Grund
Vom Zorn des Donners bebt,
Und was um ihr erschüttert Rund
Und in der Tiefe lebt.

Den Herrn und seinen Arm erkennt
Die zitternde Natur,
Da weit umher der Himmel brennt,
Und weit umher die Flur.

Wer schützt mich Sterblichen, mich Staub,
Wenn, der im Himmel wohnt
Und Welten pflückt, wie dürres Laub,
Nicht gnädig mich verschont?

Wir haben einen Gott voll Huld,
Auch wann er zornig scheint;
Er herrscht mit schonender Geduld,
Der große Menschenfreund!

Das bedrängte Deutschland.

Wie lang' zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm, zu schlauer Feinde Freude?

Sind, wo die Donau, wo der Main
Voll fauler Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus fröhlich ging, und sich die Elb' ergießet;

Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm, nein, meistens ihm zur Schande!

Wem ist nicht Deutschland unterthan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren;
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armuth spart, hilft Uebermuth verzehren.

Vor ihnen her entflieht die Lust;
Und in den Büschen, in den Auen,
Wo vormals an geliebter Brust
Der satte Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.

Der Adler sieht entschlafen zu,
Unb bleibt bei ganzer Länder Schreien
Stets unerzürnt in träger Ruh,
Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleien.

O Schande! Sind wir euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr, als den härtsten Tod im Arm der Freiheit, scheuten?

Wir, die uns kranker Wollust weihn,
Geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen deren Enkel sein,
Die, rauh, doch furchtbarfrei, für ihre Wälder stritten?

Die Wälder, wo ihr Ruhm noch itzt
Um die bemoosten Eichen schwebet,
Wo, als ihr Stahl vereint geblitzt,
Ihr eh'rner Arm gesiegt und Latium gebebet?

Wir schlafen, da die Zwietracht wacht,
Und ihre bleiche Fackel schwinget,
Und, seit sie uns den Krieg gebracht,
Ihm stets zur Seite schleicht, von Furien umringet.

Ihr Natternheer zischt uns um's Ohr,
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kommt ihr kein Hermann vor,
In Hermann's Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.

Doch mein Gesang wagt allzuviel!
O Muse, fleuch zu diesen Zeiten
Alkäens kriegrisch Saitenspiel,
Das die Tyrannen schalt, und scherz' auf sanftern Saiten!

Johann Nepomuk Vogl,

ein vorzüglicher Lyriker österreichisch-deutschen Ursprungs, auch Dramatiker und Novellist, wurde zu Wien am 2. Februar 1802 geboren und trat nach zurückgelegten Studien, kaum siebzehn Jahre zählend, als Beamter in Dienste bei den niederösterreichischen Landständen. Seine Muße widmete er einer anhaltenden poetischen Produktion, während der äußere Gang seines Lebens, soweit wir ihn kennen, keinen erheblichen Wetterstürmen ausgesetzt war.

Trotz der Leichtigkeit, womit er in Versen wie in Prosa arbeitete, suchte Vogel doch seine Gabe in so weit zu sammeln, als er vorzugsweise das Gebiet der Romanzen, Balladen und Legenden anbaute. Und wenigstens in diesem Bereich hat er sich gleichzeitig mit seinem Altersgenossen Seidl einen glänzenden Namen erworben und durch ernstes Bestreben dargethan, wie die südöstlichen Stämme unsers Vaterlandes nicht länger zurückbleiben möchten hinter der Stufe, worauf die neuhochdeutsche Poesie seit einem Jahrhunderte gehoben worden ist. Als Vogel auftrat, mochte ihm ein klares Kunstziel nicht vorschweben; er erprobte die Kraft seiner Flügel, so gut er es vermochte, den lyrischen Beispielen seit Bürger und den beiden Stolbergen nachstrebend. In die Räume der höhern Lyrik wagte er jedoch nicht aufzusteigen: eine solche Kühnheit lag nicht in der Epoche seines Hervortretens, in dem Geist seiner Heimath und in den Verhältnissen seiner persönlichen Lebensstellung. Was ihm bei dieser Beschränkung mißglückt ist, erkennt man daran, daß es entweder, wie sein „Wittekind", an einer die rechte Wirkung aufhebenden Breite siecht oder des charakteristischen Elementes und der Originalität entbehrt. Ob man die Kunst des Dichtens nach festen Prinzipien lernen und ausüben müsse, war damals und ist auch heut noch in Deutschland eine eher verspottete als anerkannte Frage; nur die Nachwelt beantwortet sie richtig. Einer Anzahl Liedern indessen, die Vogl mit gesundem Takte verfaßt hat, ist Wahrheit und Innigkeit nicht abzusprechen.

Schriften. 1) Fruchtkörner. Wien 1830. 2) Balladen und Romanzen. Ebend. 1835. 2. Auflage 1841. — Neue Folge. Ebend. 1837. — Neueste Folge. Ebend. 1841. 3) Lyrische Blätter. Ebend. 1836. 4) Volksmärchen. Ebend. 1837. 5) Novellen. Ebend. 1838. 6) Der fahrende Sänger. Nachbildungen alter Legenden, Balladen und Reime. Ebend. 1839. 7) Erzählungen eines Großmütterchens. Ebend. 1840. 8) Neue Erzählungen und Novellen. Ebend. 1841. 9) Neuer Lieder-Frühling. Ebend. 1841. 10) Die ältesten Volksmärchen der Russen. Ebend. 1841. 11) Neueste Dichtungen. Pesth 1843. 12) Schatten. (Neue Novellen und Erzählungen.) Wien 1844. 13) Blätter und Trauben. Lieder für heitere Kreise, mit Melodien von den vorzüglichsten Componisten Oesterreichs. 2. Auflage. Wien 1844. 14) Klänge und Bilder aus Ungarn. Dichtungen. Wien 1839. 2. Auflage 1844. 15) Lyrische Gedichte. 2. vermehrte Auflage. Ebend. 1844. 16) Dom-Sagen. Ebend. 1845. 17) Deutsche Lieder. Jena 1845. 18) Der Minstrel. Taschenbuch historisch erzählender Dichtungen, Balladen, Romanzen und Legenden. Wien 1836. Neue Ausgabe 1841.

Auf der See.

Das Schiff durchfurcht die Wogen,
Die Brandung schäumt wie Schnee,
Den blauen Himmelsbogen
Besäumt die grüne See.

Da aus der fernsten Weite
Ein Segel kommt heran,
Die Sehnsucht im Geleite
Durchzieht's die öde Bahn.

Es zieht vorbei in Eile,
Weiß nicht, woher, wohin?
Noch seh' ich's eine Weile
Mit tiefbewegtem Sinn.

O Schifflein auf den Wellen,
O Segel, weiß und rein,
Wirst du am Riff zerschellen?
Läufst du im Hafen ein?

Ein Heidebild.

Bei dem Schein des Feuers lagen Zwei auf nächtig öder Puste;
Sind es Hirten, sind es Räuber? Niemand, der's zu sagen wußte;
Ihre schwarzen Haare hingen um die braunen Schultern nieder,
Und zu ihren Füßen dehnten ries'ge Hunde ihre Glieder.

Sprach der Eine von den Beiden, die so träg dahingestrecket:
„Bruder Pali, habe heute einen tücht'gen Fang entdecket,
Einen Fang, es kann nichts Schönres unter'm Sonnenlichte geben;
Hast du Muth, darum zu wagen einen Ritt auf Tod und Leben?"

„Kannst du zweifeln?" fragt der Andre. „Hier die Hand, doch säum' nicht lange,
Und erzähle, Bruder Immre, wie es steht mit jenem Fange."
„Heute," spricht darauf der Immre, „als du schliefest dort im Moose,
Kam gesprengt ein Rudel Pferde hier vorbei mit Sturmgetose."

„Und an seiner Spitze jagte, kaum des Grases Saum berührend,
Hin ein Fuchs, als säß' ein Feldherr drauf, zur Schlacht die Seinen führend,
Schweif und Mähne hoch im Fluge, schmal der Fuß und stark der Rücken,
Kurz, ein Fuchs, der eines jeden Reiters Auge muß entzücken."

„Günstig ist uns jetzt die Stunde, um das edle Thier zu fangen,
Denn du siehst, die düstern Wolken haben dicht den Mond umhangen;
Darum laß uns fort, wie Schatten streifend über Heid' und Flächen,
Daß wir dort, eh' seine Schimmer wieder das Gewölk durchbrechen."

Und nach wenig flücht'gen Worten jagen Beide in die Weite,
Nur den Muth als ihre Waffe, und die Hunde zum Geleite —
Bei dem Feuer aber sitzen wachend noch der Rosse Hüter,
Schwarze Haare, finstre Brauen, roh verwilderte Gemüther.

Die erzählten sich von manchem Raube, den sie schon begangen,
Von den früheren Gefährten, die nun frei in Lüften hangen,
Von den Rossen auch, die ihnen sind zu hüten übergeben,
Und von Manchem, der geopfert um ein solches Thier sein Leben.

Plötzlich aber neigt sich Einer hin mit lauschender Geberde:
„Horch, ist das nicht Roßgetrappe, was erdröhnen macht die Erde?"
Und bedächtig horchen Alle, eine leblos starre Gruppe,
Nur im rauhen Winde flattert wild ihr Haar dahin, das struppe.

Spricht ein Csikos da zu jenem: „Nein, dich hat dein Ohr betrogen,
'S ist die Windsbraut nur, die über Moor und Heide kommt gezogen."
Und beruhigt lagern wieder sich die Csikosche im Kreise,
Schwatzend über dies und jenes, streitend auch, gewohnter Weise.

Horch, da zischt es durch die Lüfte, horch, da klafft's mit lautem Schalle!
Bleich, erschreckt von ihrem Feuer taumeln auf die Hirten alle.

Seht, zwei Räuber, grimm wie Wölfe, werfen mitten in die Heerde
Sich hinein, und ries'ge Hunde scheuchen weit dahin die Pferde!

Pali, Immre sind's, die Beiden, die, ein Blitz, herbeigeflogen,
Als der Mond das Nachtgewölke just zerriß, das ihn umzogen,
Und durch's flüchtende Gewühle brausen mitten durch die Reiter,
Schon ersieht den Fuchs der Immre und sein Aug' erblickt nichts weiter.

Und es schwingt sein Arm die Peitsche hinter ihm mit tollem Jagen,
Daß der Fuchs, zum Hirsch geworden, fliegt voraus voll Schreck und Zagen;
Jetzt ihm nach die beiden Räuber, hoch die Geißel stets geschwungen,
Haar im Fluge, lauten Rufes, und von wilder Lust durchdrungen.

Aber auch die Csikosch' warfen sich voll Hast auf ihre Pferde,
Ha, wie da die Hufe schallen, ha, wie donnert da die Erde!
So verfolgen sie die Räuber auf den Rossen, auf den schnellen,
Gleich als wären sie die Schatten jener flüchtenden Gesellen.

Aber immer weiter zwischen jenen Räubern und den Hirten
Dehnt der Raum sich, wie auch diese vogelgleich die Luft durchschwirrten;
Nur ein dunkles Fleckchen schweben jene bald in fernster Ferne,
Als das Nachtgewölke wieder hüllt in Schleier Mond und Sterne.

Kaum wie leiser Nachhall summt es noch zu der Verfolger Ohren,
Und sie sehn, es ist ve gebens einzuholen, was verloren;
Und zur Puste ziehn sie wieder, finstern Unmuth zum Geleiter;
Doch vermag zu zürnen Keiner auf die tollen Ungarreiter.

Das Sklavenschiff.

Es treibt ein Schiff auf offner See,
Umhüllt von Nacht und Graus,
Die Wogen schäumen drüber hin,
Gepeitscht von Sturmgebraus.

Zweihundert Sklaven liegen drin,
Im dumpfig engen Raum,
Halb aufgeweckt vom Sturmgeheul,
Halb brütend wüsten Traum.

Die sehn sich schon, dem Pflugstier gleich,
Verkauft im fremden Land,
Die fühlen schon der Peitsche Schlag,
Der Sonne Gluth und Brand.

Die beten brünstig wohl hinaus
Zu Sturm und Wetterschein:
O Herr, befrei' durch schnellen Tod
Uns von der langen Pein.

Und über Sklav' und Schiff erbrüllt
Der Sturm mit grauser Macht.
Kein Leuchtthurm winkt, der Blitz allein
Durchflammt die öde Nacht.

Der Schiffer ruft: O Allah, hilf!
Errett' uns aus der Noth!
Die Sklaven aber wimmern drin:
O Herr, gieb uns den Tod!

Und grimm und grimmer reißt der Sturm
Sie fort zu Fels und Riff.
Mit eins, da schmettert's am Gestein,
Zerborsten sinkt das Schiff

Und wehe, wehe heult es wild
Vom Wrack hinaus auf's Meer,
Doch von zweihundert Lippen schallts:
Gepriesen sei der Herr!



Johann Heinrich Voß,

der vorzüglichste Uebersetzer des vorigen Jahrhunderts, hochverdient um die Förderung deutscher Sprachkunst, zugleich ein Lyriker von wahrhaft dichterischer Begabung, aber mehr Nachahmer und Vorarbeiter als ein selbstständiger Meister. Er wurde am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf bei Waren im Mecklenburgischen geboren und mußte sich selbst zu der weltberühmten Bahn hinkämpfen, die er durchlaufen hat. Sein Vater, früher ein einfacher Pachter, kaufte sich in dem Städtchen Penzlin an und trieb verschiedene bürgerliche Geschäfte; obgleich er aber durch die Folgen des Krieges mehr und mehr verarmte, ließ er doch den lernbegierigen und talentvollen Knaben, erst an diesem Orte, dann seit 1766 auf der Schule in Neubrandenburg, so trefflich als möglich unterrichten. Die alten Sprachen und die deutsche Litteratur lenkten schon in letztgenannter Anstalt das volle Interesse desselben auf sich, und mehrere Mitschüler, die von gleichem Geiste beseelt waren, umstanden ihn; Klopstock und Ramler waren des jugendlichen Vereins Vorbilder. Voß erprobte bereits so frühe seine Fähigkeit, die Rhythmen des Horaz verdeutscht wiederzugeben, und begann in Versen wie in Prosa zu dichten; sein Kopf war offen für die Eindrücke der äußeren Natur und empfänglich für die Schönheiten der Kunst. So hatte er allmählig die nöthige Vorbildung gewonnen, um eine Universität zu beziehen, aber die unterdessen gesteigerte Mittellosigkeit des Vaters, der seine Familie kaum mehr zu ernähren im Stande war, machte diesen Schritt unmöglich. Der achtzehnjährige Jüngling entschloß sich daher muthig zu einem Umwege nach dem gewünschten Ziele, indem er im Jahre 1769 bei einem mecklenburgischen Edelmanne auf Ankershagen einer Hauslehrerstelle sich unterzog, mit der Absicht, die nöthigen Mittel zum Studiren sich zu ersparen. Wirklich gelang es ihm auch, in den nächsten drei Jahren von seinem dürftigen Einkommen eine Kleinigkeit zurückzulegen, während er privatim fortlernte und das

Glück hatte, in einem Pastor der Nachbarschaft, Namens Brückner, der sich gleichfalls für die Dichtkunst interessirte, einen um fünf Jahre älteren anregenden Genossen zu finden. Durch ihn wurde er namentlich auf die Bedeutung Shakespeare's hingeführt und zur Erlernung des Englischen angespornt.

Das Erscheinen des Göttinger Musenalmanachs, für welchen er mit kühner Zuversicht Gedichte einsandte, vermittelte seine Bekanntschaft mit Boie, dem Herausgeber desselben, und dieses Mannes Rath und Hülfe bewirkte wiederum, daß Voß 1772 die Universität Göttingen jeder andern Hochschule vorzog. Er gedachte den geistlichen Stand zu wählen, bald aber gab er sich ausschließlich dem philologischen Studium unter der Leitung von Christ. Gottl. Heyne hin, obgleich dieser in seinem Fache befangene Gelehrte nicht gerade die Begeisterung des jungen Mannes zu erregen wußte. Wie früher auf der Schule schloß er sich an gleichgesinnte Genossen an, die Lektüre der Alten mit ihnen unter gemeinschaftlichem Eifer betreibend; ebenso setzte er die Anfänge in den neueren Sprachen fort und bemühte sich um die Kenntniß der älteren deutschen Litteratur. Bei solcher Neigung und Stimmung konnte es nicht fehlen, daß er jenem Dichterbunde sich beigesellte, der in Göttingen um diese Zeit mit großen Hoffnungen und Plänen zusammentrat; dieß geschah am 12. September 1772 in einem lieblichen Eichengrunde unweit der Stadt, und Voß war einer der vornehmsten Urheber desselben, wurde auch durch das Loos zum Aeltesten unter den sechs Mitgliedern erwählt, welche den ersten Bestand des sogenannten „Hainbundes" ausmachten. Später traten Bürger und die beiden Grafen Stolberg begeistert hinzu. Der Sehnsucht, Klopstock zu sehen, der von dem Kreise der jugendlichen Schwärmer als oberster Meister göttlich verehrt wurde, konnte er nicht lange Widerstand leisten; im Frühlinge 1774 brach er nach Hamburg auf und wurde theilnehmend von ihm empfangen. Zugleich veranlaßte ihn seine Freundschaft mit Boie, die Aeltern desselben in Flensburg aufzusuchen; ein Ausflug, wobei er die Bekanntschaft von dessen Schwester Ernestine machte, die er kurz darauf als Gattin heimführte.

Die Absicht des jungen Mannes war, eine erträgliche Anstellung für sein Fortkommen, vielleicht an einem gelehrten Gymnasium zu erwarten und zu erlangen; nicht gleich jedoch fand sich eine solche. Seine Studien an der Göttinger Hochschule abschließend, wandte er sich 1775 nach Wandsbeck, angezogen von dem wackern Schriftsteller Claudius; dort privatisirend und mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, wagte er den romantischen Schritt, mit der Geliebten seines Herzens (1777) sich zu vermählen, ohne eine sichere Einnahme für den häuslichen Heerd zu besitzen. Worauf er sich einzig stützte, war die Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs,

welche ihm sein Schwager Boie abtrat, und die Aussicht auf den Lohn, welchen ihm die Uebersetzung der Homerischen Odyssee abwerfen würde. Mit Eifer und Sorgfalt hatte er nämlich dieses bei dem damaligen Stande der Sprachmittel ungemein erschwerte Werk angefangen: es sollte, wie nachher (1781) auch geschehen ist, auf dem damals noch nicht so mißbrauchten Wege der Subscription erscheinen. So verflossen dem einsamen Litteraten drei Jahr in stillster harmloser Muße, worauf er in Amt und Brot gelangte: das will bei Voß sagen, in eine Stellung, die ihm, trotz bestimmter Pflichten, durch die Sicherung der äußeren Verhältnisse gestattete seinen Fleiß zu verdoppeln. Denn ein seltenes und mächtiges Streben nach höherer Kunstvollendung spornte den außerordentlichen Mann unablässig an, steigerte sein Talent und hob es auf den Gipfel der Zeit.

Zuerst ward er im Jahre 1778 Rektor an der Schule in Otterndorf, einem Städtchen im Lande Hadeln, wo er die Verdeutschung der Odyssee emsig fortsetzte, ferne von dem Geräusche der großen Welt, aber nahe dem Strande, welchen die stolzen Wogen der Nordsee bespülen. Vier Jahre darauf übernahm er die Stelle eines Rektors zu Eutin, nicht weil sie einträglicher gewesen wäre, sondern weil sein Jugendfreund, der Graf Friedrich Leopold von Stolberg, ihn dahin zu ziehen wünschte. Der Hofrathstitel schmückte bald darauf den durch die Herausgabe der Odyssee berühmten Schulmann, der in seiner amtlichen Thätigkeit bis zum Jahre 1802 gewissenhaft ausharrte, zur Odyssee die Ilias und mehrere römische Dichter hinzufügte und seit 1780, wo der Philolog Heyne den ersten Streit mit ihm begann, gegen litterarische Widersacher und Neider rüstig zu Felde zog, ein gerader Kämpfer des Lichtes und der Wahrheit. So hatte sich Voß einen ebenso geachteten als gefürchteten Namen erworben, als er im Jahre 1802, wegen anhaltender Kränklichkeit, das Rektorat zu Eutin niederlegen mußte und mit einer Pension, im Betrage von 600 Thalern, welche ihm der Prinz Peter Friedrich Ludwig zu Holstein=Gottorp aussetzte, nach dem südlichen Deutschland sich zurückzog. Vorübergehend weilte er in Jena, doch auch hier sagte ihm der Aufenthalt nicht völlig zu. Daher ließ er sich im Jahre 1805, von dem Churfürsten von Baden mit einer zweiten Pension begnadigt, fortan in Heidelberg nieder, wo er theils auf wissenschaftlichen Gebieten, theils als Uebersetzer und Kritiker thätig zu sein nicht aufhörte, bis er daselbst am 30. März 1826 sein vielbewegtes Leben beschloß.

Voß ging aus Klopstock hervor und arbeitete in Klopstocks Geiste fort: ohne Klopstock würde Voß nicht gewesen sein, wenigstens nicht derselbe. Der Meister hatte ein selbstständiges Talent, das sich nach einem bestimmten Ziele hin freie Bahn unter allen Umständen zu brechen wußte, der Jünger dagegen ein nachahmendes und nacharbeitendes, welches mit

Erfolg in die von einem Andern schon vorbereitete Bahn eintreten konnte, aber zu schwach war, um mit Erfolg eigene Wege zu gehen. Jenen bewundern wir daher, diesen schätzen wir und zwar deßhalb, weil er den Vorgänger nach Kräften unterstützte, die Grundlagen desselben sichernd und durch seine verwandte Thätigkeit erweiternd.

Fassen wir dergestalt Vossens Talent und Richtung auf, so erklärt sich uns daraus die Art und Weise seiner Wirksamkeit auf das Natürlichste und Treffendste nach allen Seiten hin. Denn erstlich finden wir es ganz in der Ordnung, daß dieses Mannes Hauptverdienst, wie es eben bedingt war durch die ihm beiwohnende Gabe der Nachahmung, auf seinem großartigen Uebersetzerfleiße beruht. Während Klopstock produzirend von den erhabenen Kunstvorbildern der Alten ausging und den Gang unserer Poesie schöpferisch feststellte, ergriff der jüngere Zeitgenoß die antiken Muster reproduzirend und schloß gleichsam die unmittelbaren Quellen auf, aus welchen der Vorgänger seine frischeste Lebenskraft gesogen hatte. Der Eine verjüngte den Geist der antiken Welt, der Andere breitete den edeln Inhalt des Alterthums selbst vor der Nation aus. Da Beide ihre in dem letzten Zielpunkte zusammentreffende Aufgabe mit ungeheuerer Energie durchführten, ist es schwer zu entscheiden, was für den jungen Stand der Litteratur wichtiger war, ob die Produktion oder die Reproduktion; sicher aber ist es, daß der Eine den Andern auf das Vortheilhafteste ergänzte, wodurch sie eine rasche Gesammtwirkung hervorbrachten, wie sie vielleicht bei keiner zweiten Nation vorgekommen. Sie stellten gemeinschaftlich die Grundzüge eines dichterischen Styles her, welcher bis dahin dem germanischen Ohre unbekannt gewesen war, einen durchgreifenden Umschwung unserer Poesie zur Folge hatte und für alle Zukunft die Blüthe und Reife der gesammten Litteratur vorbereitete, zumal da ein Lessing, ein Wieland und Herder mitgewirkt hatten. Diese Grundzüge dürfen wir als **antike** charakterisiren, obwohl sie seit Goethe und Schiller im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts mehr und mehr einen modernen, also nationalen Charakter annahmen; eine Erscheinung, welche noch bis in die jüngste Zeit von oberflächlichen Köpfen nicht begriffen, sondern angefeindet und bestritten wird.

Die Hauptarbeit, welche Voß geliefert hat, ist seine Verdeutschung der „Homerischen Gesänge"; alles Uebrige, was er sonst hervorgebracht, verschwindet gegen den nützlichen und nachhaltigen Einfluß dieses Kunstversuchs. Denn seine sonstigen Verdolmetschungen antiker Poeten und die von ihm übersetzten Shakespearischen Dramen stehen, wegen ihrer verhältnißmäßig weit mangelhafteren Form, gegen das genannte Jugendwerk mehr oder weniger zurück; sie gruppiren sich um dasselbe nur wie eine Reihe kleiner Planeten. Die Frage, woher dieß komme, ist dahin zu beantworten, daß Voß nicht allein zu Vieles, sondern auch für seine Begabung zu Verschiedenartiges versuchte, angriff und wagte; daß er daher nicht in aufsteigender Linie fortschreitend arbeitete, sondern eher in absteigender Linie rückgängig. Mit andern Worten, seine Leistungen verschlechterten sich fast mit jeder nachfolgenden, anstatt an Vollendung zuzunehmen, wie man von seiner Uebung hätte erwarten sollen. Einerseits den Geist der verschiedenen Autoren mißkennend oder zu wenig beachtend, schlug er Alles über Einen Leisten; andererseits vermochte er auch nicht die kunstreicheren, zierlicheren und feineren Formen auf eine Weise nachzubilden, daß dieselben entweder für den Autor einigermaßen genügten oder daß man wenigstens sagen konnte, der Uebersetzer zeige hier ungefähr die nämliche geschickte Hand, welche den Homer bearbeitet hatte.

Was der Wirkung der mit jugendlicher Kraft ausgeführten Homerverdeutschung am

nächsten kam, war eines seiner selbstständigen Produkte, das ländliche Gedicht „Luise." Was ihn aber als Dichter angeht, so werden wir es zweitens, nach der im Eingange dieser Kritik vorausgeschickten Andeutung, ebenfalls ganz in der Ordnung finden, daß er auch auf dem Gebiete der selbstständigen Produktion mehr Nachahmer war; und da dem Nachahmer die Originalität zu mangeln pflegt, wenigstens die rechte, und da bei solchem Mangel die eigenen Leistungen eines Autors allezeit ein sehr leichtes Gewicht haben, so erzielt sich von selbst die Richtigkeit des obigen Ausspruchs, daß der Schwerpunkt der Vossischen Verdienste auf dem Felde der Uebersetzungskunst zu suchen ist. Denn hier legte er seiner Nation das gediegene Fremde von entschiedenem Werthe vor, während nicht einmal die bereits erwähnte Dichtung „Luise", was ihren absoluten Werth anbetrifft, besonders hoch sich veranschlagen läßt. Geschrieben in Hexametern wie sie ist, verräth sie schon durch ihre Form, daß sie nicht mehr ist als ein leichter Nachklang jener tieftönigen Homerischen Musik, welche den Verfasser Jahrzehntelang beschäftigt hatte. Originell war allerdings der Gedanke, die Tochter eines deutschen Landpredigers zur Heldin eines so langathmigen Gedichts zu machen; aber von der Neuheit dieses Gedankens abgesehen, ist an dem Werke selbst nicht viel Originelles und Bewundernswerthes: ein geringfügiger hausbackener Gehalt in einer weder besonders fließenden noch anmuthigen Sprachform, einzelne erträgliche Stellen, im Ganzen viel Alltägliches, Gemeinwirkliches, Unbedeutendes. Demungeachtet hat das Werkchen eine gewisse litteraturhistorische Bedeutung gewonnen, nicht deswegen weil es eine Reihe von Auflagen und ein zahlreiches Publikum erlangt hat, sondern wegen einer ganz unerwarteten Wirkung. Goethe nämlich fand sich durch die Luise vornehmlich angeregt zur Abfassung seines „Hermann und Dorothea", jenes unvergleichlichen Meisterstücks: so mag Homer sich einst durch seine schwachen Vorgänger angeregt gefühlt haben zu seinen weltdurchwandelnden Heldengesängen. Auch Goethe, an Gehalt und Ton dem Verfasser der Luise himmelweit überlegen, wählte für sein Gedicht die Form der Hexameter, aber sie sind durchweg schön und von echtdeutschem Gepräge; die Verse der Vossischen Luise hält man gewöhnlich für eleganter, sie sind es aber nicht, namentlich nicht in ihrem Rhythmusfall; im Gegentheil sind sie für den geschmackvollen Leser, wegen Gliederung, Bauart und Wortstellung, zum größten Theil widerwärtig. Das zusammengeleimte Vossische Werk dem ursprünglichen Goethischen voranzustellen, das letztere für eine bloße schwache Copie des erstern auszugeben, war dem Hauptkritiker der „schwäbischen Schule" vorbehalten: es war eine jener Tollheiten von Wolfgang Menzel. Während sonst insgemein die Stimme des Staares auf den Gesang der Nachtigall folgt, trat hier umgekehrt der seltene Fall ein, daß die Nachtigall auf den Staar folgte.

Eine kaum so hohe Geltung als die Luise haben sich die lyrischen Produkte des strebsamen Autors erworben. Etliche derselben verdienen zwar das ihnen zu Theil gewordene Interesse, doch mehr ihrer Stoffe wegen, als weil sie durch formelle Behandlung sich auszeichnen. Was der letztern überhaupt gebricht, und nicht blos in den eigenen Produktionen, sondern auch in den Uebersetzungen unsers Sprachkünstlers, ist die Feinheit der Darstellung, welche sich hauptsächlich durch Verschmelzung von Stoff und Form äußert. Ein einziges Wort genügt zur Charakterisirung des sprachlichen Standpunktes, welchen Voß in unserer Litteratur einnimmt: er ist in der Form nicht über Klopstock hinausgegangen, sondern im Wesentlichen bei der Form dieses Vorgängers stehen geblieben. Er wagte mehr als Klopstock, aber ohne einen entschiedenen vollen Fortschritt der Kunst. Denn daß er eine strengere

Sylbenmessung einzuführen sich bemühte, wofür man ihm reichliches Lob gezollt, und was ihm selbst Goethe hoch angerechnet hat, ist im Grunde nur ein nebensächliches Verdienst, ein Verdienst, welches sich blos auf die äußerliche Seite der Form beschränkt und überdieß dadurch zusammenschrumpft, daß er sogar in diesem Punkte nur wenig gefördert, die Saiten nicht viel straffer gespannt hat als sie schon von Klopstock gespannt waren. August Wilhelm von Schlegel, zum Theil auch Friedrich August Wolf übertrafen ihn daher um so leichter, obwohl beide Männer nicht eben Ursache hatten, Lanzen wider Voß zu brechen; denn sie selbst litten an ähnlichen Schiefheiten, wie sehr sie immer auf die zeitweilige Ueberlegenheit ihrer Leistungen pochten, auch sie gingen noch von theils unsicheren, theils falschen Gesichtspunkten aus, als sie die rhythmische Seite der Sprachkunst zu steigern gedachten. Im Allgemeinen darf mit Recht an Vossens Style getadelt werden, daß er erstens, um mich kurz auszudrücken, die Klopstock'schen Schwächen fortpflanzte; zweitens daß er, da weder sein poetisches Vermögen noch sein Geschmack ausreichte, mehr als jener Vorgänger in prosaische Herbigkeiten verfiel und häufig eines manierirten Redegespinnstes sich schuldig machte, welches durch Schwulst, grobe Tinten, hölzerne Phrasen und abenteuerliche Verrenkungen das einfache natürliche Gefühl schroff verletzte. Endlich ist es richtig, daß er in seinen an Werth ungleichen Uebersetzungen wie in seinen Originalprodukten auf die bis dahin angenommenen, allerdings noch sehr jungen Ansichten von Kunstvollendung sich gleichsam versteifte, und daß er nicht mit der Bescheidenheit rechter Einsicht nach einer höheren Kunststufe fortrang, weil er halb und halb in dem Wahne befangen sein mochte, daß er die Blume der höchsten Kunst schon in den Händen habe. Die Widersacher unterließen es denn nicht die Vossische Schreibweise bei den aufgezählten Schattenseiten zu packen, die sie mit Bitterkeit in das Grelle ausmalten.

Doch hier müssen wir den Angriffen blinder Verfolger ein Halt setzen. Von ihm, dem zweiten Bahnbrecher nach Klopstock, dürfen wir so wenig als von dem letztern eine Vollendung fordern, wie sie erst das neunzehnte Jahrhundert bringen konnte. Voß hat sich durch das scharfe Beil, womit er auf deutschem Sprachgebiet zimmerte, wenn seine Baustämme auch theilweise plump geblieben oder mißrathen sind, einen unvergänglichen Ehrentempel errichtet: er trug zur Bereicherung des Sprachschatzes durch Bildung neuer Wörter, Redeweisen und Wendungen, zur Erweiterung der Formen durch die Nachformung antiker Muster, zur Kräftigung der Muttersprache nach Ton und Charakter durch den männlichen Ausdruck seines Wesens so viel bei, daß diesen Verdiensten gegenüber jeder Tadel verstummen muß. Niemand ist berechtigt, Vossens einseitige antike Richtung in Betreff der Metrik zu bespötteln: es war in jenem Zeitalter aus Mangel an Ueberblick noch unmöglich, frei zu sehen und zu urtheilen. Er konnte damals nicht wissen, daß man die antiken Maße ebensowohl als die neueuropäischen dem Charakter der deutschen Sprache anpassen und gleichsam germanisiren müsse, damit sie natürlich ausfallen; ein Hauptgrundsatz, der erst neuerlich von mir aufgestellt worden, daher selbst dem jüngsten Litteratenthume noch unbekannt ist. Aehnlich verhält es sich mit der Lehre von unserer Prosodie; das Werk von Voß über „die Zeitmessung der deutschen Sprache" verdient zwar nicht die unsäglichen Lobsprüche, womit man dasselbe bewundert hat, aber auch keinen Vorwurf, daß es so mangelhaft geblieben ist: er konnte darin nur die Forschungen des vorigen Jahrhunderts abschließen. Eine einzige Rüge, daß er zu einseitig in seiner künstlerischen Anschauung war, lassen wir auf dem wackern Autor haften. Er stritt nämlich wider die neue deutsche Romantik und zwar mit guten Gründen; aber daß er zugleich aus Leiden-

schaft die modernen Formen verschmähte, welche die „romantische Schule" einzuführen sich befliß, war ein entschiedener Mißgriff. Die Romantiker ihrerseits rächten sich durch die Verunglimpfung seines Uebersetzerrufes. Namentlich seit dem Augenblicke, wo Voß sich an den Shakespeare wagte, hieb man ohne Gnade und Barmherzigkeit auf ihn los; man schrie, er verballhornisire Alles, wie früher den Homer, so jetzt den Shakespeare. Jedermann wurde vor der Vossischen Methode gewarnt, als sei sie die verkehrteste von der Welt, und als stelle sich jeder Uebersetzer selbst von vornherein das schlechteste Zeugniß aus, sobald er in Voß seinen Meister erblicke. Auf so schnöde Mißkennung muß der Kenner Folgendes erwiedern. Voß vernachlässigte das poetische Element der Urtexte, es entschlüpfte ihm, weil er einerseits selber nicht Ueberfluß daran hatte, und weil er andererseits zu wörtlich übersetzte. Aber was nicht genug zu loben ist, Voß hielt auf Sinnschärfe, und in diesem Stücke wird er für die Uebersetzer antiker wie moderner Autoren Muster bleiben.

Schriften. 1) Homers Odyssee. 1781. 2) Homers Werke. Altona 1793. 4 Bände. — 5. Auflage. Stuttgart 1833. 2 Bände. — Stereotyp-Ausgabe. Stuttgart. 1839. 2 Bände. Neuester Abdruck. 1858. Außerdem Miniatur-Ausgaben in englischem Einband mit Goldschnitt. 3) Luise. Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. Königsberg 1795. Vielfach aufgelegt. — Ausgabe letzter Hand. Leipzig 1845. 4) Gedichte. Hamburg 1785—1795. 2 Bände. 5) Sämmtliche Gedichte. Königsberg 1802. 7 Bände. Mehrfach aufgelegt. — In Einem Bande. 1835. 6) Virgils ländliche Gedichte. Eutin und Hamburg. 1789. 2 Bände. 2. Auflage. Herausgegeben von Abraham Voß. Altona 1830. 4 Bände. 7) Virgils Werke. 1799. 3. sehr verbesserte Ausgabe in 3 Bänden. Braunschweig 1822. 8) Ovids Verwandlungen. 1798. 2. durchgesehene und mit einem Anhange vermehrte Auflage. Braunschweig 1829. 2 Bände. 9) Horaz. Heidelberg 1806. 2 Theile. 2. verbesserte Ausgabe. Braunschweig 1820. 10) Tibullus. Uebersetzt und erklärt. Tübingen 1810. 11) Aristophanes. Braunschweig 1821. 3 Bände. 12) Hesiod. Heidelberg 1806. 13) Theokrit, Bion und Moschus. Tübingen 1808. 14) Aratus. Heidelberg 1824. 15) Aeschylus. Deutsch von Heinrich Voß. Zum Theil vollendet von Johann Heinrich Voß. Ebend. 1826. — Wohlfeile Ausgabe in 3 Lieferungen. Ebend. 1839. 16) (Homers) Hymne an die Demeter. Ebend. 1826. 17) Shakespeares Werke. Leipzig 1818—1829. 9 Bände. (Vollendet von seinen Söhnen). 18) Properz. Braunschweig 1830. 19) Mythologische Briefe. Königsberg 1794. 2 Theile. Neue Ausgabe. 1827. 3 Theile. 20) Antisymbolik. Stuttgart 1824-1826. 2 Theile. 21) Ueber Gleims Briefsammlung. Heidelberg 1807. 22) Ueber Götz und Ramler. Mannheim 1809. 23) Abriß meines Lebens. Rudolstadt 1818. 24) Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? (Im Sophronizon.) 1819. 25) Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe. Stuttgart 1820. 26) Voß gegen Perthes. Ebend. 1822. 27) Kritische Blätter. Ebend. 1828. 2 Theile. 28) Briefe von J. H. Voß. Herausgegeben von Abraham Voß. Nebst erläuternden Beilagen. Halberstadt 1829—1833. 3 Bände. Unveränderte Ausgabe. Leipzig 1840.

Warnung an Stolberg.

Freies Sinns Aufhellung gespäht und Wahrheit,
Sonder Scheu, ob Papst und Tyrann durch Machtspruch
Geistesflug einzwäng'; und geübt mit reiner
Seele, was recht ist!

Das allein schafft heiteren Blick zur Gottheit:
Das allein Gleichmuth, wenn im Strom des Lebens
Sanft der Kahn fortwallt, wenn gebäumt vom Sturmwind
Toset die Brandung;

Das allein auch glättet am trüben Ausfluß
Durch den Meerschwall Bahn zu dem stillen Eiland,
Wo uns Freund', Urväter, und Weis' aus allem
Volke begrüßen.

Keine Ruh', Einschläferung nur mit Angsttraum,
Schafft dir Mönchsablaß um Verdienst des Andern,
Augendrehn, Räuchwerk und Kastein, und Bannspruch
Plärrendes Auflehns.

Du, zum Licht zwangloser Vernunft von Luther
Miterkämpft, du Forscher der Offenbarung,
Du im Anhauch griechischer Luft gehobner
Adler der Freiheit!

Du verkennst Erbtugend und Schwung zum
Aether?
Und, o Schmach! demüthigest dich in grauser
Hildebrand' unmenschlichen Frohn, dich dumpfem
Glauben verpflichtend,

Pfaffenknecht? Abschwörest du Licht und Wahrheit?
Am Altarschmaus dann des gebacknen Gottes
Schnaubst du dem, was Menschen und Thier
erhebet,
Haß und Verfolgung?

Hör', o Stolberg! Worte von Gott verkünd'
ich,
Alter Freund. Mißtraue der Priestersatzung,
Wenn den Abgott auch der Sirene Zauber-
Stimme beschönigt!

Schau', wie dort aufstarrender Pfaffen Chortanz
Um des Abgotts Opferaltar einherhinkt:
„Gott, allein Uns Gott! o gesegn' allein Uns,
Fluche den Andern!"

„Unser Schrein, ach! unsre Gelübd' erhör' uns,
Unsres Leibs Blutströme! das Blut Verklärter,
Die für uns abbüßen!" Umsonst! denn ohrlos
Schläft er, und herzlos!

Fleuch, o fleuch, Stolberg, wie des Turbanträgers
Und des knoblauchduftigen Rabbi's Messer,
Fleuch gebetabkugelnder Glatzenpfäfflein
Tand und Bethörung!

Aus der Idylle: Luise.

Seitwärts winkte sie jetzo die Braut, und meldete heimlich:
Jungfer, mich sendet Mama, ob sie nicht ein wenig hinauskommt,
Daß wir den Brautstaat dort nach Bequemlichkeit schauen und mustern.
Schamhaft redete sie's, mit lüsternem Auge betrachtend.
Aber die Braut, ausgehend mit Hedwig und mit Susanna,
Trat in die Küch' und, gewendet im flatternden Scheine des Feuers,
Ließ sie die schöne Gestalt von Haupt zu Fuße bewundern
Mit handschlagendem Lob', und lächelte Dank zu dem Glückwunsch.
So in lautem Verein mit Hedewig sagte Susanna:
Das heißt Pracht! Ja wahrlich, die Himmelsbräut' und die Engel
Gehn wohl so, in Seide wie Schnee, und grünendem Palmkranz!
So was Schmuckes verdiente der Bräutigam, stämmig und aufrecht,
Und mit jedem gemein! Wenn den hochzeitliche Kleidung
Zierete: Manche vielleicht mißgönnt' ihn! Fromm wie ein Täuber
Girrt um die Taub' er herum; das giebt gutartigen Anwachs!
Jetzo begann wohlmeinend auch Hans den kräftigen Glückwunsch:
Jüngferchen, geb' ihr Gott ein Gedeihn, als gält' es auf ewig!
Vorrath immer in Boden und Fach, und gestützete Baumfrucht,
Halme so dicht und so hoch mit schwerabhangenden Aehren,
Glattes Vieh in die Weid', und den Hof voll keckes Geflügels;
Daß, wer vorbeigeht, gern mit Verwunderung weilet und anstaunt!
Aber zu allem ein Nest rothbackiger wähliger Kinder
Wie aus dem Teige gewälzt, und immer noch eins in der Wiege!
Schnell zur Mama nun wandte das Wort die blühende Jungfrau:
Mütterchen, denke daran, mein ehrlicher Hans und die Jungfern
Sind heut Gäste bei mir; und am Hochzeitsschmause natürlich
Klingt's auf der wackeren Braut und des Bräutigams werthe Gesundheit.

Freundlich erwiederte drauf die gute verständige Hausfrau:
Picke die Krume für dich, und laß dein Glücken, du Küchlein,
Brüte du selbst! Dann magst du ein Korn ausscharren und vorstreun!
Aber der ehrliche Hans antwortete, laut ausrufend:
Ja heut sind wir wie Gäste, Mama, wie geladene Sippschaft
Unserer guten Luis', und am Hochzeitschmause natürlich
Klingts auf der wackeren Braut und des Bräutigams werthe Gesundheit!
Unsere Pferd' auch sollen mir heut an der Krippe voll Habers
Schwelgen, und unsere Küh' ungedroschener Garben sich weidlich
Sättigen: auch für Packan wird leckerer Bissen genug sein:
Daß wir all' uns freu'n am Ehrentage der Jungfer.
Ihm antwortete drauf das rosenwangige Mägdlein:
Hänselchen, gieb mir die Hand; du bist mein ehrlicher Alter!
Salz und trockenes Brod von nun an theilen wir redlich!
Also sprach sie bewegt; da schlug den erschallenden Handschlag
Hans, und umschloß treuherzig die zarte Hand, mit dem Ausruf:
Jungfer, ich bin nur schlecht und gemein, und verstehe den Schick nicht;
Aber ich wollt' an das Ende der Welt durch Feuer und Wasser
Laufen für sie! Gott lohn' es dem Jüngferchen, daß sie so gut ist!
Kaum gesagt, da erschien, sein Mägdlein suchend, der Jüngling;
Und in die Thür eintretend, begann er mit zürnendem Lächeln:
Was hat Hans mit der Jungfer zu thun? Ein tröstlicher Anblick!
Ziemt es sich, Hans, liebkosend mit Händedrücken und Aeugeln
Mir die Braut zu bethören, da wir nur eben getraut sind?
Ihm antwortete drauf die gute verständige Hausfrau:
Hat er nimmer gehört, Herr Bräutigam, daß man die Männer,
Welche dem Herd' annahn, mit dem Küchenschurze bekleidet?
Hurtig hinein mit der Dirne! Sie bringt mir den Hans so in Aufruhr,
Daß nicht immer der Has' am Spieße mir geht, wie er sollte.
Aber du ordne den Tisch, und spute dich, liebe Susanna!
Also gebot die Mama; und der Bräutigam, gerne gehorchend,
Faßte die Braut in den Arm, und küßte sie, eh' er hineingieng.
Schnell auch folgte Susanna, Gedeck zu ordnen und Gläser,
Kunstgerecht; dann trug sie hinein die dampfenden Schüsseln.
Aber nachdem sie Alles beschleuniget, kam auch die Mutter,
Roth im Gesicht von der Gluth, und nöthigte, also beginnend:
Euer Gespräch ist wichtig, mein Väterchen, aber ich stör' euch;
Denn schon warten die Fisch' und die hochzeitlichen Kartoffeln,
Schmalkost, ähnlich dem Ei, das die gnädige Gräfin sich ausbat!
Her aus der Ecke, Luis' und Amalia! Immer geplaudert,
Immer gelacht, wie die Kinder! Wohlan denn! Ist es gefällig?
Ihr antwortete drauf die biederherzige Gräfin:
Ländliches Ei, und vergnügtes Gespräch, das hofft' ich allein hier,
Mütterchen; Brautschmaus find' ich, und Weide des Ohr's und des Herzens.
Also redete Jen', und erstand vom schwellenden Sofa,
Sammt dem Papa; und All' um den Tisch her stellten sich schweigend.
Laut nun betetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau,
Weniges. Sie dann kamen, und setzten sich, wie es die Mutter
Mit nachsinnendem Geist anordnete. Unter dem Spiegel
Saß zur Linken der Braut ihr Bräutigam: welches Gesetz längst
Von Urahninnen erbt' auf Ahninnen. Neben dem Jüngling
Saß die gnädige Gräfin, und ihr zur Linken der Vater;
Aber der Braut zur Rechten Amalia, welche der Freundin
Nicht von der Seit' abwich; denn es drohete nahe die Trennung!

Weiter rechts an die schöne Amalia setzte die Mutter
Karls treuherzigen Lehrer; und neben ihm wählte sie klüglich
Ihren Platz, wie des Mahls Vorlegerin, nahe dem Schenktisch,
Welcher mit Obst anlacht' und der purpurnen Kumme voll Bischofs.
Endlich der fröhliche Karl saß feierlich neben dem Vater,
Als sein schmeichelndes Kind, und der wohl fürsorgenden Hausfrau.
Also schmauseten Jen', in behaglicher Ruhe vereinigt,
Um den erleuchteten Tisch, und tranken des köstlichen Bischofs,
Plauderten viel, und lachten des Bräutigams, oft auch der Jungfrau.

Christian Felix Weiße,

ein einfacher und natürlicher Dichter aus der ersten Periode des Wiedererwachens unserer Literatur, ein fruchtbarer Lyriker und Dramatiker, besonders aber verdienstlich als Jugendschriftsteller, wurde am 28. Januar 1726 zu Annaberg in Sachsen geboren. Seinen Vater verlor er frühzeitig und erhielt auf dem Gymnasium in Altenburg seine wissenschaftliche Vorbildung, worauf er die Universität Leipzig bezog, um sich der Theologie und Philologie zu widmen. Während seiner Studienjahre von 1745 bis 1750, welche in die merkwürdige Epoche fielen, wo die Stimmung des Volkes, besonders der studirenden Jugend, begeistert war für die Wiederherstellung eines nationalen Schriftthums, hatte Weiße das Glück, mit einer Reihe der vorzüglichsten Köpfe zusammenzutreffen, welche nach diesem Ziele hinwirkten. Er fand Gellert, Klopstock, Lessing, Rabener, Kästner und andere Jünglinge, größtentheils aus Sachsen, die in ihrem Alter nicht weit auseinanderstanden, mehr oder weniger zusammenstimmten; sie nährten die in ihnen selbst lebende Flamme auch in seiner Brust, so daß er mit ihnen auf dem Felde litterarischer Produktion zu wetteifern sich anschickte. Zunächst mußte er die Sorge für sein äußeres Fortkommen überwinden; im Jahre 1750 ward er daher Hofmeister eines jungen Grafen von Geyersberg und ging mit ihm nach Paris, der Hauptstadt der damaligen Modebildung, die auch seine künftige Schriftstellerei wesentlich beeinflußte. Zurückgekehrt in seine Heimath, brachte er eine Zeit lang bei dem Grafen von Schulenburg auf Burgscheidungen und am Gothaer Hofe zu; endlich hörte sein Wanderleben auf, günstige Sterne führten ihn nach Leipzig zurück, welches seine zweite Vaterstadt wurde. Im Jahre 1761 nämlich erhielt er daselbst die Stelle eines Obersteuersekretärs und rückte nachmals zum Kreissteuereinnehmer auf. Als solcher thätig in seinem Amt, unermüdlich in Vers wie Prosa fortschaffend und von

seinen Mitbürgern als einer der beliebtesten Autoren gefeiert, beschloß er am 16. Dezember 1804 sein irdisches Dasein.

Ein volksthümlicher Autor, welcher mit dem ihm verliehenen Pfündchen redlich gewuchert hat, um die Deutschen zu gewöhnen, an ihrer Literatur Freude zu finden, Belehrung und Nutzen aus ihr, als der nächsten Quelle der Bildung, zu schöpfen. Man tadelt, daß er flach gewesen sei, und allerdings gehört er nicht unter jene Autoren, deren Werke eine unerschöpfliche geistige Fundgrube für die Welt geworden sind; aber er hat eine derjenigen Aufgaben erfüllt, welche sein Zeitalter verlangte, und dadurch eine klassische Bedeutung errungen: er hat mit leichter Kost die bürgerlichen Schichten gesättigt, die keine schwere Speise vertrugen. Wer freilich heutzutage so schreiben wollte wie Weiße, würde zu spät auf dem Schauplatze erscheinen.

Bei solcher Auffassung sind wir keineswegs berechtigt, den Stab über seine Leistungen in einer Weise zu brechen, wie es Joseph Hillebrand thut, indem er über seine Lyrik sagt, sie sei „kaum der Rede werth", und ihm nicht blos die Originalität und Selbstständigkeit, sondern auch sogar jede Einsicht in die nationale Bedeutung des Drama aberkennt. Wir dürfen ihm allenfalls den Vorwurf machen, daß er sich nicht strenger an seinen großen Landsmann Lessing angeschlossen hat, mit dem er befreundet war: er bewunderte den in höhern Sphären wirkenden Jugendgenossen, selbst zog er es vor, für ein breiteres Publikum zu arbeiten, wie Gellert. Daraus geht hervor, daß er weder Trieb noch Fähigkeit hatte, künstlerische Aufgaben zu verfolgen. Demungeachtet hätte er wohl seine Kräfte für Leistungen von schwererem Gewichte sammeln sollen, aber da er mit Leichtigkeit produzirte, produzirte er zu viel.

Dabei ist es immerhin merkwürdig, daß er, wie er nicht in Lessingische Wege einlenken mochte, so auch von keiner damaligen Richtung sich bestimmen ließ, weder von der Gottsched-Leipziger, die freilich zu sehr verachtet war, noch von der Bodmer-Schweizerischen und Klopstock'schen; sondern daß er, trotz aller persönlichen Schwäche, eine gewisse Selbstständigkeit in der Produktion festhielt, ja, in seinen Bühnenstücken über die verschiedenen Schulen öffentlich spottete. Ueberhaupt war er nicht so mittelmäßig, um nicht in kritischen Blättern gegen die Erbärmlichkeit der Tageslitteratur zu Felde zu ziehen, nicht so verblendet, um irgend etwas Gutes anzutasten. Dergleichen Litteraten standen und stehen auch heutzutage an ihrer Stelle. Insonderheit aber hat er sich das achtungswerthe Verdienst erworben, daß er bei aller Nachahmung fremdländischer Bühnenstücke das Seine dazu beitrug, der reimlosen Jambenform im Trauerspiel Eingang zu verschaffen. Wer die Bedeutung kennt, welche das Steigen und Fallen der Sprachform für jede Literatur hat, wird ihm hier für seinen Geschmack dankbar sein.

Uebrigens dürfen wir sagen, daß er erst das eigentliche Feld für seine Wirksamkeit betrat, als er seine Feder zur Belehrung der Jugend spitzte. War er doch schlechthin ein Autor für große und kleine Kinder. Seine Schreibweise bildet in ihrer Nüchternheit, Leichtigkeit und Simplizität den schnurgeraden Gegensatz zur heutigen wissenschaftlichen Diktion, die sich so abstrus als möglich faßt, um gelehrt, eigen, neu zu scheinen. Besser ist immer eine derartige Einfachheit als jene angebliche tiefsinnige Verzwicktheit; der klare Darsteller, so strohern er sein mag, findet allezeit ein Publikum, welches sich nützliche Körner herauspickt; mit verkapptem Unsinn dagegen ist nichts anzufangen. Wer die Wahl hat, wird eher in einer Wasserfluth ertrinken wollen als durch saures Bier umkommen.

Schriften. 1) Beitrag zum deutschen Theater. Leipzig 1759—1768. 5 Theile. 2. Auflage. 1767—1771. 2) Komische Opern. Ebend. 1767—1771. 3 Theile. 2. Auflage. 1777. 3) Trauerspiele. Ebend. 1776—1780. 5 Theile. 4) Lustspiele. Ebend. 1783. 3 Theile. 5) Scherzhafte Lieder. Ebend. 1758. 6) Amazonenlieder. Ebend. 1760. 7) Lieder für Kinder. Ebend. 1766. 5. Aufl. Mit Melodien von Hiller. 1775. 8) Armuth und Tugend. Schauspiel. Ebend. 1772. 9) Kleine lyrische Gedichte. Ebend. 1772. 3 Theile. (Sammlung der erwähnten einzelnen Abtheilungen.) 10) Die Jubelhochzeit. Komische Oper. Ebend. 1773. 11) Der Kinderfreund. Ebend. 1776—1782. 24 Bände. 12) Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes. Ebend. 1783—1792. 12 Bände. 13) Selbstbiographie. Herausgegeben von seinem Sohne und Frisch. Ebend. 1806. 14) Mitherausgeber „der Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften" von Nikolai, 1757 u. f. und seit 1759 alleiniger Herausgeber.

Der Aufschub.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! heute will ich ruhn:
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen jenen Fehler lassen,
Morgen dies und jenes thun!

Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was gescheh'n ist, ist geschehen:
Dies nur kann ich übersehen;
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze;
Die ich hoff', ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Aerntegesang.

Schön ist das Feld zur Frühlingszeit,
Wenn auf verjüngtes Grün
Der Lenz die bunten Blumen streut,
Die Bäume schneeweiß blühn.

Doch schöner ist der Aehren Gold,
Das aus dem Boden steigt,
Und, unsrer süßen Arbeit hold,
Sich dankbar vor uns beugt.

Wenn jeder Halm uns zwanzigmal
Die Körnchen wiederbeut,
Die wir im Feld, am Berg, im Thal
Den Furchen eingestreut.

Hoch thürmen wir die Fuder auf,
Von reichem Segen schwer;
Das Garbenmädchen setzt sich drauf,
Der Schnitter scherzt beiher.

Dann essen wir in sichrer Ruh
Das Brot, das uns gebührt,
Indem die Grille froh dazu
Am Herde musicirt. —

Du, zarter Hofmann, spotte nicht
Der schwielenvollen Hand;
Sie nähret, was dein Stolz auch spricht,
Den Fürsten und das Land.

Seht, Krieger, unsrer Sicheln Glanz!
Und euer blutig Schwert!
Sagt, ist nicht unser Aehrenkranz
Mehr, als ein Lorbeer werth? —

Ihr schweigt? Ihr gebt uns Recht? Wohlan,
Wünscht uns nur Fried' und Ruh;
Blickt unsern Fleiß mit Lächeln an,
Und klatscht uns Beifall zu!



Christoph Martin Wieland,

ein Dichter ersten Ranges auf dem Gebiete der Prosa und deren vorzüglichster Bahnbrecher nach dem Wiedererwachen unserer Litteratur, zugleich ausgezeichnet als Erzähler in gebundener Rede wie als Uebersetzer, erblickte das Licht am 5. September 1733 zu Oberholzheim, nicht weit von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben. Goethe erzählt in der Schilderung, die er kurz nach dem Tode desselben über ihn verfaßte, das ihm sowohl bekannte Leben des Freundes mit folgenden Worten. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, sagt er, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich (nach kurzem Aufenthalt an der Universität Erfurt, wohin er 1749 ging) auf die Universität Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald (1752) nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte (1760) in seine Vaterstadt Biberach zurück und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine litterarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Canzlei (zu welchem er sofort im Rathe von Biberach ernannt ward) raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, Churfürstlich Mainzischem Minister, bekannt.

In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt= und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Churfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man (1769) unsern Freund dahin und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange (als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften) in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er (im Jahre 1772 als Hofrath und Prinzenerzieher) nach Weimar berufen, damit er seine litterarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete. Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

So weit Goethe selbst. Wieland nämlich zog sich, als der Erbprinz Karl August von Weimar, sein Zögling, volljährig geworden war, auf das ihm zugehörige Gut zu Osmanstedt bei Weimar zurück, wo er bis zum Jahre 1803 zubrachte. Alsdann nahm er seinen Wohnsitz wieder in Weimar selbst, wo ihm das letzte Jahrzehnt seines Lebens in heiterer und musenfreundlicher Ruhe verlief, bis der Tod am 20. Januar 1813 seine Augen schloß. Die Asche des großen Mannes wurde neben der seiner Gattin zu Osmanstedt beigesetzt. Wir dürfen hinzufügen, daß er, seinem milden Charakter gemäß, nicht allein gegen die größeren Geister seiner Umgebung, wie gegen Goethe, Herder und Schiller, sondern auch gegen alle Freunde gediegenen Strebens ohne Unterschied die seltenste Humanität beobachtet hat.

Die für Klopstock begeisterten Mitglieder des Göttinger Hainbundes zündeten sich an den Schriften dieses Autors, welcher in und außer Deutschland geraume Zeit „der deutsche Voltaire“ zubenannt ward, gelegentlich ihre Pfeifen an. Zur Erklärung dieser einseitigen jugendlichen Phantasterei dienen die Worte des Aesthetikers Friedrich Bouterwek, welcher treffend sich dahin äußert: „Klopstocks und Wielands Namen bezeichnen zwei Extreme; während Klopstock die Poesie des Uebersinnlichen im feierlichsten Ernste bis zur Ueber=

spannung trieb, kehrte Wieland lachend und aller Ueberspannung den Krieg erklärend den übersinnlichen Dingen den Rücken zu.“ Geben wir zu, daß der kecke Maler antiker Sitten in seinen Romanen bisweilen die Grazien beleidigt hat, er wird immerdar an der Spitze derjenigen stehen, welche durch Geist und Anmuth unsere aus dem Todtenschlafe geweckte Litteratur gefördert, ihre Selbstständigkeit hergestellt, ihre Schönheit vorbereitet, ihre Früchte dem Volke theuer und werth gemacht haben. Für die hohe Bedeutung der Wieland'schen Verdienste bürgt uns Goethe, der beste Gewährsmann. Wer hätte sie tiefer als dieser, wer gründlicher einzusehen und zu charakterisiren vermocht, als in jener Grabrede, die er *ihm* gehalten hat, geschehen ist? Die Hauptübersicht derselben hebe ich denn nach seinen *Worten* aus; er sagt nämlich: „Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen sowie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Litteratur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben. Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sei, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.“

„Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn daß er Alles mit eigner Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlich-elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann. Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.“

„Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborene Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichen, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.“

„Jene frohen, reinen Gefilde der goldnen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als Andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, umspült von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für Andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte. Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward."

„Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tages zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei. Aber auch hier zeigt sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von anderen so viele kennen; sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen. Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen Alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen."

Hierbei sei Wieland, fügt Goethe hinzu, durchaus genialisch verfahren, ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein; worauf er die obigen Bemerkungen weiter ausführt mit einer Gründlichkeit, welche manchen neuern Kritiker hätte mahnen sollen, „unsern Freund" vorsichtiger zu beurtheilen. Wenn unter Anderm Karl Gödeke ohne alle Umstände hinwirft: „In Wieland zieht weder deutsches Element noch großer Charakter an", so spricht er eine schwer-

wiegende Behauptung aus, die in ihrer blanken Verneinung nicht ungerechter sein kann. Sie würde etwa in dem Falle sich hören lassen, wenn sie mit Hinblick auf Goethe gesagt wäre; denn mit Goethe verglichen, einem freilich gewaltigen Haupte, ist Wieland um einen Zoll kleiner: selbst aber doch ein Heros gegen seine Väter, gegen seine Nachäffer und gegen das modern-französische Litteratenthum neuesten Datums. Unpartheiischer, obwohl gleichfalls im Tadel fast zu weitgreifend, hat Gervinus über einen Autor gerichtet, dessen Originalität gerade groß genug war, um die Nation des vorigen Jahrhunderts, die unbewegliche, in heilsame Bewegung zu bringen. Das Urtheil des genannten Litterarhistorikers führe ich nach der vortrefflichen Zusammenfassung an, welche Gustav Pfizer, bei Gelegenheit einer Rezension, im Jahre 1841 davon gegeben hat. Nachdem Pfizer vorausbemerkt, daß nach Gervinus Wieland in manchem, ja jedem Sinne der Gegensatz Klopstocks sei, worauf schon Bouterwek hingewiesen hat, fährt er folgendermaßen fort: Ihm (Wieland) blieb hauptsächlich die alexandrinisch-ritterliche Civilisation als Stoff seiner — Poesie übrig. Aber bei dieser gelangte er erst nach manchen Um- und Irrwegen an. Bei seiner ungemeinen Empfänglichkeit und Biegsamkeit folgte er lange äußeren Einflüssen, die sich oft grell widersprachen, bis er das ihm Gemäße fand. Ein frühreifer Knabe stand er auch zwischen Alterthum und Christenthum, und schwärmte für Xenophons Sokrates und Cyrus. Mit einem lebhaften Trieb nach freier Bildung und Selbstdenken verband sich in ihm zuerst eine ängstliche Frömmigkeit, die, besonders unter Bodmers Einfluß in Zürich, bis zur fanatischen Verfolgung der unschuldigsten Erotiker ging. Hier dichtete und schrieb er in Bodmers Geist; aber scharfe Kritik, veränderte Umgebung und Umschlagen seines eigenen Wesens in Folge der Uebertreibung führten ihn bald auf die andere Seite. Seine Versuche in Epos und Drama mißglückten: Lessing belehrte ihn darüber kräftig. Die Bekanntschaft mit Lucian und Shakespeare, mit den englischen und französischen Freidenkern wirkte auf ihn; er schrieb hinfort wie sie gegen Vorurtheile und Irrthümer aus dem Ton des gesunden Menschenverstandes, der Lebensphilosophie, als deren Apostel er der Schriftsteller der großen Welt, aber auch und noch mehr durch seine lüsternen und unzüchtigen Gedichte der Abschen der Altgläubigen und Ehrbargesinnten wurde. Wenn er aber mit seiner Opposition gegen das Alte in Staat, Religion, Sitte und so weiter weder so großes Aufsehen und Aergerniß machte, wie Voltaire und Rousseau, noch auch entfernt so viel wirkte, so liegt der Grund hiervon darin, daß er nicht mit so leidenschaftlicher Entschiedenheit, mit so fanatischer Einseitigkeit wie jene beiden auftrat, sondern immer die Extreme vermied und mäßigte. Mit beiden ging er nur halbwegs, so weit es seiner gutmüthig enthusiastischen und mit Lächeln verspottenden, aber nicht leidenschaftlichen und polemischen Natur gemäß war. Von der übertriebenen, zelotischen Strenge trat aber Wieland auch förmlich zur sinnlichsten und unzüchtigsten Frivolität und Lüsternheit hinüber in seinen poetischen Erzählungen, im neuen Amadis und in Idris und Zenide, wo er zwar auch noch moralische Zwecke, die Einschärfung echter Lebensweisheit gegenüber den Schulsystemen zu verfolgen, und die Liebe des Herzens theils gegen die blos sinnliche und gegen die vermeintlich ganz übersinnliche Platonische Liebe zu verfechten gemeint war; aber es kommt nach Gervinus Urtheil hier „auf Schiffspfunde Gemeinheit höchstens ein Quentchen Moral.“ „Er rächte sich in dieser Periode an seinem eigenen Fanatismus und Spiritualismus durch den Uebergang zu Materialismus und Toleranz.“ Er wähnte und rühmte sich den Grazien zu dienen, aber auch später, als er ihnen nicht mehr so himmelweit fern

stand, faßte er ihren Begriff nie rein, gab ihnen immer eine Beimischung von Lüsternheit oder Künstlichkeit. Wo er Unsitte, Schwärmerei, falsche Sentimentalität und anmaßende Systeme zu treffen gemeint war, traf er immer auch die gute Sitte, das Gefühl, den Anstand und die richtigen Grundsätze mit seinem Spott. Den Gipfel seiner poetischen Leistungen erstieg er im Oberon, der ihn eigentlich allein im lebendigen Andenken der Nation erhält; auch hier ist es ein Romanstoff des spätern Mittelalters, den er zu einem Epos umarbeitete. Er erntete damit den Beifall der größten Männer; die Schlegel erblickten in ihm deßhalb den Anreger des romantischen Geschmacks; aber Gervinus urtheilt wohl mit Recht darüber: zwar habe er hier die moralisch-didaktische Tendenz seiner früheren Produktionen so ziemlich abgelegt, aber die Unabhängigkeit der Poesie sei um den Preis erkauft, zu den schalen Romanstoffen zurückzukehren, in denen die Dichtung auf nichts Höheres berechnet ist, als auf seine Unterhaltung Endlich ließ Wieland die Poesie ganz ruhen und wandte sich zu Uebersetzungen und Halbgeschichten; überhaupt „ließ er Alles fallen, nachdem er Alles lächerlich übertrieben hatte", und er wußte viel besser zu sagen, was zum Dichter gehöre, als daß er selbst einer gewesen; er „kannte die schaffende Kraft der Phantasie, aber er besaß sie wenig; wie er philosophirte ohne allen Sinn für Spekulation, so dichtete er ohne Phantasie mit dem Verstande." Wie ihm die Poesie nicht ein heiliger Beruf war, sondern bald ein bloßes Unterhaltungsspiel, bald ein Mittel und Vehikel für didaktische und moralische Zwecke (nach seiner Ansicht), so spielte er im Ganzen leichtsinnig mit ihr; daß seine schlüpfrigen und frivolen Erzählungen Schaden und Aergerniß anrichten würden, schien er anfangs gar nicht zu bedenken; durch die ihm gemachten Vorwürfe ward er zuerst überrascht und erschreckt, tröstete sich dann aber eben so leichtsinnig wieder damit, daß ja Boccaz und Ariost doch schon da seien, und daß seine Sachen denen nicht schaden würden, die sie mit dem rechten Sinne läsen. Mehr aber nahm er sich zu Herzen, daß man seinen eigenen Wandel und seine praktische Sittlichkeit deßhalb verdächtigte und angriff. Und doch hatte er hier ein ganz gutes Gewissen! Aber das machte ihn sicher, übermüthig und muthwillig. „Die naive Gesinnung und Unschuld ist in Wielands Persönlichkeit und Sitte; er trug in den Rosenmonden seiner Ehe seine Freuden mit antiker Unbefangenheit in seine gleichzeitigen Schriften, aber in diesen selbst ist nichts von Unschuld und Naivetät." Nach all diesen Ausstellungen könnte man sich fast wundern, daß Wieland noch unter die Größen der deutschen Literatur gerechnet wird; aber Gervinus weist vortrefflich nach, wie er viele in der Zeit liegende Elemente und Richtungen repräsentirte, erweckte oder förderte; wie er, wenn er auch nirgends das Rechte und Höchste traf, doch beitrug, die Poesie von fremden Fesseln zu befreien; wie er aufs Plastische, im Gegensatz des Musikalischen, hinarbeitete; wie er der Poesie der neuern Zeit den ihr fast unentbehrlichen Stoff der Geschlechtsliebe wieder gab; wie er Shakespeare in deutschem Gewand einführte, die Romantik vorbereitete u. s. w. Wieland wird mit Klopstock verglichen, und das Ergebniß ist, daß sie den vollkommensten Gegensatz bilden. „Wie die Minnepoesie in Lyrik und Roman der geistlichen Dichtung und dem tragisch-ernsten, vaterländischen Epos gegenüberlagerte, so Wieland gegen Klopstock. Er ist sinnlich, wo Klopstock übersinnlich, verständig, wo jener sentimental; seine ganze Dichtung ist so von Geschichte und Philosophie beherrscht, wie jener von Religion und Musik; er ist didaktisch, Klopstock lyrisch; seine Sprache ist daher der prosaischen Rede so nahe, wie Klopstocks der musikalischen. Er hat so viel Verhältniß zu der französischen und südlichen Litteratur, wie Klopstock zur englischen und

nordischen. Klopstock ist es mit der Poesie selbst im Leben Ernst, Wielanden ist sie ein heiteres Spiel; Klopstock ist ein Patriot, Wieland ein Weltbürger; jener war ein begeisterter Verehrer der deutschen Sprache, dieser redete zuletzt schlecht von ihr. Klopstock ist der Dichter der Erhabenheit und Würde, Wieland der Grazie und Anmuth. Beider Dichtungen sind mehr die Werke edler Seelen und wohlmeinender Theilnahme an der Wohlfahrt des Menschengeschlechts, als großer Geister; sie sind beide nicht eigentlich auf reine Kunst gerichtet, sondern auf Veredlung des Lebens; beide sind daher zu keinen reinen Formen gelangt. Klopstock hat die Dichtkunst mit andern Künsten in unnatürlichen Verband gebracht, Wieland noch schlimmer mit Wissenschaften. In ihren Lebensrichtungen vertreten sie die Hauptseiten des Idealismus und des verständigen Rationalismus."

Gesammelte Werke. Sämmtliche Werke. Leipzig. 1794 u. f. 42 Bände. Dieselben. Ebend. 1839—1840. 36 Bände.

Ausgewählte Briefe. Zürich 1815. 4 Bände. — Auswahl denkwürdiger Briefe. Wien 1815. 2 Bände. — Briefe an Sophie Laroche. Berlin 1820. — Biographie Wielands, von Gruber. Leipzig 1827 u. f. 4 Bände.

Aus dem „Oberon." (Schluß der ersten Gesanges.)

„Auf einmal dringt ein klägliches Geschrei
In unser Ohr. Wir eilen schnell herbei,
Und siehe da! mein Bruder liegt, vom Pferde
Gestürzt, beschmutzt und blutend auf der Erde.
Ein Edelknecht (von Keinem unsrer Schaar
Erkannt, wiewohl es Scharlot selber war)
Stand im Begriff ihn weidlich abzuwalken,
Und seitwärts hielt ein Zwerg mit seinem Falken."

„Von Zorn entbrannt, rief ich: Du Grobian,
Was hat der Knabe dir gethan,
Der wehrlos ist, ihm also mitzuspielen?
Zurück! und rühr' ihn noch mit einem Finger an.
Wofern's dich jückt, mein Schwert in deinem Wanst zu fühlen!
Ha! schrie mir Jener zu, bist du's? dich sucht ich just,
Schon lange dürst' ich nach der Lust,
Mein racheglühend Herz in deinem Blut zu kühlen!
Kennst du mich nicht, so wiss', ich bin der Sohn
Des Herzogs Dietrich von Ardennen!
Dein Vater Siegewin (mög' er im Abgrund brennen!)
Trug über meinen einst bei einem offnen Rennen
Mit Hinterlist den Sieg davon;
Und durch die Flucht allein entging er seinem Lohn.
Doch Rache hab' ich ihm geschworen;
Du sollst mir zahlen für ihn! Da! sieh zu deinen Ohren!"

„Und mit dem Worte rennt er gegen mich,
Der, unbereit zu solchem Tanze,
Sich dessen nicht versah, mit eingelegter Lanze.
Zum Glück parirt ich seinen Stich
Mit meinem linken Arm, um den ich in der Eile
Den Mantel schlug, und auf der Stell' empfing
Mit meinem Degenknopf der Unhold eine Beule
Am rechten Schlaf, wovon der Athem ihm verging."

„Er fiel, mit einem Wort, um nimmer aufzustehen.
Da ließen plötzlich sich im Walde Reiter sehen
In großer Zahl; doch des Erschlagnen Tod
Zu rächen, war dem feigen Troß nicht Noth.
Sie hielten, während wir des Knaben Wunde banden,
Sich still und fern, bis wir aus ihren Augen schwanden.
Drauf legten sie den Leichnam auf ein Roß,
Und zogen eilends fort zum kaiserlichen Schloß."

„Unwissend, wie bei Karl mein Handel sich verschlimmert,
Verfolg' ich meinen Weg, des Vorgangs unbekümmert.
Wir langen an. Mein alter Oheim, Abt
Zu Saint Denys, ein Mann, mit Weisheit hochbegabt,

Führt beim Gehör das Wort. Wir werden wohl empfangen,
Und Alles wär' erwünscht für uns ergangen;
Doch wie man eben sich zur Tafel setzen will,
Hält Hohenblat am Schloß mit Scharlot's Leiche still."
„Zwölf Knappen tragen sie, in schwarzen Flor vermummet,
Die hohen Stufen hinan, und, wer sie sieht, verstummet
Und geht erstarrt. Sie nehmen ihren Lauf
Dem Saale zu. Die Thüren springen auf:
Da tragen zwölf Gespenster eine Bahre,
Mit blut'gem Linnen bedeckt, bis mitten in den Saal.
Der Kaiser selbst erblaßt, uns Andern stehn die Haare
Zu Berg', und mich trifft's wie ein Wetterstrahl."
„Indem tritt Amory hervor, hebt von der Leiche
Das blut'ge Tuch und — „„Sieh! (ruft er dem Kaiser zu)
Dies ist dein Sohn! und hier der Frevler, der dem Reiche
Und dir die Wunde schlug, der Mörder unsrer Ruh'!
Weh mir! ich kam zu spät dazu!
Sich nichts versehend, fiel dein Scharlot im Gesträuche
Durch Meuchelmord, nicht wie in offnem Feld
Von Rittershand ein ritterlicher Held."""
„Wie viel Verdruß dem alten Herrn auch täglich
Sein böser Sohn gebracht, so blieb er doch sein Sohn,
Sein Fleisch und Blut. Erst stand er unbeweglich;
Dann schrie er laut vor Schmerz: mein Sohn! mein Sohn!
Und warf sich in Verzweiflung neben
Den Leichnam hin. Mir war der bange Vaterton
Ein Dolch ins Herz; ich hätt' um Scharlot's Leben
In diesem Augenblick mein bestes Blut gegeben."
„Herr, rief ich, höre mich! Mein Will' ist ohne Schuld.
Er gab sich für den Sohn des Herzogs von Ardennen;
Und was er that, bei Gott! es hätte die Geduld
Von einem Heil'gen morden können!
Er schlug den Knaben dort, der ihm kein Leid gethan,
Sprach lästerlich von meines Vaters Ehre,
Fiel ungewarnt mich selber mördrisch an —
Den möcht' ich sehn, der kalt geblieben wäre!"
„Ha! Bösewicht! schreit Karl, mich hörend, springt entbrannt
Vom Leichnam auf mit Löwengrimm im Blicke,
Reißt einem Knecht das Eisen aus der Hand,
Und, hielten ihn mit Macht die Fürsten nicht zurücke,
Er hätt' in seiner Wuth mich durch und durch gerannt.
Auf einmal rüttelt sich der ganze Ritterstand;
Ein wetterleuchtender Glanz von hundert bloßen Wehren
Scheint stracks in jeder Brust die Mordlust aufzustören."
„Die Hall' erdonnert vom Geschrei,
Das Estrich bebt, die alten Fenster klirren;
Aus jedem Mund schallt Mord! Verrätherei!
Die Sprachen scheinen sich auf's Neue zu verwirren;
Man schnaubt, man rennt sich an, man zückt die drohende Hand.
Der Abt, den noch allein Sanct Benedicts Gewand
Vor Frevel schützt, hält endlich unsern Degen
Mit aufgehob'nem Arm sein Scapulier entgegen."
„Ehrt, ruft er laut, den heil'gen Vater in mir,
Deß Sohn ich bin! Im Namen des Gottes, dem ich diene,
Gebiet ich Fried'! — Er rief's mit einer Miene
Und einem Ton, der Heiden zur Gebühr
Genöthigt hätt'. Und stracks auf einmal legen
Des Aufruhrs Wogen sich, erhellt sich jeder Blick,
Und jeder Dolch, und jeder nackte Degen
Schleicht in die Scheide still zurück."
„Nun trug der Abt den ganzen Verlauf der Sache
Dem Kaiser vor. Die Ueberredung saß
Auf seinen Lippen. Allein was half mir das?
Die Leiche des Sohns liegt da und schreit um Rache.
Hier, ruft der Vater, sieh und sprich
Dem Mörder meines Sohns das Urtheil! Sprich's für mich!
Ja, rachedürstender Geist, dein Gaumen soll sich laben
An seinem Blut! Er sterb' und mäste die Raben!"

„Jetzt schwoll mein Herz empor. Ich bin kein Mörder, schrie
Ich überlaut. Der Richter richtet nicht billig
In eigner Sache. Der Kläger Amory
Ist ein Verräther, Herr! Hier steh' ich, frei und willig,
Will in sein falsches Herz mit meines Lebens Fahr [und war
Beweisen, daß er ein Schalk und Lügner ist
Und bleiben wird, so lang sein Hauch die Luft vergiftet.
Sein Werk ist alles dies, er hat es angestiftet!"
„Ich bin, wie er, von fürstlichem Geschlecht, [Recht;
Ein Pair des Reichs und fordre hier mein
Der Kaiser kann mir's nicht versagen!
Da liegt mein Handschuh, laßt ihn's wagen
Ihn aufzunehmen, und Gott in seinem Gericht
Entscheide, welchen von uns die Stimme dieses Blutes [Muthes
Zur Hölle donnern soll! Die Quelle meines
Ist meine Unschuld, Herr! Mich schreckt sein Donner nicht."
„Die Fürsten des Kaiserreichs, so viel von ihnen zugegen,
Ein jeder sieht sich selbst in meiner Verdammung gekränkt.
Sie murmeln dem Meere gleich, wenn sich von fern zu regen
Der Sturm beginnt; sie bitten, dringen, legen
Das Recht ihm vor. Umsonst! den starren Blick gesenkt
Auf Scharlot's blutiges Haupt, kann nichts den Vater bewegen,
Wiewohl auch Hohenblat, der's für ein Leichtes hält [stellt."
Mir obzusiegen, selbst sich unter die Bittenden
„Herr, spricht er, laß mich gehn, den Frevler abzustrafen;
Ich wage nichts, wo Pflicht und Recht mich schützt. [erhitzt,
Ha! rief ich laut, von Scham und Grimm
Du spottest noch? Erzittre! Immer schlafen
Des Rächers Blitze nicht! — Mein Schwert, ruft Hohenblat,
Soll, Mörder, sie auf deine Scheitel häufen! —
Doch Karl, den meine Gluth noch mehr erbittert hat,
Befiehlt der Wache, mich zu greifen."
„Dies rasche Wort empört den ganzen Saal
Von Neuem; alle Schwerter blitzen,
Das Ritterrecht, das Karl in mir verletzt, zu schützen.
Ergreift ihn! ruft der Kaiser abermal;
Allein er sieht mit vorgehaltnen Klingen
In dichtem Kreis die Ritter mich umringen.
Vergebens droht, schier im Gedräng erstickt,
Der geistliche Herr mit Bann und Interdict."
„Des Reiches Schicksal schien an einem Haar zu schweben,
Die grauen Räthe fleh'n den Kaiser auf den Knien,
Dem Recht der Ritter nachzugeben.
Je mehr sie fleh'n, je minder rührt es ihn;
Bis endlich Herzog Nayms (der oft in seinem Leben,
Wenn Karl den Kopf verlor, den seinen ihm geliehn)
Den Mund zum Ohr ihm hält, dann gegen uns sich kehret,
Und zum begehrten Kampf des Kaisers Urlaub schwöret."
Herr Hüon fährt dann zu erzählen fort:
Wie strads auf dieses einz'ge Wort
Der Aufruhr sich gelegt, die Ritter alle zurücke
Gewichen, und Karl, wiewohl im Herzen ergrimmt,
Mit stiller Wuth im halbentwölkten Blicke,
Den achten Tag zum Urtheilskampf bestimmt;
Wie beide Theile sich mit großer Pracht gerüstet, [brüstet.
Und, des Triumphs gewiß, sich Amory ge-
Der stolze Mann, wiewohl in seiner Brust
Ein Kläger pocht, der seinen Muth erschüttert,
War eines Arms von Eisen sich bewußt,
Der manchen Wald von Lanzen schon zersplittert.
Er hatte nie vor einem Feind gezittert,
Und Kampf auf Tod und Leben war ihm Lust.
Doch all sein Trotz und seine Riesenstärke
Betrogen ihn bei diesem blut'gen Werke.
„Gekommen war nunmehr der blut'ge Tag,
Versammelt alles Volk. Mit meinem blanken
Turnierschild an der Brust, und, wie ich sagen mag,
Von Allen mit Liebe begrüßt, erschien ich in den Schranken.
Schon stand der Kläger da. In einem Erker lag
Der alte Karl, umringt von seinen Fürsten,
Und schien, in offenem Vertrag
Mit Amory, nach meinem Blut zu dürsten."
„Die Sonne wird getheilt. Die Richter setzen sich;
Mein Gegner scheint vor Ungeduld zu brennen,

Bis die Trompete ruft. Nun ruft sie, und
wir rennen,
Und treffen so gewaltiglich [und ich
Zusammen, daß aufs Knie die Rosse stürzen,
Und Hohenblat uns kaum im Sattel halten
können.
Eilfertig machen wir uns aus den Bügeln los,
Und nun in einem Blitz sind beide Schwerter
bloß."
„Daß ich von unserm Kampf dir ein
Gemälde mache,
Verlange nicht. An Grimm und Stärke war,
Wie an Erfahrenheit, mein Gegner offenbar
Mir überlegen. Doch die Unschuld meiner
Sache
Beschützte mich, und machte meine Kraft
Dem Willen gleich." Der Sieg blieb lange
zweifelhaft;
Schon floß aus manchem Quell des Klägers
Blut herunter,
Und Hüon war noch unverletzt und munter.
Der wilde Amory, wie er sein dampfend
Blut [Wuth,
Den Panzer färben sieht, entbrennt von neuer
Und stürmt auf Hüon ein, gleich einem Un-
gewitter,
Das Alles vor sich her zertrümmert und ver-
heert,
Blitzt Schlag auf Schlag, so daß mein junger
Ritter
Der überlegnen Macht mit Mühe sich erwehrt.
Ein Arm, an Kraft mit Rolands zu ver-
gleichen,
Bringt endlich ihn nach langem Kampf zum
Weichen.
Des Sieges schon gewiß, faßt Amory
sogleich
Mit beiden angestrengten Händen
Sein mächtig Schwert, den Kampf auf einen
Schlag zu enden.
Doch Hüon's gutes Glück entglitscht dem
Todesstreich,
Und bringt, eh Jener sich in's Gleichgewicht
zu schwingen
Vermag, da wo der Helm sich an den Kragen
schnürt, [klingen,
So einen Hieb ihm bei, daß ihm die Ohren
Und die entnervte Hand den Degengriff ver-
liert.
Der Stolze sinkt zu seines Gegners
Füßen,
Und Hüon, mit gezücktem Schwert,
Dringt auf ihn ein. „Entlade dein Gewissen,"
Ruft er, „wenn noch das Leben einen Werth
In deinen Augen hat. Gesteh' es auf der
Stelle."
„Bandit!" schreit Amory, indem er alle Kraft
Zum letzten Stoß mit Grimm zusammenrafft,
„Nimm dies und folge mir zur Hölle!"
Zum Glücke streift der Stoß, mit un-
gewisser Hand
Vom Boden auf geführt, durch eine schnelle
Wendung,
Die Hüon macht, unschädlich nur den Rand
Des linken Arms. Allein mein Ritter, in der
Blendung
Des ersten Zorns, vergißt, daß Hohenblat,
Um öffentlich vor Karl'n die Wahrheit kund
zu machen,
Noch etwas Athem nöthig hat,
Und stößt sein breites Schwert ihm wüthend
in den Rachen.
Der Frevler speit in Wellen rother Fluth
Die schwarze Seele aus. Der Sieger steht
entsündigt
Und rein gewaschen in des Klägers Blut
Vor allen Augen da. Des Herolds Ruf ver-
kündigt
Es laut dem Volk. Ein helles Jubelgeschrei
Schallt an die Wolken. Die Ritter eilen herbei,
Das Blut zu stillen, das an des Panzers
Seiten
Herab ihm quillt, und ihn zum Kaiser zu
begleiten.
„Doch Karl," so fährt der junge Ritter
fort
Dem Mann vom Felsen zu erzählen,
„Karl hielt noch seinen Groll. Kann dieser
neue Mord
Mir, rief er, meinen Sohn beseelen?
Ist Hüon's Unschuld anerkannt? [fallen?
Ließ Hohenblat ein Wort von Widerruf ent-
Auf ewig sei er denn aus unserm Reich ver-
bannt [gefallen!"
Und all sein Land und Gut der Krone heim-
„Streng war dies Urtheil, streng der
Mund, [gegen?
Aus dem es ging; allein was konnten wir da-
Das einzige Mittel war, auf's Bitten uns zu
legen.
Die Pairs, die Ritterschaft, wir alle knieten
rund
Um seinen Thron uns schier die Kniee wund,
Und gaben's endlich auf, ihn jemals zu be-
wegen,
Als Karl zuletzt sein langes Schweigen brach.
„„Wohlan, ihr Fürsten u. Ritter, Ihr wollt's,
wir geben nach.""

„„Doch höret den Beding, den nichts zu widerrufen
Vermögend ist! (Hier neigt' er gegen mich
Herunter zu des Thrones Stufen
Den Scepter) Ich begnadige dich!
Allein aus allen meinen Reichen [entweichen,
Soll dein verbannter Fuß zur Stunde stracks
Und, bis du Stück für Stück mein kaiserlich Gebot
Vollbracht, ist Wiederkunft unmittelbarer Tod.““

„„Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Khalif im Staat an seiner Tafelrunde [vergnügt,
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel übersprütze!
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich [Sitze
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem
Und küss' als deine Braut sie dreimal öffentlich!““

„„Und wenn dann der Khalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich an der goldnen Lehne [art,
Vor seinem Stuhle hin nach Morgenländer-
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Handvoll Haar 'aus seinem grauen Bart!““

„„Geh hin, und, wie gesagt, eh' du auf's Haar vollzogen,
Was ich dir hier von Wort zu Wort gebot,
Ist deine Wiederkunft unmittelbarer Tod!
Wir bleiben übrigens in Gnaden dir gewogen.““
Der Kaiser sprach's und schwieg. Allein, wie uns dabei
Zu Muthe war, ist nothlos zu beschreiben.
Ein Jeder sah, daß so gewogen bleiben
Nichts besser als ein Todesurtheil sei.“

„Ein dumpfes Murren begann im tiefen Saal zu wittern.
„Bei Sanct Georg!“ (sprach einer von den Rittern,
Der auf der Lanzelot und Tristan rauher Bahn
Manch Abenteu'r mit Ehren abgethan)
„Sonst pfleg' ich auch nicht leicht vor einem Ding zu zittern;
Setz' einer seinen Kopf, ich setz' ihm meinen dran!
Doch was der Kaiser da dem Hüon angesonnen,
Hätt' auch, so brav er war, Herr Gawin nicht begonnen!“

„Was red' ich Viel? Es war zu offenbar,
Daß Karl durch dies Gebot mir nach dem Leben trachte.
Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung oder Trotz, was mich so tollkühn machte,
Genug, ich trat vor ihn und sprach mit Zuversicht:
Was Du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen.
Ich bin ein Frank'! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und seid Ihr alle Zeugen!“

„Und nun, kraft dieses Worts, mein guter Scherasmin,
Siehst du mich hier, nach Babylon zu reisen,
Entschlossen. Willst du mir dahin
Den nächsten Weg aus diesen Bergen weisen,
So habe Dank! Wo nicht, so mach' ich's, wie ich's kann.“ —
„Mein bester Herr,“ versetzt der Felsenmann,
Indem die Zähren ihm am Bart herunter beben,
„Ihr ruft, wie aus dem Grab, mich in ein neues Leben!“

„Hier schwör' ich Euch (und da, zum heil'gen Pfand,
Ist diese alte zwar, doch nicht entnervte Hand!),
Mit Euch, dem theuren Sohn und Erben
Von meinem guten Herrn, zu leben und zu sterben.
Das Werk, wozu der Kaiser Euch gesandt,
Ist schwer; doch ist damit auch Ehre zu erwerben!
Genug, ich führ' Euch hin und steh' Euch festen Muths
Bis auf den letzten Tropfen Bluts!“

Der junge Fürst, gerührt von solcher Treue,
Fällt dankbarlich dem Alten um den Hals.
Drauf legen sich die beiden auf die Streue,
Und Hüon schläft, als wär' es Flaum. Und als
Der Tag erwacht, erwacht mit muntern Blicken
Der Ritter auch, schnallt seine Rüstung an;
Der Alte nimmt den Quersack auf den Rücken,
Den Knittel in die Hand, und wandert frisch voran.



Joseph Christian Freiherr von Zedlitz,

einer der vorzüglichsten Dichter österreichisch-deutscher Abkunft, der sich in allen drei Hauptgattungen der poetischen Darstellung rühmlich hervorgethan, wurde am 28. Februar 1790 auf dem Schlosse Johannesberg, unweit Jauernik im österreichischen Antheile Schlesiens, geboren. Nachdem er einen trefflichen Schulunterricht zu Breslau genossen und daselbst studirt hatte, beschloß er seinem Vaterlande Oesterreich, dem damals so unglücklichen, auf kriegerischem Felde zu nützen. Er ließ sich im Jahre 1806 in ein kaiserliches Husarenregiment einreihen, so jung er noch war; im dritten Jahre darauf (1809) wurde er Leutnant, zwei Monate später Oberleutnant, und als Napoleon abermals über das Kaiserthum herfiel, hatte er Gelegenheit, gleich bei dem ersten Zusammenstoße mit den Franzosen, in dem Treffen bei Hausen am 19. April, durch persönliche Tapferkeit sich auszuzeichnen. Hierauf folgten die gewaltigen Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram, an welchen Zedlitz als Ordonnanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern Theil nahm. Nach dem Friedensschlusse sah er sich durch Familienrücksichten veranlaßt, aus dem Militärdienste zu scheiden; im Jahre 1810 zum k. k. Kammerherrn ernannt, privatisirter eine Zeit lang, seine Muße ganz den Wissenschaften und der Poesie widmend. Zuerst veröffentlichte er mit dem Jahre 1816 lyrische Gedichte, und zwar der damaligen Gewohnheit gemäß, in Taschenbüchern und Zeitblättern der Kaiserstadt; bald aber wagte er sich an dramatische Arbeiten, an umfangreichere lyrische, auch an erzählende, sowie an Uebersetzungen kunstreicher Werke. Unter dem Fürsten Metternich wurde der talentvolle Mann seit dem Jahre 1837 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt, ohne daß seine Leier verstummte. In den schlimmen Jahren der Wirren, die 1848 über die europäischen Staaten hereinzu-

brechen anfingen, verfaßte er, eingedenk seiner Jugendtage, ein geistreiches „Soldatenbüchlein."

An poetischer Begabung steht Zedlitz den größten Dichtern gleich, die je in Oesterreichs Landen entsprossen sind, und hat diese Begabung, wenn auch nicht gerade in der Richtung des Grafen Auersperg (Grün), doch in ächt dichterischer Weise ebenso glänzend zur Geltung gebracht. Seine lyrischen Gedichte verrathen einen ebenso wahrfühlenden und sinnreichen, als erhabenen und freidenkenden Urheber; wir erkennen dies aus vielen Aussprüchen einer unabhängigen Gesinnung, die sich nicht in Zweideutigkeit oder Dunkel versteckt. Schon Karl Gödeke hat unter anderm darauf hingedeutet, wie Zedlitz das tragische Loos Napoleons des Ersten auffaßt, wenn er über ihn mit großem Gemüth ausruft:

In Waffen bin ich gegen ihn gestanden,
Drum mocht' ich nicht ihn schmäh'n, als er in Banden.

Desgleichen urtheilt er über Volksfreiheit nicht geringer als Anastasius Grün, wofür wir mit Gödeke die charakteristische Aeußerung des weltkundigen Mannes anführen:

Glaubt nicht, daß mich den Streit zu sehn gelüstet.
Daß ich entbrannt, den Aufruhr wolle loben!
Beim höchsten Gott dort oben!
Ihn haßt mein Herz gleich wie der Hölle Grauen!
Doch wie's die uferlose Frechheit tadelt,
Liebt es die Freiheit, die den Menschen adelt,
Den schönsten Engel, den die Welt kann schauen! —
Ruft ihn herab auf diese Jammererde,
Daß wenn sie frei, sie endlich friedlich werde!

Was zuweilen an seiner Lyrik stört, ist eine gewisse Mangelhaftigkeit in der äußern Form, die sich jedoch mehr auf die rhythmische Entfaltung, als auf die Gedankenfassung erstreckt, also die Klassizität der Darstellung nur wenig beeinträchtigt. Unter seinen Stammgenossen steht er im gesammten Gepräge des Styles unserer neuhochdeutschen Glanzepoche am allernächsten, schon deßhalb, weil er nicht im Wege der Nachahmung sein Licht von kleineren Sternen geborgt, sondern seinen eignen Genius walten lassen. Eine wie kräftige Ader für volksthümliche Darstellung ihm eigen ist, bezeugt am klarsten der glückliche Wurf seiner „nächtlichen Heerschau", einer Ballade, welche die Runde durch die ganze Welt gemacht hat, soweit Napoleons Ruf erschollen ist; gegen sie erscheint das Gedicht von Heinrich Heine, „die Grenadiere" betitelt, bei aller Verschiedenheit des Stoffes nur als eine schwache Nachahmung. Sein lyrisches Hauptwerk sind die in kunstvollen Canzonen abgefaßten Todtenkränze, mitunter etwas breit und in der Gedankenwucht nicht immer befriedigend, aber im Allgemeinen so wohl ausgeführt, wie wenige Produkte seiner Landsleute. Von dem Inhalte des Ganzen giebt Karl Gödeke folgende kurze Uebersicht: „In diesem Gedichte führt ihn der Geist der Gleichgültigkeit an die Gräber großer Todten, zuerst nach dem Gitschin an Wallensteins Grab, dann nach St. Helena an das Grab Napoleons. Aus den düstern Erinnerungen an diesem Grabe reißt er sich gewaltsam los und flüchtet nach Vauclüse zu den Gräbern Petrarka's und Laura's, dann nach Bologna an die Gruft Romeo's und Juliens. Das Glück, das die Liebe nicht krönt, hofft er bei den Dichtern zu finden, allein auch hier enttäuscht ihn das Schicksal Tassos, Shakespeares und Byrons. Wenn der Held, der Liebende, der

Dichter nicht glücklich ist, vielleicht ist es der Freund der Menschheit? Canning, Joseph II., der König Maximilian I. von Bayern, dessen Sohne Ludwig I. die Canzone gewidmet ist, geben ihm den Trost, den die Schlußstrophen enthalten." An diese schlossen sich, wie Gödeke hinzufügt, noch zwei spätere Canzonen, zuerst in den „Gedichten" 1832 mitgetheilt: „Das Kreuz in Hellas" und „die Wanderungen des Ahasverus", beides Fragmente, die zwar ebenso wohllautend und farbenduftig wären wie die Totenkränze, an Gehalt aber zurückständen.

Von seinen Bühnenstücken, deren einzelne nach spanischen Mustern geschrieben sind, haben sich mehrere auf dem Theater längere Zeit behauptet, unter ihnen „Kerker und Krone" und „Herr und Sklave." Das reizende Märchen „Waldfräulein" folgt der romantischen Richtung. Im Uebersetzen bewies er eine hohe Gewandtheit durch seine Verdeutschung von Byron's „Ritter Harolds Pilgerfahrt", die das Beste blieb, was von dem großen Briten verdolmetscht vorlag, bis er durch seinen Nachfolger Adolf Böttger übertroffen wurde.

Schriften. 1) Turturell. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien 1821. 2) Zwei Nächte zu Valladolid. Trauerspiel. Ebend. 1825. 3) Liebe findet ihre Wege. Lustspiel. Ebend. 1827 4) Todtenkränze. Wien 1828. Mehrfach abgedruckt und in die „Gedichte" aufgenommen. — Prachtausgabe. Wien 1841. 5) Gedichte. Stuttgart 1832. 5. Auflage. 1855. 6) Dramatische Werke. Ebend. 1830—1836. 4 Theile. 7) Lord Byron's Ritter Harold's Pilgerfahrt. Im Versmaß des Originals übersetzt. Ebend. 1836. 8) Waldfräulein. Ein Mährchen in 18 Abenteuern. Ebend. 1843. 4. Auflage. 1856. 9) Altnordische Bilder. I. Ingvelde Schönwang. II. Svend Felding. Ebend. 1850. 10) Soldatenbüchlein. Wien 1849—1850. 2 Hefte. 3. Auflage. Stuttgart 1852.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Wälschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß; —

Und die der Nilschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand! —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor! —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis.
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in der Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!" heißt die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!" — —

Das ist die große Parade
Im Elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Torquato Tasso. Aus den „Todtenkränzen".

Bei Sankt Onufrio, wo Citronendüfte
Süß aus dem stillen Klostergarten wehen,
Bei jener Kirche — Kirchlein nur zu nennen,
Wenn man Sankt Peters Riesendom gesehen,
Deß Haupt, emporgestrecket in die Lüfte,
Wie eine lichte Sonne scheint zu brennen
Und das Gewölk zu trennen! —
Verweilten wir und öffneten die Pforte!
Bald stand ich still vor einem Leichensteine;
„Hier ruhen Tasso's modernde Gebeine,"
Stand drein gegraben statt all' andrer Worte.
Da zuckt' ein Weh durch mich! Es zu versüßen
Senkt ich mein Knie, das werthe Grab zu küssen! —

Unglücklich Herz, das keine Ruhe kennet! —
Blick' auf das Meer, es stillet sich sein Rasen;
Die Donner schweigen endlich in den Lüften,
Und die Orkane hören auf zu blasen!
Ja der Vesuv, deß Eingeweide brennet,
Er, der die Erze schmilzt in seinen Grüften
Und aus den tiefen Klüften
Sie tobend auswirft, als ob aus dem Schlunde
Der Hölle alter Glutpfuhl sich entlüde:
Er rastet! — Die Vulcane werden müde,
Und, du o Herz allein, mit deiner Wunde,
Du willst nicht ruhn und findest nicht den Frieden,
Der selbst der See, dem Sturm, der Glut beschieden!

Doch eh' sich deine Sonne niedersenket,
Flammt sie noch einmal auf in voller Schöne,
Daß dich das Ende mit dem ganzen Leben,
Dem marterreichen, scheidend noch versöhne! —
Wo sich der Schritt zu neuer Wandrung lenket,
Trägt dich der Jubel; alle Arme streben,
Dich hoch empor zu heben,
Damit Italien froh des Anblicks werde!
Nach Rom hin ziehst du in Triumphesprangen;
Aldobrandini eilt, dich zu empfangen,
Und Clemens spricht, der Kirchenfürst der Erde:
„Wohl Andr' empfangen Ruhm vom Lorbeerkranze,
Doch trägst du ihn, gewinnt nur er an Glanze."

Und hin zum Capitol will man dich führen,
Dort vor dem Volke soll der Zweig dich schmücken:
Die Glocken tönen, tausend Stimmen schallen
In alle Lüfte Jauchzen und Entzücken!
Balkon' und Fenster, alle Wege zieren
Prachtvolle Decken, wo der Zug soll wallen;
Was herrlich ragt vor Allen
Im Weichbild Rom's, zieht hin mit Klang und Spiele
Zu Sankt Onufrio's frommem Ordenshause,
Wo gastlich dir geöffnet eine Klause
Zu kurzer Rast, zum freundlichen Asyle!
Es naht der Zug, zur Feier dich zu rufen —
Da sieht man todt dich an der Pforte Stufen! —

Zu andrem Feste hatte dich indessen
Der abgerufen, der die Kränze spendet;

Der, wenn der Tag der Herrlichkeit erschienen,
Mit goldner Tuba seine Engel sendet!
Zum Capitol, nach Sonnen auszumessen,
Geleiten dich die Geister, die dort dienen
Am Throne von Rubinen! —
Dort wird ein Kranz die Stirne dir umgeben,
Von Lorbeer nicht, von abgewelktem, fahlen,
Ein lichter Sternenkranz mit tausend Strahlen
Soll dir, verklärend, ob dem Haupte schweben;
Die Erdenlieder aber zu Accorden
Sind sie des ew'gen Lobgesanges worden.

Und Alle, die den Flammentrank getrunken,
Sind glücklich, ja, sie sind's, ich will's beschwören:
Denn ihren Ursprung haben sie empfunden,
Den göttlichen, unmöglich zu zerstören:
Die Helden, die für's Vaterland gesunken,
Siegjauchzend, mit den tiefen Todeswunden;
Die sich ein Herz verbunden:
Die einen hohen himmlischen Gedanken
Genähret mit dem Marke ihres Lebens;
Die sich ein würdig Ziel gesetzt des Strebens,
In Wirken, Lieben, Leiden, ohne Wanken,
Sie waren selig, selig zum Beneiden,
Und ihre Schmerzen wogen tausend Freuden!

Johann Georg Zetter,

genannt Friedrich Otte,

ein Lyriker elsässisch-deutscher Zunge, besonders auf dem Sagengebiete heimisch, wurde am 4. März 1819 zu Mülhausen geboren. Von seinem Bildungsgange ist nichts weiter bekannt, als daß er schon frühzeitig mit Poesie und poetischer Produktion sich beschäftigte, vermuthlich nicht am wenigsten durch das Beispiel der Gebrüder Stöber, seiner Stammgenossen, angeregt, die bald in seiner Vaterstadt Aemter und Würden erhielten. Gemeinschaftlich mit August Stöber gab er denn auch „Elsässische Neujahrsblätter für 1843“ heraus.

Romanzen und Balladen bilden den Schwerpunkt seiner vor das Publikum getretenen Leistungen; doch wie sie meist in seiner frühen Jugend entstanden sind, verrathen sie auch noch eine ziemlich jugendliche Hand, theils in Anlage und Ausführung, theils, wie es nicht anders sein konnte, von Seiten des Gehalts. Doch ohne in die Nachahmung der „schwäbischen Schule“ zu verfallen, gab er was er aus eigner Kraft geben konnte; daher sind viele seiner Sagendarstellungen nicht ohne eigenthümliche Reize, namentlich „die Zauberin“ und „das Todtenhemd“, von welchem letztern Gedichte zu wünschen wäre, daß es, abgesehen von einer Vertauschung des Hemdes mit einem ähnlichen, doch poetischeren Feldzeichen, den Verlauf des Rachekampfes farbenreicher und kühner gemalt hätte. An der Leichtigkeit seines Styles läßt sich nichts aussetzen.

Karl Gödeke bemerkt über Zetter: „Er ist einer von den wenigen, welche die neuere philosophisch-kritische Richtung der deutschen Litteratur im Elsaß auszubreiten versuchen.“ Hieran knüpfe ich die Erklärung, daß die Poeten des Elsasses sich irren, wenn sie aus Be-

scheidenheit wähnen, daß wir in unserm weiten Vaterlande ihrer hauptsächlich nur deswegen lobend gedächten, weil es unserm Deutschthum schmeichelte, daß sie Vertreter uralter Sitte in einem von Nachbarhand weggeraubten herrlichen Landstriche sind. Von Pfeffel nimmt dergleichen Niemand an, von den neueren Elsässern, wie von den Stöbern, von Klein und von Zetter, noch weniger. Wir freuen uns allerdings, und doch wohl mit Grund, über die sich in den Stammfreunden zur Geltung bringende Macht des deutschen Geistes; aber wir schätzen zugleich ihre Begabung, ihr Streben und ihre gesunde Richtung, die weder französirt, noch um volksthümlich zu sein die Kunst hintanstellt. Mit andern Worten, sie wissen zu unterscheiden zwischen der krankhaften und formlosen Richtung der neuesten deutschen Poesie und zwischen der Weise echtdeutschen Geistes; und die Wahl scheint ihnen nicht schwer zu werden.

Schriften. 1) Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden. Basel 1842. 2) Zweite Sammlung Ebend. 1842.

Der fahrende Schüler. (Elsässische Sage.)

Es zog ein fahrender Scholar
Des Wegs, da es schon finster war.
Er war nicht jung, er war nicht alt;
Das Mäntelein, das ihn umwallt,
Zwar fadenscheinig hier und dorten,
War schön verbrämt mit güldnen Borten.
Das Mützlein auf dem Ohr ihm saß,
Und an der Seit' ihm sah man prangen
Ein Federrohr, ein Dintenfaß,
Ein Pergament mit Silberspangen.

Gar wohlgemuth, mit Sing und Sang,
Zog unser Bursch des Wegs entlang.
Er sang vom Land Italia,
Von schönen Weibern, die er sah,
Und ließ, weil es sich fügte eben,
Den Wasgau und den Rheinwein leben.
Doch finstre Nacht lag rings umher,
Und nirgends streckt dem armen Degen
Die Herberg', wie es sein Begehr,
Erbarmungsvoll den Arm entgegen.

Er zog fürbaß. Da traten frisch
Zwei Räuber aus dem Waldgebüsch.
Sie riefen: „Halt!" — der Wandersmann
Sah schreckensbleich die Beiden an;
Da schwang der Eine seinen Degen,
Der Andre trat ihm keck entgegen,
Und rief: „Gieb deine Schätze her!
Dein Ränzchen auf, ohn Widerstreben!
Wir fragen dich: was liebst du mehr,
Dein blankes Gold? dein frohes Leben?"

Der Wandersmann betheuert sehr,
Daß er ein armer Schüler wär',
Und außer seiner Wissenschaft
Nichts habe, was da Nutzen schafft.
Die Räuber schütteln, ihm zu Leide,
Das Haupt ungläubig alle Beide;
Sie schnallen ihn auf's schwarze Roß
Und reiten, daß dem Burschen grauet,
Den Berg hinan auf's Felsenschloß,
Das trotzig aus den Föhren schauet. — —

Der Knabe liegt im tiefen Thurm,
Zu seinen Häupten braus't der Sturm;
Die Bäume rauschen schauerlich
Und schwarze Wolken sammeln sich.
Doch sorglos tafeln in dem Saale
Die Ritter hinter'm Weinpokale,
Der, schön bekränzt, die Runde macht
Die Buhle, auf des Einen Schooße,
Gähnt schlafbefangen in die Nacht
Und spielt mit einer welken Rose

Sie schmollt': „Langweilig ist's, mein' Seel',
Auf eurem Schloß, ich hab's nicht Hehl!
Die schöne Zeit ist längst vorbei,
Da ihr geschaltet frank und frei,
Des Wandrers Schreck, des Landes Schaden, —
Nun wächst das Gras auf allen Pfaden!
Bringt den Gefangnen drum herauf,
Daß er mit eines Liedes Würze
Und lust'gem Schwanke uns den Lauf,
Den trägen Lauf der Stunden kürze."

Gesagt, gethan. Ein tritt sogleich
Der fahrende Schüler, hoch und bleich;
Er war nicht jung, er war nicht alt;
Das Mäntelein, das ihn umwallt,
Zwar fadenscheinig hier und dorten,
War schön verbrämt mit güldnen Borten.
Das Mützlein auf dem Ohr ihm saß,
Und an der Seit' ihm sah man prangen
Ein Federrohr, ein Dintenfaß,
Ein Pergament mit Silberspangen.

Er schaut sich um, geblendet fast
Vom Lichterschein, vom bunten Glast;
Zieht drauf galant das Mützchen ab,
Grüßt beide Herrn, die Frau vorab,
Und streicht mit heimlichem Frohlocken
Vom Angesicht die goldnen Locken;
Er spricht: „An meiner seltnen Kunst
Sollt ihr euch, hoff' ich, baß erbauen.
Gern buhl' und werb' ich um die Gunst
So edler Herrn, so schöner Frauen."

Drauf stellt er aus dem Ränzchen frisch
Glas und Retorte auf den Tisch.
Ein Zauberfläschchen prangt dabei,
Darin Figürchen mancherlei
Zu schauen sind. Ei, wie sie alle
Sich dreh'n im glänzenden Krystalle,
Als da sind: Geister, Teufelein
Und Drachen, so die Flügel spreiten,
Und Fledermäuse, groß und klein,
Und Hexen, die auf Besen reiten.

Und vor dem aufgeschlagnen Buch
Beginnt er manchen Zauberspruch;
Derweil er lies't, durchblitzt den Saal
Ein goldner Strahl mit einem Mal.
Ha, welch ein Licht! ha, welch ein Flimmer!
Ein Wunderfrühling schmückt das Zimmer.
Der Zauberflasche ist alsbald
Die schönste Rosenschaar entstiegen,
Und an den Wänden glänzt ein Wald
Von Tulpen, die sich drehn und wiegen.

Waldhörner schmettern lustig drein
Die frischen Frühlingsmelodein,
Und goldne Falter schaukeln sich
Auf Blumenkelchen wonniglich.
Man hört die Vöglein Lieder tauschen
Man hört die muntern Quellen rauschen.
O süßer Klang! o prächt'ger Mai!
O goldner Strahl der Frühlingssonne:
Die Ritter jubeln alle zwei,
Der Dirne Herz zerspringt vor Wonne.

Und dumpfer schallt des Schülers Wort.
Da steiget hie und steiget dort
Ein Wölkchen aus der Flasche auf,
Ein niedlich Teuflein sitzt darauf,
Und neue kommen — seltsam Wandern!
Das eine reicht die Hand dem andern.
Die Teuflein sind, eh' man's versieht,
Zu Teufeln flugs emporgeschossen;
Da heult der Sturm ein wildes Lied
Und ist das Blau in Grau zerflossen.

Das Wölkchen hat sich alsobald
Zur mächt'gen Wolkenfaust geballt,
Entsendend in die Kreuz und Queer'
Den gelben Blitz, den Flammenspeer.
Der Donner rüttelt an den Mauern,
Die Magd erblaßt, die Ritter schauern.
Der Zaubermann steht ohne Zag'
Gebietend in der höllischen Runde;
Er lacht und winkt, — da dröhnt ein Schlag,
Da wankt das Schloß in seinem Grunde.

Und noch ein Schlag! Da sinkt das Haus
Mit Mann und Maus in Schutt und Graus.
Auf Trümmer schaut das Morgenlicht,
Das aus den nächsten Wolken bricht,
Und freie Vogellieder schallen
In den geborstnen Marmorhallen.
Und aus dem Schutt steigt keck empor
In sondrer Tracht ein sondrer Knabe,
Er streicht die Locken hinter's Ohr
Und zieht fürbaß am Wanderstabe.

Karl Ziegler,

genannt Carlopago,

ein begabter Dichter österreichisch-deutschen Stammes, besonders auf dem Gebiete der Lyrik rühmenswerth, erblickte zu St. Martin in Oberösterreich das Licht am 12. April 1812. Nachdem er seine Studien an der Wiener Hochschule vollendet hatte, trat er im Jahre 1838 in den Staatsdienst des Kaiserreichs, die Augenblicke freier Muße auf die edelste Kunst wendend, die Poesie. Eine zwanzigjährige Dienstzeit erlaubte ihm, sich in den Ruhestand zurückzuziehen; seit dem Jahre 1858 privatisirte er denn in der Kaiserstadt Wien.

Ein Lyriker, welcher ungewöhnliche Kraft und Frische mit Innigkeit verbindet; trotz kecker Anschauung weiß er, wie sein Lied „Wiedersehen" darthut, die Versöhnung herbeizuführen und die Dissonanzen in Harmonie aufzulösen. Freilich gelingt es ihm nicht immer, das Grausenhafte und Gräßliche so weit zu mäßigen, daß der Leser nicht davor zurückschaudern müßte; daher wird sein sonst treffliches Gemälde, betitelt „ein Brief", immer ein abstoßendes, der Nacht angehöriges Produkt bleiben. Gewisse Dinge (wie hier die letzten Augenblicke eines Selbstmörders) sind entweder ganz undarstellbar, oder nur unter gewisser Beschränkung der Züge, durch bloße Andeutung und Erhebung in das Allgemeine, der poetischen Verklärung fähig.

Sonst ist Zieglers Darstellungsweise gewählt und gewandt. Sein dichterischer Beruf verkündigt sich außerdem durch ein doppeltes Merkmal; erstens dadurch, daß er strebsam und auf Fortschritte bedacht ist; was aus der Vergleichung seiner frühern Gedichte mit den spätern vortheilhaft zu Tage tritt. Zweitens dadurch, daß Ziegler nicht erpicht ist auf volksthümlichen Ton um jeden Preis; daher verschmäht er auch reimlose Weisen nicht, ja trägt sogar kein Bedenken, in der Beherrschung sogenannter antiker Maße sich zu versuchen.

Schriften. 1) Gedichte. Leipzig 1843. 2) Himmel und Erde. Gedichte. Wien 1856.

Am Waldstrome.

Ich bete dich an, du rauschender Wald,
Der in frischer, duftiger Frühlingsgestalt,
Als der schönste Sohn der schönen Natur,
Den Ewigen predigt auf freier Flur!

Und ich bete dich an, du Felsenstrom,
Der auf Wellen wälzt den Himmelsdom,
Der unermüdet und schlummerlos
Den Ewigen predigt mit dumpfem Getos!

Und dich, du gewaltiges, stürmisches Herz,
Mit der rauschenden Lust, mit dem wogenden Schmerz,
Das den Unsichtbaren, der Schöpfung Geist,
In den Wirbeln des Jubels, des Jammers preist!

Frühlingsode.

Mein Herz, es ist trunken
Vom Lichte der Schöpfung,
Das Gott mir kredenzt hat
Im Frühlingspokal!

Ein Samson, zerdrück' ich
Die Säulen des Diesseits;
Es sinkt sein Getrümmer,
Frei schau' ich die Welt.

Es bricht das Gebäude
Des Leibs auseinander,
Es stürzt in die ewigen
Räume das Herz.

Da nahn sich die Strahlen,
Die leuchtenden Wandrer,
Und setzen als goldne
Krystalle sich an.

Und wie die Lawine
In rollendem Sturze
Sich mächtig vergrößert,
Wird größer das Herz.

Jetzt fassen's die Wirbel
Der Riesenellipsen.
Es fliegt um die Sonne
Ein neuer Planet.

Und all die Geschwister,
Planeten und Monde,
Begrüßen den Bruder
Mit Sphärengetön.

Mein Herz, es ist trunken
Vom Lichte des Frühlings,
Das, himmlischen Lächelns,
Der Herr mir kredenzt!

Unter der Tanne.

Unter diesen Tannenbaum
Streck' ich in das Moos mich nieder.
Tanne, rausche Deine Lieder!
Seele, träume Deinen Traum!

Spinne golden dein Gedicht
Um dich her als lichten Schleier,
Hier in einsamstiller Feier,
Sei getrost und bange nicht!

Was dir Dunkles auch gebracht
Dieser Erde rasche Stunden,
Wirf es hin als überwunden
Dem Vergangnen in die Nacht!

Und was immer kommen mag,
Lerchenfreudig sollst du's grüßen!
Solchem Gruß wird folgen müssen
Glanzerhellt ein Maientag.

Horch, die Tanne rauscht so kühn,
Ob sich schwarz auch Wetter thürmen,
Schlagbereit herabzustürmen
In des Bergthals neues Grün.

Rauscht so kühn, und weiß doch nicht,
Ob nicht bald, von Blitzesflammen
Sie getroffen, brennt zusammen,
Und verglühend wankt und bricht. —

Dufterfüllt ist aller Raum;
Frühling ist's auf Erden wieder. —
Tanne, rausche deine Lieder!
Seele träume deinen Traum!

Meine Blume.

Nicht das Duftbild, prangend im Beet des Gartens,
Nicht die Ros' ist Königin mir! Du bist es,
Glockenblum', im Dunkel erblüht, im stillen
Grunde der Dämmrung!

Wo der Bach durch üppige Gräserwildniß
Bahn sich bricht, wo schimmernde Falter gaukeln,
Wo das Herz selbst, trunken von Zauber, wird zur
Blume des Waldes.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.